
WIDENER LIBRARY
HX 6AFX S

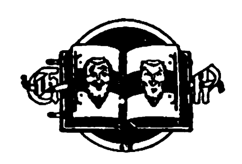
Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß

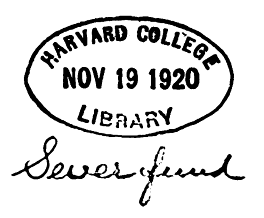
Fünfzehnter Jahrgang · Band I

···· (Oktober 1912 bis März 1913) ····



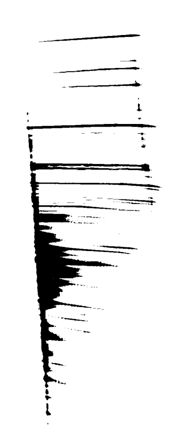
Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer


HARVARD COLLEGE
NOV 19 1920
LIBRARY
Sever fund


BUCHSCHMUCK
von
FRANZ STASSEN





Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften



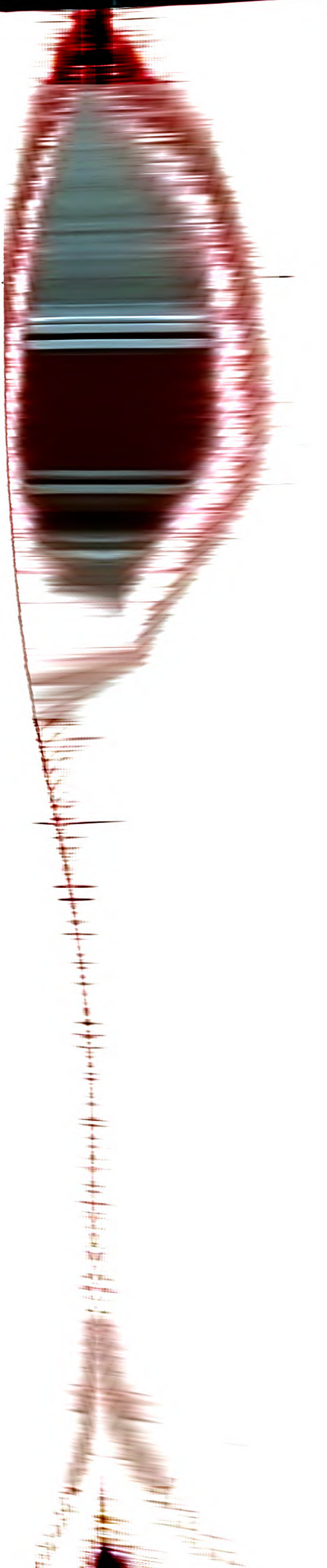
Offene Halle

Türmers Tagebuch

Literatur

Lese

Bildende Kunst





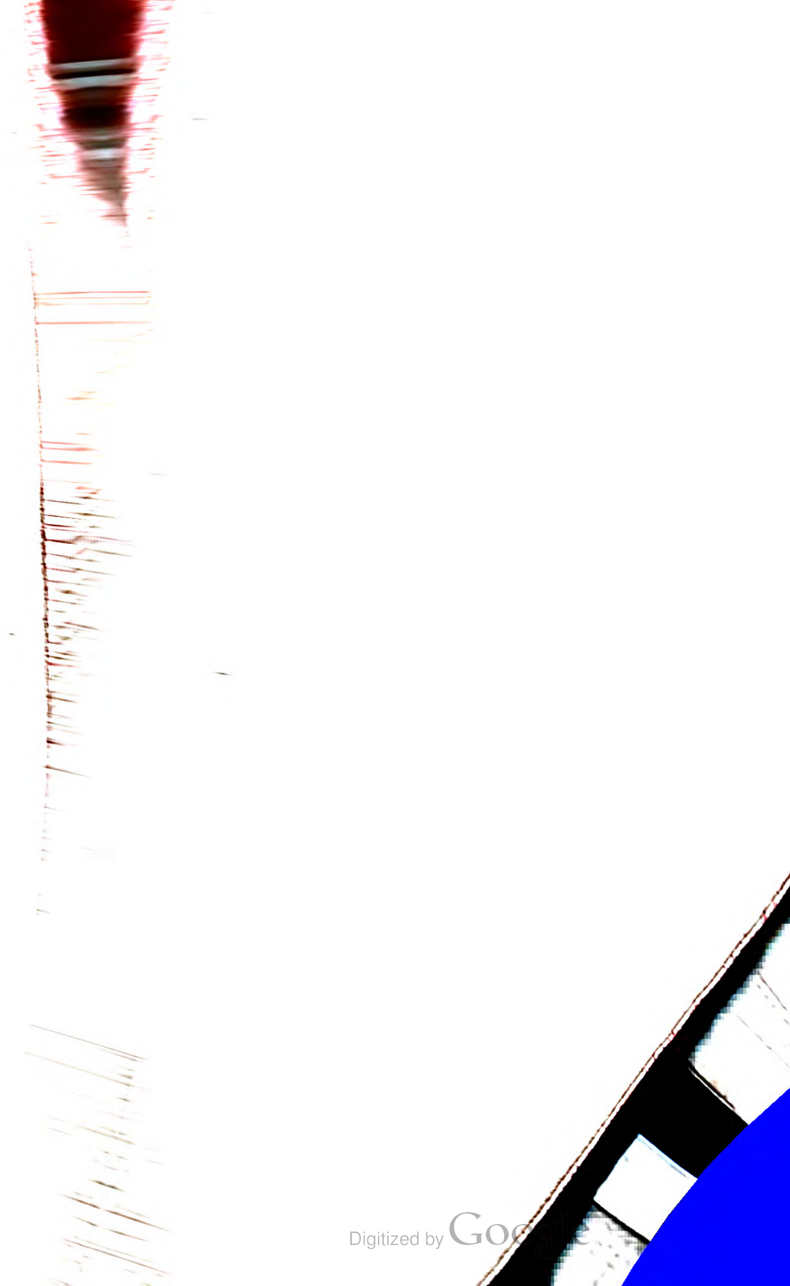
Musik

Auf der Warte



Notenbeilagen

Kunstbeilagen und Illustrationen



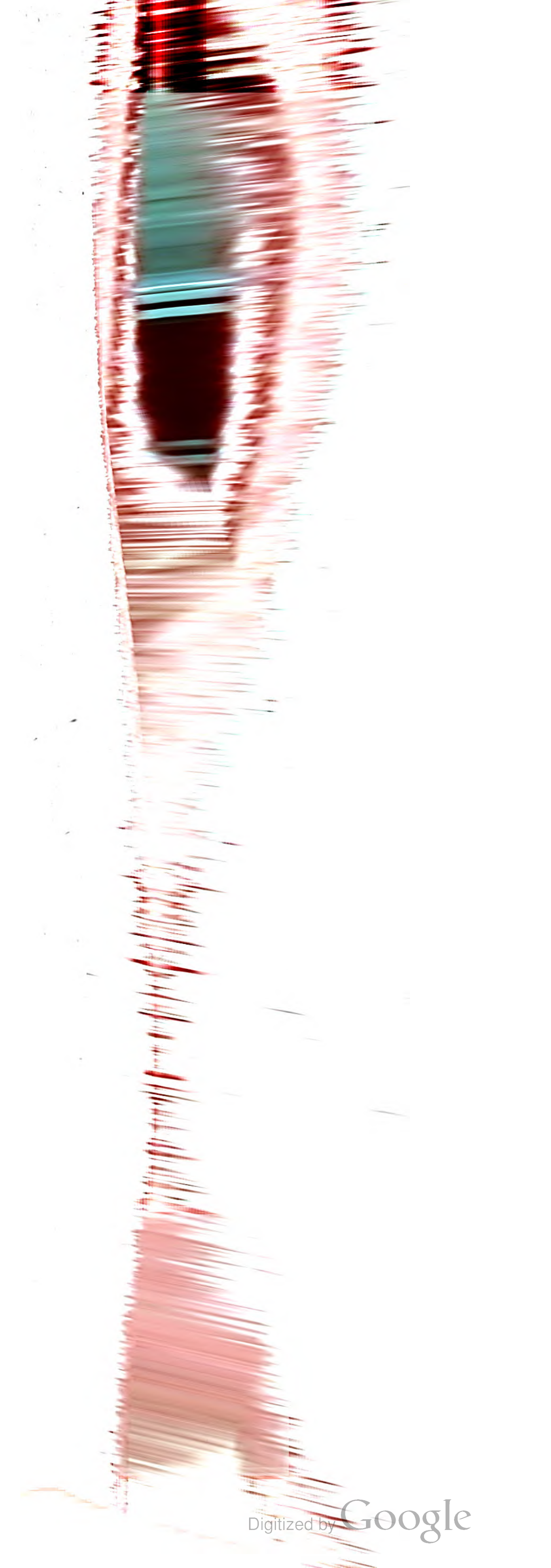
Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.





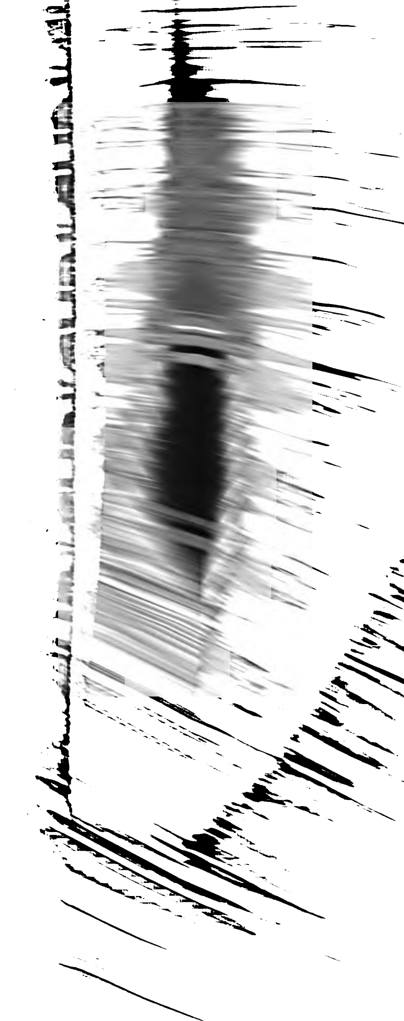
Birkenmühle



G. Schönleber

(Besitzer: Wilh. Keller, Stuttgart)





[illegible] Jahrg. [illegible] 19[illegible] Heft [illegible]

Monarchen und Geldmagnaten

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Vor Jahren ging in Hamburg der Schnack, nach Wilhelm II. werde dann Ballin „drankommen". Es war um die Zeit, da der Verkehr der beiden ungleichartigen Machthaber sich zuerst der Öffentlichkeit eindrucksvoll zeigte. Ich hielt es für einen Straßenwitz von mittlerer [illegible], vernahm aber denselben Meinungsausdruck bald aus einem Kreise von [illegible] Damen. Und hier hatte man Gesichtspunkte, wenn sie an Naivität [illegible] auch dem Herankommen selbst entsprachen. Kein Grund, [illegible]. Die Gescheitheit der Frauen besteht nicht immer am meisten [illegible], sondern in ihrer Unmittelbarkeit: daß sie wie Röntgenstrahlen [illegible] Paragraphen, Konventionen und die sonstigen Scheidewände [illegible] hindurchsehen.

[illegible] aus ihren Gründen gab diesem Geschlecht die gesteigerte Sensibilität, [illegible] Selbstschutz erhält, dafür jedoch den Gedankenreihen, [illegible], den Tatsachen, den Vernunftgründen unzugänglicher ist. Jahr[illegible] das menschliche System hiermit parallel gegangen, indem man die [illegible] über Öffentliches, Staatliches, Rechtliches noch über Geschlecht[illegible] und sie auf diesen Gebieten im Naturzustande beließ, [illegible] unzweifelhaft ein günstiger und schöner war. Das Weib [illegible] als der Mann, aber mit Recht hat man immer, wo die

Birkenmühle





XV. Jahrg. Oktober 1912 Heft 1

Monarchen und Geldmagnaten

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Vor Jahren ging in Hamburg der Schnack, nach Wilhelm II. werde dann Ballin „drankommen". Es war um die Zeit, da der Verkehr der beiden ungleichartigen Machthaber sich zuerst der Öffentlichkeit eindrucksvoll zeigte. Ich hielt es für einen Straßenwitz von mittlerer Güte, vernahm aber denselben Meinungsausdruck bald aus einem Kreise von Hamburger Damen. Und hier hatte man Gesichtspunkte, wenn sie an Naivität und Unbestimmtheit auch dem Darankommen selbst entsprachen. Kein Grund, sie nicht anzuhören. Die Gescheitheit der Frauen besteht nicht immer am meisten in ihrer Einsicht, sondern in ihrer Unmittelbarkeit: daß sie wie Röntgenstrahlen durch die geltenden Paragraphen, Konventionen und die sonstigen Scheuleder der Männer glatt hindurchsehen.

Die Natur aus ihren Gründen gab diesem Geschlecht die gesteigerte Sensivität, die auch den eigentlichsten Selbstschutz enthält, dafür jedoch den Gedachtheiten, den Gesetzlichkeiten, den Tatsachen, den Vernunftgründen unfügsamer ist. Jahrtausende ist das menschliche System hiermit parallel gegangen, indem man die Weiblichkeit weder über Öffentliches, Staatliches, Rechtliches noch über Geschlechtliches behelligend belehrte und sie auf diesen Gebieten im Naturzustand beließ, der im ganzen gesehen unzweifelhaft ein günstiger und schöner war. Das Weib ist reiner oder schlimmer als der Mann, aber mit Recht hat man immer, wo die

Geschichte der Frauenwelt stärker das letzte hervortreten ließ, der Männerwelt die Schuld gegeben. Jetzt neuerdings, nachdem man diese Dinge in eine allgemeine Verwirrung gebracht und Millionen von Frauen mit den Äpfeln der überhasteten Erkenntnisse und Selbständigkeiten in Aufruhr gesetzt hat, macht man Treppenwitz-Entdeckungen, spricht bänglich von der Gesetzlosigkeit, der Willkür des Weibes und schreibt über seinen moralischen Schwachsinn Bücher. Die altgermanischen Deutschen, die nicht bloß in diesem Punkt unvergleichlich feinfühliger und weniger roh waren, als unsere aufklärungseingebildete Modernität, erkannten ein sanctum aliquid et providum der Frauen an, oder, aus dem Tacitus zurückübersetzt: eine Ehrfurcht verdienende intuitive und voraussehende Kraft, die auf einem unmittelbareren Verhältnis zum Heiligen, Göttlichen, zur Allgemeinheit der Empfindungen beruhe.

Es mag kühn scheinen, Ähnliches noch für die Weissagung hamburgischer Pythien in Anspruch zu nehmen, die in Deutschland nach dem kaiserlichen Reiche das Ballinsche prophezeien. Aber nimmt man nur die diskursiven Begriffe heraus, von denen sie trotz allem Mitreden nichts verstehen, so löst dieser sibyllinische Meinungsausdruck immerhin Gedanken aus, die nicht bloß mehr spaßhaft sind. Zum ersten schon den, daß solche unbeengten Gemüter aufrichtig die Sache so verstehen, daß sicher doch reichlich so sehr als den Hamburgern der Kaiser, dem Kaiser die Hamburger imponieren. Wie aber die Nennung des Herrn Ballin natürlich nur Parabel ist, so auch nicht anders selbst die des Kaisers, in dessen Majestät das lebendige Deutschtum versinnbildlicht wird. Und damit bekommen die Dinge eine zeitgeschichtliche Gestalt. Nach den Begeisterungen und Zielideen der Treitschke- und Bismarckzeit ist in der Tat eine neue, fühlbar andere nationale Idee schon sichtlich genug „drangekommen“, und die Hapag mit dem, was sie ist und was drum und dran hängt und ihr eine beflissene Publizistik schafft, ist eine wohlgeeignete Hieroglyphe dafür.

Das wäre immer noch Einzelerscheinung, ginge nicht so viel Ähnliches damit parallel. Ganz Deutschland steht nicht bloß im Zeichen des Verkehrs, sondern in dem des Geldes und der business. Das ist möglicherweise für die Kultur nützlich, was hier nicht untersucht werden soll; man mag es also gelten lassen. Verherrlicht man es aber in dem Maße, wie dies jetzt geschieht, so bringt man dadurch Güter in Verlust, die denn doch unzweifelhaft die höheren sind. Unsere Anpassung an amerikanische Lebensideen und Menschenwertungen — womit nicht die Wertungen eines Emerson oder nur Roosevelts gemeint sind —, an dortige soziale Machtverhältnisse ist eine außerordentliche geworden. Auch die sonst traditionellsten Standesgefühle schwenkten schon in diese Richtung um. Welche Leutnantserregung im Theater, wenn in einer Loge vermutlich reiche Amerikanerinnen sind! Bis zu ganz hohen Instanzen im neuen Deutschland wird den Einführungen und Wünschen, womit die Geldzelebritäten von drüben den alten Erdteil mit seinen „Vasalten und Schlössern“ besuchen, Genüge getan, obwohl das praktisch Politische gerade mit diesen Leuten wenig zu tun hat und jene Wünsche und ihre Genugtuung kaum anders denn als begehrte hochklassige Reisesouvenirs einzuschätzen sind. Wenn man übrigens meinen sollte, daß solche Ehrgeize den selbstsicheren homines



novi einer neuen Welt fernliegend, widernatürlich sein müßten, so ist man mächtig im Irrtum; sie sind ihnen überaus wichtig. Gehört es doch in dieselbe Psychik, wenn die gewöhnlichsten drüben reich gewordenen Muller oder Miller oder Smith sich phantastische Stammbäume konstruieren lassen, die nur manchmal auf einen berühmten Indianerhäuptling, weit lieber und häufiger auf alte europäische Marquisfamilien aufgebaut werden, oder wenn man die gesellschaftlich prominenten Amerikanerinnen zum Full dress die Diademe und Halbkronen tragen sieht, die genau denen unserer Fürstinnen und Herzoginnen nachgebildet sind. Die Geneigtheit, sich europäische Earl- und Herzogssprossen als Schwiegersöhne beizulegen, erwähne ich weniger, man kommt nach allerlei Erfahrungen etwas davon zurück und — kommt auch weiter ohne sie.

Gewiß, mancher von uns, wenn er in die Wahl gestellt wäre, entweder mit jenen äußerlich und innerlich ihr Leben als unbeschränkt auffassenden Größen der Kapitalmacht zwanglos zu verkehren oder mit den nicht immer prominenten Geistern aus der diesseitigen Aristokratie, auch er würde jenen den Vorzug des Interessierenden geben. Aber das geht dann nur ihn an. Er steht nicht auf dem allsichtbaren Punkt, wo aus jeder einzelnen Handlung ganze Bündel von Wirkungen, von kritischen und kritiklosen Folgerungen ausgehen, die Einfluß auf Gedankenverbindungen und Anschauungen, die sich festsetzen, üben. Immer aber wird durch derartige Gedankenbildungen und Suggestionen das lebendige Verhältnis eines Volkes zu den monarchischen Imponderabilien bestimmt, und nie durch Paragraphen.

Gewiß nicht Roß, nicht Reisige sichern die steile Höh' —. Aber die Steilheit ist Voraussetzung und Notwendigkeit, w e n n diese Höhe gesichert zu bleiben wünscht. Nicht nur die Liebe des freien Mannes, der Takt der echten Volksnatur, das Hochgefühl des Stolzes der Nation auf ihre Vordersten, ihr oberstes Haupt, verlangen sie von sich aus. Erst recht die viele Subalternität erfordert sie, die es in der Welt gibt und die neuerdings von der Anbetung der nicht mehr so steil entrückten Monarchen und Prinzen schon bemerkenswert zum Baalsdienst der aufsteigenden „Geldkönige" umzudenken begonnen hat, wovon noch für sich zu sprechen ist.

Es sind nun noch insbesondere der Sport und die dem Bourgeois auf den Leib geschnittene Luxus- und Vergnügungstechnik unserer Tage, die die Gelegenheiten zum Verlassen der fürstlichen Sphäre sehr verbreitert haben, — falls man darin sich nicht innerlich gehemmt fühlt, wie vorläufig doch ein Teil der Fürstenhäuser noch. Das Automobil und die Jacht haben einen anders gearteten Gesellschaftskreis, als das Pferd und die Schußwaffe. Diese Verschiebung in dem, was für höheren Sport gehalten wird, hat ja ihre einzelnen wohltuenden Seiten. Schon dadurch, daß nicht mehr so ausschließlich der Ruhm der Jagdstrecke gesucht wird, der oft empörend bequem gemachte Rekord im Töten von vielen oder auch von seltenen Tieren. Sie hat aber doch auch ihre sehr nachdenklichen Seiten. Das Mitmachen im neuesten Sport gibt bewährte alte Zurückhaltungen nicht bloß darin auf, daß es der Schaulust der Menge sich als genähertes Objekt stellt; was bei der Jagd nie so der Fall ist, selbst wenn man den Photographen mitschleppt.

Die römischen Julier oder Claudier waren Parvenüs, verglichen mit unseren deutschen Dynastien, ihre Imperatorengewalt war erst ein Kompromiß mit der historischen Staatsform. Aber noch vor den schon reichlich entmännlichten Römern hat es den Kaiser Nero, dem es sonst an Esprit nicht fehlte, am nachhaltigsten entwürdigt, daß er persönlich in der Arena sichtbar ward. Wie ein hervorragender Historiker des alten Rom noch kürzlich wieder ausgesprochen hat — mit jener gelehrten Achtlosigkeit auf die Gegenwart, die der Geschichtschreibung so oft nicht zu wissen erlaubt, wie grob sie ist —, „sank der gekrönte Dilettant und Sportsmensch so tief", daß er sich vor seinen Untertanen als Virtuose und Wagenlenker produzierte und eine förmliche Kunstreise zu den Wettspielen von Olympia und Delphi unternahm, um Kränze und Ehrenpreise einzuheimsen.

Nun brauchen wir es ganz so tragisch nicht zu nehmen. Es bleiben gegen das alte Rom immerhin andere Bedingtheiten, wenn wir die Angehörigen regierender Häuser mit dem Kraftwagenlenken und Bobsleighlenken oder dem Tennisracket — an sich höchst gönnenswerte, gesunde Vergnügungen — sich in die Menschenklasse der Champions gesellen sehen. Aber von anderer Gedankenseite her bleibt dafür die Frage aufzuwerfen, ob es noch für die Unverbrüchlichkeit der monarchischen Ehrerbietung im Publikum beweist, daß kein volkstümlicher Widerstand sich regt und nur in empfindlichen Einzelnen sich ein Gefühl zurücklehnt. Die städtische Menge bekundet den Beifall ihrer platten Neugier und ihrer einebnenden Instinkte. Vielleicht liegt es also so, wir sind darin, was man aus diesem Publikum gemacht hat, gegenüber der Nerozeit sogar — schon weiter. Das Tempo der Zeitwandlungen und Anschauungswandlungen ist ein so beschleunigtes geworden, wie noch nie in irgend einer Menschheitsperiode, die Evolution rast dahin, wie es kaum die motorische Kraft explosiver Umgestaltungen ihr nachzutun vermöchte. Und am deutlichsten zeigt sich das auf jenen Gebieten, die am harmlosesten erscheinen, am wenigsten Sorge verursachen und doch am meisten für das vor sich Gehende symptomatisch sind.

Nun stachen zwar auch früher die Brüder und Prinzen der Fürsten, auch diese selbst, Turniere mit. Aber in jeder vernünftigen Kulturgeschichte kann man lesen, was alles durch diesen Luxussport zerstört und zugrunde gerichtet worden ist, voran der Ernst und die Sachlichkeit des Waffenwesens, dem angeblich jener zu dienen bestimmt war. Und dann sind immer noch Unterschiede gegen heute. Heute ist an die Stelle der einst so sorgsam geprüften Stammbäume, die sicherlich nicht alles, aber doch Bestimmtes garantierten, jene Art Besitz getreten, bei dem nach der Herkunft nicht exklusiv gefragt wird. Ein fernerer Unterschied ist vollends nicht gleichgültig: daß der fürstliche Erbbesitz, wie alles derartige, allmählich im Vermögenswert zurückgeht, während das automobile Kapital sich beständig multipliziert und jenen an Pferdestärken immer mehr überholen muß. Indem der Fürstenstand sich auf das Feld der Vergleichung mit dem internationalen Luxusreichtum überhaupt begibt, bringt er sich freiwillig in Ungunst und stetiges Übertrumpftwerden, das bald nicht ohne Folgen bleiben kann. Es ist zwar vorurteilsfrei, modern, sozusagen demokratisch gemeint. Aber da das Volk doch nicht bloß aus solchen besteht, die nur darüber nachzudenken haben, wie sie ihre Zeit und ihr

Geld modemäßig versporten sollen, so ist jenes vielmehr höchst undemokratisch gehandelt und am unpassendsten für die wirklich moderne Monarchie, die wegen aller über allen stehen soll.

Wenn ein Prinz, ein nicht regierender Herzog aus ältestem Fürstenhause sich in den Reichsdienst stellt und auf einen kolonialen Posten geht, wo nichts als Tüchtigkeit und Pflichterfüllung ausschlaggebend sind, so ist das in sehr schönem Sinn vorurteilsfrei und nur zu wünschen, daß es Nachahmung finde. Es ist aber nicht dasselbe, wenn ein regierender Landesherr sich mit seinem Automobil an einer Jagd auf Luftballons beteiligt, die allerdings zum Besten des Vaterlandes, wie heute so vieles Militärische und Nautische, arrangiert wurde, und wenn dann ein Herr X. aus einer kaufmännischen Seestadt vor ihm siegt, während er den letzten Preis bekommt. Es wird auch in seinem sehr loyalen Lande mancher das Gefühl gehabt haben, daß diejenigen, die sich die Allerhöchsten Herrschaften nennen, dann auch von Gottes Gnaden hors concours von Veranstaltungen gestellt seien, wo Qualitätspreise verteilt werden. Überhaupt die umsichgreifende Prämiierung als Ersatzmittel für den erschlaffenden kategorischen Imperativ — es führt hier nur zu weit; aber man lese Jakob Burckhardts wunderbare griechische Kulturgeschichte über die verhängnisvolle Wirkung des agonalen Preiswesens bei den Hellenen.

Doch weshalb, mag jemand fragen, jene höchstgeborenen Wettsportneigungen, sofern man sie nicht gerne erlebt, vor der Öffentlichkeit noch unterstreichen? Weil man die Erhaltung der monarchischen Voraussetzungen, nicht die Bourgeoisierung der Fürstenhäuser wünscht, von Herzen und aus Überzeugung, und weil man, zumal wir den konstitutionellen Staat haben, das Recht besitzt, unter Umständen fürstlicher als der Fürst zu denken. Weil wir das Recht haben, Landesherren und Prinzen zu wünschen, die Wichtigeres für „Leistung“ erkennen, als bei jedem Sportfest auch dabei zu sein, oder z. B. neue Hotels, die auf zahlungskräftige Sportgäste rechnen, höchstselbst mit einzuweihen, Fürsten, die auch nicht im Anschein sich mit der reichen Vergnügungsschicht amalgamieren, die „ernste Männer“ sind, wie der Kaiser von seinen Söhnen rühmte und wie er selbst ganz gewiß im erhabenen Herrschersinn es zu sein vermag und davon immer wieder erlösende Zeichen seiner Sorgen, seiner Fähigkeit der Kritik und des Zorns, seines richtigen Vorausblicks gibt. Wie der Fürst nach der autokratischen Seite hin nicht mehr verantwortungslos ist und Gesetzlichkeiten geschaffen sind, um diese Verantwortung verfassungsmäßig auszudrücken, so ist er es auch nicht in den Dingen, wodurch er oder seine Familie die monarchische Form einer fahrlässigen Verflüchtigung aussetzen, so wenig man früher zwar an solche Gefahr denken mußte und ihr vorzubeugen brauchte. Uns ist es nicht gleichgültig, was aus dem monarchischen Staatsgefüge wird und wen man in absehbarer Zukunft an der Spitze finden wird, geschichtliche Fürsten oder despotische Finanzhäupter, die es vielleicht gar nicht angestrebt haben, aber die von ihren gigantischen Geschäftsinteressen schließlich gezwungen werden, den Staat nur auch gleich direkt mitzubeherrschen. Mit anderen Worten: im heutigen Maßstab vergrößerte Medici, zu was diese Kreise auf der jetzigen Vorstufe ja auch schon von Kunsthändlern und augurenhaften Oberkunstbonzen mit Macht heran-

gebildet werden. (Denn Cosimo und Lorenzo beherrschten bekanntlich den Staat Florenz und sein toskanisches Gebiet als ungefürstete allmächtige Geldleute, und wenn die Kunstgeschichte ihnen Großes dankt — und es damals hohe Künstler gab —, so vermag es weniger die Geschichte der öffentlichen Rechtlichkeit und der staatlichen Wohlfahrt.) Oder sollen wir andernfalls, unwahrscheinlichenfalls, die Sozialdemokratie als Erretterin von dem Zusammenfließen des Regierenden mit dem Plutokratischen begrüßen? Sie dreschflegelt ja schon seit je auf die Monarchie, indem sie die Geldherrschaft zu meinen behauptet, und wenn dieser Widersinn allmählich noch recht bekommt, so liegt es nicht an ihr.

Das könnten übertriebene Beklemmungen scheinen, wenn man mit diesen Sachlagen allein zu tun hätte. In der Tat ist, was die Parteien wollen, noch nie das Gefährlichste gewesen, oder das eigentlich Geschichtsbildende. Der wilden Bauernerhebung im Anfang des 16. Jahrhunderts, die die sozialen und rechtlichen Verhältnisse revolutionär umformen wollte, schlug man auf den Kopf, aber die waffenlose Reformation siegte, und sie bildete Staat, Gesellschaft, Rechtsverhältnisse um. Das Ausschlaggebende ist das, was in der Gesamtheit scheinbar ohne politische Bedeutung vor sich geht und wohin diese Gesamtheit im Guten oder Üblen allmählich gelenkt wird, ohne ein Vorhandensein solcher Abdämmungen, wie sie in der sichtbaren Politik doch immer von Gegenparteien aufgerichtet werden. Dahin gehört es, wenn man heute von zahllosen Seiten am Werk ist, das bisherige Gefühl, womit das Bürgertum auf seine Gekrönten sieht, in eine bewundernde Devotion vor dem puren Geld, den reichsten Leuten und von deren Tun und Treiben umzuzüchten. Hier gibt es jene Parteidämme nicht. Auch die konservative Zeitung übernimmt die Hofberichte des Reichtums, wie man sie nennen könnte, diese Berechnungen, wie viele Dollarmillionen bei Neuyorker Dinergelegenheit beisammen waren, oder wieviel Rockefeller stündlich, minütlich und in der Sekunde einnimmt, diese von Lüsternheit geschmalzten Katalogisierungen der reichsten Erbinnen, diese unanständigen Kabeltelegramme, wie die Heiratsaussichten von Astors (vierzehntägiger) Witwe beschaffen seien. Sie verweist sie nur eben unter den Strich ins Nichtpolitische. Diese feuilletonistische, neutrale Behandlung macht sich aber mitschuldig daran, daß jene neuere Umerziehung ungestört die Nation von jeder gesunden Kritik entwöhnen darf, weit mehr als je solche Kritiklosigkeit gegen die Geburtsfürsten geübt ward. Hier werden die persönlichen Qualitäten nun als gänzlich nebensächlich genommen, man leitet dazu an, die Frage nach solchen überhaupt zu unterdrücken, Carnegie ist längst nicht der am ehesten Bewunderte, sondern die möglichst Brutalen sind es am meisten, man bringt die Geldgötzen der Reihe nach einfach auf die Pfundwage und stellt das Resultat in stereometrischen Würfeln dar. Oder formt es zu sonstigen Anschaulichkeiten, beispielsweise zur Ausrechnung, wieviel deutsche Erbfürsten auf einmal der oder jener amerikanische Massenmillionär auskaufen könnte, wenn er zufällig Lust dazu hätte. Besorgnisse, byzantinisch zu werden, die der Freisinnige, wenn nicht hat, so doch haben sollte, kommen ihm nicht, sobald er von diesen Olympiern erzählt. Die Vergötterungen seiner unbegrenzten Macht, womit man einst einem Ludwig XIV. gehuldigt hat, werden von diesen Feuilletonisten und Notizenreportern des Reichtums erneuert, über-

boten — und dabei geschehen sie viel spontaner, absolut freiwillig, aus nichts und wieder nichts, als aus der Ekstase, in die das goldene Kalb versetzt. „Keine Zollgrenze erkennt er an, um kein staatliches Ausfuhrverbot von Kunstwerken kümmert er sich“, behauptete kürzlich von Pierpont Morgan die in Selbsterhitzung geratene Phantasie eines derartigen Schreibers; wie bei Ariost die Meerungeheuer an den Küsten erscheinen und mit den erstarrten Bewohnern machen, was sie wollen, so naht nach dieser Schilderung Pierpont Morgan mit seiner Luxusjacht.

Aber auch andersartige Zeitsymptome treten auf, die für den kritisch beobachtenden Monarchisten vielsagend sind. In weiten Schichten bei uns zeigt sich schon länger ein auffälliges Wiederaufleben des Napoleonkults, der nun auch mehr als früher nach Norddeutschland übergreift und den Buchhändlern gute Geschäfte bringt. Eine nationale Zeitung erregte sich vor nicht lange über diese Beobachtungen, insonderheit über die geplante Begründung einer deutschen Napoleongesellschaft. Aber in diesem Fall war ihre Deutung kurzsichtig; hier erscheint nicht eigentlich die deutsche Fremdtümelei als der meistbestimmende psychische Ausgangspunkt, sondern das naive Verlangen nach der bewußt gebietenden, folgerichtigen Persönlichkeit, das an den Monarchen neueren Schlages sich nicht enthusiasmiert. Auch aus der italienischen Renaissance heraus, die mit ihrer einseitigen Geldkultur, ihrem Kunsttaumel und ihren Aretinos unserer Gegenwart so ähnlich ist, nur daß ihre Kunst und ihre Kultur besser waren, erhob Machiavelli den Ruf nach dem rücksichtslosen, tyrannisch objektiven „Fürsten“. Zu spät; die „Fürsten“ kamen, aber spanische, französische, mit deutschen und schweizerischen Landsknechten.

Alle jene intimen Vorgänge unserer Zeit finden nun aber längst nicht die Würdigung, die sie verdienen. Sobald von einer Seite politische Anträge gestellt werden, die dem Monarchen ein äußerliches Paragraphenteilchen nehmen wollen, so entsteht bei Regierungsinstanzen und regierungsfreundlichen Parteien heftige Aufregung dagegen; daß aber von selbst die feineren Wurzeln der monarchischen Kraft verkommen und wegschimmeln, von welchen doch deren gesunde Ernährung abhängt, das macht nur wenigen nachhaltige Sorge. Während man sich bei den sogenannten staatserhaltenden Schichten hierüber und über das, was die Fürsten selbst dazu beitragen, freimütige Gedanken machen sollte, unterdrückt man dies meistens aus einer falsch verstandenen Loyalität und überläßt gewohnheitsmäßig die Gelegenheit, wo die Monarchen durch weitgehende Exklusivitätsverzichte merkwürdig auffallen, denjenigen Witzblättern, die den Vorgang aus ihrem unmonarchischen Standpunkt eigentlich anerkennen müßten, aber die Glossen darüber doch nur wieder in ihre Giftbrühe tauchen.

Und glaubt man etwa, daß die Kreise, wo die händlerischen Gesinnungen und Kräfte die ausschlaggebenden sind, für die beeiferten Huldigungen, Besuche, Telegramme von höchsten Stellen mit Zuverlässigkeit auch dankbar seien? Eine Weile ist man geschmeichelt, solange die Sache ungewöhnlich ist, die Eitelkeit brüstet sich, der Profit wird mitgenommen, der gekrönte „beste Handlungsreisende“ des deutschen Großgeschäfts ward längst schon witzelnd gelobt. Aber „monarchisch bis in die Vendée“ macht man auf diese Weise nicht die Traditionslosen des Ge-



schäfts, wie man die einst so aufsässigen Junker dadurch gemacht hat, daß man — sie unterhielt. Schritt für Schritt rückt das mit dem Kapitalismus verquickte maßgebliche Großstädtertum gegen die monarchischen Traditionen vor. W e m danken sie, wen belohnen sie? Sieht man nicht hohen Beamten, deren von der Krone nicht gebilligte einzelne Meinungen dafür das Wohlgefallen jener Kreise finden, demonstrativ das Asyl der pekuniären Verbesserung darbieten? Liegt nicht in dieser Erscheinung, zumal bei den höchst revisionsbedürftigen Verhältnissen der staatlichen Pensionierung, geradezu eine Verlockung für Beamte, nächstens die hohe Staatsstelle nur noch als das Schwungbrett aufzufassen zu kumulierten Aufsichtsrats-Tantièmen, hohen repräsentativen Bezügen und ähnlichen modernen Gütern?

Nun meine ich mit dem allem am wenigsten, daß die Monarchie als solche reaktionär werden soll. Sondern so: daß sie sich etwas mehr Rechenschaft über sich selbst und die Erhaltung ihrer Fundamente geben möge. Wohlmeinend allseitige, aufgeklärte Bestrebtheit ist schön und wichtig, aber zur richtigen Aufgeklärtheit gehört als allererstes die sichere Selbstorientierung.

Die Bedingungen ihres Amtes werden nicht immer am meisten von den für die Throne Geborenen durchgedacht. Sie haben das Amt „geerbt", nicht erworben, und auch da gilt leicht das tiefsinnige Wort: Weh dir, daß du ein Enkel bist. Ganz anders diejenigen, die ihre Stellung sich erst streng und mühevoll, sei es aus dem monarchischen Verfall, wie König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nach dem Luxus- und Scheinwesen Friedrichs I., oder gar frei cäsaristisch zu schaffen haben. Mit schärfster Konsequenz hat Napoleon die Bedingungen, unter welchen die Reiche und Throne in Kraft erhalten werden, durchgedacht, und ihm persönlich lag es in erster Linie nahe, die Entwicklungserscheinungen zu untersuchen, aus welchen das römische Imperium verderben mußte. Daraus sind seine heftigen Oxymora gegen die Plutokratie, die „Handelswelt", zu verstehen, die, wie er sagte, auf den Zustand des fränkischen Gallien „zurückzuwerfen" sei, daraus seine Beflissenheit, das englische Ideal zu verdunkeln durch das der Ehrenlegion und des Marschallstabs im Tornister. Und der philanthropische Benjamin Franklin spricht 1787 aus, die republikanische Verfassung werde hoffentlich nicht dahin führen, das Volk der Vereinigten Staaten durch den Materialismus soweit zu korrumpieren, daß dann zur Wiederherstellung seiner frugalen Gesundheit — ein Monarch nötig würde. Wir Heutigen aber in Deutschland sollen froh sein, daß unsere sozialen Verhältnisse bis jetzt noch nicht die kaiserlich römischen oder nur die großbritannischen — übermäßige Zerklüftung zwischen abhängiger Besitzlosigkeit und Reichtum — sind, unsere Welterfolge nicht jene mühelos ungehemmten, die einst das manuelische Portugal rapide reich machten und infolge davon die große Mehrzahl desto armseliger und geschwächter. Unsere oberste nationale Bemühung soll mit Klarheit und Weitsicht der Gesundhaltung unseres Volkes sich widmen und seiner Lebensbedingungen, wie der Einzelne sie spürt, nicht aber dem Ideal, mit hastender Geschwindigkeit auch bei uns jene verhängnisvolle Art von imaginärer Blüte herbeizuführen, die wenige glücklich macht, die meisten proletarisiert, und der nur noch das Abblühen folgen kann.





Die Freunde

Ballade von Börries, Frhrn. v. Münchhausen

Auf *einem* Schiffe und dreißig Jahr' —
Das schmiedet Freundschaft, wie keine sonst war,
Grau wurden die Schläfen, wie der Sand
Auf der Räuber-Reede vor Helgoland,
Und grau ihre Seelen von Sünden,
Und suchtet ihr Freundschaft bis über See,
Ihr könnt keine treuere finden!

Klaus Störtebecker der eine hieß, —
Den mächtigen Arm im blauen Fries
Auf Tücke Hayens Schulter er tat:
„Wi blivt tosammen, min ole Maat,
Solang de Winde weihen, —
Wenn du slecht büst, will ick ok slecht sin!" —
„„Nu swieg man still!"" sagte Hayen.

Auf Seeraub fuhren sie dreißig Jahr',
Und mit ihnen lag eine wilde Schar
Bei Sommerregen und Winterschnee
Auf schmutziger Kuff in der Nordersee
Unter der beiden Befehlen, —
Und wie sie starben so jämmerlich,
Das wollen wir heute erzählen.

— — — — — — — — — — — — —

Die Hamburger Ratsstube roch nach Staub,
Die Alten raschelten wie welkes Laub,
Und Puder wölkte darüber her. —
Die Hamburger Ratsstube roch nach Teer
Und Ölzeug, firnisdurchwoben,
Als Störtebecker und seine Schar
In die Stube herein geschoben.

„Wir wissen all, was ihr bestimmt,
Und wissen, was der für'n Ende nimmt,
Der dreißig Jahre von Seeraub gelebt,
Wir wollen nicht mehr, als ihr uns gebt,
Doch haltet die alte Sitte
Und gönnt mir, wenn ich denn sterben soll,
Eine allerletzte Bitte!"

Sprach Störtebecker, und zog sich hart
Verlegen am eisgrauen Schifferbart,
Der mächtig quoll aus des Hemdes Rand:
„Ich habe kein Weib auf Helgoland,
Hab' die nur, die hier stehen,
So laßt mich, wenn mich der Henker geköpft,
Noch einmal zu *ihnen* gehen!

Stellt meine Leute in eine Reih'
Und laßt mich tappen an ihnen vorbei,
Und soweit an der Reihe der Fuß mich trägt,
Die Ketten von ihren Armen legt,
Als hätten sie nichts verbrochen,
— Nur die, bis zu denen die Kraft nicht reicht,
Denen tut, wie der Richter gesprochen!"

„Dumm Tüg!" sagte Hayen, „bliv man dabi,
Wi seilt tosam un wullt starven mit di!
Du hest för uns in mennicher Nacht
Beede Wachen op Deck gewacht,
Hüt bliv man still bi liegen. —
Nich, Jungens, dat schall de Kaptein daun?!"
Die andern nickten und schwiegen.

Die Ratsherren aber: „Doch soll es geschehn,
Das Spektakulum wolln wir gerne besehn!
An welche du kömmst, wenn der Henker dich schlug,
Für die ist Blut geflossen genug,
Des Gerichtes sei'n sie ledig, —
Nun laß uns sehen, ob Freund du bist,
Oder bist bloß ruhmredig!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Im diesigen Nebel das Grasbrook liegt,
Man hört die Möwe — wer sieht, wo sie fliegt! —
Zehntausend umwarten das Balkengerüst,
Und die vierzehn, die das Beil heute frißt,
Sie mußten die Pfähle einrammen,
Nun warten sie oben auf Henker und Rat, —
Die vierzehn reden zusammen.

Momme Gödke hob die grobe Hand
Wie wohl vordem auf Helgoland,
Und drehte sie so: „Nordwest to West!
Wat schall en Storm in dat Kramernest!"
Nis strich durchs Maul den Finger:
„Twei Strich na Westen, un hei dreiht rechts,
Dat gift op Deck gode Springer!"

Hay Hunke schnupperte im Nebel lang:
„Nu rök noch eenmal Teer un Tang!"
Doch Tücke Hayen: „So swiegt nu still!
Ji sitt hier nich an Ankerspill,
Wat klönt ji da von Wedder, —
Ji spürt den Wind un rökt de See,
Aber hoiren — eck hoir se nie wedder!"

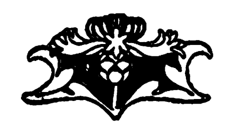
Da kam der Rat, und der Henker kam, —
Hand von Hand ihren Abschied nahm,
Kein Wort tropft in die Stille herein,
Als Tücke Hayens „Adjüs Kaptein!"
Zehntausende rings sich breiten,
Und war die Wiese doch totenstill, — —
Ein Kindlein weinte von weiten

— — — — — — — — — — — — — — —

Sein Kopf kollerte. — Der Tote stand auf,
Mit blindem Fuße ein stockender Lauf,
Taumelnd und stolpernd die Reih' entlang,
Und kannten doch alle seinen Gang!
Vorbei an Nis, der ward blasser,
Vorbei Momme Gödke, der seufzte auf,
Und Hunke schielte aufs Wasser.

Aber als er an Tücke Hayen kam,
Der zwischen die Zähne die Lippe nahm, —
Ein schmaler Streifen blankes Blut, —
Vor stieß er den Fuß, wie ein Zorniger tut,
Da stolperte — stürzte sein Retter,
Plump, wie ein Anker ins Wasser schlägt,
Polterte er auf die Bretter.

Und wie ein Anker Glied um Glied
Der Kette durch klirrende Klüse zieht,
So zog der stürzende Kapitän
Nach sich zum Tode die letzten zehn,
Tücke Hayens Kopf hinrollte,
Und er heuerte wieder mal gleiche Fahrt
Mit dem Freunde, wie er wollte.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

Einführung

Die letzte Manuskriptseite liegt vor mir. Nicht eine Romanheldin, — ein lieber, guter, armer Mensch, das russische Mädchen Elisabeth Diakonoff selbst hat Abschied genommen, um durch die dunkle Pforte zu gehen.

Kein Buch, — ein Leben mit all seinen scheinbaren Widersprüchen und doch so tief verankerten Notwendigkeiten, mit all seinen verzehrenden Gluten und eisigen Schneeschauern hat seinen Abschluß gefunden, — „die Geschichte eines einsamen Sterbens, des Sterbens einer Seele, die schön ist wie Porzellan, allein ebenso zerbrechlich. —“

Noch schwer unter dem Bann dieser erschütternden, schonungslosen Wahrhaftigkeit sinne ich vor mich hin; dann muß ich aufstehen und ein paarmal das Zimmer auf und ab schreiten, um den Rhythmus dieser Lebenstragödie in mir ausschwingen zu lassen —

Es ist etwas Heiliges, was einen nach diesem doch so reinmenschlichen Frauenschicksal anweht, etwas, das einen zwingen möchte, die Hände zu falten: O Herr, nimm du diese arme flüchtende Seele in deine Arme auf! —

Die Tagebücher der Marie Baschkirzeff sind weltberühmt, sie haben internationales Aufsehen erregt: — Hier ist mehr als Marie Baschkirzeff. Das hat auch die russische Kritik und Öffentlichkeit richtig erkannt. „Vergleicht man“, so urteilt der berühmte russische Philosoph und Publizist Rosanoff, „dieses Tagebuch mit demjenigen der leichtsinnigen Marie Baschkirzeff, — wieviel Seele und Seelenkraft, wieviel Nachdenklichkeit! Was für herrliche Seiten sind der Religion gewidmet, was für Gedanken über den Tod gedacht! Wieviel Sorge fürs Volk, für die Kinder, für die Familie! Es sind keine Sorgen, die Taten folgen lassen, aus physischem Unvermögen nicht. Aber in der Seele sind sie stark.“

Dieser Vergleich mit Marie Baschkirzeff kehrt immer wieder: „Wenn die Negative der Marie Baschkirzeff häufig theatralische Posen bringen, so ist Elisabeth Diakonoff wahr bis zur Restlosigkeit.“ Ja diese unerhörte Wahrhaftigkeit, die unerbittlich gegen sich bis zum Selbstmord ist, der alle Sensation fremd ist bis auf den

Begriff, macht die Größe dieser Bekenntnisse eines Seelengenies aus, macht diese Tagebücher selbst zu einer Sensation.

Elisabeth Diakonoff — ich folge hier frei den Mitteilungen ihres Bruders, Alexander Diakonoff — begann ihr Tagebuch wie die berühmte Marie Baschkirzeff in frühester Kindheit, mit elf Jahren. Die Tochter eines reichen Fabrikbesitzers in der kleinen Provinzstadt Nerechta im Kostromaschen Gouvernement, verliert sie früh den Vater und bleibt bis zum 21. Jahr in der Obhut der Mutter, einer beschränkten, zur Erziehung völlig unbefähigten Frau. Nachdem Elisabeth das Gymnasium in Jaroslaw mit der silbernen Medaille absolviert hat, bleibt sie hier noch vier Jahre, da die Mutter von dem sehnsüchtigen Wunsche der Tochter, die Kurse an der Petersburger Universität zu besuchen, nichts wissen will. Die Zeit von 1886 bis 1895 verbringt sie in peinvoller Erwartung der Zukunft, dabei unter dem ständigen Druck einer verständnislosen Umgebung. Aber mit Energie überwindet sie alle Hemmungen und geht mit 21 Jahren in die ersehnten Frauenkurse, die sie auch, trotz ihrer Beteiligung an der studentischen Bewegung, glänzend erledigt.

Wir sehen sie in Paris wieder, wo sie an der Sorbonne Jura studiert, mit dem für sie so bezeichnenden Ziele, nach ihrer Rückkehr nach Rußland den Frauen den Weg zur Anwaltschaft zu erkämpfen.

In Paris schreibt sie in den Jahren 1900—1902 ihr letztes Buch, das hier zum ersten Male einer deutschen Leserschaft dargebotene „Tagebuch einer russischen Studentin“. Es waren ihm neben Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen zwei andere Bücher vorangegangen, die auch schon gleich nach ihrem Erscheinen großes Aufsehen erregten und in wenigen Wochen vergriffen wurden.

„In rührender Weise berichtet Elisabeth Diakonoff in diesem Buche über ihre erste Liebe — die Liebe zu einem Arzte, einem Pariser. Dieses poetische, zarte Buch der Liebe hat sie mit einer qualvollen, fieberhaften Eile geschrieben, als fühlte sie die kalte Nähe des Todes. Und wirklich: nachdem sie die letzten Seiten geschrieben — Seiten des Leides — Seiten tiefer Tragik, fand sie wenige Tage später den Tod —“. So der bekannte Prediger und Schriftsteller G. Petroff über unser Tagebuch: „Es ist kein Tagebuch mehr, es ist ein Gedicht in Prosa, erfüllt von tiefer, leidenschaftlicher Melancholie. Es ist die russische ‚intellektuelle‘ Frau, die sich in der Schönheit, in der Schnee-Reinheit dieses Gedichtes spiegelt — — Warum wurde sie ein Opfer des Todes — war sie nicht viel mehr zu einem Lebenssiege bestimmt?“

Als sie fühlte, erzählt ihr Bruder, daß der Roman mit dem Internen im Hospital Broca, Dr. Lencelet, endgültig abschließen mußte, habe sie in nervöser Hast jene letzte Stimmung vor einem Selbstmord aufgezeichnet. Aber diese Stimmung sei nichts weiter als die Ekstase ihrer schaffenden Seele, ihrer aufs höchste gespannten künstlerischen Phantasie. Denn alle darauf folgenden Ereignisse, der Tod, seien für sie selbst unerwartet gekommen: — „Zufall!“

„Elisabeth Diakonoff hatte von Natur aus viel Liebe zum Leben. Obgleich überaus sensibel, häufig körperlich sehr leidend, trug sie die zahllosen Prüfungen eines harten Schicksals äußerlich ruhig, gefaßt. So erschien sie, wenn auch inner-

lich unbefriedigt und oft heftig erregt, äußerlich freundlich entgegenkommend, ja in manchen Fällen sehr expansiv. In den Tagen, wo die Notwendigkeit, mit ihrer Liebe zu Dr. Lencelet abzuschließen, unerbittlich vor ihrer Seele steht, arbeitet sie angestrengt zum Examen. Sie besteht es und reist zu ihrer Erholung in die Heimat. In der ersten Hälfte des Augusts 1902 besucht sie auf ihrer Rückreise nach Paris eine Verwandte in Tirol, am Achensee. Schon am ersten Tage soll sie früh ohne Führer in die Berge gegangen und — nicht mehr wiedergekehrt sein. — —

Ihre Leiche wurde, trotz angestrengten Suchens, erst einen Monat später an einem Wasserfall gefunden, der sie ans Ufer gespült hatte. Sowohl der Ort des Unglücks als auch verschiedene andere Anzeichen, die durch gerichtliche und medizinische Nachforschungen festgestellt wurden, sprechen dafür, daß es sich nicht um einen Selbstmord, sondern um einen unglücklichen Zufall handelte."

Wer möchte sich anmaßen, hier das letzte Wort zu sprechen? Wer die abgründige Tiefe dieser Lösung eines tragischen Lebensproblems ausmessen? Auch der „Zufall" ist hier nur ein armseliger Geselle.

Tragisch wie ihr Tod war ihr Leben, war ihre Liebe. Die Frau, die sich gegen die Herrschaft des Mannes aufbäumt, erliegt ihr in unerbittlich hoffnungslosem Kampfe. Erliegt der Leidenschaft zu einem Manne, der ihr in jedem Betracht völlig wesensfremd ist, der als Persönlichkeit ohne Zweifel unter ihr steht, dessen eisiger Kälte ihre so keusch und doch so leidenschaftlich werbende Liebe nichts abringen kann als kalt abweisende Philisterweisheit und — ärztliche Rezepte. — Warum?

Ja, warum? Weil er Mann und sie Frau ist. Weil in den Beziehungen der Geschlechter geheime magische Kräfte walten und Gesetze herrschen, die nach keiner Logik und Philosophie fragen. Ob die Frau dem Manne oder der Mann der Frau unterliegen soll, das wird in allewege von keinem geschriebenen Frauen- oder Männerrechte entschieden werden. Alle dahin zielenden Bestrebungen und Gesetze können nur die Oberfläche dieser Beziehungen kräuseln, nie ihre geheimnisvollen Tiefen bewegen. Die stillen, vulkanischen ...

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Paris, 1. Dezember 1900.

Es ist so weit gekommen, daß ich den größten Teil der Nacht schlaflos verbringe, beim geringsten Geräusch fahre ich zusammen. Erst des Morgens schlafe ich ein ...

Es ist kalt ... durch die Fenster dringt kaum der matte Schein eines anbrechenden, grauen Tages ... Unsaubere Gardinen, ein kleiner Tisch an der Wand, ein Vorhang, der meine Kleider schützt, ein Ofen in der Ecke, ein Stuhl, ein Waschtisch ... das sind die wenigen Gegenstände in dem engen Raum, „cabinet" heißt so etwas hier.

Kein Licht, keine Luft — es ist ja auch das billigste Zimmer in der kleinen Pension!

Meine Wirtin, eine Schweizerin von Geburt, ermuntert mich in ihrer gutmütigen Art. „Sie sind eben leidend. Sie haben Kopfschmerzen; das ist weiter nicht schlimm; die vergehen schon wieder."

Sie vergehen schon wieder — wann? Von Tag zu Tag leide ich mehr. Dabei habe ich keine physische Krankheit ...

Ich bin völlig gesund und doch zu nichts fähig, zu nichts ... ich bin schlimmer daran als eine Kranke. Ich tue alles nur mechanisch. Gestern habe ich um Aufnahme an der juridischen Fakultät nachgesucht ... ob es einen Sinn hat, wenn ich doch nicht imstande bin zu arbeiten?

6. Dezember. Ich glaube, mein alter Zustand stellt sich wieder ein. Dieser quälende Zustand! Wie eine giftige Schlange schleicht er sich an mich heran — und schon fühle ich den Biß des Giftzahnes!

Mein Kopf ist wie eingezwängt in einen eisernen Ring, der ihn immer fester und fester umschließt. Ich kann nichts mehr tun, zum Arbeiten fehlt mir die Kraft, die geistige Kraft. Die quälenden Kopfschmerzen machen sie völlig zunichte. Und das Bewußtsein dieser Kraftlosigkeit, der Unfähigkeit, mich aufzuraffen, weckt mir Verzweiflung, nein, noch Schlimmeres — eine entsetzliche Angst! Meine Seele ist wie ein großer Schmerz; nichts Gesundes ist in ihr, sie ist ganz voll von Trostlosigkeit und unsagbarem Lebensüberdruß.

Wie viel, wie viel habe ich getan, um gesund zu werden! Wieviel Berühmtheiten suchte ich in Petersburg auf ... Es kostete uns Studierenden nichts. Und ging man hin, so fragte die Berühmtheit einen flüchtig, murmelte: „Hm — Sie müssen sich ausruhen", verschrieb ein Rezept und wies mit Würde das Honorar ab. Ich bestellte die Medizin, ich suchte Erholung am Meer — anfangs zerstreuten mich die neuen Eindrücke ... Und dann — dennoch, immer dasselbe! Bald schwächer, bald stärker, je nach den Umständen.

Als ich mein Studium beendigt hatte, wollte ich ein Jahr ausruhen, alle Bücher von mir fernhalten — in der Hoffnung, gesund zu werden. Die neue Umgebung, die wechselnden Eindrücke ließen mir das Leben anfangs erträglicher erscheinen. Als ich jedoch zu den früheren Orten, zu den alten Erinnerungen zurückkehrte, und namentlich in die alten Familienverhältnisse wieder hineinwuchs, war es vorbei mit der Erholung ... Ich kann ja nicht das ganze Leben hindurch reisen?! Am schmerzlichsten ist mir der Gedanke an meine Schwester; es ist fast wie eine Bitte, die ich dabei hinmurmle: „Erinnerungen, quält mich nicht!"

Sie quälen mich!

Die Erkenntnis meiner Schuld steht anklagend vor meinem Gewissen, der schwere Eisenring drückt sich immer fester und fester um meine Schläfen — und kraftlos fall' ich auf mein Bett. So niederdrückend ist das alles.

8. Dezember. Heute erhielt ich einen Brief von Wallja. Wie gewöhnlich — ein schwermütiger Brief — als ob er unter einem schweren Druck entstanden wäre. In jeder Zeile sehe ich ihre traurigen grauen Augen. Aus jedem Wort höre ich ihre Stimme: „Warum habt ihr mich zugrunde gerichtet?" Ich kann nicht einmal daran denken, ihr nicht mehr zu schreiben.

Ihr Leben ist zu bitter.

Und doch ist ein jeder Brief — wie ein glühendes Eisen, das eine offene Wunde streift. Ich habe sie verdient, ich habe sie verdient — diese Leiden.

Doch nein. So schuldig bin ich nicht. Ich war so jung — zwei Jahre älter

als sie. Wie konnte ich die Folgen übersehen! Wir wuchsen zusammen auf und wußten gleich wenig vom Leben und von den Menschen.

Sind diese Vorwürfe dann wirklich verdient?

11. Dezember. Ich bin krank. Heute morgen erfaßte mich ein so starker Schwindel, daß ich mich nicht einmal aufrechthalten konnte. Ich muß mich an einen Arzt wenden.

12. Dezember. Ich war in der École de Médecine. Der Pförtner wies mich in die Klinik von Dr. Raimond. Sprechstunde von neun bis elf Uhr. Es war halb zehn. So hatte ich noch Aussicht, empfangen zu werden.

Der Morgen war kalt und grau. Die Pariser gingen nicht, sondern liefen auf der Straße, um sich zu erwärmen. Der Winter ist hier unerträglich, er erscheint fast noch kälter als bei uns in Rußland, denn es gibt hier keinen Schnee. Man fühlt nur die kalten Pflastersteine unter den Füßen. Im Zimmer ist es auch kalt, — es gibt keine Sonne — nur eine ewiggraue, matte Beleuchtung, selbst die Häuser erscheinen dabei grau. Bei meinem jetzigen Zustande legt sich diese Witterung schwer auf die Seele.

Der Weg zum Krankenhaus erschien mir unendlich lang. „Salpêtrière", dieser Name verbindet sich mir eng mit demjenigen von Charcot, und ich war fast erfreut, als ich beim Eintritt ins Krankenhaus seine Statue erblickte.

Das ist also das berühmte Krankenhaus! Hinter der hohen Steinmauer liegt es wie eine Stadt in besonderem Stil: fünf mächtige Häuserkomplexe und zwischen ihnen einsame Straßen.

„Wo ist die Klinik von Dr. Raimond?" fragte ich eine Angestellte.

„Das dritte Haus links."

Es war ein kleines, reines, einstöckiges Haus mit zwei Türen.

Ich öffnete eine Tür, trat ein — und — blieb stehen. Das große, sehr niedrige Zimmer war überfüllt von Studenten und Studentinnen. Vorn teilte sich die Estrade ab, auf der anscheinend einer der medizinischen Götter, umringt von seinen Assistenten, in sehr lässiger Stellung thronte. Vor ihm saß auf einem Stuhl eine junge Frau in Trauer und weinte bitterlich. Neben ihr stand ihr Gatte, ein Mann in mittleren Jahren.

„Immer diese Tränen, diese schwarzen Gedanken", sagte der Professor verächtlich, indem er die Kranke nicht einmal ansah. Die unglückliche Frau schwieg, sie hatte den Kopf tief hinunter geneigt und schluchzte nur leise.

„Seit dem Tode des Sohnes ist sie so", antwortete der Mann.

„So?!" war die erneute Frage des Professors.

Dann erfolgte noch eine Frage, noch eine Antwort des Mannes, noch ein herablassendes „So?" Damit schien das Gespräch mit der Kranken beendigt.

Man führte sie die Treppe der Estrade hinunter. Der Professor verschrieb ein Rezept und reichte es dem Manne. Nachdem sie weggegangen waren, begann er den Studenten die Krankheit zu erklären, ihre Symptome und Folgen.

Was er auseinandersetzte, war entschieden klug und zutreffend — aber eins schien mir dabei zu fehlen — und zwar die Hauptsache: Mitleid zum leidenden

Menschen, — und mit seiner kurzen, unfreundlichen Art im Verkehr mit den Kranken mußte er seinen Schülern ein sehr schlechtes Beispiel geben.

Dann trat ein kleiner, blasser Junge, geführt von seinen Eltern — anscheinend Arbeitern —, auf die Estrade. Er sah mit einem verlorenen, verschüchterten Blick um sich.

„Na, was fehlt uns denn?" ertönte von neuem die herablassende Stimme der Berühmtheit. Er hatte sich beim Erscheinen des Kranken nicht einmal umgesehen.

Mein Herz stockte mir ...

Unmöglich werde ich da hinaufgehen und diese kalten Fragen vor Hunderten von neugierigen Augen ertragen. Soll ich in mein zerquältes Leben auch das noch hineinnehmen, diese Erniedrigung meiner Person; soll ich meine Seele der Wissenschaft als Material vorlegen — ja, als ein Material, das hier mit solch einer Verachtung behandelt wird?

Und die Estrade erschien mir wie ein Schafott — der Professor wie ein Henker.

Sollte ich es freiwillig besteigen?

Der Kopf begann mir zu schwindeln.

„Mein Herr ... was bedeutet das alles?"

Der Student, der neben mir während der Vorlesung so eifrig nachschrieb, wandte sich unwillig um. „Das ist eine Demonstration von Kranken im Anschluß an die Vorlesung. Gehen Sie ins Empfangszimmer und warten Sie, bis Sie an die Reihe kommen."

„Aber geht es nicht — auf eine andere Weise? ..."

„In der Klinik ist es immer so —"

Er hatte offenbar keine Lust, sich auf Erklärungen einzulassen; der Professor las und er mußte nachschreiben. Alle die Umherstehenden und Sitzenden schrieben jedes Wort aufmerksam nach.

Ich ging aus dem Saal hinaus, machte noch einige Schritte und öffnete die gegenüberliegende Tür.

Es war ein mittelgroßes Zimmer, in dem eine Reihe von Bänken standen, auf denen die wartenden Kranken saßen. Eine kleine magere Frau in Leinwandkittel und kokettem Kopfputz mit breiten Bändern trat an mich heran.

„Sie sind zum Empfang zu spät, es werden keine Nummern mehr ausgegeben."

Aus dem Nebenzimmer blickte ein junger Mann in weißer Bluse.

„Wann empfängt der Professor bei sich?"

Der junge Mann verschwand im Zimmer. Ich hörte, wie er jemand fragte, dann trat er wieder ein und sah in das Einschreibebuch: „Am Mittwoch und Freitag."

„Wie heißt der Professor und wie ist seine Adresse?" fiel es mir ein zu fragen.

„Déjeune."

„Wieviel zahlt man für den Besuch?"

„Gegen 40 bis 50 Franken."

„Danke, mein Herr."

Ich war wieder auf dem Hof, inmitten dieser grauen Steingebäude. Eine Verzweiflung, eine wilde, kalte, grenzenlose Verzweiflung erfaßte meine Seele.

Was blieb mir zu tun übrig? In die Sprechstunde zu gehen, hinauf aufs Schafott ... hier, wo die Seele eines lebenden Menschen, sein Schmerz, sein Unglück zum Material, zur Sache wird, der man keine Rücksicht mehr schuldig ist.

Nein, lieber gehe ich in seinen Privatempfang. Von wo soll ich die 40 Franken bekommen? Der Herr sagte ja nicht, daß die Studierenden von der Zahlung befreit sind — also sind hier andere Bestimmungen als in Petersburg — wahrscheinlich wird nur in der Klinik kostenlose Behandlung gewährt.

Was soll ich tun, was soll ich tun?!

Wie im Nebel, ohne Gefühl für meine Umgebung, ging ich nach Hause.

Die Droschkenkutscher stießen mich, die Elektrische ließ mich hart zusammenfahren.

Um mich herum erschien mir alles fremd, als wäre ich das erstemal auf dem Platze St. Michel.

„Ach, sind Sie's, Diakonoffa! Guten Tag und Adieu zugleich, ich habe keine Zeit — und muß eilen!“

Es war Kornewskaja, die einzige Juristin in dem zweiten Kursus an der Sorbonne. Ich lernte sie kennen, als ich mein Gesuch einreichte. Fröhlich, lebhaft — mit dem typischen Gesicht der russischen Popentochter.

„Wohin eilen Sie?“

„Ich will Jeanne Chovaine sehen — heute leistet sie den Eid.“

„Heute, wirklich?“

„Um zwölf Uhr — es stand ja in allen Zeitungen. Auf Wiedersehen! Ich muß eilen — Bekannte erwarten mich auf der Brücke.“

Das war die lebensvollste Nachricht für mich seit der Zeit, wo das Gesetz, das den Frauen das Recht auf Advokatenstellen gibt, in der Deputiertenkammer durchgegangen war. Mit Ungeduld hatte ich auf den Tag gewartet, an dem Jeanne Chovaine vereidigt werden sollte — die erste französische Juristin — Doctor juris der Pariser Universität. Und nun ist heute der Tag! Und ich wußte es nicht.

„Warten Sie einen Augenblick, es werden sicher viel Menschen sein, haben Sie ein Billett?“ fragte ich.

„Ja, ein bekannter Advokat führt mich hin.“

„Geht es nicht auch ohne Billett?“

„Versuchen Sie es — vielleicht — doch wird es schwer sein. Auf Wiedersehen!“

Und Kornewskaja verschwand in der Menge. Diese Egoistin! Beständig leih' ich ihr Geld und sie kann mir nicht einmal einen kleinen Freundschaftsdienst leisten.

Ich sah nach der Uhr. Es war halb zwölf. In der Pension wird um zwölf Uhr gefrühstückt, die Wirtin ist pünktlich und liebt keine Verspätung.

Aber die Vereidigung von Jeanne Chovaine schien mir wichtiger — außerdem konnte ich doch nicht essen.

Ich beschloß, ins Palais de Justice zu gehen. Das Volk drängte sich an der Tür der Deputiertenkammer, in der die Vereidigung stattfinden sollte. Mit Neugier betrachtete ich die Umherstehenden, als mich eine Hand plötzlich zärtlich ergriff. In der Menge tauchte der hübsche, blonde Kopf der Bilbesko auf, Studentin der historisch-philologischen Fakultät.

Ich hatte sie nach einer Vorlesung kennen gelernt. Dieses anziehende junge Mädchen, fast noch ein Kind, redet mich immer so zärtlich an, als wäre es ihr Wunsch, mich näher kennen zu lernen — aber jemand scheint sie darin zu stören, ich glaube ihre Eltern.

„So, wollen Sie auch Jeanne Chovaine sehen?"

„Wir auch. Gestatten Sie, daß ich Sie mit meiner älteren Schwester bekannt mache. Sie ist Medizinerin im letzten Semester."

Eine hohe, schlanke, schöne Brünette reichte mir lächelnd die Hand.

Und immer noch unter dem Eindruck der Vorgänge im Krankenhaus, begann ich ihr von meinem Zustande zu erzählen, von der Unfähigkeit zu arbeiten usw.

Ich fühlte unklar, daß es vom Standpunkt gesellschaftlicher Formen nicht gerade taktvoll war, daß ich ausschließlich von meinem Leiden sprach. Und doch mußte ich sprechen, sprechen!

„Seien Sie ruhig, ich kann Ihnen behilflich sein. Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief an einen ‚Internen' geben, einen sehr tüchtigen Arzt, mit dem ich gut Kamerad war."

„Interne", in diesem Zusammenhang verstand ich den Sinn des Wortes nicht, doch war ich zu schüchtern, um danach zu fragen.

In meiner Seele wurde es leichter, das unerwartete Mitgefühl der Schwestern beruhigte mich.

Jeanne Chovaine kam immer noch nicht. Wahrscheinlich war die Vereidigung verschoben; das Publikum begann sich zu verziehen.

Auch wir drei gingen hinaus und verabschiedeten uns auf der Straße. Die Schwestern Bilbesko mußten nach rechts gehen, ich nach links ...

Wie ermüdet mich dieses Schreiben. Und warum schreibe ich eigentlich, wenn ich das nur wüßte! Es ist einfach alte Gewohnheit. Und dabei ist es so trübe — so dunkel in meiner Seele — ich will nichts tun.

So schreib' ich denn — es ist eine Art Ablenkung, das Papier ist so duldsam.

17. Dezember. Als ich gestern abend aus der Vorlesung heimkehrte, fand ich vor meiner Tür den versprochenen Empfehlungsbrief der Bilbesko — auf den Namen von monsieur Lencelet, interne de médecine. Hôspital de la Salpêtrière.

Der Brief war wohl mit Absicht nicht geschlossen, so konnte ich ihn ohne Gewissensbisse lesen:

„Verehrter Herr! Ich empfehle Ihrer Sorgfalt Fräulein Diakonoff, die an Kopfschmerzen, Schwindel usw. leidet."

Ja! Usw.... So bestimmen die Ärzte unseren Zustand ... kurz und klar. — Schön, ich werde morgen hingehn.

18. Dezember. Ich stand besonders früh auf, um rechtzeitig in der Salpêtrière zu sein. Und das fällt mir so schwer, ich schlafe ja die Nacht nicht, erst des Morgens schlummere ich etwas ein und habe das Bedürfnis, spät aufzustehen.

Ich wandte mich an den Pförtner.

„Wohin? — Herr Lencelet. — Das dritte Haus rechts."

Ein ähnliches Haus wie die Klinik von Doktor Raimond. Die schwarzen Buchstaben auf einer matten Glastür bezeichnen das Sprechzimmer. Ich öffne. In dem kleinen Zimmer sitzt eine junge Frau in weißem Leinwandkittel mit einer weißen Haube und näht.

„Herr Lencelet?“ fragte ich.

„Er ist noch nicht gekommen, Fräulein. Vielleicht finden Sie ihn drüben in der Klinik des Doktor Charcot.“

Und sie zeigte mir das Haus rechts. Die Klinik war bereits von Kranken belagert, auch viele Studenten sah man hineingehen. — Eine Schwester mit rötlichem Haar lief kokett aus dem Auditorium ins Krankenhaus und wieder zurück.

„Ach, bitte Fräulein, ist Herr Lencelet hier?“

„Nein, aber Sie finden ihn vielleicht im Sprechzimmer.“

Das sah ja wie ein Versteckspiel aus.

Es waren hier so viele Angestellte, daß man von keinem eine befriedigende Antwort erhalten konnte. Ich kehrte ins Sprechzimmer zurück. Noch einmal machte ich den Spaziergang in die Klinik und wieder zurück.

Ich blieb noch eine halbe Stunde. Es war halb elf — wieviel verlorene Zeit, ich war so müde und alles umsonst! Und dabei hatte die Rumänin geschrieben, er sei von neun Uhr an zu treffen. Wahrscheinlich kam er nie vor elf.

Werde ich noch ein zweites Mal hierher kommen müssen? — Wie sollte es anders sein? — ich werde es tun müssen. Und ein bitteres Gefühl stieg in meiner Seele auf. Eine ähnliche Stimmung werden alle diejenigen erleben, die in den Empfangszimmern der Reichen warten müssen, und denen schließlich verkündet wird: heute wird nicht mehr empfangen.

Dieses Leben, dieses Leben! Und warum müssen wir diese Erniedrigung erdulden? Nur, weil wir einem guten Arzte keine 40 Franken zahlen können! — — Und ich fühle mich so elend, daß mir nur ein guter Arzt helfen kann.

20. Dezember. Gestern schmerzte mein Kopf so sehr, daß ich den ganzen Tag liegen blieb. Heute beeilte ich mich nicht; ich stand spät auf, und kam erst gegen 11 Uhr ins Hospital Salpêtrière. Die Schwester im Sprechzimmer stürzte mir vertraulich entgegen und sagte vorwurfsvoll:

„Sie waren gerade weggegangen, als Herr Lencelet kam. Sie hatten so lange gewartet, warum warteten Sie nicht noch länger?“

Noch länger! Ja, glauben diese Leute, daß wir nur für die Ärzte da sind? — wenn wir sie sprechen wollen, können wir uns zu Tode warten!

Doch wohlweislich enthielt ich mich der Antwort, und fragte nur: „Ist er jetzt hier?“

„Ja, Fräulein ... er ist hier, dort kommt er“, und sie zeigte auf zwei Herren, die auf den Hof hinaustraten, der eine weiß gekleidet, der andere schwarz mit schwarzem Hut. Sie gingen an der Pforte vorbei und verschwanden.

„Wieder ist er weggegangen, wieder ein Mißerfolg!“ dachte ich verzweifelt.

Als die Schwester mein verstörtes Gesicht sah, wurde sie über die Maßen liebenswürdig und führte mich selbst zum Ausgang. In diesem Augenblick erschienen die beiden Herren wieder auf dem Hofe.

„Sehn Sie, der Weiße ist Herr Lencelet", und sie führte mich wie ein Kind zu ihm hin: „Da ist er, Fräulein", und sie ging, anscheinend sehr zufrieden mit sich selbst.

„Mein Herr, ich habe einen Brief für Sie", sagte ich schüchtern und senkte meinen Kopf, als ich ihm den Brief reichte.

„Danke, Fräulein", sagte er ernst und las den Brief aufmerksam bis zum Schluß.

„Sie waren schon gestern hier?"

„Ja, mein Herr."

Er bat um Entschuldigung. Ich meinerseits sagte aus Höflichkeit, daß es nicht nötig sei, da ihn die Schuld keineswegs treffe, wenn die Sprechstunde falsch angegeben worden sei. Er ging zur Tür der Klinik und sah ins Auditorium hinein. Die Vorlesung war zu Ende, und nur die Stühle, die nach allen Richtungen standen, zeigten, daß das Auditorium einige Minuten vorher noch voll von lebensfroh sich betätigender Jugend gewesen war.

„Treten Sie ein, Fräulein!"

Dieses große Zimmer, an dessen Wänden Bilder von kranken Frauen in den verschiedensten Stellungen hingen, mit bloßen Armen und Schultern, mit geöffneten Haaren, machte einen schrecklichen Eindruck auf mich. Er wies auf einen Stuhl am Schreibtisch und setzte sich dann selbst.

Ich zitterte am ganzen Körper und wagte nicht, ihn anzusehen. Die Eindrücke dieses Zimmers erdrückten mich.

„Von wo sind Sie, sind Sie schon längere Zeit in Paris? Womit beschäftigen Sie sich? Sind Sie lange krank?"

Diese Fragen konnte ich alle beantworten, als sie jedoch „medizinischer" wurden, fiel es mir schwer, ihn zu verstehen. Meine Aufmerksamkeit war so gespannt, daß mein Herz fühlbar zu klopfen begann.

„Wieviel Stunden arbeiten Sie am Tage?" fragte er, nachdem er von den medizinischen Fragen Abstand genommen hatte, da ich immer nur verneinend erwiderte, ich hätte keine Krankheit. Es war mir überaus schmerzlich zu sagen, daß ich schon längst nicht mehr geistig arbeiten könne, daß der entsetzliche Gedanke mich immer quäle: „Dieser Zustand sei der Anfang völliger Umnachtung."

Darauf hatten die Petersburger Berühmtheiten immer ein nachsichtiges Lächeln gehabt, wie für ein törichtes Kind: „Was für Einbildungen. Das ist einfach ein Zustand großer Ermüdung! Ruhen Sie sich zwei Wochen im Dorfe aus — und alles wird vorüber sein".

Aber wenn mich doch dieser Zustand zu einem ganz untauglichen Geschöpfe macht! Dieser Gedanke drängte sich mir so auf, daß ich ihn laut aussprach.

„Nun, das soll Sie nicht weiter beunruhigen", sagte er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. „Sehen Sie, das Pariser Leben ist zu kompliziert. Hierher muß man als fertiger Mensch kommen, so zwischen fünfundzwanzig und achtundzwanzig."

„Ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt."

„Oh, das ist ja ganz ausgeschlossen!" sagte er in aufrichtigem Erstaunen.

Ich war zu niedergeschlagen, um auf diesen Ausruf hin auch nur zu lächeln.

„Ein kleiner Hund bleibt bis in sein Alter hinein ein Hündchen!" wollte ich ihm sagen — wußte es aber im Französischen nicht auszudrücken. Daher beschränkte ich mich darauf, müde zu erwidern: „Es ist doch so. Warum auch nicht?"

Ich bin zu stolz — und zu sehr gewöhnt, vor den Menschen meinen Zustand zu verbergen. — So erschien mir selbst das Gespräch mit dem Arzt wie eine Erniedrigung, und ich litt bei diesem Verhör wie eine Kranke, deren Wunden untersucht werden.

Endlich hörte er auf zu fragen und schwieg in Gedanken.

„In Ihrem jetzigen Zustande wäre es das beste, wenn Sie nach Hause zu Ihren Eltern zurückkehrten."

Diese Worte schnitten mir ins Herz.

„Nach Hause!" schrie ich auf — und dann weiß ich nicht mehr, was mit mir geschah. Vor den Augen tanzte es — in den Ohren summte es — und ich schluchzte auf, verzweifelt — unaufhaltsam.

„So beruhigen Sie sich doch! Seien Sie ruhig, ruhig —" hörte ich undeutlich — wie aus weiter Ferne — hinter der Wand. Alles, was mich noch den Augenblick vorher so stark gemacht hatte, versank — mein Stolz, meine Zurückhaltung — brachen wie ein Kartenhaus zusammen gegenüber seinem einfachen, so natürlichen und für mich so schrecklichen Ratschlag.

Warum sagte er mir das, warum erinnerte er mich daran?

„Beruhigen Sie sich, beruhigen Sie sich." Aber ich konnte nicht.

Als ich endlich zu mir kam — war ich wie zerschlagen. Ich schämte mich, daß ich mich hatte gehen lassen und vor diesem fremden Menschen wie ein Kind geweint hatte. Dann war mir alles unsagbar gleichgültig. Mit einer mir fremden Stimme sagte ich das übliche: „Ich bitte um Entschuldigung, mein Herr." Dann drückte ich mich an die Lehne des Stuhles, bedeckte das Gesicht mit den Händen und schwieg — eine schreckliche Müdigkeit hatte mich überfallen.

Er begann zu sprechen: „Sehen Sie, Sie sind krank — nicht physisch, sondern seelisch. Sie dürfen nicht so allein leben. Sie müssen jemand um sich haben, der für Sie sorgt, der Sie zerstreut. Sie müssen Bekannte haben. Allerdings lebt man in Paris sehr zurückgezogen." — Er stand eine Weile. „Ich werde Ihnen eine Medizin verschreiben — aber sehen Sie, bei Ihrer jetzigen Lebensweise ist es sehr schwer, gesund zu werden. Die Arzneien allein tun es nicht."

Ich saß unbeweglich und schwieg.

Er mochte die ganze Grausamkeit seines Urteils fühlen und fügte nach einer Weile hinzu: „Wo wohnen Sie. Ich werde Ihnen jemanden schicken ... eine Dame, die für Ihre Unterhaltung sorgen wird."

Ich brauche niemand, wollte ich sagen. Mein ganzer Stolz empörte sich, aber die physische Ermattung war so stark, daß ich meine Finger nicht rühren konnte, geschweige denn mich moralisch dagegen auflehnen.

Und so sagte ich mechanisch: „36. Rue de l'Arbalète."

Er nahm sein Notizbuch und schrieb die Adresse hinein.

„Ich werde Ihnen eine Medizin geben. Es ist ein Kampferspiritus. Sie

erhalten ihn in jeder Apotheke, ohne Rezept. Reiben Sie Ihren Körper damit ein, zweimal am Tage, morgens und abends, aber nicht selbst, in keinem Fall."

„Ich habe niemand, der es mir tun könnte. Ich lebe in einer Pension; außer mir sind nur Studenten da. Mein Zimmer liegt hoch oben — die Wirtin lebt unten, sie ist den ganzen Tag beschäftigt — und dann ist es mir peinlich, mich mit solch einer Bitte an sie zu wenden ..."

„Können Sie es nicht doch irgendwie einrichten? Es wäre notwendig! Dann sind hier Pillen. Nehmen Sie sie dreimal am Tage vor den Mahlzeiten. Wie steht es mit elektrischer Behandlung? sagt sie Ihnen zu?"

„Ja, ich habe sie in Petersburg versucht."

„Kommen Sie dreimal in der Woche zum Elektrisieren her. Ich werde Ihnen eine Karte geben. Aber eins behalten Sie immer im Auge: erwarten Sie nicht direkten Erfolg von der Medizin — sie wird Ihnen vielleicht überhaupt nicht helfen."

Er reichte mir das Rezept. Ich stand auf. Er geleitete mich zur Türe und sagte: „Kommen Sie von Zeit zu Zeit zu mir ... wir werden ein bißchen plaudern."

Ich ging wie im Nebel nach Hause.

„Bei Ihrer jetzigen Lebensweise können Sie nicht gesund werden!" — eine unklare Erkenntnis sagt mir, es sei Wahrheit.

Das war also der Grund, daß die Seebäder, die Medizinen nicht geholfen hatten. Er hatte recht, er hatte recht! Aber es ist nicht möglich, es ist undenkbar, meine Lebensweise zu ändern, es sei denn, daß ich ein Elternhaus schaffe — ich habe ja keins — ich habe auch sonst keinen Menschen, mit dem ich leben könnte.

Und wenn ich allein bin, wer kümmert sich um mich? Und dann die Hauptsache — läßt sich aus meiner Seele die Erinnerung auslöschen? Wie ich auch gegen die Umwelt kämpfte, in der ich groß geworden bin, die Tatsache blieb: ich bin ein Mensch dieser Sphäre, und meine Seele ist vergiftet!

So ist das Urteil einfach und klar: Ich kann nicht gesunden. So muß ich denn unter dem Druck dieses Zustandes weiter leben.

Laut hinausschreien wollte ich es: Menschen, in eurer Mitte geht ein Mensch zugrunde, er braucht so wenig, so wenig ... nur ein wenig Teilnahme, nur einen Funken Liebe, Zärtlichkeit ... Gebt sie mir, und ich werde aufleben! Ich werde wieder imstande sein, zu arbeiten!

Ich weiß, mein Stolz verbietet es mir, den Menschen zu zeigen, wie ich leide — aus dem Grunde bin ich auch während meiner Studienzeit so einsam gewesen. Ja, die Menschen werden es nicht einmal verstehen, worum ich sie bitte ... So hat auch niemand mir etwas zu geben. —

Ich habe ein Billett für „Salpêtrière" bekommen. Die Schwester und der Wärter wahren nicht einmal den Schein der Unbestechlichkeit, obwohl an allen Wänden die Aufschrift steht: Es ist den Bediensteten aufs strengste untersagt, von den Kranken Geld oder Geschenke anzunehmen.

Nach dem Elektrisieren steht die Schwester an der Tür, und die silbernen und kupfernen Münzen fallen in Mengen in ihre Schürze. Niemand entgeht ihr — mich verfolgt sie stets mit einem langen, zornigen Blick, — denn natürlich gebe ich grundsätzlich nichts.

25. Dezember. Es ist Weihnachtsabend. Zwei Tage werden keine Vorlesungen sein. Gestern abend ging ich auf die Straße ... Ich wählte mit Absicht die nächste von uns, wo die Arbeiter leben — rue Mouffetard.

Das Weihnachtsfest wird hier mit derselben Lebhaftigkeit begangen wie bei uns das Osterfest. Wenn die Mitternachtsmesse vorbei ist, wird in den Häusern geschlemmt, und die heißen Würste dampfen.

Es war zehn Uhr abends. Die Straße, schmal wie ein Korridor, war voller Menschen. Alle Läden waren geöffnet und stark beleuchtet, überall hörte man Gesang, Lärm, Musik, Geschrei, Gelächter. Und so ist es in dieser Nacht in allen Straßen von Paris.

Welch ein Unterschied zwischen der bunten Pariser Weihnachtsnacht — und unserer in Rußland! Der Gedanke fliegt weit, weit dahin, zu den unendlichen Schneeflächen der Heimat, auf denen Städte, Dörfer ganz verloren, vereinsamt auftauchen. Wieviel Schönheit liegt in diesen Dörfern bei Mondschein, wie phantastisch wirken die Wälder.

Durch die Stille der Winternacht ertönen Glocken, gleichmäßig ziehen sie weit übers Land und entsprechen so unendlich tief der Stimmung dieser Landschaft. Geheimnisvolle, mystische, wunderbare nordische Nacht! Wieviel Poesie liegt in ihr, wieviel eigentümliche Melancholie — man möchte über sich selbst hinausgehen, sich selbst entfliehen und wegfliegen in ein Ungekanntes, — nur hinaus aus dieser Welt, hinaus aus dem Raum, aus der Zeit. —

Aber ich bin hier, hier. Der Schmerz drückte mir das Herz zusammen, als ich aus dem ausgelassenen Geschrei und der lärmvollen Lustigkeit in mein einsames, kaltes Zimmer kam. — — — — — — — — — — — — — — — —

31. Dezember. Noch einige Stunden — und die Menschheit geht einem neuen Jahrhundert entgegen.

Wenn man darüber nachdenkt, welches Meer bedruckten und beschriebenen Papiers das neunzehnte Jahrhundert seinem Nachfolger aus diesem Anlaß hinterläßt ... Die Feder fällt mir aus der Hand — ich kann nicht schreiben ... In allen Teilen der Welt sind Menschen, die es erwarten, sie schreiben, sie reden darüber, sie gießen Blei — jeder möchte wenigstens ein Zipfelchen des Vorhangs lüften, der die Zukunft birgt, und einen Blick hineintun, diesmal nicht nur in ein neues Jahr, sondern ins neue Jahrhundert.

Und die Phantasie hat reichlichen Stoff. Noch kein vorangegangenes Zeitalter ist unter so spannenden Umständen ins Leben getreten. Unsere Zeit steht im Zeichen des Fortschrittes, und wozu früher Jahre, Jahrzehnte erforderlich waren, dafür genügen jetzt Monate. Nie hat sich der menschliche Geist mit solch einer Kraft betätigt wie jetzt, nie umfaßte er in dem Grade alle Seiten des Lebens, nie drang er so tief in die feinsten Verzweigungen des Lebens ein! Es scheint fast, als ob die Menschheit ihre Kindheit hinter sich gelassen hätte und aus dem unbewußten Zustand des Wilden in das Jünglingsalter eingehe, im Bewußtsein ihrer Kraft — mit hochklopfendem Herzen. Der Jüngling erkennt noch nicht völlig, was er tun soll, aber seinem Bewußtsein liegt das Tierische, jene wilden, ungezügelten Instinkte, die in der Kindheit so heftig zum Ausbruch kommen, fern. Er schämt

sich dieser Äußerungen, sein Gewissen wird zarter, es tauchen moralische Fragen in seiner Seele auf.

Wir treten ins zwanzigste Jahrhundert, mit Tolstoi und Ibsen. Mögen unsere Nachkommen daran denken!

Nach hundert Jahren werden nicht nur wir tot sein, sondern auch die Kinder, die jetzt geboren werden, auf die wir unsere Hoffnungen, ja unsere Zukunft setzen.

Es wird auch meine Nichte sterben, von deren Geburt mir Wallja neulich schrieb, und die an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts den Namen Nadeschda [Nadeschda bedeutet auf russisch: die Hoffnung] erhielt.

Auch sie wird das Wort „Einundzwanzigstes Jahrhundert" nicht aussprechen.

Und trotzdem leben wir und rechnen nicht mit dem Tode, — und wenn er auftritt — überrascht er uns. Der Tod — eine schreckliche, geheimnisvolle, ewig neue Macht, wie die Liebe. Nicht umsonst vereinigt die menschliche Phantasie so gern die Liebe und das Sterben.

In der Liebe liegt schöpferische Kraft, sie formt die Zukunft — die Kinder ...

Die Liebe wird häufig allegorisch durch Frauen in den verschiedensten Stellungen dargestellt. Ich würde ein einfaches Bild entwerfen — nur Kinder, eine Menge Kinder! In ihnen liegt ja die Zukunft der Menschheit, die das Leben überhaupt zum Gegenwartswerte macht ... Auf der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts fliegen meine Gedanken der Heimat zu ...

5. Januar 1901. Wir hatten eben die Mahlzeit beendet, als die Wirtin mich auf den Korridor rief, eine Dame wünsche mich zu sprechen. Eine ältere Dame in einem bescheidenen schwarzen Kleid und ebensolchem Hute erhob sich vom Stuhl: „Ich komme von Herrn Lencelet." „Wollen Sie mir, bitte, folgen!" Und wir stiegen in den dritten Stock. Ich heizte den Ofen, zündete die Lampe an und begann den Tee zu bereiten, wobei ich nicht ohne Neugier die Fremde betrachtete.

Dichtes, nur leicht angegrautes Haar umgab ein frisches, sympathisches Gesicht mit lebhaften blauen Augen. Ihrem Äußeren nach konnte man sie nicht für allzu bemittelt halten — sicherlich war sie Witwe.

Sie begann sich sogleich ungezwungen mit mir zu unterhalten: „Herr Lencelet hat mich geschickt. Er bittet mich häufig darum, seine Kranken zu besuchen. So sagte er mir auch jetzt: ‚Marie, ich habe eine Patientin — ein junges Mädchen ... Gehen Sie zu ihr hin.' So bin ich denn gekommen."

Sie sah mich liebevoll an — auf ihren Zügen lag ein kindlich-vertrauliches Lächeln. Unwillkürlich lächelte ich auch.

„Sie sind sehr gut —"

„Ach, lassen Sie das. Ich verstehe vollkommen, wie bitter es ist, in der Fremde krank zu sein. Seien Sie nur mutig und geben Sie sich nicht Ihren trüben Gedanken hin. Sind Sie Studentin?"

„Ja."

„Kennen Sie die Bibliothek St. Geneviève?"

„Ja, gewiß."

„Ich habe dort oft zu tun."

„Womit beschäftigen Sie sich?“ fragte ich vorsichtig mit einigem Erstaunen, da sie ihrem Äußeren nach so gar nicht wie eine Studentin oder Schriftstellerin aussah; andere Frauen besuchen aber kaum die St. Geneviève.

„Ich brauche Bücher — Nachschlagebücher. Ich beschäftige mich mit der Dahomesprache.“

„Zu welchem Zweck?“ fragte ich mit erhöhtem Erstaunen.

„Sehen Sie, wir hatten hier auf der Ausstellung vor einiger Zeit eine Truppe kleiner Dahomeneger. Ich lernte sie kennen und besuchte sie im Verlauf von sechs Monaten täglich. Das war sehr interessant! Zuerst verständigten wir uns nur mit Zeichen. Dann lehrten sie mich einige Worte; so bekam ich Lust, die Sprache zu erlernen, ging selbst in die Bibliothek St. Geneviève, bat um Wörterbücher, eine Grammatik ... so habe ich sie denn so weit erlernt, daß ich die Kinder verstehen konnte. Ich besuchte sie häufig und saß bei ihnen. Frauen und Kinder kamen dann zu mir; ich lehrte sie nähen, häkeln ... erzählte ihnen biblische Geschichten. O wie sie mich liebten! Sie können sich nicht vorstellen, wie schwer uns der Abschied fiel! Sie baten mich, nach Afrika zu kommen, und versprachen mir dort das beste Auskommen.“

Mit großer Teilnahme folgte ich der Erzählung. Was sie sprach, war so einfach — und doch so eigenartig. Wie viele Menschen waren da auf der Ausstellung gewesen — und kaum einer hatte sich gefunden, der in den Negern nicht nur ein Ausstellungsobjekt sah, sondern ein Geschöpf mit lebendigen Interessen.

„Gott hat es den Weisen verborgen und den Unmündigen offenbart“, dieses Wort fiel mir ein. Diese einfache Frau gab den Wilden unbewußt jenes Licht der Zivilisation, das sonst nur mit Feuer und Schwert — mit kühner Siegermiene in ihr Land getragen wird. Und ich empfand plötzlich lebhaft in dieser Frau die ganze unmittelbare Güte und Herzlichkeit, wie sie oft klugen, gelehrten Menschen fehlt — und es wurde mir leichter, fröhlicher in der Seele.

„Ja, sehen Sie,“ fuhr sie fort, „es sind recht liebe Kerlchen, diese kleinen Neger. Ich habe mich an sie sehr gewöhnt und bin traurig, daß sie weggereist sind.“ Sie seufzte und schwieg.

„Warum reisen Sie denn nicht hin?“ scherzte ich.

„Ach, wo denken Sie hin! Das ist unmöglich — solch eine Reise ... und teuer ist sie, und dann fürchte ich mich vor dem Meer!“

Unterdessen kochte das Wasser in der Teekanne auf, und ich bot ihr Tee an.

„Ah, wie dieser russische Tee schmeckt! Unser französischer läßt sich damit nicht vergleichen. Aber er ist so teuer in Paris — eigentlich kaum zu erschwingen.“

„Leben Sie hier allein?“ wagte ich endlich zu fragen, obgleich es mir peinlich war, sie auszuforschen.

O nein, ich habe eine Tochter von vierzehn Jahren. Ein sehr fröhliches, gutes Kind — sie geht noch zur Schule. Sie heißt Jeanne. Wissen Sie, ich gebe ihr eine religiöse Erziehung. Das ist ein Halt für die Frauen.“

Von jeher war mir diese Auffassung von Religion zuwider. Meine Mutter, die selbst nichts glaubte, hielt mit einigem Zynismus an diesem Standpunkt fest. Sie schickte uns Töchter regelmäßig zur Kirche, während sie den Knaben völlige



Freiheit ließ. Aber diese Frau vor mir wirkte so naiv in ihrer Güte, daß ich nur fragte:

„Warum denn?"

„Weil das Leben der Frauen schwerer ist; sie brauchen eine Stütze, einen Halt, einen Trost. Das finden sie alles in der Religion. Jeanne hat zum Glück einen gleichmäßigen Charakter, sie ist immer mit allem zufrieden. Wir leben in zwei Zimmern. Das eine ist Schlafzimmer, das andere Salon ... Nun habe ich aber lange genug bei Ihnen gesessen. Es ist bald zehn."

Und sie erhob sich. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Adresse aufschreibe. Wenn Sie etwas brauchen, schreiben Sie. Jetzt ist es Zeit, zu Bett zu gehen ... Gute Nacht, liebes Fräulein."

„Gute Nacht!" — Der Besuch der Dame hat mir wohlgetan. —

7. Januar. Heute traf ich in der Vorlesung im Collège de France unter all den vielen Studenten die schöne Sorel. Dabei fiel mir ein, es war vor etwa vier Jahren, ich studierte damals das letzte Jahr in Petersburg, wie Sorel in das Auditorium trat, — es war, als ob plötzlich ein starker Sonnenstrahl hineinfiele. Wir machten damals Bekanntschaft. Dann schloß sie ihre Studien früher ab als ich, und ich verlor sie aus den Augen; neulich erfuhr ich zufällig, daß sie den Journalisten Sorel geheiratet hätte. Jetzt trafen wir uns hier.

Sie hatte auch die Absicht, zu studieren. „Aber voraussichtlich erst im nächsten Jahr. Jetzt habe ich ein Kind, nähre es selbst und habe keine Zeit. Kommen Sie doch zu uns; hier ist meine Adresse." Und Frau Sorel schrieb sie auf ihre Visitenkarte.

Die Vorlesung begann; wir saßen weit voneinander entfernt. Ich freute mich über diese Begegnung, ein Mensch mehr aus der Heimat.

12. Januar. Wie öde sich die Zeit hinzieht! Die Tage gehen nicht dahin, sie schleppen sich dahin — so schrecklich grau, trübe. Ich will nirgendwohin; allmählich höre ich auf, die Vorlesungen zu besuchen. Ich finde die Vorlesungen des ersten Kursus unerträglich, alle interessanten Vorlesungen werden im letzten Studienjahr gelesen ... Die Studenten sind wie Jungens — kleine, reinliche Bourgeois, unendlich praktisch schon von der Schulbank an ... Ich habe noch keinen einzigen näher kennen gelernt ...

Elektrisiert werde ich nicht mehr drei-, sondern nur noch zweimal in der Woche, am Mittwoch und Freitag; am Montag liest zu der Stunde gerade Lemonnier Kunstgeschichte. Ich höre ihn regelmäßig, ich liebe die Kunst über alles.

Die Kunst ist mir unbedingt notwendig, sie ist wie ein Teil meines Wesens. Und dabei bin ich für die Kunst sehr wenig vorgebildet, wie die meisten Russen. Irgend etwas treibt mich instinktiv zu antiken Kunstgegenständen, Gravüren, Büchern, und lange kann ich auf ein altes italienisches Bild sehen. Ich liebe die holländische, die flämische Kunst; ich liebe gerade diese Bilder mit ihren einfachen, alltäglichen Sujets — liebe es, mit ihnen weit in die Vergangenheit zurückzugehen — es ist dann, als ständen die Menschen lebendig vor einem.

Zehn Vorlesungen wiegen ein einmaliges Versenken in solch ein altes Dokument der Vergangenheit nicht auf. Und was ist die Hauptsache dabei? Doch vor allem das Vermögen, sich in all diesen verschwundenen Menschen wieder-



zufinden — dann wird die ganze Vergangenheit verständlich und auch der Grund, warum sie lebten, dachten, handelten.

In den Vorlesungen von Lemonnier werden viele Photographien, Gravüren, Bücher gezeigt; ich bin nicht imstande, mich dieser Freude zu entziehen. Ernst arbeiten kann ich ja doch nicht. Mir fehlt die Kraft dazu.

15. Januar. Um mich etwas zu zerstreuen, ging ich zur Sorel. Sie lebt nicht weit vom Observatoire. Es ist ein stiller, abgelegener Stadtteil in der Nähe des Jardin Luxembourg. Sie selbst öffnete die Tür: „Ich bin sehr, sehr froh, Sie zu sehen", sagte sie und führte mich in einen hübsch eingerichteten kleinen Salon. „Setzen Sie sich. Mein Mann ist nicht zu Hause, ich bin allein."

Ich blickte mit Neugier umher. Zum erstenmal war ich in einer Pariser Wohnung. Große Fenster, dicht verhängt mit Spitzengardinen, weiche Sessel, überall dicke Teppiche, wohl als Schutz gegen die Winterkälte — — alles das machte einen sehr angenehmen, wohnlichen Eindruck. Und die Sorel in einer eleganten Pariser Toilette schien mir noch schöner als gewöhnlich.

Sie legte Holz in den Kamin und forderte mich auf, am Feuer Platz zu nehmen.

„Wie geht es Ihnen? Arbeiten Sie viel? Ich habe jetzt gar keine Zeit, da ich mein Kind stille."

„Wie alt ist Ihre Kleine?" fragte ich.

„Fünf Monate. Sie schläft gerade, und ich kann sie Ihnen nicht zeigen. Ach, wie ich müde bin! Heute nacht war sie krank und weinte, ich habe bis sechs Uhr nicht geschlafen."

Sie reckte sich müde und warf sich im Lehnstuhl zurück, aber ihr Gesicht strahlte in reinem, ungetrübtem Glück. Und sie begann mir zu erzählen, wie sie ihren Mann kennen gelernt und geheiratet hatte.

Dieses Ehepaar hatte sich aus zwei verschiedenen Gegenden Europas an der Pariser Universität zusammengefunden. Beide gleich alt, beide Südländer, beide schön, talentvoll, schriftstellerisch veranlagt, — beide Sozialisten. Es schien, als habe das Schicksal, das so viele unglückliche Ehen zustande bringt, der Menschheit ein Geschenk machen wollen, indem es hier Mann und Frau verband, die über eine Fülle von Vorzügen verfügten, angefangen mit dem Äußeren. Wie glücklich sind die Menschen, die solch ein Geschenk sein dürfen!

Sie sprach, die Zeit flog, ich saß gegen zwei Stunden bei ihr ... Und diese ganze Zeit über fragte Frau Sorel nicht einmal nach mir, wie ich lebe, was ich treibe ..., als ob sie allein ein Leben hätte und ich keins.

Ja, habe ich denn wirklich ein Leben? Sie ist so erfüllt von ihrem eigenen Glück, was kümmert sie fremdes Leid ...

20. Januar. Mein Zustand ist unerträglich, ich werde in die Klinik gehen.

Der Pförtner hielt mich wie ein Cerberus an: „Wen wünschen Sie?" — „Monsieur Lencelet!" — „Gebäude C, erstes Stockwerk, im Saal rechts."

Ich ging in den dritten Hof und befand mich zu meinem Erstaunen in einem Zelt von blaugrauer Farbe. Die weißen, hohen Betten mit den vorgezogenen Vorhängen waren alle besetzt. Es war erschütternd, auf alle die kranken Frauen

zu sehen. Hübsche und häßliche, junge und alte — aber alle des Verstandes beraubt — saßen sie umher, lasen, strickten, flüsterten, oder lagen unbeweglich auf ihren Betten und betrachteten stumpfsinnig die Decke.

Die Vorsteherin in einem schlichten Kleide und einer Tüllhaube auf dem Kopfe kam mit leisen Schritten auf mich zu.

„Warten Sie ein wenig, Herr Lencelet wird gleich kommen."

Ich setzte mich an den Tisch und öffnete die Zeitung. Die Umgebung und die unglücklichen Kranken wirkten so niederdrückend, daß ich meine Augen starr auf die Zeitung richtete. Als ich schließlich aufschaute, sah ich, wie die Vorsteherin mit dem Arzt auf und ab ging. Sie gingen von Bett zu Bett und näherten sich dann dem Tisch an der Tür. Abgebrochene Sätze drangen bis zu mir.

Im ersten Bett, gleich an der Tür, lag eine ältere Frau. Als sie den Arzt erblickte, begann sie bitterlich zu weinen und schien sich zu beklagen. Umsonst suchte ich etwas von ihren Worten zu erhaschen. Nur das abgebrochene Schluchzen drang bis zu mir. Er sagte ihr irgend etwas, die Kranke schüttelte verneinend den Kopf und weinte nur noch mehr.

Es fiel mir ein, wie eine Bekannte sich über die Grobheit der hiesigen Ärzte geäußert hatte. Es wurde mir bange; ich fürchtete, es ansehen zu müssen, wenn er, durch die Klagen der Frau ermüdet, sie abweisen würde. Ich fühlte, daß, wenn er es tun würde, ich weggehen und nie mehr wiederkommen würde. — Doch nein ... die Frau schluchzte, und er stand vor ihr und sprach leise und zärtlich auf sie ein.

„Beruhigen Sie sich ... hörte ich ihn sagen. Auf seinen Zuspruch beruhigte sich die Kranke wirklich; sie hob den Kopf und trocknete die Tränen.

Er sagte der Vorsteherin einige Worte und trat dann zu mir.

„Guten Tag, mein Fräulein. Wie geht es? Ich bin gleich zu Ihrer Verfügung. Warten Sie nur eine Minute."

Die Vorsteherin legte einen ganzen Stoß Zettel auf den Tisch, und er begann sie rasch zu unterschreiben.

„Kommen Sie mit mir!"

Wir gingen auf den Hof hinaus. Es war derselbe, wo ich ihn zum erstenmal gesehen hatte. Er ging rasch in die Klinik, kam aber dann gleich zurück. „Das Zimmer ist besetzt. Kommen Sie in ein anderes."

In demselben Hause war auf der Rückseite eine Tür mit der Aufschrift: „Cabinet de médecine".

Er sah hinein. „Hier ist es frei. Bitte, treten Sie ein." Der Raum, etwas dunkel, war einfach, aber behaglich eingerichtet. Der Kamin war angeheizt. Die schwarze Uhr tickte ihr eintöniges Lied.

„Es geht Ihnen also nicht besser, mein Fräulein?"

„Nein, Herr Doktor", sagte ich leise.

„Haben Sie sich elektrisieren lassen? Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen ein Billett fürs Hospital Brocat. Das wird Ihnen näher und bequemer sein."

„Danke."

„Der Zustand ist also immer derselbe? Sie arbeiten nicht, besuchen keine Vorlesungen?"

„Nein, ich bin nicht imstande, zu arbeiten. Ich habe meine geistigen Fähigkeiten völlig eingebüßt."

„Ach, das ist Unsinn", sagte er in lebhaftem, energischem Tone. „Das haben Sie sich einfach eingeredet. Diese Gedanken müssen Sie durchaus aufgeben."

„Aber wenn ich doch nicht kann ... dann brauche ich auch nicht zu leben."

„Ich habe erwartet, daß Sie das sagen würden. Ihr Slawen seid sehr sensibel, mystisch, zu exaltiert. Warum denken Sie an Selbstmord? Sie sind ja gar nicht hoffnungslos krank. Sie müssen sich nur zusammennehmen — das ist alles. Um in dieser Welt zu leben — muß man ein Ziel haben. Was für ein Ziel haben Sie?"

„Was für ein Ziel?" sagte ich — und mechanisch, wie auswendig gelernt, fügte ich hinzu: „Ich studiere Jura, um der Frau neue Wege zu eröffnen — um ihr die rechtliche Gleichstellung mit dem Manne zu erkämpfen. Sie soll Zugang zur Anwaltschaft haben."

„Sie wollen Ihr Leben der Verteidigung der Interessen der Frau widmen? Gut. Dann sammeln Sie eben auch all Ihre Kräfte darauf, überwinden Sie sich, nehmen Sie sich zusammen, um auch wirklich etwas zu leisten."

„Ich kann nicht, ich kann nicht — diese unausgesetzten Kopfschmerzen vernichten mich ... Ich will lieber sterben."

Meine Stimme zitterte und brach ab. Wieder ergriff mich die entsetzliche Erinnerung, und schluchzend sagte ich: „Wenn ... Sie ... im Leben eine große Schuld auf sich geladen hätten ... wenn Sie das Leben eines anderen Menschen zerbrochen hätten ... was dann?"

„Was haben Sie getan? Was für eine Schuld haben Sie begangen? Sagen Sie es mir. Sie können sich mir als Arzt ruhig anvertrauen."

„Fragen Sie mich nicht danach, Herr Doktor. Ich werde es Ihnen nicht sagen ... ich kann es nicht ..."

„Man muß seinem Arzte alles sagen."

Trotz meiner Erregung fühlte ich, daß in seinem Ton etwas Kaltes lag; mit dieser Frage wollte er wie mit einem anatomischen Messer meine Seele öffnen.

„Ah! nein! nein!"

Und ganz überwältigt von meinen schweren Erinnerungen brach ich zusammen; ich schluchzte auf, und die Vergangenheit stand vor meiner Seele — als wäre alles gestern gewesen.

„Sagen Sie es, sagen Sie es!" wiederholte er zäh.

Mir schwindelte.

„Nun ja, eine Schuld, und mit ihr ist das Leben meiner Schwester erkauft! Hören Sie, Herr Doktor ... Es war vor sechs Jahren. Wir waren damals jung, fast Kinder ... Wir sind Waisen, wir haben keinen Vater; meine Mutter, eine Despotin, hielt uns sehr kurz — wir kannten keinen Herrenverkehr. Er unterrichtete meine Brüder und verliebte sich in meine jüngere Schwester. — Sie liebte ihn anfangs nicht ... Da spielte er ein ganzes Drama, er gestand mir seine Liebe, zugleich schrieb er meiner Schwester, daß er gelogen hätte, daß er sich selbst zu betrügen suchte — aus Verzweiflung — er verliere den Verstand aus Liebe zu ihr ...

Ich war damals ganz erfüllt von der Idee, die Frauenkurse zu besuchen; ich las, arbeitete den ganzen Tag und wartete nur darauf, mündig zu werden, um nach Petersburg zu reisen. Auch meine Schwester wollte studieren, sie war zwei Jahre jünger als ich. Er verstellte sich, suchte Teilnahme zu zeigen, versprach meiner Schwester, ihr das Studium zu gewähren, wenn sie nur einwilligte, ihn zu heiraten ... Ich glaubte, daß er meiner Schwester wirklich helfen könnte, und suchte ihr zur Heirat zuzureden, ermöglichte ihr selbst eine Korrespondenz mit ihm — meine Mutter wollte aus Herrschsucht, Eigensinn nicht einwilligen. Sie suchte unsern Willen überall zu unterdrücken. Und dann heiratete ihn meine Schwester. Gleich nach der Hochzeit änderte er seine Taktik. Jetzt brauchte er sich ja nicht mehr zu verstellen. Schon von den ersten Tagen an war meine Schwester in Umständen. Sie ist sehr charakterlos. Er begann sie zu überreden, daß sie an die Kurse nicht denken solle — ich sei eine Phantastin und lerne ganz umsonst. Anstatt in Petersburg eine Stelle zu suchen, nahm er eine in N. an. So verlief das Leben meiner Schwester im engen häuslichen Kreise. Nun sagt sie es mir ja nicht geradezu, daß sie mit ihm unglücklich ist, aber sie hört auch nicht auf, mir vorzuwerfen, daß ich die Veranlassung dieser Ehe gewesen bin. Und war ich damals nicht naiv, unerfahren, wie sie selbst? Kannte ich die Männer denn besser als sie? Ich hatte keine Romane erlebt — ich dachte ausschließlich an das Studium ..."

Ich erstickte unter Schluchzen. Es war mir, als ob mein Herz verblute in diesem Schmerze. — Wenn ich doch nur sterben könnte!

Es war ganz still im Zimmer — nur die Uhr tickte gleichmäßig.

Dann begann er zu sprechen: „Und die Erkenntnis dieser Schuld quält Sie so sehr? ... Sie haben doch unabsichtlich gefehlt. Sie sagen ja selbst, daß Sie unerfahren waren und wenig Menschen kannten. Und ist Ihre Schwester wirklich so unglücklich, wie es Ihnen scheint? Hat sie Kinder?"

„Ja, zwei Kinder."

„Dann hat sie doch einen Trost ... Und wenn sie wirklich so sehr unglücklich wäre, würde sie doch ihren Mann verlassen. Wenn sie mit ihm lebt, so hat sie doch auch Berührungspunkte mit ihm. Und dann hat sie auch kein so sicheres Streben zur Wissenschaft gehabt wie Sie."

„Das ist wahr; sie sprach immer mehr, als sie tat."

„Nun sehen Sie, dann sind Sie nicht so schuldig, wie Sie glauben ... Und wenn Sie Ihnen das Zustandekommen dieser Ehe vorwirft, wo sie darum weiß, wie tief Sie leiden, wie Sie sich quälen in der Einsicht Ihres Vergehens — dann ist das einfach grausam von ihr ... Ich werde noch mehr sagen: undankbar. Den Schwachen schlägt man nicht."

Er sprach fest, mit Überzeugung, und der Ton seiner Stimme bewirkte, daß ich ruhiger wurde. Er aber fuhr fort: „Sie müssen jetzt Ihre ganze Kraft einsetzen, um etwas für andere zu tun. Versuchen Sie Ihre Kräfte wiederherzustellen, um mit Nutzen arbeiten zu können ..."

Dann schwieg er. Es schien mir, als ob er flüchtig nach der Uhr blickte. Ich stand auf. Es war zwölf Uhr, für den Franzosen die heilige Zeit des „Dejeuners".

„Ich wiederhole: Beunruhigen und quälen Sie sich nicht. — Das ist unnütz und ganz zwecklos ... Ich habe es Ihnen schon gesagt, daß Sie nicht so schuldig sind, wie Sie glauben."

Er führte mich bis zum Tor und fügte noch beim Abschied hinzu: „Wenn Sie etwas brauchen, wenden Sie sich an mich. Ich stehe immer zu Ihren Diensten."

8. Februar. Wenn man mich fragte, wozu ich lebe und wie ich lebe, ich wüßte keine Antwort darauf.

Bedeutet denn das leben?

Seine Existenz so mühevoll, so langsam zu schleppen wie eine gebeugte Greisin ... Ich bin noch so jung und habe doch kein Leben, keine Kraft in mir. — Der Schmerz erdrückt mein Herz, ich kenne nur eins: den Widerwillen vor allem. Vor mir liegt Nietzsche: „Also sprach Zarathustra." Ich kann nicht eine Zeile lesen, meine Arme hängen schlaff herab, das Buch fällt ... meine Krankheit heißt: moralische progressive Paralyse.

21. Februar. Meine Großmutter ist gestorben ... Ich schreibe mit Mühe. Dieser Todesfall hat mich endgültig gebrochen ... Meine Großmutter — tot. Sie ist schon im Grabe, und ich habe die Todesnachricht erst gestern abend erhalten. Ich ging an der Postabteilung Claude Bernard vorbei, ging hinein und fragte: Sind Briefe da?

Sie nahmen einen Brief, einen zweiten, einen dritten. Ich bin nicht verwöhnt mit Nachrichten und freute mich über so viele Briefe. Einer von ihnen hatte einen Trauerrand. Wer von ihnen war gestorben? dachte ich gleichgültig. Wie eigentümlich, mir es auf diese Weise mitzuteilen, anstatt in einer Depesche. Ich öffnete den Brief und las —

Meine Großmutter ist gestorben ...

Meine teure Großmutter, die ich so geliebt, sie ist nicht mehr!

Es kam mir wie ein schlechter, unpassender Scherz vor. Sie hatten mir absichtlich diese Einladung zur Beerdigung gesandt. — Aber es ist nicht wahr, es kann nicht sein. Ich habe ja kein Telegramm erhalten ... Ich zerriß das Kuvert mit der Handschrift meines Bruders Wolodja. Er schrieb, daß die Großmutter am 1. Februar gestorben sei und mir ein Telegramm geschickt worden wäre ...

„Wo ist das Telegramm auf meinen Namen?!" fragte ich den Beamten.

„Sehen Sie nicht, daß Leute vor Ihnen gekommen sind? Warten Sie, bis die Reihe an Ihnen ist!" war die scharfe Antwort.

Ich kam zu mir und stellte mich an die Wand. Dann, als ich an der Reihe war, erfuhr ich, daß ein Telegramm nicht vorhanden war. So war es nicht bis hierher gelangt.

Zu Hause angekommen, schloß ich mein Zimmer ab, las die Briefe — auch daß die Telegrammadresse von Wolodja falsch aufgesetzt worden war, so hatte mich die Nachricht nicht erreichen können.

Die Großmutter tot ...

Ich konnte und kann es nicht glauben ...

Ein schrecklicher Schmerz ergriff meinen Kopf — es schwindelte mir vor den Augen, ich fiel hin ...



Als ich am andern Morgen in den Spiegel blickte — sah mir ein Gespenst in schwarzem Trauerkleid entgegen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

9. März. Heute erhielt ich einen Brief von Hause. Es stellt sich heraus, daß meine Großmutter ein Testament hinterlassen und mich zur Testamentsvollstreckerin bestimmt hat. Die praktische Nadja hat sich schon an einen Advokaten gewandt. Für die Beglaubigung des Testaments hat er eine unverhältnismäßig große Summe gefordert — 250 Rubel. Dabei wissen wir nicht einmal, wieviel ein jeder von uns erhält. Die Großmutter war recht unbemittelt ...

„Komm lieber selbst und ordne hier alles. Die Fahrt wird Dir billiger zu stehen kommen als die Zahlung an N.“, schreibt die Schwester. Sie hat recht. Es wird billiger sein, und die Geschwister werden nichts zu zahlen haben.

Und dennoch — dorthin zu reisen — zur Familie, in diese schrecklichen Verhältnisse, die mir das Herz gebrochen haben ...

Die Mutter wiederzusehen ... es ist schrecklich!

Ich kann nicht, ich kann nicht!

Es bleiben nur wenige Tage bis zur Abreise. — Die letzte Bitte eines so überaus teuren Menschen außer acht zu lassen, ist nicht möglich. Meine Großmutter hat gehofft, daß ich es tun werde; so darf ich nicht absagen. Ich will morgen in die Klinik fahren.

14. März. Ich fahre hin. Dieselbe Schwester teilte mir mit, daß Lencelet nicht mehr hier, sondern von jetzt an im Krankenhaus Boncicant angestellt sei. Ich machte mich gleich auf den Weg.

In dem neuen Gebäude blitzte alles von Sauberkeit: das Zimmer des Portiers, die Türen, die Fensterscheiben, die weißen Fliesen des Flurs. Im Garten standen viele kleine Pavillons aus roten Ziegelsteinen. Ich wurde nach dem zweiten Pavillon rechts gewiesen, trat in den schmalen Korridor und setzte mich auf eine Holzbank. Ich hatte den Kopf gesenkt und achtete auf nichts.

„Guten Tag, Fräulein! Wie geht es Ihnen? Sie haben einen lieben Angehörigen verloren?“ fragte teilnahmsvoll eine bekannte Stimme.

Ich stand auf.

„Ja, Herr Doktor, meine Großmutter. Ihrem letzten Wunsch nach bin ich Testamentsvollstreckerin und muß hinreisen ...“

„Haben Sie da Aussichten?“ fragte er, eine Tür öffnend.

Diese Frage berührte mich unangenehm. Ihm schien sie natürlich und einfach.

„Ich weiß nicht“, sagte ich mit der größten Gleichgültigkeit.

„Kommen Sie mit mir nach oben; hier, bitte, die Steintreppe herauf!“

Auch hier blitzte alles vor Sauberkeit — die Wände des Korridors, die Türen. Er öffnete ein Zimmer, in dem ein Feldbett stand; in der Ecke lag zusammengelegtes Bettzeug. Das Hospital schien noch nicht endgültig eingerichtet zu sein. Er schob mir einen Stuhl hin, während er sich selbst aufs Fensterbrett setzte.

„Waren Sie krank?“

„Ja, als ich den Brief mit der Nachricht erhielt.“

„Und seit der Zeit ist Ihr Zustand schlimmer?“

„Ich muß nach Rußland reisen.“ Ich versuchte deutlich und gefaßt zu sprechen, Tränen preßten meine Kehle zusammen; ich schwieg.

„Sie können nicht? Warum?“

„Wieder dort zu sein, in meiner Familie ... ich kann nicht. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

„Sehen wir einmal zu, mein Fräulein, was ich für Sie tun kann. Sind Sie heute abend frei, um acht Uhr?“

Ich bejahte.

„Also auf Wiedersehen heute abend acht Uhr!“ — — —

Ein Stubenmädchen, rein und weiß, ganz im Stil des Hospitals, öffnete mir die Tür, als ich um die bezeichnete Zeit wiederkam.

„Herr Lencelet wird Sie gleich empfangen.“

Er trat auch wirklich gleich in den Flur hinaus.

„Guten Abend, mein Fräulein. Bitte, treten Sie ein.“

Ich folgte ihm durch den dunklen Korridor. Er öffnete eine Tür und drückte auf einen elektrischen Knopf. Ein mattes Licht, gedämpft durch einen grünen Lampenschirm, erhellte ein Zimmer mit hellen Gardinen und modernen Möbeln aus gelbem Holz. Längs der Wand und in der Mitte des Zimmers standen zwei Tische mit Büchern. Der Kamin war angeheizt.

„Setzen Sie sich hierher!“ sagte er und schob mir einen niedrigen Sessel zu. Ich setzte mich hin — der lange Trauerschleier hing über mein Gesicht herüber und bedeckte seinen Ausdruck und die Spuren der Tränen.

Es wurde mir plötzlich so behaglich in diesem Zimmer!

Ich wollte mich weder bewegen noch sprechen. Welch wohltuende Stille in diesem warmen, gemütlichen Zimmer! Das Holz knisterte im Kamin; über meinen Körper ergoß sich angenehme Wärme.

Es war wie ein großes Ausruhen nach einer langen, schweren Wanderung. Ich schwieg und saß unbeweglich im Stuhl.

Ich wollte seine Fragen nicht beantworten.

„So sind Sie wieder ganz elend und wissen nicht, was Sie tun sollen?“

„Ich kann nicht reisen — es ist schrecklich zu Hause ... dort ...“

Meine Stimme tönte gleichmäßig, ruhig. Meine Nerven waren völlig erschlafft.

„Müssen Sie notwendig reisen?“

„Ja, ich bin Testamentsvollstrecker; ich liebte meine Großmutter über alles. Ich muß ihre letzte Bitte erfüllen, und doch fällt mir der Entschluß so schwer, wenn ich daran denke, was mich dort erwartet.“

In diesem Augenblick fühlte ich mich schwach und kraftlos. Ich schämte mich und wollte ihm sagen, daß ich nicht immer so war.

„Glauben Sie nicht, daß ich den Meinen solch eine Schwäche zeige. Ich habe aus Stolz mein Leiden immer zu verbergen gesucht, ich erscheine fröhlich und lebhaft, aber diese Komödie raubt mir meine letzte Kraft.“

Er schwieg einige Zeit, als besänne er sich.

„Reisen Sie nach Rußland. Tun Sie, was Sie tun müssen; erfüllen Sie Ihre Pflicht“, sagte er in kurzem, befehlendem Ton.

Ich wunderte mich darüber, aber wurde nicht böse. Es war mir fast angenehm, daß er gerade in dieser Weise zu mir sprach. Ich, die ich mich noch keinem gefügt hatte, fühlte, daß ich ihm gehorchen würde ... Und dieser Gehorsam hatte einen eigentümlichen Reiz für mich ... als Gegensatz, als etwas ganz Neues für meine selbständige Natur.

„Und wissen Sie, was ich Ihnen noch sagen werde, verehrtestes Fräulein" — und er senkte dabei seine Stimme —: „es steht ein schönes Wort im Evangelium: ‚Violenti rapiunt illud' ... das heißt: ‚Die Heftigen erreichen es'. Man muß in diesem Leben kämpfen und leiden können. — Zeigen Sie den Menschen nie Ihre Leiden ... sie werden Sie doch nicht verstehen ... Und dann gebe ich Ihnen noch einen Rat — — heiraten Sie! Sie leben zu einsam. Der Mann ist nicht gemacht, allein zu sein, die Frau aber auch nicht ..."

„Heiraten?! Niemals!" rief ich aus, aufgebracht durch diesen unerwarteten Rat.

„Und warum nicht? Der Mann ist doch kein Feind. Das gemeinsame Leben mit einem positiven Menschen würde gut auf Sie wirken; gemeinsame Interessen, die gegenseitige Stütze will in diesem Leben viel sagen. Und wenn Sie einen Menschen finden werden, der Ihnen gefällt — seien Sie vorsichtig, sagen Sie ihm nicht, daß Sie ihn lieben, warten Sie, bis er es Ihnen sagt. Man muß sehr vorsichtig sein ..."

„Ich will mich aber nicht verheiraten!" sagte ich eigensinnig.

„Das sagen Sie mit Unrecht. Es ist besser für Sie. Ich wiederhole Ihnen, Sie sind nicht geschaffen um allein zu leben. Wo wollen Sie nach Beendigung Ihres Studiums leben? Hier oder in Rußland?"

„Natürlich in Rußland."

„Sehen Sie, dann dürfen Sie den Zusammenhang mit der Heimat nicht verlieren. Fahren Sie unbedingt hin. Vielleicht treffen Sie da einen Menschen, den Sie lieben können. Lassen Sie den Mut nicht sinken, seien Sie gefaßt und stolz vor den Menschen. Wenn Sie wiederkehren, besuchen Sie mich und sagen Sie mir, wie es Ihnen geht."

Ich sah auf die Uhr. Der Zeiger stand auf halb elf.

„Ich muß nach Hause ... Ich danke Ihnen. — Ich werde nach Rußland reisen."

Er begleitete mich zum Ausgang: „Auf Wiedersehen! Glückliche Reise!"

Die Tür öffnete sich und schloß sich nach mir. Ich ging die stille, einsame Straße hinunter — beruhigt — in Gedanken über seinen eigentümlichen, unerwarteten Rat.

Heiraten!

Wie merkwürdig das auch klingen mag, bis jetzt hatte ich nie damit gerechnet! Heiraten — das heißt lieben! Und ein neuer Gedanke stürmte auf mich ein. Ich hatte noch nie geliebt — und auch mich hatte noch keiner geliebt!

Ich hatte keine Zeit gehabt!

Bis zum einundzwanzigsten Jahre war ich ausschließlich beherrscht vom Gedanken des Studiums — ganz aufgebraucht durch den ewigen Kampf mit meiner

Mutter, durch die Bemühungen, mich ihrer Herrschsucht zu entziehen. Dann in den Frauenkursen war ich vertieft in die Bücher. Die Sehnsucht, eine feste Stellung im Leben zu gewinnen, die vielen Gedanken über die Berechtigung des Lebens — die geistige Atmosphäre Petersburgs nach dem Stumpfsinn der Provinz — alles das erschien mir wie eine Quelle, die mich mit ihrem Wasser wegspülte — ohne Widerstand! Wo blieb da noch Zeit für die Liebe?

Dann die Ehe der Schwester. Dieses stille, vor den Augen der Verwandtschaft verborgene Drama, dessen Veranlassung ich gewesen war, flößte mir Zweifel, ja Haß dem starken Geschlechte gegenüber ein. Daher vermied ich in den Frauenkursen den Verkehr mit Studenten.

Im Bewußtsein meiner Schuld suchte ich Ablenkung, — ich fand sie in den Büchern. Von Männern geschriebene Bücher, das war mein einziger „männlicher" Verkehr; zu ihnen hatte ich fast Empfindungen der Freundschaft — vielleicht ganz weibliche. Ich war erstaunt, wie meine Kommilitoninnen sich verliebten, heirateten, kokettierten und zu gefallen suchten.

Was gab es denn da zu gewinnen?! Ist der Mann denn dessen wert, daß wir mit ihm kokettieren, ihn zu fesseln versuchen, uns bemühen, ihm zu gefallen?

Wenn einige sich über mich wunderten — ich wunderte mich nicht weniger über sie.

Und nun plötzlich dieser Rat ...

Doch es ist spät. Ich muß morgen früh aufstehen und mich zur Reise rüsten.

(Fortsetzung folgt)



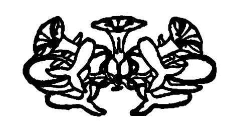
Das Kind · Von Karl Bröger

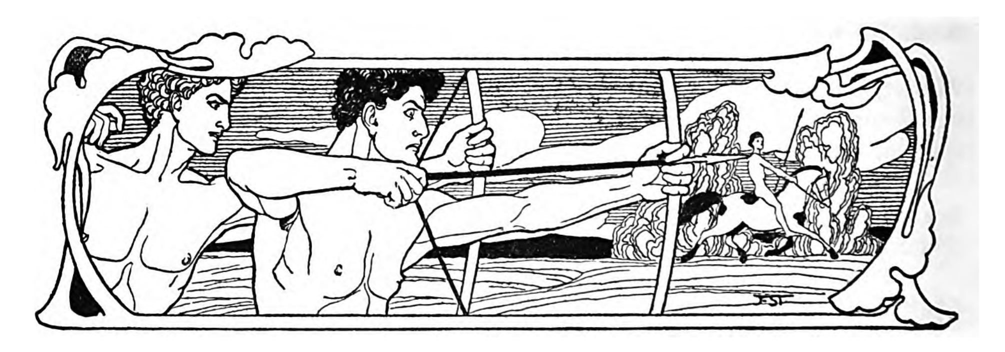
In seinen Traum vom Leben fällt
Verworrenen Lichtes noch kein Schein,
Denn lauter gehn und unverstellt
Die Dinge seinem Schauen ein.

Und was es sieht und was es hört,
Genießt es ganz und ungemischt,
Weil keines Wortes Fremdheit stört
Und ihm das reine Bild verwischt.

Die Sehnsucht zweier Seelen blaut
In seinem Blicke still und groß,
Und dennoch ringt sich nicht ein Laut
Von den geschloßnen Lippen los.

Die Wunder, die es rings gewahrt,
Die sind ihm wohl im Tiefsten kund;
Doch daß es keines offenbart,
Versiegelt ihm ein Gott den Mund.





Graf Zeppelin als Kundschafter 1870

Von Graf Wolf von Dürckheim

Ein schwüler Julimorgen. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland war bereits erklärt; in der Nacht hatte es geregnet, und ein feiner Nebeldunst überzog Wälder und Wiesen des Hochplateaus von Fröschweiler. Die Ernte war zum größten Teil zu Hause, im Felde waren schon einige Pflüge tätig, die Erde für die Herbstfrucht umzustürzen. Am Abend vorher waren noch zwei Jägeroffiziere (Chasseurs d'Afrique) zu Pferd, deren Abteilungen hinter dem Schloßpark ihre Aufstellung hatten, bei uns zum Tee. Diese Chasseurs d'Afrique mit ihren hellblauen Uniformen, Offiziere mit silbernen Schnüren und Knöpfen, Mannschaft schwarz verschnürt, erweckten unser lebhaftes Interesse. Sie gehörten zur Avantgarde des Korps von Mac-Mahon, welches direkt von Algier kam und zuerst mobilisiert wurde.

Das Chasseur-Regiment war mit Araberpferden, durchaus Schimmeln, beritten. Es waren lauter Hengste, da der Araber bekanntlich die Stuten nicht verkauft. Diese kleinen Berberpferde mit langer Mähne und Schweif, kleinem, trockenem Kopf und sehnigen, dünnen Beinen sind trotzdem sehr ausdauernd.

Die Reiter, die keine Afrikaner, sondern Franzosen waren, schienen mir für diese Pferde zu groß und zu schwer. Man nahm damals noch in Frankreich die größten und stärksten Leute zur Kavallerie. Auch waren die armen Pferde mit viel Gepäck belastet, denn jedes hatte nebst Mantel, Hafer und Eßschale noch einen Teil des Zeltes zu tragen, welches für drei Mann diente, und rückwärts am Sattel war noch ein Netz befestigt, das rechts und links herunterhing, und in dem die Heuration untergebracht war. Diese Netze schlugen den Pferden beim Trab und Galopp fortwährend in die Flanken und pendelten hin und her, was auch für den Reiter nicht vorteilhaft war. Dennoch schienen sie sehr beweglich. Einzelne Reiter sprengten mehrmals des Tages durch das Dorf mit schußbereitem, auf den Schenkel aufgesetztem Karabiner. Von sonstigen Truppen kann ich mich nur erinnern, daß im oberen Dorf und auf den Feldern längs der Straße nach Reichshofen die Brigade des guten alten Generals Moreno lagerte, welcher im Schloß einquartiert war. Er war ein lieber alter Herr, der unsern sauren, selbstgekelterten Wein jedem andern Getränk vorzog. „C'est le vin du cru," sagte er, „ich habe mich überall daran gehalten, den Wein zu trinken, wo er wächst." Dies

mag wohl auch in Frankreich ganz gut möglich gewesen sein, aber bei uns im Unterelsaß war jedenfalls Klima und Boden zu kalt, um einen guten Tropfen zu erzeugen.

General Moreno zeigte uns auch die Mitrailleusen, die gegen Nehweiler aufgestellt waren, um die Straße zu bestreichen, sowie das gegen Sulzbach abfallende Tal. Ich denke, die armen Bayern, die dort so große Verluste erlitten, werden sie zu spüren bekommen haben. Damals wurde auch schon die Klage laut, daß kein Brot da sei, und daß die Intendanz schlecht funktioniere. Ich erinnere mich noch, daß der Vater in die verschiedenen Dörfer ritt, um die Bürgermeister zu veranlassen, Brot backen zu lassen für die Intendanz. Auch machte die Aufklärung der Gegend dem General viel Sorge. Er hatte jedenfalls den Befehl erhalten, gegen die Pfalz aufzuklären, und hatte keine Karten der Gegend. Er phantasierte fortwährend von der Papperlik, einem wichtigen Punkt, den man halten müsse. Es war damit die Pfaffenschlick, der Übergang von Lembach nach Weißenburg, gemeint. Ich konnte mir nicht erklären, warum der General mich öfters fragte: „Où est la Papperlik?“ und hielt es für einen Witz. Erst später wurde mir klar, was er meinte.

Es war an diesem Julimorgen etwa acht Uhr geworden, und ich kam gerade in den Hof, um im Stall nachzusehen, als der Burger Jakob, unser Nachbar, atemlos gelaufen kam und erzählte: „Gerade jetzt sind Preuße bei mir vorbeigeritte, auf zehn Schritt hinter dem Schloßgarte im Feld, wo ich geackert hab'! Die eine have die Karte in der Hand gehalte, de ondere den Säbel und Pistol. Sie han mi gor nich angesehn und sin gegen Reichshoffer Wald geritte.“ Ich meinte, es sei eine französische Abteilung gewesen, die er noch nicht gesehen hätte. „Nein,“ sagte er. „ich kenn die Franzose, war ja selbst dabei [er hatte bei der Artillerie gedient], es sind Preuße mit der Pickelhaube.“

Nun war ich selbst überzeugt und lief, so schnell ich konnte, zum nächsten Posten. Es war dies der Leutnant, der am Abend vorher zum Tee bei uns war. Ich fand dort schon alles in Aufregung. Gerade war ein berittener Gendarm aus Wörth angelangt, der die Meldung überbrachte, daß eine feindliche Abteilung von ungefähr 12 Mann, von Selz kommend, Wörth passiert hätte. Der nächste Posten Chasseurs war bereits avisiert und rückte heran, während der Zug des Leutnants sich in den Sattel schwang. Die zwei Züge Chasseurs bildeten eine halbe Eskadron, zur Aufklärung und zur Verfolgung bereit.

„Wohin?“ rief mir der ältere der zwei Offiziere zu. „Wir haben keine Karten und kennen die Gegend nicht; haben Sie niemand, der uns den Weg zeigen kann? Eigentlich sind wir hier auf Vorposten und sollen die Linie nicht unbewacht lassen, es können ja andere nachkommen.“

„Geben Sie mir ein Pferd, und ich reite mit“, sagte ich.

„Das kann ich nicht, aber wenn Sie nachkommen könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar; ich werde einstweilen die Meldung an das Brigadekommando nach Niederbronn schreiben und auf Sie warten.“

Ich lief zum Stall. Das einzige Pferd, das uns geblieben, war eine Normänner Stute mit ihrem vierzehn Tage alten Fohlen. Alle anderen Pferde waren

ausgehoben worden. Also schnell einen Sattel auf die brave Stute Katheline, einen Wischzaum über den Kopf, und im Galopp ging die Alte mit mir die Platanenallee hinunter zum Parktor hinaus in das Wiesental, das sich gegen den Reichshofer Wald ausbreitet. Ich hatte die Abteilung Chasseurs bald eingeholt, die bereits ihre Eklaireurs im Galopp vorausgesandt hatte und sich nun im Trab gegen den Wald zu bewegte. Sehr bald sahen wir im nassen Boden die Hufspuren der feindlichen Abteilung, die wir bis zum Walde verfolgten. Zwischen den beiden Offizieren gab es nun eine kleine Auseinandersetzung. Der jüngere wollte die Verfolgung fortsetzen, um den Feind zu stellen und unschädlich zu machen. Der ältere Oberleutnant bemerkte, man dürfe sich ohne Erlaubnis nicht so weit von seinem Posten entfernen, noch dazu in einem ausgedehnten Wald, wo man sich verirren könne. Trotz meines Anerbietens, die Abteilung zu begleiten, da mir ja von der Jagd her alle Wege und Stege bekannt seien, wurde kehrtgemacht, und die zwei Pelotons (Züge) bezogen wieder ihre früheren beobachtenden Stellungen.

Ich muß nun erwähnen, wie geschickt und sicher Generalstabshauptmann Graf Zeppelin, denn dies war der Führer des feindlichen Streifkorps, seine Abteilung geleitet hat. Er hatte Wörth passieren müssen, da nur dort Brücken über den Sauerbach führen. (Nur bei Bruckmühl viel weiter oben und bei Gunstedt weiter unten sind wieder Übergänge.) Die Sauer mit ihren steilen, teilweise rissigen und sumpfigen Ufern ist sonst für Kavallerie unpassierbar.

Die Abteilung bog dann, nach Passierung von Wörth, links von dem Hohlweg, der nach Fröschweiler hinaufführt, ab und benützte die Einsenkung des Geländes zwischen Fröschweiler und Elsaßhausen, überquerte die von Fröschweiler nach Elsaßhausen führende Straße und bewegte sich — wieder in der Niederung — gegen den Großewald (Reichshofer Wald). Nur so war es möglich, daß die Abteilung nicht von den aufgestellten Posten der französischen Chasseurs erblickt wurde, da diese südlich und westlich unmittelbar hinter dem Schloßpark standen, von wo man allerdings eine weite Fernsicht hat, aber gerade die Einsenkung bei Elsaßhausen nicht übersieht. Auf demselben Platz, denselben Weg benützend, haben am 6. August die französischen Kürassiere ihre denkwürdigen Attacken ausgeführt. —

Ich war auf der alten Katheline nach Hause geritten und hatte die Mutter ihrem Fohlen zurückgebracht. Inzwischen war General Moreno nach Straßburg abberufen worden, und ein anderer General war an seine Stelle getreten, den wir jedoch nicht zu sehen bekamen, da er in Reichshofen blieb, wo auch der Divisionär, früherer Festungskommandant von Straßburg, General Ducrot, sein Hauptquartier aufschlug.

Wir hatten nun wirklich alle das Gefühl: „Es wird ernst." Die Meldung des Chasseuroffiziers war inzwischen nach Niederbronn gekommen, und nachmittags brach der Brigadegeneral mit zwei Eskadronen zur Verfolgung des Feindes auf. — Wer die Franzosen damals durch den Wald führte, oder ob sie selbst den Weg zum Schirlehof fanden, weiß ich nicht. Ich habe nur folgendes erzählen gehört.

Als die deutsche Abteilung den Schirlehof — einen in einer Lichtung des ziemlich ausgedehnten Waldes gelegenen Bauernhof — erreicht hatte, wurde Rast gemacht. Die sechs Offizers- und sechs Mannschaftspferde wurden im Stall unter-

gebracht, und während die übrigen sich bei den Pferden zu schaffen machten, begab sich Hauptmann Graf Zeppelin in die Bauernstube. Plötzlich sah er aus dem Walde die Spitze der französischen Reiterabteilung auftauchen. Diese hatte, scheint es, keine Vorhut ausgeschickt und ahnte daher nicht, daß sie sich so nahe am Feind befand. Da krachte plötzlich ein Schuß aus dem Stall heraus, ein Reiter fiel getroffen vom Pferde, die ganze Abteilung stutzte. Einige sprangen ab und feuerten gegen den Stall. Mittlerweile war das Pferd des getroffenen Reiters weiter gelaufen und hatte das Haus passiert. Diesen Vorgang hatte Graf Zeppelin von der Bauernstube aus beobachtet. Da das Haus wie die meisten Bauernhöfe zwei Eingänge hatte, benützte er den rückwärtigen, um ungesehen zu entkommen. Da kam ihm das leere Pferd entgegen; rasch schwang er sich hinauf und verschwand in entgegengesetzter Richtung im Wald.

Ein einzelner französischer Chasseur soll den Grafen einige Zeit verfolgt haben, ohne ihn einholen zu können. Als Graf Zeppelin sich nicht mehr verfolgt sah, stieg er vom Pferd und ließ es frei. Dann legte er an demselben Abend und in der Nacht zu Fuß den weiten Weg in die Pfalz zurück.

Es ist mir unbegreiflich, wie er sich in dem Hügelland und anschließenden Mittelgebirge zurechtfinden konnte, da er ja die öffentlichen Straßen vermeiden mußte und lediglich auf Wald und Saumwege angewiesen war.

Ich habe auch erzählen gehört, daß an demselben Abend ein deutscher Offizier (jedenfalls Graf Zeppelin) bei Nehweiler, aus dem Walde kommend, einem dort arbeitenden Bauern befohlen habe, ihm Milch und Brot zu bringen. Er habe gedroht, ihn zu erschießen, falls er ihn verrate, habe ihm aber nach Erfüllung seines Wunsches ein reichliches Trinkgeld gegeben. —

Von welcher Bedeutung die Rekognoszierung des schneidigen Reiteroffiziers war, kann man sich leicht denken. Er überbrachte jedenfalls die Meldung, daß bis zur Stunde keine größeren Streitkräfte bei Wörth versammelt waren. Seine Geistesgegenwart, Ruhe und Kühnheit haben ihn damals vor der Gefangenschaft bewahrt, und heute erkennt in ihm die ganze Welt den kühnen, ausdauernden Luftschiffer, auf den ganz Deutschland mit Stolz und Bewunderung blickt.

Die übrigen Offiziere und Mannschaften des deutschen Streifkorps wurden zu Gefangenen gemacht. Leutnant von Wisloo, ein Offizier englischer Abstammung vom 2. badischen Dragonerregiment, hatte eine Kugel durch die Lunge erhalten, als von französischer Seite gegen den Stall gefeuert wurde. Er zog sich in eine Ecke zurück, hatte noch die Kraft, den Säbel zu ziehen und verweigerte die Übergabe desselben an die hereinstürzenden Franzosen, bis er endlich erschöpft zusammenbrach. Man bettete ihn auf einen Leiterwagen, auf welchem er nach Niederbronn transportiert wurde. Hinter dem Wagen mit den anderen Gefangenen wurde auch Windsloos leeres Pferd geführt. Er soll gebeten haben, es noch einmal besteigen zu dürfen, da er ja wisse, daß er sterben werde. Rührender Zug eines tapferen Reiteroffiziers! Er starb in derselben Nacht in Niederbronn und wurde von französischer Seite mit militärischen Ehren bestattet.

Am folgenden Tag wurden in der ganzen Gegend Streifungen veranstaltet, um den entkommenen Prussien zu suchen. Wie zu einer Wildschwein- oder Bären-



jagd, mit Gewehren, teils aber auch mit Sensen und Gabeln bewaffnet, rückten die Bauern aus. Vergeblich — das seltene Wild war längst in Sicherheit.

Auf französischer Seite herrschte großer Jubel ob der gewonnenen „Schlacht“, und in den Zeitungen erschienen Artikel über die „Grande Victoire du Schirlehof“.

Dem Sieger blieb jedoch nicht viel Zeit, sich seines Ruhmes zu freuen. Bei Fröschweiler sammelten sich größere Heeresmassen, die, schlecht verpflegt, vielfach ohne Zweck hin und her geschoben wurden. Unzufriedenheit und Mißtrauen bemächtigten sich der Truppen. Schlag auf Schlag kamen dann die schweren Niederlagen von Wörth und Spichern, bei denen zwar die Franzosen Tapferkeit und Heldenmut zeigten, jedoch der Führung, Ausbildung und Organisation der deutschen Truppen weichen mußten.



Tod, komm im Herbst . . .
Von Heinz Soltau

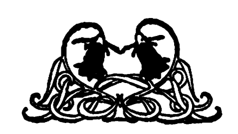
Tod, ernster Freund, holst du mich einst zum herben
Und letzten Gang — komm nicht, wenn's Frühling wird.
Auch nicht im Sommer. Bitter ist das Sterben,
Wenn rings umher so heiß das Leben flirrt.

Im Winter will ich gern mein Haus bereiten
Und einsam harren, bis auf kaltem Flies
Ich deine harten Schritte höre schreiten.
Indes: ein schweres Sterben wär' auch dies.

Einsam zu sterben, wo so weich der Schnee
Wie helles Festgewand das Land umschließt,
Wo spiegelblank die Nächte wie ein See,
Wo traulich im Kamin die Flamme grüßt — — —

O komm im Herbst! Der Herbst ist wie ein wilder
Taumel des Lebens noch an Abgrunds Rand,
Bis dicht davor ein sanfter, güt'ger, milder
Hauch der Ergebung alle Stürme bannt.

Und so in Leidenschaften, leuchtend bunten,
Die zart erblassen, will auch ich vergehn,
Will in das rätselhafte, schwarze Drunten
Als Blatt im Blätterwirbel mitverwehn.





Das rote Diner

Von Theophile von Bodisco

Der Lord betrat den Speisesaal und überflog prüfend die festlich gedeckte Tafel: gold, rot und weiß schimmerte es ihm entgegen. Unhörbar huschten die Diener, die heute ausnahmsweise rote Fräcke trugen, auf dem weichen Teppich hin und her; die Kerzen in den antiken Armleuchtern wurden entzündet — es war alles bereit.

Die hohen Fenster standen offen; leiser Regen fiel, denn es war heute ein echter melancholischer römischer Wintertag. In der Luft begegnete sich der Klang der Kirchenglocken: laut fordernde, leise bittende, hohe freudige und erregt vibrierende — sie waren wie Lebenswellen, die sich kreuzten. Das Straßenbild unten, auf das der Lord hinsah, war farblos, unruhig, nicht künstlerisch harmonisch, wie der helle warme Raum, von dessen Wänden Gobelins nach veronesischen Bildern grüßten. Aber obwohl der Lord mit seinen Nerven den Gegensatz, den das trübe Bild da unten zu seinem schönen Heim bildete, prickelnd empfand, sah er doch nicht so aus, als erwarte er frohen Herzens seine Gäste. Ja, er runzelte die Brauen, als er auf die roten Teller und roten Rosen hinsah. Dieses ganze Arrangement in Rot — denn er hatte seinem Koch anbefohlen, das Menü auch möglichst in Rot zu halten — erschien ihm mit einemmal als ein Taktfehler gegen sich selbst. Zwar war ihm dieser Einfall gekommen, als er einer schönen Frau, deren rotes Gewand er bewunderte, gesagt hatte: „Sie inspirieren mir eine Symphonie in Rot", aber gerade heute, wo etwas aus seinem innersten Wesen zutage treten sollte, hätte nichts dargeboten werden sollen, das auch nur an Reklame streifte.

Der Lord erwartete einige ihm befreundete Künstler und sie, jene Frau, mit der er in letzter Zeit täglich zusammen gewesen war, sei es in der Campagna reitend oder in den Galerien aufs angeregteste disputierend. Sie, von der er nichts Näheres wußte, und die er auch nie nach ihrem Leben gefragt hatte. Es war ihm genug, daß er in ihrem Wesen die Nachklänge verwehter Schmerzen und seltener Freuden herausspürte, die aber doch nicht so stark gewesen waren, daß sie etwas von ihr für immer zerstört hätten. Sie also, und drei Freunde hatte er heute dazu ausersehen, als bestimmende Faktoren in seinem Leben zu wirken.

Der Lord verließ den Speiseraum, ging durch den großen Saal und stieg die wenigen Stufen hinunter, die ins türkische Rauchzimmer führten. Hier blieb

er vor seinem Porträt stehen, das von einem jungen, ihm befreundeten Porträtisten gemalt war, der bereits anfing, sich einen Namen in Europa zu machen. Das gemalte und das wirkliche Gesicht glichen sich nicht unbedingt; das gemalte war wie in größeren Linien angelegt, das Kinn war durch einen hellen Lichtreflex stark hervorgehoben, um den Mund lag ein Zug von Trotz. Etwas Tatkräftiges und Tüchtiges war in diesem Gesicht.

Es war seltsam: stets fühlte der Lord etwas wie einen Kontakt zwischen sich und jenem vertrauten und doch wieder fremden anderen Ich. Es schien etwas von ihm zu wollen, ja, es hatte sofort damit begonnen, ihn zu quälen. Und so war es denn gekommen, daß er jetzt entschlossen war, sich Klarheit zu verschaffen. Zwar, es war nicht ohne Reiz gewesen, gewissermaßen ein Doppelleben zu führen. Wer hätte in ihm, der die Rolle des Kunstmäcen so erfolgreich spielte, den versteckt schaffenden Künstler vermutet? Wer wußte etwas von den Augenblicken des Ehrgeizes, des Zweifelns und Verzagens? Geheim war der Künstlertraum gehalten worden, doch heute sollte er offenbart werden.

Aber nicht nur die Hoffnungen und Befürchtungen der Künstlerschaft sollten sich heute entscheiden. Er wußte es: erkannte sie, die seinem Herzen jetzt so nahe stand, daß er ein versteckter, großer Künstler war, so würde ihre stets wache Phantasie ihn umfassen und —

„Buona sera!" rief die Stimme des kleinen, schwarzen Dichters, der eine so entzückende formale Beanlagung, besonders für das Lyrische, hatte, und den man nur in Gesellschaft schöner Frauen oder mit seinem Freunde, dem langen Holländer, zu sehen pflegte, von dem er auch eben begleitet war. Der Lord stieg schnell zum Saal hinauf und begrüßte seine Gäste. Als er die kühle Hand des Landschaftsmalers in der seinen fühlte, sah er ihn prüfend an. Wie ruhig blickten diese hellen, leicht geröteten, wimperlosen Augen in die Welt, wie sicher führten diese Hände, die in ihrer wunderbaren Schönheit nur durch Sommersprossen verunstaltet wurden, den Pinsel! Der kennt keinen Zweifel, durchfuhr es den Lord, und in seinem Geist sah er das zarte Gemälde des nordischen Sommerabends. Er sah die milchweiße, glatte See, den rosigen Abendschimmer am Horizont, die sehnsüchtig auftauchenden schwarzen Seehundsköpfe... Ein großer Friede, aus einer starken Seele geboren, schwebte über diesem Bilde, wie der ewige Geist über den Wassern schwebt.

„Ihre wunderschöne Freundin," rief der kleine Poet, „fuhr neben uns, doch sie hatte ihr abweisendes Gesicht und schien nichts zu sehen. Aber unseren berühmten Menschenmaler, erwarten Sie den heute nicht?" — „Doch, ich erwarte ihn." — „Das freut mich, man sieht ihn jetzt fast nie mehr in Gesellschaft, er sieht jetzt aus, als hätte er keinen Frieden. Oh —" Er brach ab, denn der Lord hatte sich schnell umgekehrt. Mit strahlendem Gesicht meldete der alte Diener den Namen der Dame, die ihn soeben freundlich nach dem Stande seiner Gicht befragt hatte. Jetzt trat sie ein, ruhig und natürlich, auf ihrem vornehmen schmalen Gesicht spielte ein feines Lächeln. Der Lord war ihr lebhaft entgegen gegangen, aber so sehr ihm auch heute wie stets die Art ihres Hereinkommens gefiel, so spürte er doch etwas wie ein leises Zurückstoßen bei ihrem Anblick: er hatte erwartet, sie

im schleppenden roten Gewande zu sehen, das ihm seine rote Symphonie inspiriert hatte, sie aber trug ein blaßgrünes Kleid. Zwar kleidete es sie ausnehmend, zwar schufen die gelben Rosen und der lange gelbe Schleier mit dem lichten Grün einen entzückenden Farbenakkord, aber es war doch heute alles auf Rot eingestellt. „So lange hat man sich nicht gesehen?“ fragte sie leise, als er sie begrüßte. Es schien ihm, als läge es wie Zärtlichkeit in ihrer weichen Stimme, und schon war er versöhnt: „Wir wollen später alles besprechen“, antwortete er gleichfalls leise.

„Das war ein guter Typus, mit dem Sie heute sprachen, gnädige Frau“, sagte der lange Holländer in seiner sachlichen Art. — „Wie, was?“ rief der kleine Poet. — „Ein Jude mit einem langen Bart war es, und ich kaufte von ihm einen siebenarmigen Leuchter,“ sagte sie und blickte dabei auf den Lord, der auf die Tür sah. „Nun, wen erwarten Sie noch?“ fragte sie. „Den berühmten Porträtisten doch“, rief der Dichter. „Ah den“ — es schien dem Lord, als wechselte sie die Farbe, und da trat es ihm ins Bewußtsein, was er unbewußt vorbereitet hatte: das Zusammentreffen dieser beiden Menschen, vor dem er — Mit einem Schlage ward seine Stimmung eine schärfere, zugespitzte. „Sie kennen die Geschichte von seinem ersten bedeutenden Porträt, wodurch er bekannt wurde?“ fragte der lange Holländer. Die Dame in Grün schüttelte den Kopf. „Er malte in London einen Staatsmann, dessen Bedeutung noch nicht allgemein gewürdigt wurde. Auf der Ausstellung erregt dieses Porträt großes Aufsehen, alle Welt sagt: welch einen bedeutenden Kopf hat doch eigentlich dieser C.! Und so, wechselseitig durch einander unterstützt, kamen Staatsmann und Porträtist beide ans Licht.“

Als der lange Holländer diese letzten Worte sagte, trat der besprochene Künstler schnell herein. Jung und elastisch schritt er, nur den Lord ins Auge fassend, auf ihn zu: „Verspätet? Verzeihung. Man hielt mich auf — Amerikaner, die sind immer aufdringlich. Haben sie Geld, so haben sie gleich zu viel, und sind die Damen schön, sind sie es gleich zu sehr.“ „Bitte, darf ich Sie bekannt machen“, sagte der Lord und bemerkte, daß die Dame in Grün lebhaft einige Schritte entgegen gekommen war. Mit Spannung sah er der Begrüßung der beiden zu. Der Porträtist sah sie mit seinem schnellen, wie alles umfassenden und durchdringenden Blick von Kopf bis zu Fuß an, und sie hielt lächelnd und ruhig diesem Blick stand. Als sie aber begann: „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Ihre Bilder —“ da ging es wie Abwehr durch seinen ganzen Körper, schnell wandte er sich, begrüßte die anderen und setzte sich dann. Zerstreut, sichtlich innerlich beschäftigt, blickte er vor sich hin. Wie denn, dachte der Lord, hat er sie überhaupt nicht bemerkt, sind dieses Lächeln und dieser gelbe Schleier zu übersehen, so ist es doch unmöglich für einen feinfühligen Mann, diese Stimme und diese Art, zu sprechen, zu überhören? Und doch, während ihn dies auch erstaunte, fühlte er sich erleichtert. Mit Neugier sah er auf seinen Gast und hätte in diesem Augenblick nichts lieber gewußt, als wie es mit dem Verhältnis dieses jungen Künstlers zu Frauen überhaupt bestellt war. War er ihnen gegenüber ein Instrument, bereit, bei jedem neuen Reiz zu vibrieren? Etwas sagte ihm, daß das hier nicht der Fall war. Konnte es nicht sein, daß dieser Künstler so viel auf seine eigene Person hielt, daß er nur unüberwindlichem innerlichem Zwang nachgab? Ja, trotzdem der Lord seinen Freund

nicht für einen Heiligen hielt, ahnte er bei ihm eine gewisse stolze Keuschheit, und gerade eben war es ihm angenehm, sich dies zu vergegenwärtigen.

Da wurden die großen Flügeltüren geöffnet, und er erhob sich schnell und reichte der Dame in Grün seinen Arm.

* * *

In gleichem Rhythmus schritten sie dahin. Ihre Art, sich jeder seiner Bewegungen anzupassen, erfüllte ihn stets, wenn er mit ihr ging, mit der Illusion, als gehöre sie ihm. Der kleine Poet flüsterte dem Holländer zu: „Ein elegantes Paar."

Sie standen im Speisesaal: Gold, Silber, Kerzenschein und rote Rosen. Rechts vom Lord die Dame in Grün, links der Porträtist. Der kleine Poet blinzelte seinen langen Freund herausfordernd an, diesmal nur mit den Augen ausdrückend, was er dachte, nämlich: Wir beide sind heute zu Statisten ausersehen. Der Lord beobachtete, wie seine Dame mit Neugierde den Porträtisten ansah, auf dessen Gesicht nun ein weicher Ausdruck lag. Er ist heute nicht in Stimmung, dachte der Lord, aber der kleine Poet, mit seiner Gabe des vorschnellen Formulierens, sah vom Porträtisten zur Dame in Grün und dachte: Das sind heute die beiden Hauptakteure.

Die rote Suppe ward herumgereicht. „Freuten Sie sich gestern nachmittag über den Nebel?" fragte die Dame in Grün den Holländer. — „Ja. Ich ritt gerade in der Campagna." — „Und ich verfehlte ein Rendezvous, und zwar ein wichtiges", rief der kleine Poet. — „Oh, ein wichtiges? Vielleicht dann eins mit Ihrem Verleger?" — „Ich erstaune, gnädige Frau!" — Der Holländer schmunzelte: „Der Verleger erzählte mir übrigens, er hätte Sie seinerseits gar nicht verfehlt, aber Sie hätten derartig vertieft im Nebel vor der Peterskirche gestanden, daß er vermutet hätte, Sie dichteten, und da hatte er nicht stören wollen." — „Vermutlich achteten Sie aus Gewohnheit nur auf das Weibliche, das sich Ihnen näherte, und vergaßen es, die Männer anzusehen?" sagte der Lord, und alle lachten.

Der Porträtist fragte den Holländer, was er von der Ausstellung hielte. Wenn er sich an jemanden wandte, geschah es in einer Art, die alle andern Anwesenden gleichsam ausschloß. Der Poet beugte sich zur Dame in Grün: „Sie entsinnen sich, was mein Freund über die Art des Debüts unseres Menschenmalers sagte?" — „Ja — und?" — „Und — er hat nämlich ein Geheimnis oder eine geheime Kraft." — „So? Welche denn?" — „Ich will Ihnen bloß ein Resultat seiner Kunst erzählen. Ich verehrte einst eine Dame, die zwischen Mondänität und Heiligkeit schwankte. Sie stand gewissermaßen wie im Zwielicht, sehr interessant. Er malt sie, und zwar so, daß er ihren Augen nur den weichen, ekstatischen Blick gibt, ja, etwas Heiliges legt er über ihr Gesicht. Darauf malt er den Besatz ihres Kleides undeutlich, aber so, daß es aussehen könnte, als trüge sie eine große weiße Krankenschürze. Sie sieht ihr Bild wieder und wieder an, und ich könnte es beschwören, daß es daran schuld war, daß sie plötzlich der Welt entsagte und eine Heilige wurde. Jetzt leitet sie ein großes Kinderhospital und behauptet sogar, glücklich dabei zu sein." — „Das ist sehr merkwürdig, was Sie sagen." — „Nicht wahr? Und die Vicomtesse Z. hat er eigentlich erst zur Schönheit gemacht.

Er zeigte ihr ihren Stil." — Die Dame in Grün sah staunend und neugierig zum Porträtisten hinüber.

Der Lord saß zurückgelehnt da, rechts und links von sich sah er zwei Paare sich lebhaft unterhalten, und da war es ihm plötzlich, als säße er unter lauter fremden Menschen. Als die großen roten Hummern herumgereicht wurden, hörte er den langen Holländer ausführlich erzählen, wie er im vorigen Sommer mit den Fischern vor Sonnenaufgang zum Fischfang gefahren sei. Das war ja ganz stilvoll anzuhören, aber was ging es ihn eigentlich an? Aber wenn alle sprachen, so mußte er es wohl auch tun, und da riß er die Unterhaltung an sich. Er erzählte von einer Kunstauktion, sprach lebhafter, unterstrichener, als es sonst seine Art war, und ertappte sich dabei auf einer neuen Geste. Was rede ich hier nur, durchfuhr es ihn, und er sah mit einemmal, wie eine Vision, den Parlamentssaal vor sich, und dachte: Dort sollte man Reden halten, in dem Lande sollte man leben, wo man seinen Grundbesitz hat. Aber warum denke ich das eben, was ist das nur? Ich habe heute doch alles auf eine Karte gesetzt? Er brach ab in seiner Erzählung, weil die Spaltung, die er mit einemmal in seinem Wesen fühlte, ihn verwirrte. Hastig trank er ein großes Glas Wein und sah auf die Dame in Grün; er begegnete einem erstaunten, fragenden Blick, da schob sich eine kunstvoll zum Schiff geformte Pastete, die in einem roten Meer schwamm, zwischen sie.

„Was macht denn das Porträt Ihrer nordischen Schönheit?" fragte der kleine Poet den Porträtisten. — „Es wird nicht viel daraus." — „Es ist die schöne Frau v. Y.", erklärte der Poet der Dame in Grün. Darauf fragte diese: „Warum wird denn nicht viel daraus?" — „Dies Gesicht bietet kein Problem", meinte der Holländer, und der Lord sagte fast gereizt: „Warum überhaupt haben Sie sich darauf eingelassen? Eine kleine, fertige, äußerst konventionelle und uninteressante Welt." — „Ja, aber wie müßte denn Ihr Ideal für ein weibliches Porträt beschaffen sein?" fragte der kleine Poet. — „Nun, ich denke," sagte der Porträtist lächelnd, „es müßte nicht zu offenbar sein." — „Ja, ein gewisses Inkognito müßte da sein", fügte der Lord hinzu. — Jetzt sieht der Kleine auf die Dame in Grün, dachte der lange Holländer. So geschah es, und es geschah noch mehr, denn der Poet fragte: „Sind Sie schon einmal gemalt worden, gnädige Frau?" — „Nein." — Sollte er noch weiter gehen? dachte der lange Holländer mit Neugierde. Richtig: „Das wäre dann doch eine Aufgabe für Sie." Und während der Dichter diese Worte sagte, wandte er sich wie auffordernd von der Dame zum Künstler. Dieser lachte herzlich auf: „Sehr liebenswürdig, über uns zu bestimmen."

Der Lord war durch das Wort „uns" unangenehm berührt; die Dame in Grün hatte sich gerade aufgerichtet und sagte abweisend: „Oh, ich wünschte nie gemalt zu werden, es muß nicht angenehm sein, sich so fest gefaßt zu sehen." — „Ich würde Sie auch vor diesem Künstler warnen," sagte der Lord schnell, „der kann nämlich suggestiv sein." — „Wie meinen Sie?" fragte der Porträtist, und als er mit durchdringendem Blick auf den Lord hinsah, blitzte in dessen Augen etwas Feindliches auf. „Ich komme hier ja in den Verruf der Hexerei, wie es scheint," wandte er sich darauf an die Dame in Grün, „ich hörte auch einiges von dem, was Ihnen Ihr Nachbar erzählte. Aber nicht ich zaubere, jeder tut es an sich, ich verhelfe

dem Menschen nur etwas zu dieser Möglichkeit." — „Bitte," sagte die Dame in Grün, „wie tun Sie das, und welche Mittel stehen Ihnen dazu zur Verfügung?" Der Porträtist lächelte und antwortete nicht gleich, dann aber ward mit einem Schlage sein Gesicht verändert. Es wurde wie älter in einem festen und starken Ernste. Und alle warteten aufmerksam darauf, ob er wohl etwas von seiner Kunst aussagen würde, was sonst nicht zu geschehen pflegte. Da begann er: „Wenn ich einen Menschen male, so suche ich nicht nur das augenblickliche Sein, sondern das Werden wiederzugeben, ich suche die Seinsmöglichkeit des Menschen zu fassen und etwas von ihm mit zum Ausdruck zu bringen. Denn wenn schon in der Hand Charakter-, ja Schicksalslinien zu lesen sein sollen, wieviel mehr muß da nicht der Erkennende aus dem Gesicht ersehen, wenn auch der hin und her huschende Ausdruck manches verwischt? Ich gebe eine gewisse Steigerung der Persönlichkeit, aber nicht nur aus der Intuition oder Phantasie heraus, nein, ich habe meine eigene mathematisch genaue psychologische Wissenschaft. Vielleicht gelingt es mir, einigen Menschen zur Wahrheit zu helfen, indem ich selbst mit Anstrengung und Ehrlichkeit nach Erkenntnis und Wahrheit suche."

Die Herren schwiegen nach diesen Worten in einem Gefühl ehrfürchtiger Zurückhaltung, die Dame in Grün sagte lebhaft: „So werden Ihre Bilder zusammen e i n Werk bilden?" Der Künstler nickte: „Man wird aus ihnen ein Stück unserer Zeit ersehen — einst." Dann richtete er sich gerade auf, ein halb verlegenes Lächeln umspielte seinen Mund, und er vermied es, die anderen anzusehen. Die Dame in Grün sagte ernst: „Ja, Ihr Material ist ein lebendiges, wir alle sind es." — „Sehr schön, sehr schön," rief da der kleine Poet, „aber geben Sie mir zu: nach diesem Prinzip ist es doch leichter, Männer zu malen, als Frauen?" — „Es könnte sein", sagte der Porträtist. „Und warum meinen Sie das?" — „Oh, warum meine ich das wohl, schöne Frau?" rief der Poet und erhob in drolliger Hilflosigkeit die gefalteten Hände: „Es kommt, weil die Frauen so wunderbar und so rätselhaft sind. Warum aber sind sie so? Das sagen Sie uns, Madonna." — „Oder besser," fügte der Holländer sachlich hinzu, „sagen Sie uns, warum sie uns so erscheinen."

Alle Augenpaare hatten sich mit gespanntem Ausdruck auf die Dame in Grün gerichtet; der Champagner hatte die Wangen gerötet, die Stimmung gesteigert. Als die Dame in Grün nun alle diese glänzenden Männeraugen auf sich gerichtet sah, fühlte sie mit einemmal deutlich, daß sie die einzige Frau unter lauter Männern war; sie errötete langsam und tief. Ihr Blick fiel auf den Porträtisten, dessen Augen halb geschlossen, flimmernd zu ihr herübersahen. Da stand etwas in ihr auf, zwang sie, die sonst so Vorsichtige, aus sich herauszutreten, etwas von sich zu zeigen. Ihr Herz klopfte stark und schnell, aber sie sagte kühl und ruhig: „Nun, was wollen Sie denn eigentlich von mir, meine Herren? Etwa eine Tischrede über das Wesen der Frau?" — „Ja, ja", rief es von allen Seiten; der kleine Poet zappelte entzückt auf seinem Stuhl, der Lord beugte sich auffordernd zu ihr, der Porträtist aber klopfte leicht und wie lockend mit einer goldenen Fruchtgabel an ein hohes Kelchglas.

Da begann die Dame in Grün, zuerst langsam, ruhig, dann allmählich mit sich steigerndem Tonfall, zu reden:

„Meine Herren! Sie wollen, daß ich in Worte fassen soll, was Ihnen unfaßlich ist? Nichts anderes kann ich, als nach dem Grunde dieser Unfaßlichkeit forschen. Nichts scheint mir natürlicher, als daß Ihnen die Psyche des Weibes rätselhaft ist, denn Mann und Weib sind einander fremd, ja es ist eine große Fremdheit zwischen ihnen, die nur in ganz seltenen und tiefen Augenblicken schwindet. Verschieden sind sie in ihrem Wesen, stellen etwas anderes dar. Durch die ganze Natur sehen wir es, wie zwei Prinzipien gehen: das des Genius und das des Mediums, die, ungleich in ihrem Wesen, einander zustreben. Im Menschen treffen sie sich in verschiedenem Maße, doch ist es im ganzen wohl mehr so, daß der Mann das Prinzip des Genius, die Frau das des Mediums vertritt.

Ja, ihrer Natur nach ist die Frau Medium, mit ihrem Körper Medium des Mannes, der Naturidee überhaupt, aber auch in ihrem Geiste empfängt und bewahrt sie das Schöpferische, das ihr vom Manne zuströmt. Wenn der Mann die Weltidee auch als Medium empfängt, so ist er der Welt gegenüber, in der wir leben, doch der Gestalter, der Genius. Sein Geist ist auf die Welt eingestellt, der Geist der Frau aber auf den Mann. Je bedeutender eine Frau ihrer Qualität nach Weib ist, um so mehr ist sie Medium, hat sie daher auch die Fähigkeit, das Auslösende für den Mann zu sein. Im männlichen Geiste liegt eine gewisse Starrheit der Idee, Geradlinigkeit, und so muß es sein, denn er gibt die Richtungen. Der weibliche Geist, als der ausgestaltende, denkt in Formen: er paßt sich dem Willen und der Energie des männlichen Geistes an, bildet so seine Fortsetzung. Ist er schön und stark, so kann er die höchste Plastizität besitzen, denn dem weiblichen Geiste strömen die Seelenkräfte ungehinderter zu, als dem männlichen. Diese Seele oder dieser Seelengeist der Frau, leicht beweglich, sich umwandelnd, ist natürlich nicht leicht zu fassen. Wie wollen Sie das Leben fassen? Und die Seele der Frau ist in steter Schwingung. Ja sie geht dem Lebendigen nach, sucht und hält es. Alles was wachsend ist und werdend, ist ihr verständlich, so das junge Menschengeschlecht, so der Künstler, der ihr außerdem in seinen Mediumeigenschaften nah verwandt ist. Vor allem aber scheint es mir nur die höchste Konsequenz zu bedeuten, wenn die Frau solche Männer bevorzugt, in denen das geniale Prinzip klarer hervortritt, in Energie und Willen. Und als Letztes möchte ich sagen, daß die klarste Verkörperung des genialen Prinzips, daß das Genie, der Genius, für die Frau das Wunderbarste bedeuten muß. Von Wiedergeburt zu Wiedergeburt geht ihr Wesen, von Wiedergeburt zu Wiedergeburt auch das seine, doch in stärkerer Schwingung, und aus eigenen Kräften vollzieht sich das in ihm. Ja, eine Kraft ist in ihm, von Ewigkeit zu Ewigkeit, und er durchdringt sie, die ruht und durch die doch der Strom des körperlichen Lebens geht, nun auch mit dem Strom des ewigen, des lebendigsten Lebens."

Hier endete die Dame in Grün ihre Rede, die schließlich nichts anderes geworden war, als eine Liebeserklärung an das geniale Prinzip im Mann. Und alle Männer wurden irgendwie persönlich betroffen und erregt durch diese ihre Worte. „Danke", sagte der Lord warm, erhob sein Glas und trank ihr zu. „Danke", sagten auch der Holländer und der kleine Poet, dessen Augen jetzt wie verschleiert blickten. Einzig der Porträtist schwieg. Während die Dame in Grün gesprochen,



hatte er zuerst vor sich hingesehen mit seltsam sehnsüchtigem Ausdruck, als höre er einem Beethovenschen Adagio zu, dann hatte er langsam die Augen auf sie gerichtet, und der tiefe, bannende Blick seiner Augen verließ sie nun nicht mehr. Sie fühlte diesen Blick sehr wohl, und sie fühlte auch die kurzen, dunklen, wie fassenden Seitenblicke des Lords, aber ihr Gesicht hatte wieder den Ausdruck der Windstille angenommen. Und auch ihre Seele hielt still, ließ sich vom Fatalismus beherrschen. Es griffen die Lebensströmungen nach ihr, sie aber verzichtete ihrerseits auf jegliche Handlung. Ein gespanntes Gefühl hatte eingesetzt, als sie hierher gekommen war, war es das Vorgefühl kommenden Lebensrhythmus gewesen?

Da sprach der lange Holländer: „Es war sehr schön, was Sie sagten, gnädige Frau; wer an seine Geliebte denkt, wird heimlich freudig erschrecken und hoffen es wäre so. C'est cependant vu par un tempérament extrêmement artistique. Wenn ich mir meine dicke Wirtin vorstelle —" — „Oh," unterbrach ihn die Dame in Grün lebhaft, „auch in ihr, als sie liebte oder ein Kind zur Welt brachte, formte sich ihr Wesen in wunderbarer Wiedergeburt." — „Ja, aber wie soll man nun je von den Frauen genug haben, wenn sie so wunderbar sind!" rief der kleine Poet in komischer Verzweiflung. Alle lachten dazu, außer dem langen Holländer; der sah besorgt auf seinen jungen Freund, denn er wollte den göttlichen Funken in ihm schützen, und zitterte vor der Gefahr der Zersplitterung, ja Verflachung, die ihm drohte, wenn er fortfuhr, den Frauen gegenüber in derselben Lebenstechnik zu verharren. Sehr ernst sagte er: „Die tiefen und großen Geister haben tief und groß geliebt; sie alle haben schließlich etwas gefunden, worin sie ausruhen konnten von ihrer tiefen Sehnsucht." Niemand sagte ein Wort hierauf, aber es schimmerte auf allen Gesichtern etwas wie Abglanz versteckter Sehnsucht.

* * *

Als der Lord mit seiner Dame den andern voranschritt, fragte er: „Nun, wie finden Sie ihn?" — „Er muß oft falsch verstanden werden." Diese Worte berührten ihn unangenehm. „Da," sagte er, indem sie die Stufen ins Rauchzimmer hinunterstiegen, „hängt das Bild, das er von mir gemalt hat, wie ist es?" Die Dame in Grün trat neugierig vor, sie zog beim Betrachten des Bildes die Stirn in Falten. „Es gefällt Ihnen nicht?" — „Ich weiß nicht", sagte sie unsicher. „Doch heute muß ich wohl sagen, daß Sie diesem Bilde ähnlich sind." Da traten die anderen herein. „Ich habe eine Überraschung für Sie", rief ihnen der Lord entgegen und kam sich selbst wie überrumpelt vor, als er diese Worte gesagt hatte. Keinem entging die Aufregung, die sich in seinem Tonfall verriet. Der Porträtist trat vor, blitzschnell, fast wie drohend, sah er vom Lord zur Dame in Grün, dann aber trat er wieder zurück und sagte angeregt: „Überraschung? Das ist ja wundervoll. Also was?" Als der Lord ihn so sprechen hörte, fühlte er wieder eine plötzliche, heiße Feindschaft in sich auflodern, aber er sagte, sich verbindlich verneigend: „Sie gestatten mir, mich etwas zurückzuziehen, um Ihnen die Überraschung vorzuführen." Damit verließ er das Zimmer.

* * *

Er schritt schnell durch die lange Zimmerreihe zu seinem Atelier. Er war von leidenschaftlichstem Gefühl bewegt: Liebe, Furcht, Ehrgeiz, Eifersucht, alles



drängte sich in ihm zusammen. Er wußte sehr wohl, daß dieser Versuch, den er heute wagte, von keinem gewagt zu werden brauchte, der sich als Künstler sicher fühlte, oder der der Liebe einer Frau gewiß zu sein glaubte. Aber er verstand sie nicht, jene Frau, in ihrem Gefühlsleben, hatte es ihm nicht viele Mal so geschienen, als liebte sie ihn? Doch als eine Warnung erschien ihm eben, was er die ganze Zeit über als ein günstiges Zeichen gedeutet hatte: ihre vollständige Gleichmäßigkeit ihm gegenüber.

Im Atelier war es hell. Da stand das Bild, sein Bild, von einem indischen Schal verhängt. Aber er sah es vor sich, sah die leuchtenden Farben, und es erschien ihm schön. Ja, es war wie ein Traum von Schönheit, ein Werk, das ihm alles auszudrücken, zusammenzufassen schien, was er in der Beziehung zu geben hatte. Er nahm sich vor, jetzt nur an die Entscheidung seiner Künstlerschaft zu denken. Da erschien ihm das Gesicht des langen Holländers, und sein Herz klopfte schnell: es konnte etwas unbarmherzig Klares in den Augen dieses Menschen liegen, der so wundervoll den Nebel zu malen verstand.

Unruhig ging der Lord einigemal durch den Raum, er stieß dabei an einen Tisch, auf dem verschiedene Waffen lagen — ein kleiner Revolver blitzte ihm besonders hell entgegen. Was sollten die Waffen hier? Ach ja, er hatte sie gestern abend gereinigt. Aber die blauen Scheine daneben? Das waren Billette einer Reisegesellschaft nach Kairo. Gestern beim Friseur hatte ein Bekannter sie ihm fast aufgedrängt. Er hatte doch nicht die geringste Absicht gehabt, mit nach Kairo zu gehen, wozu hatte er sie denn da gekauft? Er konnte sich das eben, wo er die Scheine aufhob und durch die Finger gleiten ließ, nur durch die Unklarheit seiner damaligen Stimmung erklären, es erschien ihm jetzt, als hätte er gestern doch eine Sekunde lang an die Möglichkeit dieser Reise gedacht, als hätte ihn etwas dazu getrieben in einem Augenblick, da er für sein Gefühlsleben alles auf eine Karte setzte, die Chancen in der Peripherie seines Lebens auch nicht ganz außer acht zu lassen. Dasselbe war es gewesen, das er jetzt öfters in sich empfand; ein bisher Unbewußtes, das in ihm aufstand und ihn bestimmen wollte. Er blieb mit einem Ruck stehen: was geschehen mußte, sollte nun geschehen. Da ging er und schellte.

* * *

Die im Rauchzimmer wartenden Herren waren unschlüssig stehen geblieben. Die Dame in Grün hatte sich auf das Ecksopha gesetzt und ein Album aufgeschlagen. Sie saß da, den Kopf in beide Hände gestützt und sah die ganze Zeit auf dasselbe Blatt hin. Der kleine Poet überflutete den Porträtisten mit Beredsamkeit, indem er ihm seine Ansicht über den Zufall auseinandersetzte. Der Porträtist hörte zerstreut zu und sah mit seinem flimmernden Blick zum Ecksofa hinüber. Der lange Holländer stand an den Kamin gelehnt da, ruhig, als erwarte er etwas, über das er seinen Richterspruch zu fällen hätte.

Endlich hörte man Schritte, aber der Lord war nicht allein, schleppende Schritte wie von Männern, die etwas Schweres tragen, folgten ihm. Der Porträtist fuhr nervös auf und trat zur Tür, der kleine Dichter ahmte ihn in Pose und Ausdruck nach. Die Dame in Grün spürte ein plötzliches heftiges Herzklopfen und

erhob sich. Da sah sie, daß man einen verhängten Gegenstand hereintrug. Es geschah dieses mit einer gewissen Feierlichkeit, fast als vollziehe sich etwas Mystisches. Sie erschauerte, es gemahnte sie etwas an trübe, schwere Stunden ... Die Erinnerung, da man ein Liebes davontrug zur ewigen Ruhe, zog ihr durch die Seele. Warum mußte sie daran denken? Sie sah auf den Lord Wie verändert er aussah! Er hielt den Kopf sehr aufrecht, war bleich. Interessant sah er aus. Sie hatte alles andere vergessen, wollte nichts anderes eben, als das voll erleben, was er ihnen da zugedacht hatte. Sie sah, daß auf ein Zeichen von ihm die Herren eine Staffelei heranrückten, die wartend in einer Ecke gestanden hatte. Die Männer stellten den verhängten Gegenstand darauf, dann gingen sie.

„Ein Bild, das Sie gemalt haben?" unterbrach der kleine Poet die Spannung. Der lange Holländer sagte langsam: „Ja? Das ist überraschend."

Der Lord veränderte die Beleuchtung, jetzt trat er ans Bild. Er sagte nichts, aber er erhob die Hand, eine wohlgepflegte Hand, deren Fingerspitzen breiter waren, als die spitz zugeschnittenen Nägel es erkennen ließen. Noch nicht, möchte er nur ein Wort sagen! dachte die Dame in Grün, und da hörte sie seine Stimme: „Ja, ein Bild von mir. Ich wünsche sehr, Ihr Urteil darüber zu erfahren." Dann sah sie, wie er mit einer ruckweisen Bewegung das goldgestickte Tuch abzog und zur Seite trat.

Die Herren standen dicht beieinander, die Dame in Grün ein wenig abseits, es ging eine Bewegung durch sie alle, als sich das Bild entschleierte; dann standen sie still und schauten.

Der Lord aber, während er auf ihre Gesichter sah, erlebte die chaotische Tiefe des Augenblicks, in dem man ein Werk, das man liebt, zum erstenmal preisgibt.

Was sich nun den Beschauern auf dem großen Bilde darbot, war folgendes: Schöne Farben, viel Farbe, das war wohl der erste Eindruck, dann die Erfassung des Sujets: das Urteil des Paris. Die Gruppierung der Gestalten war eine ähnliche wie auf vielen Darstellungen dieses Themas: rechts standen die Frauengestalten, links der Paris. Sie standen in einem Orangenhain, einem Milieu, das dem Botticellischen Frühling nachgeahmt war. Das Modell zum Paris mußte schön gewesen sein: ein feingeschnittenes, dunkles Gesicht, schwarze Locken. Aber wenn auch diese physischen Eigenschaften zur Geltung kamen, so fehlte diesem Gesicht doch das Wunschvolle, Unsichere, das sich im Auge des Paris widerspiegeln mußte. Der Körper, schön von der Natur gebildet, stand steif da, in der Haltung eines preußischen Soldaten, keine feurige Beweglichkeit drückte er aus, nicht das Schmiegsame, weibliches Begehren Entfesselnde, das dem Amant des amants der Weltgeschichte doch wohl nicht abgegangen war. Die Damen, denn dieser Ausdruck paßte am ehesten auf die Göttinnen, standen korrekt in ihren schönen Gewändern da und sahen ihrerseits denn auch keineswegs gnädig, geschweige denn neugierig oder begehrend auf den schönen Jüngling, der seinen Apfel wie einen Säbelknauf in der Hand hielt. Auf ihren Gesichtern — sie hatten eine gewisse Familienähnlichkeit — war ein hochmütiger Ausdruck, als wäre es ihnen, den vornehmen Damen, keineswegs angenehm, einen Apfel aus der Hand eines Hirten zu empfangen. Wohl war der Versuch gemacht worden, Sonne auf das Bild zu bringen, wohl verriet

der rote Faltenwurf der Hera, das künstliche Muster auf Aphroditens Gewand, Fleiß und dekoratives Geschick, allein es machte doch den Eindruck, als hätte sich der Schaffende zum griechischen Mythus zum mindesten skeptisch verhalten, ja alles Dionysische, auch nur wirklich Lebendige, schien sorgsam ausgeschaltet zu sein.

Alles dies sahen, empfanden nun die Beschauer. Sie sagten nichts, aber auf ihren Gesichtern war das Urteil über das Bild deutlicher zu lesen, als in den Augen des Paris das Urteil über die Göttinnen zu ersehen war. Und wie die Göttinnen den dargebotenen Apfel ablehnten, lehnten die Gesichter der Beschauer dieses Bild ab. Und sie standen alle der Kunst zu nah, um zu heucheln.

Dies alles fühlte der Lord, einen Augenblick lang verwirrten sich ihm die Gedanken, so daß es ihm war, als träume er, oder als hätte er das alles schon einmal erlebt. Er dachte: Warum schmerzt es mich nicht, warum setzt es mich nicht in Erstaunen? Da löste sich aus der Gruppe der lange Holländer, wieder ging er zum Kamin, nahm dieselbe Stellung ein, wie vorhin, doch seine Augen blieben gesenkt. Der kleine Poet trat von einem Fuß auf den andern, die Dame in Grün ging zum Ecksofa zurück. Nur der Porträtist schien unerschüttert: „Ja," sagte er, „das haben Sie also gemacht? Wo bekamen Sie dieses schöne Modell zum Paris her?"

Der Lord antwortete nicht, seine Augen hafteten auf der Dame in Grün und suchten ihren Blick. Aber er begegnete ihren Augen nicht, sie sahen, leicht zusammengekniffen, an ihm vorbei. Ihr Gesicht war bleich, sah gequält aus. Er fühlte, daß sie litt, aber was er heute selbst gewollt, bezweckt hatte, eine Stellungnahme von ihr zu ihm, durch ein Werk von ihm bedingt, das empfand er jetzt, wo es zutage trat, als kränkend und verletzend. Deutlich fühlte er, daß die Liebe einer Frau weder durch Werke gewonnen noch verloren würde, daß aber die Freundschaft schwer verwinden konnte, was heute geschehen. Und zum zweitenmal heute abend fühlte er, daß Taktlosigkeit hier mit im Spiel war, und daß es dieses Mal nicht nur Taktlosigkeit sich selbst gegenüber war. Alles dies stand in ihm auf: ein Gefühl von Scham, Schmerz und Ekel durchwühlte ihn, und plötzlich verließ er das Zimmer, ohne auch nur an konventionelle Rücksichten zu denken.

* * *

Der kleine Dichter brauste auf: „Unerhört! Kommen Sie doch, schnell!" Wieder kehrte der lange Holländer zum Bilde zurück. Er rieb sich langsam die Hände und sagte: „Sehr bedauerlich, sehr bedauerlich!"

Der Porträtist trat zur Dame in Grün: „Es stimmte schon lange etwas nicht mit ihm." Ihr Gesicht verfinsterte sich: „Für mich ist das alles kein psychologisches Experiment." Er trat hochmütig zurück. Sie ging wieder zum Bilde. „Das Kostüm der Hera ist pompös, aber was für ein Stilfehler, diese Kostüme!" sagte der Poet. Auch dies verletzte sie. Hilflos sah sie zum Holländer. „Nun, nun", sagte der wie ermutigend. Jetzt stand der Porträtist hinter ihr. „Es brauchen nicht alle Menschen gerade Bilder zu malen", sagte er. — „Wenn es aber schon gemacht ist!" rief sie ungeduldig. Sie fühlte etwas wie Auflehnung, ja Feindschaft gegen seine Überlegenheit. „Es müßte jemand zu ihm gehen", sagte sie. — „Aber nein, durchaus nicht," antwortete er, und leiser, eindringlich bittend fügte er hinzu:

„Es ist doch eben eine Lebenskrisis für ihn, aber er wird sich schon durchringen.“ Bei diesen Worten legte sich alle ihre Feindschaft, und ein warmes Gefühl von Vertrauen durchströmte sie wieder. Nein, an seiner Stellung zu den Menschen durfte sie nicht zweifeln. Er war der Helfende, wenn er auch zuweilen hart scheinen mochte; hatte sie nicht selbst heute gesagt, er muß oft falsch verstanden werden? Aber fühlte er auch eben, daß sie einen Freund verlor und darunter litt? Denn dieses schreckliche Bild würde von jetzt an immer wieder zwischen ihr und dem Lord stehen.

Da rief der kleine Dichter: „Es lief jemand durch den Saal!“ Die Dame in Grün fuhr auf: „Was ist —?“ Auch der Holländer schüttelte den Kopf, wie unsicher. „Ich weiß nicht, ich bin beunruhigt,“ sagte der kleine Poet, „wozu braucht der Giacomo so zu laufen, das geschieht doch sonst nie hier im Hause?“ Sie hörten nach diesen Worten den Porträtisten ungeduldig, fast ungezogen laut aufseufzen. Da gingen der kleine Poet und die Dame in Grün und stellten sich auf die erste Stufe der Treppe, sie sahen in den Saal hinein, sprachen aber nicht mehr. So erwarteten in Spannung und teils in Befürchtung die Gäste des Lords die Dinge, die da noch kommen sollten.

* * *

Der Lord stand wieder in seinem Atelier. Sein erster Blick fiel auf die leere Staffelei; die würde nun leer bleiben für alle Zeiten! Aber wie viel Zeit und Kraftgefühl war nicht in diesem Raum vergeudet worden! Ein derartiges Gefühl von Schmerz, von Lebensleere, Farblosigkeit packte ihn, daß er erschauerte. Nein, ich kann nicht, ich kann nicht auf alles verzichten, worauf ich gehofft, schrie es in ihm. Er hatte das Gefühl, als müßte er etwas zerbrechen, gleich handeln. Etwas tun, etwas tun! rief es in ihm, und siehe da — es fiel sein Blick auf die bunten Scheine, die neben den Waffen lagen. Er eilte zur Tür — schellte. Aber als der Diener erschien, starrte er ihn an, er konnte im Augenblick keinen Gedanken fassen. Erst als er den Diener erstaunt zurückprallen sah, faßte er sich wieder zusammen. Langsam begann er zu sprechen: „Der schwarze Kaffee — bringen Sie ihn dorthin! Und ich lasse die Herrschaften bitten, sich nicht stören zu lassen. Sagen Sie aber James“ —, und hier hörte er sich zu seiner eigenen Verwunderung plötzlich fließend sprechen, während er blitzschnell viele Gedankenreihen durchlief, —„er soll meinen Koffer packen für einen Monat und sofort auf den Zentralbahnhof bringen. Schnell.“ — Jetzt atmete er auf. Eine Linie war gezogen, das Schicksal hatte eine Direktive bekommen. Schnell zog er seinen Rock an. Er vermied es, durch den Saal zu gehen. Als er im Vorzimmer alle die fremden Sachen hängen sah, begann sein Herz wieder schnell und schmerzlich zu klopfen. Er sah einen duftigen Frauenschal über einem hellen Mantel, und ein derartiger Durst nach Frauenliebe kam für einen Augenblick über ihn, daß es ihn an der Kehle packte. Aber er richtete sich stramm auf, ja er rang geradezu nach Ironie über sich selbst. Er hatte sich in eine Situation gebracht, in der er für alles in der Welt keinen Freund gern gewußt hätte... Was die da wohl machten im Rauchzimmer? Warum schwiegen sie denn alle? Wie ein hellgrüner Schimmer war es vor seinen Augen. Fort, schnell! Er griff nach seinem Hut. Als er ihn aufsetzte, dachte er: Oft habe ich gedacht, wenn nach

einem Schauspiel der Vorhang hinunterging: Jetzt könnte eigentlich das Stück ebensogut beginnen! Dann ging er.

* * *

Denen im türkischen Rauchzimmer hatte es geschienen, als hätten sie einen Schritt gehört. „Jemand ging im Vorzimmer," rief der Dichter. — „Jetzt ging die Haustür", sagte der Holländer nach einiger Zeit. Der Porträtist stand auf. „Der Lord?" fragte er. Er wollte schellen, da kam aber schon gerade der jüngere Diener und brachte den schwarzen Kaffee. „Die Exzellenza lassen die Herrschaften bitten, sich nicht stören zu lassen. James bringt gleich den Koffer des Herrn auf den Zentralbahnhof. Der Herr ist abgefahren."

Es ging wie ein Aufatmen durch den Raum. Der kleine Dichter fuhr in die Tasche und gab dem erstaunten Diener so viel Silbergeld, als er nur darin fand. Der Porträtist hatte kurz aufgelacht und reichte nun der Dame in Grün eine Tasse Kaffee. Die stand da mit großen Augen und bemerkte ihn nicht gleich. Als sie ihn aber ansah, las sie in seinen Augen so viel Güte, Aufmunterung und Kraft, daß sie lächeln mußte. Und als er sah, welcher Art ihr Lächeln war, da machte er unwillkürlich eine Bewegung, als schüttle er eine Last ab, die ihn bedrückt hatte.

„Oh, bewundernswert ist der Lord!" rief der Poet. „Er bringt es zustande, sogar im Mißgeschick Chic zu haben!" Alle lachten. — „Sprechen wir nicht darüber", sagte der Holländer. „Sprechen wir gar nicht. Wollen wir in die Natur gehen? Kommen Sie." Nach diesen Worten verabschiedete er sich, und der kleine Poet tat das gleiche.

* * *

So blieben denn an diesem denkwürdigen Abend der junge Porträtist, der bereits anfing, sich einen Namen in Europa zu machen, und die Dame in Grün im roten Rauchzimmer des Lords in Gesellschaft des schönen, strammen Paris und der hochmütig vornehmen Göttinnen in den kostbaren Toiletten. Sie hatten sich ans Kaminfeuer gesetzt, einander gegenüber, in tiefe Sessel, und es schien ihnen nicht einmal der Gedanke zu kommen, daß auch sie, gleich den anderen, nun hätten aufbrechen können. Sie sprachen nicht; es war ein wohltuendes Schweigen zwischen ihnen; es versank darin alles Enttäuschende, Erregende, und alles ward wie ausgeglichen.

Er sah ihr von weichem, bauschigem Haar umgebenes Gesicht, ihren weißen Hals auf roten Atlaskissen schimmern. Er sah, daß sie tief und regelmäßig atmete, aber ihren Blick konnte er nicht auffangen, denn noch war er verschleiert und undeutlich, und jetzt schloß sie gar die Lider.

Sie aber fühlte durch die geschlossenen Augenlider hindurch seinen Blick, und seine Stimme war fast wie eine Liebkosung, als er anfing zu sprechen: „Entsinnen Sie sich," begann er, „wie Basil Hallward Lord Henri erzählt, daß er in Dorian Grays Gesicht die Anregung zu einem neuen Stil gefunden hätte? Solch eine Ahnung eines neuen Erlebens, Offenbarens packte mich heute, als ich Sie sah. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen das gleich sage, aber —" Er brach ab, sie hatte sich aufgerichtet. „Nein, sprechen Sie nur", sagte sie und griff nach einem Eisen und begann das Feuer zu schüren. — „Nun denn," sagte er schnell, „ich dachte

nicht nur an die Kunst, ich fühlte vielmehr, daß in Ihnen etwas liegt, das meine Seele, meine Existenz erweitern könnte.“ Sie ließ das Eisen fallen, doch noch blieb der Blick verschleiert. „Glauben Sie das?“ fragte sie langsam. „Sie sind nicht umsonst Porträtist, Psycholog, das Rätsel eines neuen Menschen lockt Sie, Sie wollen es lösen, es ist vielleicht nichts als das?“ Er stand auf, ging einmal schnell durch den Raum. Er hatte ihr so viel gesagt, warum wollte sie es nicht verstehen? Aber als er wieder zu ihr trat und in ihr Gesicht sah, in dem das zurückgedrängte Leben vibrierte, sagte ihm sein tiefes menschliches Erkennen, daß er sich hier doch deutlicher sein müßte, damit sie sich nicht am Ende auf den unnützen Umwegen verloren gingen, anstatt aufeinander zuzukommen. Er setzte sich wieder, und die Beweglichkeit seiner Natur half ihm, daß er, dessen Seelenausdruck doch nicht Worte waren, in Worte zu fassen vermochte, was er wollte, daß sie erkennen sollte. „Nein,“ sagte er, „es ist in diesem Fall nicht ein Problem mehr oder weniger; wenn andere mir Problem waren, so werde ich mich Ihnen gegenüber selbst als Problem empfinden; das ist der Unterschied. Ich fühlte gleich, daß sich Ihnen gegenüber mein Wesen spannt, sammelt, wie verdichtet, und das war ein rechter Instinkt, denn in Ihnen schlummert die Auslösung. Sie werden mich als Menschen und als Künstler verstehen, denn Sie wissen und verstehen vieles. Immer sensitiver, immer ausgebildeter muß durch meine Art, das Leben und die Menschen anzuschauen und wiederzugeben, mein Wesen werden, ja dazwischen hat es mir jetzt geschienen, als schwände etwas von meiner Konzentrationskraft. Ich habe gesucht, schon lange. Ich suchte — werden Sie mich verstehen? gewissermaßen ein Opfer.“ Er brach ab, sah sie durchdringend an und bemerkte, wie beim Worte Opfer etwas Starkes und Leuchtendes über ihr Gesicht ging. Dringlich, warnend, und doch beredend fügte er hinzu: „Das Erleben seiner selbst an einem anderen, sehr lebendigen Menschen, verstehen Sie, was das für mich bedeuten muß?“ Sie sah ihn an, und er sah zum erstenmal auf den klaren Grund ihrer Augen. „Ich glaube,“ sagte sie sehr ernst, „daß ich Sie verstehe. Wären Sie bloß ein sehr Talentierter, so würde sich dies alles als ein Irrtum erweisen. Ich würde dann bloß als ein Erlebnis durch Ihr Leben gehen, wie andere auch. Sie werden im Verkehr mit jeder Ihnen näher stehenden Frau etwas von sich erlebt haben, ja, ich wiederhole, Sie könnten sich dann irren ... Und Sie selbst wären dann für mich auch nichts anderes als eine aufleuchtende Farbe mehr im Gewebe des Lebens gewesen. Es wäre dann das Beste, unsere Bekanntschaft gleich bei diesem Gespräch abzubrechen —“. „Aber, aber, da —?“ unterbrach er sie ungeduldig und voll Angst, denn es schien ihm, als könnte sie vorbeisprechen an ihrem Innersten. „Da ich aber fühle,“ begann sie ganz fest und ruhig — er faßte ihre Hand und drückte sie so hart, daß es ihr hätte weh tun können, wenn sich ihr nicht alles, was von ihm kam, zur Freude gewandelt hätte —, „da ich aber fühle,“ wiederholte sie nun verwirrt, „daß Sie — ein Genius sind — —“ — „Ja,“ sagte er ernst, leise, wie unter einer schweren Verantwortung, und gab ihre Hand frei. Sie schwiegen einen Augenblick lang, dann sprach er wieder: „Sie sagten vorhin, der Genius ginge von Wiedergeburt zu Wiedergeburt. In jedem Schaffenden ist Drang nach Selbstoffenbarung. Der Künstler offenbart sich am Werk, es

kann aber geschehen, daß die lebendige Seele sich erst in ihrer ganzen Schönheit an der Seele eines anderen offenbaren kann. Da findet, erkennt sie sich, und die Seele des anderen wird dann gewissermaßen zum Kunstwerk der eigenen Seele."

Als er diese Worte gesagt hatte, erhob sie sich impulsiv. Für einen Augenblick legte sie ihm die Hand aufs dunkle Haar, und hätte er gewußt, was sie schon wußte, so hätte er es gefühlt, daß von dieser Stunde an ein Segen über seinem Leben lag, ein Segen, gegeben aus jenen geheimen Kräften, die vielleicht bestimmender sind für unser Leben, als äußere Schicksale. „Ja," hörte er sie mit weicher Stimme sagen, „das könnte vielleicht schon sein. Vielleicht bin ich ein Reich, das nicht regiert wird, und da könnte es schon geschehen, daß ein junger König vorbeikommt und die Herrschaft an sich nimmt." Dann ging sie mit leichtem Gang zur Tür und nickte ihm zu.

Er folgte ihr, überrascht, enttäuscht, daß sie ging. Aber als man ihr den Mantel um die Schulter legte, sah er auf ihrem Gesicht das feine Lächeln, das ihm an ihr so gefiel. Sie ging schnell die Stufen hinab und stieg in eine herbeigerufene Droschke. Er stand vor ihr — sie sahen sich an, ohne ein Wort zu finden, das sie sich hätten sagen können, und er verstand es nun, warum sie fort gegangen war nach diesem seltsam tiefen Gespräch ihrer kurzen Bekanntschaft. Jetzt fuhr der Wagen fort. Er kennt nicht einmal meine Adresse, dachte sie, aber das beunruhigte sie nicht, sie wußte, er würde sie schon zu suchen und zu finden wissen, wenn auch das Dunkel des Weltalls zwischen ihnen läge.



Einmal verschließ' ich das Haus

Von Grete Massé

Einmal verschließ' ich das Haus
Und verlasse Bruder und Schwester,
Schling' um die Schultern fester
Mein Tuch und schreite gradaus.

Im Herzen fühl' ich den Tod
Und die Wangen fühl' ich erblassen.
So eil' ich durch Straßen und Gassen
In meiner bitteren Not.

Bevor die Wimper sinkt,
Zum Todesschlaf, erstrahle
Vor mir zum letzten Male,
Glück, das mir einst gewinkt.

Glück, nicht erfaßt, nicht erkannt
In meinen stürmischen Tagen,
Jetzt muß ich dich reuvoll erjagen
An meiner Tage Rand.

Brenn auf mit blauer Glut
Als Flamme, treib mir entgegen
Auf meinen Todeswegen
Als Blüte, rot wie Blut.

Strahl überm Firnenkranz
Als Sternenlicht, erscheine,
Daß ich erlöst aufweine
Und daß ich sterbe ganz.





Wenn die Liebe sich rächt...

Von A. Fendrich

Sie tut es auf tausend sonderbaren Wegen. Aber der Ausgang ist, so überraschend er dem Betroffenen immer kommen mag, jedesmal ganz der gleiche: es geht einer hinaus, neigt das Haupt und weint bitterlich.

Trotz der Bitternis sind es immer die Tränen des Glücks, die ihm über die Wangen rollen. Es ist immer die gleiche, nie für möglich gehaltene und in ihrer eigensinnigen Monotonie immer wieder alles umstürzende und im Umstürzen beseligende Geschichte, daß ein Mißtrauischer, von der Scham über sich selbst überwältigt, zusammenbricht, weil sich ihm alles, alles als viel größer und herrlicher und gütiger erwiesen hat, denn er es sich in seinem kleinen Herzen und seiner schwachen Vernunft träumen ließ.

Die Rache der Liebe schlägt nie Wunden, ohne daß aus deren rotem Herzblut Rosen wachsen. Ihre Narben verheilen, aber bleiben. Und wenn der Getroffene ihrer inne wird, dann überfällt ihn wieder die Seligkeit der Scham, und der Schmerz, der mehr ist denn Reue. Wenn der Haß sich rächt, dann ist es umgekehrt. Beim Anblick seiner Narben reißt den Geschlagenen die Unseligkeit des Zorns mit sich oder gar die des Ruhms.

Die Heimtücke, mit welcher die Liebe sich rächt, ist gar nicht zu beschreiben. Mit ihr verglichen ist die Tücke der Bosheit arglos wie die Tauben. Ihre glühenden Kohlen brennen, wie alle Liebe, von der niemand nichts weiß. Und der Niemand, das sind nicht *die* andern, sondern *der* andere, der dann hinausgeht ... Wem das passiert, dem bricht meistens gar nicht das Herz entzwei, das ein viel haltbareres Geräte ist, als die meisten glauben. Und auch das ist Rache der Liebe, wenn das Herz trotz seines heute so schlechten Rufes leidet, leidend liebt und liebend weiter schlägt.

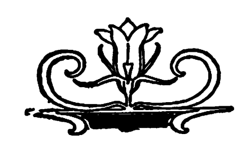
Manchmal bricht nun allerdings etwas entzwei: die Vernunft oder der Verstand oder das, was wir dafür halten. Wahrscheinlich nur das Gehirn. Das passiert denen, die nicht wissen, wie ihnen geschah. Da ist das Verrücktwerden eine Gnade. Sie würden die Glut nicht aushalten und das Licht. Darum ist es, daß jedesmal, wenn die Liebe sich rächt, ihr ein Bote vorausgeht: Fürchte dich nicht.

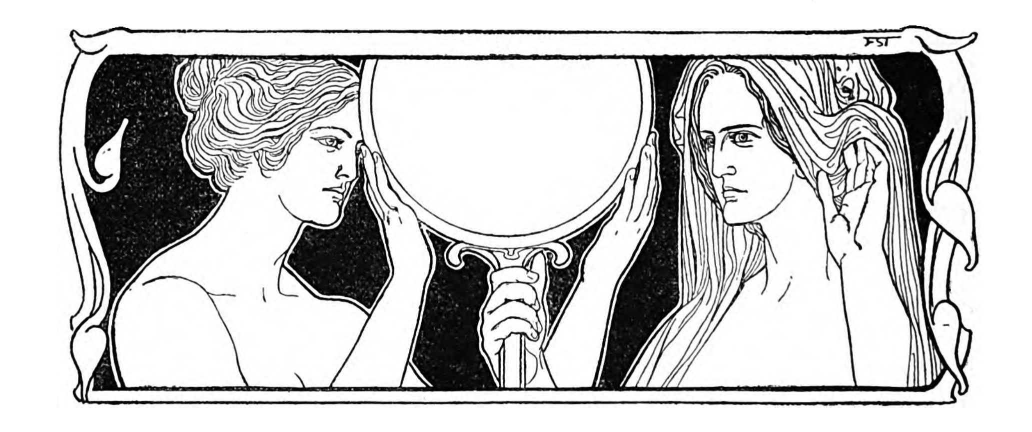
Denn es i s t furchtbar. So ist der alte König Lear verrückt geworden an der schweigenden Liebe Cordelias; so waren die kleinen Teufel ganz außer sich über Iwan den Narren, der immer nur sagte: „Nun, meinetwegen.“

Das ist aber auch der Zauberstab, mit dem die Prinzessin Wieduwitt ihre Feinde schlug, bis aus ihrem verhärteten Herzen der ewige Quell herausbrach; und das ist der alles wie eine Glutlawine niedersengende und niederbrechende Segen, den der größte aller Menschenkinder noch vom Galgen herabsprach. Die unheimliche Zähigkeit und die nicht zu erschütternde Ausdauer, das Schleichende und Versteckte in ihren Bewegungen und das Mörderische in ihrem Überfall, das ist es, was die sich rächende Liebe so in Verruf bringt, daß die Menschen immer wieder an ihr irrewerden und immer wieder das Entsetzen des Glücks empfinden, wenn der Feind auf ihrer Brust kniet und das Schwert zückt, auf einmal das Visier lüftet und in seinem Angesicht das ewige Lächeln des gütigen Allüberwinders zeigt.

Ich kannte ein kleines Mädchen, das an einem seltsamen Eigensinn litt. Kein Mensch wußte in Wirklichkeit, was dies war. Eines Tages saß es auf dem Schoß seiner Mutter und war damit beschäftigt, aus deren Kleid ein kleines Fädchen herauszuziehen. „Laß das!“ hatte die Mutter schon an die sieben Male gesagt, freundlich, ernst, geduldig und schließlich warnend. Aber die Kleine sah die Mutter immer wieder schelmisch an, gerade als ob sie ihre Geduld auf die Probe stellen wollte, und fing das alte Spiel immer wieder von neuem an. Auf einmal spürte die Schelmin einen nachdrücklichen Schlag auf der Hand, und zwar zum erstenmal in ihrem jungen Leben. Heller Purpur brach durch die kleinen Wangen, eine Träne wollte aus den reinen Augen rollen, — aber das Kind gab sich im Herzen einen Ruck und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Und du bist doch meine liebe Mutting.“ Da neigte die Mutter das Haupt ...

Die meisten Menschen meinen, das Göttliche habe keinen Humor. Sehr viel sogar. Es ist das große Neckische an der Liebe, daß sie so gerne Versteckenspiel treibt und sucht, indem sie selber suchen läßt, und gerade dann, wenn der Mensch, der ihr nachläuft zwischen den wunderlichen Bäumen im Irrgarten des Paradieses sich über die hindernden Hecken und dornigen Büsche ärgert, auf einmal da ist, leise zu ihm sagt: „Du Kleingläubiger!“ und ebenso rasch wieder hinter den Bäumen verschwindet. Denn die Liebe, die sich rächt und die vom Allzumenschlichen schon lange nichts mehr an sich trägt, tut eines nicht. Sie s c h u l m e i s t e r t nicht. Sie hält nicht mit der trockenen Würde eines allwissenden Oberlehrers ständig den Zeigefinger in die Höhe und sagt nicht jedesmal: „Siehst du, ich bin die Liebe, die sich rächt und die es dir schon immer gesagt hat.“ Sondern sie ist einfach da oder auch nicht, wie alles Große, alles Selbstverständliche, alles Göttliche.





Sein Bild

Von Clotilde Brettauer

Es steht vor mir und grüßt mich, und das Mutterherz jubelt: „Er ist's!" Mit diesen Augen hat mich mein blondlockiger Junge angesehen, als er zu meinen Füßen den Märchen gelauscht und die Welt noch so jung war.

„Weiter, weiter, ich fürcht' mich so gern!" drängen die leuchtenden Kinderaugen.

Glückliche Kinderseele, die weiß, daß alles Gruseln und Grauen ein Ende hat, wenn der Schluß kommt. Denn Mutter ersinnt immer einen guten Schluß.

Mein Junge! Lieb und vertraut, als wäre er gestern in die Welt gezogen. Und es liegen doch Jahre dazwischen — Jahre! —

Auch nach Jahren war es, als ich das Haus wiedergesehen und den Garten, in dem ich als Kind einst gespielt. Ich meinte jeden Stein zu kennen und jede Blume. Aber fremde Menschen bewohnten das Haus und fremde Hände pflückten die Blumen...

Bist du es wirklich, mein Sohn?

Ich blicke dir tief, tief in die Augen, so wie nur Mutterliebe blicken kann — bist du es wirklich...?

Ach —! Fremde Menschen bewohnen das Haus, und fremde Hände pflücken die Blumen...

Ja, sieh mich nur an, mit den fragenden, wissenden Augen. Und auch dein stummer Mund scheint nicht mehr stumm. Doch sprich nicht, nein, sprich nicht! Ich weiß schon, ich weiß — —

Und ich will dir wieder ein Märchen erzählen, mein Sohn, wie damals, als die Welt noch jung war:

Es gibt ein Land, das ist so weit und groß, daß keiner es ermessen kann. Und höher ist es als die höchste Lust, und tiefer als alles Leid und alle Schuld. In diesem Lande wird kein Paß verlangt, der rettende Hafen steht immer offen,

Und so einer naht, der arm ist und bedrückt, wird er mit Engelszungen getröstet und mit allen Schätzen der Erde beladen.

Mutterliebe nennt sich das Land. —

Wenn das Leben dir Märchen erzählt, mein Sohn, wo es keinen Ausweg gibt für das Gruseln und Grauen, dann komm nur, komm!

Mutter ersinnt immer einen guten Schluß...



Der Kinderkreuzzug 1212

Zum Gedächtnis der Not der Zeit vor 700 Jahren

Von Kurt Arnold Findeisen

Stumm liegt vor mir ein greises Chronikbuch
Voll Menschenirrtum, Sehnsuchtsglück und -fluch.
Ein Messingspänglein hält's mit Müh' umspannt.
Da stöhnt auf einmal leis der Foliant
Und dehnt sich, poltert auf und macht sich breit. —
Und schaudernd blick' ich in verschollne Zeit.
Geklirr von Waffen. Hohenstauf' und Welf'!
Kreuzfahrerwahn und -wut. Zwölfhundertzwölf:

Ein alter Stich: Ein Herz mit Dornenruten.
Und tausend Mutterherzen fühl' ich bluten,
Und tausend flinke Füßlein seh' ich gehn,
Und übers Land hör' ich ein Weinen wehn;
Denn auf die Kinder fiel wie Frost im Mai
Gar eine tränenvolle Phantasei:

Ein Knäblein zog im Reiche hin und her
Und sang ein Lied, das war so rätselschwer;
Das machte wünschesatt und wünschetoll,
War einer fremden, sanften Süße voll;
Das klang wie Geigen aus dem Hörselberg,
Wie Davidsharfen und wie Christusgrüße;
Das sang von Bethlehem und Nazareth
Und drang betörend über Wald und Wiese;
Das warf ein Traumnetz über Bach und Berg
Und prophezeite Kinderparadiese. —

Und wo der Knabe hinkam, löste sich
Der Ringeltanz, der um die Linde strich;
Und wo sein Kehlchen girrte, warb und bat,
Flog in den Winkel Fangball und Donat.

Er sang: Geschändet ist das Kreuz des Herrn!
Er sang: Errette, räche, bete, büße!
Er sang vom Morgen bis zum Abendstern.
Wie Engelsklage klang's und Jesusgrüße.
Er sang bald hier, bald dort, bald nah, bald fern,
Und hinter ihm frohlockten Kinderfüße,
Und tausend, tausend heiße Knabenherzen
Brannten ihm nach wie gottgeweihte Kerzen.

Er zog von Land zu Land in stetem Schritt,
Und tausend, tausend Bübchen zogen mit.
Er führte seine Schar — — Ins Christuslicht?

Die alte Chronik schweigt; sie weiß es nicht. —
Unsagbar traurig klingt, was sie noch weiß:
Ein einz'ger kehrte heim — als irrer Greis.





Dinge, die man nicht sagt

Von Dr. Karl Nötzel

Es gibt gewisse, ganz offensichtliche Zusammenhänge des Gesellschaftslebens, die man nicht ausspricht, weil das unbequem ist. Da ist zunächst durch ein überwältigendes Zahlenmaterial nachgewiesen, daß die überwiegende Mehrzahl der Verbrecher in allen Kulturländern den ärmsten Bevölkerungsklassen entstammt. Nun werden freilich die Herren Gefängnisgeistlichen gleich wieder darauf zu entgegnen haben, daß die wenigsten Diebstähle aus direkter Not geschähen. Wir wissen das längst. Damit ist indessen bloß bewiesen, daß direktes Elend Krankenhäuser und Kirchhöfe füllt, nicht Gefängnisse und Zuchthäuser. Für uns ist das freilich ein geringer Trost. Und dann handelt es sich doch auch hier vornehmlich um die Nachkommen dieser Elenden, um sie, die mit Naturnotwendigkeit degenerieren mußten, weil sie im Entwicklungsalter unterernährt und unbeaufsichtigt blieben, weil ihre Eltern krank, und ihre Umgebung von Lastern und Verbrechen infiziert war. Und schließlich noch eines: wenn auch erwiesenermaßen die Mehrzahl aller Eigentumsvergehen nicht aus direkter Not hervorgeht, sondern vielmehr aus der Unfähigkeit des in Betracht kommenden Individuums, sich einer wirtschaftlich veränderten Lage anzupassen, z. B. auf gewisse gewohnte Lebensgenüsse (Tabak, Alkohol usw.) zu verzichten, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß es sich hier tatsächlich eben vornehmlich um Degenerierte handelt, und daß diese dazu noch in den allermeisten Fällen um das Existenzminimum herum leben. Dabei haben wir alle vielfach erfahren, daß in wirtschaftlich gesicherten Kreisen auch ausgesprochen verbrecherische Veranlagung (namentlich solche zu Diebstahl und zu Betrug) nur ganz ausnahmsweise zu Zusammenstößen mit dem Strafgesetz führt.

Aus alledem ergibt sich nur der eine Schluß, daß der wirtschaftlich Ungesicherte über eine größere sittliche Widerstandskraft verfügen muß, um unbescholten zu bleiben, als der, welcher in geordneten wirtschaftlichen Verhältnissen herangewachsen ist und lebt. Und darum wiederum, so sollte man wenigstens meinen, gebührt dem unbescholtenen Mann aus dem Volk eine ganz besondere Hochachtung. Wird er aber einmal zum Verbrecher, so dürfen wir nie vergessen, daß wir gar nicht wissen können, ob wir selber der gleichen Versuchung hätten zu widerstehen vermocht. Wie aber ist in der Regel unser tatsächliches Verhalten zu dem Manne aus dem

Volke? Solange er unbescholten ist, verweigern wir ihm die Gleichachtung, fällt er aber, so verachten wir ihn und machen ihn leiden. Wir alle lassen uns eben durch unsere wirtschaftliche Lage, die wir für die normale halten, zu moralischen Bewertungen verleiten, die zwar ausnahmslos unserer Selbstgefälligkeit schmeicheln, die aber als tatsächlich unbegründete Überhebung von den wirtschaftlich Ungesicherten erkannt werden müssen.

Das sind Dinge, die man in der Regel nicht sagt, und an denen man sich nach Möglichkeit vorbeidrückt. Denn einmal ist es sehr unangenehm, an diese Dinge zu denken. Man fühlt gleich allen Boden unter sich wanken, und man sieht sich vor die Notwendigkeit gestellt, seine ganzen sittlichen Fundamente von neuem aufzubauen. Es geht aber nun einmal nicht anders. Freilich sind nicht wir allein schuldig an unserem Mißverstehen unserer Mitmenschen und an unseren Ungerechtigkeiten ihnen gegenüber, das sei zugegeben. Die Einrichtungen, innerhalb derer wir uns bewegen, zwingen uns fast zu diesem Mißverständnis. In diesen Einrichtungen aber wirkt der Wille unserer Vorfahren weiter. Das alles sei zugegeben. Aber auch das spricht uns nicht frei. Wenn wir uns auch seufzend an die Neuaufrichtung der Grundlagen machen, auf denen unsere Seele so sicher ruhte, und wenn wir dabei begriffen haben, daß diese Aufgabe unser ganzes Leben dauern wird, so schweigt auch damit nicht in uns die Besorgnis vor der neuen Erkenntnis unserer Ungerechtigkeiten denen gegenüber, die wirtschaftlich unter uns stehen. Gerade die feineren Gewissen, die sich uneingestandenermaßen in ihres Herzens Grunde mitverantwortlich fühlen an dem Schicksal der ganzen Menschheit werden sich immer wieder die Frage vorlegen, ob die gegenwärtige Menschheit auch imstande ist, die majestätische Wucht ihrer unzerstörbaren Unschuld zu tragen. Aber nur dann wird es möglich sein, den Menschen zur Einsicht des Guten zu führen, ohne ihn zu beschämen und ohne ihn leiden zu machen, nur dann, wenn die Menschen begriffen haben, daß jeder Mitmensch ihnen gegenüber unschuldig ist, daß er ihnen gegenüber zu dem werden mußte, der er ist, und daß wir bis zu einem gewissen Teile alle unschuldig sind an unserem eigenen Tun und Lassen, bis zu einem Teile freilich, dessen Grenzen wir nie erkennen werden (und dieses Nichtkennen schützt uns davor, uns selber zu entschuldigen, wenn wir der Versuchung unterlegen sind). Die Erkenntnis aber davon, daß auch in unserem eigenen Tun und Lassen Gezwungenes ist, solches, das uns vorgeschrieben wurde von aller Ewigkeit her, diese Erkenntnis wird uns mehr und mehr unentbehrlich, denn wir begreifen immer tiefer unsere Schuld und müßten an unserer Willensstärke verzweifeln und uns selber verachten, wenn wir nicht erkannt hätten, daß nicht wir allein die Verantwortung tragen für unsere Taten. Freilich rettet diese Erkenntnis vor Verzweiflung bloß den, der zu denken weiß. Denn nur der Denkende ist geneigt, alle Schuld zunächst bei sich selber zu finden, nur der Denkende spricht sich selber niemals frei, wenn er auch weiß, daß er nicht allein der Urheber seiner Taten ist. Es mag dieser Seelenzustand der menschlichen Natur unangemessen sein. Ihn verlangt aber nun einmal der augenblickliche Erkenntnisstand von dem, der aufrichtig sein will zu sich und zu den Mitmenschen. Und wenn es auch jenseits der Aufrichtigkeit keine Rettung gibt für den Menschen, so gibt es aber auch vielleicht keinen Untergang für den, der aufrichtig ist. Und

unsere Aufrichtigkeit sagt uns: Wenn wir auch hineingeboren wurden in ein Schuldverhältnis zu denen, deren Darben unseren Hunger stillt, und deren Sorgen uns vor Hunger bewahren, wenn auch unsere Vorfahren mitschuldig sind daran, daß wir heute nicht leben können, ohne die Arbeit unserer Mitmenschen zu beanspruchen, und daß wir nicht aufhören können, die zu mißachten, deren Mühen wir nicht zu entbehren imstande sind, so bleiben wir trotzdem schuldig vor denen, die für uns arbeiten. Und nicht vor ihnen allein bleiben wir schuldig, auch vor allen denen, die im Elend sind und so Schaden nehmen an Leib und Seele, während wir das, was uns an Zeit und Mitteln bleibt über das Bedürfnis hinaus, zu Spielereien verwenden. (Und alles andere ist Spielerei gegenüber dem Elend des Volkes, alles, außer Geistesforschung und Kunstschaffen.) Es bleibt dem, der aufrichtig sein will, nichts anderes übrig, als sich darüber schlüssig zu werden, bis zu welchen Opfern er seiner sozialen Schuld gerecht werden will. Ist er an dieser Grenze angelangt, so soll er ihrer bewußt werden. Und er soll nicht sich selber und anderen vorlügen, er habe alle Opfer gebracht, die er seiner sozialen Schuld gegenüber zu bringen imstande sei; denn das kann niemand. Die Opfermöglichkeit ist hier unbegrenzt: auf jeden freien Augenblick von dir hofft in Bangen und Zagen irgendwo ein Leidender, und nach jedem Pfennig von dir sehnt sich schwankend zwischen Hoffnung und Verzweiflung irgendwo einer, der Hungers stirbt. Und wenn du auch die Geistesschätze und das Kunstschaffen der Menschheit mehrst, so glaube nicht, daß du auch damit deiner Schuld entrinnst. Denn du kannst nicht wissen, ob nicht der, den du vom Untergang retten könntest, wenn du dich ihm widmest statt deinem Werke, ob nicht der gerade berufen ist, viel Höheres zu schaffen, als es dir selber gegeben ist. Diese Möglichkeit ist da, wenn sie auch noch so unwahrscheinlich ist, sie kann nicht bestritten werden. Du aber, du mußt dir alle diese Möglichkeiten eingestehen. Das verlangt deine Aufrichtigkeit. Sie sagt dir, daß du nie aufhörst, Schuldner zu sein allen Leidenden gegenüber. Eines nur mag dich beruhigen: die Grenzen der Opfer, die ein jeder von uns bringen will seinen sozialen Schulden, diese Grenzen werden erlebt, durch Gewissensberuhigung erlebt.



Abendlicher Strom · Von Paul Zech

Ruhig fließt der Strom hinaus,
Fließt durch abendwelke Wiesen.
Wellenschwung und Wehrgebraus
Starben mit den letzten Brisen ...
Ruhig fließt der Strom hinaus.

Fährt ein einsam Schifflein nur,
Spannt die rote Bordlaterne
Eine Purpurperlenschnur
Bis ins Dunkelmeer der Ferne ...
Fährt ein einsam Schifflein nur.

Bald verlischt auch dieser Schein.
Ruht der Strom dann wie ein Spiegel,
Wie ein blankgeschliffner Stein,
Drückt der Mond darauf sein Siegel ...
Bald verlischt auch dieser Schein.





Rauchen und Nichtbeschäftigten...

Von Fritz Müller (Zürich)

Ich gehe jeden Morgen an einem Neubau vorbei. Vor dem steht eine Tafel:

> Rauchen und Nichtbeschäftigten
> ist der Zutritt verboten.
> Die Bauverwaltung.

Die Inschrift sieht ganz unschuldig aus auf den ersten Blick. Wie alle bösen Dinge. Aber es stecken geheime Angelhaken darin. Erst nach einer Weile merkt man, daß man daran sitzt und zappelt. Ich fing beim Mittagessen zu zappeln an. Zwischen der Suppe und dem Braten fiel mir wieder diese Inschrift ein. Wie eine Zwangsidee kam's über mich.

„Rauchen," sagte ich für mich hin, „Rauchen und Nichtbeschäftigten ist" — halt, steckt da nicht ein Fehler drin, ein geheimer? — Nicht, daß ich wüßte — „ist der Zutritt verboten." — Hm, zum Teufel, es steckt doch ein Fehler drin. Herr Ober, bitten Sie mal den Herrn Wirt zu mir!"

Der Wirt nämlich, das war ein ehemaliger Neuphilologe, der später zur Gastronomie übergegangen ist.

„Sie wünschen?" sagte er, und gab mir die Hand.

„Kann man das sagen, Herr Wirt: ‚Rauchen ist verboten'?"

„Natürlich kann man's sagen. Freilich, tun darf man's dann nicht."

„Tun? Was darf man nicht tun?"

„Das Rauchen eben."

„Ach, machen Sie die Geschichte nicht noch komplizierter. Also: darin steckt kein Fehler?"

„Nein."

„Und kann man das sagen: ‚Nichtbeschäftigten ist der Zutritt verboten'?"

„Natürlich, reines, unvermischtes Behördendeutsch."

„Aber grammatikalisch richtig?"

„Vollkommen."

„Schön — also das eine ist richtig und das andre richtig. Folgt nicht daraus, das beides richtig sein muß?"

„Selbstverständlich."

„Also passen Sie auf; ich werde es Ihnen vorsagen: ‚Rauchen und Nichtbeschäftigten ist der Zutritt verboten!' Nun, was sagen Sie?"

Er sagte nichts, sondern versank in tiefes Nachdenken. Als ich beim Käse angelangt war, sagte er dumpf:

„Irgend etwas ist nicht richtig dran, irgend etwas, irgend ..."

Und dann versank er aufs neue in Nachdenken. Ich ließ ihn allein, weil ich ins Bureau mußte. Aber beim Abendessen traf ich ihn wieder. Er hatte ein bekümmertes Gesicht und sah abgespannt aus. Er brachte drei Bücher angeschleppt: Engelmanns Schulgrammatik, Wustmanns „Allerlei Sprachdummheiten" und Professor Spinnhubers „Vergleichende Sprachwissenschaft".

„Ich habe in allen drei Büchern nachstudiert," sagte er mit einer matten Stimme, „aber ich habe nirgends was gefunden. Vielleicht finden Sie ..."

Ich ließ das Abendessen stehen und studierte bis viertel nach zwölf Uhr. Da kam noch Professor Nothnagel, der berühmte Germanist, von einer fidelen Vereinssitzung herein. Warte, dachte ich mir, deine Fidelität wird dir gleich vergehen, wenn ich ... Und dann erzählte ich ihm die Geschichte mit der Inschrift auf dem Neubau. Ruhig hörte er mich an und sagte:

„Schön. Und was wollen Sie mit den drei Büchern da?"

„Ich habe gedacht, daß man darin vielleicht eher ..."

„Ach was, so was entscheidet man aus dem Handgelenk, mein Lieber."

Ich sah bewundernd zu ihm auf.

„Also, wie haben Sie gesagt?" fuhr er fort.

„Rauchen und Nichtbeschäftigten ist der Zutritt ..."

„Richtig, richtig. Also zunächst: Was ist das Subjekt?"

„Rauchen!" sagte ich.

„Blech!" sagte er.

„Blech?" antwortete ich, „Blech kommt ja überhaupt gar nicht drin vor."

„Das was Sie sagen, ist Blech, mein Herr."

„Ach so."

„Also weder ‚Rauchen' noch ‚Nichtbeschäftigten' ist Subjekt, sondern Subjekt ist ‚der Zutritt', verstehen Sie?"

„Natürlich", sagte ich und atmete auf. Der Mann packte den Stier bei den Hörnern.

„Schön, also das Subjekt haben wir. Nun das Prädikat. Was ist das Prädikat?"

„‚ist verboten', nicht wahr?"

„Stimmt", sagte er. „Und nun noch das Objekt. Wie heißt das Objekt?"

„Es sind zwei Objekte, ‚Rauchen' und ‚Nichtbe—'"

„Warten Sie, warten Sie, mein Lieber", sagte er und versank in ein langes Sinnen. Sein vorher so heiteres Gesicht bekam tiefe Falten. Durchdringend sah er mich hinter seinen buschigen Augenbrauen heraus an und klopfte nervös

mit seinem Bleistift auf den Marmortisch. Ich weiß nicht, ob er's nicht doch noch herausgebracht hätte. Aber der Ober sagte, es sei ein Uhr und Polizeistunde. Und dann mußten wir leider nach Hause gehen. Unterwegs versprach mir Herr Professor Nothnagel, der berühmte Germanist, morgen früh seine Kollegen Dr. Grübler und Dr. Wurzler zu interpellieren.

Am Nachmittag kamen sie dann alle drei zu mir ins Bureau und sagten, ich sollte sie an den Neubau führen, wo die merkwürdige Tafel stehe. Ich führte sie an den Neubau.

„Da," sagte ich, „da steht die Tafel."

Sechs blitzende Brillengläser richteten sich auf die Inschrift. Und dann begann eine gelehrte Auseinandersetzung zwischen den dreien, bei der ich nicht mehr mittun konnte. Folgende Brocken habe ich mir gemerkt: Indogermanische Doppelwurzel — Kausalitätsprinzip — zwingende Sprachlogik — metaphorische Lizenzen ...

Sie stritten heftig miteinander, aber einig konnten sie nicht werden. Mich hatten sie ganz vergessen. Nur daß mir einmal Dr. Wurzler meinen Regenschirm aus der Hand riß und abwechselnd damit auf das Subjekt und das Prädikat der Inschrift einhieb, um den andern seine Ansicht beizubringen. Aber diese ließen sich nicht überzeugen, sondern schrien den Dr. Wurzler noch ärger an, als er mit meinem Schirme auf die Inschrift klatschte.

Von dem Lärm kam der Polier herbei und sagte, wir sollten machen, daß wir weiterkämen von dem Bauplatz. Da gingen wir weiter. Aber die Geschichte war leider damit noch nicht fertig. Denn die drei Gelehrten hatten ihren Streit weiter getragen. Täglich kamen ganze Trupps von Oberlehrern an die Baustelle und studierten das Schild heiß und eifrig. Aber es half ihnen nichts. Sie wurden nur trübsinnig davon und schlichen mit hängenden Unterkiefern wieder weg. Es war eine Epidemie unter der geistigen Oberschicht unserer Stadt ausgebrochen. Es half auch nichts, daß der Polier von Zeit zu Zeit den Oberlehrern, die jeweils um die Tafel versammelt waren und disputierten, daß er diesen mitteilte, sie seien alle miteinander „spinnende Tröpf", und daß er einmal sogar die Wasserspritze auf sie richtete, weil sie den Verkehr der Mörtelweiber hemmten — die Debatten gingen fort. In die friedfertigsten Familien der Stadt nistete der Streit sich ein und brachte alte Freunde auseinander. Es war eine jammervolle Stimmung in der Stadt, und eine Massenmelancholie begann sich einzustellen.

Ein Preis wurde ausgesetzt. Die Akademie der Wissenschaften ventilierte die Frage in ihrem Jahresbericht. Sachverständige wurden von auswärts geladen. Und für nächsten Herbst soll der „Internationale Kongreß für vergleichende Sprachforschung" in unsere Stadt eingeladen werden. Hoffentlich wird dieser Licht in die verzweifelte Angelegenheit bringen und unsrer Stadt den Frieden wiedergeben, Frieden und die grammatikalisch einwandfreie Lösung jener seltsamen Inschrift.





Eine Reise ins Weltall

Betrachtungen und Vergleiche über die Konstruktion des Weltgebäudes

Klingt es nicht vermessen, etwas über die Konstruktion des Weltalls sagen zu wollen, da wir wissen, daß das Weltall unendlich ist und wir über die Unendlichkeit nichts aussagen können? Ja, der genaue Titel hätte eigentlich heißen sollen: „Betrachtungen und Vergleiche über die vermutliche Konstruktion des für uns wahrnehmbaren Teils vom Weltall". Denn etwas anderes als Vermutungen können wir über das All nicht zum Ausdruck bringen, weil die unendliche Ausdehnung vom menschlichen Geist intellektuell nie erfaßt und daher auch nicht beschrieben werden kann.

Es wird uns aber gelingen, mit Vergleichen und an Hand von Zahlen immer weiter in die Tiefen des Weltalls einzudringen, uns geistig in ungeheure Fernen zu versetzen, so daß wir wenigstens etwas von der Unendlichkeit zu ahnen vermögen.

Wir wissen von vornherein, daß es sich um ganz gewaltige Strecken handeln wird, mit denen wir es bei einer Reise in das uferlose Weltenmeer zu tun bekommen werden. Wollen wir mit unserer kosmischen Weltenreise etwas bezwecken, müssen wir die durchdachten Strecken auch messen, und dazu gebrauchen wir einen Maßstab. Auf der Erde haben wir unsere Reisestrecken, die wir auf dem Ozeandampfer, im Schnellzug, Automobil oder in jüngster Zeit auch im Flugzeug zurücklegten, in Metern und Kilometern angegeben und die erreichten Geschwindigkeiten nach Sekunden und Stunden gemessen; da wir uns aber von Entfernungen von Tausenden von Kilometern schon keine rechte Vorstellung mehr machen können, kann uns beispielsweise eine Strecke von einigen Millionen Kilometern, mit denen wir gleich zu operieren haben, für unser Verständnis nichts nützen; wenn wir über die individuelle Begriffsgrenze hinaus sind, ist es ziemlich einerlei, ob von 100 Millionen oder von 10 Billionen die Rede ist, beide Zahlen sind uns gleich ungeläufig; es fehlt uns jegliche Übersicht über solche Größen.

Um uns die unbegreiflichen Größen verständlicher zu machen, wollen wir einen Verkleinerungsmaßstab anwenden, der uns das Universum in ähnlicher Weise bildlich werden läßt, wie Provinzen, Länder oder Erdteile durch eine Landkarte. Danach wollen wir uns ein Bild, ein Modell in Gedanken von Erde, Sonne und Entfernungen innerhalb und außerhalb des Sonnensystems konstruieren.

Reduzieren wir zunächst ein Kilometer auf ein Millimeter, dann bedeutet jedes Meter an unserem Modell 1000 km; das ist ein Maßstab von 1 : 1 000 000, der wohl geeignet sein wird, uns die Größenverhältnisse im Weltall übersichtlicher zu machen. Der Versuch wird es lehren.

Der Durchmesser unserer Erde ist fast 13 000 km, der millionste Teil hiervon ist 13 m, und der Durchmesser der Sonne von rund 1 300 000 km betrüge nach diesem Maßstab immer

noch 1300 m. Leider müssen wir sehen, daß die Dimensionen nach diesem Maßstab noch reichlich groß bleiben; deswegen wollen wir den Maßstab kühn noch um einen weiteren millionsten Teil verkleinern, dann heißt er 1 : 1 Billion, und jedes Millimeter unseres Modells entspricht nun 1 Million Kilometer!

Nach diesem Maßstab schrumpft der Durchmesser der Sonne zu etwa 1½ mm zusammen, und unsere Erde ist dadurch zu einem Sandkörnchen kleinsten Kalibers geworden; sie hat nach dieser Reduzierung nur noch einen Durchmesser von $^1/_{70}$ mm. Die Entfernung Sonne—Erde von zirka 150 Millionen Kilometer machen wir dadurch zu einer Spanne einer Kinderhand von 15 cm Klafterung. Nach den neuesten Bestimmungen von Artur Hinks soll die genaue Entfernung der Sonne 149 228 000 km sein; um glatt operieren zu können, wollen wir damit einverstanden sein, daß wir derartige Zahlen abrunden; wir geben die Sonnenentfernung hiernach einfach mit 150 Millionen Kilometer an. $^1/_{70}$ mm (Erde) verhält sich zu 1½ mm (Sonne) etwa wie eine Kegelkugel zu einem großen Freiballon. Der Abstand der Sonne von der Erde betrüge nach diesem Verhältnis etwas über 2 km.

Hängen wir nun in Gedanken in der einen Ecke unseres Wohnzimmers eine der kleinsten Glasperlen auf. Das ist das Modell unserer Sonne. In 6 cm Entfernung kreist der Merkur als ein Stäubchen von $^1/_{180}$ mm Durchmesser. In 11 cm Entfernung schwebt der Planet Venus, der an Größe der Erde ungefähr gleich ist; dann kommt das Sandkörnchen „Erde“ in zirka 15 cm Entfernung, der Mars in 23 cm, der Jupiter in ¾ m Entfernung, Saturn in 1,42 m, Uranus in 2,85 m und endlich Neptun in zirka 4½ m Entfernung. So haben wir das ganze Sonnensystem mit den Verhältnissen der einzelnen Planetenentfernungen nach unserm Maßstab von 1 : 1 Billion in unserm Wohnzimmer bequem untergebracht und gewinnen auf diese Weise eine leichte Übersicht. 15 cm bedeuten also die Sonnenferne und unsere Wohnzimmerlänge von 4½ m den Halbmesser des ganzen Sonnensystems.

Bevor wir unsere Betrachtungen fortsetzen, wollen wir uns einmal vergegenwärtigen, was die Zahl Billion bedeutet. Wenn wir eine Billion Regentropfen von 4 mm Dicke sammeln, dann bekommen wir die stattliche Wassermenge von rund 30 Millionen Liter, mit der wir ein Wasserleitungsrohr von 15 mm lichter Weite in einer Länge von 143 000 km anfüllen könnten; das ist eine Rohrlänge, die wir 11mal um den Äquator unserer Erde legen können.

Ein anderes Beispiel: Die gebräuchliche Bezeichnung für etwas recht Winziges — eine Haaresbreite — kann uns die Größe einer Billion vielleicht noch leichter begreiflich machen. Nehmen wir das Haar eines Erwachsenen zwischen die Fühler einer Mikrometerschraube, dann ermitteln wir eine Dicke von 0,1 mm. Wenn wir nun 1 Billion solcher Haaresbreiten nebeneinanderlegen, dann bekommen wir die stattliche Strecke von 100 Millionen Meter; 1 Billion Haaresbreiten reichen demnach 2½mal um den Äquator der Erde.

Es darf angenommen werden, daß der Leser nun orientiert ist, mit was für einem Maßstab wir es zu tun haben, wenn wir die Messung des Weltenraumes gleich vornehmen.

Wir wollen uns zunächst einmal in unserem kosmischen Wohnzimmer (Sonnensystem) umsehen. Um es zu durchschreiten, müssen wir uns zu einer Reise bequemen, und damit uns diese nicht langweilig wird, genügt uns die Geschwindigkeit des so vertraut gewordenen Schnellzuges nicht mehr; denn ein solcher würde uns bei einer Stundengeschwindigkeit von 100 km erst in 170 Jahren zur Sonne bringen. Selbst wenn wir mit der Anfangsgeschwindigkeit eines modernen Infanteriegeschosses, die fast 1000 m pro Sekunde beträgt, reisen würden, brauchten wir immer noch zirka 5 Jahre von hier bis zur Sonne. Wie eine Erlösung scheint uns die Möglichkeit, mittels unserer Gedanken ein schnelleres Vehikel benutzen zu können; das ist der — Lichtstrahl, der eine Sekundengeschwindigkeit von 300 000 km hat und den Weg von der Erde bis zur Sonne in $8^1/_3$ Minuten durcheilt. Bis zum Jupiter braucht er 41 Minuten, bis zum Saturn zirka 1¼ Stunden, bis zum Neptun etwa 4 Stunden.

Würden wir diese Geschwindigkeit zu dem Verhältnis des in Gedanken in unserm Zimmer

konstruierten Sonnensystem-Modells übertragen, dann müssen wir schon außerordentlich langsam zu Werke gehen, um die Geschwindigkeit unseres Lichtexpreß im Verhältnis richtig zu kopieren: 8 Minuten „Langsamkeit" brauchen wir zu der 15 cm betragenden Modellstrecke Sonne—Erde. Eine Schnecke kriecht in der Sekunde 1½ mm; die würde also schon in 1²/₃ Minuten die Sonnenentfernung bei unserem Modell „durcheilen".

Wir sehen, daß bei unserm Maßstab von 1 : 1 Billion die gigantische Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes für Entfernungen im Sonnensystem tatsächlich dem Kriechen einer Schnecke durchs Zimmer gleichkommt; ja, das „Kriechen" des Lichtstrahls vollzieht sich im Verhältnis sogar noch 5mal so langsam als der Schneckengang.

Schwingen wir uns mit Hilfe unserer Phantasie auf einen Lichtstrahl, um in das Weltall zu reisen und es nach Möglichkeit zu durchforschen. Es ist uns leicht dabei ums Herz; denn wir brauchen von niemand Abschied zu nehmen, handelt es sich doch „nur" um eine Reise des Geistes, bei der wir unsern Körper, bequem auf der Chaiselongue ruhend, daheim lassen. Zweckmäßig ist es allerdings, daß wir im Zimmer allein sind, damit niemand unsern Weg der Phantasie durch eine Anrede kreuzt; denn ein wenig Gedankenkonzentration gehört dazu, wenn man den rechten Genuß von einer Gedankenreise in den Kosmos haben will.

Also fahren wir von der Erde ab. Wir reisen jetzt mit der Lichtgeschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde; da der Mond nur 386 000 km von der Erde entfernt ist, passieren wir ihn bereits in 1¹/₈ Sekunden. In etwas über 8 Minuten sausen wir an der Sonne vorbei und können froh sein, daß wir dies nur im Geiste tun; denn unser Körper würde in einem einzigen Augenblick in Dunst und Licht verwandelt sein, wenn uns die gewaltige Hitze der Sonne auch nur während des Bruchteils einer Sekunde berührte. Die neuesten Messungen von Professor Nordmann am Pariser Observatorium haben nämlich ergeben, daß auf der Sonne eine Temperatur von 5320 Grad Celsius herrschen soll. Andere Forscher geben die Sonnentemperatur bis zu 7000 Grad Celsius an. Auch die Lichtfülle hat Prof. Nordmann berechnet. Die Zahl für die ermittelte Kerzenstärke hat eine solche Länge, daß uns das Verständnis für ihren Wert vollständig fehlt. Es ist eine 18 mit 27 Nullen dahinter. Um das zu verstehen, macht Nordmann folgenden Vergleich: Das Lichtquantum, das die Sonne in den Weltenraum sendet, ist 51 000 billionenmal so groß wie die Beleuchtung der Avenue de l'Opéra, einer der bestbeleuchteten Straßen von Paris. Und da die Sonne eine Oberfläche von ca. 6 Billionen Quadratkilometer Ausdehnung hat, strömt 1 Quadratzentimeter der Sonnenoberfläche 319 000 Kerzenstärken Licht beständig aus.

Allerdings bekommt unsere Erde nur den 2700 millionsten Teil der gesamten Licht- und Wärmemenge. Alles andere strahlt, bis auf das, was die wenigen Planeten erhalten, in den kalten und finsteren Weltenraum hinaus.

Wir wollen unserer lieben Sonne nun schnell den Rücken kehren und unsere Reise fortsetzen, damit wir aus unserm Sonnensystem, das doch nur eine Miniaturwelt gegen d a s ist, was außer ihm liegt, herauskommen.

Nachdem wir Jupiter, Saturn und Uranus flüchtig begrüßt haben, erreichen wir, vier Stunden nach unserer Abfahrt von der Erde, den Grenzwächter unseres Planetensystems „Neptun", von dem wir herzlich Abschied nehmen; denn nun beginnt erst die eigentliche Weltenreise, indem wir in den interplanetaren Raum hinaustreten.

* * *

Wir schwimmen im Äthermeer. Unser Lichtstrahl bringt uns in einem Tage um rund 26 000 Millionen Kilometer von Sonne, Mond und Erde fort in die Welttiefe hinein. Die erste Station, die wir zu erreichen suchen, ist der nächste Fixstern, der im südlichen Kentaur belegene Stern „Alpha". Ob wir ihn wohl in einigen Tagen mit unserer gigantischen Geschwindigkeit erreichen? Er ist 285 000 mal so weit von der Erde entfernt, wie die Sonne, nämlich 45 Billionen Kilometer. Unser kosmischer Expreß bringt uns nicht in Tagen, Wochen

oder Monaten bis dahin; er braucht zur Zurücklegung dieser Strecke 4½ Jahre, die der Astronom mit 4½ Lichtjahre bezeichnet. Ein Lichtjahr ist also eine Strecke, zu deren Zurücklegung das Licht 1 Jahr gebraucht; das sind rund 10 Billionen Kilometer.

In welcher Einsamkeit unser Sonnensystem seine Bahn durch das Weltenreich zieht, geht am besten daraus hervor, wenn wir den Vergleich mit dem in unserm Wohnzimmer untergebrachten Weltmodell wieder aufnehmen. Der Durchmesser der Neptunbahn um die Sonne, die die Grenze unseres Sonnensystems ist, beträgt bei unserm Modell 9 m. Im Verhältnis hierzu müssen wir uns den „nächsten" Fixstern Alpha in 45 km Entfernung denken. Wenn wir unser Modell in der goldig schimmernden Kuppel des Reichstagsgebäudes in Berlin unterbringen, dann befindet sich die nächste Sonne (Fixsterne sind Sonnen) erst in der Nähe von Brandenburg.

Unsere zweite Station soll der Sirius, der schönste und hellste Fixstern, sein; er ist über eine Million Sonnenweiten von uns entfernt, und wir erreichen ihn mit unserem Lichtexpreß in ca. 15 Jahren. Den Modell-Sirius müssen wir schon in der Entfernung von Berlin bis Leipzig unterbringen.

Der Sirius soll nach Professor Nordmann etwa 30mal so viel Hitze entwickeln wie die Sonne, das sind 109 600 Grad Celsius.

Der Polarstern, der dem Seefahrer des Nachts die Nordrichtung anzeigt, ist 45 Lichtjahre entfernt; den würden wir also in unserem besten Mannesalter erreichen, wenn wir von unserer Geburtsstunde an ununterbrochen mit der Lichtgeschwindigkeit gefahren wären. Nach unserm Billionen-Maßstab befände sich der Polarstern 430 km von Berlin entfernt. Man vergegenwärtige sich nun einmal das Verhältnis: Das reduzierte Sonnensystem von 9 m Durchmesser hängt im Zentrum Berlins und der Polarstern befände sich in Norderney.

Doch der Polarstern ist immer noch eine „nahe" Station für unsere Lichtreise. — Nach 170 Jahren, also in drei Menschenaltern, erreichen wir eine Region, wo auch Sonnen ihre Kreisbahnen zeichnen. Dort befand sich die am 22. Februar 1901 aufflammende Nova (neuer Stern), der plötzlich als hellster Stern am Himmel aufleuchtete, um bereits nach 24 Stunden nur noch als Stern dritter bis vierter Größe zu scheinen. Man fand bald, daß es sich um einen Doppelstern handelte, dessen beide Kerne dort draußen im weiten Raum zusammengestoßen waren. Da alle Fixsterne, oder doch wohl die meisten Fixsterne, Planeten um sich haben wie unsere Sonne, so können wir ruhig annehmen, daß dort in der Entfernung, die für unser Modell 1625 km bedeutet, der Untergang zweier Welten stattgefunden hat. Für unser Modell in Berlin ein Ereignis, als wenn in Spanien eine Granate explodierte.

Wenn der Weltenäther nicht so absolut rein und klar wäre, hätte uns kein Lichttelegramm eine Kunde von diesem grandiosen „Weltereignis" bringen können, das alles Irdische und alles, was ein Mensch nur erdenken kann, in den Schatten stellt. Myriaden Wesen; ihre Häuser, ihre Städte, ihre Länder, ihr fester Grund, die Planetenkugeln, auf denen sich die etwaigen Bewohner ebenso sicher fühlten wie wir auf unserm taumelnden Ball; ihre Sonne und die andere Sonne mit ihren Myriaden Kindern — sie alle — alle sind in einem einzigen fürchterlichen Augenblick zerschmolzen, verdampft und in ein chaotisches Meer von überhitzter Glut und gleißendem Licht verwandelt worden. Vergessen wir allerdings nicht, daß diese Katastrophe bereits im Jahre 1731 stattgefunden hat, denn als der Lichtstrahl uns im Jahre 1901 die Kunde von diesem Weltenbrand überbrachte, war er bereits 170 Jahre unterwegs. Nun wirbelt dort eine große Wolke feuriger Gase, die sich in Jahrmillionen zu flüssigen Gluten verdichten werden; und wenn die Wogen sich beruhigt haben, werden sie geordnete Formen annehmen; es bilden sich eine große und einige kleinere Rotationszentren (Globen), die kleineren werden zuerst erkalten und erstarren zu Planeten; die größte bildet ihre Sonne, weil sie am längsten feurig-flüssig, leuchtend und erwärmend bleibt; der Hauch des Lebens wird über die neu erstandene Welt kommen, es wird grünen und wachsen; Wälder, Berge, Flüsse

und Seen werden entstehen; Lebewesen werden sich entwickeln, Tiere aller Art aus dem Schoße der nie aufhörenden Entwicklung hervorgehen, und schließlich wird auch dort ein Menschengeschlecht oder ein menschenähnliches Geschlecht die Krone der Schöpfung sein. Das ist der Welten Lauf. So wird es auch mit unserer Erde und Sonne gewesen sein. Freilich, ob die Geschöpfe anderer Welten so aussehen wie die, welche die Erde beleben, das weiß kein Irdischer; anzunehmen ist, daß auf unserer kleinen Erde nicht alle Formen und Eigenschaften erschöpft sind, die auf den Millionen und aber Millionen Weltkörpern als Möglichkeiten vorausgesetzt werden können oder vorausgesetzt werden müssen.

Doch wir befinden uns ja auf einer Forschungsreise und dürfen uns durch „kleine" Sehenswürdigkeiten am Wege nicht allzu lange aufhalten lassen; denn eine einzige Minute Aufenthalt bedeutet für unsere Lichtreise 18 Millionen Kilometer Streckenverlust. Verlassen wir daher den kosmischen Trümmerhaufen und überlassen ihn seinem Entwicklungsschicksal in der ungeheuren Einsamkeit, wo meilenweit — pardon, ich dachte eben irdisch — ich meine, wo sonnenweit, d. h. in einem Umkreis von ca. 100 Lichtjahren nichts als die dunkle Leere, die den größten Anteil am Weltall hat, ist; wo nichts als der Raum in einer Ausdehnung gähnt, die kein menschliches Auge abzusehen vermag.

So begegnen wir auf unserer ununterbrochenen Lichtreise Sonnen über Sonnen in sonnenhaften Abständen. Wir reisen tausend Jahre, dort treffen wir ebenfalls Sonnen. Wollen wir diese Entfernung im Verhältnis zu unserm Modell anbringen, so müssen wir uns schon 9800 km von Berlin entfernen; das wäre etwa bei Neuyork. Wir ersehen hieraus, daß der Vergleich unseres Sonnensystems mit einem „kosmischen Wohnhaus" durchaus zutreffend und daß die Bezeichnung „Sandkörnchen" oder „Stäubchen" für unsere Erde keine übertreibende Phrase ist, sondern der Wirklichkeit voll entspricht; denn der Durchmesser unserer Erde verhält sich zu der Fixsternentfernung von 1000 Lichtjahren wie unser Stäubchen von $1/_{70}$ mm Durchmesser zu der Strecke Berlin—Neuyork! Fixsterne, die mehrere tausend Lichtjahre entfernt sind, können wir nach unserm Billiontel-Maßstab schon gar nicht mehr auf unserer „großen" Erde unterbringen, da diese Modellstrecke bereits die Größenausdehnungen unserer Erde übersteigt.

Dringen wir nun weiter hinein in den Sternenozean, dann kommen wir in eine „Gegend", die vollständig sternenleer ist; demnach mußten wir uns bisher durch einen ungeheuer großen Sternhaufen bewegt haben. Das war ein W e l t s y s t e m, das wir soeben — das heißt in ein bis einigen tausend Jahren — geradlinig mittels des Lichtstrahls durchquert haben. Unter Weltsystem verstehen wir eine Anordnung von vielen, vielleicht Millionen von Sonnen, die gemeinsam um eine Z e n t r a l s o n n e kreisen. Um diese gähnende Leere, diesen ungeheuren Abgrund des Nichts mit unserm Lichtstrahl zu überbrücken, brauchen wir auch mehrere tausend Lichtjahre. Jenseits dieser Leere gelangen wir nach einem andern Sternhaufen; das ist nach unserem das zweite Weltsystem, das wir kennen lernen, das auch aus Millionen von Sonnen besteht und die sich auch um eine — um ihre — Zentralsonne drehen. Von der Erde aus gesehen, erschien uns dieses — aus Sonnensystemen bestehende — Weltsystem wie ein Nebelfleck, und nun erkennen wir, daß es eine Riesenwelt von Sonnen ist, zu deren Durchquerung wir voraussichtlich Hunderte oder Tausende von Lichtjahren bedürfen.

Hier wollen wir einmal kurze Rast machen und unsern Blick nach rückwärts wenden. Wir sehen am entgegengesetzten „Ufer" dieses Ozeans der Leere eine ebensolche unergründliche Sternenwelt wie vor uns in der Richtung, aus der wir gekommen sind, dort gewahren wir auch einen kleinen Nebelfleck — das ist gewiß unser Sonnensystem! O nein, unsere Sonne finden wir günstigenfalls als einen der kleinsten Lichtflecke in dem fernen Nebel wieder. Was wir dort aus der Weltenferne schimmern sehen, ist das ungeheure Weltsystem, dessen Zentrum wir vor einigen tausend Jahren mit dem Lichtstrahl verlassen haben. Es besteht aus den vielen Sonnen, von denen u n s e r e Sonne nur e i n e der kleinsten ist. Während unserer Reise fiel



es uns schon auf, daß wir die Milchstraße, die wir als ein unveränderliches Symbol der Ewigkeit zu betrachten gewohnt sind, allmählich verschwinden sahen.

John Herschel, der Sohn des berühmten Astronomen Wilhelm Herschel, hatte schon anfangs des 18. Jahrhunderts die Auffassung von der Welt (die von den heutigen Astronomen geteilt wird), daß das Sonnensystem der Teil eines Systems höherer Ordnung von *linsen*förmiger Gestalt sei. Wir befinden uns ziemlich in der Mitte dieses von Sonnensystemen erfüllten Raumes. Da der Raum zwischen den Linsen*flächen* bedeutend kleiner bzw. dünner ist als der Raum zwischen den Linsen*rändern*, so muß unserm Auge in der Richtung nach dem Rande dieser Weltenlinse der Himmel mit viel mehr Sternen erfüllt erscheinen, als in der Richtung nach der Linsenfläche. Im ersteren Falle sehen wir durch eine Sternschicht von großer Tiefe, so daß die hintereinander befindlichen Sterne einen gedrängten schimmernden Streifen bilden, der unser Sonnensystem kreisförmig umspannt; dieser in der Durchsicht durch die Sternenmenge als Nebelstreifen erscheinende Ring ist die Milchstraße. Wenn wir nun in der Ebene der größten Linsenausdehnung reisten, dann sind wir allmählich durch den Milchstraßenring, d. h. also zwischen all den ungezählten Sonnen hindurch gefahren. Das bedeutet mit anderen Worten: In dem Maße, wie wir zu der Milchstraße die Distanz verringerten, änderte sich das Bild der Milchstraße; die Nebelmasse löste sich zuerst in Sternhaufen und diese in Einzelsterne auf, und schließlich fuhren wir durch die Zwischenräume dieser Sonnen hindurch, ohne zu merken, daß wir uns mitten in der Milchstraße befanden. Nun haben wir sie weit hinter uns gelassen und von unserer entfernten Weltwarte aus erscheint uns dieses System, das sich von der Erde aus gesehen in unermeßlichen Fernen befindet, als eine kleine Nebelflocke, in der Erde, Sonne, Millionen anderer Sonnen und die ganze Milchstraße so nahe beieinander wohnen, wie die winzigen Stoffteilchen in einem Rauchwölkchen.

Demnach war unsere bisherige Lichtreise während einiger tausend Jahre erst ein *Sprung* bis zum nächsten Weltsystem; und wenn mit uns zugleich Tausende von der Erdoberfläche aus nach allen Richtungen mit einem Lichtstrahl in den Raum ausgewandert wären, dann würden sie jetzt alle in der Nähe irgend eines anderen Weltsystems angelangt sein. Wir und unsere kosmischen Mitstarter befänden uns gewissermaßen auf der *Oberfläche* einer gedachten, unfaßbar riesenhaften Kugel, die (die Oberfläche) aus einer ungeheuer großen Anzahl Weltsystemen besteht. Im Mittelpunkt dieser Kugel befindet sich unser Sonnensystem als winziges Lichtpünktchen, und der Durchmesser dieser Kugel ist beiläufig 4000 Lichtjahre; in Kilometern ausgedrückt 40 000 Billionen.

Nebelflecke gibt es natürlich eine unbegrenzte Anzahl, und ihnen steht der unbegrenzte Raum, die Unendlichkeit, zu ihrer Ausdehnung und Anordnung zur Verfügung. Für die Erdbewohner sind etwa 10 000 Spiralnebel sichtbar geworden, und man hat sie katalogisiert, wie etwa der Naturforscher die Insekten. Mit Hilfe der modernen Himmelsphotographie ist es jedoch möglich, wie die neuesten Berechnungen ergeben haben, unter Benutzung der lichtstärksten Instrumente 100 000 Nebelflecke zu erreichen.

Über die optische Sichtgrenze hinaus nämlich gibt es eine „chemische" Sichtgrenze. Je länger man eine photographische Platte bei der Aufnahme von Sternen exponiert, um so mehr Sterne kommen auf die Platte; einmal, weil die Bromsilberschicht der Platten empfindlicher als unsere Netzhaut ist, und zweitens, weil bei der fortdauernden Exposition die Lichteindrücke sich auf der chemischen Schicht summieren können, was beim menschlichen Auge nicht möglich ist. Deshalb kann man mittelst der Photographie viel mehr Sterne wahrnehmen, als mittelst der direkten Beobachtung.

Nicht alle Nebelflecke sind Sternhaufen, sondern ein Teil besteht aus feurigen Gasen; sie sind entweder eine im Werden oder Vergehen begriffene Welt. Trifft dies zu, dann befinden sich die glühenden Massen im Stadium der Abschleuderung; einzelne Teile haben sich losgerissen von ihrem Kern oder Zentralpunkt und wirbeln nun in Spiralform um ihn

herum, bis zwischen der Zentrifugalkraft und der Rotationsgeschwindigkeit ein Ausgleich stattgefunden hat. Mit der abnehmenden Rotationsgeschwindigkeit beginnen die Massen zu ihrem Zentralpunkt zurückzukehren. Inzwischen hat eine Abkühlung der abgeschleuderten Massen stattgefunden; sie haben sich zu Planeten verdichtet, die um ihre Sonne kreisen. Dies ist das Stadium einer werdenden Welt. Es beginnt eine „Schöpfung" im kleinen. Allerdings ist kein nach unseren Begriffen „gegenwärtiges" Beginnen gemeint; das Anfangsstadium, die ersten vorbereitenden Entwicklungen einer Weltwerdung erstrecken sich über einen Zeitraum von vielen Millionen von Jahren; denn nach Mutmaßungen hat ein Sonnensystem eine Lebensdauer von einigen hundert Billionen Jahren.

Ein in kosmischer Ferne schwebender Spiralnebel wird also nach Jahrbillionen vielleicht aus Sonnen und erstarrten Planeten bestehen, die wahrscheinlich allerlei Lebewesen — vielleicht auch menschenähnlichen, denkenden Wesen — zur Wohnstätte dienen werden.

Das Schicksal einer jeden Sonnenwelt ist die einstige Auflösung in feurige Gase; denn, nachdem die Abschleuderung ihr Ende erreicht hat, beginnt das Zurück„fallen" der Planeten zu ihrer Sonne; und bei dem heftigen Zusammenprall der großen Weltkörper entsteht eine derartige Hitze, daß sich alles in flüssige und gasförmige Gluten verwandelt.

In dem Stadium des Zurückfallens befindet sich gegenwärtig unser Sonnensystem. Der Mond fällt auf die Erde, die Erde und die anderen Planeten auf die Sonne. Dieses Fallen zur Sonne ist allerdings vorläufig noch ein sehr langsames. Unsere Mathematiker haben aus der Anziehung der Massen und der Rotationsgeschwindigkeit abgeleitet, daß der Mond mit einer Geschwindigkeit von 2,72 mm pro Sekunde zur Erde fällt, und die Erde mit einer Geschwindigkeit von 2,95 mm in der Sekunde zur Sonne. Während die Planetenkugeln also von ihren höchsten Abschleuderungspunkten aus zur Sonne zurückfallen, vollzieht sich auf unserer Erde und auch wohl auf anderen Globen das, was wir Entwicklung nennen. Menschen werden geboren und sterben. Generation auf Generationen sinken in die Gräber. Die Nachkommenden bauen auf das Wissen und Können der Voraufgegangenen. Eine herrliche Kultur, Kunst, Wissenschaft, Technik, Ethik, Religionen, alles steigt empor aus der Psyche der Menschheit, die die Erde bevölkert, während sie — ein Tröpfchen aus der Sonne geboren — in diese zurückkehrt; während des Fallens eines versprühten und erkalteten Tropfens kosmischer Substanz!

* * *

Die Beschäftigung mit unserer kleinen irdischen Heimat lenkte uns von unserer großen Reise ab; wir befinden uns immer noch auf dem Lichtstrahl, der durch das Weltall eilt. Wenn wir nun 32 000 Jahre mit der Lichtgeschwindigkeit gereist sind, dann befinden wir uns etwa in Gesellschaft derjenigen Sterne, Spiralen usw., die wir hier auf der Erde mit unsern besten Fernrohren und mittelst der Photographie noch eben wahrzunehmen vermögen.

Wir müssen nun wohl annehmen, daß jenseits dieser Peripherie der Wahrnehmung sich Tausende und Millionen solcher „Welten", die wir soeben im Geiste durchmessen haben, befinden; denn wir können zu keinem anderen Gedankenresultat kommen, daß die Fortsetzung in dem für uns unsichtbaren Weltall — unsichtbar wegen der Entfernung — dem bisher erkannten Teil analog sein muß. Sonnensysteme bilden ein Weltsystem, das mit vielen anderen um ein System höherer Ordnung kreist u. s. f. Fahren wir mit unserem Lichtstrahl Jahrmillionen, dann kommen wir immer und immer in neue Welten; und reisen wir mit der Lichtgeschwindigkeit Billionen Jahre, dann ist es nicht anders. Ja, vermillionenfachen wir unsere Reisegeschwindigkeit, so ändert dies nichts an unserm Reisebild. Wir begegnen Welten, Welten — nichts als Welten, die ins Meer der Unendlichkeit und Ewigkeit dahinsinken und untertauchen in den Ozean des Verborgenseins.

Wir sind an der Grenze unseres Fassungsvermögens angekommen; keine Verstandesspekulation kann uns einen Weg mehr bahnen in das wirkliche Weltall — in die Unendlichkeit,

die hier ihre unbegrenzte Fortsetzung findet, wo das Hirn des Menschen aufhört, Entfernungen und Größen zu begreifen.

Selbst unsere Phantasie, der sonst alles möglich ist, versagt hier vollständig. Die Unendlichkeit kann nicht von endlich begrenzten Gehirnen, das Ewige nicht vom zeitlich begrenzten Menschengeiste begriffen werden; darum wird das menschliche Gehirn auch nie den Raum begreifen. Der Raum ist die Wohnung der Ewigkeit, und die ungezählten Sonnen und Welten sind im All nichts anderes als Sandkörnchen am Meere.

Kehren wir nun um; denn die Fortsetzung unserer Weltenreise böte uns nichts Neues mehr; und unsere Phantasie vermag sich in den fernsten Fernen nichts anderes als schon Bekanntes vorzustellen.

Mit der Schnelligkeit des Gedankens, die die Geschwindigkeit des Lichtes um ein Beliebiges übertrifft, kehren wir jetzt zurück zu unserm heimatlichen Sonnensystem; wir finden unsere traute, liebe Erde noch an derselben Stelle, abgesehen von den 50—60 000 Kilometer, um welch kleinen Betrag sich die Erde bei ihrer Bahn um die Sonne von der Stelle entfernt hat, wo sie sich beim Antritt unserer Gedankenreise befand. Unser Körper sitzt noch behaglich im warmen Stübchen und hat keine Ahnung davon, daß sein Gebieter, der Geist, auf Schwingen, die nicht von irdischer Natur sind, in Tiefen der Welt eingetaucht war, die dem Stofflichen ewig versagt sind.

Unwillkürlich aber fragen wir uns mit Jesaias: „Hebet eure Augen in die Höhe und sehet, wer hat solche Dinge geschaffen?“ Es muß, wie eine Kraft aller Kräfte, auch ein Geist aller Geister, eine Urintelligenz, ein Ur-Wille, ein Ur-Wesen sein, von dem alles Sichtbare und Unsichtbare des Universums nur der äußerste Saum seines Kleides ist. Es ist ein eigenartiges Zeichen unserer Zeit, die Riesenschöpfung, die wir uns heute vor Augen zu führen versuchten, als ein Werden oder Gewordenes aus dem geistigen Nichts aufzufassen, das vom blinden Zufall geleitet wird. Woher kam der Urstoff, woher kam das erste Bewußtsein, die erste Intelligenz, das erste Leben? Das sind dieselben unbeantwortbaren Fragen als: Wie groß ist die Welt; was ist Unendlichkeit; was ist Ewigkeit? Welt, Unendlichkeit und Ewigkeit sind nun einmal da; ob wir sie begreifen oder nicht, das ändert nichts an ihrer Wirklichkeit. Intelligenz, Bewußtsein und Leben sind in der ganzen Natur auch vorhanden, auch an ihrer Wirklichkeit wird nichts geändert, ob Bewohner des Stäubchens Erde so oder so über den Ursprung aller Dinge denken, grübeln und ihre Meinungen verfechten.

Freuen wir uns über die Welt, die an Größe und Schönheit nicht zu übertreffen ist; denn jede Möglichkeit, die wir uns auszumalen vermöchten, ist in der Welt enthalten. Und wenn wir auch bei der Betrachtung der Welt zu dem Endresultat gekommen sind, daß wir nichts anderes als Mikroben gegenüber den unfaßbaren Größen im All sind, so wollen wir doch freudig konstatieren, daß es etwas Wunderbares um die Geistesgröße des Menschen ist: in der sich die ungeheure Welt widerspiegeln kann.

Georg Korf

Das Problem der Jugendlichen

Von den Jugendlichen möchte ich heute reden. Nicht von den Jugendlichen, wie sie die Strafrechtspflege versteht; auch nicht von denen des Arbeiterschutzes und der unterschiedlichen Novellen zur Gewerbeordnung. Oder doch von ihnen; nur in ein wenig anderem, wenn man will: innerlicherem Sinne. Die Sozialpolitik begreift unter den „jugendlichen Personen“ die Leute von vierzehn bis achtzehn Jahren und erklärt: Das sind Menschen, die noch mitten in ihrer Entwicklung stehen und infolgedessen geschützt werden müssen. Läßt man sie in gefährlichen oder gesundheitschädlichen Betrieben überhaupt zur Arbeit zu, so bedarf es besonderer Kautelen; erhöhter Sicherheitsvorkehrungen, außerordentlicher Be-

schränkung der Arbeitszeit und vor allem des Verbots der zerrüttenden, den Organismus verwüstenden Nachtarbeit. Aber auch in den an und für sich als zulässig erkannten Betrieben verlangt die Sozialpolitik eine Beschränkung der Arbeitszeit auf ein Maß, das den körperlichen Kräften dieser Jahre angepaßt erscheint; fordert sie, daß neben der Arbeit noch genügend Spielraum für die geistige Fortbildung durch den Besuch von Fortbildungs- und Fachschulen bleibt. Die Gesetzgebung ist diesem kategorischen Soll und Muß der Sozialpolitiker in den einzelnen Ländern nicht gleich weit gefolgt — das Leben bleibt nun einmal immer hinter der idealen Forderung zurück —, aber sie ist ihr doch gefolgt, und was die Hauptsache ist: der Angelpunkt der ganzen Frage ist überhaupt nicht mehr Gegenstand des Streitens. Daß wir diese jugendlich ungelenken Glieder vor Überlastung zu schützen haben, die ein Raubbau wäre an der Zukunft der Nation, gilt uns allen als schlechthin selbstverständlich. Leider sind wir dabei auf halbem Wege stehen geblieben. Die Leiber schützen wir vor wucherischer Ausbeutung, die Seelen dieser Halbflüggen, Werdenden, langsam Erwachenden lassen wir verderben.

Bitte, da ist gar nichts übertrieben. Ich habe hier schon gelegentlich im Vorübergehen der widerwärtigen Greuel der vorortlichen Tanzböden von Groß-Berlin gedacht; man kann der Verwilderung unserer handarbeitenden Jugend aber auch anderwärts begegnen. Wer zum Beispiel in einem kleinen Betriebe gezwungen ist, mit jugendlichen Ausläufern und Radfahrern zu arbeiten, wird immer auf die gleiche, überaus bedenkliche soziale Erscheinung stoßen. Pflichtgefühl und soziale Gewissenhaftigkeit sind unbekannte Begriffe; um so regelmäßiger sind Verlogenheit und die anderen sympathischen Eigenschaften der Lümmeljahre anzutreffen. Dabei handelt es sich nicht etwa um den Abschaum der Bevölkerung; diese „Jugendlichen" sind ja nun freilich nur ungelernte Arbeiter; aber die Väter sind es zumeist keineswegs, und wenn man sich mit dem einzelnen Mühe gibt und weiter forscht, findet man häufig, daß der Großvater noch als kleiner Ackerbürger oder Dorfhandwerker auf seinem Eigenen saß. Also an dem Milieu liegt's nicht. Auch nicht, woran zu denken schon Torheit wäre, etwa an der natürlichen Verderbtheit aller dieser jungen Menschen. Jugend hat keine Tugend, und Lümmeljahre (wer's nicht tat, lügt) haben wir alle durchgemacht. Nur daß bei uns Vaters Bakel in erreichbarer und Respekt heischender Nähe stand und hier nicht: das erklärt alles. Irgendwo — ich bin kein Ethnologe und kein wissenschaftlicher Geograph — bei irgendeinem interessanten afrikanischen Volksstamm soll es Sitte sein, daß die jungen Mädchen mit neun Jahren von den Herren Eltern unter erheblichem Freudengeheul der Dorfgenossen eine eigene Hütte dediziert bekommen: damit hört die patria potestas auf, und sie können tun und lassen, was ihnen beliebt. Die Stelle der eigenen Hütte vertritt in Berlin N. und O. der Hausschlüssel. Der tritt, sobald die Schulpflicht aufgehört hat und das Einsegnungskleidchen praller zu sitzen beginnt, in seine Rechte. Sie „jeht" mit Ihm und Er mit Ihr; fünfzehnjährige Laufjungen nennen gleichaltrige Lehrmädchen sonder Scham und ohne eine Empfindung für die Unnatur ihre „Bräute". Und die Eltern? Die haben einfach „nix tau seggen"; wagt aber Vater wirklich einmal in einem besonders schweren Sonntagsrausch aufzumucken, so wirft der Sproß dröhnend die Tür ins Schloß und droht: „Denn zieh ick in Schlafstelle." Droht, sage ich. Denn die Wirtschaftsführung der Eltern ist in nicht geringem Maße von diesen Jugendlichen abhängig; die „geben" (ich halte mich hier an die aus langjähriger Beobachtung vertraute berlinische Terminologie) „Kostgeld ab"; in der Regel 10 ℳ wöchentlich, manchmal wohl auch noch mehr. 50 ℳ aber im Monat mehr oder nicht wollen in einem Arbeiterbudget schon etwas bedeuten. So kommt es zu einer Umkehrung aller Familienwerte. Es ist wieder wie in der patriarchalischen Großfamilie: die heranreifenden Söhne und Töchter machen den Reichtum des Hauses aus; je mehr Kinder „uff Arbeet" gehen, um so öfter brodelt „wat Fleeschernet" im Topf. Aber der Patriarch war der gefürchtete Despot, der über Knecht, Magd, Vieh und alles, was sein war, unumschränkt gebot; der Vater hingegen der modernen proletarischen Familie ist — von wenigen erfreulichen Ausnahmen abgesehen —, was der Berliner in seiner anschau-



lichen Bildersprache einen „Nulpe" heißt. Eher hat schon noch „Mutter" was zu melden; viel auch nicht. Auf Schleichwegen nur und in der Dämmerstunde ist, um nochmals um gut Wetter zu bitten, die Mutter so eines Laufburschen zu mir gekommen: „Aber verraten Sie mir ja nich, Herr Dokter. Der Junge bleibt mir sonst weg." Auch hier die bleiche Angst vor dem drohenden pekuniären Ausfall: die Jugendlichen die Tyrannen des Arbeiterhauses!

Daß unter solchen Umständen von irgendwelchen erzieherischen Einflüssen des Elternhauses nicht gut die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Erziehung ist eben ohne Autorität nicht möglich, und die metallischen Beziehungen haben die längst zerstört. Die moderne Werkstatt aber ist kaum geeignet, die von der Familie gelassene Lücke zu schließen. Der Großbetrieb hält wenigstens während der Arbeitsstunden die Jugendlichen mit den eisernen Klammern seiner Disziplin in Zucht. Der Kleinbetrieb ist selbst dazu nicht imstande. Hier haben sie wieder genau wie daheim bei Muttern dies Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit; sie wissen, daß der mehr oder weniger väterlichen Vermahnung die Disziplinarstrafe der Entlassung in der Regel gar nicht folgen kann, weil der Meister, der im Augenblick für sie keinen Ersatz fände, sich so nur ins eigene Fleisch schnitte. Ganz abgesehen davon, daß, was sie sonst im Hause des Lehrherrn erleben, nicht immer dazu angetan ist, gerade erzieherisch zu wirken. Vor Jahr und Tag sind in den von Hans Ostwald herausgegebenen Großstadtdokumenten die Memoiren eines Musikerlehrlings erschienen. Was in den ersten Abschnitten dieses erschütternden Buches über das häusliche Beiwerk der „Lehre" erzählt ward, ist typisch.

Ich resümiere mich: in den Jahren, wo der Mensch erst langsam Mensch wird, in den auch für das Seelenleben so bedeutsamen wie gefährlichen Zeiten des körperlichen Reifens ist der junge Arbeiter schutzlos allen Unbilden der Großstadt preisgegeben. Das mag zur Not auch gewisse Vorzüge haben; er lernt so früher auf eigenen Füßen stehen und wird widerstandsfähiger für das im allgemeinen doch rauhe Leben, das seiner harrt. Aber alle zarten Regungen — und das sind in sozialer Wertung die besten — werden dabei rücksichtslos totgetreten. In anderen Gesellschaftsschichten ist der Jüngling zumeist bis an die Mitte der Zwanzig von Papas Portemonnaie und gutem Willen abhängig. Das wird mitunter, zumal wenn der alte Herr mit Kürzung des Wechsels oder Einheimsen droht, vom jungen Lebensdrang unliebsam empfunden. Wird man älter, so preist man den heilsamen Zwang, der uns zügelte, solange wir uns selbst noch nicht zu zügeln lernten; der unserem wagemutigen und zuweilen auch tollkühnen Weiterstreben die Erfahrung des Gereiften an die Seite setzte. Das alles fällt bei den Jugendlichen des Arbeiterstandes fort; daher denn wohl auch der unverkennbare Zug zur Respektlosigkeit; die geringe Neigung, Autoritäten anzuerkennen und sich ihnen zu fügen.

Was dagegen zu tun ist? Ich weiß es nicht, und mir will scheinen: andere, die an bedeutsamerer, verantwortlicherer Stelle stehen, wissen es auch nicht. Der preußische Kultusminister hat neulich in einem sehr löblichen und würdigen Erlaß auf diese ernsten Dinge hingewiesen, und der Landesgewerberat hat solchen Hinweis durch allerlei kluge, zutreffende und menschenfreundliche Beobachtungen unterstützt. Aber im Grunde bleiben beide doch in der Schilderung des Zuständlichen stecken, und den rechten Ausweg vermögen auch sie uns nicht zu künden. Wie stellen wir es an, daß wir diese Großstadtjugend, die, wofern sie nur notdürftig auf Arbeit geht und pünktlich Kostgeld abliefert, keine Hand schützt oder leitet, vor der Verwahrlosung und innerlichen Verarmung bewahren? Fach- und Fortbildungsschulen, die Kultusminister und Landesgewerberat vornehmlich empfehlen, reichen, fürcht' ich, dazu nicht aus, und die militärische Dienstzeit übt ihre gar nicht hoch genug einzuschätzenden erzieherischen Wirkungen vielfach erst zu spät und lange nicht an allen, die dieser Zucht bedürftig sind. Was also sollen wir tun? Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen: solange wir keine Organisationen gefunden haben, die die jungen Seelen stützen, bleibt der von der Sozialreform propagierte körperliche Schutz der Jugendlichen Stückwerk. Der große Pessimist von Frankfurt würde vielleicht sagen: „Ein zielloses Streben ins Leere" ... Dr. Richard Bahr





Tod und Todesfurcht

Wir wissen alle, daß wir einst sterben werden, aber wir erachten den Tod nicht als Notwendigkeit, als etwas Gutes und Selbstverständliches, sondern als eine Ohnmacht und eine Ungerechtigkeit, denn er raubt uns das, was wir als das Höchste empfinden — die Persönlichkeit. Alle Versprechungen der Religion und alles Wissen um die Unsterblichkeit der Materie, um das, was unseren sichtbaren Körper ausmacht, können uns nicht darüber trösten, daß ein Toter nicht mehr „Ich“ sagen kann. Und trotzdem wir jede Nacht, sofern unser Schlaf traumlos ist, einen Vorgeschmack des Todes genießen, ein Ausruhen und Unbewußtsein unserer eigenen Persönlichkeit, können wir uns doch im wachen Bewußtsein nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir eines Tages nicht mehr existieren werden, daß es kein Aufwachen aus diesem letzten Schlaf mehr gibt. Das, was in uns „Ich“ sagt, fühlt sich nicht als endliches und beschränktes Wesen, sondern als unendlich und ohne Schranken der Zeit. Aus diesem unheilvollen Widerspruch zwischen dem unerbittlichen äußeren Geschehen und unserer innerlichen, fast unbewußten Überzeugung resultiert das Grauen und die Furcht vor dem Tod. Er ist uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ebenso fürchterlich und unbegreiflich, wie er dem Menschen war, der zum erstenmal aus dem Walde brach, um sich die Welt zu unterwerfen. Wir finden Geschmack am Leben. Es ist uns bis zu einem gewissen Grad begreiflich, wir finden uns zurecht, diktieren ihm Gesetze, zwingen seine tausend Geheimnisse zur Entschleierung und empfinden es im letzten Grunde, trotz aller Klagen, als etwas Köstliches und überaus Liebenswertes. Die Bewegung, der stürmende Rhythmus des Lebens gefällt uns, die Buntheit seiner wechselvollen Erscheinungen, das Spiel des Zufalls, das Jagen und Greifen nach dem Glück wollen wir nicht aufgeben. Das wundervolle Glück des Atmens allein, das Herz zu spüren, das, von einer geheimnisvollen Kraft getrieben, Blutwelle auf Blutwelle durch den Körper jagt, das Glück des Sehens und Hörens — das alles sind unschätzbare Güter, die allerdings dem durchschnittlichen Menschen erst dann ganz zu Bewußtsein kommen, wenn er Gefahr läuft, sie zu verlieren, das heißt, wenn die Hand des Lebens schwerer und unmittelbarer auf ihm liegt — wenn er krank ist. Die Kranken wissen nämlich etwas, was die Gesunden sonst nicht wissen: daß es schließlich nicht darauf ankommt, *wie* man lebt, sondern *daß* man lebt. Die Kranken und Sterbenden haben alle den inbrünstigen Wunsch des Peliden, lieber das Feld als Tagelöhner bestellen, „als die Schatten geschwundener Toten beherrschen“.

Alles Pathos und alle Überlegung hilft uns über das fatale Gefühl der Todesfurcht nicht hinweg, denn Pathos *beweist* nicht, sondern *überredet*, und wo es an die letzten Dinge geht, wird alles Pathos schwach und ohnmächtig — die instinktive, tierische Furcht ist das herrschende Prinzip. Und Mephisto, der große Menschenkenner, läßt sich durch die erhabenen Deklamationen Fausts nicht irremachen, sondern sagt trocken: „Und doch ist der Tod nie ein willkommener Gast.“ Dieses Grauen und die Todesfurcht ist allen Geschöpfen gemeinsam, dem Tiere ebenso wie dem Menschen und vermutlich auch den Pflanzen. Von den Pflanzen können wir es nur vermuten, da das Seelenleben der Pflanzen — das unbestreitbar vorhanden ist — in seiner Wirkung auf uns sich nicht zu einem analogen psychischen Prozeß verdichtet, sondern rein als sinnliche Wahrnehmung auftritt (Änderung des Geruches, andere Stellung der Blätter und Blüten, allgemeiner Widerstand gegen die Vernichtung), die wir dann nach Belieben psychologisch interpretieren können.

Gehen wir aber der Todesfurcht logisch oder psychologisch zu Leibe, so ist sie einigermaßen unverständlich. Denn wir können doch unmöglich vor etwas Angst empfinden, was wir jeden Tag freiwillig und gern tun — schlafen, *unbewußt* sein. Selbst wenn diese Unbewußtheit in alle Ewigkeit dauern sollte. Im traumlosen Schlaf oder in der Ohnmacht hört die subjektive Existenz auf, die Empfindung für Raum und Zeit versinkt, da unser intellektueller



Apparat und mithin die Erkenntnisfähigkeit ausgeschaltet ist. Weiter: wenn die Todesfurcht die Angst vor der Nichtexistenz wäre, so müßten wir, wie schon Schopenhauer in seiner genialen Abhandlung „Über den Tod und die Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich" schreibt, das gleiche Grauen vor dem Zustand empfinden, dem wir vor unserer Geburt unterworfen waren. Aber welcher Mensch denkt mit Grauen an die Zeit vor seiner Geburt? Welcher Mensch — sofern er nicht gerade Buddhist oder überzeugter Theosophe ist — denkt überhaupt an diese Zeit, die, richtig gesprochen, gar keine Zeit ist, da die Zeit selbst nach Kant „die Anschauungsform des inneren Sinnes ist", „an und für sich" vermutlich gar nicht existiert, sondern erst dann auftritt, wenn ein Intellekt seine Funktionen beginnt.

Auch vor dem eigentlichen Akt des Sterbens können wir unmöglich dieses namenlose Grauen haben, denn die Natur ist in allem einfach, ehrlich und betrügt uns nicht. Sie zeigt uns an tausend und abertausend Fällen, daß das Sterben nicht schmerzhaft und fürchterlich ist, sie zeigt es uns von den Blättern, die im Herbst müde und gelb zu Boden taumeln, bis zu dem Menschen, der im Bette oder auf dem Schlachtfeld stirbt. Nach Aussage aller Menschen, die kurz vor dem Sterben noch gerettet wurden (Erhängte, Ertrinkende, Erstickende usw.), ist das Sterben nichts weniger als fürchterlich, es wird in fast allen Fällen als absolut schmerzlos, ja sogar als sehr angenehm empfunden. Damit stimmt auch die etwas seltsame Tatsache überein, daß z. B. Ertrinkende und Erhängte nicht übermäßig dankbar für ihre Rettung sind und sich bitter über den blitzartigen Schmerz beklagen, den das Erwachen sie gekostet habe. Eine Frau, die vom Tod des Ertrinkens gerettet wurde, teilt die nachdenkliche Tatsache mit, der Schmerz, der mit dem Wiedererwachen verbunden gewesen sei, habe dem Schmerz geglichen, den sie sonst während des Gebärens empfunden habe.

Das Sterben kann man sich vorstellen wie eine Ohnmacht, die man denn auch den „Zwillingsbruder" des Todes genannt hat. Dabei fällt es auf, daß zuerst die Eigenschaften der Psyche schwinden, welches Verschwinden durch das Versagen der Sinne bedingt ist. Wie bei dem Eintreten der eigentlichen Ohnmacht (abgesehen von den voraufgegangenen Schwindel- und Unlustgefühlen) zuerst die Augen den Dienst aufgeben, so auch beim Sterben. Daher die Frage aller Sterbenden: „Warum wird es so dunkel?" und ihre Bitte nach Licht. Und daher wohl auch der ergreifende Ruf des sterbenden Goethe. Die übrigen Sinne schwinden rasch nacheinander, das Bewußtsein erlischt, und das was folgt, ist, scharf gesehen, schon ein Akt nach dem Tode. Denn der Tod tritt in dem Augenblick ein, wo das Bewußtsein (das die Persönlichkeit ausmacht) seine Funktionen einstellt. Von diesem Augenblick an ist der Schmerz verschwunden wie die Freude und wie alles, was an das Bewußtsein geknüpft ist. Die Einführung der Narkose beruht auf dieser Erscheinung. All die schauerlichen Krämpfe, die ganze Entsetzlichkeit des Todeskampfes, sind nur für den Beschauer so schmerzhaft, für den Sterbenden selbst nicht, da er sie nicht mehr spürt. Was nach dem Schwinden des Bewußtseins vor sich geht, kann uns nicht mehr interessieren, da es unsere Persönlichkeit nichts mehr angeht, sondern lediglich physiologische und chemische Prozesse sind. Epikur sagt daher ganz richtig: *ὁ θανατος μηδεν προς ἡμας*, und Schopenhauer setzt hinzu: Wenn w i r sind, ist der Tod nicht, und wenn der Tod ist, sind wir nicht.

Wenn man will, kann man die Todesfurcht vielleicht mit einem Gesetz der Physik erklären, und zwar dem „Gesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens". Jeder Körper versucht, in der Lage zu verharren, in der er sich augenblicklich befindet, oder anders: jeder Körper setzt einer Lageveränderung einen Widerstand entgegen. Jeder Mensch, der in einem Zug fährt, kann dieses Gesetz am eigenen Leibe studieren. Zieht der Zug an, so fällt man nach hinten, d. h. nach der entgegengesetzten Seite der Fahrtrichtung; hält der Zug an, so geschieht das Umgekehrte. Je brüsker das Anfahren oder Anhalten geschieht, desto stärker ist die Reaktion. Nun kann es sein, daß dieses Gesetz nicht nur für die Körper, sondern auch für die Seele Geltung hat, wo es sich eben als rein psychischer Vorgang ausspielt. Jede starke Veränderung in unserem

Leben ruft eine gewisse Furcht in uns hervor, und da die Veränderung, die mit dem Tod geschieht, die stärkste und unwiderruflichste ist, so ist auch die Furcht davor die größte.

Wie dem auch sei, das Rätsel des Todes wird von den Lebendigen nicht gelöst, sondern wie alle Dinge, die uns umgeben, nur beschrieben werden können. Vielleicht sind wir nach dem Tode das, was wir vor der Geburt waren. Vielleicht auch etwas anderes. Wir wissen es nicht aber wir werden es alle erfahren ...

Fr. A. Holland



Gibt es Prophezeiungen?

Für den Gebildeten von heute ist die Frage der Prophetie gar nicht diskutierbar. Sie steht auf gleichem Niveau etwa mit dem Glauben an Wetterzauber oder Teufelsbündnisse. Das kann auch gar nicht anders sein, solange das Dogma des Materialismus „modern“ ist — denn selbstredend sind auch die höchsten Probleme der Weltanschauung und die Art ihrer Beantwortung der Mode unterworfen —, solange nichts anderes als Kraft und Stoff anerkannt wird und durch fehlerhaften Analogieschluß die physikalischen, chemischen und biologischen Gesetze ohne weiteres auf die Geistestätigkeit übertragen werden.

Der Fromme wird sich der messianischen und anderer Weissagungen erinnern und die Wahrheit der Prophetie zugeben, jedoch mit der Einschränkung, daß sie ihr Ende erreicht habe mit Abschluß der Evangelien. Darüber existiert eine reiche theologische Literatur, die sich nahezu einstimmig in diesem Sinne entscheidet.

Es handelt sich also in beiden Fällen um Glauben. Der „Gebildete“ glaubt an die Unmöglichkeit des zeitlichen Fernsehens, der „Fromme“ macht die Einschränkung, daß das in biblischer Zeit anders war, während das ungebildete, abergläubische Volk, die Hysterischen und Schwärmer, heute noch zu Wahrsagerinnen laufen und Karten und Kaffeesatz befragen.

So scheint wenigstens der Fall zu liegen. Läge er in Wahrheit so, dann würde es sich um ein unlösbares Problem handeln. Denn mit dem Glauben läßt sich wissenschaftlich nichts anfangen, und mit dem niedern Volke als Eideshelfer stützt man eine Sache nicht.

Nun gibt es aber eine Reihe ganz merkwürdiger, historisch einwandfrei erweisbarer Fälle, von denen ich einige an dieser Stelle bereits mitteilte, die es immerhin dem Vorurteilslosen ratsam erscheinen lassen, das Problem erst zu prüfen, bevor es in die Rumpelkammer des Volksaberglaubens geworfen oder in das Gebiet der biblischen Wunder verwiesen wird. Das wäre ja in praxi für die erdrückende Mehrheit das gleiche.

Macht es nicht stutzig, wenn Papst Pius II. (Äneas Silvius Piccolomini) bezeugt, daß Friedrich III. träumt, er werde vom Bischof Tommaso Parentucelli zum Kaiser gekrönt, sich darüber wundert, daß ein einfacher Bischof diese hochbedeutende Zeremonie vornimmt, und tatsächlich Parentucelli als Nikolaus V. den Stuhl Petri besteigt und den Habsburger krönt?

Oder wenn Pierre d'Ailly, der auf dem Konstanzer Konzil eine große Rolle spielte, in einem Buche, das 1490 im Druck erschien, vom Jahre 1789 schreibt: „Wenn die Welt bis zu jenen Zeiten stehen wird, was allein Gott weiß, dann werden große und erstaunliche Umwälzungen und Wandlungen geschehen, die am meisten die Gesetze und das Parteiwesen betreffen.“

Also eine Voraussage der großen Revolution aufs Jahr genau!

Es ist ja auch nichts Alltägliches, wenn Tycho Brahe einen 1572 neu auftauchenden Stern als Ursache der Geburt eines tapferen Fürsten deutet, dessen Waffen Deutschland überstrahlen und der 1632 wieder verschwinden würde. Wer denkt nicht an Gustav Adolf? Übrigens sagte der Astrologe Andreas Goldmayer im Jahre 1632 in Straßburg den gewaltsamen Tod des großen Schweden bei Lützen voraus.

Merkwürdig ist auch gewiß, daß Joachim Greulich Visionen hatte, in deren einer er

mit klaren Worten — die Niederschrift erfolgte 1635 — die Belagerung Wiens vorhersagte, in einer andern aber den Sturz der Bourbonen in Frankreich.

Die Beispiele ließen sich ins Endlose vermehren. So sagte bereits im Jahre 1868 der Engländer A. J. Peare für den jetzigen König, ein damals zweijähriges Kind, voraus: „Dieser Prinz wird, wenn er am Leben bleibt, König von England werden mit dem Namen Georg V.“

Doch nennen wir einige große Namen! Bekannt ist Goethes Vision bei Drusenheim, die sich acht Jahre später bis auf die Kleidung genau erfüllte (vgl. Dichtung und Wahrheit, 3. Teil, 11. Buch), weniger bekannt Bismarcks Brief an seinen alten Heldenkaiser, in dem er ihm seinen Traum vom Frühjahr 1863, der schwersten Konfliktszeit, mitteilt. Er ist interessant genug, um teilweise wiedergegeben zu werden:

„Mir träumte, und ich erzählte es sofort am Morgen meiner Frau und anderen Zeugen, daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich war; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an: die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Kulisse und eröffnete einen breiten Weg, mit dem Blick auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, preußische Truppen mit Fahnen und in mir noch im Traum der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könne. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm.“

Durch einen Traum des Khedive wurde der berühmte Ägyptologe Brugsch Pascha gerettet, indem ein Telegramm des Fürsten ihn veranlaßte, ein anderes Schiff zu nehmen — er wollte über Bremen, schiffte sich aber in Triest ein —, während das ins Auge gefaßte verunglückte.

Diese und eine Fülle anderer richtiger Vorhersagen — fast jedes Ereignis der Weltgeschichte ist in irgendeiner Form vorherverkündet — dazu die heute feststehende Tatsache räumlichen Fernsehens, die Meinungen großer Denker, wie Platon, Kant oder Schopenhauer, beweisen zum mindesten, daß die Frage nach der Existenz von Prophetie nicht so ohne weiteres als Dummheit abzutun ist, wie es die öffentliche Meinung heute will. Ich entschloß mich also, das Problem eingehend zu prüfen, auf die Gefahr hin, entweder zu einem negativen Resultat zu kommen, d. h. alles für Zufall erklären zu müssen, oder — sollte ich mich von der Wahrheit überzeugen — als Phantast verspottet zu werden. (Prophezeiungen. Alter Aberglaube oder neue Wahrheit? München 1911, Albert Langen.)

Tatsächlich handelt es sich darum, den Zufall auszuschließen. In allen oben angeführten Fällen ist das nicht möglich, weil man mit Recht einwenden kann: Das ist ja gewiß alles merkwürdig, aber man erinnert sich eben nur der eingetroffenen Ankündigungen und vergißt die falschen. Daß es aber unzählbare falsche Propheten und haarsträubend einfältige Vorhersagen gibt, wird gewiß niemand bestreiten.

Wie aber, wenn wir das gesamte Material eines und des selben oder mehrerer (angeblicher oder wirklicher) Seher kritisch prüfen können? Wenn wir dann tatsächlich Personen finden, bei denen die erdrückende Mehrheit der Ankündigungen sich erfüllt?

Und solche Seher gibt es! Etwa den Elbfischer Christian Heering aus Prossen, der erstaunliche Daten aus dem Siebenjährigen Kriege vorhersagte, und den ich an dieser Stelle bereits früher erwähnte. Oder Johann Adam Müller, der die weite Reise von seiner badischen Heimat ohne Geld, ohne Bildung und Aussicht auf Erfolg zu König Friedrich Wilhelm III. nach Memel antritt, um ihm in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens die künftige Größe der Monarchie zu verkünden. Auch von ihm besitzen wir ganz genaue protokollarische Angaben seiner Visionen.

Aus der Gegenwart möchte ich die in Berlin lebende Somnambule de Ferriem (angenommener Name!) anführen und einige ihrer Visionen. Selbstredend sind diese vorher im Druck erschienen! Sie sah im Jahre 1898 den furchtbaren Brand der Lloydschiffe im Hafen

von Neuyork vorher, und zwar mit genauer Angabe des Stadtnamens. Gab die Erdbebenkatastrophe von Martinique — allerdings ohne Namensnennung — richtig an, und zwar drei Jahre vorher, desgleichen den Untergang des deutschen Schulschiffes Gneisenau und anderes mehr.

Als Beispiel einer solchen Vision sei hier der stenographisch aufgenommene Wortlaut, wie er im Jahre 1897 in verschiedenen Blättern erschien, angeführt:

Erstes Gesicht. (Die Dame schließt die Augen und spricht:) „Schrecklich, die Menschen alle hier bei der Grube! Wie bleich sie aussehen! — Wie die Leichen! — Ach, das sind ja auch lauter Leichen. Ja, sie kommen heraus und werden jetzt alle fortgebracht. Und die ganze Gegend ist so schwarz, und es sind lauter kleine Hütten. Die Leute, die ich sehe, reden eine andere Sprache, auch verschiedene Sprachen, alles durcheinander. Und so leichenblaß sind sie alle! — Jetzt wird da einer herausgebracht, welcher einen Gurt mit einer blanken Schnalle umhat. 's ist Weihnachten bald, eine Hundekälte. Dort ist einer, der hat eine Lampe mit einem Gitter. Es ist ein Kohlenbergwerk. Es ist alles so schwarz und so kahl. Ich sehe bloß die alten Hütten. Die ganze Gegend ist so öde. — Ich verstehe, was der eine da sagt. Er sagt: ‚Die Ärzte kommen alle aus Brüx' ... Ach, das ist ein böhmischer Ort ... Siehst du denn nicht?" (Ich, d. h. der Stenograph, sehe nicht.) „Was? du siehst nicht!" (Dies sagt die Seherin sozusagen erschreckt und schlägt die Augen auf.)

Zweites Gesicht (am Nachmittag des auf die erste Vision folgenden Tages). „Wie traurig das hier aussieht! Die Menschen alle. O weh, so viele! — So viele Frauen sind da; wie sie weinen! Die Männer sind tot; es leben nicht viele mehr. Sie sind alle heraufgebracht worden. Ach Gott, die Armen tun mir so leid! Sieh mal, die Kinder alle! Wie die Männer aussehen, sie sind ganz von Rauch geschwärzt, sind gewiß alle in der Erde erstickt. — Das sind Böhmen. Die Weiber und die Kinder haben Kopftücher um. Ja, das sind Böhmen. Ach, die armen Menschen, nun gerade um die Weihnachtszeit. Ist doch schrecklich! — Mit solch einem Zug, der eben angekommen, bin ich schon gefahren. Da steht es dran; der kommt doch über Eger. Ja, es ist Böhmen. — Wie sie dort liegen! — Das sind wohl Ärzte, die da reiben? — Feine Männer. Viele haben Binden mit einem Kreuz um die Arme. — Was haben die Frauen und Kinder denn da in der Hand? Eine Kette. Wozu haben sie die Kette? Ach, sie bekreuzigen sich jetzt. Das ist ein Rosenkranz. Ach, sie beten; aber sie weinen doch alle! — An dem Eisenbahnzug sehe ich einen österreichischen Adler, einen Doppeladler. — Ach, das ist wohl ein Schaffner, der da steht? Ich höre, was er sagt: ‚In den Kohlengruben von Dux', sagt er; ich lese aber Brüx. Der da hat's an der Binde. — Ach, sie sind von der Sanitätswache. — Aber sie können nichts machen mit den armen Menschen. Sie fahren sie alle auf so komischen Wagen fort." (Die Somnambule erwacht.)

Im Jahre 1900 fand in den Kohlenbergwerken von Dux bei Brüx in Böhmen ein Grubenunglück statt, bei dem sehr viele Bergleute ums Leben kamen!

Zufall? Nun, jedenfalls ein sehr merkwürdiger.

Freilich läßt sich nicht leugnen, daß soundsooft auch Vorhersagen nicht eintreffen. Auf die Gründe dafür einzugehen, ist hier nicht möglich, immerhin können wir einige andeuten. Ist etwa eine Katastrophe vorhergesagt ohne Angabe der Namen, dann wird man einwenden, sie hätte auch wo anders stattfinden können. Erblickt die Seherin ein Stadtbild ganz deutlich — etwa das von Neuyork — verwechselt es aber und nennt daher einen falschen Namen, so ist die Vision richtig, die Katastrophe trat gemäß der Vorhersage ein, aber infolge des Interpretationsfehlers der Somnambule war die Lokalisierung falsch. Ferner ist die außerordentliche Empfindlichkeit dieser Personen zu berücksichtigen. Sie reagieren auf Gedanken und werden auch — das geht aus ihren eigenen Aussagen klar hervor — durch Wünsche beeinflußt. Daher sind die erzwungenen Vorhersagen der berufsmäßigen Wahrsagerinnen fast immer falsch. Frau de Ferriem weigert sich ausdrücklich, auf Fragen zu antworten, vielmehr stellen sich bei ihr Visionen

so spontan ein, wie etwa ein Meteorfall. Sowenig es nun möglich ist, einen Astronomen mit Geld und guten Worten zu einem Meteorfall zu veranlassen, so wenig kann das Phänomen echter Prophetie willkürlich hervorgerufen werden. Wir können uns ja noch nicht einmal zu bestimmten Träumen zwingen!

Es handelt sich nun darum, das Verhältnis der richtigen Vorhersagen zu den falschen bei derselben Person festzustellen. Hierbei ist zu beachten, daß wir ein durchaus falsches Bild erhielten, wollten wir etwa sagen: A. ist ein Seher, denn von 4 Prophezeiungen traten 3 ein. Denn der Inhalt ist durchaus ungleichwertig. Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob ich in einem Kartenspiel vorhersage, jemand würde eine Karo ziehen (Wahrscheinlichkeit 1 : 4) oder in einer Lotterie das große Los (Wahrscheinlichkeit 1 : 100 000 oder mehr, je nach Zahl der Lose), oder ob ich mit Bestimmtheit angebe: Ameier wird von Bmüller mit einem Dolch in Xdorf ermordet werden. Denn während sich in jeder Lotterie ein großes Los befinden muß, ist das letzte nichts weniger als notwendig.

Unsere Aufgabe muß es also sein, möglichst hochwertige Vorhersagen zu gewinnen. Denn nur wenn es uns gelingen sollte festzustellen nicht nur, daß ein Seher sich selten täuscht, sondern auch, daß der Inhalt einer Vorhersage derart ist, daß die Berechnung völlig, der Zufall nahezu völlig unmöglich ist, erst dann ist der Beweis für das Vorhandensein einer besonderen Kraft des zeitlichen Fernsehens — etwa analog der drahtlosen Telegraphie — geliefert.

Mit andern Worten: Wenn es uns gelingt, die Formel zu erhalten: w (Wahrscheinlichkeit, Zufall) = n (Zahl der wirklichen Fälle) dividiert durch m (Zahl der möglichen Fälle) = unendlich klein oder 0, also $w = \frac{n}{\infty} = 0$, ist das Problem mathematisch gelöst.

Eine solche mathematische Lösung ist unmöglich, da wir niemals eine unendlich große Zahl möglicher Fälle gewinnen können. Wohl aber ist es möglich, eine so außerordentlich große Zahl zu erzielen, daß das Resultat praktisch das selbe ist.

Dafür möge folgendes Beispiel aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung zeugen: Stellen wir uns vor, jemand werfe hundertmal eine Münze auf, und zwar so, daß jedesmal das Wappen nach oben kommt. Die Wahrscheinlichkeit hierfür ist $\frac{1}{2^{100}}$. Nun ist aber 2^{100} mehr als 10^{30} Quintillion. Darum, sagt der Mathematiker Grimsehl, weil eine so große Zahl von Würfen von allen Menschen der Erde erst in 20 Billionen Jahren ausgeführt werden können, kann die Wahrscheinlichkeitsrechnung hier 0 ansetzen, wiewohl ja bekanntlich der Begriff der Unendlichkeit bei Abzug noch so enormer Zahlen sich nicht vermindert.

Wenn also die reine Mathematik bei einem so ungeheuren Divisor aus praktischen Gründen zum Resultat 0 gelangt, können wir das um so eher. Es handelt sich nur darum, äußerst hochwertige Prophezeiungen zu finden.

Sie liefert uns der berühmte Michael Nostradamus in stattlicher Zahl. Nicht nur, daß er in seinen erstmalig 1555, vollständig 1566 zu Lyon erschienenen Quatrains u. a. schreibt: „Im Jahre 1792 wird man glauben, eine neue Zeitrechnung einzuführen“ — der Revolutionskalender trat am 22. September 1792 in Kraft —, die Regierungsdauer Napoleons auf 14 Jahre angibt und dergleichen; es finden sich in seiner dunklen Sprache auch folgende Vierzeiler (IX, 18):

Le lys Dauffois portera dans Nanci
Jusques en Flandres electeur de l'Empire;
Neusve obturée au grand Montmorency,
Hors lieux prouvés delivré à clere peyne.

Zu deutsch mit Kommentar: Die Lilie des (bisherigen) Dauphin wird nach Nancy kommen und wird bis nach Flandern einen Kurfürsten des Reichs unterstützen. (Bekanntlich war die Lilie Wappen der Bourbonen.) Neues Gefängnis dem großen Montmorency. Außerhalb des dazu bestimmten Ortes wird er ausgeliefert werden dem Clerepeyne.

Im Jahre 1633 drangen die Truppen Ludwigs XIII. in Nancy, der Hauptstadt des damals selbständigen Lothringen, ein und 1635 bis nach Flandern, um die Sache des Kurfürsten von Trier, der im gleichen Jahre in spanische Gefangenschaft geraten und nach Brüssel entführt worden war, zu unterstützen. Diese Gefangennahme war Anlaß der Kriegserklärung; Ludwig XIII. belagerte Löwen in Flandern.

Damals — im Jahre 1632 — wurde Heinrich II. Montmorency wegen Rebellion gegen den König im neuerbauten Gefängnis des Rathauses zu Toulouse eingesperrt, dann durch besondere Gnade nicht dem Henker, sondern dem Soldaten Clerepeyne übergeben, der ihm nicht an der dafür bestimmten Richtstätte, sondern im verschlossenen Hofe des Rathauses, noch dazu vor der Statue seines Paten König Heinrichs IV., den Kopf abschlug.

Dieser Quatrain ist also — 66 Jahre nach dem Tode des Sehers — im vollsten Umfange in Erfüllung gegangen.

Während sich der Inhalt der ersten Zeilen einer rechnerischen Bearbeitung entzieht, gestatten ihn die beiden letzten wenigstens teilweise. An die Namen Montmorency und Clerepeyne anknüpfend können wir unter Zugrundelegung der damaligen Einwohnerzahl Frankreichs — wie mir Geheimrat Ferdinand Lindemann, der große Mathematiker, bestätigte — einen Nenner von 5000 Milliarden errechnen.

Wer also behauptet, daß Nostradamus durch Zufall die Namen Montmorency und Clerepeyne zusammenbrachte, wettet 1 gegen eine vierzehnstellige Zahl!

Greifen wir noch einen Quatrain (IX, 34) heraus, zum Beweise, daß Nostradamus nicht nur Daten, Orts- und Personennamen, sondern auch die kleinsten Nebenumstände richtig vorhersehen konnte!

Le part soluz mary sera mitré
Retour: conflict passera sur le thuile
Par cinq cens: un trahyr sera tiltré
Narbon: et Saulce par coutaux avous d'huille.

„Der Gatte wird einsam betrübt mit der Mitra geschmückt werden nach seiner Rückkehr. Ein Angriff wird geschehen auf den Tuille durch fünfhundert: ein Verräter wird sein Narbon mit (hohem) Titel und Saulce, unter seinen Vorfahren Hüter des Öls (habend)."

Versetzen wir uns in die letzten Tage Ludwigs XVI.! Der betrübte Gatte, Ludwig XVI., wurde allein nach seiner verunglückten Flucht mit der Jakobinermütze „geschmückt". In der Nacht vom 9. auf den 10. August 1792 erfolgte der Angriff auf die Tuilerien (die zu Nostradamus' Lebzeiten noch gar nicht standen!), als die fünfhundert fédérés marseillais, der schlimmste Abschaum des Pöbels, sich in die Hauptstadt ergossen hatten. Die Folge war die Ermordung der Schweizergarde. Der Kriegsminister Graf Narbonne war zwar kein Verräter, aber kein Mann, der seinem König durch dick und dünn folgte. Wohl aber war Sauce, der Gastwirt in Varennes, der Mann, der Ludwig auf der Flucht erkannte und anhalten ließ. Seine Vorfahren hatten bereits in Varennes einen Kramladen gehabt, waren „Hüter des Öles", wir würden vielleicht „Heringsbändiger" sagen.

Jedes Wort stimmt!

Die Berechnung der Personennamen Narbonne und Sauce sowie des Ortsnamens Tuilerien ergibt einen Nenner von 6000 Milliarden. Dabei sind Momente wie etwa das mitré, ein in der Geschichte einzig dastehender Fall, nicht berücksichtigt.

Nach alledem dürfte es kaum bestritten werden können, daß wir das praktische Resultat Null für den Zufall errechneten und demnach die Existenz einer Kraft des zeitlichen Fernsehens zwingend bewiesen haben.

Aufgabe der Zukunft müßte es sein, die Wirkung dieser Kraft, die Bedingungen ihres Zustandekommens, die Fehlerquellen usw. usw. näher zu ermitteln.

Was tut nun die moderne Kritik?

Während Fachblätter das Buch zu den besten auf metaphysischem Gebiete erklären und behaupten, daß es der Seelenforschung neue Bahnen weise, während in psychologischen Gesellschaften über diese neue, d. h. erstmalig bewiesene Wahrheit die lebhaftesten Diskussionen stattfinden, verhält sich — mit wenigen Ausnahmen — die Presse entschieden ablehnend, was ja ihr gutes Recht ist — oder aber sie schweigt.

Wer daran zweifeln sollte, daß auch der Liberalismus, der sich leider vielfach mit dem Monismus zu identifizieren scheint, seine Dogmen hat, nicht ein Atom toleranter ist als die Gegner, wird vielleicht durch folgendes Vorkommnis eines Besseren oder vielmehr Schlechteren belehrt:

Der Chefredakteur eines großen liberalen Blattes wollte einen politischen Artikel von mir nicht annehmen unter der Begründung, daß ich mich durch meine Studien über Prophetie unmöglich gemacht hätte!

Solche Fälle, wenn auch vereinzelt in solch unverhüllter Ignoranz auftretend, sind in milderer Form nicht selten. Das gibt zu denken. Denn es ist der gleiche Geist, der über die Möglichkeit des Meteorfalles so gut lachen ließ wie über die der Gasbeleuchtung, des Automobils oder des lenkbaren Luftschiffes.

Mag man mit strengster Kritik an eine neue Frage herantreten — es ist dabei ja gerade nicht nötig, daß man Saulce und Narbonne zu Stadtnamen machen möchte, wie ein Kritiker, der vergißt, daß eine Stadt keine Vorfahren hat, so wenig wie einen Titel —, sie a limine abzulehnen ist nicht — vorsichtig. Die Liste entgleister Autoritäten, die ich zusammenstellte, beweist das.

Andererseits regen sich im Volke Kräfte, die den Materialismus gründlich satt haben und endlich sein Fiasko einsehen. In den Naturwissenschaften — und es handelt sich hier ganz ausschließlich um eine naturwissenschaftliche Frage — darf man eben nicht Tatsachen an Theorien prüfen, sondern muß diese nach jenen formen. Ist aber kein Platz für derartige Phänomene in unserem theoretischen Weltgebäude, dann muß es durch ein besseres ersetzt werden; je eher, desto besser.

Zahlreiche Zuschriften mit wertvollen räumlichen und zeitlichen telepathischen persönlichen Erlebnissen geben mir den Mut, die Leser des „Türmers" um Mitteilung dessen zu bitten, was sie an sich beobachteten. Denn wir stehen noch am Anfange der Kenntnis einer Kraft, deren praktische Bedeutung sich nicht im entferntesten vorhersehen läßt, so wenig wie ihre Wirkung auf die höchsten Probleme des Weltgeschehens. Dr. Max Kemmerich



Professor Metschnikoff und die Krankheit des Alterns

Seit Monaten sind die wildesten Gerüchte im Umlauf über die neuesten Forschungen des Professors Metschnikoff, die sich mit der Frage der Möglichkeit einer künstlichen Stärkung der Lebensenergien befassen. Der berühmte russische Gelehrte hat sich daher veranlaßt gesehen, in der Moskauer „Rußkija Wjedomosti" die sehr realen Grundlagen seiner Untersuchungen darzulegen, die mit mittelalterlicher Magie nicht das geringste gemein haben.

Prof. Metschnikoff ist, wie sich aus seinem Bericht ergibt, vom Studium des Tieres ausgegangen. Er fand, daß die Lebenslänge bei Tieren um so größer ist, je kürzer ihr Dickdarm, und er schloß daraus, daß die Bakterien der Darmflora hauptsächlich an dem vorzeitigen

Verfall auch des menschlichen Organismus die Schuld tragen, wobei die in diesen Mikroben produzierten Gifte die erste Rolle spielen. Gifte solcher Art sind die Phenole (Abkömmlinge aromatischer Kohlenwasserstoffe), das Indol und Skatol. Ihr Vorhandensein im Dickdarm der Menschen und Tiere bewirkt einen Fäulnisprozeß der Eiweißstoffe im Organismus. Die Gifte gehen vom Darmkanal in das Blut über und werden durch den Urin ausgeschieden. Die von Blut umspülten Organe sind also ihrem Einfluß unterworfen. Während die Phenole eine akute Vergiftung nur in den Fällen hervorrufen, wo sie in großen Dosen eingenommen werden, können schon ganz geringe Dosen des Giftes die senile Degeneration, d. h. den Vorgang des Alterns, wesentlich beschleunigen. Die Zellen des Gehirns, der Leber, Nieren usw. verwelken unter seiner Einwirkung.

Diese experimentell einwandfrei festgestellte Tatsache bildete nun die Grundlage für die weitere Untersuchung, durch welche Maßnahme die Produktion der oben genannten Gifte in unsern Gedärmen verhindert werden könnte. Es lag nahe, die Säuren als Gegenmittel zu benutzen, um den Fäulnisprozeß, wenn auch nicht aufzuhalten, so doch wenigstens zu verlangsamen. Nun ist bekannt, daß in erster Linie die Säuren dem Fäulnisprozeß hinderlich sind. Es wurden deshalb unter die Speise gemischte Milchsäurebakterien eingegeben, die bis in die entlegensten Winkel des Darmtraktus eindrangen und erfolgreich den Kampf gegen die Fäulnis aufnahmen. Es ergab sich aber bald, daß diese nützlichen Bakterien die nötigen Nahrung im Körper fehlte, so daß sie allmählich, durch Hunger geschwächt, den Fäulnismikroben erlagen. Dem konnte nur abgeholfen werden dadurch, daß Zucker, die Hauptnahrung der Milchsäurebakterien, künstlich in den Blind- und Dickdarm hineingeschickt wurde. Nach zahllosen mühseligen Versuchen gelang es, die Kulturen eines zuckerbildenden Bakteriums herzustellen, das Stärke in Zucker verarbeitet, ohne die Eiweißstoffe zu zerstören. Nach Einnahme solcher Kulturen wurde sowohl bei Tieren als auch bei Menschen eine bemerkenswerte Abnahme der Phenole festgestellt.

Mit dieser Entdeckung war ein entscheidender Schritt im Kampfe gegen die senile Degeneration getan. Damit das neue Bakterium seine Wirkung äußere, ist eine bestimmte Ernährungsweise notwendig. Das Bakterium braucht vor allen Dingen die Stärke enthaltende Kartoffel. Außerdem darf Fleisch nur in geringem Quantum genossen werden (beim Frühstück und beim Mittagessen, im ganzen etwa 100 bis 120 Gramm Fleisch); ferner, da das zuckerbildende Mikrob nur sehr wenig Säure gibt, so müssen zu seiner Unterstützung noch Milchsäurebakterien durch saure Milch oder in irgend einer anderen passenden Form zugeführt werden.

Nahezu zehn Jahre strengster wissenschaftlicher Arbeit waren erforderlich, um diese Ergebnisse zu erzielen. Das Problem ist damit natürlich noch keinesfalls endgültig gelöst. Professor Metschnikoff hat jedoch die Wege gewiesen, die die Forschung zu gehen hat, und ist wohl berechtigt, folgende Perspektive zu eröffnen, mit der er seine hier nur in den wichtigsten Zügen wiedergegebenen Darlegungen schließt: „Irgendwelche bestimmte Voraussagung über Verlängerung des Lebens, bei Einhaltung des neuen Nahrungsregimes mit Milchsäure und zuckerbildenden Bakterien, ist selbstverständlich unmöglich. Ich hoffe jedoch, daß bei rationeller Anwendung desselben die Chancen, die Gesundheit und die geistige Energie zu erhalten, steigen werden.“





Groß ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht!

Warum tragen in den Gärten der Großstadt Obstbäume, die doch so überreich, so märchenschön geblüht haben, keine Früchte, während die selben Sorten auf dem flachen Lande oft unter der Last ihrer Früchte zusammenbrechen wollen? Den Grund legt A. Pelzig in der Wochenbeilage zum „Berl. Tagebl.“ „Haus, Hof und Garten“ dar, und man muß gestehen, er läßt einen wiederum in ehrfürchtiger Bewunderung vor der göttlichen Weisheit und Güte verstummen:

Nirgends in der Pflanzenwelt wird Nachkommenschaft in befriedigendem Zustande erzielt, wo ausschließlich nur Innenzucht stattfindet, das heißt die Befruchtung einer Blüte nur von ihrem eigenen Pollen möglich ist. Das gilt auch vom tierischen Leben, und jeder Landwirt weiß es. Darum sind ja auch Ehen unter Geschwistern oder sonst nahen Verwandten nicht gestattet, sondern gesetzlich verboten, und es ist nicht selten, daß die Kinder, welche aus einer Ehe zwischen Cousin und Cousine hervorgehen, nicht normalen Wesens sind, sondern mangelhafte Veranlagungen zeigen. Der erfahrene Landwirt sorgt dafür, daß durch Zuführung fremder Zuchttiere stets eine Blutauffrischung stattfindet innerhalb seines Vieh- und Geflügelstandes. Es muß also auch, um es zu wiederholen, Blütenstaub von fremden Blumen derselben Art auf die Narben übertragen werden, soll eine Pflanze Früchte hervorbringen, und diese Übertragung des Pollens besorgen die Insekten, insonderheit die Bienen und Hummeln. Ohne deren Beihilfe würde schwerlich an eine Obsternte zu denken sein.

Dabei ist es nun hochinteressant, festzustellen, wie Blumen und Insekten sich gegenseitig anzupassen pflegen, damit die Pflanzenbefruchtung in zweckmäßiger Form zustande kommen kann.

Zunächst ist es schon eine gewisse Art von Anpassung, daß die Bienen auf einem Ausfluge nicht Blumen verschiedener Arten abwechselnd bzw. gleichzeitig aufsuchen. Die Biene, welche z. B. auf einem Ausfluge Apfelblüten besucht, bleibt ausschließlich bei diesen Blüten und geht nicht etwa vom Apfelbaum auf den Kirsch- oder Birnbaum; die Biene, welche die Linde aufsucht, bleibt bis zur Sättigung beim Besuche von Linden, und stünden blühende Pflanzen anderer Art mit dem reichsten Honiggehalt daneben. Ebenso verhalten sich andere Insekten. Das Insekt, das augenblicklich den weißen Klee beispielsweise besucht, wird kein Rapsfeld besuchen und umgekehrt. So übertragen die Insekten den Pollen ein und derselben Art von Blüte zu Blüte und vermitteln die zur Hervorbringung der Samen unbedingt notwendige Fremdbestäubung. Bei Kätzchenträgern, Zapfenträgern usw. vermittelt der Wind die nötige Übertragung.

Ganz besonders überraschend aber ist die gegenseitige Anpassung zwischen Insekt und Blüte bei dem in der Umgebung Berlins nicht seltenen Wiesensalbei (Salvia pratensis), auf den wir etwas näher eingehen müssen. Er gehört bekanntlich zu den Lippenblütlern, besitzt aber nicht vier, sondern nur zwei normale Staubgefäße. Diese, also die männlichen Befruchtungsorgane, liegen für gewöhnlich in der sogenannten Oberlippe verborgen. Sie sind ungleicharmige Hebel, denn die unteren, kürzeren Enden gehen über die Anhaftungsstelle am Rande des Schlundes der Blüte etwas hinaus. Sowie nun etwa eine Biene oder Hummel sich mit ihrem Kopfe in den Schlund der Salbeiblüte hineinzwängt, um zu den Nektarien oder Honigbehältern zu gelangen, drückt sie diese kürzeren Hebelarme ins Innere des Schlundes hinein. Infolgedessen treten die oberen langen Enden der Staubgefäße aus der sie verborgen haltenden Oberlippe heraus. Die Staubbeutel senken sich mit ihrem hervorquellenden Pollen bis auf den behaarten Hinterleib der Biene herab, und diese streift den Staub beim Verlassen der Blüte an ihren Haaren ab und trägt ihn weiter.

Nun kommt das Tierchen zu einer zweiten Blüte. Diese ist schon etwas älter; Pollen bietet sie auch nicht mehr dar. Aber die Narbe dieser älteren, zur Befruchtung reifen Blüte

ist nicht geradeaus gerichtet wie bei ihren jung aufgeblühten Schwestern, sondern sie hat sich tief hinabgebogen, und will die Biene ins Innere des Schlundes zu den Nektarien gelangen, was doch ihr Zweck ist, so streift sie die mit klebrigem Stoffe versehene Narbe, und der Blütenstaub von der vorher besuchten Blüte bleibt daran hängen, die Fremdbestäubung ist vollzogen.

Diese Anführungen werden genügen, zu beweisen, wie wichtig die wechselnden Anpassungen zwischen Blumen und Insekten für die Befruchtung der Pflanzen sind. Es sei aber auch noch auf einen anderen Umstand hingewiesen, der ebenfalls nicht unwesentlich ist: das ist die verschiedene Färbung der Blüten der verschiedenen Pflanzenarten.

Man könnte vielleicht meinen, die verschiedene Färbung der Blumen sei einfach deshalb da, um das Farbenbild abwechslungsvoller, reicher zu gestalten. Alles, was die Natur hervorbringt und unternimmt, ist lediglich auf einen Punkt gerichtet, das ist die Erhaltung und Fortpflanzung der Arten. So bieten die verschiedenen Farben der einzelnen Arten den Augen der Insekten Anhaltspunkte und Wegweiser dar, die sie in den Stand setzen, immer nur bei einer und derselben Art zu verkehren, was doch notwendig ist, soll von Blüte zu Blüte der Pollen übertragen werden. — Denselben Zweck haben auch die verschiedenen Düfte der Blüten, Blätter usw. Auch sie zeigen den Insekten die Wege, den Pflanzen die größten Liebesdienste zu erweisen, die im Leben der Natur möglich sind, nämlich auch ihrerseits zur Befruchtung und Erhaltung der Spezies beizutragen. — So webt auch hier eins mit und in dem anderen, und das zu sehen und zu erfahren, das ist es, was es wert macht, den Geheimnissen des Kosmos, des Weltganzen und des Lebens nachzugehen. Fürwahr, wir stoßen bei jedem Schritte auf eine unendliche Menge von Einzelheiten im Naturganzen — und dennoch sehen wir überall wiederum, wie alle die Vielheiten und Einzelheiten zusammengehören zum großen Ganzen! Aber kluge Zeitgenossen meinen, es gibt keinen Gott und daher auch keinen göttlichen Willen.



Der Respekt vor dem Mann

In einem Aufsatz „Der Kulturwert des Krieges" glaubt Oskar H. Schmitz in der „Zukunft" ein Schwinden der männlichen Autorität feststellen zu dürfen: „Der männliche Geist kann und soll nicht Alleinherrscher sein. Philosophische Doktrinen und Theorien vermögen die Welt nicht zu leiten, vielmehr bedarf der Geist der Vermählung mit dem Stoff, an dem er sich nährt und den er doch bändigt. Als Deutschlands materielle Lage infolge des Dreißigjährigen Krieges beklagenswert war, hat sich der Deutsche ganz in der geistigen Welt zu trösten gesucht. Das war die Zeit einseitiger Intellektualität. Heute, nach unserem ungeheuren Aufschwung, hat das materielle Leben ein viel zu großes Übergewicht über das geistige gewonnen; und wenn auch die Behauptung paradox klingt, daß der vormärzliche Deutsche tiefere menschliche Werte besessen habe als der Reichsdeutsche von heute, so ist darin doch ein Kern von Wahrheit. Von dem deutschen Wesen, an dem nach dem Dichterwort einmal die Welt genesen soll, ist jedenfalls heute weniger vorhanden als einst. Wir wollen unseren Handel und unsere Industrie nicht schmähen, denn ihre Vertreter haben gewiß ihr Teil zu unserer heutigen Größe beigetragen, ebenso wie die Männer, die ihr Blut auf dem Schlachtfeld verspritzten; aber es ist klar, daß die Ideale einer auf Erwerb gerichteten Klasse andere werden als die einer Klasse, der die Pflege der männlichen Ehre Selbstzweck ist. Diese Verschiebung der Ideale hängt mit dem wachsenden Wohlstand zusammen; das Leben wird leichter, das ästhetische Niveau der Kultur hebt sich, die Zahl intellektueller und künstlerischer Menschen von geistigem Niveau wächst, aber die einzelnen wahrhaft schöpferischen Geister werden dann immer seltener. In solchen Zeiten aber verliert die Frau

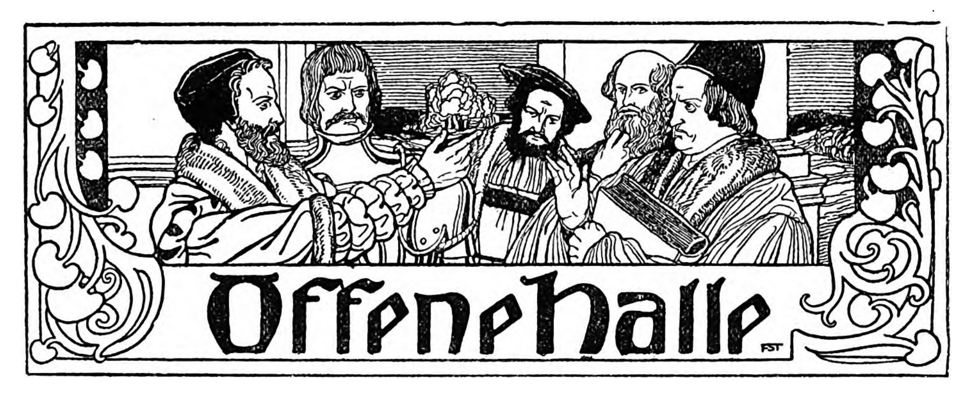


allmählich den Respekt vor dem Mann und verlangt, selbst ein Wort mitzureden; man kann es ihr nicht übelnehmen, denn so, wie die Frau geartet ist, wird sie auf die Dauer niemals aus Pflichtgefühl, sondern immer nur aus einer inneren Überzeugung heraus die Überlegenheit des Mannes anerkennen; wenn sie auch hundertmal in Gehorsam und Demut erzogen wird: solange sie in dem Manne keinen Mann fühlt, wird sie gerade aus der Echtheit ihrer Natur heraus seine Autorität verlachen und sie höchstens äußerlich aus praktischen Gründen anerkennen. Deshalb kann den Frauen kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie sich die Autorität des Mannes im allgemeinen nicht länger gefallen lassen wollen. Wo die Frauen erst einmal so weit sind, da ist immer der Mann daran schuld. Wir haben eine Frauenbewegung, weil die männlichen Werte nicht mehr stark genug sind. Aber auch die Männer sind individuell nicht für diesen Zustand verantwortlich zu machen. Wer nicht von Haus aus besonders starke männliche Instinkte hat, der verweichlicht nur allzu leicht in einem Leben, das zwischen Erwerb und ästhetischen Freuden dahinfließt. Wenn die Frauen auch gewiß den materiellen Besitz zu würdigen wissen und meistens auch eine ästhetische Ausgestaltung des Daseins lieben, so imponiert ihnen doch als männlicher Typ weder der Erwerbende noch der Ästhet. Auf die Dauer kann ihnen nur das gefallen und ihre Instinkte klären und bändigen, was sie selber nicht besitzen: körperliche Männlichkeit, in der ein klarer Geist wohnt. Besonders der steril gewordene männliche Geist vermag heute der Frau keinen tiefen Eindruck mehr zu machen. So groß die Errungenschaften der Wissenschaften sind: der einzelne Vertreter dieser Wissenschaften ist ein flinker Mechanikus oder ein alexandrinischer Aufstapler von allerlei mehr oder weniger gleichgültigem Wissen. In der Kunst aber herrscht das rein Ästhetische, die Nerven Reizende, Bekenntnishafte; die wirklich gestaltete Form fehlt. Warum soll nun die Frau (so denkt sie ganz logisch) in einer Zeit so allgemeinen geistigen Tiefstandes nicht ebenso gut oder schlecht Bücher schreiben und Reden halten wie der Mann? Wirklich ist nicht einzusehen, warum Frauen in ihren Debatten nicht durch Erziehung das Niveau der Reichstagsreden erreichen sollen, die wir heute hören. Warum sollen sie nicht ebenso sensationelle Bekenntnisromane verfassen, warum nicht eben solche unbeherrschten Farbenorgien auf die Leinwand pinseln, warum nicht ein ebenso neurasthenisches Geheul und Gestöhn als Musik ausgeben wie die modernen Männer? Das einzige Mittel, die Frau aus der Politik und dem geistigen Leben als Mitwirkende zu verdrängen, ist, durch ihr versagte Schöpferkraft dieses Leben wieder auf ein so hohes Niveau zu erheben, daß sie nicht konkurrieren kann. In wirklich schöpferischen Kulturepochen haben die Frauen zwar eine sehr große Rolle gespielt, als die Freundinnen und Anregerinnen der bedeutenden Männer, als feine Versteherinnen und geniale Geliebte; aber warum sollen sie sich neben den erschöpften oder ungehobelten Männern von heute mit solchen Rollen begnügen? Warum sollen sie den Mann zu den Mittelmäßigkeiten anregen, die sie selber können? Das lohnt sich nicht. Man hört heute sehr viele gut veranlagte Mädchen und Frauen sagen: ‚Wie gern würde die Frau die Autorität des Mannes anerkennen, ja sogar ihm dienen, wenn er danach wäre!‘ Die größte Frauenenttäuschung ist die, sich ganz hingegeben zu haben und dann die Lächerlichkeit des erwählten Herrn und Meisters zu erkennen.“

Gegen all dies sei nun weder durch Erziehung noch durch Erkenntnis irgend etwas zu tun. Nur ein Krieg könne den Kurs der Männlichkeit wieder steigern: „die einzige Gelegenheit, wo nur männliche Werte gelten, wenn auch zunächst die brutal physischen. Die aber haben den Vorzug der Meßbarkeit. Und niemand wird behaupten, die Frauen könnten gerade so gut ins Feld ziehen wie die Männer. Ganz anders steht es aber mit der geistigen Überlegenheit. Sie ist nicht in der selben Weise meßbar. Gewiß: es hat keinen weiblichen Shakespeare, Rembrandt oder Bismarck gegeben, aber heute gibt es ja auch keine männlichen Shakespeare, Rembrandt und Bismarck; und wenn auch heute noch viel, sehr viel von Männern auf geistigem Gebiete geleistet wird, was den Frauen unerreichbar

ist, so gelingt es ihnen doch mit großer Kunst, Scheinwerte hervorzubringen und als hochwertig preisen zu lassen, und die Kulturlosigkeit der Zeitgenossen läßt sich täuschen. Wenn trotz dem Gesagten auch heute noch immer nicht eine einzige Frau in der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur oder der Politik mit dem wetteifern kann, was die paar besten Männer selbst unserer Zeit auf diesen Gebieten leisten, so kann doch jede darüber hin und her schwatzen. Das hört in dem Augenblick der Kriegserklärung auf. Darüber wird dann nicht geschwatzt werden, daß die Männer hinausziehen und die Frauen (außer den Krankenpflegerinnen) daheim bleiben. Eine andere Möglichkeit, die männliche Überlegenheit wieder einmal über alle Diskussion zu stellen, gibt es nicht. Ein Krieg aber wird mit einem Schlag alle die faulen Kulturtümpel auslaufen lassen, und die Männer, die ein verwirrtes Heim verlassen haben (heute sind fast alle Heime durch die Ansprüche der Frauen und Töchter verwirrt), werden vom Schlachtfeld ihren weiblichen Verwandten eine überzeugende Antwort mitbringen auf alle die Fragen, die sie augenblicklich in Versammlungen und Büchern stellen. Die praktische Not wird dann an die Frauen wieder so viele ihrer Natur entsprechende Forderungen stellen, daß das öffentliche Schwatzen, Tintenklecksen und Pinseln ein Ende nehmen wird."





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Das Erwachen

Unser Volk ist aufgewacht. Seit einem Menschenalter lag es im Fiebertraum des Siegesgefühles. Der nüchterne, kalte, logische Morgen bricht durch, und die Menschen fassen sich auf den Kopf und fragen sich: „War es ein Traum?“ Das graue Elend lugt uns an und grinst dem Lande der Dichter und Denker zu. Wie schön es doch ist, wenn man Sieger bleibt. Bleibt. Aber der hinkende Bote folgt nach, denn es heißt immer, der Sieger nehme die Kultur des Besiegten an. Das sehen wir so recht an uns. Denn wir eben im schlechthin undeutschen Zeitalter. Bis auf wenige Ausnahmen. Und auch diese Einzelfälle sind treue Nachfolger, würdige Vertreter des Gedankens, ein Volk in Waffen zu sein.

Denn man vergißt dieses wichtige Moment: daß der Staat der Feind der Kultur ist. Und der einzige Hoffnungsstrahl für die Zukunft ist, daß wir es uns abgewöhnen, das Staatsprinzip in den Vordergrund zu stellen, daß wir es höher erachten, die Kultur, denn die Politik zu pflegen. Wenn man immer wieder hört, daß unsere politische Kraft nachlasse, so ist es von diesem Standpunkt nur mit Freuden zu begrüßen. Denn damit nähern wir uns wieder jenen Zeiten, in denen keine Großmachtsidee uns Fesseln auferlegte. Vergessen wir doch nie, daß unsere klassische Kulturepoche aus politischer Tiefe kommt. Von Lessing bis Goethe, von Kant bis Hegel: kein einiges deutsches Reich!

Das klingt zunächst staatsgefährlich. So ist es aber nicht gemeint. Nur sollen die Menschen endlich einmal dahin kommen, daß sie einsehen, Politik sei a u c h eine Kulturerscheinung, aber nicht d i e Kultur. Der starke Staat geht an sich selbst zugrunde. Ist er aber tot, dann bleibt er es auch. Geistige Werte hingegen verschwinden wohl hie und da von der Bildfläche, aber sie kehren immer und immer wieder, sie beweisen die Unsterblichkeit, die ewige Wiederkehr des Gedankens. Der Idealismus, der unsere Väter zum politischen Siege führte, ist unwiederbringlich dahin. Diese Ideale kennt man nicht mehr. Denn das Siegesgefühl hat andere Größen auf den Thron gebracht und unsere Ziele in Abwege gedrängt. Also doch Kultur? Nein. Das ist es eben. Alles, was unter Leitung des mächtigen Staates, der politischen Macht erwächst, wird ein Zerrbild, wird grobe, plumpe Äußerlichkeit. Wird Schein und Lug und Trug. Es ist ein Glück, daß man endlich zum Bewußtsein gekommen ist, daß unsere idealen Güter verschüttet wurden, daß unser Erbe verloren gegangen. Diese Klarheit verhilft dazu wieder auf die richtige Bahn einzulenken, um das höchste den Geist, wieder in seine ihm gebührende Stellung einzusetzen. Nämlich der Grundsatz: los vom politischen Drehpunkt. Das ist eben nicht der Mittelpunkt für uns. Wer es nicht glaubt möge

die Geschichte fragen, und er wird sehen, wie wenig Politik mit großen Zeiten, wie wenig Politik vor allem mit großen Männern zu tun hat. Unsere Klassiker hatten den Vorteil genossen, nicht in einer Großmacht aufzuwachsen. Daher ihre Größe. Und Griechenland? Noch gilt griechische Kunst, griechische Philosophie als Vorbild für uns. Und wem es nicht Vorbild ist, der muß zugeben, daß wir uns daran gebildet haben. War Griechenland eine politische Macht? Hihi. Aber Rom! Die antike Weltmacht. Warum haben wir nur die Unsitten von da überkommen, aber keine Kultur? Warum blieben die Römer unfruchtbare Nachahmer keine schöpferischen Geister? Weil sie die Politik in den Vordergrund stellten. Das Wesen des deutschen Volkes liegt nicht in dem Streben nach Weltmacht äußerlicher Art. Wir stehen den Griechen im Sinnen, Denken und Sprechen näher als alle. Die Römer sitzen jenseits des Kanals. Und wir sollen nicht eifersüchtig sein. Was dem deutschen Volke von jeher Namen und Klang gab, liegt in seinem Wesen, seinem Geiste und seinem Gemüte, nicht in rein äußerlicher politischer Machtentfaltung. Da verleugnet sich nie der unpraktische Michel. Das Ende ist eine Mißgeburt, weil die Politik unpraktisch wird weil aber vor allem die Geisteskultur Irrwege einschlägt. Irrwege. —

Denn was ist sonst das letzte ganze Menschenalter gewesen, als eine große Kurve in die Tiefe hinab? Was haben wir produktiv geschaffen? Sehen wir einmal nach.

Ad. 1 die soziale Frage. Der augenblickliche Hauptpunkt des Interesses. Man will das Volk zur Individualität stempeln und vergißt, daß es immer Herde war und bleiben muß. Im Grunde ist der Sozialismus nur eine Körperfrage. Er wird gelöst, wenn man den Leuten von Staats wegen zu essen, zu trinken und zu lieben geben würde. Dahin zielt nur das gleiche Recht für alle. Das Streben nach diesem Ziele wird unser Reich zertrümmern. Es wird uns innerlich zersplittern und zerreißen, die deutsche Einigkeit sinkt dahin. Mag es kommen wie es will: am Ende siegt ja doch der Geist. Zu einer Zeit werden die Leute unbefriedigt zurückverlangen nach früheren Tagen, in denen sie noch nichts von allgemeiner Gleichheit und Freiheit und Brüderlichkeit wußten. Insofern ist der Sozialismus vom Kulturstandpunkte aus zu begrüßen. Er zerfällt schließlich in sich und macht den Weg frei für andere Interessen. Wollten die Menschen das nur rechtzeitig einsehen. Es würde so viel Kosten, Menschenleben und Lächerlichkeit ersparen. Aber schauen wir uns zum andern einmal im Geistesleben selber um, was da geleistet worden ist. An erster Stelle die Technik. Sie hat unser Leben von Grund aus umgestaltet. So etwas kannte die Antike nicht. Man muß Bewunderung über die Fortschritte, aber kaum Freude darüber empfinden. Denn die Technik im allgemeinen, wie ihre Produkte im einzelnen, treiben die Menschheit von der Innerlichkeit fort. Man verdinglicht seine Gedanken. Dampfschwaden und Benzingerüche umhüllen unsere Geistestätigkeit. Das Auf-sich-selbst-besinnen ist ganz und gar vergessen. Heute ist der Mensch eine Maschine wie andere auch. Und seine Lebenspole sind Arbeitskraft, Unterhaltungskosten und Nutzeffekt. Nicht einmal außerhalb des Berufes läßt die Technik den Menschen aus den Krallen. Denn dort offenbart sie sich als Sport, als Unterhaltung, als Bildungsquelle. Das Leben ist ein Kinematographentheater, es bleibt dabei. Unsere Kunst? Ei, da tummelt es sich vom Schwarme schlaftanzender und bauchwandelnder Frauenzimmer. Ihre Produkte sind literarische Windeier, gen Himmel duftende Kloaken. Sie glauben, es müsse überall so viel Fäulnis herrschen, wie im eigenen Inneren, und so erschöpfen sie ihre Seelen in Kunstwerken, die als graphische Darstellungen des Ichs aufzufassen sind. Es lebe die Eigenbrödelei! Und doch ruht darin immer ein groß Teil Höhendünkel. Wir sind eben schon jetzt Übermenschen geworden. Das ist das dritte. Unsere Philosophie des vergangenen Dreijahrzehnts. Im ersten Teile ging Zarathustra in Kanonenstiefeln umher und predigte seine Weisheit. Nun schleicht er nur als Rückenmärkler auf Filzpantoffeln herum und wärmt sich in der Ofenecke, der arme, müde, überlebte Greis. Als er jung war, sammelte er Tausende von Jüngern um sich, denen die Lehre bequem erschien. Das Recht des Stärkeren war so imponierend, so ungemein

praktisch, so recht geeignet für ein Volk, das eben gesiegt hatte. Man ist davon abgekommen. Denn es fehlt den Jüngern das Wesentliche: der Verstand. Mit Redensarten kommt man nicht durch die Welt. Eines ist davon geblieben, von diesem Kampf des Stärkeren gegen die Vielzuvielen. Der darwinistische Kern. Nun schleicht Zarathustra scheu in Filzpantoffeln umher, denn größere Schreier beherrschen die Massen. Vor fünfzehn Jahren kaufte der gebildete Mann sich die Bibel der Modernen, in handlicher, wohlfeiler, biegsamer Taschenausgabe. Heute gibt es — noch billiger — die neuere Richtung im grundlegenden Werke für jedermann zu erwerben. Und ein Hochgefühl des Stolzes durchzieht einen jeden, wenn er, innerlich gefestigt, seine Philosophie stets bei sich in der Rocktasche führen kann. Er erspart sich das Denken, da er auf peinliche Zwischenfragen stets sofort durch einen passenden Beleg sich aus der Schlinge zu ziehen vermag. Omnia mecum porto. Selbst die Welträtsel habe ich, je nachdem, in Brust-, Rock- oder Hosentasche. Da stehen sie, klar gedruckt, und wer was wissen will, braucht nur zu fragen: Der Mensch? Einfache Sache. Ein entarteter Gorilla. Die Welt? Ein Chaos treibender Gasmassen, Nebelflecke und zusammengeballter Dreckkugeln. Dreck und Feuer. (Goethe hat das schon vorgeahnt.) Denn das ist das moderne Lebensprinzip. Gott? Erstens gibt es ihn nicht. Wenn es ihn gäbe, könnte man ihn kaum beweisen. Könnte man ihn beweisen, würde man ihn nicht anerkennen. Wollte man ihm eine Bezeichnung rein wissenschaftlicher Art geben, so könnte man sagen: diffuses Nebelvieh. Was soll man sich den Kopf zerbrechen. Es steht ja alles in dem Buche darin. In dem streng wissenschaftlichen und populären Werke. Es ist überhaupt etwas Schönes um unsere Wissenschaft. Wir haben noch nie so rein empirisch, so absolut voraussetzungslos gearbeitet wie heutzutage. Und dennoch reden so viele von Hypothesen, und dennoch wirft die moderne Physik das alte Gebäude, das ebenso voraussetzungsfrei arbeitete, über den Haufen. Man glaubt zu wissen, ohne zu wissen, daß man glaubt.

Soll die absteigende Linie noch fortgesetzt werden? Es wäre ein Trauerspiel. Wozu auch. Denn das eine wissen eine ganze Menge Menschen doch schon: Es ist ein Irrtum gewesen. Das Erwachen ist da. Das Erwachen nach dem Rausche. Da schreien die Leutlein: „Trennung von Staat und Kirche, Trennung von Schule und Kirche, Bildung macht frei." Ob die Menschen dadurch zufriedener werden? Ob sie erfolgreicher arbeiten? In allen solchen Rufen steckt nur der Wunsch, die Masse zu ködern, ihr das Denken zu ersparen. Mittelmäßigkeit ist Anfang und Ende der Bestrebungen.

Die Entwicklung läßt sich nicht mehr aufhalten. Der Krach aber auch nicht. Weil aber immer neues Leben aus den Ruinen blüht, wird auch hieraus manche fernere Folgerung zu ziehen sein. Die soziale Frage wird dazu berufen, den Menschen die Politik gründlich zu verekeln. Sie werden das Interesse an der Sache hinwegfegen und uns zu Menschen machen, die denken. Sie wird uns auf den Standpunkt bringen, daß alles andere gleichgültig sei, nur nicht die eigene Innerlichkeit. Man wird manchen Weisen verstehen, der im Leben der Politik gegenüber keine andere Stellung einnehmen konnte, als ihr den Rücken zuzukehren. Die Technik wird uns von der Alltäglichkeit befreien helfen. Wir werden uns losreißen „vom verfluchten Objekt". Die blöde, dumme Dinglichkeit der Außenwelt sollte durch den technischen Ausbau unseres Lebens ganz überwunden werden. Man soll durch die Technik irdisch Raum und Zeit überwinden. Man soll durch sie dahin kommen, mit einem Minimum von Ablenkung auch den äußerlichen Bedürfnissen des Leibes entgegenzukommen, um desto mehr Zeit für den Geist zu erübrigen. Das ist der Sinn der Technik! Diese neue Macht sei nie ihrer selbst willen da. Sie sei nur die Magd der Kultur, des Geistes. Ihre Stellung ist dienend, nie fördernd. Sobald sie im Vordergrunde stehen wird, sitzen wir in dem Abgrunde wie heutzutage. Dieser Gesichtspunkt wird viel zu wenig betont.

Wenige wissen, daß ganz gewaltige Ansätze zu neuen Anschauungen gemacht sind. Die Gelehrten verachten jene ersten Keime neuer Ideen. Zu ihrem Schaden. Fahren sie weiter

fort, in gewohnter Weise aus Dummheit und Ohnmacht über den Okkultismus zu lächeln, so gehen sie mit ihrem Wissen ein. Bei Okkultismus denken die Leute immer sogleich an Geisterglaube und Zaubersprüche. Nichts ist verkehrter als das. Man kann jene Zweige nur als verpopularisierte Ausleger des Okkultismus betrachten. Sein Wesen ist viel tiefer. Jene aufgeblasenen Wissensschweinchen müssen zu ihrer Beschämung manches zugeben, was ihren Aussprüchen zuwiderläuft. Nicht so die höchst bemerkenswerte Tatsache, daß die größten Geister, gerade sie, zur Mystik, zu okkulten Problemen bedenkliche Vorliebe besaßen. Wie ist der Faust ohne Mystik zu denken, wie Shakespeare ohne okkulte Probleme erklärbar? Ist es nicht Ironie, daß Kant, Schiller, Strindberg und Schopenhauer — um wenige zu nennen — sich viel mit dergleichen beschäftigten, sogar im bejahenden Sinne über okkulte Probleme geschrieben haben? Doch das meinte ich gar nicht. Vielmehr den lächerlichen Rückzug, den unsere tapfere Wissenschaft vor okkulten Gebieten hat antreten müssen. Vor dreißig Jahren war der Hypnotismus Schwindel, einfach blanker, baarer Schwindel. Heute benutzen ihn unsere Ärzte und die „Psychiater". Tonlos, obwohl sie ihn nicht erklären können, mit ihren Mitteln! Vor zehn Jahren haben sie noch über die Alchemie die Achseln gezuckt. Heute erwartet man vom Radium alles! Vor fünf Jahren war eine Sache wie die Wünschelrute Ausgeburt mystischer Phantasie. Heute benutzen wir sie in den Kolonien mit Erfolg! Wieder: ohne wissenschaftliche Erklärung. Nichts kann für die Wissenschaft fataler sein, als wenn sie, trotz der Scheuklappen, die sie immer zu tragen pflegt, doch einmal sehen muß. Möge sie sich hüten, daß ihr abweisendes Lächeln nicht die geoffenbarte Fratze eigener Unfähigkeit sei. Mit Energetik und Plasma und natürlicher Zuchtwahl geht es ebensowenig wie mit psychischen Reiztheorien und Schwingungskurven oder überhaupt „exakt" wissenschaftlichem Material. Die Wissenschaftler vergessen, daß die Natur und ihre Erscheinungen doch bisweilen klüger sind als ein Universitätsprofessor. Der Okkultismus ist der letzte Rest von idealem Sinne, der unserem Volke geblieben ist, seit wir eine Weltmacht sind. Wenn man bedauern will, daß in der dunklen Sphäre unbeweisbarer Gebiete sich das Geistesleben in höherem Sinne abspiele, so kann man das vielleicht verstehen. Aber der Grund liegt eben darin, daß unsere Wissenschaft es nicht verstanden hat, sich den idealen Kern zu wahren, sondern daß sie im Strome der Veräußerlichung, im Schwall der Großmachtsphrasen unterging. Ich sage es immer und immer wieder: Politik ist der Feind der Kultur. Das zeigt ja auch die Gegenwart. Warum kommt denn das Bedeutende aus Norwegen, aus Schweden? Warum mußten da Strindberg, Ibsen oder Björnson leben? Weil die Länder keine Großmacht sein wollen. Warum konnte Rußland Tolstoi hervorbringen? Weil seine politische Bedeutung gesunken, weil es sich nur durch die Menschenmasse allenfalls halten kann. Ewige Werte werden wir niemals schaffen können, wenn unser Interesse sich nur in dem Staatsgedanken erschöpft. Man wird es nicht glauben, bis man es wissen wird ... Wenn doch nur die Menschen das Wissenwollen aufgeben wollten!

Wie der Sozialismus den Staat und seine Politik in gebührende Form zwingen wird, wie die Technik als Zukunftsaufgabe die Entkörperung der Menschen sich stecken soll, so muß die Wissenschaft von ihrer Methode lassen, soll sie sich mehr dem okkulten Denken annähern. Es geht nicht mit unserer kleinen Menschenvernunft. Das Erwachen ist gekommen! Wir wissen, daß der Mensch nicht das Maß aller Dinge ist. Zumal, wenn er nur Politik treibt. Aber auch den Menschen an sich kann man nie verstehen, wenn man ihn als entartetes Tier bezeichnet. Er ist etwas anderes. Jedoch ist er auch nicht die Vollendung schlechthin. Ihr sollt weiter. Und wenn ihr es nicht durch Denken erklären könnt, dann erklärt es durch euren Glauben. Aber Erklärung fordere ich! Wie lächerlich ist es, die Augen zuzumachen, um das Licht nicht sehen zu müssen. Ihr müßt sehen. Die Welt ist voller Rätsel genug. Voller Probleme und voller Geheimnisse. Noch sind wir nicht fertig mit uns. Ihr seid erwacht und seht daß ihr nichts erklären konntet mit eurer materialistischen Weltanschauung. Daß

ihr nicht befriedigt werdet mit dieser, durch den Weltmachtgedanken beeinflußten Veräußerlichung. Glaubt nicht das Märchen — denn anderes ist es nicht. Der Sinn und das Wesen des Menschen und der Natur ruht tiefer und unergründlicher, als es die geistreichen Erklärer und Löser der Welträtsel ahnen, deren Schwerpunkt doch schließlich nur im verkümmerten Schwanzwirbel liegt....

Fritz Giese

Die deutsche Schule in Anklage

Gestatten Sie einem Arzte einige Bemerkungen zu dem Aufsatze des Herrn Prof. Dr. Gurlitt im Juniheft des Türmers: „Die deutsche Schule in Anklage" zu machen. Gurlitt bezieht sich auf eine Broschüre „Der Deutsche und sein Vaterland", in der er sich mit dem humanistischen Gymnasium beschäftigt und dieses einer vernichtenden Kritik unterzieht. Er ist infolge dieser Schrift stark angefeindet und scheint in Fachkreisen wenig Anerkennung gefunden zu haben. Um so mehr erfreut ihn ein im Hilfeverlag erschienenes Buch von Dr. Graf: „Schülerjahre", das von bekannten Gelehrten, Künstlern und sonstigen bedeutenden Männern Urteile über ihre Schulzeit und Erinnerungen an sie bringt. Solche Rundfragen kamen meines Wissens in den siebziger Jahren zuerst auf und betrafen banale Fragen des täglichen Lebens und der Mode; jetzt scheint man auch von wissenschaftlicher Seite auf diese Art Rundfragen Wert zu legen und glaubt damit zur Entscheidung der ernstesten Fragen beizutragen.

Man sollte doch mit der Bewertung solcher aphoristischen Äußerungen sehr vorsichtig sein. Bewiesen wird durch sie eigentlich gar nichts. Sie scheinen mir nicht das Ergebnis eines reiflichen Durchdenkens der Materie zu sein, sondern mehr von Stimmungen und Erinnerungen herzurühren und somit ein trügerisches Bild zu ergeben.

Alle mitgeteilten Beispiele leiden daran, daß einzelne Erlebnisse verallgemeinert und die Unfähigkeit einzelner Lehrer dem System aufgebürdet werden. Keiner gibt sich auch nur mit einem Worte die Mühe zu zeigen, wie man es denn besser machen, was denn Neues an die Stelle des schlechten Alten gesetzt werden soll.

Nach den mitgeteilten Urteilen über die Schule muß ein Unbeteiligter annehmen, daß unsere deutschen Gymnasiallehrer ein Konglomerat von unfähigen, herz- und geistlosen Ignoranten und Pedanten sind.

Wie kann ein ruhig urteilender Mann zu einem so handgreiflich ungerechten, schiefen Urteil kommen: „Solche Schule [also wohl das humanistische Gymnasium] ertötet die natürliche Anlage zu lebendiger Vorstellung, zu sinnlichem und intellektuellem Beobachten, das Vertrauen zu eignem Schaffen und Denken"?! Will der Herr wirklich behaupten, daß eine verständige Beschäftigung mit römischen, griechischen und deutschen Klassikern, ein einigermaßen fähiger Unterricht in Mathematik und Physik und in der Geschichte die natürlichen Anlagen zu eigenem Denken ertötet? Wenn das eigenes Erlebnis ist — will er dafür das System verantwortlich machen und nicht lieber den unfähigen Lehrer, der eben nicht zu unterrichten verstand?

Unter den Lehrern gibt es, wie in jedem andern Berufe auch, wenige *sehr* gute, einen mehr oder weniger guten Durchschnitt und einige wenige sehr unbrauchbare; so ist es überall, auf dem Gymnasium, auch auf der Universität, und daran wird wohl nichts zu ändern sein. — Zugeben will ich, daß auch ich mit sehr gemischten Gefühlen an die Schulzeit zurückdenke und das bestandene Abiturium als Befreiung von vieler Not und großem Druck empfand. Aber darum denke ich doch an einige meiner Lehrer mit der größten Verehrung und, je älter ich werde, mit wachsender Dankbarkeit zurück. Meinen Groll auf die Schule führe ich auf etwas anderes zurück.

Alle diese mitgeteilten harten Worte über die Schule gelten meiner Meinung nach dem Zwange und der Schuldisziplin, ohne die eine Schule doch nicht wohl denkbar ist, „dem verhaltenen Grimme der Knechtung“. Sich mit Dingen beschäftigen zu müssen, die einem nicht liegen, sie so zu betreiben, wie sie vom Lehrer dargestellt und gefordert werden, das ist sicher lästig und für einen sich schon geistig freier fühlenden Menschen drückend und Widerspruch hervorbringend. Auch beim Zurückdenken an die eigene Schulzeit haftet am lebhaftesten das Bild derjenigen, die mir durch Pedanterie das Leben am sauersten gemacht haben und die z. B. einen römischen Schriftsteller nur als eine Sammlung von Beispielen für die lateinische Grammatik ansahen. Aber das beweist doch nicht, daß die lateinische Sprache ein ungeeignetes Mittel ist, um junge Leute in logisches Denken und Behandlung eines gestellten Themas einzuführen. Schulfragen werden am Ende immer Personenfragen sein; alle prinzipiellen Fragen haften schließlich am guten oder schlechten Lehrer; von diesem ist guter und von jenem schlechter Unterricht zu erwarten; so wird es trotz aller Schulreform bleiben. Auch von dem Schulzwange sollte man nicht so viel Aufhebens machen. Dr. Niemeyer



Von deutschem Wesen und vom Norddeutschen Lloyd

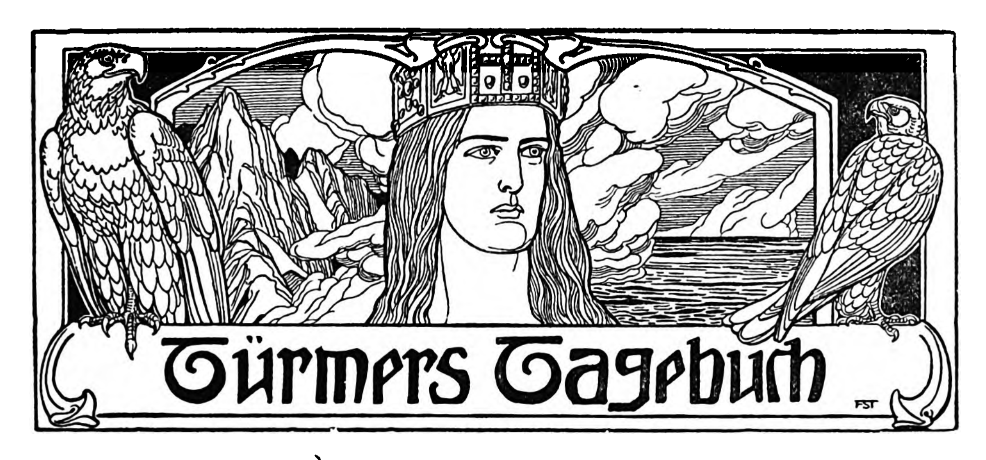
In dem Artikel „Von deutschem Wesen und vom Norddeutschen Lloyd“ (Heft 10, XIV. Jahrg.) ist mit vollem Recht und weiten Kreisen deutschfühlender Kaufleute zur Genugtuung die englische Art des Lloyds gebührend gebrandmarkt worden. Aber fast noch schlimmer als die in dem Aufsatz von Peter Paul Schmidt gerügten Dinge ist wohl folgende (eigentlich unglaubliche, aber durch einwandsfreie Belege erwiesene — D. T.) Tatsache:

Der Lloyd stellt für Sendungen nach Amerika nur Ladescheine in englischer Sprache aus! Also deutsche Waren, ab deutschem Hafen, durch deutsche Linie, werden im schriftlichen Verkehr englisch behandelt! Dazu kommt, daß der Lloyd indirekt staatlich unterstützt wird, und die staatliche und private Beihilfe lohnt er durch Außerachtlassen der Sprache seines Landes.

Zum wenigsten müßte der Lloyd schon mit Rücksicht auf seine deutsche Kundschaft und aus Achtung vor der deutschen Flagge, unter deren Schutz er fährt, einen Ladeschein in deutscher und einen in englischer Sprache geben, wie es sonst, z. B. von der „Deutschen Levante-Linie“, gehandhabt wird, die ihre Ladescheine in Deutsch und Französisch (der Hauptorientsprache) ausschreibt.

Der deutsche Kaufmann sollte eigentlich vom Lloyd die doppelte Ausfertigung verlangen. Es wird übrigens veranlaßt werden, daß bei nächster Gelegenheit beim Lloyd dahingehende Vorstellungen gemacht werden! Ob's hilft? Vielleicht doch, wenn man folgerichtig seine Zuweisungen wieder der Konkurrenz zuwenden würde. O. D.





Zur Psychologie der Politik · Regierung oder regierte Masse? · Das deutsche Erbübel · Großgermanien · Schwert oder Pflug? · Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

... Ist nicht ein Korn Wahrheit in dem Wort, man solle sich selbst und die Welt, d. h. was wir dafür halten, nicht allzu ernst nehmen? Wer kommt sich z. B. ernster vor als der (sich ja auch selbst so nennende) „ernsthafte Politiker“? Und was steckt oft dahinter? Die Politiker zwar behaupten, und die Nichtpolitiker glauben es ihnen, daß die Politik realen und idealen Zwecken diene, es ist aber, wie Dr. Hermann Swoboda in der „Österreichischen Rundschau“ ketzert, leicht zu verstehen, daß ihr von vielen nur aus einer Art Spieltrieb gehuldigt wird: „Die mannigfachen Aufregungen des öffentlichen Lebens, das Auf und Ab, das Hin und Her der Chancen, die fortwährende Spannung, kurz all das, was von den einen als das Aufreibende der Politik bezeichnet und womöglich gemieden wird, das wird von den anderen, den richtigen Spielernaturen, geradezu gesucht. Der eine wird von dem buntbewegten öffentlichen Leben mit seinen Rauheiten und Roheiten verwirrt, bedrückt, verängstigt, dem anderen ist erst recht wohl, wenn es drunter und drüber geht; was den einen am Leben bedroht, ist des anderen Lebenselement, worin er sich behaglich fühlt und sichtlich gedeiht. ...

Auch Bismarck war sicher kein reiner Politiker in dem Sinne, daß er seine Eingebungen ohne Nachhilfe des Spieltriebes, dem heldenhaften Vergnügen an grandiosen, gewagten Unternehmungen, hätte ausführen können.

Es ist aber nicht allein der Reiz von Gewinn und Verlust, wodurch das politische Leben für manche so verlockend wird, sondern auch die reichliche Gelegenheit für die Betätigung der kombinierenden Phantasie. Es gibt einen Spieler, dem der Weg zum Gewinn lieber ist als der Gewinn selber, das ist der Schachspieler. Er ist dem Gegner, der ihn in Gefahr bringt und zu schwierigen Kombinationen nötigt, dankbar. Diesen Schachspieler nun, dessen Wohlbehagen erst bei verwickelten Situationen beginnt, gibt es auch in der Politik. Und wenn jemand an einer Schwierigkeit Gefallen hat, so ist ihm auch zuzutrauen, daß er sich diese

geliebte Schwierigkeit selber schafft, so wahnwitzig dieses Beginnen auch vom Standpunkte des Nützlichkeitsmenschen erscheint. Das Spiel hat eben andere Regeln als das Leben; was im Leben gern vermieden wird, Kampf, Aufregung, bängliche Spannung, Gefühlsextreme, das wird im Spiel geflissentlich gesucht. Wenn nun jemand mit dem Leben spielt, so wird er naturgemäß in den Augen vieler Menschen ein nichtswürdiger Frevler sein.

Allein die Spieler in der Politik stehen zum Publikum, dessen Interessen sie vertreten, keineswegs in durchgängigem Gegensatz. Es gibt vielmehr eine Menge Menschen, denen das Zuschauen bei den politischen Spielen — ob diese nun einer gemütlichen Kartenpartie mit Mogeln, einem aufregenden Hazardspiele oder einer genialen Schachpartie ähnlich sind — ebensolches Vergnügen bereitet wie den Spielern selbst. Kommen auch ihre Interessen zu kurz, so gehen sie doch keineswegs leer aus. Nicht jeder Gewinn läßt sich in Barem ausdrücken.

Mit kindlicher Offenheit läßt der Amerikaner erkennen, was ihn an der Politik hauptsächlich oder wenigstens nebenbei freut. Eine Wahl verbindet er sofort mit einer Wette; und der Ausgang der Wahl wäre ihm vielleicht gleichgültig, wenn nicht der Ausgang seiner Wette mitentschieden würde. Man glaube nur nicht, daß die Verhältnisse in Ländern, wo nicht gewettet wird, viel anders seien. Der Europäer ist nur nicht so aufrichtig, sich seine Spielfreude bei einer so ernsten Gelegenheit einzugestehen. Der europäische Wähler hat vorgeblich nur hochwichtige Interessen, Kulturinteressen ersten Ranges; nach seinen Worten zu schließen, votiert er auf Grund tiefer und reiflicher Erwägungen; sein Benehmen aber verrät ihn, denn es ist nicht anders wie bei einem Pferderennen ... Der Sieg eines erklärten Favorits, noch dazu immer desselben Favorits, hat keinen Reiz; welches Vergnügen dagegen, einen Außenseiter an die Spitze rücken zu sehen.

Wenn Regierungen gestürzt werden, wenn Parteien einander in der Macht ablösen oder führende Männer die Herrschaft abgeben müssen, so pflegt man diese Vorgänge mit großem Scharfsinn — immer ein verdächtiges Hilfsmittel! — auf politische Ursachen zurückzuführen oder sonstwie äußerlich zu begründen. Wie wird man einmal über die Menschen lächeln, welche sich diese Begründungen selber geglaubt haben! Die Welt wird ein ganz anderes Gesicht haben, bis man dereinst so weit ist, sich seine Triebe offen einzugestehen und nicht mit hochweisen Aktionen zu bemänteln; nicht von der Verfechtung heiliger Kulturgüter zu faseln, wo es einem doch nur um die Hatz zu tun ist. Phrasen, gedankenlos gebrauchte Redensarten haben das eine Gute, daß durch sie manchmal die Wahrheit unvermerkt herausrutscht. So begegnet man in politischen Kampfblättern öfters der weidmännischen Bezeichnung ‚zur Strecke bringen', einen Minister zum Beispiel oder einen mächtigen Parteimann. Köstlicher Verrat an dem eigenen Innern! In der nächsten Zeile kommen dann freilich wieder die unvermeidlichen idealen Güter, für die es mit aller Macht zu streiten gilt — zu spät, um den Detektiv der Menschenseele zu täuschen.

Nur von einer Erkenntnis der Triebe, die das politische Leben zum großen Teil regieren, ist auch eine Besserung seiner vielbeklagten Schäden zu erwarten. Wie soll man eine Lungenentzündung kurieren, wenn man sie für einen Rheumatismus hält? Wie soll man die Auswüchse der Politik bekämpfen, wenn man,



durch die Symptome irregeleitet, ihr Wesen völlig verkennt? Allein wenn die Menschheit nur erst zu unbeschränkter Aufrichtigkeit sich durchgerungen haben wird, dann werden besondere Heilmaßnahmen gar nicht mehr nötig sein. Die krankhaften Erscheinungen des öffentlichen Lebens wie so viele des privaten Lebens gedeihen nur auf dem Mistbeet der Verlogenheit und verschwinden von selber, wenn ihnen dieser Nährboden entzogen wird.

Daß im politischen Leben die meiste Arbeit umsonst getan wird, ist eine Tatsache, die erst keines Beweises bedarf. Der Grund hiervon ist, wie aus obigen Darlegungen erhellt, der, daß viele Politiker zumeist gar nicht die Absicht haben, fruchtbringende Arbeit zu leisten, sondern durch ihre schwindelhafte Geschäftigkeit nur eine besondere Art von Vergnügungssucht befriedigen wollen. Man ist jedoch so lange nicht berechtigt, den Politikern die Unfruchtbarkeit ihres Treibens vorzuhalten, als sie ein dankbares Publikum finden. Man müßte, in der richtigen Reihenfolge, zuerst die Bedürfnisse des Publikums kritisieren, was aber noch unfruchtbarer wäre als die parlamentarische Tätigkeit. Das Volk, wie es nun einmal ist, kommt auch beim wahnwitzigsten Gebaren seiner Vertreter auf die Rechnung. Panem aut circenses, eines von beiden gibt es immer. Das moderne Parlament ist doch eigentlich eine praktische Einrichtung und ein bedeutender Fortschritt gegen das Altertum: es befriedigt mit einer einzigen Institution jene beiden Volksbedürfnisse, es ist abwechselnd Senat und Zirkus.

Es wäre ungerecht, zu vergessen, daß ja doch viele Menschen vom Parlament nur Arbeit und wieder Arbeit verlangen; aber es muß dahingestellt bleiben, ob unter diesen Vielen nicht so mancher bloß deswegen Arbeit verlangt, weil er sich schämt, daß er keine verlangt. Wo ist der Mensch, der zu gestehen wagte, daß ihm ein rechtschaffener Krawall lieber ist als ein schlechtes Gesetz!

Unfruchtbare Politiker sind aber nicht nur die Spieler im engeren Sinne, welche im öffentlichen Leben die Sensationen des Spieltisches suchen, sondern auch die Spieler im weiteren Sinne, diese eigentümliche Menschengattung mit der Freude an buntbewegtem Leben, an romanartigen Verwicklungen und Lösungen, ins Leben verirrte Dichter oder Schauspieler, vielleicht verspätete Nachkommen alter Heldengeschlechter, Menschen, welche im Leben das suchen, was ein anderer von der Lektüre erwartet. Ein solcher Mensch hat kein größeres Interesse, als die Welt zu einem rechten Theater zu machen. Romantische Politiker könnte man diese Sorte nennen. Ein solcher romantischer Politiker war auch Napoleon. Alle Versuche, sein Wirken als fruchtbringend hinzustellen, sind gequält, sind vergeblich und vor allem unnötig. Kann man durch die größten Guttaten mehr Ruhm und Herzensdank ernten als Napoleon? Gerade von seiner Nichtsnutzigkeit im bürgerlichen Sinne kommt die unwiderstehliche Wirkung auf alle Dichternaturen, so auch auf Goethe. Wenn jemand trotz seiner offenkundigen Unfruchtbarkeit so viele begeisterte Anhänger findet, so wäre es gefehlt, diese für verblendet zu erklären; man muß vielmehr schließen, daß irgendein verborgenes Bedürfnis durch jenen Mann befriedigt wurde.

Die Bedürfnisse der Phantasie sind in gewissen Epochen des Einzel- und Völkerlebens nicht weniger dringlich als die Bedürfnisse des Magens. Gestillt

kann dieser Erlebnishunger nicht durch Lektüre und Theater werden, nicht nur durch ein Bild des Lebens, sondern durch das Leben selber ...

Der Schauspieler ist aufrichtig, der Politiker darf es nicht sein. Verlogenheit, Falschheit, Wortbrüchigkeit gehört zur politischen Persönlichkeit notwendig dazu. Wer offen zugeben würde, daß es ihm nur um ein schönes Spiel zu tun ist und um eine glanzvolle Rolle, der hätte in der Politik sofort ausgespielt. Er muß Zwecke heucheln. Von denen, welche an seiner Persönlichkeit um ihrer selbst willen Gefallen finden, welche für die Reize einer Persönlichkeit empfänglich sind, wird auch nicht mehr verlangt. Durch die angeblichen Zwecke wird ihr irdisches Gewissen beruhigt, und sie können sich nunmehr ungestört ihrer Illusion hingeben. Das sind nüchterne, an der Erde klebende Menschen, welche einem großen Politiker aus seinen moralischen Schwächen ernstlich einen Vorwurf machen. Sie werden eben für seine Wortbrüchigkeit nicht anderweitig entschädigt. Auch die größte Persönlichkeit ist ihnen nur so viel wert, als sich in Ziffern ausdrücken läßt; sie sind unfähig, sich an ihr zu berauschen ...

Die Hochwertung gar vieler Herrscher, Staatsmänner und Volksmänner ist, neben ihre Verdienste gehalten, unverhältnismäßig. Auch Kaiser Joseph II. zum Beispiel verdankt den Ruhm bei Mit- und Nachwelt keineswegs seinen Taten. Seine Regierung ist zum größeren Teil ergebnislos verlaufen. Positive Leistungen werden ihm nur von jenen angedichtet, welche einerseits von seiner Persönlichkeit bezwungen sind, anderseits in der Meinung befangen, daß so viel Erfolg nur von Verdiensten stammen könne. Die Verdienste werden als logische Prämisse konstruiert. Indessen war Joseph II. vor allem eine eigenartige, höchst reizvolle Persönlichkeit, welche, um zu wirken, besonderer Leistungen gar nicht bedurfte. Genug, wenn er durch seine Taten den Eindruck seiner Person nicht störte. Es gibt nun einmal Menschen, die wie Kunstwerke wirken: man betrachtet sie ohne Rücksicht auf Vorteil und Nachteil, ohne alles irdische Interesse; man wird durch ihren Anblick geradezu den niedrigen Interessen entwöhnt. Solche Menschen können sogar ungestraft Schaden stiften, sie können ihre Mitmenschen in Not und Jammer bringen und wirken noch immer. Es hat große Männer gegeben, die man in gewisser Hinsicht nur als arge Schädlinge bezeichnen kann; das hat jedoch die Zeitgenossen nicht gehindert, mit dankbarer Bewunderung zu ihnen aufzublicken.

Man hört oft behaupten, die Politik sei ein nüchternes Handwerk. Staatsmänner brüsten sich gern mit der nüchternen Behandlung ihrer Agenden. Jede Abweichung der Politik vom kaufmännischen Standpunkt wird als abenteuerlich gebrandmarkt. Diese Anschauung verrät einen völligen Mangel an Menschenkenntnis. Nüchternheit ist keineswegs eine wesentliche Eigenschaft guter Politik. Gute Politik ist diejenige, welche allen Seiten der menschlichen Natur Rechnung trägt, welche alle unleugbar vorhandenen Bedürfnisse auf die beste Art befriedigt. Die Menschen sind nicht durchaus nüchtern, und so darf es auch die Politik nicht sein. Ist sie es trotzdem, dann wird sie unpopulär, gerät in Widerspruch zum Volksempfinden und muß gewärtigen, daß das ungestillte Bedürfnis zur unrechten Zeit hervorbricht ..."

* * *

Kann es also nicht schaden, einmal auch die Kehrseite der Medaille ins Auge zu fassen, ist es ganz heilsam, Menschliches menschlich zu werten und es nicht ohne Not zu überschätzen, so muß man sich doch andererseits hüten, in solchen mehr oder minder doch immer auf das Paradoxe zugespitzten Beobachtungen die g a n z e Wahrheit zu suchen. So oft auch Bismarcks Raten und Taten Gemüter mit geringerer Kraft des Willens und der Vorstellung durch seine Kühnheit erschreckt haben mag, so wahrhaftig war es doch im letzten Grunde. Nur die gewaltige Persönlichkeit Bismarcks, behauptet ein Ungenannter in der „Konservativen Monatsschrift", zwang seine Volksvertretung zum Staatsdienst: „Nicht durch Gewalt, sondern die selbsttätig werbende Kraft der großen Staatsaufgaben, für die er die beratende und beschließende Mitwirkung der Volksvertretung forderte. Keine der großen Verhandlungen, die jene Zeit gesehen hat, erhielt ihren großen Inhalt von der Volksvertretung! Der war ausschließlich Werk des leitenden Staatsmannes. Aber die Aufgaben, die er stellte, und die geistvolle Großheit, mit der er sie vertrat, zwangen das Parlament zur Mitarbeit. Keineswegs zu kritikloser Gefolgschaft. Die Kritik mußte vielmehr im weiten Maße herausgefordert werden durch die kühne wahrhafte Redeweise des Kanzlers, der da schwarz hieß, was er für schwarz hielt und die grauen Sprachformeln grundsätzlich verschmähte. Aber was er dem Parlament aufgab, das war so reine und größte Staatsaufgabe, bot so gar keinen Angriffspunkt für die Geltendmachung untergeordneter und partikularer Interessen, daß die Volksvertretung sich zum reinen Staatsdienst gezwungen sah. Die Parteien und Gruppen standen wohl gegeneinander und wechselnd gegen den Staatsmann. Aber die großen Aufgaben waren selten oder nie zu identifizieren mit engem Parteiinteresse, sie waren Aufgaben des Staates im allgemeinen Interesse, sie forderten Opfer von jeder Partei, von jeder Gruppe, und machten das willig oder unwillig folgende Parlament zum Staatsorgan. Niemals hat in Deutschland der nackte Parteiegoismus und die gemeine Interessenpropaganda so wenig Raum und Einfluß gewonnen, als in der großen Bismärckischen Zeit, da von oben her der ideale Sinn wach gehalten wurde für die Tatsache, daß alles politische Leben ein Leben für den Staat sei. Man liebt es heute, die Arbeitsgemeinschaft von Kanzler und Reichstag jener Zeit so darzustellen, als sei die Volksvertretung damals entkräftet und ihrer eigensten Bestimmung untreu gemacht worden. Das ist Verkehrung der Wahrheit. Es müßte der normale Zustand sein, daß das Volk in der gewählten Vertretung der Regierung eine Arbeitsunterstützung zur Seite stellt, daß Regierung und Volksvertretung, sich in den gleichen Zwecken durch Einsicht und Entschluß ergänzend, zusammen Staatsregierung sind. Das Parlament soll teilhaben an der Autorität, indem es, wie das in England geschieht, alsbald nach der Wahl die Distanz zur Regierung vermindert, unbekümmert um die Vergrößerung des Abstandes zur Wählerschaft... Eine Volksvertretung, die nicht den Mut und den Staatssinn aufbringt, nach vollzogener Wahl, sich als ein von der Wählerschaft unabhängiges Staatsorgan, als R e g i e r u n g zu fühlen, kann keine Autorität gewinnen, bleibt r e g i e r t e M a s s e, anstatt Regierung zu werden...

Es ist in Deutschland die Ansicht, daß die parlamentarischen Einrichtungen

im Grunde allein oppositionellen Wert haben, bestimmend geworden für unser ganzes Parlamentsleben, seinen parteipolitischen Unterbau, die Wahlen, seine Praxis und endlich seinen Tiefstand. Neben dem Gedanken, daß das Parlament das Volk und jedes Einzelnen und jeder Gruppe Rechte und Interessen zu vertreten hat, kommt der Gedanke an die Bedeutung des Parlaments für den Staat, seine Aufgaben und Zwecke, kaum auf. Die Tatsache, daß mit dem Parlament als Volksorgan ein Staatsorgan zu schaffen ist, wirkt gegenüber der deutschen Wirklichkeit wie eine wesenlose abstrakte Formel. ‚Das Volk wählt eine Vertretung von politisch irgendwie wissenden Männern, um die Regierung in der einer reinen Bureaukratie nur unvollkommen ausführbaren Erledigung der vielgestaltigen Staatsaufgaben zu unterstützen.' — Das ist der durch die Staatsentwicklung gebotene ideale Sinn parlamentarischer Einrichtungen. ‚Die Wählerschaft wählt ihren Vertreter, in der grundsätzlichen Annahme, das Wahlrecht sei zum Zwecke des Widerstandes gegen die Regierung erworben, und die ausschlaggebende Mehrheit verlangt vom Vertreter eine möglichst robuste Geltendmachung ihrer Sonderinteressen und -anschauungen ohne jede Rücksicht auf die Erfüllung der Staatsaufgaben. Der Volksvertreter wird durch die Wahl nicht Staatsdiener, sondern bleibt in Abhängigkeit von seinen Wählern.' — Das ist die Wirklichkeit. Sie verlangt nicht wissende Volksvertreter, sondern opponierende und fordernde. Je mehr nun die Staatsgeschäfte durch die Volksvertretung erschwert werden, je nachhaltiger der Widerstand gegen die Regierung ist, je größer die Kluft zwischen Regierung und Volksvertretung, desto stärker lebt in der Masse das Bewußtsein, daß das Parlament seine eigenste Bestimmung erfüllt. Freilich fühlt die Masse in solchem Parlament nur ihren Willen stark, nicht den der Gewählten, und bringt diesen nur ein sehr geringes Maß von Hochachtung entgegen. Wo aber im Volke noch Autoritätsgefühl lebendig ist, da gilt es ausschließlich der Regierung, und auf das Parlament fällt nicht der leiseste Abglanz. Parlamente haben eben nur autoritatives Ansehen, wenn sie Staatsorgan, wenn sie nach unten frei sind ...

Ohne Rücksicht auf die Bestimmung des Parlaments, den Staatsdienst, den die gewählten Parteivertreter zu versehen haben, sind die Parteien Interessenvertretungen geworden, und es liegt ihnen allen mehr oder minder bewußt der Gedanke zugrunde, daß es gilt, die Interessen gegen die Regierung, nicht an ihrer Seite geltend zu machen. Rechte sollen die Volksboten vertreten, nicht Pflichten versehen. Nur die ganze deutsche Vernarrtheit in eigene Fehler, die Vernarrtheit, die noch immer aus den schreiendsten Schwächen der Zeit ein logisch-ethisches System hat bilden können, kann heut dazu kommen, die gewordene niedrige und staatslose Interessengruppierung als die beste der Parteibildungen zu erklären. Interessen-Parteien sind niemals Staatsparteien, und ein von ihnen gebildetes Parlament muß unvermögend sein, als Staatsorgan zu funktionieren. Ein Volk, dem der Zweck des Parlamentes nicht aufgegangen ist, kann auch kein parlamentarisch tüchtiges Parteileben bilden. Es ist nur imstande, feindselig zueinander und zum Staat und seiner Regierung stehende Interessengruppen zu organisieren. Da haben wir Deutschen es freilich bis zu einiger Vollendung voll-

bracht und können mit Sicherheit erwarten, daß, was an dieser unsrer nationalen Schöpfung noch fehlt, alsbald hinzugebildet wird. Durch Mißtrauen, Ansprüche und Interessen werden aber nicht Persönlichkeiten gewählt, die, voll weiter Sachkenntnis, nach unten frei, ihre Staatspflicht im Parlament ruhig versehen. Das Interesse wählt den einseitigsten Vertreter, daß Mißtrauen nach oben den mißtrauischesten, der Anspruch den am lautesten fordernden. Hier wird nicht auf politische Einsicht und Verständnis für die großen Dinge des Staatslebens gesehen, sondern auf die wenigen, in allen Parteien — bis auf die seltenen und schönen Ausnahmen — gleichartig vertretenen Eigenschaften, die den parteilichen Zänker machen, der sich ebenso mit dem entgegenstehenden Interesse wie der niemals restlos folgsamen Autorität herumschlägt.

Es ist sehr wohl ein Parlament von politisch Wissenden, von Staatsbewußten denkbar, in dem in vollstem Maße von den verschiedenen Parteiseiten alle berechtigten Wünsche und Forderungen gegen den Anspruch der Staatsgewalt ausgespielt werden und unter geistesbewegten Auseinandersetzungen die rechte Lösung mit der Regierung gesucht und gefunden wird. Ein Parlament, in dem die überwältigende Mehrzahl sich bewußt bleibt, daß aller Beschluß Staatsdienst sein muß. Solche großartige politische Arbeit wird bei uns nur noch in den Kommissionen geleistet, die gleichsam heimlich die erkannte Bestimmung der Volksvertretung aus der Öffentlichkeit hinweg in die stille Beratungsklause retten. Das Plenum verrät von solcher Staatsarbeit selten etwas. Da ist die von der Regierung gestellte Staatsaufgabe gleichsam nur der Anruf, auf den hin jene Wortschlachten anheben, die kaum mehr einen anderen Zweck verraten, als den erlauchten Wählern zu zeigen, was doch die Partei für eine rechte Interessen- und Rechte-Vertretung sei, wie der Vertreter die Erwartungen seiner Wähler rechtfertige. Da ist nichts zu spüren von dem Bewußtsein, daß das Parlament zu regieren habe, daß der Vertreter kraft seiner Wahl Regierer auch über die Wähler sei. Da gilt es den Wählern zu gefallen ohne jede Rücksicht auf den Nutzen der parlamentarischen Arbeit für den Staat und die Erfüllung seiner Aufgaben. Die Wähler haben nicht für den Staatsdienst, sondern den Interessendienst, nicht zum Mitregieren, sondern zum Gegenregieren gewählt. Unabhängige und weite Geister könnten sich, auch wenn sie durch die Kräfte einer solchen Wahl emporgehoben werden, doch frei bewegen und gleichmütig gegen die Torheit einer in irrigen Begriffen vom Verfassungsleben befangenen Wählerschaft nach selbstsicherem Urteil ihre Entschlüsse im Staatsinteresse treffen. So zu handeln, waren die englischen Parlamentarier bis vor kurzem gewöhnt, sie trennten sich nach dem Wahlkampf gewissermaßen vom Volk, nahmen sich den Mut zu freiem Entschluß auf die Gefahr, daß damit für die Neuwahl der Verlust des Sitzes und der Parteimacht in Aussicht gestellt war. Eine Gefahr, die sich fast regelmäßig nach großen Aktionen verwirklichte und dann die Gegenpartei ans Ruder brachte. Diese selbe Freiheit soll ja auch in der Theorie gesichert werden durch die festgesetzte Unzulässigkeit des imperativen Mandats. Bei uns werden die Vertreter bis auf wenige und seltene Ausnahmen niemals frei. Sie werfen niemals den Wahlkampf hinter sich. Sie machen aus dem seltenen, weise in relativ großen Zwischenräumen

angesetzten Wahlkampf einen Dauerzustand. Anstatt die Entschlüsse nach der freien Erfassung des besten Staatsinteresses zu orientieren, richten sie sie ein nach der unfreien Rücksicht auf die Stimmung der Wähler, die in der nächsten Wahl zur Geltung kommen muß. So wird denn nicht sachlich um Sachen gestritten, sondern um die Macht der einzelnen Parteien, aber auch nicht der Ideale, nicht der Staatszwecke wegen, die diese vertreten, sondern um die Parlaments-Mandate. Denn jeder der für das Staatsinteresse so oft nur zu entbehrlichen Vertreter hält für die vornehmste Aufgabe seiner parlamentarischen Wirksamkeit die Behauptung seiner Würde als Volksvertreter. Alle Würde des Volksvertreters ruht aber in seinem stolzen Bewußtsein, daß die Wahl ihn zum Regierer, zum Staatsdiener erhoben hat. Der Volksvertreter, der sich immer als argwöhnischer, Rechte heischender Regierter fühlt, als Wählerdiener, hat ganz und gar keine Würde. —

Man spricht vom Niedergang des Parlamentarismus und will damit sagen, daß das Parlament in der letzten Zeit mehr und mehr an Ansehen und an Würde verloren hat. Gewiß, eine solche Abwärtsbewegung ist festzustellen. Aber sie will wenig besagen neben der Tatsache, daß unser deutscher Parlamentarismus in einem überkommenen Tiefstand lebt. Einem Tiefstand, dessen Ursachen liegen in der traditionellen und platten Erfassung der Bestimmung parlamentarischer Einrichtungen, und der aber durch die Praxis des Partei- und Parlamentslebens versteinert worden ist.

Ansehen und Würdigkeit vor der Masse hat immer nur die Autorität, kann das Parlament nur haben als Staatsorgan, als eine Versammlung frei beschließender Männer, die sich ein jeder zum Regieren bestellt fühlen. Ist ein Parlament nicht souveräner Regulator der im Volke auf und ab treibenden Begehrungen, Rechtsansprüche, Verstimmungen und Unverständlichkeiten, sondern deren getreuer, scharfer Schattenriß, was soll das Volk an ihm würdig, verehrenswert, autoritativ finden? So viel Eigenliebe hat auch das dümmste Volk nicht. Wohl hat ein jedes aber so viel Instinkt, *den Meister seiner Wünsche höher zu achten als den Bedienten.*

Da sagt man, das Ansehen eines Parlamentes wachse mit der Mehrung seiner Regierungsrechte auf Kosten derer der Staatsgewalt. Was sollen denn einem Parlament alle Regierungsrechte nützen, wenn es nicht die Stärke finden kann, überhaupt eine regierende Instanz über dem Volke zu werden? Oder sollen etwa der Monarch und die kleine Zahl seiner unmittelbaren Diener die Objekte parlamentarischer Regierungskunst sein anstatt des Volkes? Freilich, das Volk *wählt*. Aber gerade durch die Überwindung dieses banalen und feigen Bedenkens wird ein Parlament groß ..."

Man wird an diesen Darlegungen nicht achtlos vorübergehen dürfen, sie enthalten des Nachdenklichen genug und beleuchten unser politisches Leben von einer Seite, die der wählenden und gewählten „Masse der Regierten" zweifellos noch viel zu wenig zum Bewußtsein gedrungen ist. Und doch bedürfen auch sie, um richtig eingestellt zu werden, der Ergänzung, — durch den geschichtlichen Werdegang unserer Parlamente. Es wird hierbei, wie die „Frankf. Ztg." nicht mit Unrecht hervorhebt, mit keinem Wort darauf eingegangen, daß „*die Volks-*

vertretung der monarchischen Gewalt erst abgerungen werden mußte, daß dem Volke, das mit Gut und Blut für die Rettung des Vaterlandes opferbereit eingetreten war, die Mitbestimmung an seinen Geschicken beharrlich vorenthalten wurde, daß das Versprechen einer Konstitution unerfüllt blieb, daß alle freien Regungen mit brutaler Grausamkeit verfolgt wurden. Wo sollte da ein Vertrauen herkommen, da doch nur gegen den ursprünglichen Regierungswillen die Volksrechte errungen und erzwungen worden sind? Nicht das Volk und seine Vertretungen, sondern die Regierungen haben die richtige Einsicht für das Bedürfnis des Staates vermissen lassen, weil sie der Gewährung von Volksrechten feind waren, und wenn die Vertreter des Volkes gewählt wurden, ‚um von unten her etwas gegen die Regierung zu vermögen', so geschah das immer nur in dem Sinne, daß die Volksvertretung nach Anerkennung der Mitregierung, nach Anerkennung des Volkswillens strebte und streben mußte, wollte sie nicht bloß die Bedeutung einer jasagenden Körperschaft haben.

Es ist aber eine ganz falsche Auslegung, wenn von der traditionellen Überzeugung gesprochen wird, daß das Parlament die Rechte und Wünsche des Volkes nicht an der Seite, sondern wider die Regierung zu vertreten habe. Es kam immer darauf an, ob die Regierung für die Rechte und Wünsche des Volkes Verständnis und Entgegenkommen zeigte. Fehlte es daran, so mußte freilich eine ehrliche Volksvertretung gegen die Regierung die Volkswünsche vertreten. Jede Regierung hat es aber leicht zu bewirken, daß das Volk und seine Vertretung an sie heranrückt, wenn sie eine ehrlich volkstümliche Politik treibt, und wenn sie dem Parlament auch vollwertige Rechte einräumt..."

* * *

Nicht nur die Volksvertretungen mußten der monarchischen Gewalt erst abgerungen werden: — sogar die Erfüllung seines nationalen Sehnens mußte sich das deutsche Volk erst unter schwersten Verfolgungen von seinen Fürsten ertrotzen. Bis dann die Saat gereift war, die von den Geächteten, Eingekerkerten, Verbannten mit Gefahr des Halsgerichts ausgestreut worden, und ein ganz Großer die „höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands" zum politischen Programm erhob. Und gegen welche Widerstände, selbst seines gütigen alten Herrn, auch dann noch!

Wir leiden eben alle — auch heute noch und wie! — an dem selben deutschen Erbübel, oder, wie es Paul Rohrbach in seinem soeben erschienenen Buche „Der deutsche Gedanke in der Welt" (Düsseldorf, Karl Robert Langewiesche) nennt, den selben „Hemmungen von innen her": dem „Mangel an Gefühl für große und gemeinsame Dinge". Positiv ausgedrückt ist es „der mächtige Trieb, die Besonderheit — sei es des Einzelnen, sei es des Stammes oder irgendeiner anderen Gruppe innerhalb des ganzen Volkstums — zur Geltung zu bringen, der verwüstend unter den Deutschen gewirkt hat, solange es eine deutsche Geschichte gibt...

Die ersten, durch die wir etwas Unmittelbares über unsere Vorfahren hören, sind die Römer. Ihnen verdanken wir die erste Charakteristik der Germanen, und schon damals, als es noch nichts Unnatürliches war, daß das politische Leben

allein in den einzelnen Stämmen pulsierte, erkannten sie die innere Einheit des ganzen germanischen Volkstums. Das zeigt uns die berühmte Stelle bei Tacitus: ‚So möge ihnen denn, ich flehe darum, wenn nicht die Liebe zu uns, dann doch um so sicherer der Haß untereinander verbleiben, weil, sobald Not das Imperium bedrängt, das Schicksal ihm Größeres nicht zu gewähren vermag, als die Zwietracht des Gegners!‘ Diese prophetischen Worte des Römers verkünden nicht nur das Schicksal Roms durch die Germanen, sondern auch das Schicksal der Deutschen durch sich selbst. Daß in Wirklichkeit schon zur Zeit Hermanns des Cheruskers die Stämme der Deutschen sich als ein Volk hätten fühlen und begreifen sollen, so wie sie von der römischen Kulturwelt aus betrachtet erschienen, das war nicht möglich. Die starke Gesondertheit der alten germanischen Völkerschaften setzte sich aber auch in die eigentlich deutsche Geschichte hinein fort, und jeder einzelne von den Stämmen, die seit Ludwig dem Deutschen das deutsche Königtum umfaßte, fühlte sich im Grunde allein für sich schon als die höchste der zu erstrebenden politischen Einheiten. Nur widerwillig war man bereit, sich mit den anderen durch ein zusammenzwingendes Band zum Ganzen vereinigen zu lassen, und kein Teil wollte für diesen Zweck etwas von der Willkürlichkeit seiner Selbstbestimmung opfern. Nie hätten die deutschen Stammesherzöge und später die einzelnen Territorialfürsten so erfolgreich gegen die Idee des deutschen Einheitsstaates ankämpfen können, wenn sie nicht Träger des tief in den Stämmen, ja in den Unterabteilungen und Splittern der Stämme, wurzelnden Dranges gewesen wären, der Befriedigung des Selbstgefühls am meisten in der erkämpften Absonderung und im Sieg über den Zwang zur Einheit suchte. Von der furchtbar zerstörenden Sprengkraft dieses dem Deutschen eingepflanzten Triebes sind die Heldengeschichte wie das Leidensschicksal der deutschen Nation ein zusammenhängendes Zeugnis, und wenn wir uns von der Vergangenheit zur Gegenwart wenden, so gewahren wir, daß jener Wille zur Absonderung in Gruppen sich nicht verloren, sondern nur seine Wirkungsweise geändert hat. Das Parteigetriebe des modernen Deutschland, die soziale Zerklüftung der Nation, das deutsche Stände- und Kastenwesen: sie sind jetzt das Feld, auf dem er wirkt, und wo sein Wirken einen großen Teil unserer Volkskraft in ziellosem Hader und unfruchtbarer Reibung zunichte macht.

Die Völker um uns — warum waren sie zeitweilig die Stärkeren, obwohl sie alle weniger zahlreich waren und manche unter ihnen auch weniger begabt sind als wir? Nur darum, weil sie in höherem Grade als wir die Fähigkeit besaßen, das Trennende hinter dem Einigenden zurückzustellen. Darin liegt alle Kunst politischer Kraftentwicklung beschlossen. Summieren wir nun dagegen die Schäden und Nachteile, die aus jener Naturveranlagung der Deutschen für sie entsprungen sind, mit den psychologischen Wirkungen des Niederganges unserer Kultur, unseres Reichtums, unserer Bildung, unseres Selbstgefühls während der Periode der Religionskriege bis zur Wiederaufrichtung des Reichs! Wie konnte es da anders kommen, als daß sich die Kraftfülle, die immer noch in der alten deutschen Zerrissenheit steckte, ins Verzerrte wandelte, das Heroische in das Groteske, das Triebhaft-Natürliche ins Lächerliche?

Unter den Deformierungen des nationalen Selbstbewußtseins, die sich aus dem Zusammenwirken dieser Einflüsse ergeben haben, leiden wir heute, und das Leiden ist gefährlicher, als die meisten unter uns ahnen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß trotz der vielen und großen Worte, die heutzutage unter uns über das Deutschtum, sein Recht und seine Würde gemacht werden, das gewöhnliche Selbstgefühl, dessen der Deutsche fähig ist, sich zuerst auf die Zugehörigkeit zu seiner Klasse oder Kaste, zu seinem Stand oder Beruf, kurz zu irgend einer Gruppe innerhalb der Volksgesamtheit bezieht, und danach erst auf die nationale Idee ihrem wahren Gehalte nach. Daran ändert das Dröhnen der ‚nationalen‘ Phraseologie bei offiziell-patriotischen oder sonstigen Gelegenheiten nichts. Solange ein Deutscher den andern darum als etwas Geringeres ansieht, weil jener einen minderen Titel hat, als Student nicht irgend ein buntes Band trug, keine Qualifikationen besitzt, kann allem nationalen Reden nur ein sehr bedingter Wert beigemessen werden. Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes nach Wertklassen sondert, entbehrt der vollen Aufrichtigkeit.

Natürlich wird es keinem Vernünftigen einfallen, von jedem einzelnen Deutschen zu behaupten, daß er diesen Fehler deutlich ausgeprägt an sich trage. Eben so wenig aber läßt sich ehrlicherweise bestreiten, daß die Hinneigung zu ihm eine Durchschnittseigenschaft der Deutschen ist, und zwar wird die Tendenz dazu um so bestimmter, je höher die soziale Schicht ist. Das Aufsteigen von unten nach oben bedingt, wenn nicht schon in der ersten, so doch in der zweiten Generation die geistige Einkapselung in irgendeins der Sonderfächer, in die sich die mittleren und oberen Stände bei uns zerlegen. Die Zahl derer, bei denen die national-ethische Seite der Persönlichkeit so kräftig entwickelt ist, daß ihnen jedes Fach zu eng erscheint, ist leider nur klein; bei den meisten reicht der Horizont des Gruppenbewußtseins so nahe an die vorhandene Gesamtweite des Gesichtskreises, daß die darüber hinausgehende Größe eines allgemein nationalen Selbstbewußtseins fast nur noch in der Einbildung existiert. Dementsprechend scheinen den Angehörigen jeder Gruppe ihre beschränkten Sonderinteressen wichtiger und größer zu sein, als die nationale Idee, und wenn sich jemand über das Verhältnis dieser beiden Faktoren überhaupt prinzipielle Gedanken macht, so reichen sie höchstens bis zu der oberflächlichen Selbsttäuschung, dem wahren Interesse des Vaterlandes könne nicht besser gedient werden, als durch die vollkommene Hingabe an den allein seligmachenden Parteiklüngel!

Vielleicht wird jemand, der sich durch diese Charakterisierung beschwert fühlt, dagegen fragen: steht denn das alles bei andern Völkern um so viel besser, daß es solcher Bußpredigt über den politischen Charakter der Deutschen bedarf? Wer nicht scharf hinsieht, könnte allerdings meinen, anderwärts seien die Zustände eher noch schlechter als bei uns Deutschen. Zum Teil sind sie es auch, aber den sozialen Mißständen, die zum Beispiel in Frankreich, Rußland oder England herrschen, ist lange nicht in so ausgeprägter Weise wie bei uns ein besonders gefährlicher Zug eigentümlich: jene Nichtachtung des Volksgenossen darum, weil er zu einer Kaste von geringerer Exklusivität ge-



hört. Diese Sinnesart, die bei uns nicht im Abnehmen begriffen ist, sondern sich verschärft und vermehrt, zerstört innerhalb der Nation das einheitliche Bewußtsein, daß alle Schichten solidarisch zum Dienst am Volksgedanken verpflichtet und verbunden sind."

* * *

So ist denn auch, wie es uns in einer jüngst (im Verlage des „Reichsboten", Berlin) erschienenen Broschüre „Eine Hochschule für Großgermanische Kultur" warm ans Herz gelegt wird, von allen Völkerfamilien die germanische am weitesten und gründlichsten auseinandergekommen. „Seit dem Beginn unserer Zeitrechnung ziehen ununterbrochen die Völker fort aus der alten nordischen Heimat, um nach einer kurzen Zeit der Selbständigkeit in den brandenden Wogen fremden Volkstums unterzutauchen. Verweht sind die Spuren der Vandalen, verschwunden die West- und Ostgoten, die Longobarden, Gepiden, Heruler, die salischen Franken, Burgunden und andere Stämme, die tatenfroh das Erbe der antiken Kultur antraten. Untergegangen ist der Kulturbesitz, den sie aus der Heimat mitbrachten; das Emporstreben der eingeborenen Bevölkerungen hat ihn aufgezehrt und mit ihm, was an jugendlicher Kraft und Gesundheit in die fremden Gefilde getragen worden war. So gründlich ist dieser Aufsaugungsprozeß vor sich gegangen, daß man den Germanen jede eigene Kultur glaubte absprechen zu können. Nur die Angelsachsen haben sich in ihrer neuen, meerumgürteten Heimat erhalten, fortentwickelt und neue Kolonisationszüge in die gigantisch erweiterte Welt hinausgesandt. Die Völker, die in der Heimat blieben oder wenigstens den Zusammenhang mit ihr nicht verloren: die Skandinavier, Dänen, Holländer, Deutschen, Deutsch-Österreicher, Schweizer, Nordamerikaner sind dagegen einander fremd geworden; sie haben wohl auch in blutiger Fehde die Waffen gegeneinander gekehrt, sich geschwächt und fremden Einflüssen unterworfen ...

Ist es ein natürlicher und unveränderlicher Zustand, daß Völker gleicher Abstammung, von gleichem Rhythmus der Sprache und des Denkens, von einem im Grunde noch immer einheitlichen Gefühlsleben, zu einer politischen Stellung genötigt werden, die sich nicht nur gegen die Lebensinteressen eines Brudervolkes wenden kann, sondern auch den nationalen Kulturbesitz schädigen muß? Ist es auf die Dauer zu ertragen, daß ganze Rassen aus dem jahrtausendelangen Schlafe erwachen und sich zum Ansturm auf Europas Kultur mit Waffen rüsten, die ihnen diese Kultur erst in die Hand gedrückt hat? Unmöglich darf die geschichtliche Tatsache, daß sich germanische Völker seit zwei Jahrtausenden die Entwicklung einander streitig machten, als ein verhängnisvolles Erbe auch für die Zukunft betrachtet werden. Dem widerstreben die Erfahrungen in der Geschichte selbst, dagegen wallt das Empfinden eines jeden auf, der nachdenklich und offenen Auges Ursache und Wirkung in der endlosen Kette der Völkerentwicklung verfolgt. Was in dem Auseinander- und Gegeneinanderarbeiten der germanischen Völker an Volkskraft und Kulturbesitz verloren gegangen ist, zeigt fast buchmäßig jede Seite ihrer Geschichte; was an Hemmungen der menschlichen Entwicklung zu verzeichnen ist, wird vielleicht nie in seinem ganzen Umfange dargelegt werden, weil wir nur die Erfolge, nicht aber die mit ihnen und unter ihnen laufenden

Volksenergien abmessen können. Nur die Gewinnseite aller Völker, die durch germanische Blutszufuhr wieder in die Reihe aktiver Nationen zurückkamen, läßt die Größe dieses Verlustes ahnen. Wie groß muß aber der Bestand an Kraft sein, wenn alle Einbußen nicht vermocht haben, die niemals rastenden Volkskräfte der germanischen Völker auch nur einen Augenblick zum Stillstand zu zwingen oder gar aus der Aufwärtsbewegung der Erdbevölkerung auszuschalten!

Freilich, die entscheidende Tat steht noch aus, bis sich gezeigt haben wird, ob die erwachenden Kulturen Asiens und Afrikas lebensfähig sind. Unaufhaltsam aber dämmert die Erkenntnis auf, daß die germanischen Völker einen Kulturbesitz haben, dessen Schwächung oder Verlust die Menschheit zu tragen hat; unwillkürlich macht sich die Vorstellung der gemeinsamen Interessen der germanischen Völker frei. Und unbewußt — weil sie gefühlsmäßig aufstrebt — gewinnt die Anschauung Raum, daß die zeitliche Unterdrückung der völkerverwandtschaftlichen Beziehungen niemals den großgermanischen Gemeinsamkeitsgedanken ertöten darf.

Dieser großgermanische Gedanke hat in den letzten Jahren tatsächlich an Gehalt gewonnen. Nicht in dem Sinne einer nach außen gerichteten Politik, die eine Vorherrschaft über andere Völker anstrebt, sondern mehr aus der Empfindung heraus, daß bei ungehemmtem Abfließen des Kulturbesitzes gerade dieser von den germanischen Völkern erworbene Besitz ernstlich bedroht ist. Denn was den europäischen Völkern die größte Entwicklungsmöglichkeit gab und was auch anderen Völkern ein Fortschritt war, wird für diese nicht nur eine Stütze in ihrem notwendigen wirtschaftlichen und politischen Kampfe gegen die europäische Kultur, sondern es muß sich zu einer Schwächung dieses Besitzes entwickeln durch das Gefühl des Schwindens der Überlegenheit. Weite Kreise der europäischen Bevölkerung, insbesondere aber in den Großstädten, stehen der eigenen Volkskultur nicht nur gleichgültig gegenüber, sondern trachten auch in blindem Eifer danach sie zu zerstören, um eine unbestimmte, niemals mögliche Allerweltskultur an ihre Stelle zu setzen. Je weniger Erfolge diese Bewegung erzielt, um so eifriger wühlt sie gegen den Boden, der sie trägt; je weniger sie aufbauen kann, um so stärker ist der Drang, alles hinwegzuräumen, was dem erträumten Ideal im Wege steht. Freilich wird durch diesen einseitigen Eifer nicht die Tatsache verhüllt, daß der asiatische oder selbst der romanische und slawische Gesinnungsgenosse seinen Volksgenossen viel näher steht als dem artfremden Theoretiker.

Heute sind viele schwach genug, fremden Einflüssen eine große Macht einzuräumen, wenn dabei auch mehr Worte als Werte gewonnen werden. Man übersieht dabei, daß jede Kultur das Erzeugnis bestimmter Voraussetzungen ist, die in dem Ursprungslande, der Bevölkerung und in vielen aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangenen Imponderabilien liegen; man will es — und oft gegen die eigne bessere Überzeugung — nicht anerkennen, daß jede Kultur zwar Einzelheiten abgeben, nie aber die Grundlage aufgeben kann, auf der sie gewachsen ist, es sei denn, daß ihre schlechten Früchte in den Abfällen großstädtischer Engräumigkeit treibhausartig emporwuchern ...

Es fehlt keineswegs an Anzeichen, die auf das Erkennen einer so großen Gefahr deuten. Trotz aller einander entgegenstehenden politischen Wünsche finden

sich die lateinischen, slawischen und germanischen Völker immer mehr in der Anerkennung einer Interessen- und Kulturgemeinschaft zusammen. Es tut dem keinen Eintrag, daß die Symptome dieser Erkenntnis zunächst nur in den vorübergehenden Wallungen der Zeitungspolemik zum Ausdruck kommen; in der Tiefe des europäischen Gemeinsamkeitsgefühles wächst das Verständnis für die Abwehr einer ungehemmten Verbrüderung mit außereuropäischen Rassen. Wie einen Fanfarenton wird man dereinst das Wort unseres Kaisers: ‚Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!‘ einwerten, wenn man später Schlagbäume gegen die überschießende Kraft Asiens und Afrikas aufgerichtet haben wird ...

Das ist ja auch die natürliche Lage, sie wird aber getrübt durch das Verhältnis einzelner germanischer Staaten zueinander. Wie mißtrauisch stehen sich englische und deutsche Anschauung über die gegenseitigen Entwicklungen gegenüber! Es ist das ein Mißtrauen, das zudem weniger der Schwäche als der Stärke entspringt, das aber das Verständnis für die artverwandten Ziele zum Teil verloren hat. Erst seit einem Jahrzehnt etwa haben sich die unklaren Vorstellungen über die Lebensnotwendigkeiten beider Völker in gegenseitigen Befürchtungen Bahn gebrochen, aber mit einer Hartnäckigkeit behauptet, die zu einer tiefaufwühlenden Entfremdung treiben muß, wenn nicht die starken Grundlagen der allgermanischen Kultur wieder völlig freigelegt werden. Sollte dies nicht möglich sein angesichts der Tatsache, daß die Größten unserer Kultur beiden Völkern angehören? Sollte die gegenseitige Entfremdung nicht wieder schwinden, wenn die Gleichheit der Anschauungen, die die Worte ‚deutsch‘ und ‚englisch‘ nur äußerlich mit anderen Marken versehen, auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens sich entfalten kann? Kein landfremder Dichter hat auf das englische Geistesleben eine so tiefe Wirkung ausgeübt wie Goethe, keiner die deutsche Kultur in dem Maße befruchtet wie Shakespeare. Dürer wird von den Angelsachsen geschätzt wie einer der Ihren, und es ist auch kein Zufall, daß der Deutsche Holbein d. J. ein halbes Menschenleben lang in England wirkte. Von Bach und Händel, der die größte Zeit seines Lebens jenseit des Ärmelkanals zubrachte, und der sein Grab inmitten der großen Toten der Westminster-Abtei gefunden hat, bis zu Richard Wagner, seit Byron und Dickens in Deutschland heimisch sind und Friedrich der Große seinen besten Schilderer in Carlyle gefunden hat, fluten die Beziehungen zu einer Kulturgemeinschaft zusammen, die in ihren einzelnen Wirkungen gar nicht mehr zu lösen sind. Der große Bahnbrecher der modernen Kunst, Gottfried Semper, gewann die Grundlagen für seine reformierende Tätigkeit in England, während die Angelsachsen Ruskin und Moore in steigendem Maße bei uns Verständnis finden. Ganz folgerichtig und aus dem innersten Wesen germanischen Lebens geflossen, dringt die englische Wohnkultur zu uns herüber und verdrängt die letzten Erinnerungen fränkischer Herkunft.

Der Schweizer Gottfried Keller gehört allen deutschsprechenden Völkern, während die tiefe Gedankenwelt eines Emerson die spitzfindige Logik eines Voltaire längst aus dem Sattel gehoben hat. Kants Philosophie und Schillers Idealismus haben Pate gestanden bei allem Guten und Schönen, was germanischer Geist seit einem Jahrhundert geboren hat. Und blicken wir nach Norden, wo altgermanischer Skaldengeist niemals aus seiner Bahn gewichen ist, da weht uns eine Stim-

mung entgegen, die eine stärkere Spur durch unsere Literatur gezogen hat als jemals eine andere. Der Schwede Oskar Montelius ist es, der in die tiefsten Schächte der germanischen Vergangenheit hinabgestiegen ist und ungeahnte Ausblicke auf den Einfluß dieser Zeit, selbst auf die antike Kultur eröffnet hat. Ein befreiender Luftzug weht seitdem durch die Wissenschaft, der immer kräftiger auf die Erkenntnis drängt, daß unsere Vorfahren vor mehr als zwei Jahrtausenden keineswegs rohe Barbaren, sondern im besten Sinne des Wortes Kulturträger waren, deren künstlerisches Erbe von den Deutschen Mohrmann, Haupt und dem Engländer George Baldwin Brown aus den Umschlingungen der römischen Kultur freigelegt wurde. Mit Überraschung, aber auch mit Genugtuung erkennen wir, daß viele Äußerungen der gegenwärtigen Kunst ganz unbewußt an die altgermanische Kunstüberlieferung anknüpfen. Blicken wir nur mit offenen Augen in unsere Vergangenheit, dann sehen wir, wie der jüngst ins Grab gesunkene Karl Rhamm es nachgewiesen hat, daß die Wohngewohnheit der Urzeit noch heute in dem sächsischen und alemannischen Bauernhause und in dem nordischen und englischen Hallenhause weiterwirkt; mit staunendem Auge entdecken wir, wie dasselbe Haus aus den verschütteten Ruinen Griechenlands wieder ans Tageslicht tritt, oder schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung siegreich den ganzen Osten Europas erobert hat. Von den gesunden Grundlagen dieser Überlieferung zeugt es, daß die altgermanische Dorfverfassung, wie sie von dem Angelsachsen Seebohm, den Deutschen Hansen, v. Maurer und Meitzen der Kenntnis erschlossen wurde, das gesamte politische Leben der germanischen Völker durchdrungen hat ...

Man könnte aus den verhängnisvollen Ereignissen der Geschichte der germanischen Völker den Schluß ziehen, daß das Erkennen der gemeinsamen Interessen erst erfolgt, wenn die gegenseitige Stärke durch Waffengewalt entschieden ist. Denn von den Markomannen-, Alemannen- und Sachsenbünden bis zu dem Bruderkampf von 1866 ist der Gemeinsamkeitsgedanke erst in einem Kampfe geboren, bei dem fremde Völker nicht nur Zuschauer, sondern häufig auch Teilnehmer waren. Von außen kommende Wünsche und Hoffnungen haben die Entscheidung herbeigeführt; von hier aus ist immer wieder das Mißtrauen gesät worden, wenn sich die Interessengegensätze auszugleichen schienen. Ist der Bruderkampf wirklich der ewige Fluch germanischer Vollkraft? Politisch gesehen möchte es so scheinen; aus den Kämpfen wuchs indessen doch immer wieder das Vertrauen zur Zusammengehörigkeit auf, das durch die Geistesarbeit der hervorragendsten Geister der germanischen Welt unaufhörlich vorbereitet war ...

Reisen, Freundschaftsbeteuerungen werden indessen die Entwicklung der Gegensätze nicht aufhalten, wenn nicht auch in der Volksseele die Ahnung aufflammt, daß *Größeres und Erhabeneres für die Menschheit auf dem Spiele steht, als ein zeitlicher Ausgleich.* Ein starker volklicher Wille, der die materielle Kultur nur als Grundlage geistiger und nationaler Güter anerkennt, muß die Fäden spinnen von Volk zu Volk, und damit auch die materiellen Wünsche auf eine höhere Stufe stellen.

Die Kräfte, die das Gemeinsame der germanischen Kultur gefährden, die zuletzt selbst jede Kulturarbeit aufhalten, ziehen ihre Nahrung aus dem *Mate-*

rialismus, der der Vergangenheit der germanischen Völker widerspricht, der sich rücksichtslos an die Spitze drängt und unsere ganze geistige Kultur auszuhöhlen sucht. Das treibt, wie wir es täglich vor Augen haben, zur Mißachtung der geistigen Güter und läßt diese nur so weit gelten, wie sie den materiellen Wünschen nicht widerstreben. Mit dem Materialismus strömen fremde Anschauungen in die seelenlosen Volkskörper, die den Zusammenhang der germanischen Kultur lockern und politische Staatsgebilde von rein äußerlichen Formen zu bilden suchen. ...

Wer nicht gefühlsmäßig die schleichende Zersetzung der männlichen Bestandteile der germanischen Kultur wahrnimmt, wer weder für die Lebensnotwendigkeiten der germanischen Ideale Sinn hat, noch auch das zinsentragende Kapital einer germanozentrischen Kultur für die Menschheit einzuschätzen vermag, den können die von ihrem Volkstum aus berechtigten und entwicklungsfähigen Kulturenergien der Romanen und Slawen belehren. Bei aller gelegentlich zum Ausbruch kommenden Abneigung, selbst bei den scharfen, oft zum Kriege drängenden politischen Gegensätzen sind beide Völkerfamilien weit mehr als die Germanen durch das Bewußtsein einer gemeinsamen Abstammung gebunden. Immer zielsicherer und nachhaltiger drängen sie zu einem Zusammenschluß, der nicht am wenigsten in der Erkenntnis wurzelt, daß ihre Kultur als Arbeitserzeugnis ihrer besten Söhne ein unausschaltbarer Faktor in der Menschheitsentwicklung ist.

Auch bei den Germanen wird diese Erkenntnis eines Tages zu einem Grundsatz ihrer nationalen Politik geworden sein — vielleicht aber erst, wenn der Ansturm artfremder Rassen oder ihrer Kultur den Chor selbstsüchtiger, kurzsichtiger Einzelwünsche gewaltsam zum Schweigen gebracht hat. Geschlechter können darüber ins Grab sinken, hinter denen aber eine materialistische, mindestens stark vermischte Weltanschauung steht, die für die eigene Volksvergangenheit nur noch ein antiquarisches Interesse hat, die nicht mehr die Fähigkeit besitzt, sich als einen vollwertigen geistigen Einsatz für die Zukunft der menschlichen Kultur einzustellen. Gewiß ist eine Verzagtheit nicht angebracht; die Lebensbejahung der besten Söhne Germanias wird in solchen Zeiten der Not auch die Trägsten und Blindesten aufrütteln und mitreißen in den Kampf um die höchsten Ideale der Menschheit, um das Recht elementarster Empfindungen, um Sprache, Geist und Kultur. Gewiß wird aber auch in einer fernen Zukunft auf der Erde einmal der Würfel rollen um die Kultur im engeren Sinne, wie schon einmal, als die Welt verweichlichter Genüßlinge vor dem Sturm aus dem germanischen Norden zusammenbrach. Aber damals stand einem vergreisten Volke eine gesundheitsstrotzende Volksjugend gegenüber, die für die Zukunft nicht so sicher ist, wenn wir nicht mehr die Mittel finden, dem schleichenden Gifte materieller Weltanschauung entgegenzutreten ..."

* * *

Selbst in Deutschland begegnet man vielfach noch ganz verkehrten oder abenteuerlichen Vorstellungen vom Wert und Wesen deutscher Kulturarbeit und den Mitteln, mit denen sie geschaffen wurde. Man erwäge nur die eine Tatsache, daß von den 65 Millionen Bewohnern allein des gegenwärtigen Deutschen Reiches

mehr als 27 Millionen in Gebieten wohnen, die vor tausend Jahren noch keine deutsche Heimstätte hatten. Die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, — ich folge hier einem Vortrage des Professors Dr. Dietrich Schäfer auf der letzten Jahresversammlung des Vereins für das Deutschtum im Auslande, „sind auf Kolonialboden erwachsen, und das gleiche gilt von der Macht des Hauses Wettin, die durch Jahrhunderte wetteifernd neben ihnen stand. Von den drei deutschen Millionenstädten liegen die beiden größten, Berlin und Wien, auf Kolonialboden, und die dritte, Hamburg, nahe der Grenze, die dem Deutschtum vor tausend Jahren noch gesteckt war. Das gleiche, wie von Wien und Berlin, gilt von dreien unter den fünf Halbmillionenstädten des Deutschen Reiches, von Breslau, Dresden und Leipzig. Faßt man die Gesamtheit der in Mitteleuropa wohnenden Deutschen ins Auge, so ergibt sich, daß die Hälfte von ihnen Boden bewohnt und Fluren bebaut, die von den Vorfahren ostwärts ihrer ursprünglichen Sitze gewonnen worden sind ...

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, wie diese Errungenschaften zustande kamen. Immer und immer wieder tönt uns die Antwort entgegen: Das verdanken die Deutschen ihrer Kriegerkraft; sie wurden Herren, weil sie ihre Feinde zu Dienern machen konnten. Die Redewendung, daß man behaupten müsse, was das Schwert der Väter errungen habe, ist fast zu einer stehenden geworden. Es ist erklärlich, daß das Ausland, im Westen wie im Osten, diese Auffassung sich gern zu eigen gemacht, zum Teil zuerst vertreten hat und kräftig verficht. Sie dient tagtäglich noch als Hetzmittel gegen uns. Daß sie aber in Deutschland gedankenlos nachgebetet wird, ist schwer zu verstehen und kann nicht scharf genug getadelt werden. Vielleicht geschieht es im Zusammenhang mit der Tatsache, daß unser geschichtliches Interesse noch ganz überwiegend west- und südwärts orientiert ist, nach den Richtungen, von denen her wir empfangen, nicht nach denen, wohin wir gegeben und erworben haben. Die sinnlose Phrase vom ‚Zug nach dem Westen', die wohl geeignet ist, unter Umständen eine Pariser Reise zu rechtfertigen, aber geschichtlichen Erkenntniswert nicht besitzt, spielt vielleicht auch mit. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hat unser geschichtliches Handeln, soweit es dauernde Erfolge errang, solche im Osten geerntet. Die Sprachgrenze, wie sie sich im Westen damals herausbildete, ist bis heute, von unwesentlichen Änderungen abgesehen, die gleiche geblieben. Ich möchte das hier, gegenüber so oft auftauchenden gegenteiligen Behauptungen, stark betonen, auch nicht weniger nachdrücklich hervorheben, daß die Verschiebungen, die stattgefunden haben, ziemlich ebensosehr zugunsten des Deutschtums wie des welschen Wesens sich vollzogen. Auch die ebenfalls so oft gedankenlos nachgesprochene Behauptung von der besonderen Neigung des Deutschen, seine Sprache und Volksart aufzugeben, hält näherer Betrachtung nicht stand [gilt nur für die ältere deutsche Geschichte. D. T.]; sie entstammt gewissen Erfahrungen des Bedientenzeitalters unserer Geschichte. Wer sie bis in die Anfänge unseres staatlichen Werdens rückblickend verfolgt, der wird innewerden, daß eine unendliche Fülle von Tatkraft nicht nur, sondern auch von Selbstbewußtsein notwendig war, um zu erreichen, was keiner andern abendländischen Nation auf Europas Boden möglich war: die

Erweiterung des Besitzes auf das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs. Fragt man aber nach der Lösung des Rätsels, so gibt das Motto, das einer unserer tüchtigsten Forscher auf dem Gebiete der ostdeutschen Kolonisation seiner Erstlingsarbeit voransetzte: ‚Nicht das Schwert des Ritters, sondern der Pflug des Bauern eroberte das Land‘, zwar nicht eine erschöpfende, aber eine zugleich richtige und knappe Antwort.

Es wird Ihnen gegenüber der Behauptung, daß die ostdeutsche Kolonisation ein Friedenswerk war, vielleicht die Bemerkung auf den Lippen schweben: ‚Aber das Ordensland Preußen! Haben dort die deutschen Ritter nicht durch einen langen, blutigen Krieg die ursprüngliche Bevölkerung fast vernichtet?‘ Die Tatsache ist richtig; aber wie vollzog sie sich? Der Orden kam, zu Hilfe gerufen von den Polen, die ihr Land nicht zu decken vermochten gegen die Angriffe der unruhigen und kriegstüchtigen heidnischen Nachbarn. Daß dann der Orden den Lohn seiner Taten für sich nahm, nach vollbrachtem Werk sich nicht wieder heimatlos machte, können ihm doch vernünftigerweise auch die Polen nicht zum Vorwurfe machen. Aber, hört man weiter sagen, der Orden hat dann 1310 durch Besitzergreifung des Landes links der Weichsel, Pommerellens, auch polnischen Boden sich zu eigen gemacht. Wohl! Aber er hat das getan, als die deutsche Einwanderung dort unter Leitung der angestammten Herren, der pommerellischen Fürsten, deren Stellung auch keineswegs einfach mit polnischem Besitzrecht identifiziert werden darf, schon längst begonnen hatte, und irgendwelche Gewalt ist weiterhin bei der fortschreitenden Germanisierung des Landes nicht von ihm angewandt worden. Er stieß hier nicht auf einen Widerstand, wie ihn die lettischen Preußen geleistet hatten.

Und das eben ist nun das Bezeichnende, was beharrlich übersehen wird, weil man versäumt, den Blick auf das Ganze zu richten, daß nämlich die gesamte Ausbreitung des Deutschtums nach Osten mit der einzigen Ausnahme des Ordenslandes und einiger mitteldeutscher Landstriche unter der Führung der angestammten einheimischen Herrscher erfolgt ist. Die mittelalterlichen Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn, das Großfürstentum Litauen und die anstoßenden kleinrussischen Fürstentümer umfaßten das ganze, große Gebiet von Danzig bis Belgrad und von Pilsen und Agram bis Kjew und Wilna, Landstriche, in ihrer Gesamtheit mehr als doppelt so groß wie das gegenwärtige Deutsche Reich, in denen heute gegen 12 Millionen Deutsche ihre Wohnsitze haben. Das Schwert ist aber nie und nirgends gezogen worden, um deren Vorfahren dort heimisch zu machen. Sie sind dorthin gekommen, gerufen von den einheimischen Königen und Herrschern, die mit vereinzelten Ausnahmen nicht deutschen Ursprungs waren, oder von den Grundherren, die sich wie ihre Herrscher von den ländlichen und städtischen Siedelungen der Fremden Vorteil versprachen. Die Kriege, die zwischen deutschen Fürsten und den polnischen, böhmischen, ungarischen Herrschern geführt worden sind, haben schlechterdings gar nichts zu tun mit der deutschen Einwanderung; sie haben, wie die Kriege mit sonstigen Nachbarn, andern Zwecken gedient. Die Einwanderung ist von den einheimischen Gewalten



ohne jede deutsche Machtäußerung gewünscht, veranlaßt, gefördert worden; verbriefte Zusagen haben die Geladenen willig gemacht. So kann man gegenüber heutigen polnischen, tschechischen, madjarischen Anmaßungen mit gutem Grunde darauf bestehen, daß der deutsche Bewohner jener Lande an dem Boden, den er bewohnt und bebaut, genau dasselbe Anrecht hat wie sein Polnisch, Tschechisch, Madjarisch oder sonst eine Sprache redender Landsmann, daß die Stadt, die er von der Väter Zeiten her bewohnt, ihm in gleicher Weise Heimat ist wie diesem. In der erdrückenden Mehrzahl der Fälle hat er den Acker, den er bebaut, einst aus dem Waldland gerodet oder durch Trockenlegung von Sümpfen urbar gemacht.

Es liegen beträchtliche, ehemals slawische Gebiete zwischen der Westgrenze der genannten Reiche und der deutsch-slawischen Sprachgrenze des 9. und 10. Jahrhunderts. Ihre Bewohner sind zum großen Teil unter die Herrschaft deutscher Fürsten gekommen, doch auch keineswegs immer durch bloße rohe Gewalt; der Verlauf der Germanisierung ist dann aber auch hier ein durchaus friedlicher. In einem sehr wesentlichen Teil dieser Lande, in ganz Mecklenburg und Pommern, ist sie auch wieder unter einheimischen Fürsten erfolgt, die hier, wie in Schlesien, selbst deutsch wurden. An die Stelle der Oberherrschaft, die Heinrich der Löwe diesen Fürsten mit Waffengewalt aufgezwungen hatte, ist nach seinem Tode deren Selbständigkeit getreten. Die sächsische Herzogsgewalt hat die Rechte des Löwen wohl noch beanspruchen, nicht aber mehr üben können. Die angestammten Herren konnten in ihren Ländern schalten und walten wie jeder Reichsfürst. Als deutscher Fürst lenkt ein Nachkomme Niklots noch heute Mecklenburg ..."

* * *

Wahrlich, heilsam ist's, einmal den Blick aus der kleinlichen Enge unseres politischen Alltags auf die großen Horizonte unserer Vergangenheit zu lenken.

Und uns an ihr aufzurichten!

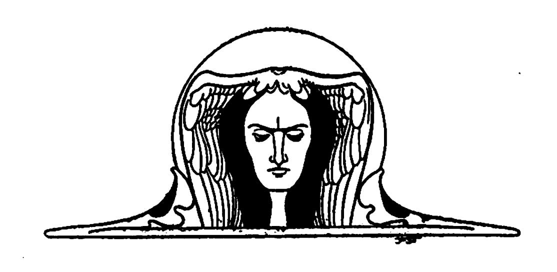
Denn es ist eine falsche, undeutsche Lehre, daß unser neu geeintes Reich der Inbegriff aller weltpolitischen Weisheit, letzte und höchste Erfüllung deutschen Wesens sei. Deutscher war Deutschland wohl früher, als es noch nicht „geeint", aber Weltreich war, als der Deutsche Kaiser „der" Kaiser war. In so kläglichen Zuckungen auch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation endlich verröcheln mußte, es war nicht immer ein Popanz und Kinderschreck, es hatte — wie oft! — die größte Macht der mittelalterlichen Welt in ihren Grundfesten erzittern lassen — das römische Papsttum. Und wenn gerade diesen Italienzügen der schulbuchgeschichtliche Fluch aufgeklebt ist, daß sie eitles Beginnen gewesen, nur unnützes Blut gekostet und heillose Verwirrung im Reiche hinterlassen hätten, so kann nur ein Geschlecht, dem der Nutzen sein Gott ist, das herrlich Heldenhafte, Heroische in der gewaltigen Staufertragödie nicht sehen. Als kluge, nüchterne Rechner sind ihnen die Hohenzollern gewiß überlegen, an Glanz und Wuchs können sie sich mit den Hohenstaufen nicht messen. Gibt es denn im heutigen Deutschland nur diesen einen Maßstab des Nutzens und Erfolges, keinerlei andere Werte?

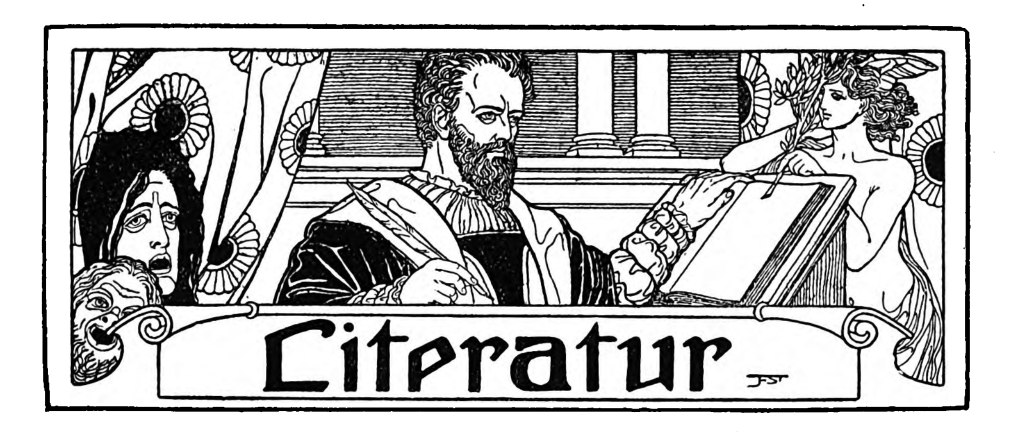
Ohne damit ein Urteil verbinden zu wollen: ein größerer Zug liegt denn doch wohl in jenen Kämpfen um die Weltherrschaft, als in den familiären Katzbalgereien

der Markgrafen mit ihrem aufsässigen Adel (der aber in seinem Rechte saß) auf märkischem Sande. Jene Zeit der alten Kaiser war es, wo das deutsche Schwert aus der Scheide flog, wann immer in der Fremde der deutsche Name beschimpft wurde ...

Nein, es ist nicht an dem, daß der Deutsche allezeit nur beflissen gewesen wäre, fremden Machthabern aus der Hand zu fressen, aus der eigenen Haut in eine fremde zu schlüpfen; daß er nur Sinn gehabt für den Nutzen, das Geschäft; daß er vor jedem Erfolghabenden auf den Knien gelegen und nur den geringeren Bruder getreten hätte. Wieviel ungebrochene, überschäumende Jugendkraft, heldische Kühnheit, trotziges Selbstbewußtsein mit tiefster Treue gepaart; wieviel Zartheit, Güte und Großmut; wieviel Ehrfurcht vor dem Göttlichen neben vorwärtsstürmendem Erkenntnisdrang und furchtloser Wahrhaftigkeit; wieviel Liebe zur Natur, zur Heimat, zur Scholle, und doch dies Hinaussehnen in die Ferne: wieviel — Gotteskindschaft in unseren viel gerühmten, viel gescholtenen, selten doch mit verständnisgroßen Augen erschauten Altvordern!

Gedenke, daß du ein Deutscher bist! Nicht nur Vorgesetzter oder Untergebener, Kapitalist oder Arbeiter, Inhaber dieses Ranges oder Träger jener Uniform, Mitglied dieser oder jener Partei, dieser oder jener Klasse, Kaste, Clique, — nein, Deutscher, zuerst Deutscher! Und auch nicht nur Katholik oder Protestant, sondern auch hier Deutscher, zuerst Deutscher! Denn nie kann das Bekenntnis zu einer Religionsgemeinschaft die Treue zu einer Volksgemeinschaft lösen; tut es das dennoch, dann ist es keine religiöse Bekenntnisfrage mehr, sondern eine politische Machtfrage, also ganz gewöhnliche Fälschung, Schwindel. In unseren Tagen sind solche Mahnungen nicht überflüssig, wo der unselige deutsche Kastengeist wieder Blüten zeitigt, wie man sie nicht mehr für möglich halten sollte, wo man eifrig am Werke ist, den Frieden der religiösen Bekenntnisse zu untergraben und nach erprobter alter Übung Deutsche gegen Deutsche zu hetzen, weil ihnen ja auf andere Weise doch nicht beizukommen ist. Da möchte man wahrlich Thors Hammer entleihen, um seinem so leicht übertölpelten Volke das Deutschgedenken in die spröde Stirn unvertilgbar einzuhämmern.





Ulrich von Lichtenstein

Von Hans Zimmer

Eine steirische Burg im oberen Murtal mitten im Maienzauber des Jahres 1224. Auf keckem Felsenvorsprung hebt sie sich, eine Insel, über das grüne Meer weit ausgedehnter Wälder, deren starker Harzduft emporsteigt zu dem jungen Ritter oben im Fenster. Dreiundzwanzig, vierundzwanzig — älter ist er gewiß nicht. Er blickt und lauscht in die sonnige Landschaft, er atmet tief und voll Wohlbehagen, ein glückliches Lächeln liegt auf seinen Zügen, und halblaut spricht er zarte, anmutige Verse vor sich hin, die Lenz und Liebe, Jugend und Dichtergabe ihm in die Seele gelegt:

„In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein,
Auf der Aue Blumen schöne
Blühen gen des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Mut.
Im Gedanken ihrer Güte,
Die mir reich macht mein Gemüte,
Wie der Traum dem Armen tut."

Dreißig Jahre später sitzt derselbe Ritter in demselben Fensterbogen, aber diesmal ist sein Antlitz nicht zu der nahen und fernen Landschaft gekehrt, sondern zu dem tonsurierten Herrn im schwarzen Gewande, dem er — Schreiben und Lesen hat er nach der Sitte der Zeit nicht gelernt — eine lange Kette holpriger und steifer Verse in die Feder diktiert. Aus diesen gequälten Versen wird nach und nach ein dürres, ödes, umfangreiches Buch, dessen trockener Berichterstatterton schlecht übereinstimmt mit den phantastischen Unternehmungen, die es berichtet. Es erzählt, verflochten mit ein paar Liebesbriefen in Reimen und mit den glücklicher gelungenen Liedern jener poetisch fruchtbareren Jugendzeit, den „Frauendienst" seines Verfassers. Schon als Knabe, als er noch die „Gerte ritt", hat dieser Mann sich der konventionellen Verehrung einer hochgestellten Dame gewidmet und begeistert das Wasser getrunken, in dem sie die Hände gewaschen. Als er im Anfang des dritten Jahrzehnts seines Lebens die Ritterwürde empfangen, beschloß er, ein Spiegel des Minnelebens zu werden, und es begann eine Reihe humorloser Donquichoterien, abstruser Sentimentalitäten, chevaleresker Verbohrtheiten: die

kahle Alltäglichkeit des Lebens sollte sich zum Romane gestalten. Mit allen Qualen mittelalterlicher Chirurgie ließ sich der junge Liebesheld von einer Hasenscharte befreien, die seiner Dame mißfiel, höchst eigenhändig hackte er sich einen Finger herunter, von dem die Verehrte glaubte, er hätte ihn längst in ihrem Dienste verloren, als König Mai gekleidet turnierte er 1224 in Friesach, ein paar Jahre danach erhob er sich mit großem Troß zu Mestre im Venezianischen als Venus, aufgeputzt mit langen Zöpfen und angetan mit prächtigem Frauengewande, zu einer langen Turnierfahrt, bei der er täglich zu Ehren seiner Herrin eine Anzahl Speere verstach und an sattelfeste Gegner goldene Ringe verteilte. Über Kärnthen und Obersteiermark ging der wunderliche Zug nach Niederösterreich bis an die mährische Grenze, die am 27. Mai 1227 erreicht wurde. Ein großes Turnier, am 30. Mai, dem Pfingstmontag, zu Klosterneuburg ausgefochten, machte den Schluß.

Dieser Mann war ein Narr, und Herzog Friedrich II. von Österreich tat ganz recht daran, einen zweiten, ähnlichen Zug, den der Ritter 1240 in der Glanzrolle des Königs Artus unternahm, etwas unsanft zu beenden!

O nein! Ulrich von Lichtenstein war vielmehr ein ungewöhnlich tätiger und kraftvoller, schlauer und zielbewußter Mann, ein Diplomat, ja mehr: ein wirklich bedeutender Politiker; Rührigkeit, Weltklugheit, Geschäftsgewandtheit, wenn es sein mußte, auch Rücksichtslosigkeit, zeichneten ihn aus vor Hunderten seiner Standesgenossen. Um die Wende des 12. und 13. Jahrhunderts geboren, am Hofe des Markgrafen von Istrien in allen ritterlichen Fertigkeiten geübt, trat er mit neunzehn oder zwanzig Jahren das Erbe seines Vaters Dietmar an, sorgfältig darauf bedacht, es zu bewahren und zu vermehren. Rasch gelangte er zu einflußreichen Ämtern, war schon 1241 Truchseß der Steiermark, wurde von Herzog Friedrich dem Streitbaren mit wichtigen Missionen betraut und trat, als in der herrenlosen Zeit nach der unglücklichen Leithaschlacht von 1246 der steirische Adel selbst im Lande zu walten und das Recht zu finden hatte, bald an die Spitze seiner Genossen. Fünf Jahre danach leitet er eine Bewegung der steirischen Landesherren gegen die ungarische Herrschaft unter Bela, später unter Stephan, und als die Ungarn endlich wirklich vertrieben wurden, war dies zum guten Teile *sein* Werk. Den Gipfel seiner politischen Laufbahn erreichte er 1272, drei oder vier Jahre vor seinem Tode, mit seiner Ernennung zum Landesmarschall und Landesrichter der Steiermark unter König Ottokar.

Wie sollen wir uns diese Zwiespältigkeit im Leben und Charakter Ulrichs erklären? Die Wissenschaft hat sich damit begnügt, sie festzustellen und zu verzeichnen: psychologische Vertiefung und Streben nach lebendiger Menschenerfassung möchten dagegen versuchen, das Rätsel zu *lösen*. Wir erinnern uns, daß Ulrich *beschloß*, ein „Minnespiegel" zu werden: warum sollte dieser energische Mann, als ihm einige Jugendlieder gelungen waren, nicht auch kalt und nüchtern beschlossen haben, ein Dichter zu werden? Wir wissen von einem englischen Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, daß er dies tat, und wir wissen von ihm auch, aus welchem Motiv er es tat: brennender Ehrgeiz war dieses Motiv. Benjamin Disraeli-Beaconsfield wußte — auch in seinem „Contarini Fleming", seiner „psychologischen

Autobiographie", spricht es sich deutlich aus —, als er ins öffentliche Leben zu treten bereit war, nichts als das eine: er wollte berühmt werden um jeden Preis. Konnte ihm die Politik, konnte ihm die Romanschriftstellerei dazu verhelfen? Er schwankte in seiner Entscheidung, seine Neigung freilich gehörte mehr der Politik; nur wenn in dieser seine Kraft versagen sollte, würde ihn die Dichtung emportragen müssen zu der Höhe des Lebens, zum Vollgenuß des Ruhmes — aber Erfolg haben, Aufsehen erregen, von sich reden machen wollte er auf jeden Fall, so oder so.

Die Parallele mit Ulrich von Lichtenstein liegt auf der Hand: die sicher bekannten Tatsachen aus dem Leben Disraelis erhellen mit einem Schlage die Verwirrtheit der psychischen Verhältnisse bei Ulrich. Politik und Dichtung — Disraeli trieb schließlich die eine, ohne die andre zu lassen: er schrieb seine zahlreichen Romane, und er wurde 1868 Premierminister von England, wie Ulrich seinen „Frauendienst", sein lehrhaftes „Frauenbuch", seine Lieder schuf und in der Steiermark der Erste ward nach dem König.

Für beide war die Dichtung nur ein wichtiges, aber doch minder wichtiges Mittel zum Zweck der Befriedigung ihrer Ruhmesgelüste; mußten sie in der Praxis des Lebens einmal wählen zwischen Politik und Kunst, zwischen realer Welt und idealer, so siegte bei beiden unfehlbar die erste, und wo im Tatensturm der Politik der volle Lorbeer zu brechen war, bedurfte es nicht des schmäleren Reises des Dichters oder komödiantenhafter Minnefahrten.

Denn wir wissen es: auch Ulrichs im „Frauendienst" geschilderte Abenteuer sind zum Teil — aber nicht die oben erzählten — erdichtet. Wie Ulrich, abgesehen von seinen ersten, duftigen, natürlich empfundenen Liedern, auch als Lyriker nur Virtuos war, sich immer vor Zuhörern dachte, diese stets anredete, ihnen immer mit wichtigtuender Geste ostentative und effektvolle Mitteilungen aus seinem sorgfältig konstruierten Innenleben machte, so hat er auch in seinen episch-didaktischen Werken nicht bloß unter der Einwirkung der höfischen erzählenden und lehrhaften Dichtung seiner Zeit gestanden, sondern auch hier die Wahrheit h i n t e r die Wirkung gestellt: auch der schmachtende Troubadour Ulrich war nur der ehrgeizige Ruhmjäger Ulrich.

So bleibt uns von ihm als Mensch nur der Politiker, als Dichter nur der Lyriker seiner frühesten Zeit. Aber wie jener glanzvoll in der Geschichte seines Landes weiterlebt, so dieser in der Literatur und — Musik. Im Jahre 1830 saß an einem gotischen Spitzbogenfenster eines stattlichen Hauses in Venedig ein junger deutscher Komponist mit feinem, schmalem Gesicht an einem einfachen Mahagonitischchen, schaute versonnen hinaus auf den Kanal und schrieb dann, leise vor sich hinsummend, auf ein vor ihm liegendes Blatt Notenpapier die holde Weise:

In dem Walde süße Töne singen kleine Vögelein ...

Dieser Tondichter war Felix Mendelssohn-Bartholdy.



Mein Buchhändler

Ich bekam neulich ein Schreiben von einem Berliner Amtsgericht, in dem ich las: „Über das Vermögen des Herrn N. in Firma N. ist das Konkursverfahren eröffnet. Alle, die zur Masse etwas schuldig sind, usw.“ Briefe von Gerichten sollen ja selten den Empfängern reine Freude bereiten, dieser machte mich betroffen, nein, geradezu betrübt. Mein Buchhändler in Konkurs! Es war zu Ende gegangen mit diesem guten, alten, in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegründeten Berliner Geschäft!

Ich habe Herrn N. nie gesehen und dennoch stets Achtung und Sympathie für ihn gehegt. Wie pünktlich, wie liebenswürdig ist er unausgesetzt in den zehn Jahren unseres Verkehrs gewesen! Durch ihn wurde mir der Begriff „Kulturträger“ verständlich. Eine Postkarte an ihn, und nach zwei Tagen traf in der östlichen Provinzstadt, in der ich lebe, ein in München oder Leipzig, Paris oder Stockholm verlegtes Buch ein. Er schickte mir die umfangreichsten Ansichtssendungen, die interessantesten Probehefte, er war rührend aufmerksam. Und so geduldig! Ich hatte einen Kredit bei ihm, dehnbar wie Kautschuk, nie berechnete er mir Paketporto, mochte ich mir in drei Wochen auch sechsmal je zwei Bücher kommen lassen. Was in aller Welt mochte nur das Geschäft dieses wahrhaft noblen Kaufmanns zugrunde gerichtet haben? Unordentliche Buchführung vielleicht, wilde Börsenspekulationen, Wetten, kostspielige Diners, enorme Toilettenrechnungen seiner Gattin? Ach, ich weise alles ab und will lieber meine Vermutung aussprechen, daß die Gründe zu diesem Geschäftsniedergang anderswo liegen, und zwar in der unverbesserlichen Eigenheit des großen deutschen Publikums, so wenig Bücher zu kaufen. Es ist hierüber schon so oft geklagt worden, aber es scheint, als ob es in den breiten Kreisen unseres Volks — und die sind es doch hauptsächlich, von denen das Bestehen des Kaufmanns, selbstverständlich auch der Bücherlieferanten abhängt — gar nicht besser mit dem wird, was ich den Willen zum Buch nennen möchte.

Man sehe sich einmal die Bücherschränke oder -bretter der deutschen Durchschnittsfamilien an. Im obersten Fach — natürlich! — verschiedene Gesamtausgaben von Klassikern, steif gebunden und nie heruntergenommen. Dann Fachliteratur des Mannes, vielleicht das Konversationslexikon, und endlich, wenn man sich nach dem umsieht, woran man denkt, wenn man „die Bücher“ sagt, entdeckt man in einer Ecke zusammengepfercht ein paar achtlos aneinandergereihte Bände. Manchmal, selten, ist etwas Gutes darunter, dann ist es oft geschenkt worden, meistens besteht der stolze Besitz lediglich aus Sensationsschmökern, Reisebüchern und Bahnlektüre. Das Wertlose, wahllos vereint, nichts von dem Bestreben, bedachtsam eine der Persönlichkeit entsprechende Bibliothek anzulegen und weiterzuführen. Bücher kauft der richtige Deutsche trotz aller in den letzten Jahren durchgemachten Wandlungen immer noch nur zu Weihnachten, und da nur für andere, wenn ihm nichts anderes einfällt. Man gibt sein Geld lieber für Sichtbareres aus, wünscht sich auch solches. Ich denke an den Geburtstagstisch einer reichen jungen Frau, den ich vor kurzem sah. Schweres Silber gab es da und prachtvolles Kristall, schöne Schmucksachen glänzten und feine Spitzen, und in all dieser Herrlichkeit lag ein einziges unscheinbares, braunes Bändchen: „Ibsens gesammelte Werke“ zum Preis von einer Mark fünfzig! Fragen wir solche Bekannten, warum sie keine Bücher kaufen, so hören wir: „Das ist ja hier nicht nötig, es gibt eine so gute Leihbibliothek am Ort.“

Ja, die Leihbibliothek, sie ist so billig, so bequem, man benutzt sie fleißig und freudig. Aber wie gesundheitsgefährlich auch das Lesen der von Hunderten benutzten Bücher ist, daran denken in unserem hygienischen Zeitalter immer erst sehr wenige. Ich kannte eine Dame, die sich auf die Reise stets eigenes Trink- und Waschgerät aus Gummi sowie den Inhalt eines halben Wäscheschranks mitnahm, weil sie sich vor den Hotelsachen ekelte, und die doch ohne Zittern und Zagen die abgegriffensten geliehenen Bücher las. Der einzige Roman aus letzter

Zeit, von dem ich weiß, daß selbst eingeschworene Abonnenten der Leihbibliothek ihn kauften, weil sie ihn dort nicht rasch genug erhielten, war — „Das gefährliche Alter“.

Die beliebte Behauptung, daß ein großer Bücherbesitz bei Umzügen gar zu lästig — als ob die schweren, sonst aber so anspruchslosen Bücher schwieriger zu befördern wären, als eine Gaskrone, eine Marmorbüste etwa! — kann eben so wenig standhalten wie die, daß das Bücherkaufen bei den heutigen teuren Zeiten ein unerschwinglicher Luxus sei. Es ist ja wahr, daß der Lebensunterhalt jetzt recht kostspielig ist, aber wenn man sich die Welt, die ich im Auge habe, ansieht, die sich gern die gute, ja die gebildete, nennt, diese ganzen ungeheuer weiten Bürgerkreise mit ihren Ausstrahlungen nach oben und unten, so muß man finden, daß sie trotz aller Steuern und Teuerungen ganz vergnüglich weiterlebt, sich nährt, sich putzt. Für Dinge wie eine Autofahrt, die Zulaßkarte zum Aufstieg eines Luftballons, ein Fäßchen Kaviar, zahlt man ohne Wimperzucken das Drei- und Sechsfache des Betrags, den ein Buch kostet. Wo findet man den Zuschnitt des Haushalts, die Geselligkeit, vereinfacht, wo hört man, daß Delikatessenhändler, Schnapsbrenner trotz aller Abstinenzbestrebungen, daß gewandte Konfektionäre bankrott gehen? Sagt beim Einkauf eines Möbels, eines Porzellan- oder Kleidungsstücks der Kaufmann nachsichtig und herablassend: „Nun, es wird Ihnen doch nicht auf diese kleine Differenz ankommen!“ so bleibt selten einer fest, nein, man zahlt, seufzend vielleicht, doch getröstet von dem Bewußtsein, sich einer Notwendigkeit gebeugt zu haben. Aber drei bis sieben Mark für ein Buch ausgeben — man kann heute sogar noch billiger meisterlich ausgestattete Bände haben — das ist verschwenderisch, töricht, beinahe anormal.

Die Deutschen erfüllt es von Zeit zu Zeit mit großem Stolz, wenn reisende Ausländer erklären, daß Berlin die sauberste und modernste Stadt Europas sei, daß der Betrieb auf unsern Bahnen, in unsern Fabriken usw., sich durch unübertreffliche Schnelligkeit und Zuverlässigkeit auszeichne. Solche Lobsprüche gehen dann durch alle Zeitungen. Noch nie aber habe ich gelesen, daß ein Fremder staunende Anerkennung über deutsche Hausbüchereien geäußert. Irgendwo auf dem Lande in Schweden sah ich einmal bei einem einfachen Gärtner zwei Wände seines Wohnzimmers von großen Bücherregalen bedeckt, in einem unbedeutenden dänischen Gasthaus fand ich den Wirt im Besitz einer Sammlung von etwa vierhundert Büchern. Wie selten trifft man bei uns, auch bei sozial viel Höherstehenden, solchen Reichtum. Haben wir aber das Recht, uns ein Kulturvolk zu nennen, ehe es nicht allgemein ein unabweisbares Bedürfnis geworden ist, den Trank für unsern Geist aus Schalen zu trinken, die für immer unser eigen sind, und denen, die uns Führer sind, Freunde, nie versagende Gesellschafter, die unsrer Zeit die feinsten Werte schenken, ein materielles Zeichen unsres Danks zu geben, indem wir ihre Werke erwerben?

Muß es denn noch gesagt werden, daß die fatale Abneigung des Durchschnittsdeutschen auf einem Blatt steht mit dem Abschnitt Dichterelend? Es ist noch nicht lange her, daß für Liliencrons Hinterbliebene die öffentliche Mildtätigkeit in Anspruch genommen, daß nach dem Tode Ilse Frapans ein Brief bekannt wurde, in dem sie ihren Verleger dringlich um Geld bat. Doch solche Vorkommnisse sind lästig und peinlich, man bedauert sie, aber kann man dafür? — Es wird weiter geliehen. Gern brüstet sich der Philister damit, daß er einmal durch Zufall den bekannten Schriftsteller X., den Dichter Z. kennen gelernt hat, er besitzt vielleicht ein Bild, Briefe von ihnen, aber nicht ihre Werke.

Agathe Doerk



Stoffe

Ich greife auf gut Glück dreißig Roman- und Novellenbücher aus dem Auslagefenster einer Buchhandlung heraus — was habe ich für Stoffe in der Hand?

Fünfzehn brave und vierzehn verstiegene erotische Probleme und, wenn's gut geht, einen schüchternen Versuch, neben der erotischen Haupthandlung einen Ausblick in die Welt der Arbeit um uns zu eröffnen. Mächtige Atemzüge tut die grandiose Welt der modernen Arbeit, um sich wirft sie mit funkelnden, mit erschütternden Problemen, ihr Pulsschlag hämmert durch die Welt — und unsere Schriftsteller wissen nichts davon. Sie zimmern rechteckig oder in Spiralen an ihrem Liebesgeschichtchen, schnitzeln an verbogenen Gliedern, malen erlogne Wunden auf und bestreichen alles mit einem ordentlichen Firnis, wenn's für gute Leute sein soll, oder durchbeizen's tüchtig, wenn's für die andern ist.

Woher kommt das? Warum schweigt den Dichtern unsre Welt der Arbeit, warum lockt sie nur das Tingeltangel einer Liebesspielerei? Die Maschinen singen Eisenlieder, Züge donnern über Brücken, eine Stadt erstrahlt im Feuerwerk der Technik, Völkerteile kämpfen Riesenkämpfe um das Recht auf Sonne, weithin hellen die Gelehrten dunkle Gänge auf in wunderbaren Labyrinthen, es wogt und gärt um uns von neuen Zeiten — da taucht der Dichter seine Feder ein, und: der brausende Gesang der Arbeit verstummt, die neue Welt versinkt, mit angelernten gestrigen Gebärden greift er mit den Dichterhänden in den Tag von heute — und wenn er seine Hände aus der Flut zurückzieht, was hat er drin? An der einen klebt ihm ein vertrocknetes Reimlein von Herz und Schmerz, und in der andern klappert eine dürre, mit Flitterkram behängte Liebesgeschichte.

Warum?

Unsre Dichter stehen an den Rändern. Sie stehen nicht im brausenden Strom der neuen Arbeitsrhythmen. Sie wandeln an den Ufern mild in blumigen Gefilden, nur da und dort läßt einer spielerisch im seichten Wasser den Strom an seine Knöchel kommen. Sie haben den Ruf noch nicht gehört: „Auf den Rock, herunter mit der Blümelweste, fort mit der Lavallière, die Brust entblößt, kopfüber in den Strom und drin geschwommen mit großen Stößen und mit einem Herzen, das die Takte dazu hämmert!“ Die nickenden Blumen an den Ufern ziehen deshalb nicht weniger schön vorüber.

Ohne Bild gesprochen:

Der Dicher von heute gehört auf den Kontorbock.

Der Dichter von heute gehört in den knatternden Maschinensaal.

Der Dichter von heute gehört ins Armenamt und Waisenamt.

Und nicht als lächelnder Besuch, dem man auf einem Rundgang alles zeigt, was man ihn sehen lassen **will**. Nicht als Volontär, der dilettantisch spielt. der nicht in Reih und Glied steht, den der neue Arbeitsrhythmus nicht auf seinen Schwingen trägt — nein, sein Brot muß er verdienen wie die andern im Kontor und an Maschinen —

Dann setze er die Feder an und schreibe — nicht früher.

Wie aber ist es heute? Nicht wahr, wenn einer sich auf seine Visitenkarte drucken ließe:

Ferdinand Schragmaier
Dichter

das wäre lächerlich, unendlich lächerlich? Aber im Ernst: Tun sie etwas anderes als das, wenn sie sich vom zwanzigsten Jahre an darauf versteifen, Nur-Dichter sein zu wollen? Sie verlieren die Kontakte mit dem Leben. Sie quälen sich die mühevollsten Konstruktionen ab, und an den neuen blitzenden Fragezeichen des Lebens gehen sie vorbei.

Indessen dieses neue Leben rollt und pulst und — nach seinem Dichter ruft.

Fritz Müller, Zürich



Der hungernde Dichter

Gewiß, schreibt Grete Meißel-Heß im „Allgemeinen Beobachter" (Hamburg, Hugo Erdmann), ist der Dichter vor allem der, der am Leben leidet; aber es gibt zwei Arten von Leid — solches, das der Seele Ausblicke in Weiten gibt, die dem gemeinen Sinn verborgen bleiben, und ein anderes, das die Seele verschließt, erniedrigt, zermürbt, kurzum das schmähliche Leid, wie es das gröbste Handgemenge mit brutalen Sorgen erzeugt; und dieses Leid, dieser gemeine Kampf führt den Dichter nicht zu immer neuen Befreiungen, sondern schließlich in die Tiefe, aus der kein Lied mehr klingt. Wie es selbst im natürlichen Kampf ums Dasein eine Grenze gibt, bis zu der er überhaupt auslesend wirkt, und wie unterhalb dieser Grenze die blinde Vernichtung einsetzt, die der Biologe das nonselektorische Moment nennt, so auch im Kulturleben ... So wenig wie der Dichter sich heute als solcher ostentativ durch lange Haare, ungepflegtes Äußeres, weltverlorene Manieren zu markieren pflegt, so wenig gehört auch das Attribut des Elends zu einem wesentlichen Bestandteil des geistig produktiven Menschen ... Der geistige Kampf gebührt uns und läßt uns wachsen, nicht aber der beständige Kampf gegen gemeine Alltagssorgen, der herabmindert und schließlich bricht. . . . Seine Miete nicht bezahlen können und delogiert zu werden, ist vielleicht noch „erschütternder", als kein religiöses Dogma mehr anerkennen zu können oder zwischen intuitiver und intellektualer Metaphysik zu schwanken. Dieses Schwanken hat, wenn der Dichter von echtem Stamm ist, irgendein Resultat, das die Seele ergreift und weitet, während der Kampf mit dem Hauswirt oder sonst einem Gläubiger nur gemein ist und gemein macht. Man lese einmal Strindbergs „Lebensgeschichte" und ermesse all die Kraft, die hier in Galle und Schwefel gewandelt werden mußte im Kampf mit beschämender Not; oder man durchblättere, wenn einem schon das Leben nicht genügend sagt, das Buch von Peladan „Das allmächtige Gold", in dem gezeigt wird, wie ein großer Musiker und sein edles Weib in ein Elend gestoßen werden, das die Dantesche Hölle ist und mit Prostitution, Selbstmord, Wahnsinn und völligem Zusammenbruch aller Kunst endet ... Wieso ein knurrender Magen, der Kampf mit niedrigen Brutalitäten dazu verhelfen soll, die Weltanschauung zu läutern, ist schlechterdings unerfindlich. Aus seinem Hunger macht ein Künstler höchstens einmal in seinem Leben ein starkes Lied, wie Hamsun es tat, aber aus dem Wachstumsprozeß seiner Seele, aus dem unerschöpflichen inneren Leid am Unzulänglichen wird des Dichters Lebenswerk ... Wenn uns Kulturroheiten im Innersten trafen, so hilft gegen den namenlosen Ekel oft nur die Flucht, etwa eine Reise, die darüber hinausbringt. Um z. B. den Roheiten des Lärms, die uns das Blut vergiften, zu entgehen, dazu bedarf es des Geldes, und darum wären wir irrenhausreife Narren, wenn wir es „verachteten". Glaubt man, daß dem Dichter das Wohnen in einem Haus, das inmitten eines ruhigen Gartens liegt, etwa an der Seele schadet? Ich glaube, daß ihm ein solches Wohnen in einem grün umfriedeten, gesicherten Heim, in der Nähe der Kulturzone, die er braucht, wohl mehr zu innerer Spannkraft verhelfen wird, als wenn er in der Dachstube eines Hinterhauses zwischen dröhnendem Fabriklärm hausen muß. Es klingt so unsagbar töricht, solche Selbstverständlichkeiten erst noch aussprechen zu müssen, aber der Vorwurf fällt wohl auf die Herausforderung zurück. Und wie steht es mit dem kranken Dichter? Wird er besser schaffen können, wenn er eine notwendige ärztliche Behandlung oder gar eine Operation, eine Kur oder eine Erholungsreise sich nicht verschaffen kann, und sind solche Sachen für irgendeinen andern Preis als Geld zu haben? Der kranke Dichter — das ist überhaupt der wundeste Punkt unserer sozialen Organisation. Man kann ruhig behaupten, daß für alle Stände ohne Ausnahme in dieser Hinsicht besser vorgesorgt ist als gerade für den Schriftsteller. Für ihn bestehen keine Krankenkassen, keine freien oder billigen Sanatorien, er kann zugrunde gehen, wenn er einmal einige Wochen am Schaffen ver-

hindert ist, oder wenn ihm nicht „milde Gaben“ seiner Angehörigen helfen. Ein trauriges und schmähliches Kapitel und höchste Zeit, daß hier Abhilfe geschaffen wird! Oder ist die Reise, das Hinausfliegen einmal im Jahre für den geistig schaffenden Menschen keine Notwendigkeit? Gibt's denn überhaupt irgend jemanden, der tiefer von der Wonne erfüllt wird, die ein Stück schöner Welt zu bieten vermag, als gerade der Künstler? Während aber Reisestipendien für die bildende Kunst an der Tagesordnung sind, existiert nichts dergleichen für den Dichter, der doch vor übermächtiger Sehnsucht nach einer Reise, nach einer Fahrt in den Frühling oder Sommer oft zu vergehen meint. Ohne Preise und Ehrengaben kann er, falls er vermögenslos ist, nur schwer diese Sehnsucht, die gewiß in ihrer Erfüllung vielfache Verheißungen für seine Kunst birgt, befriedigen. Denn schafft er im kleinen, so verbraucht er, was er auf diese Art einnimmt, zum Leben, und schafft er im großen, so darf er monatelang vorher sich nicht in Kleinarbeit ausgeben, verdient also nichts und kann mit dem ersten Buchhonorar die Schulden bezahlen, die sich während der Monate, da aller Kleinbetrieb ruhen mußte, angehäuft haben. Hier tut die Ehrengabe edle und notwendige Dienste. Es ist sehr billig, wenn man meint, daß der „Materialismus“ für das Leben des Dichters abgelehnt werden müsse und ein Dasein „im Geist und um des Geistes willen“ gefördert werden muß. Gerade um dieses Dasein im Geiste führen zu können, bedarf es eines guten Zustandes unserer materiellen Zellen und einer Aufspeicherung aller Energien zum g e i st i g e n Kampf, nicht zum materiellen! Mit welchem Recht man von dem Dichter fordern sollte, was selbst den größten Mystikern nicht gelungen ist, nämlich eine vollkommene Entmaterialisierung, ist nicht recht erfindlich. Ohne eine einigermaßen wirtschaftliche Freiheit gibt es weder eine „seelische“ noch eine geistige noch sonst eine Freiheit.

Die soziologische Forderung, die neuerdings Rudolf Goldscheid erhoben hat — die Forderung nach M e n s ch e n ö k o n o m i e geht davon aus, daß die heutige Gesellschaft M e n s ch e n konsumiert anstatt bloß ihren Ertrag an Arbeitswerten, daß sie das biologische K a p i t a l durch Raubbau verwüstet, anstatt seine Ertragsfähigkeit auf Zinsen anzulegen, — ein Vorgang, den wir als d i e „k u l t u r e l l e“ F o r m v o n K a n n i b a l i s m u s bezeichnen müssen. Es ist höchste Zeit, daß auch die geistig Schaffenden sich dagegen organisieren, sich auf diese Weise verzehren, vernichten zu lassen, und daß die Gesellschaft erkennt, daß, um wertvolle Produkte zu erzielen, die produzierende Kraft erhalten werden muß.

An anderer Stelle habe ich über diesen gemeinen Kampf der geistigsten Arbeiter gesagt: „Das Zarteste im Menschen, das Tönen seiner Seele — Anima, die Stimme wird gebrochen von der Not.“ Und wenn sich heute endlich die Schaffenden gegen diesen unwürdigen Druck auflehnen und zusammenraffen, so sei das freudigst begrüßt, sie wären Toren, wenn sie sich weismachen ließen, daß die Freuden der Sonne, der Gesundheit, des blauen Meeres und des grünen Waldes, des gesicherten Heims und der Familie immer nur den Banausen gebühren, die man überall trifft, wo Schönes für Geld zu kaufen ist, und die am wenigsten daraus inneren Vorteil ziehen. Der Mitwelt aber möge es recht eindringlich zum Bewußtsein kommen, was sie verliert, wenn sie duldet, daß „Stimmen“ von der Not zerbrochen werden. Warum laßt ihr sie verfliegen, verwehen, verdorren, diese Stimmen? Warum duldet ihr, daß sie in Notrufen sich heiser gellen? Warum verwendet ihr sie als Ausschreier für Jahrmarktsbuden?

Sorget, sorget für diese Stimmen, wo immer Not und Jammer sie zu ersticken und zu erwürgen drohen: eine nationale Pflicht, solange Nationen überhaupt bestehen und nicht eine einzige Weltbürgerschaft! Sorget, denn sind es nicht die deutlichsten, die vernehmbarsten Stimmen der Nation?



Ramsch

Wer gelegentlich das Bücherlager der modernen Warenhäuser besichtigt, wird befremdet sein über den Ramsch, der da bunt durcheinanderliegt. Man behandelt die Bücher wie andere Waren, wie Stoffe oder Kleider und kauft und verkauft sie je nach Neuheit, Mode und Aussehen, mit Vorliebe in Massen, Restauflagen zu billigen Preisen mit besonderer Berücksichtigung des Titels, der Größe, des Umfangs und vielleicht auch des Verfassers, so daß man anpreisen kann: Statt 5 ℳ für 1 ℳ 18 ₰. Das zieht, namentlich wenn es sich um schlüpfrige Geschichten mit pikanten Titelbildern handelt. Im Herrenhause hat am 20. Mai der frühere Kultusminister von Studt beklagt, daß ein Berliner Warenhaus ersten Ranges höchst bedenkliche Literatur zu Spottpreisen verkauft. Diese Beschwerden wurden in den Berichten jener Zeitungen, die hauptsächlich die großen Warenhausreklamen bringen, unterdrückt. Ein auch in Literatur machender Berliner Rechtsanwalt steht im Dienst der Warenhäuser als eine Art von Zensor der Zeitungen, um zu ermitteln, ob sie irgendwelche Auslassungen bringen, die den Warenhäusern unangenehm sind, um einzuschreiten, formale Berichtigungen zu verlangen oder auch mit gerichtlichen Klagen auf Schadenersatz zu drohen. Dieser Zensur unterwirft sich ohne Murren die demokratische und parteilose Presse. Erst das Geschäft und dann Freiheit und Volkswohl!

In einem der ersten Berliner Warenhäuser sah ich kürzlich ein Büchlein unter dem Titel: „Marie von Ebner-Eschenbach, Uneröffnet zu verbrennen u. a.“ Was Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben, kann man unbesehen kaufen und weitergeben. Erst zu Hause bemerkte ich den Schwindel, der nun einmal im Wesen des Warenhauses liegt. Das Büchlein enthielt nur zu einem knappen Drittel einen Beitrag der berühmten Verfasserin. Mehr als zwei Drittel rührten von anderen, minder wertvollen Schriftstellern her. (Das innere Titelblatt brachte nähere Angaben.) Auf dem äußeren Titelblatt stand allein Marie von Ebner-Eschenbach als Verfasserin des Heftes angegeben. Man mußte also annehmen, daß das ganze Büchlein Erzählungen von ihr enthielt. Der äußere Titel war eine falsche Vorspiegelung. Dieses Verfahren grenzt an Betrug. Ferner las man auf dem Titelblatt: „Verlag der Deutschen Bücherei, Berlin W.“, ohne Jahreszahl, ja selbst polizeiwidrig ohne Angabe des Druckers! Wer Bücher in Warenhäusern kauft, wird fast immer so oder so getäuscht.

Kurz vor Weihnachten hörte ich, wie in einem ersten Berliner Warenhause eine fein gekleidete Dame ein Buch als Geschenk für einen Gymnasiasten verlangte. Da lag „Immermanns Oberhof statt 6 ℳ für 3.50 ℳ“. „Ist das ein Roman,“ frug die Dame, „oder mehr landwirtschaftlich?“ Die Verkäuferin wußte nicht zu antworten. Ausweichend empfahl sie ein anderes Buch: „Quer durch Afrika“, „etwas größer mit bunten Bildern statt 6 ℳ nur 2.25 ℳ“. Erfreut kaufte die Dame das Buch. Das Geschäft war gemacht.

In den Warenhäusern sind auch gute Bücher zu haben, aber sie kosten dann ebensoviel wie in jeder Buchhandlung. Noch immer ist der Struwwelpeter ein beliebtes Buch. Aber die Warenhäuser können ihn nicht billiger als mit 1.80 ℳ verkaufen. Da preisen dann die Verkäuferinnen Nachahmungen an, Struwwelsuse u. dgl., um den halben Preis und billiger. Diese Nachahmungen sind aber wertlos und werden zu teuer bezahlt, mögen sie auch denkbar billig sein.

Auffallend und unerklärlich ist es, daß der Börsenverein deutscher Buchhändler sich nicht dazu entschließen kann, diese Warenhäuser, obwohl sie das ehrliche Buchhändlergewerbe wie die gutgläubigen Bücherkäufer auf das empfindlichste schädigen, aus ihrer Vereinigung auszuschließen, um ihnen das Geschäft zu erschweren. P. D.



Der Verbrecher in der Literatur

ie Entwicklungsphasen des Verbrechers in der Weltliteratur verfolgt Karl Hans Strobl im „Literarischen Echo" und konstatiert halb resigniert, halb spöttisch: Ja, er hat eine glänzende Karriere gemacht.

Zuerst freilich, als Gut und Böse noch scharf getrennt einander gegenüberstanden, hatte er schlechte Zeiten. „Alle Antipathien waren auf ihn gehäuft, zumeist hatte er auch die seines Dichters." Die Franz Moor, Wurm, Geßler waren vollständige Bösewichte. Schiller ist pathetischer Moralist, seine Ethik ausgesprochen dualistisch. Allein neben dem Verbrecher Franz Moor steht der Verbrecher Karl Moor. „Schiller hat den Verbrecher aus Verzweiflung, den Verbrecher aus Ehrgeiz, den Verbrecher ‚aus verlorener Ehre', lauter Edelmenschen, die durch die Umstände auf die schiefe Bahn gedrängt werden. — Aber der edle Kern bleibt von allem Bösen undberührt." So illustriert der Fall Schiller „die künstlerisch-ethische Grundanschauung von zweieinhalb Jahrtausenden".

Das neunzehnte Jahrhundert brachte eine Wendung. „Es begann sich für jene Verbrechernaturen selbst zu interessieren, die Schiller noch als ein weiter nicht erklärbares sittliches Phänomen angesehen hatte." Goethe ging auf diesem Wege voran und brachte in seiner Faustdichtung die beiden Möglichkeiten zum Gott und zum Teufel zu klarem Ausdruck. „Für die Romantik, ein schon sehr verfeinertes und psychologisch sehr interessiertes Zeitalter, wurde das Verbrecherproblem ungemein wichtig. Die Goethesche Methode der äußeren Zweiteilung blieb beliebt. In Hoffmanns ‚Elixiere des Teufels' wird aus dieser Zweiteilung ein wahnsinniger Totentanz", und Edgar Ellan Poes Meisternovelle „William Wilson" fällt in dieselbe Richtung, nur daß hier an die Stelle der „rasenden Phantastik Hoffmanns die angelsächsische Kaltblütigkeit" tritt. Allein „der Begriff des psychologischen Zwanges mußte erst popularisiert werden. Lombrosos Arbeit liegt auf diesem Wege und von großen Kunstwerken Dostojewskis ‚Raskolnikow'. Und Nietzsche bewundert die kraftvollen, bedenkenfreien Verbrechernaturen der Renaissance und wünscht eine Zukunftsmenschheit von gleich heiterer Gelassenheit im Bejahen der Rechte der Persönlichkeit." So ist gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts die Ansicht allgemein, „daß der Verbrecher unter gewissen Umständen entschuldigt werden kann."

Aber auch das genügte nicht. „Der Durchschnittsleser will, daß auch seine Erholung jenes Element der Spannung trage, die ihn den ganzen Arbeitstag über knechtet." So entsteht folgerichtig die Detektivgeschichte. „Auch hier ist Poe zum klassischen Autor geworden Sein ‚Mord in der Rue Morgue', das Vorbild unzähliger Geschichten, sein ‚Geheimnis von Marie Rogets Tod', das Beispiel einer mustergültigen kriminalistischen Untersuchung, eines Indizienbeweises von suggestiver Kraft." Das Beispiel Poes beweist zugleich, „daß (wie erst kürzlich im T. ausgeführt) die Spannung an sich kein unkünstlerisches und unliterarisches Element zu sein braucht." Die raffinierte Ausnutzung der Spannung hat freilich erst ein Autor des letzten Jahrzehnts erreicht: Conan Doyle. „Von seinem Meister Poe hat er die scharfsinnige Kombination des Tatsächlichen, die geschickte Schürzung des Knotens, aber er erleichtert sich die Arbeit, indem er sich ausschließlich auf den äußeren Effekt des Zusammenstoßes zwischen dem Vertreter der Sozietät und dem Vertreter der asozialen Verbrecherinstinkte beschränkt."

Bis auf Sherlock Holmes endete dieser Zusammenstoß „mit der Niederlage des Verbrechers und dem Sieg der sozialen Ordnung. Jetzt aber vollzieht sich die letzte bedeutsame Wandlung vor unseren Augen. Die Bühne unserer Tage ist angefüllt von den Triumphen des Verbrechers. Das Smarte ist Trumpf, das Lebenstüchtige imponiert uns unter allen Umständen. Und Verbrechertum ist Lebenstüchtigkeit in ihrer leichtestfaßlichen Form. Die Erfolge des Verbrechers entscheiden sich vor unsern Augen, und er verdankt es seiner höchst anziehenden Mischung von Leidenschaft und Kaltblütigkeit, von Frechheit und Glück wenn



er die bewußte Million oder den fabelhaften Schmuck davonträgt. Nicht zu vergessen: die Miß!" Kurz: „Früher wurde der Held zum Verbrecher, jetzt wird der Verbrecher zum Helden."

„So ist der Verbrecher aus dem Roman in die Detektivgeschichte gekommen und aus der Tragödie ins Sensationsstück oder in den Schwank. Einmal in seiner Laufbahn schien es, als wolle er sich dauernd in einem dramatischen Neuland, in der Komödie, niederlassen. Das war, als Gerhard Hauptmanns ‚Biberpelz' auf die Bühne kam." Aber in der Gestalt der Mutter Wolfen war zuviel „deutsche Gemütstiefe". Diese Mutter Wolfen war „ein altes Waschweib und durchaus nicht salonfähig. Sie hat dem smarten Amerikaner weichen müssen, dem Virtuosen in seinem Fach, der ein wohlassortiertes Lager von Paradoxen und Aphorismen hat (im Wildeschen Ausverkauf billig erstanden) und dem die halben Millionen zufliegen und — nicht zu vergessen — die Misses."



Lese

Literatur und Gerichtsvollzieher

Einem deutschen Schriftsteller wurde kürzlich seine Bibliothek gepfändet. Vergeblich erhob er vor Gericht den Einspruch, daß seine Bücher sein Handwerkszeug seien und er ohne diese Hilfsmittel seinen Beruf nicht ausüben, seinem Erwerbe nicht nachgehen könne. Der Richter meinte: da der Schriftsteller geistig schöpferisch („produktiv") tätig sei, brauche er keine Bücher. Nun, der Fall ist heute wohl mehr eine absonderliche Einzelerscheinung und wird sich vielleicht so bald nicht wiederholen. Aber er erinnert an einen andern. Detlev von Liliencron hat das auch erlebt und in seinem „Mäcen" selbst geschildert:

„Daß ich hungern mußte, habe ich immer ertragen. Ich sagte mir, daß es nicht anders möglich sei in Deutschland, ehe man sich als Schriftsteller durchgebissen hat; daß es vielen anderen auch so ergangen sei. Böse aber war es, daß die Gerichte mir bei den Pfändungen mein Handwerkszeug fortnahmen, meine Nachschlagebücher und Lexika. Jedem Schuster, jedem Schneider im Vaterlande wird, bei Pfändungen, das zum Leben Notwendigste gelassen durch das Gesetz. Der Dichter macht eine Ausnahme: es werden ihm die Hilfsbücher genommen. Als es anfing, mir besser zu gehen, konnte ich jahrelang nicht vorwärtskommen, weil nach jeder Rezension, nach jeder Kritik über Bücher von mir, mochten sie (die Kritiken) gut oder schlecht sein, die Gläubiger mit erneuter Wut und verstärktem Eifer über mich herfielen und mich peinigten. Ich zitterte, wenn ich Beurteilungen über meine Schriften las; ich wußte, daß mir wenige Tage darauf eine Klage überreicht würde.

Auch das wußte ich, daß die Menschen, die jetzt meiner Armut wegen nicht mit mir umgehen mochten, später prahlen würden: Ja, ja, den hab' ich genau gekannt, das war mein Duzbruder.

Als mein erstes Drama zum erstenmal aufgeführt wurde, hatte der Intendant die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen. Ich mußte unter irgendeinem Vorwande absagen. Ich hätte keine fünf Mark aufbringen können, geschweige denn die dreihundert Mark, die Fahrt und Aufenthalt mich gekostet hätten. Statt daß ich in der Loge des Intendanten saß, ging ich bei starkem Unwetter um sieben Uhr abends zu dem vor der Stadt wohnenden Gerichtsvollzieher, um mit diesem, der in dienstlichen Angelegenheiten mein täglicher Besuch war, etwas in Ordnung zu bringen. Ehe ich sein Haus erreichte, geriet ich in der Dunkelheit in eine Dornenhecke

und zerriß mir Gesicht und Hände. Während im selben Augenblicke Hunderte von Menschen ihre Operngläser auf die Bühne richteten, wo mein Stück gegeben wurde, arbeitete ich mich, aus Hunger und Schwäche kaum mehr leben könnend, mit Anstrengung aus den Dornen heraus. Blutend traf ich bei dem Exekutor ein. Diesem muß ich hier herzlichen Dank aussprechen: er blieb stets freundlich, blieb immer ein Mensch. Als ich wegging von ihm, entlieh ich drei Mark. Er war der einzige, der mir seinerzeit Geld vorschoß: ein strenger Gerichtsvollzieher einem deutschen Dichter! Mit den drei Mark wußte ich, was ich ausführen wollte: mich sinnlos betrinken. Ich, der ich nie oder selten über den Durst in den Krug sehe, ging an jenem Abend ins Wirtshaus und trank, bis ich bewußtlos wurde."

* * *

Geistiges Allgemeingut

Aus Anlaß des Parsifalstreits ist zum Ausdruck gekommen, daß die weitaus überwiegende Mehrheit in dem Urheberrecht von heute einen Segen sieht und die Zeiten der ewigen Schutzfrist nicht mehr zurückwünscht, ja daß man nicht einmal Sehnsucht empfindet nach einer Erhöhung der Schutzfrist auf 50 Jahre, wie sie in Frankreich, Rußland und anderen Staaten besteht. Woraus erklärt sich diese Wandlung? „Es ist mehr und mehr die Erkenntnis durchgedrungen," antwortet die „Berl. Volkszeitg." darauf, „daß, wenn die erfolgreichen Werke berühmter Autoren von diesen und ihren Angehörigen sowie den Verlegern lange Jahre hindurch ausgenutzt sind, das Volk und im weiteren Sinne die Welt ein Anrecht darauf haben, die Schöpfungen als Allgemeingut zu erklären. Oft genug hat man es erlebt, daß derartige Werke, wenn die Schutzfrist beendet war, für den zehnten Teil der bisherigen Preise, ja bisweilen noch zu niedrigeren Beträgen gekauft werden konnten, weil dann die Honorare, Tantiemen und die hohen Gewinne der Einzelverleger fortfielen. So mancher Urheber, dessen Arbeiten bis dahin nur kleineren Kreisen zugänglich waren, ist erst populär geworden — 30 Jahre nach seinem Tode, sobald von allen Seiten billige Volksausgaben veranstaltet wurden."

* * *

Grimms Märchen

Hundert Jahre alt sind sie nun. Eigentlich kommen sie einem viel älter vor, und in Wirklichkeit sind sie's ja auch. Aber die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm hoben einen Schatz, der — wer weiß, wie lange schon? — in unserem Volke ruhte. Aus den Tiefen der wundersamen Empfindungswelt deutscher Ackerbauern vor allem holten die Brüder das Gold, das sie zur Münze prägten. Unermüdlich haben die großen Sprachforscher dann herumgefeilt, um eine möglichst vollkommene Form zu schaffen. Sie lernten aus der Kritik, die der erste, 1812 abgeschlossene Band der Märchen fand, und vervollkommneten ihr Werk von Auflage zu Auflage. So entstand jener schlichte, schmucklose und doch so lebendige Ton, der den unmittelbaren Weg zum Herzen der Kinder findet. Es läßt sich tagtäglich beobachten, daß unsere Großstadtkinder, die oft monatelang keinen grünen Fleck zu Gesichte bekommen, zu den Grimmschen Märchen in dem selben innigen Verhältnis stehen wie die Kinder vom Lande, die durch die Natur weit eher auf diese Lektüre vorbereitet sind. Die gesunde Bildlichkeit der Sprache wirkt also auch heute noch durch sich allein. Kann die Nachwelt größeres Lob spenden?

* * *

Strindberg über Goethe

Goethe, schreibt Strindberg in seiner demnächst bei Georg Müller erscheinenden Selbstbiographie „Einsam“, ist in letzter Zeit zu allen möglichen Zwecken benutzt worden, am meisten zu der albernen Ausgrabung des Heidentums. Goethe hat ja viele Stadien des Lebens durchlaufen ... er hat alle Fragen gelöst; alles ist so einfach und klar, daß ein Kind es begreifen könnte. Dann aber kommt ein Zeitpunkt, wo die pantheistischen Erklärungen des Unerklärlichen versagen. Alles erscheint dem Siebzigjährigen so eigentümlich merkwürdig unbegreiflich. Da ist es, wo die Mystik hervortritt und selbst Swedenborg in Angriff genommen wird. Aber nichts hilft; sondern der Faust des zweiten Teils beugt sich vor der Allmacht, versöhnt sich mit dem Leben, wird Philanthrop (und Mooranbauer), halber Sozialist und wird mit allem Apparat der katholischen Kirche von der Lehre der letzten Dinge apotheosiert. Der Faust des ersten Teils, der aus dem Ringen mit Gott als ein siegender Saulus hervorgegangen ist, wird im zweiten Teil ein geschlagener Paulus. Das ist mein Goethe! Aber obwohl jeder seinen Goethe hat, kann ich nicht verstehen, wo man den Heiden findet ... Nein, es ist das ganze Leben und die darauf gegründete Dichtung Goethes, die mich anspricht. Es war ein älterer Freund des Dichters, der ihm in seiner Jugend den Schlüssel zu seiner Schriftstellerei gab: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative, zu verwirklichen, aber das gibt nichts wie dummes Zeug.“ ... Der Reiz, Goethe zu lesen, liegt für mich in der leichten Hand, womit er alles anfaßt. Es ist, als könne er das Leben nicht ganz ernst nehmen; ob es nun keine feste Wirklichkeit hat oder unseren Gram und unsere Tränen nicht verdient. Ferner seine Unerschrockenheit, mit der er sich den göttlichen Mächten nähert, denen er sich verwandt fühlt; seine Verachtung von Formen und Konventionen, sein Mangel an fertigen Ansichten; ein stetes Wachsen und Sichverjüngen, wodurch er immer der Jüngste ist, immer an der Spitze, seiner Zeit voraus.

* * *

Das Verlagstheater

Das deutsche Theaterleben, liest man in der „Kreuzztg.“, wird immer amerikanischer. Ein Symptom dieser Wandlung ist das Verlagstheater — dasjenige Theater, das nicht mehr einem Theaterdirektor, sondern einem Bühnenverleger gehört, der es sich gesichert hat, um den Werken seines Verlages jederzeit eine sichere Unterkunftsstätte zu bieten. In Berlin ist diese Art des Theaterbetriebes jetzt fast zur Regel geworden. In den letzten Tagen ist bekannt geworden, wie sich der Münchener Dreimaskenverlag um das Neue Schauspielhaus bemüht hat. Das Münchener Künstlertheater sowie eine Wiener Bühne beherrscht er bereits vollständig. Ebenso steht es mit dem Theater des Westens, dem Neuen Theater und dem Trianontheater in Berlin, die völlig dem Verlag Felix Bloch Erben, hinter dem der bekannte Theaterkönig Sliwinski steht, unterworfen sind. Zwei andere Berliner Bühnen, das Lustspielhaus und das Residenztheater, sind in hohem Grade abhängig von dem Verlag Albert Ahn in Köln, während das Friedrich-Wilhelmstädtische Schauspielhaus in besonders intimer Fühlung mit der Vertriebsstelle deutscher Bühnenschriftsteller steht. Was für Berlin gilt, gilt auch für einen großen Teil der Provinztheater. Für die Dramatiker ist das Verlagstheater freilich eine wenig günstige Einrichtung. Sie haben nur Aussicht auf Aufführung ihrer Werke, wenn sie zufällig diesen Verlegern nahestehen. Hier gewinnen nun in der Gegenwart die Hof- und Stadttheater ihre starke Bedeutung, weil sie sich infolge ihrer Mittel ganz unabhängig von den Verlegern machen können.

* * *

Finden Sie mich interessant?

Der Wiener Stephan Großmann läßt im „Berl. Tagebl." das Bild seines Landsmannes Artur Schnitzler in diesen köstlichen Lichtern erfunkeln:

„Ein Schulkamerad Schnitzlers erzählte mir: ‚In der Schule hat er meistens einen sehr schönen Samtanzug getragen.' So soigniert, mit einem zart romantischen Anhauch, ein wienerischer Daudet, ist Schnitzler bis zum fünfzigsten Geburtstag geblieben. Man kann sich den milchweißen und rotblonden Buben vorstellen, der mit großen, melancholischen, die Erfahrungen eines Jahrtausende alten Volkes bergenden Augen dreinschaute, auch wenn man das Bild des reifen Artur Schnitzler betrachtet. Seine bekannte Stirnlocke, ohne die man sich in Wien einen modernen Dichter gar nicht mehr vorstellen kann, ersetzt jetzt den Samtanzug. Es steckt in beiden eine delikat beherrschte Freude an sich selbst, eine liebenswürdige stumme Anfrage: Finden Sie mich interessant? ..."

* * *

Ein galantes Gedicht aus dem 17. Jahrhundert

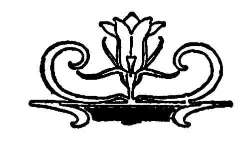
In dem ersten der von Hermann Meister, Heidelberg, herausgegebenen „Kleinen Saturnbücher" trifft man das folgende „allegorische Sonett" von Christian Hofmann von Hoffmannswaldau († 1679):

Amande, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Traurens Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen,

Du Speise meiner Lust, du Flamme meiner Kerzen,
Nachtstühlchen meiner Ruh', der Poesie Klistier,
Des Mundes Alikant, der Augen Lustrevier,
Der Komplimenten Sitz, du Meisterin zu scherzen,

Der Tugend Quodlibet, Kalender meiner Zeit,
Du Andachtsfackelchen, du Quell der Fröhlichkeit,
Du tiefer Abgrund du, voll tausend guter Morgen,

Der Zungen Honigseim, des Herzens Marzipan,
Und wie man sonsten dich, mein Kind, beschreiben kann:
Lichtputze meiner Not und Flederwisch der Sorgen.





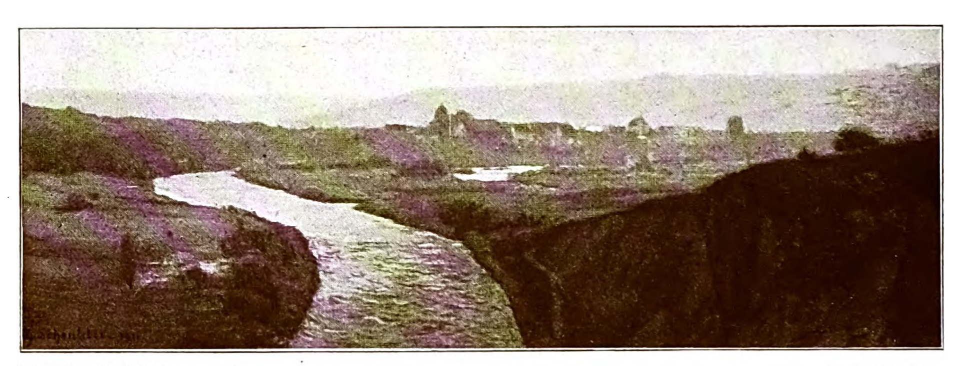
Gustav Schönleber

Von Dr. Karl Storck

Im Frühjahr dieses Jahres veranstaltete der Stuttgarter Galerie-Verein in den großen Ausstellungsräumen des Museums der bildenden Künste eine Schönleber-Ausstellung. Es galt eine Ehrung des Sechzigjährigen. 1851 ist Gustav Schönleber in Bietigheim an der Enz geboren, das inzwischen durch zahlreiche Fabriken zwar seiner verträumten Romantik entkleidet worden ist; nicht aber vermindert werden kann seine eigenartige Schönheit, die auf dem Gegensatz von Intimität und großer Linie beruht. Gerade im Mittelpunkt zweier weit gespannten Gehängslinien, vor dem Hintergrunde eines weiten Höhenzuges, liegt das Städtchen. Es drückt sich zusammen und duckt sich ein, wie es unsere deutschen Nester so gern tun, als schmiegten sie sich wie schutzsuchende Kinder in den Schoß der Mutter Erde. Und doch beherrschen sie auch wieder die ganze Landschaft, zumeist durch den richtunggebenden Kirchturm, der mit gerecktem Finger von der Erde gen Himmel weist, so gewissermaßen die andere Seite deutschen Wesens versinnbildend: den Zug nach oben, den phantastischen Wolkenflug, den erdfremden Idealismus, der den deutschen Michel ja gewiß oftmals recht seltsame Schwabenstreiche vollführen ließ, ihn aber doch auch in den schlechtesten Zeiten, die ihm reichlich beschieden waren, davor bewahrt hat, in der Enge zu verphilistern.

Man könnte Gustav Schönlebers Kunst auf die Formel dieser Heimat zurückbringen, dieser Heimat, die er in ungezählten Bildern in engerem und weiterem Umkreise festgehalten hat (vgl. Abb. S. 133); dieser Heimat, die ihm jene Liebe zur Natur ins Herz senkte, aus der heraus er sein großes Kunst- und Lebensbekenntnis gefunden hat, wonach er immer geglaubt hat, was mit Liebe gemalt sei, müsse auch imstande sein, Liebe zu erwecken.

Jener Stuttgarter Ausstellung hatten auch Freunde der Kunst Schönlebers mit etwas Bangen entgegengesehen. Nicht weniger als hundertfünfzig Bilder, zum guten Teil aus Galerien und Privatbesitz, waren hier zusammengebracht. Mußte das nicht zu viel sein? Schönleber hatte immer nur die Landschaft gepflegt, — mußte das nicht eintönig werden? das Publikum entweder ermüden



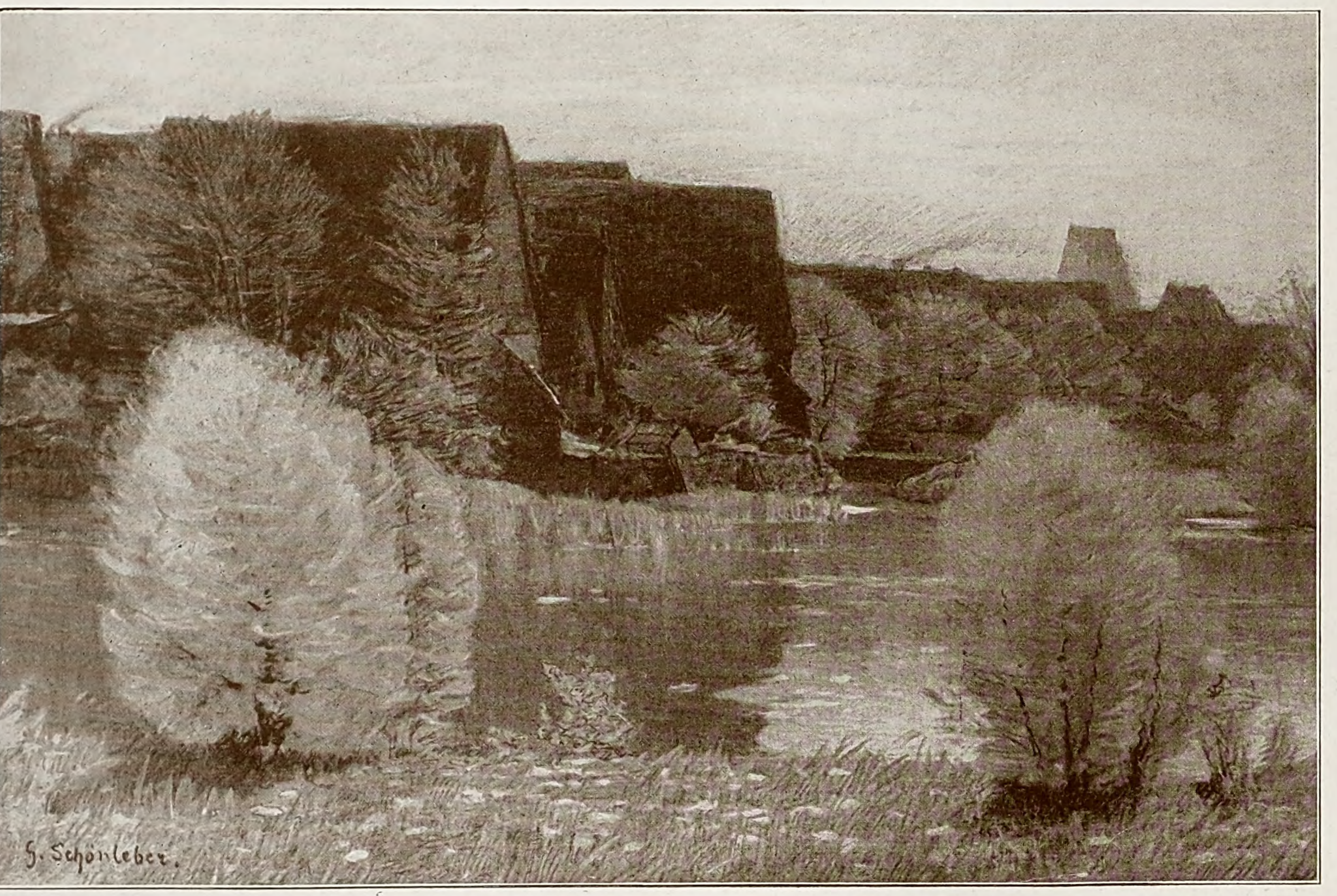
Blick ins Neckartal G. Schönleber

oder ganz von jeder eigentlich künstlerischen Betrachtung auf das nur Stoffliche ablenken?

Nun, die Tatsachen gaben die Antwort. Der Besuch wuchs von Tag zu Tag, so daß die Ausstellung so weit wie möglich über den vorgesehenen Endpunkt verlängert wurde. Bei den Besuchern aber war von Ermüdung nichts zu bemerken. Im Gegenteil steigerte sich die Teilnahme bei dem längeren Verweilen in den Räumen. Dabei war es sehr fesselnd zu beobachten, wie es zunächst einige in dekorativer Schönheit, großer Linie und leuchtenden Farben strahlende Landschaften waren, die die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. An anderen Stellen entdeckte der und jener ein Stück seiner Heimat oder bekannte Orte; von da übertrug sich die stoffliche Teilnahme auf Ähnliches oder auch durch den Gegensatz Reizendes. Es war in der Tat unter diesen hundertfünfzig Bildern keines, das nicht als Naturausschnitt an und für sich bereits wirkte. Aber das drängte sich doch gleichzeitig jedem auf: In der Wahl dieser Naturausschnitte, in der Fähigkeit, so auszuschneiden, offenbarte sich bereits eine starke Persönlichkeit. Da war eine ganz wunderbare Fähigkeit des Sehens. Um der Schönheit willen berühmte Orte wirkten neu, weil sie aus einem anderen Gesichtswinkel genommen waren. Alltägliches oder Gleichgültiges wuchs bedeutsam heraus, steigerte sich zu überraschender Eigenart; ja ein Nichts von Stoff war so gesehen, daß es zu einem großen Inhalt, zu einer in sich geschlossenen Welt wurde.

Wie konnte dieser Künstler sehen! Im Wandern von der holländischen Küste den Rhein hinunter durchs Alemannen- und Schwabenland, dann hinab nach Italien, in verbauten Stadtwinkeln, in einsamen Tälern, auf beschaulichen Höhen, in lauschigen Dörfchen, dumpfen Stadtstraßen, auf dem weiten Meer, in der Fischerhütte, auf Felsenstrand und Sanddüne, im sonnigen Mittag und in der Regennacht, beim aufsteigenden Tag, bei einbrechender Nacht — immer und überall hatte dieser Wanderer mit offenen Augen und weitgeöffnetem Herzen vor der Natur gestanden und ihre Schönheit, den Reichtum ihrer Fülle, und die Fülle noch in ihrer Armut aufgenommen.

Es war vielleicht das Charakteristischste für die Art, wie die Natur hier gesehen war, daß überall das Gefühl ihres reichen Inhalts vorwaltete. Oder vielleicht



Frühling in Dinkelsbühl — G. Schönleber

sind nur gerade wir heute dafür so stark empfänglich, weil der Impressionismus eine geradezu gewaltsame Vereinfachung der Landschaft vollzogen hat, indem er nur einen einzigen Eindruck heraushebt, alles andere dagegen versinken läßt. Die impressionistische Landschaft erreicht dadurch auch beim Zuschauer jene außerordentlich starken ersten Eindrücke; aber dafür stellt sich im Laufe längeren Besitzes nicht jenes freundschaftliche Verhältnis ein, das, gleich der dauernden Freundschaft unter Menschen, nur dann möglich ist, wenn der längere Verkehr den Besitz mehrt. Wir brauchen diese Fülle, diesen Reichtum des Lebens. Und wenn die Natur unausschöpflich ist, wenn sie selbst dem enttäuschtesten Gemüte immer noch zu Hilfe kommt, wenn sie nach der lebenslangen Beobachtung immer noch neu ist, so hat das seinen Grund darin, daß in ihr kein totes Fleckchen ist, daß in ihr noch der Grashalm vom ewigen Leben kündet, daß auf einer mit der Hand zu bedeckenden Fläche das mannigfaltigste Leben sich entwickelt, und daß doch auf der anderen Seite mein Auge mit einem einzigen Blick die Weite des Horizontes umspannen kann: die ungeheure Massigkeit des Gebirges, die unendliche Fläche des Meeres, die goldene Fülle des Ackerfeldes, die grüne Pracht des sich kuppelnden Waldes. So ein einziger Blick vermag die Natur in ihrer eigenen Mannigfaltigkeit und als Heimstätte der Menschen in sich aufzunehmen. — Hier aber offenbart sich das innerste Grundgesetz, dem das Landschaftsbild zu folgen hat, wenn es gleich der Natur dem Menschen Lebensgenosse, Lebensinhalt werden soll.

Auch das Bild muß beides in sich enthalten. Es muß jenes Bild von der Natur sein, das wir mit einem Blick in uns aufnehmen und als Ganzes empfinden; es muß aber auch jenes Nach-



Am Kesselwasen G. Schönleber



Heimat (Besitzer: Rich. Cleß, Stuttgart) G. Schönleber

suchen des Auges vertragen, mit dem wir in langem Verweilen uns das einzelne zu eigen machen, die Fülle und Mannigfaltigkeit entdecken, die in jenem einen großen Ganzen beschlossen ist, und so dann bereichert zurückkehren zum Gesamterfassen des Ganzen. Ruskin hat einmal diese Forderung an den Landschafter sehr schroff dahin ausgesprochen, der Maler dürfe nicht eher aufhören, solange er noch ein einziges Fleckchen des Bildes ohne den Reiz gelassen habe, den die Natur so verschwenderisch über ihre Gebilde ausgießt.

Es ist ganz erstaunlich, in welchem Maße Schönleber diese Forderung erfüllt, und man konnte bei den Besuchern der Ausstellung immer wieder beobachten, wie sie zuerst vom Gesamteindruck des Bildes gefesselt waren, wie sie dann nachher nahe an das Bild herantraten, sich in seine Einzelheiten versenkten und dann wieder zurücktraten, sich das bereicherte Ganze nun nochmals einzuprägen. Bei manchen anderen habe ich beobachtet, wie sie nachher im Durchwandern der Säle mit liebkosendem Auge auf allen jenen Bildern verweilten, zu denen sie jenes Verhältnis gewonnen hatten, das den Zauber der Heimat ausmacht, die auch als Ganzes vor uns liegt und doch bis in jeden einzelnen Strauch und Baum, ja bis in einzelne Steine hinein uns in weitester Ferne bis zum Greifen nahe ist. Ein Stück Heimat für unsere nach Schönheit gierende Seele, für unsere in der Lebenshast abgenutzten Sinne, für unsere im Weltgetriebe verirrte Seele kann uns das Kunstwerk dieser Art werden. Das sind die Bilder, die wir in unserer Wohnung haben wollen; Bilder, die uns vielleicht nicht so sehr „interessieren“, aber die wir lieben.

Es ist außerordentlich fesselnd zu beobachten, wie Schönleber diese Bildwirkung ins Große erreicht, wie ihm dieses Streben, die ganze Natur in Form, Licht und Farbe aufs Bild zu bannen, nirgendwo, wie so vielen anderen, gefährlich wurde. Gewiß liegt es schon an der Auswahl des Naturausschnittes; aber damit setzt doch erst die Gestaltung ins Große ein. Die Fülle des einzelnen wird in mehrere große Gruppen untergebracht, die ihrerseits wieder gegeneinandergestellt werden, zumeist durch die Macht des Lichtes, nach Helligkeit und Schatten zum großen Gesamteindruck zusammengezwungen werden. So erreicht Schönleber schon in den frühesten Stadien der Arbeit den Bildeindruck. Wie „farbig“ seine Zeichnung wirkt, kann man am „Frühling in Dinkelsbühl“ (S. 131) sehen.

Schlägt man eines der kunstgeschichtlichen Handbücher auf, so findet man selbst

in ausführlichen Darstellungen der Kunst des neunzehnten Jahrhunderts über Schönleber nur wenige Zeilen. Sie sind wohlwollend, aber mehr auch nicht. Der Kunstkritiker hat hier keinen Grund zu leidenschaftlicher Erregung und keine Gelegenheit zu geistvollen Auseinandersetzungen. Die Kunstkritik lebt vom Streit der Meinungen, von der Einseitigkeit der Anschauungen, den Forderungen des Tages. Sie ist Vorkämpfer und Bekämpfer, selbst dort, wo sie ganz zu genießen scheint. Die Naivität ist ihr versagt. So kommt es, daß alles Problematische der ausführlichen Besprechung sicher ist, alles in sich Sichere, Ruhige, Gefestigte, alles Selbstverständliche dagegen kaum berührt wird. Aber gerade dieses Selbstverständliche ist das Dauernde, das immer jung Bleibende. Was wir bei der Jahrhundertausstellung vor einem Jahrzehnt erlebten, das werden wir um 2000 wieder erleben. Die Namen jener, die in den Kunsthändeln des Tages am lautesten klangen, die, je nach der Parteirichtung ihrer Beurteiler, bald gepriesen, bald verdammt wurden, die als die Träger der gesamten Kunstentwicklung im Vordergrunde standen, verblassen. Gerade das, was seinerzeit so stark richtunggebend wirkte, was so sehr die Leidenschaften erregte, erscheint jetzt als einseitige Betonung, als Manier, als Störung zur Harmonie. Und wieder wird man erstaunt eine große Zahl von „Entdeckungen“ machen: Künstler, die sich um all das nicht kümmerten, die so malten, wie sie es sahen und so gut sie es konnten; denen die Mittel der Kunst eben immer nur Mittel gewesen waren, die sie darum auch ohne jede Grundsätzlichkeit benutzten, das heißt nach dem einzigen Grundsatze, das möglichst gut mitzuteilen, was ihnen als Kunstwerk vorschwebte.

Schönlebers kunstgeschichtliche Einstellung ergibt sich leicht. Das mit der zunehmenden Bewegung des Lebens wachsende Verlangen nach der Natur als Gegengewicht gegen die menschliche Not, die sich in den sozialen Problemen jedem



Unter der Brücke G. Schönleber



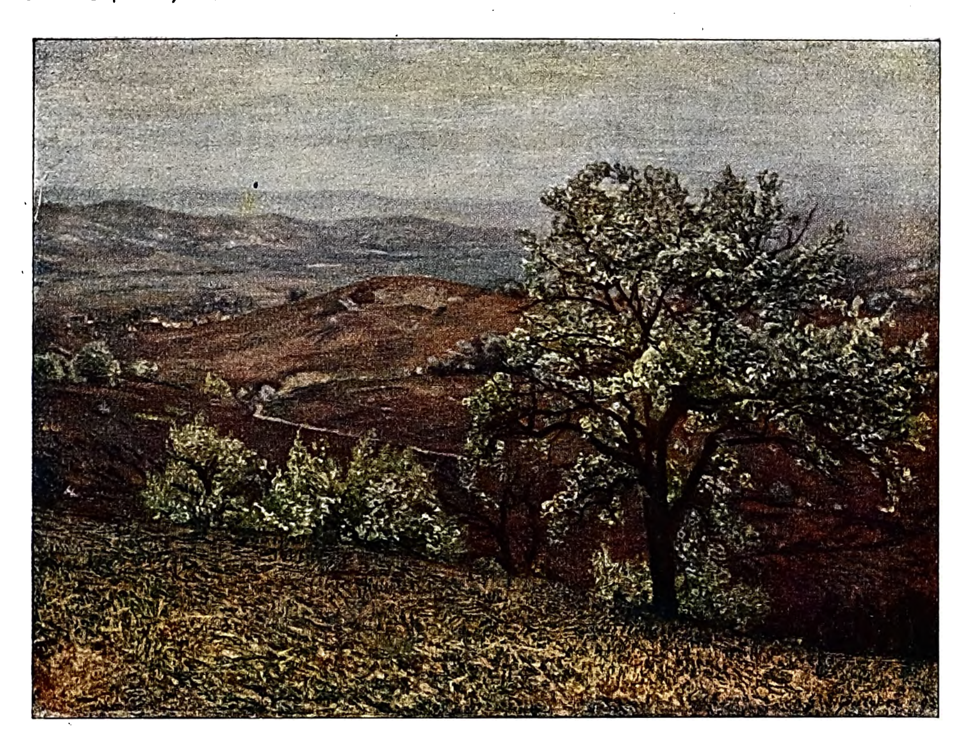
Dürrmenz G. Schönleber

aufdrängte, führte zu jener innigen Versenkung in die Natur, die wir nach dem Vorgang der französischen Malergruppe von Fontainebleau als „intime“ Landschaft bezeichnen. Selbst Rousseaus Flucht zur Natur war sentimentalisch gewesen. Der Mensch suchte hier für sich selbst Heilung von den Gebresten, die ihm das Leben in der Welt geschlagen hatte. Auch die Landschaftsmalerei, die sich im Gefolge dieser Rückkehr zur Natur entwickelte, hat überall den Menschen zum beherrschenden Mittelpunkt. Nicht nur, daß er nach seinem Willen die Landschaft komponiert, d. h. buchstäblich zusammenstellt, sie ist letzterdings nur Staffage für den Menschen, selbst dort, wo dieser Mensch nicht im Bilde steht. Denn das „Heroische“, was die so betitelte Landschaft ausdrücken sollte, war eben menschliches Heroentum. Nur langsam erkannte man die Heiligkeit der Natur, sah man in ihr nicht mehr die Dienerin des Menschen, nicht mehr seine Umwelt, sondern das Eigenleben, die Eigenwelt. Natürlich wirkte die Unterstimmung mit, daß die Natur auch für den Menschen am ehesten dann ihre große Wirkung ausüben könne, wenn er sich ihr ganz hingebe, also sie um ihrer selbst willen zu erkennen trachte.

Bei einem jener wenigen Deutschen, die ihren Studienaufenthalt in Frankreich nicht in den Ateliers der berühmten Historien- und Genremaler verbracht hatten, sondern dem Zug des deutschen Herzens gefolgt und zu den Malern von



Herbst in Brügge (Besitzer: Geh. Legationsrat Dr. Seyb, Karlsruhe) G. Schönleber



Blühendes Land G. Schönleber

Fontainebleau gegangen waren, bei dem durch die Jahrhundertausstellung wieder zu Ehren gebrachten Münchener Adolf Lier, hat Schönleber seine entscheidenden Studien gemacht. Sie haben nicht lange gewährt, er hatte sich zu Hause nur schwer die Erlaubnis für die Künstlerlaufbahn ertrotzen können. In Bietigheim hatte der junge Mechaniker schon hinter dem Schraubstock gestanden und seine Mallust in den Porträts seiner Arbeitsgenossen und in zahllosen Skizzen nach der schönen Heimat ausgetobt, als ihn der Feldzug des Jahres 1870 zur Untätigkeit in Eßlingen, wohin inzwischen die Eltern übersiedelt waren, verurteilte. Das alte Neckarstädtchen mit seinen durcheinandergeschobenen Winkeln, dem vielen Grün zwischen hängenden Gartenmauern und überstehenden Giebeln, reizte des Jünglings Sinne so stark, daß im Ringen um die Wiedergabe der Eindrücke dem bislang völlig Ungeschulten so überzeugende Darstellungen gelangen, daß jetzt der Widerstand gegen den unverkennbaren inneren Ruf zur Künstlerschaft aufgegeben wurde, und Schönleber nach kurzer Lehrzeit bei Kurtz in Stuttgart zu Adolf Lier nach München kam.

Die drei Bilder, die die Jahrhundertausstellung von Lier zeigte, verrieten in ihren schweren Baumgruppen, der Art, wie eine Schafherde unter ihnen hinzog, neben dem Studium der allen Holländer das der Fontainebleauer Rousseau und Dupré, zeigten aber keine eigene Handschrift. Dagegen ist in der Münchener

Pinakothek ein Bild „Die Theresienwiese“, das wie wenige den Charakter der Münchener Landschaft zeigt. Die weit hingestreckte, damals natürlich noch wenig bebaute Wiese liegt ausgebreitet da und wird in ihrer ruhigen Gleichmäßigkeit noch betont durch einen Nebelschwaden, der sich parallel zu ihr hinzieht. Links, ganz fern, gewahren wir kaum die Häuser der Stadt. Den Gesamtraum des Bildes beherrschend, aber doch im Verhältnis zu der davor liegenden Ebene klein, reckt Schwanthalers „Bavaria“ ihren Riesenarm gen Himmel; als dunkle Masse schließt rechts den Horizont der Bavariapark ab. Darüber hoch hinaus der weite Himmel. Ein Schäfer weidet auf der Wiese seine Herde und treibt sie gerade in den Nebel hinein. Die Figürchen sind so klein, daß die Landschaft um so größer wird; das Getrippel ist so bewegt, daß die Ruhe der Ebene noch schwerer erscheint.

Von diesem Bilde aus, das auch in der Behandlung der Fläche eine Fülle von Einzelheiten zeigt, das im Hintergrunde den ganzen Reichtum der Stadt, des Parkes birgt, und doch in dem einen Akkord von Größe und Ruhe zusammenklingt, führt ein naher Weg von Lier zu seinem Schüler Schönleber. Auch in rein malerischer Hinsicht. Ja, Schönlebers älteste Bilder, wie sie in unserem Hefte durch die „Straße in Genua“ (S. 144) und das aus Eßlingen stammende „Am Kesselwasen“ (S. 132) vertreten sind, zeigen noch eine schwerere, dunklere Farbengebung als Liers Vorbild. Immerhin, die beiden Bilder sind von Schönleber als Zweiundzwanzigjähriger gemalt worden. Man kann es danach begreifen, daß er sich von der Schule freisprach und nun hinauszog in die Welt zum größten aller Lehrmeister, zur Natur.



Der Turm von Lerici — G. Schönleber



Dorf in Holland G. Schönleber

Auch die Genueser Straße ist trotz der Fülle von Einzelheiten, trotz des Gedränges von Menschen ein Bild von einheitlichem Eindruck. Und der Gegensatz von Monumentalität und Enge, von aristokratischer Vornehmheit und armem Bedrängtsein, der einen in Genua bei jedem Blick in die abstürzenden Querstraßen von den horizontalen Hauptstraßen aus überkommt, ist ohne jede Aufdringlichkeit, ohne Bewußtsein wahrscheinlich, gestaltet. Das Stückchen Eßlingen dagegen ist ein urdeutscher Winkel, in dem Stallungen, Schuppen und Menschenwohnungen sich friedlich über- und ineinanderschieben. Das Fachwerk ist abgebröckelt, die Sparren halten nur noch ächzend zusammen. Aber einstürzen können derartige Wände nicht; aus Altersgewohnheit bleiben sie stehen. Und was die langen Jahre mit Wind, Regen und Staub da alles hineingemalt haben, auf den Bewurf, in die dahinter hervorlugenden Ziegel, in das alte Holz! Für die durch ihre „mit allem Komfort der Neuzeit" ausgestatteten Wohnungen verwöhnten Städter von heute sind solche alten Winkel eine Art Museumsgegenstand. Man sagt: Malerisch! Sehr malerisch! hält sich die Nase zu und macht, daß man wegkommt. Aber wer als Junge in solch einem Winkel gespielt hat, dem steht er bis in älteste Tage in einem so goldig verklärten Lichte der Erinnerung, wie selbst nicht die prächtigsten Gebäude der Stadt. Denn alles in diesen alten Häusern war erfüllt von Leben, als wäre im Laufe der Zeiten jeder Stein, jeder Balken mitfühlend geworden für das, was um ihn geschah. Für die Städter waren solche Winkel fast das einzige Mittel zum Heimatgefühl, ein viel stärkeres als die großen Kunstwerke, die eine Stadt birgt. Denn deren Schönheit erschließt sich einem

erst in späteren Jahren; solche alten Winkel aber werden ein Stück eigenen Erlebens, weil sie die Heimstätte unserer seligsten Spiele gewesen sind.

Es gibt auch solche Winkel in der Natur. Sie sind dem ordnungsliebenden Sinne, dem nüchternen Nützlichkeitsmenschen, aber auch dem schulmäßigen Bewunderer der großen Natur höchst verächtliche und vernachlässigte Punkte, die man am liebsten in weitem Bogen umgeht. Auch sie sind Lieblingsstätten der Kinder und der Künstler. Ein rechter Künstler ist ja ein Mensch, dessen Sinne und Herz Kind geblieben sind, während der Geist reifte. Wie wunderbar ist dieser „alte Zaun!" (S. 141.) Wie köstlich muß dieser verwilderte, in überreichem Wachstum wuchernde Garten gewesen sein, den dieser Zaun doch höchstens für schwerfällige Kühe abschließt! Denn den Planken sieht man's ja an, wie oft die Buben dazwischen durchgekrochen sind. Diese Planken! Keine ist wie die andere, jede hat eigentlich ausgedient. Das Holz ist morsch und faul. Klemmt man mit den Nägeln Splitter ab, so kriechen Käfer und Schaben herum. Aber nachts leuchten Johanniswürmchen daran, manche Planke schimmert goldig im Phosphorglanz des eigenen Vergehens, und Blumen und Blätter wuchern an ihnen hinauf. Man versenke sich einmal in den Weg, der diesen Zaun entlang hinzieht. Mit welcher Liebe hat der Künstler all die Formen des zerrissenen Rains gesehen; wie scharf ist der Ansatz der Rasenballen beobachtet; wie sicher die vom Wasser ausgemergelten Rinnsale gezeichnet! Wie lebt die Mischung von Blau und Grün, wie selbstsicher



Hohentwiel (Besitzer: Oberamtmann a. D. Eckhard, Mannheim) G. Schönleber

stehen die Disteln im Weg und das alte Gestrüpp am Rand! Eine ganze Welt liegt auf diesem Stück Erde, das dem Bannwart ein Greuel ist, den Dorfbuben aber die liebste Gelegenheit, rasch einmal „hinten herum" zu rennen, wo man die rufende Stimme der Mutter nicht hört und einen das Schelten des Vaters nicht erreicht. Das ist echtester Schönleber, und ich kenne keinen anderen, der etwas derartiges so malen kann, so daß es nirgendwo kleinlich ist, nirgendwo den Eindruck der getiftelten Einzelheit macht, sondern wahrhaftig ein Stück Natur, großzügig gesehen, großzügig gestaltet, bei aller Einfachheit, wenn man will, Richtigkeit des Inhalts. Und wie ist das Ganze als Bild gesehen! Wie meisterhaft schneidet der Zaun durch die Bildfläche, so daß er Richtung und Haltung gibt dem Ganzen, und doch das Grün drumherum, das Leben, das wir aus eigenen Erinnerungen hinzutun, den eigentlichen Inhalt des Bildes ausmachen, so daß der alte Zaun schließlich nur dazu da ist, damit wir unser eigenes Schönheitserinnern vom vertrautesten Zusammensein mit der Natur (wenn wir Schmetterlinge oder Käfer fingen oder Blumen suchten) daran anhängen können.



Alter Zaun G. Schönleber

Solch ein Bild ist, als ob einem Wilhelm Raabe „von alten Nestern" erzählt. Es ist ganz erstaunlich, wie früh sich Schönleber die Augen für diese stillen, unscheinbaren Schönheiten der Natur geöffnet haben. Das Bild ist bereits 1879 gemalt. Und noch in einem anderen mußte ich bei Schönleber oft an ein Wort Raabes denken. Es ist die Kunst, im engsten Ringe weltweite Dinge zu entdecken. Eigentlich liegt darin auch der Zauber des „alten Zaunes". Am stärksten umfing er mich immer, wenn Schönleber Segelboote malt. Er hat diese Bilder sehr geliebt. Wir zeigen zur Probe eines, auf dem sich mehrere Boote zusammendrängen, wodurch der malerische Reiz noch gesteigert wird, das, was ich meine, allerdings nicht so

scharf herauskommt („Pragozzi“ S. 142). Man liegt im schweren Meeresboot, das Segel ist aufgespannt; es ist, als schließe es die Welt ab. Nur der Himmel ist über uns, das Geplätscher der Wogen um uns. Nun hinaus zur Fahrt, wohin? wozu? wie lange noch? wie weit? Das Segel hängt schweigend, die Wogen reden, aber wir verstehen ihre Sprache nicht.

Schönlebers Einstellung zur Welt ist heiter. Am liebsten hat er den Frühling und den lachenden Sommer gemalt, den Herbst, wenn er in Farben prunkt, selten nur den Winter, und auch da mehr das von der Sonne überglänzte Schneefeld. Aber er hat doch auch das Empfinden für das Düstere. Die Zeichnung „Unter der Brücke“ (S. 134, sie stammt aus Straßburg) ist dessen Zeuge. Der Bogen lastet wie ein Verhängnis. Unwillkürlich duckt man sich, wenn man im Kahn sitzt. Auch das Dräuende, Trutzige des „Hohentwiel“ (S. 140) ist mit gewaltiger Wucht herausgearbeitet, und die schweren Herbstfarben verstärken noch diesen Eindruck. Wie schwer und müde ist die Luft auf dem Bilde „Vlissingen“ (Einschaltbild). Wie wuchtet die Mole links! In trauriger Melancholie starrt die Windmühle, und seltsam öde wirkt der verlassene Kahn. Nur ganz hinten leuchtet in roten Dächern Licht und Leben.

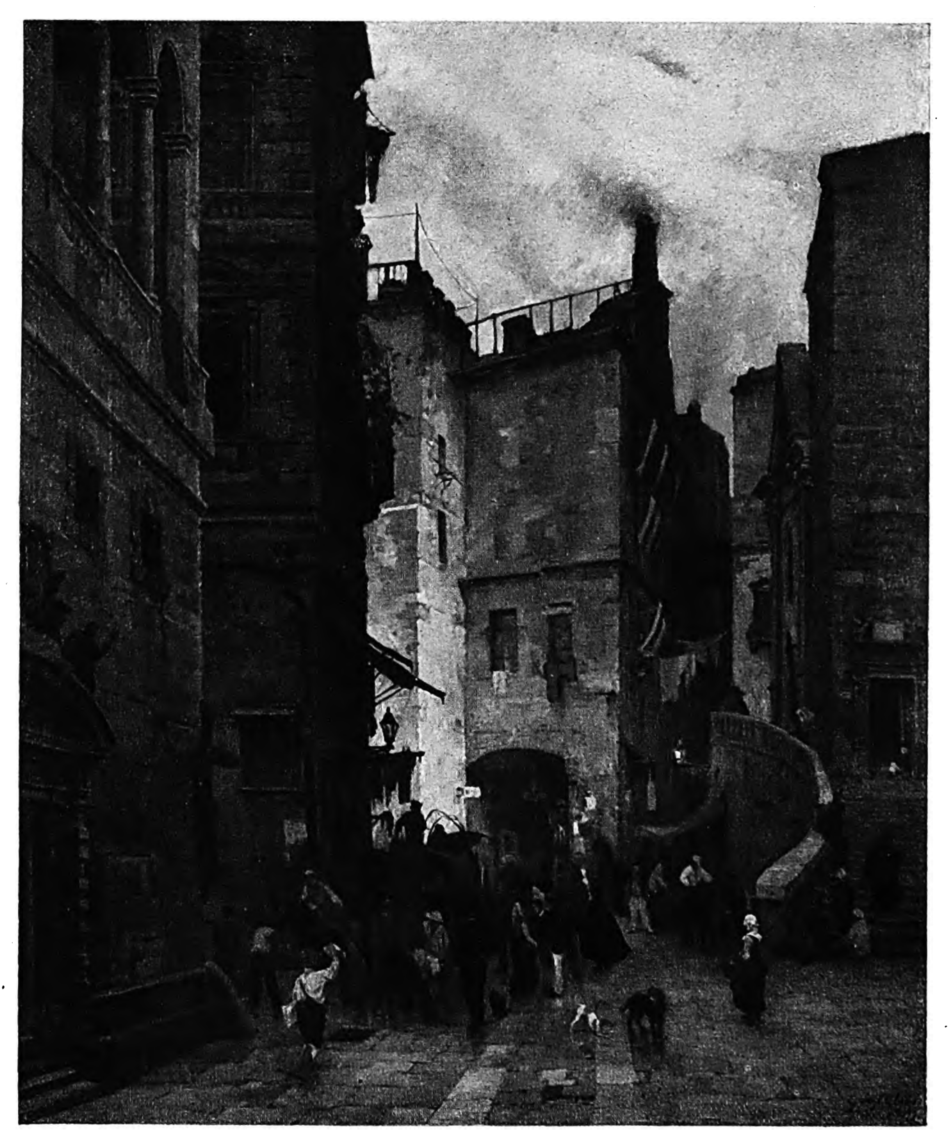
Wunderbar vermag der Künstler die Stimmung der mondbeglänzten Zaubernacht zu bannen (Einschaltbild), wenn die glitzrigen Wasser ihr eigenes Leben wir-



Pragozzi G. Schönleber



Zypressen G. Schönleber



Straße in Genua (Besitzer: Frau Geh. Kommerzienrat Dr. v. Steiner, Stuttgart) G. Schönleber

ken, die Bäume leise raunen und die Menschenhäuser träumen. Auch die noch tiefere Stille, wo selbst das Wasser schweigt und der Baum den Atem verhält in der einsamen Nacht, wird dem Künstler beredt (Nacht im Dorf. Einschaltbild). Doch hell leuchtet der Tag, es lacht die Sonne, die Welt steht in Blust. Wie lachen die Bäume in Jugendprangen ums alte Dinkelsbühl, die Wiese trägt schier die Blumen nicht! (S. 131.) Und die Häuser von Dürrmenz drängen sich auf einen

ganz schmalen Streifen zusammen, denn der Wald drückt in schwellender Kraft zum lustigen Wasser hinab, das hineilt in die duftschwere Ferne. Ein Blühen ist das ganze Land (S. 135). Die in weiß-grüner Seide prangenden Bäume künden jauchzend das neue Leben den noch kahlen Feldern, und das blaue Band des Frühlings ist hinübergeschwungen über die weitesten Höhen. Da ist kein Winkel so klein, er strotzt noch von Leben; kein Steig so schmal, er trägt noch einen in Blättern sich wiegenden Baum; kein Zaun so dürr, daß nicht Gerank an ihm empor sich schlänge; keine Böschung so zertreten, daß nicht Gras und Blumen sie schmückten (Dorfmühle, Titelbild). — Volle Farben künden vom überschwellenden Saft; schwer sammelt sich das Gewölk zum quellenden Regen, aber noch bricht die Sonne durch und alles leuchtet in verdoppeltem Glühn, so daß drüben die Stadt mit ihren Ziegeldächern prunkt wie eine Fürstin in ihrem Purpurschmuck (Rotenburg a. d. Tauber, Einschaltbild). — Doch die Sonne trinken, in sich hineintrinken, bis ihr Gold sich auflöst, das kann nur das Meer. Ein Traum ist's von Licht und Glanz. Das goldene Land des Märchens ist erschlossen (Fischzug an der Riviera, Einschaltbild). Im Märchenlande das Märchenschloß: dunkle Zypressen ragen als ernste Wächter und schützen das einsame, steil abfallende Gestade. Vom weithin gedehnten Meer tragen wachsame Möven die Botschaft her. Der Himmel aber ist blau, so blau; man versänke in der Tiefe und gewänne das Gefühl der Raumlosigkeit, hinge nicht da und dort ein weißer Wolkenschimmer, um den Himmel mit Schleiern noch an die Erde zu binden (Zypressen. S. 143. Wir wagten das Bild nicht farbig wiederzugeben, weil keine Wiedergabe diesen zarten Tönen gerecht geworden wäre).

Und vom Süden hinauf in den Norden, aus jener farbigen Sommerluft in das farbigere Sterben des nordischen Herbstes: Brügge (S. 136), selber ein in Schönheit erstorbenes Land. Selbst der alten Brücke verwittertes Gestein schimmert in goldiger Pracht. — Und danach wieder heim. Wie ist das deutsche Land so schön! Von halber Höhe hinauf zu schauen ins weite Land, in weitem Bogen schlängelt sich der Fluß, als falle es ihm schwer, die Heimat zu verlassen. Matten und Felder breiten sich aus, Wald und Gehölz schieben sich dazwischen; dort hinten an den Hügeln wächst der Wein, auf ihnen stehen die Ruinen der alten Burgen und zu oberst thront der alte, stolze, deutsche Bergwald. (S. 130.)

Vierzig reich gesegnete Malerjahre hat Schönleber hinter sich. Er ist fleißig gewesen, wie nur einer, und hat sich das Handwerkszeug seiner Kunst so zu eigen gemacht, daß die Hand jeder Willensregung gehorcht und unbedingt sicher hinsetzt, was das Auge gesehen, wie es gesehen. Es sind vierzig Jahre der leidenschaftlichsten Kunstentwicklung, von der die Kunstgeschichte zu erzählen hat. Es hat viel größere Zeiten gegeben, mit einem stärkeren Lebensausdruck in Kunst, aber keine, wo die Meinungskämpfe über Kunst so heftig aufeinanderprallten. Schönleber hat davon sich nicht beirren lassen. Er ist derselbe in seinem letzten Bilde wie im ersten, nur reifer, sicherer, meisterhafter. Wenn er so geblieben ist, so war das kein Vertrotzen gegen die neue Zeit. Es ist in seinem Gesamtwerk nichts von Polemik gegen andere Malweisen, andere Auffassungen, nichts von Systematik und Lehrhaftigkeit, nichts von Auftrumpfen auf die eigene Art. Es

ist eben nur die eigene Art darin. Diese aber beruht im innersten Kern, im Wesen der Persönlichkeit. Und darum hat er unbedenklich, nein, selbstverständlich aufgenommen, was die Zeit ihm brachte, soweit es für ihn paßte, soweit er es gebrauchen konnte.

Es ist eine sehr weite technische Entwicklung von jenen schwer dunklen Bildern (die Straße in Genua), über die in tiefen Farben aufleuchtenden holländischen Landschaften (Vlissingen) zu den helltönigen Stücken aus Italien (Fischzug; Zypressen), und von da bis zum farbenstrotzenden Rotenburg und jenen schwäbischen Landschaften wie „Blühendes Land", wo der Farbenauftrag so dünn und sparsam ist, daß der Malgrund mitspricht. Aber nirgendwo stehen dem Künstler diese technischen Probleme im Vordergrund. Er hat immer mit Liebe gemalt, mit der vollen Hingabe, dem ganzen Einsetzen seines Könnens, um diese heißgeliebte Natur als Bild zu gewinnen und aus dem Bilde heraus wieder zu Menschen sprechen zu lassen. Was so in Liebe gewonnen war, mußte Liebe wecken. Sie ist in überreichem Maße dem Künstler zuteil geworden, der trotz der stolzen Zurückhaltung, in der er lebt und wirkt, an äußeren Ehren alles empfangen hat, was wir Künstlern heute bieten können, der auch den reicheren Lohn gewann der hingebenden Verehrung, der dankbaren Liebe aller derer, denen die Kunst eine Herzenssache ist.



Die Rückkehr des Genrebildes

Vor kurzem veröffentlichte eine bekannte Familienzeitschrift ein Preisausschreiben für Bilder aus dem Familienleben. Das wäre ja an sich bei einer Familienzeitschrift nicht sehr verwunderlich, wenn nicht unter den Preisrichtern Max Liebermann sich befände. Der Führer der Berliner Sezession hat in Reden und Aufsätzen sehr oft die Gelegenheit zu ästhetisch-theoretischen Auseinandersetzungen ergriffen und damit gezeigt, daß er zu den sogenannten „denkenden" Künstlern gerechnet werden will. Wenn er also durch die Übernahme des Preisrichteramtes das Verlangen nach solchen Bildern aus dem Familienleben billigt und unterstützt, muß er eine erhöhte Pflege derartiger Kunst für künstlerisch wünschenswert halten. Ich würde sagen künstlerisch und menschlich, wenn Liebermann nicht so oft in seinen Reden den strengen Ausschluß aller derartiger menschlicher Erwägungen bei Kunstdingen verlangt hätte. Freilich hat er auch immer eine geradezu haßerfüllte Abneigung gegen alle literarische oder novellistische Malerei gezeigt und tritt nun doch als Förderer einer solchen auf. Denn alle schönen Umschreibungen helfen nichts: diese Bilder aus dem Familienleben sind nichts anderes, als Genrebilder.

Nun hat ja des alten Philosophen kühler Spruch: „Alles fließt" auch für die Kunstästhetik immer zu Recht bestanden. Es ist sogar immer geradezu ein Unglück gewesen, wenn die Ästhetik zu unabänderlichen Gesetzen zu gelangen suchte. Mit Recht spricht man dann von einem Erstarren. Denn da die Ästhetik erst eine Folge der Kunst ist, da sie im Grunde nichts anderes zu tun hat, als die Gesetze zu erkennen, weshalb ein vor ihr geschaffenes Kunstwerk schön wirkt, so muß sie so lange in Bewegung sein, als Kunst lebendig ist. Aber die Frage des Genrebildes war eigentlich weniger eine ästhetische; sie berührte den innersten Nerv des Kunstschaffens selbst, man kann sagen, daß sich hier letzterdings die Weltanschauungsfrage der Kunst aus-



spricht. Denn das Genrebild oder, sagen wir besser, die novellistische Malerei, ist nur die volkstümlichste und verständlichste Aussprache für den Anteil des Seelischen am malerischen Schaffen.

Es ist fesselnd, wie auf den verschiedenen Kunstgebieten die gleichen geistigen Strömungen einer Zeit sich leicht abgewandelt zeigen, wie sie durch eigentümliche Verhältnisse, oft auch durch die Macht einzelner Persönlichkeiten in der einen Kunst sich viel länger behaupten können, als in der anderen, wie dieselben Anschauungen hier eine gewisse volkstümliche Allgemeingültigkeit gewinnen, während sie auf dem anderen Kunstgebiete verlacht werden. Der Naturalismus hatte zunächst im Gegensatz zur vorher geltenden Wichtigkeit der Stoffwahl, des Herausfindens eines „schönen Sujets", die Gleichwertigkeit aller Stoffe betont. Der im Grunde dummdreiste Satz von Konrad Alberti dürfte noch in Erinnerung sein, der da verkündete: „Für die Kunst sei der Tod des größten Helden nicht interessanter, als die Geburtswehen einer Kuh." Auf literarischem Gebiete griff das Publikum zur Notwehr; es fand die Offenbarungen des „konsequenten Naturalismus" langweilig oder lächerlich, beachtete sie nicht, und so mußten die Schriftsteller sich aus eigenem Lebensinteresse bald wieder bemühen, für die nötige Spannung zu sorgen. Konrad Alberti gab mit seinen gehetzten, mit sensationellen Mitteln aufgebauschten Romanen selber das gute Beispiel.

Viel nachhaltiger wirkte derselbe Grundsatz auf dem Gebiete der Malerei, und es ist gar nicht zu leugnen, daß er hier auch recht Gutes erzielt hat. Denn es ist ja immer ein anderes um die schroffe Formel, in der ein Kritiker, der womöglich noch zum Widerspruch reizen will, einen Grundsatz ausspricht, und der Art, wie ihn der Künstler im lebendigen Schaffen verwirklicht. Wenn Liebermann die Forderung aufstellte, beim Malen habe der Kerl von Mensch im Künstler sich einfach beiseite zu scheren, so wird das eben nur jenen Künstlern gelingen, in denen dieses Menschliche außerordentlich schwach ist, genauer genommen, in denen dieses Menschliche ganz aufs verstandesmäßig Technische eingestellt ist. Und schon die Aufstellung eines solchen Satzes charakterisiert den Sprecher nach dieser Richtung hin. Wir brauchen nur auf der anderen Seite einen Thoma erstehen zu lassen mit seinem Satze: „Die Kunst ist uns Deutschen Herzenssache", oder den aus den Kunstbeilagen dieses Heftes so beredt zu uns sprechenden Schönleber zu hören, wenn er sagt: „Was mit Liebe gemalt ist, muß Liebe wecken", so haben wir einfach die Weltanschauungsgegensätze.

Niemand wird behaupten, daß es Liebermann an Leidenschaftlichkeit bei der Erfassung künstlerischer Probleme oder bei ihrer Durchführung gefehlt habe; aber seine Gesamteinstellung ist eine andere. Im übrigen war Liebermann, um das hier einzuschieben, immer sehr klug bei der Wahl seiner Motive, und wenn er zuzeiten Albertis Satz theoretisch als richtig anerkannt hätte — in der Praxis befolgt hat er ihn nie. Kommt jener Begriff der Liebe, der Herzenssache, hinzu, so stellt sich Konrad Albertis Satz genau auf den Kopf: durch das liebevolle Erfassen, durch die Herzensanteilnahme, die der Künstler aufbringt, kann das scheinbar Nichtigste, Kleinste, ja Häßlichste, künstlerisch viel schöner und bedeutsamer werden, als das im allgemeinen Sinne Erhabenste, Größte und Schönste. Und in der Hinsicht hat allerdings der Naturalismus gut gewirkt. Nicht nur als Gebietserweiterung, nicht nur, weil in dem Bekenntnis: ich liebe diese vom Herkommen verachteten, geringgeschätzten oder häßlich befundenen Dinge so wie sie sind, ja weil sie so sind, ein edler Wahrheitsmut liegt, sondern weil diese Alliebe der höchste Sinn einer göttlichen Schöpfung ist; kunsterzieherisch aber, weil hier auch vom Beschauer geistige und seelische Mitarbeit verlangt, weil ein jeweiliges neues Erleben des Stoffes geheischt wird. Das ist nicht der Fall, wenn auf landschaftlichem Gebiete mit den abgebrauchten sentimentalen „Schönheitswerten" in herkömmlicher Weise weitergearbeitet wird, als da sind: Mondschein, Abendrot, kühne Bergformen und dergleichen. Das geschieht nicht, wenn die tausendmal behandelten biblischen Vorgänge schablonenmäßig weiter behandelt werden.

In diesem Sinne ist der Kampf gegen das Novellistische in der Malerei berechtigt und notwendig gewesen und ist es heute noch, denn in allen diesen Fällen lenkt der Stoff, der Inhalt

des Bildes ab von der Kunst. An die Stelle des inneren seelischen, künstlerischen Erlebens tritt ein geradezu materielles. Aber es gibt keinen historischen oder literarischen Vorgang, wie es überhaupt nichts in der Welt gibt, das nicht Gegenstand des malerischen Kunstwerkes sein dürfte, wenn es künstlerisch behandelt wird. In der Tat entscheidet also das Wie, nicht das Was.

Leider hat man aus dieser Erkenntnis den verhängnisvollen Satz gefolgert: Nicht auf das Was kommt es an, sondern auf das Wie, und diesen Satz dann einseitig dahin weiterentwickelt, daß das Was gleichgültig sei, ja daß ein gleichgültiges Was geradezu vorzuziehen sei, weil sich dann die ganze Aufmerksamkeit beim Künstler wie beim Beschauer auf das Wie einstelle. Damit erhalten wir die Herrschaft der Technik als oberstes Gesetz.

Es ist bekannt, wie nun seit einem Vierteljahrhundert diese technischen Probleme im Vordergrunde unserer Malerei stehen. Man mißverstehe nicht; es war für den Künstler immer geradezu eine Lebensfrage seiner Kunst, wie er sich mitzuteilen habe. Er kann sein technisches Vermögen, oder vielleicht sagen wir besser: die Ausbildung des Handwerklichen, gar nicht hoch genug entwickeln, weil er dadurch ja eben frei wird zur Gestaltung des Kunstwerkes. Aber er muß frei werden. In demselben Augenblick, wo ihm das Technische zum Inhalte seiner Kunst wird, hat er sich von der eigentlichen Kunst entfernt, ist er nur Handwerker.

Wir würden in diesen Dingen viel klarer sehen, wenn wir nicht zu oft das Technische in der Kunst mit Formgebung verwechselten, und diese wieder mit Problemen der sinnlichen Wahrnehmung. Die sogenannte Freilichtmalerei ist eine Frage der Sinne. Der Kampf mit dem Licht, die Beobachtungen an den Einwirkungen dieses Lichtes auf Form und Farbe der Dinge, das ist alles eigentlich ein Geistiges, und die technische Seite der sich damit beschäftigenden Malerei tritt nur deshalb so stark hervor, weil es neuer technischer Mittel bedurfte, um diesen Problemen beizukommen. Ich glaube sehr gern, daß vielen Romanen, für die die Kunst ja überhaupt viel mehr sinnliche Formsache ist, die Kunst ihr Bestes in diesem Ringen mit solchen sinnlichen Problemen gibt. Wir Deutsche sind aber anders geartet. Darum empfinden wir in dieser Malerei ein Überwiegen des Technischen, darum aber haben sich auch eine große Zahl der deutschen Maler dieser Art einseitig ins Technische verrannt. Da kommt es dann dahin, daß das Entscheidende der Malerei darin liegt, ob man punktiert oder Strichelchen macht, alle Dinge in geometrische Figuren zerlegt usw. Da man doch ohne ein Geistiges und Seelisches nicht auskommt, muß dann das unglückliche Wort „Stil" herhalten. Man sucht den Stil der Dinge. Es ist aber lächerlich, in der Art der Technik einen Stil sehen zu wollen, wo dieser doch nur der Ausdruck einer inneren Anschauung sein kann.

Weil wir Deutsche so wenig Vertrauen und so gar keinen Stolz auf die eigene Art haben, haben wir uns von einer fremdsüchtigen Kritik einreden lassen, daß ausgerechnet die uns Deutschen zunächst liegende Art von Kunst, die eben danach trachtet, ein geistiges und seelisches Erleben zu gestalten, die überhaupt keine Erscheinung der Natur ohne dieses seelische Miterleben zu empfangen vermag, unkünstlerisch sei. Dafür werden uns dann von derselben Seite „Expressionisten" und „Futuristen" nun als wertvolle Stilkünder angepriesen, diese Futuristen, deren Werke einfach den Purzelbaum des Impressionismus darstellen, insofern hier alle Naturerscheinung preisgegeben wird, um dafür eine bunte Mischung geistiger Eindrücke und seelischer Erlebnisse als Bild auszugeben.

Nun, man braucht das alles nicht so tragisch zu nehmen. Es tut einem nur leid, daß weite deutsche Kreise sich auf diese Weise in der Irre herumführen lassen, bloß weil sie nicht den Mut haben, ihrem deutschen Empfinden zu folgen. Und sie haben es doch nun schon oft erleben können, daß schließlich doch auch diese deutsche Art wieder „in Mode" kommt, wie es sich jetzt offenbart in dem von Max Liebermann geförderten Preisausschreiben für Genrebilder, das den äußeren Anlaß zu diesen Ausführungen gegeben hat. K. St.



Ehrenrettung des Dresdner Madonnenbildes

Vor längerer Zeit war in einem Tageblatt von einem namhaften Kunstkritiker zu lesen, daß der Wert der Kunstwerke in unserer Zeit sehr ins Schwanken gekommen sei, daß es nicht richtig sei, den Wert eines Kunstwerks nur vom Namen des Künstlers abhängig zu machen, viel richtiger sei es doch, am Kunstwerk und dem, was es bietet, sich zu erfreuen und es nicht nur um des Namens des Künstlers willen zu schätzen, dem es in unserer Zeit bald ab-, bald zugesprochen werden könnte. So würde es ihn nicht wundern, wenn einer käme, der nachwiese, daß die Dresdner Holbein-Madonna das Original sei, nicht die Darmstädter.

Stets habe ich mich für diese Angelegenheit interessiert, weil ich ihr besonders nahe gestanden. Durch die letzten Forschungen des Kunstgelehrten Dr. E. Major in Basel, die seinerzeit im Anzeiger für schweizerische Altertumskunde veröffentlicht worden sind, bin ich mit meinem Urteil völlig zum Abschluß gekommen.

Die bisherige Holbeinforschung hat nachgewiesen, daß das Original von den Erben des Lukas Iselin zu Basel um das Jahr 1633 an den Kunsthändler Le Blond um tausend Gulden verkauft wurde. Dieser brachte es nach den Niederlanden, wo er es bald darauf an Johann Löffert in Amsterdam für dreitausend Gulden weiter verkaufte. In den Niederlanden wurde um die gleiche Zeit von dem Maler Bartholomäus Sarburgh eine Kopie hergestellt, die in den Besitz der dort in der Verbannung lebenden Marie von Medici kam. Es ist anzunehmen, daß diese Kopie auf Bestellung angefertigt wurde, denn nach der Reformation waren Madonnenbilder kein gesuchter Artikel. Weil diese Kopie für herrschaftliche Raumgrößen bestimmt war, liegt es nahe, daß der Maler Sarburgh den Auftrag hatte, dieselbe größer anzufertigen als das Original. Auf dem Darmstädter Bilde haben die Figuren Lebensgröße, auf dem Dresdner nur drei Viertel derselben, so daß letzteres der Größe nach wohl den Verhältnissen bürgerlicher Wohnräume der damaligen Zeit entsprach, als es von Holbein gemalt worden ist, zumal dergleichen Bilder über einem schmalen Altar angebracht waren.

Die sogenannte Holbein-Ausstellung, die 1871 in Dresden stattfand, war nichts weniger als dazu angetan, die hochwichtige Frage der Originalität zu entscheiden. Außer den beiden Madonnenbildern waren nur noch eine größere Anzahl Porträts, fast nur männliche in dunkler Kleidung, vorhanden, die durch Vermittlung des Direktors Gruner aus England herübergekommen waren, also der späteren Schaffensperiode angehörten. Außer den beiden Madonnen glänzten alle noch vorhandenen Holbeinschen Figurenbilder durch Abwesenheit. Zudem war das Darmstädter Bild dick gefirnist und besonders in den Köpfen sehr stark übermalt, aber dennoch sprachen die Herren Kunstgelehrten das Urteil; wahrscheinlich konnten sie sich nicht denken, daß das größere Bild die Kopie sein könne. Nachträglich habe ich den Eindruck gewonnen, man habe absolut den Ruhm von Dresden auf Darmstadt übertragen wollen. Ist doch das Dresdner Bild Jahrhunderte hindurch als das Original geschätzt und bewundert worden, von dem Darmstädter Bild hingegen hat bis Mitte der sechziger Jahre vergangenen Jahrhunderts die Welt überhaupt nichts gewußt. Derjenige Kunstgelehrte, auf dessen Betreiben diese Ausstellung zustande gekommen, war einer von denen, die sich haben zum Maler ausbilden wollen, aber die Schwierigkeiten der Technik der Malerei nicht zu überwinden vermochten, wie seinerzeit auch Passavant. Er hatte ein mehrjähriges Studium an der Kunstakademie hinter sich, so daß die anderen Herren seine Meinung als ausschlaggebend angenommen haben mögen; hätten sie damals gewußt, was wir jetzt wissen, würde ihr Urteil wohl auch anders ausgefallen sein. (Siehe Tagebuchniederschrift von L. Richter.)

Das lebhafteste Interesse für die Dresdner Madonna hatte Professor Hübner, der damals Galeriedirektor war. Er hatte über beide Madonnenbilder eine Abhandlung ge-

schrieben, die in der „Illustrierten Leipziger“ veröffentlicht wurde, der die Abbildungen in gleicher Größe beigegeben waren. Damals mußten alle Illustrationen, die durch Buchdruck vervielfältigt werden sollten, in Holzschnitt hergestellt werden, wodurch mancher junge Künstler mit dem Aufzeichnen auf die Holzplatte einen Nebenverdienst hatte. Ich war beauftragt, die Dresdner Madonna aufzuzeichnen. Nachdem ich meine Arbeit abgeliefert und einige Tage später zu Xylograph Wertmann kam, sah ich, daß die Holzplatte in Arbeit war, aber zuvor über den Köpfen der Knienden durchgeschnitten und ein Streifen von der Breite eines Bleistifts eingesetzt, die Zeichnung aber durch Hübners Hand ergänzt worden war. Er hatte einen sehr eleganten Strich. Ich sagte zu Wertmann: „Na nun, was hat denn das zu bedeuten?“ Da erfuhr ich, daß Hübner beim Vergleichen der beiden Aufzeichnungen, die nach gleich großen Photographien genau auf die Holzplatten übertragen worden waren, gefunden habe, daß auf dem Dresdner Bilde die Madonna weniger über die Gruppen der Knienden emporrage als auf dem Darmstädter Bilde, und er wollte nicht, daß unser Bild dem Darmstädter auch nur in irgendeiner Beziehung nachstehe. Somit war ein Merkmal verwischt, das die Herren Kunstgelehrten hätte stutzig machen müssen. Hübner hat irrtümlicherweise geglaubt, in Wahrung berechtigter Interessen zu handeln. Es hat über dieser ganzen Angelegenheit damals kein guter Geist geschwebt.

Bei unserem kleineren Bilde fällt der erwähnte Umstand nur dem auf, der Kenntnis davon hat, um so mehr mußte er aber dem Maler Sarburgh bei seiner Kopie größeren Maßstabes auffallen, so daß er sich genötigt sah, die Maria mit dem Kinde über die Gruppen der knienden Figuren mehr herauszuheben. Es ist eine Eigentümlichkeit der altdeutschen Malschule, daß ihren Künstlern der Blick für freie, großartige Entfaltung mehr oder weniger abging, dafür war aber bei ihnen der Sinn für das Einzelne außerordentlich entwickelt. So zeigt das Dresdner Bild Qualitäten, die besonders solchen Bildern eigen, die aus der ersten Schaffensperiode großer Künstler stammen, so die liebevolle, hingebende Durchbildung der einzelnen Formen bis zu den Löckchen der Kinderköpfe und gewissenhaftesten Genauigkeit des Nebensächlichen. Auch der Umstand, daß das Dresdner Bild mit makellosem, gutem Farbenmaterial gemalt ist, dem die vorzügliche Erhaltung nächst guter Aufbewahrung zu danken ist, fällt schwer ins Gewicht. Man sieht es dem Bilde an, daß sozusagen immer alle Hände darüber gehalten worden sind, weil man sich seines hohen Wertes bewußt war. Bei der Kopie hat man das weniger für nötig erachtet, daher der schlechte Zustand, in dem das Darmstädter Bild befunden wurde. Dieses Bild mag wohl jetzt auf den kunstverständigen Beschauer einen imponierenden Eindruck machen, was nicht nur durch die Größe, sondern auch durch die Verbesserungen, die der Maler Sarburgh vorgenommen hat, bewirkt wird. Holbein schaffte etwas, das noch nicht vorhanden war; Sarburgh hatte das Vorbild vor sich, konnte somit leicht Verbesserungen anbringen, die schon durch die Vergrößerung bedingt worden waren.

Ludwig Richter sagt zum Schluß seiner Tagebuchniederschrift, daß das Darmstädter Bild Verbesserungen enthalte, aber unseres sei das schönere. Es ist doch ganz undenkbar, daß ein hervorragender Maler bei seiner Kopie solche Verbesserungen nicht mit malt. Schon das allein beweist, daß das Dresdner Bild vor dem Darmstädter gemalt sein muß und somit das Original ist.

Für das Darmstädter Bild spricht nur der Umstand, daß es in Holbeins Malweise gemalt sein soll. Nachdem aber der Kunstgelehrte Dr. E. Major nachgewiesen, daß die Kopie seinerzeit von dem Maler Sarburgh angefertigt worden ist, der in Holbeins Art und Weise gemalt hat, wie die von ihm herrührenden guten Kopien der acht Prophetenpaare nach Holbein im Museum zu Basel, die von Sarburgh sind, beweisen, ist dieser einzige Beweisgrund für die Originalität des Darmstädter Bildes hinfällig geworden.

Nur um der Wahrheit willen habe ich Vorstehendes noch in meinem 73. Lebensjahre niedergeschrieben.

Julius Steglich, Kunstmaler

Klassiker der Kunst

In der rasch zu großer Beliebtheit gelangten Sammlung „Klassiker der Kunst“, die von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart herausgegeben wird, sind in den letzten Monaten vier Bände erschienen, die der Liebhaber sich mit großer Genugtuung in sein häusliches Bildermuseum einstellen wird. Denn diese Bände sind Bilderbücher einer ganz eigenen Art. Für den ersten Blick mag ja eine Gefahr darin liegen, daß man so das Gesamtwerk eines Künstlers in Abbildungen vor sich liegen hat. Wenn man schon ein aus dreihundert Bildern desselben Künstlers bestehendes Museum als nicht besonders anregend, ja ermüdend und die Gesamtvorstellung von dem betreffenden Künstler schädigend ansehen müßte — in Wirklichkeit gibt es ja kaum etwas derartiges —, so erhöhen sich alle diese Gefahren vor einer Sammlung von Reproduktionen, die, mögen sie an sich noch so gut sein, doch eine große Zahl von Feinheiten der Originale vermissen lassen müssen.

Aber diese Bände sollen ja auch nicht auf einmal durchgeblättert, sie sollen uns vertraute Hausfreunde werden. Die uns bereits bekannten Lieblingsbilder eines Künstlers schlagen die erste Brücke zwischen uns und dem Buch. Bei jedem neuen Beschauen gewinnen wir neue Werke hinzu. Gerade die ähnlichen Bilder locken zu Vergleichen. Die Wiederholungen reizen zur Untersuchung, worin bei jeder derselben die neue künstlerische Arbeit liegt. Die wiederholte Behandlung derselben Gegenstände läßt uns tiefe Einblicke tun in die geistige Verfassung des Künstlers. Die in Bildnissen dargestellten Menschen werden uns mit jedem neuen Sehen vertrauter, schließlich gewinnen sie Fleisch und Blut, hinter dem Bildnis ersteht der Mensch. Was dem ersten Blick als ein Mangel erscheinen konnte, eben die Darbietung des gesamten Werkes, wird so zu einem Gewinn.

Für Kunststudierende und Fachleute wird diese Vollständigkeit zu einem Vorzug vor allen ähnlichen Veröffentlichungen, zumal alle Bände von ausgezeichneten Kennern herausgegeben sind, wobei es aber trotzdem gelungen ist, die rein fachlichen Fragen aus der Gesamtwürdigung des Künstlers auszuscheiden. So hat die die Bände einleitende Biographie bei aller Wissenschaftlichkeit doch den Charakter der vornehm volkstümlichen Darstellung, während die vielen Streitfragen usw. in den Anhang verwiesen sind.

Herzliche Freude werden viele über den Band Fra Angelico da Fiesole (Des Meisters Gemälde in 327 Abbildungen, herausgegeben von Dr. Frieda Schottmüller; 9 *M*) empfinden. Seit etwa zwanzig Jahren erfreuen sich die Engelsgestalten dieses Künstlers, vor allem in den vorzüglichen Knöflerschen Farbenholzschnitten, einer wachsenden Beliebtheit. Wer ihn aber erst in Florenz erlebt hat, der hat diesen einzigartigen Künstler für immer ins Herz geschlossen. Man hat seine Kunst eine Verkörperung des Schönsten in der Frömmigkeit des Mittelalters genannt und sieht gerade in dem Übergang vom Mittelalter zur Renaissance einen ihrer wundersamsten Reize. Ich glaube, das Höchste, was Fra Angelico hat, ist nicht mittelalterlich, sondern ewig. Und zwar nach der menschlichen wie nach der künstlerischen Seite. Das tiefste Wesen des Gebetes von der beschaulichen Betrachtung bis zur leidenschaftlichen Inbrunst, von dem glücklichen Sicheinsfühlen mit der Gottheit bis zum qualvollen Zermartern des eigenen unwürdigen Leibes, ist nirgendwo sonst so erfaßt worden, wie etwa in den vielen Bildern aus dem Leben des heiligen Dominikus in den Zellen des Klosters San Marco, das ja überhaupt eine einzigartige Stätte für die Kunst Fra Angelicos ist, wie sie wohl kaum zum zweitenmal für das Schaffen eines Künstlers vorhanden ist. Künstlerisch aber hat man wohl bei keinem anderen Maler so das Gefühl des Gottesdienstes in der Arbeit wie hier. Die Zeitgenossen haben ihn den Engelgleichen genannt, so daß sein Name Fra Giovanni hinter dem Angelico fast in Vergessenheit geraten ist. Die Bezeichnung ist jedenfalls richtiger, als wenn man immer vom Mönchischen seiner Kunst spricht. Denn mit dem Begriff des Mönchischen

verbindet sich uns der des Entsagens, der Weltfeindschaft. Aber bei Fra Angelico ist ja alles Reichtum des Besitzes, Freudigkeit, allerdings Freudigkeit in Gott.

Wenn man ein so ganz ausgelebtes Leben vor sich hat, sieht, wie jedes Wollen sich in Tun umsetzen konnte, so empfindet man als Grausamkeit ein Dasein, wie es unserem deutschen Meister Alfred Rethel bestimmt war. Nicht einmal sein großes Hauptwerk, die Fresken im Rathaussaal zu Aachen, hat der von schwerem Leiden und dem Unverstand seiner Zeitgenossen gepeinigte Künstler vollenden können. Vielleicht ist niemals Größeres so ganz in Entwürfen stecken geblieben, wie hier. Hätte Rethel schaffen können, wie er berufen war, — die Historienmalerei wäre längst für Deutschland keine problematische Kunst mehr. Nur wenig ist von ihm in weiteren Kreisen bekannt, und so ist es ein besonderes Verdienst dieser Sammlung, die Entwürfe und Zeichnungen, auch die Illustrationen Rethels, vereinigt mit seinen ausgeführten Werken in einem dieser Klassikerbände darzubieten (300 Abbildungen, herausgegeben von Joseph Ponten; 9 *M*). Selbst jene, die sich für Kenner unserer Kunst halten, werden hier vieles finden, was ihnen bislang unbekannt war.

Ein Glücklicher ist dann wieder Max Liebermann (303 Abbildungen, herausgegeben von Gustav Pauli; 10 *M*). Es wäre ein Streit um Worte, wenn man seine Aufnahme in eine Sammlung von Klassikern der Kunst bekritteln wollte, denn man mag sich zu Liebermanns Kunst stellen wie man will, die Tatsache, daß er schon heute eine große historische Bedeutung hat, ist nicht wegzuleugnen. Darüber hinaus wird er in einzelnen seiner Werke von jedem als Vollkünstler anerkannt werden müssen. Fesselnd oder — das Fremdwort ist hier durchaus am Platze — interessant ist sein Gesamtwerk. Freilich, daß es viele Leute gibt, die wirklich bei seiner Kunst warm werden, denen diese Kunst ein Lebensgut wird, kann ich kaum glauben. Gerade wenn man so sein Gesamtschaffen vor sich hat, empfindet man Liebermann nirgendwo als einen ganz Eigenen, Persönlichen. Man spürt überall die historischen Zusammenhänge, so daß er einem als Aufnehmer, als Vermittler, wenn auch als außerordentlich kluger und Hervorragendes könnender, erscheint. Wirklich dürftig ist die geistige Ausbeute, die man von den mehr als dreihundert Bildern dieses Bandes mitnimmt. Und ich meine, es sei in der Hinsicht bei ihm immer schlimmer geworden. Immer weniger hat er das Herz mitsprechen lassen, in immer gesteigertem Maße ist seine Kunst lediglich Mitteilung des vom Augensinn Erfaßten. Das hat Liebermann bewußt gewollt und ja auch in seinen Reden immer verfochten. Aber darum bekommt man eben auch so außerordentlich wenig. Selbst die Bildnisse versagen schließlich, wenn man vielleicht unmittelbar danach zu dem Bande Hans Holbein der Jüngere greift. Auch Holbein ist in seinen Bildnissen durchaus sachlicher Abschilderer der körperlichen Erscheinung. Es ist einem, als hätte sich der Meister gar nicht um die geistige und seelische Art seiner Modelle gekümmert. Nur der Körper ging ihn etwas an, nur ihn stellte er dar. Aber in dieser beispiellosen Sachlichkeit, in dieser strengen Objektivität, die der Künstler auch gegen sich selber richtete, liegt eine Kraft der Veranschaulichung des Körperlichen, die schließlich etwas Unheimliches bekommt. Wenn man diese Bildnisse oft sieht, so werden einem die dargestellten Menschen greifbar lebendig, sie verfolgen einen wie die Erinnerung an Bekannte. Warum hat man ein derartiges Gefühl nie bei Liebermann? Das liegt doch am Impressionismus; weil Liebermann den ganz selbstherrlichen subjektiven Eindruck wiedergibt, fehlt das Ringen um den Stoff. Auch dieser Band, der von Paul Ganz herausgegeben ist, füllt eine Lücke in unserer Kunstliteratur aus. Seit einem Menschenalter ist kein eindringliches Buch über Holbein erschienen, seine Werke sind überhaupt noch niemals in ähnlicher Weise vollständig niedergelegt worden. Der vorliegende Band enthält in 252 Abbildungen nur die Gemälde; die Zeichnungen sind einem besonderen Bande vorbehalten. Um diese Zahl zu erreichen, hat man auch die untergegangenen Monumentalmalereien nach alten Kopien und Stichen wiedergegeben. St.





Das Kunstwerk der Zehntausend

Von Dr. Karl Storck

Vor ein, zwei Jahren war das „Theater der Fünftausend“ so etwas wie ein Schlagwort. Mit den großen Theateraufführungen Max Reinhardts in Zirkussen oder riesigen Festhallen, wie sie München, Mannheim, Frankfurt besitzen, war es aufgekommen. Bald gab man ihm einen kunsterzieherischen Sinn. Das Theater sollte endlich den großen Volksmassen zugänglich gemacht werden. An ideale Wirkungen, die von solch einer Zuhörerschaft ausgehen sollten, dachte man zunächst weniger als an die Möglichkeit, mit billigen Eintrittspreisen zu arbeiten. So glaubte man wieder einmal die Lösung des Problems: „die Kunst dem Volke“ in der Hand zu haben, und der Verein, der nach einem von zahlreichen Bürgermeistern unserer Städte unterschriebenen Aufrufe gegründet werden sollte, folgte ganz der von Reinhardt meisterhaft gespielten Lockpfeife.

Es ist inzwischen um dieses große Volkstheater der Fünftausend recht still geworden. Ist man durch die Art, wie Reinhardt auf die Tragödie der alten Griechen Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ als Schaustellung der Fünftausend darbot, sich darüber klar geworden, daß dieser gewiß eigenartige und kluge, aber unruhige und letzterdings richtungslose Geist in all seinem Tun nur von äußerlichen Erwägungen getrieben wird? Hatte man den Aberglauben an das „Glück“ dieses Mannes, dessen man sich nun, wo er sich zum Weltreisenden in Theaterregie entwickelte, nicht mehr sicher fühlte, und wagte man ohne ihn sich nicht in das Unternehmen hinein?

Wie dem auch sei, es ist ein Glück, wenn es nicht zu dieser Art von Volkstheater kommt. Denn dieses Unternehmen wird unbedingt scheitern, muß an innerer Entkräftung zugrunde gehen, weil nur an seine äußere Gewandung gedacht ist, nicht an seinen Inhalt. Schon die bisherigen Aufführungen Reinhardts verraten diese innere geistige Schwäche. Es gibt wohl heute jeder zu, daß die Reinhardt-

schen Aufführungen des „Ödipus“ und der „Orestie“ eine Vergewaltigung am innersten Wesen, aber auch am großen Stil dieser Tragödien waren. Man war durch die Spezialität der Rheinhardtschen Massenbewegung verblüfft, und vereinzelte schreiende Effekte konnte man im ersten Augenblick statt als brutal als groß empfinden. Aber lange konnte dieser Wahn nicht anhalten, und wenn erst, wozu ja diese Massenbewegungen mit beitragen dürften, in weiteren Kreisen der Sinn für die Schönheit einer rhythmisch bewegten Masse geweckt ist, so wird das dilettantische Getue und die opernhaften Alfanzereien der Rheinhardtschen Chormassen unausstehlich sein. Inzwischen ist Reinhardt auf seiner Bahn in die naturnotwendige Richtung gedrängt worden und mit seinem in London erstandenen „Mirakel“ dicht bei der Zirkuspantomime großen Stils gelandet.

O nein! Nicht auf das Theater der Fünftausend kommt es an, sondern auf das Kunstwerk der Fünftausend, der Zehntausend, des Volkes. Das Theater findet sich. Der Bau von riesigen Festhallen, wie sie in den oben genannten Städten und auch in einigen anderen bereits bestehen, bereitet heute keine Schwierigkeit mehr. Es gibt so vielerlei Bedürfnisse für solche Riesenräume, daß auch die Verzinsung des darin angelegten Kapitals nicht allzu schwierig sein dürfte. Endlich aber steht die Frage des Raumes erst in zweiter Linie. Daß es zur Not ein Zirkus tut, haben wir erfahren. Auch die großen Festzelte, wie sie jetzt zu Turner-, Sänger- und Schützenfesten erstellt werden, könnten vor und nach diesen Veranstaltungen benutzt werden. Endlich bleibt für den Sommer auch die freie Natur. Denn niemand wird behaupten, daß, was jetzt auf den großen Freilichttheatern aufgeführt wird, bereits eine Erfüllung dessen sei, was hier geboten werden kann.

Gerade aus einer genauen Beobachtung solcher Aufführungen im Freien, vor allem der vielen Volksfestspiele in der Schweiz, hat sich mir die Auffassung von dem Kunstwerk der Zehntausend herausgebildet, die ich in den folgenden Zeilen der öffentlichen Erwägung unterbreiten möchte. Ich beschränke mich dabei nicht auf meine subjektiven Empfindungen; ich habe ganz systematisch durch Ausfragen zahlloser Festbesucher gleich nach den Aufführungen, dann aber auch nach monate-, ja jahrelanger Pause festzustellen versucht, worauf starke und nachhaltige Eindrücke bei solchen Massenspielen für das Volk beruhen. Das eine kann auch der Beobachter merken, der nur gelegentlich solchen Aufführungen beiwohnte: Fast ganz versagt der dramatische Dialog. Allenfalls löst derbe Komik Lachen aus. Die starken Eindrücke aber beruhen immer auf Aufzügen, also auf dem farbigen Bilde und auf den großen Chorgesängen. Ganz überraschend ist die Teilnahme, mit der Reigenspiele verfolgt werden. Die Wirkung solcher rhythmischen Bewegungsspiele und des Chorgesanges, der natürlich von Solostimmen unterbrochen sein kann, ist so verhältnismäßig viel stärker als alles andere, daß man in der Schweiz, wo diese Aufführungen vor versammeltem Volke (in jenem guten Sinne, daß alle Klassen der Bevölkerung gleichmäßig Anteil nehmen) am meisten verbreitet sind, die Technik des Festspiels immer mehr nach dieser musikalischen Seite entwickelt hat. Ein ganz bedeutsamer Fortschritt ist nach dieser Hinsicht die zum großen Turnerfest in Basel im Juli dieses Jahres aufgeführte „Schlacht von St. Jakob“ (Dichtung von C. A. Bernoulli, Musik von H. Suter), wo es gelungen war, die Chöre und

die Bewegungsspiele in die Handlung miteinzubeziehen. Immerhin soll man diesen letzten Punkt, der sich dem Theoretiker vor allem aufdrängt, nicht zu schwer nehmen. Man erstaunt immer wieder in der Praxis über die außerordentliche Willigkeit und Bewegungsfähigkeit des Volkes als Zuschauer. Das Volk ist gar nicht so begierig auf sogenannte „Handlung“, es kostet mit großem Behagen einmal geweckte Stimmungen aus und findet sich nach langen Unterbrechungen leicht wieder zurecht. Oberstes Gesetz für alle Kunstwirkung auf das Volk ist das Vermeiden schwerer Problematik. Man braucht nur zuzusehen, wie in sämtlichen Passionsspielen das Volk mit den gewiß sehr problematischen Erscheinungen der Verleugnung Petri und des Verrates und Selbstmordes des Judas fertig wird. Je einfacher und elementarer die geweckten Empfindungen und die ganze dargestellte Sachlage sind, um so stärker wird die Wirkung sein.

Noch ein weiteres ist mir durch alte Erfahrungen bestätigt worden. Das Volk verlangt nicht eigentlich nach neuen Stoffen. Die Tatsache der Beliebtheit des Kinematographen kann gegen diese Behauptung ins Feld geführt werden. Aber das liegt ganz wo anders, und es ist selbstverständlich, daß die Neugier geweckt und damit dann auch die Gier nach Neuem gesteigert werden kann. Aber das ganze Volksleben zeigt das Gegenteil. Das Volk erfreut sich immer wieder an denselben Schwänken, den gleichen Geschichten, und überall und immer, wenn das Drama Festspiel geworden ist, behandelte es vertraute Stoffe. Das war bei den alten Griechen so, denen ihre altbekannten Götter- und Heroengeschichten vorgeführt wurden, das ist heute in der Schweiz so, wo alle die vielen Festspiele nur Stoffe behandelten, die jedem Schweizer von der Schulbank an völlig vertraut waren. Daß das Volk durch nichts mehr ergriffen wird, als durch die Passionsgeschichte, die es in allen Einzelheiten genau kennt, belegt auch diese für die Gestaltung des dem Volke dargebotenen Kunstwerkes außerordentlich wichtige Tatsache. Was das Volk bei allen diesen dramatischen Vorführungen der ihm vertrauten Stoffe sucht, ist seelische Erhebung, lyrische Erregung und sinnliche Schönheitsfreude.

Aus alledem folgere ich, daß das Kunstwerk der Volksmasse nicht im Drama und nicht in der Oper zu suchen ist, sondern in einer Art von O r a t o r i u m. Ich sage absichtlich eine Art von Oratorium, weil die bekannten Formen desselben diesem Bedürfnisse nicht voll entsprechen. Am ehesten noch die geistlichen. Joh. Seb. Bachs Passionen, Händels „Messias“, „Judas Makkabäus“ und „Israel in Ägypten“, Mendelssohns „Elias“ sind Werke, die ihrer vollen Wirkung auf die breiteste Volksmasse sicher sind und jederzeit als ideale Kunstwerke der Zehntausend bezeichnet werden können. Gerade bei diesen Werken kann man es auch erproben, wie willig die Phantasie des Volkes dramatischen Vorstellungen folgt, auch wenn diese gar nicht szenisch dargestellt werden. Ja man wird gerade hier erkennen, daß die Loslösung von der Szene die dramatische Wirkung noch erhöht. Keine noch so sehr durcheinandergewürfelte Volksmenge kann so stark die innere Erregtheit und die leidenschaftliche Anteilnahme an einem Geschehen veranschaulichen, wie es der erste riesige Doppelchor: „Kommt, ihr Töchter, helft mir klagen!“ mit seinen Ausrufen und Fragen: „Sehet! Wen?! Den Bräutigam!“ erreicht; oder wenn die

angesammelte Erregung sich in dem gewaltigen Satze austobt: „Sind Blitze und Donner in Wolken verschwunden." In „Israel in Ägypten" zeigt Händel, wie die musikalische Darstellung äußerlicher Dinge ungemein veranschaulichend benutzt werden kann: bei der Darstellung der Plagen des Regens und Hagelschlages, von Sturm und Gewitter, oder des Schwirrens der Mücken und Fliegen. Aber noch viel gewaltiger ist die dramatische Wirkung, wenn er durch die inneren Empfindungen sie mitteilt und uns erschauernd die Verwandlung des Wassers in Blut miterleben läßt, oder im unsicheren Tasten der Stimmen und in ihrer lähmenden Gedrücktheit die undurchdringliche Finsternis geradezu erlitten wird.

Sehr lehrreich ist hier auch die Beschwörung des Regens in „Elias". Es ist ganz ausgeschlossen, daß mit den raffiniertesten Mitteln einer vollendeten Theaterregie eine ähnliche Wirkung der Spannung, des Staunens über das herannahende Wunder, des Jubels über sein Geschehen ausgelöst werden kann, wie es hier geschieht, wenn der Prophet zu seinem Gotte fleht, und als „der Himmel ehern über ihm bleibt", im Gebete immer heißer ringt, bis endlich der ausspähende Knabe eine kleine Wolke gewahrt, „wie eines Mannes Hand", die dann wächst, größer wird, heranschwebt, das Firmament verfinstert und sich endlich im gewaltigen Regengusse entlädt, so daß das Volk im Chore aufschreit: „Dank sei dir, Gott! Du tränkest das durstige Land."

Diese Erfahrungen zeigen, daß es keiner großen äußerlichen Mittel bedarf, um dramatische Erlebnisse zu geben, wenn es gelingt, die innere Erregung der Zuhörerschaft wachzurufen. Karl Loewe, der ja ein sehr volkstümliches Empfinden hatte, hat in einer ganzen Reihe von Werken versucht, das Oratorium zu einer Art von großem Volksdrama auszugestalten, indem er dafür Textbücher wählte, die eigentlich ganz dramatisch gestaltet waren. Einige dieser Werke, wie „Die Zerstörung Jerusalems", „Johann Hus", „Gutenberg", „Die Siebenschläfer", sind seinerzeit mit starkem Erfolg aufgeführt, von der Kritik allerdings meistens bekämpft worden. Ich glaube, daß der Fehler der Textbücher weniger in der großen Zahl der verschiedenen Personen beruhte, als in den starken Ansprüchen an die szenische Vorstellungskraft der Hörer, die zum Beispiel beim „Hus" immer wieder wechselt, so daß man sich bald im Gemach des Königs, dann auf dem Marsch über Böhmens Grenze, dann wieder in der Kirche usw. befindet. Gerade hier wird die Einheit des Ortes, sagen wir besser die Idealität des Ortes, gewahrt werden müssen.

Ich glaube aber, daß hier auch für die Behandlung weltlicher Stoffe der „Erzähler" des alten Oratoriums den richtigen Weg weist. Das Geschehen wird in Berichten bis zu jenen Höhepunkten geführt, wo sich im dramatischen Dialog, in der lyrischen Arie oder auch in der nachdenksamen Beschaulichkeit des breiten Ausklanges der natürliche musikalische Ausdruck einstellt. Der Erzähler brauchte keineswegs immer zu singen, das Rezitativ muß als Einheit mit den geschlossenen Musikformen zusammengehen. Das Musikalisch-Lyrische und das Erzählende kann viel loser nebeneinander liegen. Ich kann mir ein Epos, einen rhapsodischen Bericht denken, der von großen Musikstücken unterbrochen wird, in denen sich die durch das Gehörte geweckte Stimmung auslöst. Ich könnte mir so zum Beispiel eine Behandlung von Bismarcks Leben und Schaffen denken, wo dieses reiche

Leben in einzelnen dichterisch erzählenden Bildern vorgeführt würde und zwischen diesen erzählenden Teilen Gesänge der verschiedensten Art eingeschoben würden. In diesen braucht von Bismarck gar nicht die Rede zu sein. Aber die in uns geweckten Vorstellungen von stürmischer Jugendlust, kühnem Mannestrutz, alles überwindender Vaterlandsliebe bis in die Alterseinsamkeit des Helden, seine Siege, sein Tod würden lyrisch begleitet; etwa so, wie der Chor der antiken Tragödie die Empfindungen und Gedanken aussprach, die ein großes Geschehen auslöste. Das natürlich nur als ein Beispiel. Es kommt gar nicht darauf an, von vornherein eine Form festzulegen. Höchste Freiheit ist hier geboten, jeder einzelne Fall gebietet die besondere ihm gemäße Lösung. So ist auch über die Mitwirkung des szenischen Bildes nicht von vornherein grundsätzlich zu entscheiden. Wie es gewiß viele Stoffe — die oben genannten geistlichen Oratorien gehören dazu — gibt, bei denen jede Einbeziehung eines szenischen Bildes vom Übel wäre, für die höchstens die künstlerische Gesamthaltung des Raumes erforderlich ist, so wird man bei anderen Gelegenheiten an ein starkes Heranziehen der Farbe denken, die sich bis auf die Gewandung des Chores erstreckt, oder man wird lebende Bilder einschieben können. Liszt dachte bei seiner Dante-Sinfonie an große Dioramen. Sogar der viel angegriffene Kinematograph könnte wertvolle Dienste leisten.

Freilich, das Ideal scheint mir bei der höchsten Einfachheit im ganz elementaren Charakter der Veranstaltungen zu liegen. Die ursprünglichen Feste des Volkes haben angeknüpft an die Jahreszeiten. Ich glaube, das neue Volksfestspiel sollte ein gleiches tun, und zwar deshalb, weil sich hier am zwanglosesten das Reigenspiel großen Stils mit Gesang verbinden ließe; weil ferner mit ganz elementaren Mitteln die Szene, ja der ganze Zuschauerraum im Geiste des Kunstwerkes zu gestalten wäre. Die Symbolik der Jahreszeit ergibt sich leicht, und noch überall bestehen Volksbräuche, die auf alte Mythen zurückgehen und in durchsichtigem Gleichnis die Naturvorgänge vorführen. Dazu kommen die charakteristischen Arbeiten der verschiedenen Jahreszeiten, ihre Spiele, ihre Genüsse, ihre Naturerscheinungen. Die Beziehungen zum menschlichen Leben sind in Überfülle vorhanden. Aus alledem ließen sich abwechslungsreiche Spiele gestalten, deren einzelne Szenen nur durch die Gesamtstimmung zusammenzuhängen brauchen, bei denen es dramatischer Konflikte und schwieriger psychischer Entwicklungen oder einer sogenannten Handlung gar nicht bedarf. Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich für die Reigenspiele nicht an unsere heutige Pantomime denke. Hier haben die rhythmischen Vorführungen der Schüler von Jaques-Dalcroze deutlich die Wege gezeigt, auf denen wir zu gehen haben. Und auch für die Raumgestaltung sind die Anregungen Adolf Appias unverlierbar.

Ich weiß es selbst ganz gut, daß sich viel gegen diese Vorschläge einwenden läßt, vor allem eine Unmasse theoretischer Bedenken. Aber damit kommen wir nicht weiter. Hier muß praktisch probiert werden. Wir sind uns alle darüber einig, daß das Theater seine Aufgabe gegenüber dem Volke nicht erfüllt. Wir haben alle das eine oder andere Mal empfunden, welch ungeahnte Wirkung in dem Begriffe Volksfestspiel lebt; jedes Turner-, jedes Sportfest vermittelt uns Ahnungen davon. Fremde, die in der Schweiz solchen großen Volksfestspielen beigewohnt

haben, haben begeistert darüber berichtet. Ich weiß, daß wir in Deutschland vielfach recht übel daran sind, daß die unselige Glaubensspaltung, die Zerrissenheit in alle möglichen politischen Parteien ein Zusammenwirken des Volkes außerordentlich erschwert. Aber gerade dem geht man durch Spiele von so ganz elementarem Naturinhalt aus dem Wege. Hier gilt's nun endlich tun, handeln. Es ist gar nicht notwendig, daß solche Werke von Anfang bis zu Ende neu entstehen. Das Musikalische zum Beispiel ließe sich aus der vorhandenen Literatur leicht zusammenstellen, und um die sogenannte stilistische Einheitlichkeit der Musik sollte mir wenig bange sein, wenn jedes Stück in sich wertvoll wäre.

Hier wäre dann endlich auch ein Mittel geboten, wo das Volk selber für sich spielte. Und darin liegt doch die Hauptforderung. Die Mitglieder der Chöre würden dem Volke entstammen. Für die großen Reigenspiele kämen die Turnerverbände aller Art, kämen auch Schulen in Betracht. Die Wirkung würde viel weiter gehen, als man im ersten Augenblick absehen kann. Gerade unseren turnerischen und Sportveranstaltungen fehlt heute ganz und gar das Element der Schönheit. Deshalb sind sie seelisch und geistig so unfruchtbar. Hier ist ein Mittel, Schönheit in sie hineinzutragen, indem sie einmal zur Mitwirkung in Schönheit berufen werden.

Und noch ein anderes würde mit solchen Spielen elementaren Inhalts erreicht. Diese Veranstaltungen könnten wirklich Volksfeste werden, Feste für das g a n z e V o l k, nicht für einzelne Stände. Diese Feste könnten Brücken werden zwischen den Klüften, die uns im geistigen und sozialen Leben scheiden.

Ich glaube, es ist ein edles Ziel, das sich hier vor uns auftut, so ganz frei von allem Ästheten- und Artistentum, und doch echt künstlerisch. Wenn erst der feste Wille dazu da sein wird, wird sich auch ein Weg weisen, es zu erreichen.



Vom wirtschaftlichen Kampf der Musiker

Daß heute auf keinem anderen Gebiete so traurige Lebensbedingungen herrschen, wie auf dem des öffentlichen Musikerstandes, haben wir im Türmer des öfteren dargelegt. Grundsätzlich verfolgt der Türmer seit Jahren alle Erscheinungen auf diesem Gebiete, einmal aus menschlichem Mitgefühl mit einem schwer kämpfenden Stand, sodann weil wir der Überzeugung sind, daß die Kunst nur dann wirklich segensreich wirken kann, wenn sie als Gesamterscheinung im Kulturleben gesund ist. Die letzten Jahre haben sehr wertvolle Bestrebungen einzelner Musikergruppen gebracht. Allen voran steht der Musikpädagogische Verband, weil er das Grundproblem aufgreift. Schöne praktische Erfolge haben bereits die Orchestermusiker erzielt; auch die Dirigenten sind organisiert. Nur die konzertierenden Künstler waren bislang ohne jeden Zusammenschluß, was um so bedauerlicher war, als hier in geistiger und materieller Hinsicht ganz verhängnisvolle Zustände herrschen. Nun endlich haben auch hier die Leidtragenden zur Selbsthilfe gegriffen. In Düsseldorf ist ein „Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands" gegründet worden, der schon jetzt über eine große Mitgliederzahl

verfügt. Damit ist bis zu einem gewissen Grade vollbracht, was der Türmer im Aprilheft 1908 forderte. Wir begrüßen diese Gründung und begleiten sie mit den besten Wünschen. Gerade darum ist es unsere Pflicht, einige Bedenken geltend zu machen.

Es ist ganz selbstverständlich, daß diesen Musikern die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage vor allem am Herzen liegt. So verdichtet sich das Streben des Vereins eigentlich zu einer Bekämpfung der Konzertagenturen. Diese sollen ersetzt werden durch eine von den Künstlern selbst geschaffene Organisation, die als Wohlfahrtseinrichtung gedacht ist, insofern ihre Überschüsse den Künstlern wieder zugute kommen. Das entspricht ganz unseren damaligen Vorschlägen. Es wäre zunächst das beste, weiter gar nichts zu tun und sich mit voller Kraft dem Ausbau einer Konzertagentur zu widmen, die den bestehenden Privatunternehmungen mindestens ebenbürtig ist, deren Gewinne aber nicht einem einzelnen Spekulanten, sondern eben der Gesamtheit der Musiker zugute kommen. Dazu müßte allerdings nun zuerst diese Gesamtheit gegründet werden in Form einer Genossenschaft, einer Pensionsanstalt oder dergleichen. Ich glaube, daß für diesen Gedanken die weitesten Musikerkreise und das Publikum zu gewinnen wären.

Jeder weitere Schritt berührt dagegen grundsätzliche künstlerische Fragen, und hier scheint mir jeder Reformversuch von vornherein aussichtslos, wenn die Axt nicht an die Wurzel des Übels gelegt wird. Es ist aber zu bedenken, daß bei der ungeheuren Macht der bestehenden Konzertdirektionen jeder Fehlschlag für das junge Unternehmen lebensgefährlich wird, daß man sich nicht auf zweifelhafte Versuche einlassen darf. Einen solchen aber stellen die sogenannten Einführungskonzerte dar, die der Verein als erste Neuerung unseres Konzertlebens plant. Ich glaube, es war unklug, von diesem Plane schon jetzt so viel in die breitere Öffentlichkeit gelangen zu lassen.

Es ist ja Tatsache, daß wohl die Hälfte aller Konzerte nur veranstaltet wird, um „Kritik zu bekommen"; so heißt's im Jargon der Musiker. Gemeint ist natürlich vor allen Dingen die Kritik einiger Großstädte, besonders Berlins. Mit Hilfe dieser Kritik hofft der Konzertgeber weiterzukommen, entweder Schüler zu gewinnen, wenn er sich mehr zum Pädagogen berufen fühlt, oder bezahlte Konzertengagements zu erhalten. Ich will nun nicht eingehen auf die gröblichen Mißstände, noch auf die unglaubliche Art, wie die Konzertagenturen dieses ganze Verhältnis ausbeuten. Dem wäre ja eben dadurch zu begegnen, daß von den Künstlern eine neue, ehrlich arbeitende Konzertagentur geschaffen würde.

Durch dieses eigentümliche Verhältnis hat sich bei den konzertierenden Künstlern eine ganz merkwürdige Auffassung von den Aufgaben der Kritik festgesetzt. Sie meinen geradezu, die Kritik sei dazu da, um ihre Leistungen zu würdigen, um ihnen Zeugnisse auszustellen. Jeder Konzertgeber glaubt dadurch, daß er ein Konzert gibt, Anspruch auf öffentliche Kritik seiner Leistungen zu haben, und fühlt sich nicht nur moralisch, sondern auch pekuniär geschädigt, wenn diese Kritik ausbleibt. Da diese Anfänger — in Berlin auch bekannte Künstler — von vornherein auf kein zahlendes Publikum rechnen, erscheint ihnen ihr ganzes Unternehmen als eine Angelegenheit, die sich zwischen Kritik und Konzertgeber abspielt. Aus diesem unglücklichen Mißverhältnis heraus ist man auf den Gedanken der Einführungskonzerte gekommen. Der Verband will in allen größeren Städten solche Konzerte veranstalten, und zwar sollen sich immer gleich vier, fünf oder sechs Künstler zusammentun, weil dadurch die Kosten sich für jeden bedeutend verringern. Das ist nämlich der springende Punkt. Seltsamerweise glaubt man, daß die Kritik, die man neben den Konzertvorständen zu diesen Konzerten einladen will, eine besondere Teilnahme für diese Veranstaltungen haben wird. Das ist natürlich ausgeschlossen. Die Kritik als journalistische Einrichtung dient der Öffentlichkeit; sie bespricht Veranstaltungen, die den Charakter der Öffentlichkeit haben; sie widmet ihnen um so mehr Aufmerksamkeit, je mehr die Öffentlichkeit durch die Veranstaltung berührt wird; sie wird also an Veranstaltungen vorübergehen müssen, die eigentlich durchaus privaten Charakter

tragen und lediglich dazu dienen sollen, einigen Kunstaspiranten Zeugnisse über ihr Können auszustellen.

Man könnte einwerfen, daß hier die Aufgabe der Kritik als Dienerin der Kunst einsetze. Sicher ist eine Hauptaufgabe der Kritik, die Auslese im künstlerischen Nachwuchs vorzunehmen. Aber diese Wirkung muß sich als Folgeerscheinung der Gesamtbeurteilung des musikalischen Lebens einstellen. Dadurch, daß der Kritiker berichtet, welche Künstler ihn durch ihre Leistungen ergriffen haben, trägt er zum Bekanntwerden der berufenen reproduzierenden Künstler bei. Die konzertierenden Künstler vergessen zu leicht, daß diese reproduzierende Kunst für die Entwicklung der Kunst immer doch erst in zweiter Reihe steht. Was die konzertierenden Künstler mit diesen Einführungskonzerten der Kritik zumuten, ist eine Art von Schulabgangsprüfung, und hier erkennen wir wieder einmal, was uns vor allem not tut.

Es müssen Prüfungen eingerichtet werden, die an den Konservatorien von einwandfreier Seite abgehalten werden. Das Bestehen dieser Prüfung berechtigt allein zum öffentlichen Auftreten, wie das Bestehen des Abiturientenexamens zum Besuch der Universität usw. Oder wenn man nicht so schroff sein will, so soll diese Prüfung doch wenigstens dieselbe Wirkung haben, wie das Bestehen der Staatsexamina für die Ausübung des ärztlichen Berufes. Auch der ist für jedermann frei, aber die Berechtigung zur Führung des Titels „Arzt“ genügt zur Aufklärung des Publikums. Ganz abgesehen davon, daß eine solche Prüfung von vornherein eine Auslese bewirken soll, daß alle jene, die es zum Lehrberuf zieht, dadurch die Konzerte nicht mehr brauchen, wird nur auf diese Weise unser öffentliches Musikleben von einer Fülle von Erscheinungen befreit, die gar keinen Anspruch auf die Öffentlichkeit haben.

Es bleibt die Tatsache, daß sich die Kritik niemals dazu hergeben wird, diese Aufgabe der Schule zu übernehmen. Sie kann das auch künstlerisch begründen, weil es schlechthin ausgeschlossen ist, Programme von Konzerten, die von einer Mehrzahl von Künstlern und gar Anfängern veranstaltet werden, künstlerisch zu gestalten. Wenn wir mit allen Kräften aus künstlerischen Gründen die sogenannten „Elitekonzerte“, die das Zusammenwirken an sich hervorragender Künstler bringen, bekämpfen, so müssen wir das erst recht gegenüber Erscheinungen tun, die nicht nur aus geistigen Gründen unzulänglich sind, sondern, da es sich zum großen Teil um Anfänger handeln wird, nicht einmal hinsichtlich der Reproduktion befriedigen können.

Ich möchte den „Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands“ aus ehrlichem Wohlwollen vor dem Beschreiten dieses gefährlichen Weges warnen. Denn das unausbleibliche Fiasko dieser Einführungskonzerte wird nur die Konzertagenturen stärken. Der Verein wird schon eine außerordentlich wichtige Aufgabe erfüllt haben, wenn er den Zusammenschluß der konzertierenden Künstler und damit eine kräftige Interessenvertretung derselben erreicht. Wir stehen im Musikleben vor einer großen Zahl sozialer Umwälzungen, die nicht ausbleiben können. Die Einrichtung von Prüfungen zum Beispiel ist nur eine Frage der Zeit. Schon sind bei einigen der größten Konservatorien — ich nenne die königlichen Konservatorien in Stuttgart und Leipzig — jetzt Prüfungen eingeführt worden, die keine Komödie sind. Der Staat wird nicht mehr lange seine bisherige Zurückhaltung aufrechterhalten können. So hüte man sich vor Übereilung und schaffe das unter den heutigen Verhältnissen Mögliche. Es ist schon viel und ein großer Schritt vorwärts. K. St.



E. Jaques-Dalcroze als Komponist

Zu unserer Notenbeilage

Es ist ein Eigenes um die Psychologie der Kritik. Da ich selbst einen großen Teil meiner Arbeitskraft in kritischer Tätigkeit verbrauche, wird man mir eine absichtliche Verkleinerung dieses Berufes nicht zutrauen. Freilich bin ich doch früh zu einer bescheidenen Auffassung gelangt, und zwar weil ich meine Augen vor einigen auffälligen Tatsachen nicht verschließen mochte, die mir den Wert der Kritik als recht bedingt erscheinen ließen. Vom Verkennen des großen Neuen will ich dabei nicht reden, auch nicht davon, daß die Kritik dabei leider so oft die Vornehmheit, ja auch die Sachlichkeit des Tones vermissen läßt. Das alles erklärt sich vielleicht aus der journalistischen Seite des Berufes, aus der Notwendigkeit, auch dort einen „interessanten" Bericht zu schreiben, wo man selbst von dem Werke, über das man zu berichten hat, nicht interessiert worden war. Für den Gebrauch des Fremdwortes im letzteren Fall kann man besser eine Verdeutschung einstellen: weil keine Teilnahme geweckt worden war. Wieviel lebendiger, innerlicher ist die Bedeutung des deutschen Wortes!

Jetzt möchte ich auf eine andere Erscheinung hinweisen, die Goethe bereits schmerzlich hat erfahren müssen, als er es sich erlaubte, auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete etwas leisten zu wollen. Er nahm den heftigen Widerstand, die schroffen persönlichen Angriffe, die er darum erleiden mußte, weiter nicht übel, weil die Menschen immer, wenn sie einem auf *einem* Gebiete eine starke Überlegenheit zuerkannt haben, es geradezu als Beleidigung empfinden, wenn man auch auf einem *anderen* sich hervorzutun beabsichtigt. Eine ähnliche Erfahrung muß jetzt Jaques-Dalcroze machen. Bei den Festspielen in Hellerau stammte die Musik zu einem großen Teile der aufgeführten Stücke von ihm. Neben einer Reihe kleinerer Stücke war es vor allem die Idylle „Echo und Narziß". Es steckte in alledem eine solche Masse von Arbeit, daß man schon aus diesem Grunde eine eingehende Beschäftigung mit dem Komponisten Jaques-Dalcroze hätte erwarten dürfen. Sie ist nicht eingetreten. Die Musik ist entweder so nebenbei erwähnt oder auch recht abfällig als die Arbeit eines klugen und gewandten, aber nirgendwo eigenartigen oder Tieferes, Persönliches bietenden Komponisten abgetan worden. Damit wurde einem Verfahren die Krone aufgesetzt, das gegenüber dem Komponisten Jaques-Dalcroze seit einigen Jahren üblich ist, und zwar genau seit der Zeit, seitdem die Formel „Der geniale Pädagoge" oder auch „Der Reformator des Tanzes" und dergleichen mehr zum Klischeebestand der Kritik gehört. Seither kehren auch jene Wendungen immer wieder, in denen es heißt: „Die Genialität des Pädagogen bezweifelt niemand. Leider ist ihm als Komponist jede schöpferische Veranlagung versagt."

Wie seltsam, daß dieselbe Kritik den Komponisten Jaques-Dalcroze bis zu diesem Zeitpunkte außerordentlich hoch bewertet und ihn immer gerade wegen seiner eigenartigen hervorstechenden Persönlichkeit ausgezeichnet hatte. Es wäre eine Kleinigkeit, aus Hunderten vorliegender Kritikstimmen jene Tatsache unwiderleglich zu beweisen. Sollte nun wirklich mit dem Augenblicke, daß Jaques-Dalcroze sein Ziel in pädagogischer Hinsicht zu einem großen Teil verwirklicht sah, seine schöpferische Veranlagung sich so vollständig umgewandelt haben? Wobei zu bemerken ist, daß jene pädagogische Tätigkeit schon lange zuvor ihn ganz erfüllte, nur daß man draußen von seinen dahingehenden Bestrebungen nichts wußte. Ja, diese merkwürdige Zwiespältigkeit der Beurteilung geht noch weiter bis ins einzelne. Jaques-Dalcroze hat Mädchentänze für Orchester komponiert. Als sie im Konzert aufgeführt wurden, erklärte die Kritik, die Musik sei sehr schön, bloß müßte man eigentlich von einem Reformator des Tanzes verlangen, daß er *tanzbare* Musik schriebe. Nun sind in Hellerau diese Tänze getanzt worden und haben das Entzücken aller Anwesenden hervorgerufen. Jetzt behauptet dieselbe, buchstäblich dieselbe Kritik, Dalcroze könne seinen Schülern sehr dankbar sein für

die entzückende Art, mit der sie die Tänze ausgeführt hätten, die leider musikalisch recht belanglos seien.

Wie gesagt, ich erwähne das alles nicht, um daran billige Ausfälle gegen die Kritik zu knüpfen, sondern als Symptome. Ich glaube, wir können im alltäglichen Leben sehr oft ein Gleiches beobachten. Gerade wenn man einem Menschen eine hervorragende Eigenschaft zuerkennt, will man sein Verdienst auf anderem Gebiete oder nach einer anderen Richtung hin nicht anerkennen. Ich glaube nicht, daß das Neid ist, jedenfalls nur in den seltensten Fällen. Aber Unfreudigkeit ist es, Schwunglosigkeit, eine Art Notwehr für die eigene Trägheit.

Ich persönlich habe da allmählich eine ganz andere Einstellung gewonnen. Ich bekenne mich zu der Auffassung von Genialität, wie sie Goethe Eckermann gegenüber wiederholt ausgesprochen hat. Genialität ist schöpferische Veranlagung. Das ist eine Eigenschaft im Menschen, die diesem Gesamtorganismus Mensch gehört. Die Form, in der sich diese schöpferische Veranlagung betätigt, kommt erst in zweiter Linie. Das ist eine Frage äußerer Verhältnisse, der Erziehung, manchmal sogar des Zufalls. Lessings Wort in Emilia Galotti, daß Raffael auch dann der größte Maler gewesen wäre, wenn er ohne Hände zur Welt gekommen wäre, ist kein Paradoxon, sondern eine tiefe Wahrheit. Nur hätte sich natürlich dann Raffaels geniale Veranlagung zur Malerei anders äußern müssen. Farbensinn, scharfes Auge, Gefühl für die Harmonie der Verhältnisse, Gestaltungskraft, höchstes Schönheitsempfinden — das alles hätte sich anderswie gezeigt. Wer will zum Beispiel leugnen, daß in Dantes Höllenschilderungen eine riesige malerische Begabung liegt?

Aus diesem Grunde glaube ich, daß bei einem Menschen, dessen schöpferische Veranlagung unzweifelhaft ist, diese Genialität sich in alledem wird offenbaren müssen, was er aus Schöpferdrang unternimmt, wozu ihn seine Natur treibt. Nun muß jeder, der zum Beispiel mit Jaques-Dalcroze auch nur eine Stunde in künstlerischer Tätigkeit vereinigt ist, der diesen Mann ein einziges Mal hat improvisieren, ja der ihn nur ein einziges Mal hat Klavier spielen hören, die unbedingte Sicherheit bekommen, daß dieser Organismus von Musik ganz durchtränkt ist. Gerade seine pädagogische Tätigkeit ist für diese innere schöpferische Veranlagung zur Musik ein Beweis, denn diese ganze musikalische Erziehung geht darauf aus, die Musik zu einem Teil des Erlebens, geradezu zu einem Teil des einzelnen menschlichen Organismus zu machen. Auf ein solches pädagogisches Ziel kommt niemals eine nur reproduzierende Natur. Denn hier liegt ja gerade das Bestreben vor, in der musikalischen Reproduktion durch ein Übertragen auf andere Ausdrucksmittel (des Körpers) dem Selbstschöpferischen einen größeren Raum zu gewinnen.

Ich verkenne die Hindernisse nicht, die sich dem Verständnis des Komponisten Jaques-Dalcroze oder ich möchte lieber sagen: der Liebe zu seinem Schaffen entgegenstellen. Der naive Hörer wird darunter weniger zu leiden haben, als der Fachmann. Aber auch für jenen ist eine gewisse Schwierigkeit vorhanden. Sie beruht in jener Eigenschaft, durch die Jaques-Dalcroze musikgeschichtlich schon bedeutsam geworden ist und es nach meiner Überzeugung noch viel mehr sein wird, und zwar auch für die deutsche Musik. Jaques-Dalcroze ist Waadtländer, stammt also aus der romanischen Schweiz. Ich habe schon an anderer Stelle ausgeführt, daß das Romanentum der Jurassier im Blute wie in der ganzen geistigen und seelischen Anlage sehr stark mit Germanentum durchsetzt ist. Bei Jaques kommt hinzu, daß die Mutter deutschen Blutes war, und daß er einen Teil seiner musikalischen Ausbildung bei deutschen Meistern — unter ihnen steht der urdeutsche Anton Bruckner — genossen hat. Jedenfalls ist Jaques' geistige Einstellung zur Musik, soweit diese in Verbindung mit dem Worte auftritt, die deutsche. Das hat man in Frankreich auch deutlich empfunden, wie die gesamte, zum Teil recht bedeutsame französische Kritik gelegentlich der Aufführung seiner musikalischen Komödie „Sancho Pansa" (1897) beweist. Gerade die französischen Wagnerianer, der Übersetzer der Wagnerschen Werke A. Ernst an der Spitze, begrüßten dieses Werk als das erste französische musikalische Lustspiel, das aus den gleichen Grundsätzen gewachsen war, wie sie Richard Wagner in seinen

„Meistersingern" angewendet hatte. Aus den Charakteren der Personen waren für die verschiedenen Charaktereigenschaften kennzeichnende Leitmotive gewonnen, die nun vom Orchester sinfonisch verarbeitet wurden, während die Singstimmen sich durchaus aus der Deklamation des Wortes, den innersten Gesetzen der Sprache gemäß entwickelten. Wie der Dramatiker zu Wagner, steht der Liederkomponist Jaques-Dalcroze zu Hugo Wolf. Jaques-Dalcroze' Lieder sind in der Singstimme eine möglichst eindringliche und ausdrucksvolle Deklamation des dichterischen Wortes, während die Klavierbegleitung die sinfonische Verarbeitung des aufgebotenen musikalischen Themenmaterials gibt.

Nun sollte man meinen, daß gerade dieses geistige Verwandtschaftsverhältnis, das, wie hier ausdrücklich betont sei, nirgendwo zu einer musikalischen Nachahmung der genannten deutschen Meister geführt hat, die Aufnahme der Werke Jaques' beim deutschen Publikum erleichtern müßte. Dabei aber vergißt man, daß die Sprache, aus der heraus Jaques geschaffen hat, die französische ist, und daß die innere Sprachmelodie des Französischen eine ganz andere ist, als die des Deutschen. Ich freue mich darum ganz besonders, in der Notenbeilage unseres Heftes deutsche Lieder des Komponisten veröffentlichen zu können. Es sind die ersten, die von ihm auf deutsche Texte geschrieben worden sind. Ich glaube, jeder wird die ausgezeichnete Deklamation, das innige Erfühlen der Dichterworte anerkennen. Und vielleicht wird man an diesen Liedern, so anspruchslos sie vom Komponisten gegeben sind, merken, was ich oben meinte, wenn ich von einer Befruchtung auch der deutschen Musik durch diese eigenartige nationale Anlage des Komponisten sprach. Wie Chamissos Formbehandlung für die deutsche Poetik reiche Früchte getragen hat, so finde ich auch hier in Rhythmik und Metrik, in der inneren Deklamation ein Etwas von Formschönheit, von sinnlicher Grazie, von einer lyrischen Leichtigkeit des Ausdruckes, die jedenfalls auf mich immer einen starken Zauber ausgeübt haben.

Jaques-Dalcroze' melodische Schöpferkraft hat die höchste Anerkennung gefunden, die einem Komponisten zuteil werden kann: die der Kinder und die des Volkes. Seine Kinderlieder sind auch in Deutschland bereits heimisch geworden, trotz der ganz unmöglichen Verdeutschung. Die romanische Schweiz aber hat ihm geradezu ihr neues Volkslied zu danken. Es ist ganz erstaunlich, wie der Komponist vor allem das Empfinden des Bergvolkes, der Hirten der romanischen Schweiz getroffen hat. Auch in großen Chorkompositionen hat der Komponist der romanischen Schweiz echt volkstümliche Festspiele geschenkt. Sein „Poême alpestre", das vierzehnmal hintereinander bei der Genfer Ausstellung 1896 aufgeführt und mit wachsendem Enthusiasmus vom Volke aufgenommen wurde, ist in dieser Hinsicht noch übertroffen in seinem Waadtländischen Winzerfestspiel des Jahres 1903. Die Musik ist seither Volksgut, die darin eingestreuten Lieder werden in Schulen und Familien gesungen und sind Herzensgut geworden, das nicht mehr verloren geht. Im deutschen Konzertsaal gewann Jaques-Dalcroze den ersten nachhaltigen Erfolg mit seinem ersten Violinkonzert in C-Moll. Ich möchte hier meine Besprechung des Werkes bei dessen erster Aufführung in Berlin durch Henri Marteau aus der „Deutschen Zeitung" vom 16. Oktober 1901 wieder abdrucken. Ich kannte damals weder den Komponisten noch sein Schaffen:

„Dieses Violinkonzert verrät so viel Können, eine so erstaunliche Fülle von Geist, eine solche Selbständigkeit in Stellung und Lösung der Aufgabe, und überdies eine so packende sinnliche Schönheit, daß das Gesamtwerk des Künstlers sicher eine reiche Ausbeute bieten muß. Schade, daß der Komponist sein Werk einfach ‚Konzert' genannt und nicht eine Bezeichnung gewählt hat, die die Phantasie des Hörers sofort in die gewünschte Richtung lenkt. Denn dieses Werk ist eine sinfonische Dichtung für Solo-Violine und Orchester. Ich erinnere daran, daß Berlioz seinen ‚Harold in Italien' ursprünglich für Paganini als Bratschen-Solo mit Orchester dachte. An dieses Werk wird man bei Jaques-Dalcroze denken müssen. Auch Berlioz' Absicht, das Solo derartig mit dem Orchester zu verbinden, daß es die Instrumentenmasse in ihrer Äußerung nicht beeinträchtige, wird den Absichten des neueren Tonsetzers entsprechen, nur

daß er, um die Waffen in diesem Tonwettkampf etwas gleichmäßig zu verteilen, im Orchester die Blasinstrumente bevorzugt, weil sie einen Hintergrund abgeben, von dem das Solo-Instrument vermöge seiner ganz anders gearteten Farbengebung leuchtend sich abhebt. Und das ‚Programm‘ des Werkes? Der Komponist hat der Phantasie des Zuhörers freien Spielraum gelassen. Mir war's ein Stück Künstlerleben. Im ersten Satz die tausend Eindrücke eines bunt bewegten Lebens, die auf die Künstlerseele eindringen. Sie selber leicht bewegt, jedem Eindruck hingegeben, bis die Liebe in sie einzieht (II. Satz). Reifer, reicher, in sich gefestigter tritt sie nun wieder dem Leben entgegen, das nichts von der Buntheit seines Farbenspiels eingebüßt hat. Aber der Künstler steht nun fester da, er weiß seinen Weg, und mit froher Lebensbejahung und kraftvoller Energie führt er ihn zu Ende. Auch in der Form ist die Arbeit des Genfer Meisters von hoher Eigenart. Daß er alle Ausdrucksmittel des modernen Satzes ausnutzt, wäre nichts gerade Besonderes. Wertvoll aber ist, wie er durch das feste Herausarbeiten der Hauptmotive gewissermaßen einen Damm errichtet, in dessen Umrahmung nun die wogenden Fluten, aber auch die nur leise gekräuselten Wellchen eines erfindungsreichen Tonmeeres sich ergehen. Aber den Damm zu durchbrechen vermögen sie nicht. So ist das bunte Vielerlei zu einer einheitlichen Stimmung zusammengezwungen. Das Werk wurde trotz einer gewisen Weitschweifigkeit, der sich leicht abhelfen ließe, von der Zuhörerschaft mit Jubel aufgenommen."

Ich möchte nur noch bemerken, daß die gesamte Berliner Kritik damals in den Jubel einstimmte, der sich in fast noch gesteigertem Maße beim Tonkünstlerfest des Allgemeinen Musikvereins in Krefeld wiederholte.

Ich stelle das zweite Violinkonzert, das auch aus C-Moll geht, noch höher. Auch dieses ist ein sinfonisches Gedicht, wie überhaupt das gesamte orchestrale Schaffen von Jaques-Dalcroze aus einem poetischen Untergrunde hervorwächst. Nur daß diese poetischen Vorstellungen so elementar wie möglich sind. Die Kritik hat, weil die Titel natürlich etwas Abstraktes haben, häufig gemeint, auf solche abstrakten Ideen lasse sich keine Musik aufbauen. Aber das hat uns doch schon Schopenhauer gesagt, daß es gerade die Ureigenschaft der Musik ist, zu den Ideen selbst vorzudringen, während alle anderen Künste nur Abbilder geben können. Es ist das Verhängnis der Programmusik, daß sie meistens sich damit begnügt, ein in Worten sich ganz schön anhörendes Abbild einer solchen Idee zu vermitteln. Das überlasse man der Dichtung, Sache der Musik ist es, die Idee selbst zu veranschaulichen. In Worte gefaßt wird sich dann ein solches Programm eines Musikwerkes natürlich abstrakt anhören. Die Musik selbst aber lebt die Idee aus, und gerade dank der Tatsache, daß sie nicht auf einen Einzelfall festgelegt ist, bleiben unzählige individuelle Deutungen. Gerade hier offenbart sich ein echtes Dichten im musikalischen Sinne. Wer das an sich selbst erfahren will, greife zu den plastischen Studien: Sechzehn Skizzen für mimische Darstellung für Klavier (Berlin, N. Simrock). Ich führe einige der Titel auf: Unverhofftes Glück; Unsühnbare Schuld; Licht im Dunkel; Eherne Mauern türmen sich auf; Trotz aus Leid u. a. m.

Wie schon der Titel sagt, sind diese Musikstücke in Verbindung oder als Unterlage für rhythmische Darstellungen gedacht. Einige derselben haben orchestriert bei den bisherigen Festspielen in Hellerau die stärksten Erfolge davongetragen.

Es ist ja unmöglich, daß diese neue Kunst, diese bisher ungeahnte Art, musikalisch Empfundenes körperlich auszusprechen, von den Zuschauern sofort voll erfaßt wird. Sonst hätte man gerade in der Art, wie nicht zwei von den vielen Mitwirkenden bei gleicher Grundlage der Bewegung sie nicht genau gleich ausführten, einen Beleg für das oben Gesagte erhalten müssen. Die Idee ist für alle dieselbe; das Abbild dieser Idee muß nach dem einzelnen Individuum verschieden sein. Die Idee des Faustischen lebt in uns allen; worin sich dieses bewährt, wie es sich ausdrückt, ist von unendlicher Mannigfaltigkeit. Der Dichter Goethe mußte ein ganzes Menschenleben darstellen, diesen Menschen in Hunderten von Beziehungen zur Umwelt zeigen, um eine Anschauung dieses Faustischen zu vermitteln. Der Komponist Beet-

hoven hat es immer und immer wieder in seinen Sonaten und Sinfonien gestaltet; aber jede einzelne derselben muß in tausend Herzen eine tausendfältige Widerspiegelung erfahren.

Im gleichen Verlage von Simrock in Berlin sind auch zwölf Tänze für Klavier erschienen. Ich hoffe, bei anderer Gelegenheit unseren Lesern den einen oder anderen derselben darbieten zu können. Hier werden nun wieder so viele sagen: Das sind Tänze, die „man" nicht tanzen kann. Es kommt darauf an, wer dieses „Man" ist. Die Dalcroze-Schüler in Hellerau können sie tanzen, und alle Welt ist entzückt über diese Tanzgebilde. Nicht einem fällt dort auf, was der gedruckten Musik gegenüber ins Feld geführt wird, daß der Rhythmus in dauerndem Wechsel sei, daß dadurch Unruhe, ja Haltlosigkeit hervorgerufen werde. Der Rhythmus in dieser Musik ist eben kein Taktschlagen, sondern Bewegung; und die Freiheit dieser Bewegung in Schönheit ist das erstrebte und erreichte Ziel. Hier liegen Werte, deren Wirkungen heute noch ganz unabsehbar sind.

Noch ist keiner im gleichen Maße wie Jaques-Dalcroze berufen, diese Werte zu heben. Darum wünsche ich so dringend die Verbreitung seiner Musik auch in Deutschland, vor allem auch im deutschen Hause.



Zur Parsifalfrage

Im neu entbrannten Kampf um den „Parsifal" ist der Hauptgrund, der für die alleinige Aufführung in Bayreuth ins Feld geführt wird, Wagners deutlich ausgesprochener Wille. Für diesen werden drei Briefe an König Ludwig, Feustel und Angelo Neumann ins Feld geführt. Es bleibt nun auffällig, daß der öffentlichen Kundgebungen doch nicht abgeneigte Meister nicht eine deutlichere Ausdrucksform für seinen die Öffentlichkeit treffenden Willen gewählt hat, als es Privatbriefe sein können. Ich glaube, das hat tiefere Gründe. Wagner war gleich Bismarck ein viel zu genialer Wirklichkeitsmensch, um sich theoretisch festzulegen. Nun erscheinen einige Zeugnisse, die das auch für den „Parsifal" belegen. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche veröffentlicht sie im „Tag" (1. Sept.):

„Ich war von der [ersten] Aufführung des ‚Parsifal' aufs tiefste erschüttert. Als nun Wagner den Wunsch äußerte, mich allein zu sprechen, wagte ich es in dieser Privataudienz, ihm meine Empfindungen auszudrücken und hinzuzufügen, wie innig ich es bedaure, daß mein Bruder nicht diesen höchsten Genuß haben könnte. ‚Ach nein,' sagte Wagner, ‚nach Bayreuth kommt er nicht, aber vielleicht ziehe ich einmal mit meinen Künstlern umher, so daß er den „Parsifal" anderswo hören könnte.' — ‚Vielleicht im Kölner Dom?' fragte ich. Wagner lächelte und sagte lebhaft: ‚Das ist ein guter Gedanke, dort wäre es freilich noch schöner als draußen in der Baracke', womit er sein eigenes Festspielhaus bezeichnete, von dessen Architektur er nie entzückt gewesen ist. Im Sommer darauf, 1883, war ich mit Malvida v. Meysenbug mehrere Monate zusammen. Inzwischen war Wagner am 13. Februar jenes Jahres gestorben, und wie es natürlich war, teilten wir uns gegenseitig unsere letzten persönlichen Erinnerungen mit. Zu meiner obigen Erzählung bemerkte Malvida, daß es einen Brief gäbe, worin Wagner sich ganz im gleichen Sinne ausspräche, daß er mit seinen Künstlern umherziehen wolle, um den „Parsifal" noch an anderen Orten aufzuführen. Als Malvida und ich uns dann nach langen Jahren 1895 in Stresa am Lago maggiore wiedersahen, war wiederum von unseren letzten Erinnerungen an Wagner und jenem Brief die Rede, von welchem aber auch Generalmusikdirektor Levy zu wissen schien, der ihn als Begründung anführte, daß der „Parsifal" wohl auch anderswo als in Bayreuth aufgeführt werden könnte."





Unheiliger Hunger nach Gold

Wenn alles sich vor der Macht des Goldes verneigt, auch die Spitzen der Gesellschaft und der Hof selbst, auch die leitenden Staatsmänner, auch Kirche, Wissenschaft und Kunst, dann macht sich überall der unheilige Hunger nach Gold bemerkbar und drängt zurück, was sich ihm widersetzt. Kein König und kein Kaiser steht so gesichert da wie der Fürst von Monako, der von sich selbst rühmt, seine Untertanen glücklich gemacht zu haben. Keines der andern gekrönten Häupter Europas denkt daran, dem Fürsten von Monako vorzuwerfen, er schöpfe aus trüben Quellen seinen Reichtum und erlaube sittlich anstößige und rechtlich strafbare Handlungen, um sich zu bereichern. Es gilt für taktlos, dem Ursprung des großen Reichtums nachzuforschen. In den meisten Fällen sind solche Forschungen recht unerquicklich.

Es ist in Deutschland leider nicht mehr selten, daß hohe Staatsbeamte und selbst Generäle den öffentlichen Dienst verlassen und in den Dienst des Großkapitals treten — aus unheiligem Hunger nach Gold. Minister, Geheimräte, Generäle werden Aufsichtsräte. Das bringt ihnen Geld und den Gesellschaften Nutzen. Seitdem das Angebot groß geworden ist, sehen diese nicht nur auf den Titel, sondern auch auf die persönlichen Beziehungen des aufsichtsratshungrigen Staatswürdenträgers, um sie entsprechend verwerten, in bar umsetzen zu können. Niemand nimmt daran Anstoß, und die Exzellenz, die aus dem Amte scheidet, halbiert nicht, sondern verdoppelt oft ihr Einkommen. Die Zahl jener Staatswürdenträger, die in den letzten Jahren ihre Dienste dem Großkapital gewidmet haben, ist bedenklich gestiegen.

Das sei alles ja nichts Neues? Das pfiffen die Spatzen von den Dächern? Das ist's ja eben, daß, was vor dreißig Jahren ein öffentlicher Skandal war, heute eine banale Selbstverständlichkeit ist!

Unter Bismarck hätte ein so unheiliger Hunger nach Gold, wie ihn heute führende Männer bekunden, mindestens nicht so ungescheut hervortreten dürfen. P. D.

*

Rotes Kreuz und Roter Halbmond

Als der Italienisch-Türkische Krieg ausgebrochen war, wurden von türkenfreundlicher Seite in Deutschland und England zwei Hilfszüge des Roten Kreuzes mit Ärzten und Krankenpflegern in das türkisch-arabische Lager nach Tripolitanien entsandt. Beide Hilfszüge sind vorzeitig zurückgekehrt, aus Mangel an Mitteln und weil sie ein geeignetes Wirkungsgebiet nicht recht finden konnten.

Es verdient festgestellt zu werden, daß der deutsche Hilfszug sich eine bedenkliche Blöße gab. Die Leitung ließ sich überreden, das Zeichen des Roten Kreuzes einzuziehen und statt dessen den roten Halbmond aufzustecken, angeblich um die religiösen Gefühle der Mohammedaner zu schonen. Das Gefühl der Verachtung, das der Mohammedaner gegenüber dem Christen hegt, wenn auch nur selten zum Ausdruck bringt, konnte durch eine solche Selbsterniedrigung nur gesteigert werden.

Selbstverständlich fiel es den Engländern nicht ein, das Rote Kreuz zu verleugnen.

Wann werden die Deutschen endlich zu der Erkenntnis kommen, daß jede nationale und religiöse Anempfinderei im Auslande, ganz abgesehen von ihrer Verächtlichkeit, nutzlos, ja töricht ist? P. D.

*

Ist's gestattet?

Wenn sonst in Bade- und Kurorten alle Besucher gleich gehalten werden, ob es nun Russen, Franzosen, Engländer, Deutsche oder wer weiß sonst was sind, so scheint die Kurdirektion in Bad Homburg von der Höhe darin anderer Ansicht zu sein. In einer Einladung zur Teilnahme an Reunionsabenden, die in drei Sprachen am Kurhaus aushing, konnte man in der deutschen Bekanntmachung den Satz lesen: „Die Ausstellung von Reunionskarten ist als Einladung anzusehen. Anmeldungen, auf welche eine Zusendung von Reunionskarten nicht erfolgt, sind als abgelehnt zu betrachten." In den Bekanntmachungen in englischer und französischer Sprache fehlte dieser Satz vollständig, da gab es keine Ablehnung, da wurde auf Antrag einem jeden eine Reunionskarte ausgestellt. Also ist es doch wahr, daß der Deutsche noch immer ein Barbar ist, der nicht weiß, wie man sich in guter Gesellschaft aufführt; die Kurdirektion von Homburg v. d. H. huldigt wenigstens diesen Anschauungen, und wenn der deutsche Michel nun nach Homburg ins Bad reist, dann möge er recht hübsch seine Zipfelmütze unter den Arm nehmen und bescheiden fragen: „Ist's gestattet?" Vielleicht wird dann der unzivilisierte Michel auch eingelassen und kann noch etwas von den bevorzugten Ausländern lernen: Nie allzu bescheiden sein! E. M.

*

Eine Bilanz

Die 4700 deutschen Aktiengesellschaften arbeiten mit 18 Milliarden Mark Kapital. Es surrt in diesen Zahlen von unzähligen Maschinen. Und die Arbeit von Millionen Händen, groben oder feinen, wuchtet drin.

Die Milliarden Mark und die Millionen Hände schaffen einen Jahresreingewinn von 1500 Millionen. Es klirrt in dieser Zahl von Dividenden. Im Durchschnitt ist sie 8 Prozent.

Soweit gut und soweit recht. Es geht alles seinen Gang: Maschinen surren, Hände fliegen, aus den Toren der Fabriken wälzen sich die Güter. Plötzlich seh' ich die Millionen Hände sich erheben. Ihre Flächen sehe ich mir zugewendet. Was steht darauf?

Eine Woche Ferien!

steht darauf.

Eine Woche Ferien wollen sie im Jahre, bezahlte Ferien. Ist diese Forderung gerecht? Laßt uns sehen. Fragen wir die Interessenten.

Die nächsten Interessenten sind die Millionen Hände selber, denk' ich. Sprecht, Hände, sprecht! Die gereckten Hände kommen in Bewegung. Ich seh' sie in den Gassen wimmeln, mit den Fingern in die Fenster zeigen, wo stille Kinder sitzen bei gebeugten Müttern. Ich seh' die stummen Hände auf eigne rußige Gesichter weisen, die mehr bleich als rot sind: ungleich verteilte deutsche Flaggenfarben.

Ich geb' das Wort den zweiten Interessenten, den Mietern dieser Hände ... „Die Arbeitszeit war länger früher, und es gab doch keine Ferien."

Was sagt ihr Hände, stummen Hände? Sie zeigen in Maschinensäle, wo sie tausendmal denselben Handgriff machen müssen täglich, wo entseelte Arbeit düster durch die Räume schwelt. Die Maschine hat dem Werk der Hand die Freude ausgepreßt. Es stäubt von Fron und leerer Asche.

Wieder schau' ich fragend auf die andern: Sie heben einen Schild hoch, einen ehernen, auf dem die Antwort steht: Notwendigkeit!

Notwendigkeit? Und die freie Woche — ist sie nicht notwendig?

Der Schaden ist zu groß — wir könnten nicht mehr konkurrieren — es ränge uns das Ausland nieder ...

An den dritten Interessenten wend' ich mich, an die Nation: Sprich und entscheide!

Da seh' ich einen Griffel durch die Lüfte fahren und an den Himmel eine Rechnung schreiben:

Eine Woche Ferien
macht Millionen Augen hell,
haucht Millionen Wangen rosig an,
strafft Millionen Arme frischer für die Arbeit,
träufelt Arbeitsfrieden auf das Land ...

Und die Gegenrechnung? — Die Gegenrechnung drückt vielleicht die Rente jener 18 Milliarden von 8 auf 7½ %. Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Hm — ja, ja — ich sehe tausend Direktoren rechnen und erwägen — ich sehe tausend Direktoren ihre Bärte streichen —: Schon recht, schon recht — jedoch, wer macht den Anfang? — Wir wollen dann schon folgen, wenn ...

Den Anfang! Wer bringt den Stein ins Rollen? Wer pflückt den Lorbeer? Wer läßt die Hände, die Millionen Hände, die sich bittend reckten, aneinander in die Höhe steigen — höher — höher — und aus den Himmeln einer bessern Zukunft sich herniederholen eine Woche Ferien?!

Fr. M.

*

Das Volk der Bestraften

Das sind nämlich wir. Wir ahnen's gar nicht, was für eine schofle Verbrecherbande wir sind. Und dabei haben wir's schwarz auf weiß, und der uns dieses Zeugnis ausstellt, ist kein anderer als die uns von Gott gesetzte Obrigkeit. Jeder sechste männliche Staatsbürger im Deutschen Reiche ist ob irgendeines Verbrechens oder Vergehens gegen die Gesetze gerichtlich bestraft. So hat es uns die Statistik als zahlenmäßig feststehende Tatsache bewiesen.

Jeder sechste männliche Deutsche ein größerer oder kleinerer Verbrecher! bemerken dazu die „Deutschen Nachrichten". Jeder sechste Deutsche (ohne die Polizeistrafen!!) von einem ordentlichen Gericht bestraft. Wann ward je einem angesehenen Kulturvolk von seiner Behörde Ähnliches vorgerechnet? Und wer von denen, die als Ausländer die musterhafte Disziplin im staatlichen Zusammenleben von uns Deutschen nicht genug bewundern können, käme wohl auf den Gedanken, daß sich hinter der fast weltsprichwörtlich gewordenen Ehrlichkeit deutschen Wesens der an „Verbrechern" reichste Großstaat des Erdenrunds verbirgt?

Jeder sechste deutsche Staatsbürger ein kleinerer oder größerer Verbrecher ...! Was ist das? Jedenfalls etwas immerhin Peinliches. Aber für wen? Nicht für das deutsche Volk! Wenn ein Volk in diesem geradezu grotesken Umfang aus wirklich Strafwürdigen bestände, dann müßte sich das auch sonst in dem Leben seiner Tage widerspiegeln. Dann könnte es nicht diesen blühenden kulturellen Aufschwung bei uns geben. Nicht dies Anwachsen unseres durch ehrliche Arbeit sich ständig steigernden Nationalvermögens. Nicht diese gerade in unseren Tagen neu erwachte Lust an Kraft und Gesundheit, was schon allein stets als Zeichen moralischen Aufschwungs angesprochen werden muß. Ein Volk, das jeden sechsten Staatsbürger als Verbrecher beherbergt, schafft weder auf geistigem noch auf industriellem Gebiet die Kulturarbeit, die heute das Volk der Deutschen leistet. Es gibt nur eine Erklärung für den statistischen Nachweis, daß ausgesucht Deutschland heute das am reichsten gerichtlich bestrafte Volk der Kulturwelt ist. Und diese heißt: In Deutschland muß wohl doch leichter bestraft werden als in anderen Ländern.

Da an dem guten Willen des Richterstandes nicht gezweifelt werden darf, so kann und mag man für den Umstand, daß heute Millionen von Deutschen als „gerichtlich bestraft" herumlaufen müssen, in Fachkreisen verantwortlich machen, wen und was man will. Aber das ist mit diesem „sechsten Staatsbürger" als Tatsache wohl unwiderleglich bewiesen: die moderne (das heißt unmoderne) Verbrechensbekämpfung in Deutschland hat nachgerade zu einer bedenklichen Strafvergeudung geführt. Der Heilungsweg hierfür liegt in jener Richtung, die Dr. Finkelnburg, der bekannte Leiter des Moabiter Zellengefängnisses, mit den weisen Worten empfiehlt: „Strafe nur, wo Strafe im Allgemeininteresse durch nichts sonst zur Niederhaltung bedrohlicher Erscheinungen ersetzbar ist. Strafe also nur als letzte Wehr für das Gemeinwohl. Sonst, wo immer und wann und wie immer es möglich, Stützung des Ge-

sellschaftskörpers aus Eigenkraft durch soziale Reform und Remedur."

*

Heil, Bebel, Dir!

Der Reichs- und Staatsanzeiger der deutschen Sozialdemokratie gibt seinen Untertanen kund und zu wissen:

„August Bebel (August I. D. T.), der zur Feier des 60. Geburtstages seines Freundes Viktor Adler in Wien weilt, besuchte am Sonnabend das österreichische Parlament. Als er die Abgeordnetenloge, begleitet von einigen Genossen, betrat, wurde er sofort im ganzen Hause erkannt. Präsident Sylvester ließ Bebel durch Genossen Pernerstorffer in seinen Salon bitten, und Bebel weilte dort etwa eine Viertelstunde in angeregter Unterhaltung über die parlamentarischen Verhältnisse Österreichs und Deutschlands. Später erschien auch Genosse Dietz, der gleichfalls von den Genossen aufs herzlichste begrüßt wurde."

Also ein richtig gehender Hofbericht: Monarchenbegegnung. Aber das ist natürlich kein Byzantinismus, ebensowenig wie die Bezeichnung von Bedarfsartikeln mit Genossennamen und ähnliche, keineswegs mehr vereinzelte Scherze. „Heil, Bebel, Dir!"

Gr.

*

Postliches hüben und drüben

Wo ist die Post am wenigsten bureaukratisch?

! In Zürich bekam ich die Antwort. Hier warf ich aus Versehen Briefe in den Kasten, von denen einer gar nicht, der andre zu gering frankiert war. Was geschah? Mit dem nächsten Postgang präsentierte mir der Briefbote einen Bleistiftzettel für Nachfrankatur auf 35 Rappen. Ich war starr.

„Also hat die Post das Manko ausgelegt," sagte ich, „ohne mich oder den Empfänger mit dem Doppelten zu bestrafen?"

„Ja," sagte der Briefbote, „wenn der Absender ersichtlich ist, machen wir das gerne so."

„Und die Briefe selbst —?"

„Sind ohne Verzögerung expediert."

Ich frage mich, ob so etwas auch jenseits Basel möglich wäre, und komme zu einem betrüblichen Resultat.

„Strafe muß sein", ist ein deutsches Sprichwort, und die Kaiserliche Post wird nie darauf verzichten, fürcht' ich.

So wenig wie auf die Uniform. An den schweizerischen Schaltern sieht man selten Uniformen. Es geht auch ohne das. Und man hat mir versichert, der Respekt des Publikums sei vor der bequemen Joppe gar nicht kleiner. Im Gegenteil.

Das ist in Deutschland anders. Ich stand einmal an einem Schalter in Berlin. Der Beamte wurde gerade abgelöst. Der neu gekommene stand noch im Zivilrock da.

„Eine Zehnpfennigmarke, bitte", sagte ich.

„Können Sie nicht warten, bis ich meinen Dienstrock angezogen habe?" schnauzte er mich an, ging an die Garderobe, wechselte den Rock und fragte mich aufs neue: „Also, was wünschen Sie?"

Nun denken Sie, er hätte im Zivilrock mir die Marke abgegeben! Schauderbar, höchst schauderbar ... Fr. M.

*

Zweierlei Maß

„Dem Oberleutnant Runkel vom Deutschordensregiment in Marienburg, der in einem nächtlichen Zusammenstoß mit Zivilpersonen den Zigarrenhändler Wiens mit 20 Säbelhieben an Kopf, Schulter und Armen schwer verletzte und dafür vom Kriegsgericht zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde (die Strafe ist vom Oberkriegsgericht auf 43 Tage Gefängnis ermäßigt), ist jetzt im Gnadenwege auch diese Strafe noch in vierzehn Tage Stubenarrest umgewandelt worden." Mit dieser Zeitungsmeldung in harmonischem Zusammenklang steht das freisprechende Urteil, das die Kölner Strafkammer über den Korpsstudenten Knipping aus Bonn gefällt hat. K. hat zur Zeit des Kölner Karnevals nach einer Sektkneiperei ein Mädchen in dessen Wohnung durch Messerstiche schwer verletzt und dann noch eine andere Frau aus dem gleichen Hause attackiert. Der Freispruch erfolgte auf Grund eines Gutachtens des Universitätsprofessors

Dr. Büchler aus Bonn, welcher bekundete, der Angeklagte sei erblich belastet: seine Mutter habe an Migräneanfällen gelitten, und Knipping selbst reagiere stark auf Alkohol.

Das sind innerhalb kurzer Frist wieder zwei „Fälle", die das Rechtsempfinden im Volk aufs schwerste verletzen müssen. Denn gerade derartige Roheitsdelikte von Leuten, die sich zu den Gebildeten zählen, erheischten eine exemplarische und schonungslose Bestrafung. Ausschreitungen von Angehörigen der unteren Schichten pflegt man nach einem ganz anderen Maß zu bemessen, als es beim Oberleutnant Runkel und beim Korpsstudenten Knipping geschehen ist. —

*

Die patriotische Synagoge

In Berlin ist eine neue Synagoge eingeweiht worden. Es war sehr feierlich. Der Kaiser hatte einen Abgesandten, und seine Fabrik Cadiner Kacheln für die Kuppel der Synagoge gestellt. Gr.

*

Mehr Gänsefüßchen!

Die Spitzbuben kann man in zwei Klassen einteilen: solche mit Stehkragen und solche ohne Stehkragen. Die ersten geben sich meist als „Kaufleute", „Schriftsteller" oder als Angehörige irgendeines anderen der sogenannten freien Berufe aus; die letzten bezeichnen sich gewöhnlich als „Arbeiter". Von den Polizei- und Gerichtsbehörden werden diese Standesbezeichnungen in der Regel ohne weiteres hingenommen, und so fungieren denn Schwindler und Hochstapler, die niemals dem kaufmännischen oder schriftstellerischen Berufe angehört haben, sowie Einbrecher und andere Gewohnheitsverbrecher, die seit vielen Jahren jede ehrliche Arbeit wie die Pest gemieden haben, in den Akten der Behörden als Kaufleute, Schriftsteller und Arbeiter ohne die Gänsefüßchen, die hier in den allermeisten Fällen ganz entschieden am Platze wären. Es ist gewiß ein sehr löblicher Grundsatz, daß man jeden für einen anständigen Menschen halten soll, bevor man nicht zwingende Beweise für das Gegenteil in die Hände bekommen hat, und es wäre sehr zu wünschen, daß manche öffentliche Behörde diesen Standpunkt ganz zu dem ihrigen machte. In den in Rede stehenden Fällen aber läßt sich zuallermeist auf den ersten Blick feststellen, ob der Betreffende seine Standesbezeichnung mit Recht oder mit Unrecht führt. Gibt sich ein Hochstapler als „Referendar" oder „Leutnant" aus, so wird keine Polizei- oder Gerichtsbehörde diese Berufsangabe in die Akten aufnehmen; genau dasselbe Verfahren aber muß Platz greifen, wenn von vornherein feststeht, daß ein Mann, der sich als Kaufmann, Schriftsteller oder Arbeiter ausgibt, diese Bezeichnung zu Unrecht anwendet. Zum mindesten aber wäre dann zu verlangen, daß derartige unzutreffende Berufsangaben mit Gänsefüßchen versehen werden. Wozu hat man eine so vorzügliche Sache wie die Gänsefüßchen — die in ganz vortrefflicher Weise die beim Sprechen üblichen Ausdrücke wie „der sogenannte" oder „der angebliche" ersetzen —, wenn man oft eine ganz unberechtigte Scheu vor ihrer Anwendung an den Tag legt.

Genau dasselbe wie für die Behörden gilt für manche Zeitungen. Man kann es täglich erleben, daß in irgendeinem Blatte bei der Schilderung der Vergehen eines Übeltäters eine der erwähnten Berufsbezeichnungen ohne die Gänsefüßchen vorgebracht wird. Um Fälle der jüngsten Zeit anzuführen, so las man wiederholt in einigen Blättern von dem Baron v. Korff-König und von dem Schriftsteller Rolf. In beiden Fällen aber darf man nur von dem angeblichen Baron von Korff-König und von dem angeblichen Schriftsteller Rolf oder von dem „Baron" v. Korff-König und von dem „Schriftsteller" Rolf sprechen. Denn der erste ist in Wirklichkeit ein früherer Bankangestellter namens Stallmann, und der zweite ist nie Schriftsteller gewesen; er hat mehrere Jahre im Zuchthaus

zugebracht und hat sich dann auf Grund gefälschter Papiere, in denen er sich als „Schriftsteller Rolf“ ausgab, in eine Vertrauensstellung eingeschlichen, in der er umfangreiche Unterschlagungen verübt hat. J. St.

*

Eine empfehlenswerte Steuer

Einen der unangenehmsten Eindrücke, die man von der Reise mitbringt, hinterläßt die in Deutschland leider noch recht häufige Streckenreklame. Ganze Bahnstrecken entlang stören dieselben Reklameplakate das Landschaftsbild und belästigen das Auge des Reisenden. Diesem Unfug wird bei uns viel zu wenig entgegengetreten. Zwar hat Preußen ein Gesetz gegen die Verunstaltung der Ortschaften, allein der Kilometerreklame ist dadurch nicht der Garaus gemacht worden. Sie blüht nach wie vor und prangt dreist und aufdringlich sogar an den Häusergiebeln idyllisch gelegener Dörfchen.

Man ist doch sonst bei uns um neue Steuern so verlegen. Hier bietet sich die günstige Gelegenheit, eine Steuer von zweifellos größter Popularität ins Leben zu rufen. In Frankreich ist die Idee bereits zur Durchführung gelangt. Seit Juli dieses Jahres ist dort ein Gesetz in Kraft, das die Streckenreklame mit einer Steuer von außerordentlicher Höhe belegt. Für den Quadratmeter müssen 50—400 Fr. Steuer bezahlt werden. Wenn man bedenkt, daß es bei einer solchen Art von Reklame auf die Häufigkeit der Schilder ankommt, die sich womöglich alle Kilometer wiederholen müssen, so versteht man, daß eine Firma für eine wirkungsvolle Empfehlung leicht an die 50 000 Fr. Steuer zahlen müßte. Das dürfte aber auch großen Firmen über die Hutschnur gehen.

Das Ideale an einer derartigen Steuer also ist, daß sie auf jeden Fall Gutes schafft: entweder sie verhindert die gräßliche Verschandelung anmutiger Gegenden oder sie bringt dem Staatssäckel tüchtig was ein.

L. H.

*

Tinte!

In Titel 15 des Kap. I des Etats für Deutsch-Südwestafrika sind nach der „Deutsch-Südwestafrik. Zeitung“ 32 782 M für Tinte, Federn und Papier der Regierungsbeamten angesetzt. Es kommt danach auf jeden männlichen Erwachsenen der ganzen Kolonie etwa 5 M für das Jahr. Böse Menschen zerbrechen sich den Kopf, was mit diesem Tintenmeer angefangen wird. Ganz einfach: sie wird den Schwarzen zur Auffärbung schadhaft gewordener Stellen geliefert.

*

Patrioten

Bei einer Gedenkfeier an die Augustschlachten des Jahres 1870, die von alten ehemaligen 16er und 74er Regimentskameraden am 6. August in einem Hotel in Osnabrück stattfand, hatte die Speisekarte folgendes Aussehen:

Speisenfolge.

Suppe, wie die Franzosen sie sich 1870 selbst eingebrockt haben.

Fisch, gefangen in der Saar bei Saarbrücken, Sauce à la Napoleon. Kartoffeln von Sedan.

Ragout, hergestellt aus den Leckerbissen des eroberten französischen Lagers bei Saarbrücken.

Filet de bœuf, zum Andenken an den französischen General gleichen Namens. Als Kompott fehlende Gamaschenknöpfe und Sprengstücke vom Lahnstein bei Saarbrücken. Straßburger Salat.

Speise, Bombe à la Gravelotte und Chassepotkugeln.

Käse aus der Genossenschaftsmolkerei Bernadotte bei Arbois, Departement Jura.

Kaffee, hergestellt aus Zichorien à la Thiers und von dem Wasser der Seille bei Metz.

Zigarren, die letzten noch von den vorhandenen Liebesgaben.

Wem nur ein Funke von Takt und Ritterlichkeit innewohnt, dem mußte bei dieser „Speisenfolge“ der Appetit vergehen. Wenn ihn nicht heftige Übelkeit anwandelte.

Gr.

*

Puppenmütter

In England hat sich ein „Bund der lebenden Puppe“ gebildet, um Mädchen im Alter von 10 bis 15 Jahren für den ureigensten Beruf der Frau, den der Mutter, vorzubereiten. Dazu wird den Mädchen eine Porzellanpuppe „zur Pflege“ übergeben; alle müssen versprechen, die Porzellanpuppe, die natürlich einen Namen bekommt, genau so zu behandeln, als wenn sie etwa ein lebendes kleines Schwesterchen sei. Wöchentlich einmal findet eine Lehrstunde statt, die „Mothers' Meeting“ heißt. Da werden in gemeinverständlicher Weise wichtige Säuglingsfragen behandelt, als da sind: die Reinigung des Kindes, seine Ernährung und vieles andere. — Der Bund soll in England schon weit verbreitet sein; so haben wir also die beste Aussicht, diesen spleen auch bald bei uns eingebürgert zu sehn. Was soll bei diesem Getue anders herauskommen, als Spielerei? Das „Mütterliche“ ist eine innere Anlage und läßt sich nicht in Unterrichtsstunden lehren. Die äußeren Handfertigkeiten für die Pflege des Kindes lernen sich am lebendigen Kind. Nur eins wird der englische Puppenbund sicher erreichen: daß er die Mädchen um ihr schönstes und natürlichstes Spiel beraubt. K.

*

Auf dem Lago Maggiore

stieg die Isola Bella mit dem Schloß der Borromei aus den Fluten. Es war, als ob ein wundervoller Tafelaufsatz, ein alter, aus Silber getriebener, plötzlich zur Lebendigkeit und Riesengröße angewachsen wäre ...

„Il Se-co-lo! Il Cor-rie-re!“ erscholl es plötzlich. Zeitungsverkäufer sind auf das Schiff gekommen.

„Novissimo telegramma della guerra de Tripoli!“

Aha, der Krieg! Er wirft seine Wellen bis herein in den friedlichen Lago Maggiore, dieser merkwürdige Krieg, der zu fünf Sechsteln aus Telegrammen besteht und zu einem Sechstel aus —

„Novissimo programma!“ schreit der andre Junge jetzt.

Programma? Ein Programm aus Tripolis? Sicher ist der Junge abends Ausrufer vor dem Kino:

„Novissimo programma!“ eine neue Nummer ...

Ausgerissen werden die Zeitungen.

Ich kaufe mir auch eine. Vier Seiten Krieg und Kriegsgeschrei. Un nuovo successo a Ain Zara! Vittoria sanguinante dei nostri bravi soldati! Riesenlettern. Sperrdruck. Ausrufzeichen. Das ganze Arsenal des Setzerkastens rückte auf. Der wirkliche Inhalt der vier Seiten steht heute abend konzentriert mit zehn Zeilen in der „Frankfurter“. Hier ist er aufgeblasen wie eine Jahrmarktsau aus roter Gummihaut. Der Zeitungsroman unterm Strich ist lächerlich zerdrückt im Raum. Und alles, was sonst noch vorgeht in der Welt, abgesehen von Tripolis, hat sich ein knappes Stelldichein auf einer Zeitungsseite geben müssen. Der Krieg regiert, der Krieg.

Auch eine blutjunge Italienerin mit einem wunderschönen Strauß von Rosen kauft sich eine Zeitungsnummer. Will die auch ihr feines Köpfchen in die blutigen Lettern stecken?

Nein, sie schaut die Zeitung gar nicht an. Sie wickelt sie um ihren Rosenstrauß herum. Mit großem Geschick herum.

Und wie ich wieder vorbeigehe, hält sie einen hohen Zeitungszylinder in der Hand. Rundherum in Riesenlettern liest man: La guerra di Tripoli! Un nuovo successo a Ain Zara! Vittoria sanguinante dei nostri bravi soldati! Und darüber schauen rote Rosenköpfe aus der Zeitung, leuchten in stiller, süßer Pracht die Rosen, nicken und duften in den Sonntag hinein, der auf den Wassern dieses Sees schwimmt. Fr. M.

*

Das neueste Reklamewort

Es heißt —: „automobilfrei“! Und wurde, wie Dr. Oskar Friedrich Luchner im „Tag“ mitteilt, in der Schweiz geprägt, dort ausprobiert und für trefflich befunden. „In allen Prospekten des Engadins mag man es lesen: Automobilfreier Luftkurort, in wunderschöner Lage usw. Vor der Vorzüglichkeit der

Luft, der Schönheit des Panoramas, der Unverfälschtheit der Milch, der Mäßigkeit der Preise kommt die Automobilreinheit. Und diese Reklame zieht stärker als jede andere. Noch nie hatte das Engadin solche gute Saisons, wie seitdem es alle seine Straßen den Kraftfahrzeugen ohne jeden Unterschied versperrt. Und neiderfüllt blickt Tirol nach dem Engadin hinüber. Denn noch ist die Bewegung im Lande, die ein Generalverbot für Automobile anstrebt, nicht stark genug. Obwohl sie von Tag zu Tag neue Anhänger gewinnt. Schon hat sich sogar der Landesverkehrsrat für ein Automobilverbot ausgesprochen. Allerdings nur für die Strecke Cortina—Toblach und nur für die staatlichen Autos. Allein auch diese Äußerung genügt als Zeichen der Stimmung in dieser so fortschrittlich gesinnten Körperschaft. Der Fortschritt ist eben jetzt gegen den Autoverkehr in Tirol. Nachdem er zuerst Jahre um seine Einführung gekämpft. Die Erfahrung hat gezeigt, daß in einem Fremdenland sein Nutzen klein, seine Nachteile groß sind. Die an stark befahrenen Straßen gelegenen Ortschaften verlieren ihre treuesten Stammgäste. Die Staubplage vertreibt die Fußwanderer. Die Gasthöfe, in denen früher die Wagenreisenden abstiegen, stehen leer, denn in zwölf Stunden durchrast man heute die Dolomiten von Toblach bis Bozen. Und immer seltener werden die Reisewagen, je größer heute auf den Bergstraßen die Gefahr einer Karambolage mit einem rücksichtslos gelenkten Auto wird. Seitdem auch die Anschauung der Wirte, daß Autofahrer und Milliardär identische Begriffe seien, in der Praxis sich als unhaltbar erwies, sind der Durst und der Appetit des Fußwanderers (vulgo Rucksacktouristen) bei den Tiroler Gastwirten wieder zur alten Ehre gekommen. Mit jedem neuen Unglücksfall rückt das Generalverbot für Kraftfahrzeuge (von dem wohl nur die Brennerstraße ausgenommen bleiben wird) näher. Und das Reklameschlagwort: Tirol automobilfrei! wird mehr müde, abgespannte, ruhebedürftige Menschen sommers ins Land zu locken vermögen, denn gute Luft, prächtiges Panorama und unverfälschte Naturbutter."

*

Die unersetzliche Pappschachtel

Ein Gleiwitzer Student sucht durch den „Oberschlesischen Anzeiger" eine Pappschachtel, die ihm auf der Heimreise von Hannover nach Gleiwitz abhanden gekommen ist und die seine farbige Mütze, Fuchsen- und Burschenbänder enthielt:

„Es ist mir namentlich um Wiedererlangung der Fuchsenbänder und Burschenbänder zu tun; ich habe selbige auf einer Anzahl Mensuren getragen und waren diese (!) vollständig mit meinem Blute durchtränkt. Der Verlust dieser wertvollen Andenken würde für mich ein unersetzlicher sein."

Wenn schon geprotzt werden muß, — warum nicht so nebenher ein wenig mit der deutschen Grammatik? Aber vielleicht ist ihm diese auch mit der Pappschachtel verloren gegangen? Gr.

*

Die Plage des Essens

Man möchte es so nennen, wenn man sich in die Theorien vertieft, welche die moderne medizinische Wissenschaft über das Essen aufstellt. „Eßbuch für Kopfarbeiter", „Wir essen zu viel", „Welche Speisen bevorzugt der Aufgeklärte?, „Gifte des modernen Haushalts" — solche Titel springen uns aus den Schaufenstern der Buchhandlungen entgegen. Und alle Woche meldet die Zeitung, daß Professor X. die Schädlichkeit der und der Nahrung schlagend erwiesen habe, weswegen sie natürlich vom Tische jedes „Aufgeklärten" verbannt werden muß. An jede Speise heftet die Wissenschaft ihr Abschreckungsetikett, und die Luft schwirrt von Verekelungstheorien. Du willst — schon läuft dir das Wasser im Munde zusammen — einen guten Happen auf deine Gabel spießen, da erhebt sich ein drohender Finger und es wird doziert: Mit diesem Bissen schluckst du soundsoviel Bazillen hinunter, sie werden sich im Darm ansiedeln, bald wirst du Verdauungsbeschwerden fühlen, stechender Kopfschmerz, Druck in der Magengegend, leichte Schwindelanfälle und Übelkeit treten auf und — doch du hast

bereits den Bissen auf den Teller zurückgelegt. So ist uns zuerst das Gläschen Bier (wohlverstanden: das Gläschen!) und die Zigarre verekelt worden. Dann kam das Fleisch an die Reihe. Unter dem Gemüse wurde aufgeräumt. Jetzt ist man bei den Mehlspeisen angelangt. Früher war die Mahlzeit zugleich eine Erholung. Man griff tüchtig zu, aß mit Appetit und Vergnügen. „Skrupellos" nennt die heutige Wissenschaft diese Methode. Denn heute setzt man sich als gebildeter Mensch mit grübelnder Stirn an die Tafel. Wir sehen dank der aufklärenden Wissenschaft keine appetitlichen Speisen vor uns, sondern Konglomerate von Bazillen jeglicher Spezies. Ein saftiges Filetbeefsteak ißt man heute nur noch unter schweren Selbstvorwürfen. Denn das Gespenst der Arterienverkalkung steht hinter uns.

Das Seltsame ist nur, daß eine Theorie immer die andere umstößt. Als die Banane zu uns kam, wurde ihr Nährwert über den grünen Klee gelobt. Jetzt gilt ihr Nahrungsgehalt gleich Null. Ähnlich ging's mit dem Ei, das auf Grund neuester Forschungen nur mit Vorsicht zu genießen sei.

Dennoch lassen sich alle Theorien auf eine gemeinsame Formel bringen, die da lautet: Vermeide alles, was dir schmeckt; iß nichts, worauf du Appetit hast — — —

Als gewissenhafter Familienvater, der sich den Seinen erhalten muß, habe ich geraume Zeit mit eiserner Energie nach dieser Formel gelebt. Bis ich plötzlich im allerneuesten Werke „Die Fehler der Ernährung" auf folgende Stelle stieß: „Alles, was der Mensch mit Widerwillen zu sich nimmt, ist ihm schädlich. Daher vermeide er es."

Die logische Schlußfolgerung daraus wäre also: verhungere. L. H.

*

Ländlich — sittlich

In einer Sitzung des Bezirksausschusses der Amtshauptmannschaft Oschatz in Sachsen beantragte der Amtshauptmann, ein Regulativ für die Wohnungsverhältnisse der landwirtschaftlichen Arbeiter und des Gesindes als Plakat in den Leutestuben aufhängen zu lassen. Die Versammlung wies diese Zumutung als einen Eingriff in patriarchalische Überlieferungen mit Entrüstung zurück. Wie patriarchalisch es in der Amtshauptmannschaft Oschatz zugeht, erhellen folgende Feststellungen, die im Verlaufe der Diskussion vom Antragsteller gemacht wurden:

„Ein 16jähriger Knecht, ein 20jähriger Knecht und die Mutter des jüngeren, zugleich die Geliebte des älteren, mußten die Nacht in einem Bett verbringen. (!) Auch auf einer anderen Stelle hätten drei Personen ein Nachtlager teilen müssen; Magd und Knecht hätten Seite an Seite gelegen, während die kleine Magd unten querüber lag. (!)"

Was sagen die Lex-Heintze-Männer, die auf den letzten Zentrumstagungen wieder so laut ihre Stimme erhoben, zu diesen Zuständen, die an Szenenschilderungen des krassesten Naturalismus, an Zolas „Germinal" etwa, gemahnen? Böte sich hier nicht ein reiches Feld der Tätigkeit im Kampf gegen die Unsittlichkeit —?

*

Strindberg als Frisurmodell

Durch die Presse ging die Meldung, daß das Strindbergporträt als Frisurmodell verwendet werden solle. Ein Mitarbeiter der „Frankf. Ztg." erblickt darin ein bahnbrechendes Vorbild. Die soziale Frage des Dichters werde damit glatt gelöst, der Dichter könne seine fragwürdige Tätigkeit ausüben und dennoch ein nützliches, geldverdienendes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft sein. „Denn daß das Recht auf seine Frisur in das zivilrechtlich geschützte Recht der Persönlichkeit mithineinzubeziehen ist, werden unsere Juristen nicht versäumen festzustellen. Selbstverständlich muß bei Absterben das Recht auf Tantiemen für die Dauer einer Schutzfrist auf die Erben übergehen. (In einzelnen Fällen wird man Spezialgesetze anstreben können, beispielsweise daß eine gewisse Cotelettes-Art nur in Bayreuth getragen werden darf.) Bisher waren es nur Monarchen und solche, die es zu werden auserkoren sind, die dem gewöhnlichen Sterblichen als Vorbild der Barttracht galten, denn wenn es zu Neros Zeiten auch

vorkam, daß der weise Petronius jenem den Rang eines arbiter elegantiarum ablief, so kommt das hier wenig in Betracht, denn Kaiser und Dichter waren kahl rasiert. Jetzt kommen aber die Hotelportiers mit Ibsen-Backenbärten, die preußischen Minister mit Schnitzler-Locken, die Warenhaus-Rayonchefs mit d'Annunzio-Spitzbärten, die Apotheker mit Vollmöller-Scheitel, die Schutzleute mit Peter-altenberg-Schnauzbärten usw. ... Denkmäler in Erz und Marmor sind dann überflüssig. Ebenso kann auch auf das ohnehin sehr imaginäre Bild, das man vom Dichter im Herzen trägt, verzichtet werden. Man trägt es einfach am Antlitz; die Nation wird zur wandelnden Siegessäule."

*

Wozu?

Die meisten Tageszeitungen, auch viele von denen, die mit sittlicher Entrüstung gegen die Schundliteratur kämpfen, verfügen über eine ständige Rubrik, in der Schauertaten-Berichte aus aller Herren Ländern zusammengetragen sind. Da wird in waschechtem Reporterstil von einem Postkutschenüberfall in irgendeinem spanischen Neste oder von der Schreckenstat eines Unmenschen in einem entlegenen Winkel Rußlands gemeldet und dergleichen mehr.

Wozu —? Hat der geplagte Zeitungsleser nicht gerade genug zu tun, wenn er sich über die Verbrechen informieren will, die sich innerhalb der deutschen Grenzpfähle tagtäglich ereignen? Oder vertritt diese Schauerchronik nur die Rolle des Lückenbüßers bei Stoffmangel? Jeder Leser von Geschmack wird gewiß gerne darauf verzichten, mit solchem Futter gestopft zu werden!

*

Schlichter Abschied

Der „Lokalanzeiger" als dienstbeflissener Leiboffiziosus der Berliner Generalintendanz bringt folgende Mitteilung: „Generalmusikdirektor Dr. Karl Muck, der noch für eine kurze Zeit der jetzt beginnenden Spielzeit dem Kgl. Opernhause verpflichtet ist, wird im Einverständnisse mit der Generalintendanz seine Tätigkeit an der Kunststätte, an der er zwanzig Jahre hindurch mit den größten Erfolgen gewirkt hat, vorläufig nicht mehr aufnehmen. Durch dieses gegenseitige harmonische Übereinkommen ist es Dr. Muck möglich, nach seiner angestrengten Tätigkeit im Bayreuther Festspielhause die wohlverdiente Erholung zu genießen und seine Übersiedlung nach Boston, die bereits Ende September erfolgt, vorzubereiten."

Danach sieht es so aus, als überböte sich die Berliner Generalintendanz im Entgegenkommen gegen ihre verdientesten Künstler. Nur aus dem Worte „gegenseitiges harmonisches Übereinkommen" lugt der Pferdefuß heraus. Wo liegt die Gegenleistung Dr. Mucks? Ich denke auf dem Verzicht, nochmals zu dirigieren. Der Generalintendanz sollen die überaus deutlichen Demonstrationen erspart werden, zu denen es bei dem Ingrimm, der alle kunstfreundlichen Kreise wegen Mucks Scheiden erfüllt, unbedingt kommen würde. Man hat an dem Vorgeschmack genug, den man vor Beginn der Theaterferien erlebte. Herr Graf Hülsen, der sich sonst so gut auf prunkvolle Rührszenen versteht, liebt die schlichteste Stille, wenn es ihm wieder einmal nicht gelungen ist, einen bedeutenden Künstler festzuhalten, beziehungsweise wenn er dessen Scheiden geradezu herbeigeführt hat. Mit Muck verliert die Königliche Oper ihr „künstlerisches Gewissen". Er wäre unschwer festzuhalten gewesen. Freilich nur, wenn man ihm ermöglicht hätte, seinem künstlerischen Gewissen treu zu arbeiten. Das kann aber ein künstlerischer Kapellmeister nicht an einer Oper, an der aus irgendwelchen Gründen wertlose ausländische Neuheiten aufgeführt werden, während man dem ernsten einheimischen Schaffen gegenüber nicht einmal die elementarsten Anstandspflichten erfüllt.

St.

*

Wo liegt Byzanz?

Die Frage ist nicht so einfach zu beantworten. Darüber, daß das neue Byzanz im neuesten Deutschland liegt, herrscht ja wohl Einigkeit, aber über den näheren Ort kann man im Zweifel sein. Der Wetteifer ist zu

groß. Nun aber scheint mir die Frage wenigstens zum Teil gelöst. Zeitweise liegt Byzanz am Roten Main in Oberfranken und heißt für gewöhnlich postalisch Bayreuth. Zeitweise aber — —! Im „Wegweiser für Besucher der Bayreuther Festspiele 1912“ (Verlag Georg Niehrenheim, Bayreuth) veröffentlicht K. Fr. Glasenapp, der Hofhistoriograph des Hauses Wahnfried, folgendes:

„Was mußte nicht alles geschehen, damit dem Meister von Bayreuth aus den auserlesensten Rassekeimen die ihm von Ewigkeit her urvorherbestimmte Lebensgenossin zuteil würde, die er sich dann seinerseits erst wieder durch die unerhörtesten moralischen Kämpfe erst zu erringen hatte! Dazu mußte die Politik Philipps II. von Spanien ihre erdrückende Macht auf die freien Niederländer werfen, das Haupt Egmonts fallen, unter vielen anderen Auswanderern ein glaubensfester Mann sich in Frankfurt niederlassen, dort zu Ehren, Reichtum und Ansehen gelangen; wiederum jetzt vor einhundertundfünfzehn Jahren ein vornehmer französischer Offizier aus uraltadeligem Burgunderblut in die alte freie Reichsstadt kommen, daselbst wegen politischer Umtriebe ins Gefängnis gesteckt werden und die wiederum diesem urvorherbestimmte Gattin aus kernigem Patriziergeschlecht sich, um den schroffen Widerstand ihrer protestantischen Angehörigen zu brechen, freiwillig mit dem Manne ihrer Wahl einkerkern lassen; dazu mußte der Sprößling aus dieser ganz ungewöhnlichen Ehe in der Folgezeit dem wunderbaren Phänomen Franz Liszt nahetreten und, auf dem Höhepunkt ihrer Neigung zu ihm, unter den denkbar günstigsten Umständen die künftige Hüterin des Bayreuther Gralskönigreiches am lieblichen Comersee aus der rechten Blutmischung zur Welt bringen; unter Umständen nämlich, die wir wohl als die ‚denkbar günstigsten‘ bezeichnen dürfen, denn sie waren so hochgespannt und gleichsam nur auf diesen einzigen Zweck gerichtet, daß sie sich eben auf die Dauer, nachdem der Erfolg eingetreten, nicht auf gleicher Höhe halten konnten, woraus denn alle weitere Tragik für beide Teile bedingt war. Möge daher der Himmelskundige mittelst Sehrohr und Spektralanalyse die über unseren Häuptern funkelnden Gestirne nebst allen ihren Nebelflecken und Milchstraßen durchforschen, der Historiker die weltenfern entlegenen Inschriften des alten Babylon und der ägyptischen Pyramiden entziffern — etwas Höheres, Wunderbareres wird er dabei nicht entdecken, als die geheimnisvolle Verkettung irdischer Kausalitäten zu einem Ziel, das, von so verschiedenen Seiten her vorbereitet, in seinem Endergebnis so weit über das gemein Menschliche hinausreicht.“

Nachher erfahren wir dann auch zu unserer Überraschung, daß die Gräfin d'Agoult, die als Liszts Geliebte die Mutter Cosimas wurde, zu den „geistigen Gründern“ von Bayreuth gehöre. „Wir sind uns dessen heute auf das bestimmteste und unzweideutigste bewußt, daß ohne das Dasein der Gräfin Marie d'Agoult eben dieses Bayreuther Werk, auf welches wir stolz sind und in dessen Sonnenschein wir uns ergehen, gar nicht vorhanden wäre.“ —

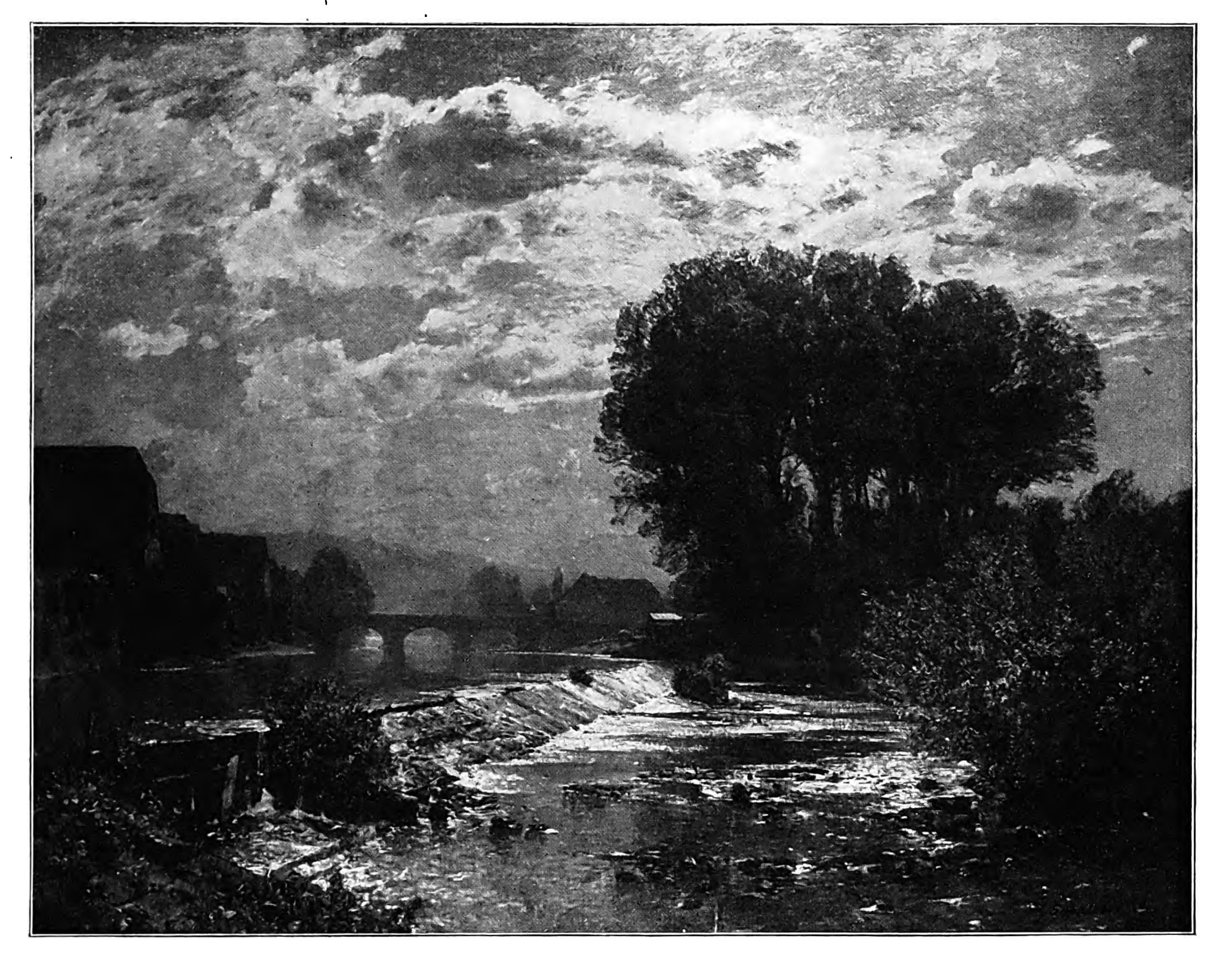
Wenn nun erst Karl Friedrich Glasenapp nicht nur Hofhistoriker, sondern auch Hofdichter wäre!! Dann wären wenigstens noch Moses und der Auszug Israels aus Ägypten, Christi Geburt und die Zerstörung Jerusalems bemüht worden. v.

*

Das Heil der Operette

Das Ehepaar Toselli hat mit dem Mailänder Musikverlage Sonzogno einen Vertrag für die Aufführung einer von ihnen in Vorbereitung begriffenen Operette abgeschlossen. Der von Frau Toselli, der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen, deutsch verfaßte Text wird von Paolo Reni ins Italienische übersetzt. Die Aufführung soll in diesem Winter gleichzeitig in Deutschland und Italien stattfinden. — Damit wäre endlich auch für die Operette eine höhere „Aktualität“ im edleren Sinne erreicht.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Mondnacht — G. Schönleber

Fischzug (Riviera) G. Schönleber



(Besitzer: Alfred Otto Mayer, Frankfurt a. M.)

Rothenburg o. d. Tauber



G. Schönleber

(Besitzer: Exzellenz Präsident E. v. Nikolai. Karlsruhe)



Nacht im Dorfe — G. Schönleber



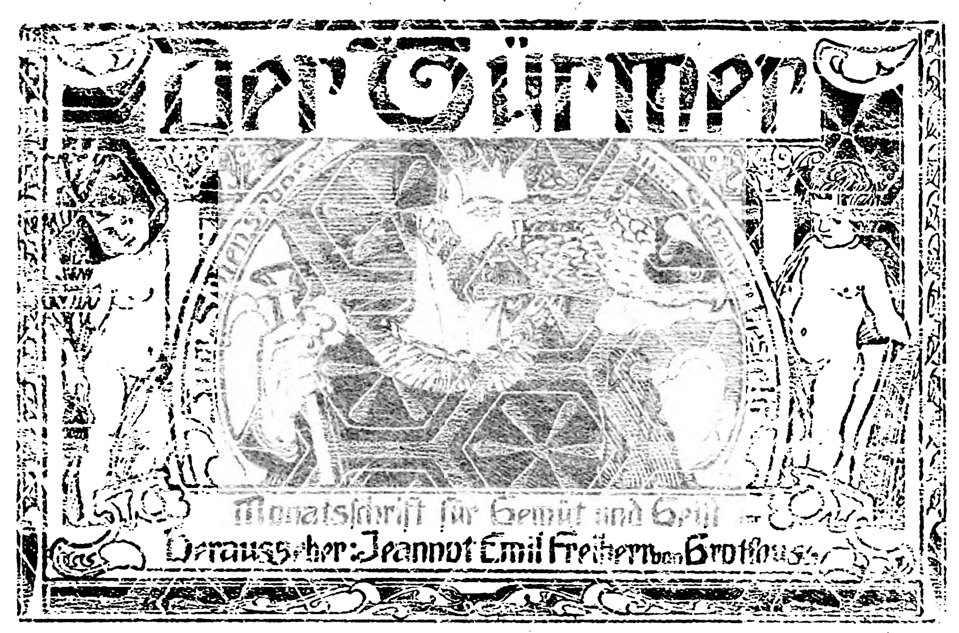
Vlissingen — G. Schönleber

(Besitzer: Konsul O. Smreker, Mannheim)

Herbstfarben



P. v. Joukowsky



XV. Jahrg. November 1912 Heft 2

Darwinismus und arische Weltanschauung

Von A. G. German

Es scheint, als sei kein Gedanke so groß, daß der Unverstand ihn nicht für seine kleinen Zwecke zu zerschlagen vermöchte. Das Beste geht dabei verloren, und was übrigbleibt, reicht oft kaum zu einem Grabstein des Genius. Gutenbergs geniale Erfindung endet in der Geschichtströdlerei der Journalistik. Von Newtons gewaltigem Gravitationsgesetz blieb nicht viel mehr als eine Krämerwage übrig, auf der man Sonnen wägt wie Haselnüsse. Und aus der großgeistigen Erkenntnis Charles Darwins wurde Ernst Haeckels kleingeistiger Monismus.

Immerhin mag, was Journalistik und Wage leisten, der Zukunft irgendwie von Nutzen sein. Der Haeckelsche Monismus aber wird die Menschen nie weder klüger noch glücklicher machen und sie immer nur auf einen Abweg leiten, der von der lichten Höhe der Darwinschen Erkenntnis in die dunkle Sackgasse eines unbeweislichen Dogmas führt. Er ist auf diesem Wege nicht ohne Gegner geblieben. Aber während die durch den Monismus nicht überzeugten Darwinisten eine [illegible]sekte der Lamarckisten gründeten, haben sich ihm offen nur die Anhänger anderer Dogmen entgegengestellt. Dogmen sind aber nur zu kurze [illegible] Intellekte und darum ist, wo sich Dogmatiker befehden, ein [illegible] oder Ende nicht abzusehen. So ist es ja wohl am besten, selbst zu untersuchen, ob der





XV. Jahrg. November 1912 Heft 2

Darwinismus und arische Weltanschauung · Von A. G. German

Es scheint, als sei kein Gedanke so groß, daß der Unverstand ihn nicht für seine kleinen Zwecke zu zerschlagen vermöchte. Das Beste geht dabei verloren, und was übrigbleibt, reicht oft kaum zu einem Grabstein des Genius. Gutenbergs geniale Erfindung endet in der Geschichtströdlerei der Journalistik. Von Newtons gewaltigem Gravitationsgesetz blieb nicht viel mehr als eine Krämerwage übrig, auf der man Sonnen wägt wie Haselnüsse. Und aus der großgeistigen Erkenntnis Charles Darwins wurde Ernst Haeckels kleingeistiger Monismus.

Immerhin mag, was Journalistik und Wage leisten, der Zukunft irgendwie von Nutzen sein. Der Haeckelsche Monismus aber wird die Menschen nie weder klüger noch glücklicher machen und sie immer nur auf einen Abweg leiten, der von der lichten Höhe der Darwinschen Erkenntnis in die dunkle Sackgasse eines unbeweislichen Dogmas führt. Er ist auf diesem Wege nicht ohne Gegner geblieben. Aber während die durch den Monismus nicht überzeugten Darwinisten eine Gegensekte der Lamarckisten gründeten, haben sich ihm offen nur die Anhänger anderer Dogmen entgegengestellt. Dogmen sind aber nur zu kurze Krücken für lahme Intellekte und drum ist, wo sich Dogmatiker befehden, ein Vorwärtskommen oder Ende nicht abzusehen. So ist es ja wohl am besten selbst zu untersuchen, ob der

Darwinismus in seiner Ausgestaltung zur Weltanschauung wirklich notwendig im Monismus enden muß.

Der wesentlichste Inhalt der Darwinschen Erkenntnis ist dieser: Die verschiedenen Arten tierischer Lebewesen verdanken nicht einer Reihe von Schöpfungsakten, welche willkürlich und nach kürzerer oder längerer Zeit aufs neue einsetzten, ihr Entstehen aus bishin unbelebter Materie, sondern sie haben sich in organischem Wachstum nebeneinander aus gleichen Grundformen entwickelt. Die Sonderung geschah unter dem mittel- oder unmittelbaren Einfluß geänderter äußerer Verhältnisse auf verschiedene Individuen oder Individuengruppen. Da die Grundformen der jetzt lebenden Arten ihrerzeit wieder nur verschiedene Arten gemeinsamer Urformen darstellten, so ist der Schluß naheliegend, daß alle Lebewesen verwandtschaftlich zusammenhängen und daß geschlossene Ahnenreihen von der einfachen Zelle zu den höchstorganisierten Tieren, von der Amöbe schließlich bis zum Menschen leiten. Wie viele und welche Formen der wiederholten Änderung der Verhältnisse erlagen oder sie überdauert haben, ist dabei ohne Belang.

Ernst Haeckel hat in seinem biogenetischen Grundgesetz die Erkenntnis niedergelegt, daß wir im Mutterleibe den ganzen Weg unserer Ahnenreihe — von der einfachen Zelle bis zum Menschen — selbst wieder durchwandern müssen. Bis hierher stellt sich auch der Haeckelsche Darwinismus lediglich gegen die wissenschaftliche Schöpfungs-(Revolutions-)Theorie und damit auch gegen das jüdisch-christliche Dogma von der sechsmaligen Neuschöpfung. Die Frage, durch welche Änderung in den Verhältnissen die einfachsten Lebewesen aus der unbelebten Materie entstanden sind, oder wer sie geschaffen hat, wurde durch die Darwinsche Entwicklungs-(Evolutions-)Theorie ebensowenig berührt, wie jene, ob die Änderung der äußeren Form der Lebewesen mittel- oder unmittelbar durch die geänderten äußeren Verhältnisse bedingt wurde.

Der Darwinismus ging so ursprünglich dem Gottes- wie dem Seelenproblem, ohne sich darüber zu äußern, aus dem Wege. Und auch auf alle übrigen Gebiete der Naturwissenschaft ausgedehnt, würde er sich nicht notwendig über jene Probleme äußern müssen. Denn wenn alle zu einer geschlossenen höheren Einheit zusammengesetzten d. h. erwachsenen Dinge, von den kleinsten Gegenständen der Chemie und Physik bis zu jenen der Astronomie, sich aus einfacheren organisch entwickelt haben, so bleibt als Ausgangspunkt aller dieser Formen der Materie noch deren erste Form, d. h. die ursprüngliche (Ur-)Materie übrig und die Frage noch offen, wer diese einfachste Form geschaffen habe oder woraus und wodurch sie entstanden sei.

Wenn E. Haeckel die Lösung dieser Frage auf dem Wege des Dogmas von der Ewigkeit der Materie versucht, so verläßt er dabei die gerade Bahn logischen Denkens an derselben Stelle, an der er sich vom Darwinismus abwendet. Denn wenn Entstehen, Wachsen und Vergehen das oberste Gesetz ist, welches alle höheren Formen der Materie beherrscht, so muß ihm auch deren einfachste Form, die Urmaterie, gehorchen. Entstehen und Vergehen kann nun aber nur mindestens zeitlich, wachsen nur überdies auch noch räumlich Begrenztes. Aus dem Gravitationsgesetz ergibt sich für alle Materie auch noch eine Begrenztheit durch Schwere.

Es ist demnach die Materie eine dreifach — durch Zeit, Raum und Schwere — begrenzte Form, welche nach dem Darwinschen Gesetz organischer Formentwicklung aus dem Unbegrenzten nur auf dem Wege durch einfachere Formen entstanden sein kann. Es muß also eine zweifach — durch Zeit und Raum — begrenzte Form als die Grundform der Materie und eine einfach begrenzte Form als die Urform der zweifach begrenzten bestanden haben oder noch bestehen. Da eine räumliche Begrenzung das Vorhandensein von mindestens einer Form bereits voraussetzt, so konnte die erste Form nur eine lediglich durch Zeit begrenzte sein, und jenseits ihres Entstehens und Vergehens lag die Ewigkeit.

Mit dieser in der geraden logischen Reihe seiner ursprünglichen Erkenntnis liegenden Einsicht steht der Darwinismus an der Schwelle des Gottesgedankens und damit in unmittelbarer Nähe jener Erkenntnis, von der vor lange über zweitausend Jahren einerseits die Weltanschauung der Germanen, andererseits jene der indisch-arischen Denker ausgegangen sein mag. Denn „räumlich unbegrenztes aber zeitlich begrenztes Sein" („von Ewigkeit zu Ewigkeit") ist das Kennzeichen des arischen Gottesgedankens.

Was an Erkenntnissen über Werden, Sein und Vergehen im Wotanismus (siehe Guido von Lists geistvolle Arbeiten über Sprache und Religion der Urarier usw., Verlag der Guido-von-List-Gesellschaft in Wien) verborgen und im Buddhismus in formenschöner Sprache ausgedrückt ist, läßt sich durch den Darwinismus wissenschaftlich klären, aber nicht berichtigen. Und der Inhalt jener nach zweitausend Jahren wiedergefundenen Weltanschauung ist dieser:

Aus dem Formlosen entstand die erste Form und mit ihr kam Bewegung in das bisher Unbewegte, Licht in das Dämmerdunkel der Ewigkeit. Aber die Bewegung verlief ins Unbegrenzte, das Licht verleuchtete rings ins Formenlose. Diese erste Form, die zeitlich begrenzt aber räumlich unbegrenzt ist und so jeder späteren Form zugrunde liegt, ist der Gedanke. Und er war allein in der Unendlichkeit, bis aus ihm eine zweite gleiche Form, ein zweiter Gedanke entstand. Wieder ging Bewegung von ihm aus und wie die Bewegungen zu Wellen gegeneinander liefen, da erwachten beide Formen zum bewußten Sein. Denn Bewußtsein ist die Wahrnehmung der Gegensätzlichkeit, des Raumes. Mit der dritten Form erwachte dann der Gedanke des Vergehens in der Werdensfreude. Denn mit ihm fingen die Wellen, die in einem Punkte gegeneinanderprallten, an sich zu stauen und wieder zurückzufluten zur Wahrnehmung der eigenen Begrenztheit.

Je mehr immer neue Formen entstanden, je mehr immer neue Lichtwellen sich in einzelnen Brennpunkten trafen, desto größer wurde hier deren Dichte, bis hier und da Lichtstrahlen aufsprangen: die Gedanken sich zu Erkenntnissen verdichteten. Diese Erkenntnisse — Lichtstrahlen — stellten dann die Übergangsformen zu den zweifach begrenzten Formen dar. Denn wo deren viele sich wieder in Brennpunkten trafen, gestalteten sich Erkenntnisse zu zeitlich und räumlich begrenzten Vorstellungen, die Lichtstrahlen zu zweifach begrenzten Wärmewellen (Kurven). Die Vorstellungen verdichteten sich wieder zur neuen Übergangsform Wille, die Wärmewellen zu Wärmestrahlen. Und wie in der durch Zeit, Raum — d. h. nach außen — und Sinn — d. h. nach innen — begrenzten Tat der Wille

zur Gesetzmäßigkeit, so erstarrten die Wärmestrahlen in der dreifach begrenzten Materie zur Anziehung oder Schwere.

Für das Dasein der dreifach begrenzten, von einer inneren Gesetzmäßigkeit beherrschten Form Materie bieten die Grunddogmen des Monismus von der Ewigkeit der Materie und der Erhaltung der Energie keine annehmbare wissenschaftliche Erklärung. Denn eine beliebig große Summe begrenzter Formen — mögen diese nun Äonen, Lichtjahre oder kosmische Materie heißen — dem Unbegrenzten gleichsetzen, heißt doch wohl nur Beschränktheit und Grenzenlosigkeit in eine Gleichung bringen. Daß sich die sogenannten exakten Wissenschaften, deren Objekte die von bestimmten einfachen Gesetzen beherrschten Formen der Materie sind, auf diese beschränken, ohne sich mit den Fragen „woher?" und „wohin?" weiter zu befassen und ohne Aufschlüsse über die Art des Zusammenhangs zwischen Gesetzmäßigkeit und Materie zu suchen, dagegen läßt sich am Ende wenig einwenden. Die zum Darwinismus herangereifte Naturwissenschaft aber wird jene Fragen aufnehmen müssen.

Daß die Lösung der Frage nach den Beziehungen und organischen Übergängen zwischen allen Formen der Natur — nicht nur der Materie — bis zur Entstehung der letzteren in der Möglichkeit des Darwinismus liegt, wurde oben bereits gezeigt. Allen Formveränderungen der Materie zu folgen, kann nicht Sache eines einzelnen sein. Doch lassen sich vom Standpunkte der ursprünglichen Darwinschen Erkenntnis weite Überblicke auch über Sein und Vergehen der Materie gewinnen.

Da die Urmaterie, an unzähligen Punkten des Raumes entstanden, diesen nicht als eine gleichmäßige geschlossene Masse ausfüllt, werden ihre Teilchen von den zwischen ihnen fortbestehenden Formen und Bewegungen stetig weiter beeinflußt und nicht früher zur Ruhe kommen, als bis jede Bewegung in und außer den Teilchen aufgehört hat. Damit beginnt das Widerspiel zwischen äußeren Formen oder Verhältnissen und jenen der die Materie beherrschenden inneren Gesetzmäßigkeit. Durch solche äußere Anstöße und das kennzeichnende Gesetz der Materie, die gegenseitige Schwere oder Anziehung, entstanden Verdichtungszentren, gegen welche zusammenströmend sich die Materie zu kleineren und größeren Weltkörpern formte. Dadurch wurde der Weltraum noch wärmeärmer, als er durch das Zusammenströmen der Wärmewellen zu Strahlen bereits geworden war. Dagegen erwachten in den zentralen Schichten der Materienbälle die vor der Abkühlung geschützten Materienteilchen aus ihrer Erstarrung wieder zu Wärmestrahlen und zugleich die Gesetzmäßigkeit zum Willen. Und damit begann die Rückumgestaltung der Formen und Bewegungen, welche, aus dem Unbegrenzten entstanden, nicht im Begrenzten enden können. Da die Fesseln der Schwere gelöst waren, stürmten die Formen durch die äußeren Schichten der Materienbälle dem Weltraum, der Unendlichkeit entgegen, um in den kalten äußersten Schichten wieder zu den von bestimmten Formen der Gesetzmäßigkeit beherrschten Formen Äther, Gas, Flüssigkeit und Festkörper zu erstarren.

Im Inneren von Weltkörpern wie die Erde wurden die in den rückströmenden Zerfallsformen fortglühenden Massen der Urmaterie durch die feste (Erd-)Rinde

niedergehalten und zu verschieden gerichteten Strömen abgelenkt. Dort, wo sich mehrere solcher Ströme in Höhlungen oder Falten trafen, die durch die Zusammenziehung der von außen her abgekühlten festen Rinde entstanden waren, durchbrach ihr Ungestüm wiederholt den festen und flüssigen Gürtel. Eine der Formen, welche bei solcher Gelegenheit in der Tiefe des Meeres entstanden, war die lebende Materie. Während die leblose Materie unter dem Zwang einer starren Gesetzmäßigkeit nach kürzerer oder längerer Zeit in einer inneren Gleichgewichtslage zur Ruhe kam, blieb die lebende Materie, dem in ihr freibleibenden Willen gehorchend, in dauernder Bewegung. Stetig wachsend bedeckte sie schließlich einen großen Teil des Meeresgrundes.

Zu untersuchen, welcher Taten, d. h. welcher Vorkehrungen es bedurfte, um bei Dickerwerden der festen Erdrinde und Spärlicherwerden der Wärmestrahlung die lebende Materie als solche und vor allem genügend warm zu erhalten, ist eigentlich Sache der Sonderwissenschaft Biologie. Hier mag nur kurz erwähnt werden, daß durch die Abkühlung der Meere eine Teilung der Riesenmasse lebender Materie notwendig wurde. Dabei war die Kugelform die wärmehaushälterischste. Verdichtung der kleinen Kugeln in ihren oberflächlichen Teilen, Aufnahme fester Materie aus der umgebenden Flüssigkeit und deren Einlagerung in die dichteren Außenschichten führten zur Umformung der Kugeln in — schließlich kalk- oder kieselgepanzerte — zellige Einzelindividuen. Andere von den kleinen Kugeln suchten unter Anpassung an das Licht die wärmeren Oberflächenschichten des Meeres auf. Bei Ärmerwerden der Meere an geeigneter gelöster fester Materie lernten die einen Zellen die Kunst, Steine in Brot zu verwandeln, und wurden zur Pflanze, die anderen lernten diese oder sich gegenseitig zu verschlingen usw.

Der Zweck all dieser Vorkehrungen ist in erster Linie die Erhaltung der lebenden Materie. Da auch die Teilung in Einzelindividuen nur eine von jenen Vorkehrungen ist, sinkt die Bedeutung des Individuums auf jene eines winzigen Formenteils in der großen Gesamtheit lebender Materie. Und jede Tat des Individuums erweist sich nur als eine Teilerscheinung im Zusammenhange aller vorhergegangenen Taten. Damit ist aber noch nichts über den Sinn aller jener Taten gesagt, welche die Erhaltung der lebenden Materie bezwecken.

Die Weltanschauung, welche vorgibt, die Unendlichkeit in Materie und Gesetzmäßigkeit auflösen zu können, sieht im Willen nur eine Form jener Gesetzmäßigkeit, welche angeblich jeder Bewegung eines sich — übrigens sinnlos — im Kreise drehenden Mechanismus zugrunde liegen soll. Und da sie vom Standpunkte ihres Grunddogmas nur solche Formen als in der Natur vorhanden zugeben will, welche Schwere besitzen, war sie gezwungen, zur Erklärung für das Vorhandensein aller übrigen Formen Hypothesen aufzustellen, von denen immer die jeweils jüngste alle älteren verdrängt hat. Erst der Darwinismus erkennt im Willen eine Übergangsform, welche von den zwei- zu den dreifach begrenzten Formen der Natur geleitet hat und durch welche sich nun wieder die Gesetzmäßigkeit zu Ideen oder Vorstellungen, die Materie zu Wärme auflöst. Für ihn ist die lebende nur eine solche Form der leblosen Materie, in der sich die Zersetzung und Rückumgestaltung ungleich rascher vollzieht. Die Rückumgestaltung bis zum schließlichen Wieder-

aufgehen in der Unendlichkeit ist aber das Ziel, dem alle bestehenden Formen zusteuern und Raum und Zeit dazu zu gewinnen der Sinn des Kampfes ums Dasein, d. h. aller jener Taten, welche die Erhaltung der lebenden Materie bezwecken.

Als Übergangsform hält der Wille wie die dreifach begrenzten Formen auch die zweifach begrenzten in seiner Macht und wie er frei oder als Gesetzmäßigkeit, mittel- oder unmittelbar die Materie beherrscht, vermag er auch unter der Voraussetzung hinreichend vieler zweifach begrenzter Formen diese zu Erkenntnissen zu sammeln, um sie so der Auflösung in einfachbegrenzte Formen, Gedanken oder Begriffe zuzuführen. Im Lauf der Zeit hat sich dann der Wille aus der lebenden Materie Werkzeuge geschaffen, mit deren Hilfe er imstande ist, die inner- und außerhalb der Formen der Materie vorhandenen zweifach und einfach begrenzten Formen wahrzunehmen und die Formen, in welche er den eigenen Anteil an lebender Materie zerlegt hat, für eine bestimmte Zeit festzuhalten. Und was der Wille durch diese Sinnes- und Bewußtseinsorgane in und außer den Dingen an einfacheren Formen wahrnimmt, das baut der Gedanke, dem Willen gehorchend, wieder zu Vorstellungen und Dingen auf, so den Gang der ursprünglichen Entstehung nachahmend.

Ist die Auflösung ins Unbegrenzte das Ziel aller begrenzten Formen, so sind jene Lebewesen die am weitesten entwickelten, vollkommensten, welche am vollkommensten von der leblosen Materie abgewendet, den eigenen Anteil an lebender Materie am restlosesten in zwei- und einfach begrenzte Formen, d. h. bis an die Schwelle der Unendlichkeit aufzulösen vermochten. Die drei ersten Begriffe oder Gedanken aber, zu denen sich die Individuen vervollkommneten, waren jene, welche allen Formen zugrunde liegen: die Gedanken des Werdens, Seins und Vergehens. Und das erste begrifflich denkende Wesen war jenes, welches den Gedanken des Nicht-mehr-seins, des Vergehens, in Form der Tat zum Ausdruck brachte, indem es seine Toten begrub: der Urmensch. Auf der nächsten Stufe der Vervollkommnung erhielt der Urgedanke die Form der Vorstellung eines das Sein schaffenden und zerstörenden persönlichen Gottes, bis er sich der fortschreitenden Erkenntnis als Begriff oder Gedanke darstellte.

Da der Wille, soweit er an die lebendige Materie gebunden ist, nicht früher enden kann, als bis er diese ganz in einfachere Formen aufgelöst hat, wird er, auf alle Nachkommen vererbt, die ganze Ahnenreihe von den einfachsten bis zu den vollkommensten Arten durchwandern müssen. Hier setzte Darwin mit seiner Erkenntnis von der Entstehung der Arten ein und zeigte in ihr den Weg, auf dem die Vervollkommnung erreicht wurde und weiterhin erreichbar ist. Und dabei verfließt das uralte Seelenwanderungsproblem mit dem begrifflichen Inhalte der Deszendenztheorie.

So steht der zur wissenschaftlichen Weltanschauung ausgebaute Darwinismus neben der arischen Weltanschauung wie ein kraftvoller, klarblickender Mann neben einem in sich gekehrten, aber ungebrochenen Greis. Was jener aus den fernsten Tiefen der Meere und des Kosmos zusammengetragen hat, ist kaum mehr als die beweisbare Bestätigung dessen, was der Alte, in den Tiefen der eigenen Seele forschend, schon vor Jahrtausenden erkannt hat. Und wie die Erkenntnisse der

beiden restlos ineinander aufgehen, fliegen ihre Gedanken unendlich weit über den — auf die Materie — beschränkten Monismus hinaus.

So richtig das biogenetische Grundesetz ist, so hat doch Haeckel bewiesen, daß er selbst dessen Tragweite nur zum kleinsten Teil zu überblicken vermochte, als er bei der einfachen Zelle und vor dem Dogma des Materialismus haltmachte. Denn die Entwicklung des Individuums beginnt nicht erst mit der Vereinigung der beiden einfachen Zellen, der Befruchtung des Eies durch das Spermatozoon, sondern mit deren Entstehung. Der Gedanke des Werdens, des Schaffens, ist es, der alle Formen und Dinge der Zeugung von der Geschlechtsreife und ihrer Sehnsucht an bis zur erlösenden Tat beherrscht.

Wer diese Erkenntnisse richtig zu fassen und zu deuten vermag, dem lösen sich die Welträtsel in einem anderen als dem Haeckelschen Sinne. Der erkennt vor allem, daß der Monismus, auf Dogmen fußend, zum mindesten nicht besser ist als irgendeine andere dogmatische Weltanschauung und daher nicht vorgeben darf, einen Ausbau der Deszendenztheorie darzustellen. Denn die Einsicht des Monismus endet im engsten Horizonte, der Materie, jene des Darwinismus aber erst dort, wo die Weisheit der indischen Denker endete, wo alles endet: in der Unendlichkeit.



Sehnsucht · Von Annabel Lee

Daß die Sehnsucht bliebe wach,
Ist mein schönster Traum zerronnen,
Der mit Himmelsgold besponnen
Meinen blassen Erdentag.

Wie sie unaufhaltsam schwillt,
Seit mein Glück zerbrach in Scherben!
An der Sehnsucht hinzusterben,
Bin ich einzig noch gewillt.

Den ich lieber hab' als lieb,
Der, als ob ihn Zauber bannte,
Mir sich ganz verfallen nannte,
Ist dahin. Das Sehnen blieb.

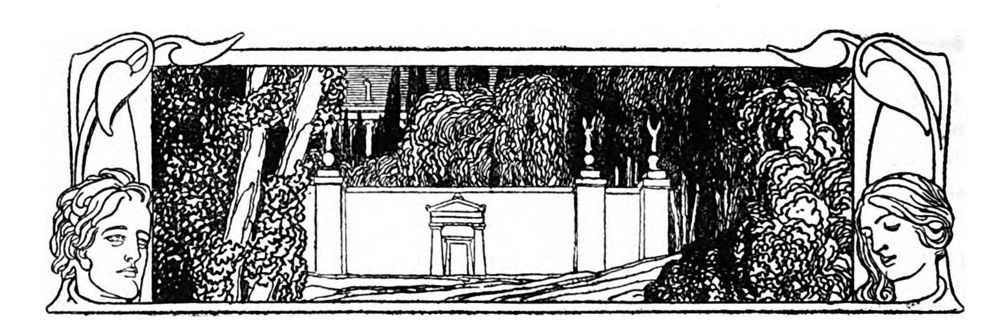
Daseinswonnen — übergroß —
Möchte sie von neuem schlürfen
Ihm vereint — ach — leben dürfen
Sinnenledig, körperlos.

Laß zu Höhenflug mir Kraft,
Seelenmordend Weltgewirre,
Fern dem Dunstkreis, der nur irre,
Umrißschwache Bilder schafft.

Droben winkt ein Liebeshort,
Lebenskranz den Überwindern,
Märchenglanz uns Königskindern —
Nach dem Hier — o welch ein Dort!

Hoffnung unversieglich quillt,
Überfliegt den Tod, den herben:
„Selig, die an Sehnsucht sterben,
Ihrer wartet, was sie stillt."





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

Nerechta, 24./11. März.

Die ersten Strahlen der Märzsonne begannen Paris zu wärmen, als ich es verlassen mußte. Nach zwei Nächten im Schnellzug fuhr ich in die endlosen, verschneiten Ebenen der Heimat.

Ich grüße dich, geliebte, liebste Heimat! Zum erstenmal bin ich so lange fern von dir gewesen. Die Freude des Wiedersehens ließ mich vergessen, was meiner hier wartete.

Wie schön ist die Frühlingsluft!

Kalt und frisch dringt sie tief in die Lungen. Jeder Atemzug macht uns lebensfroher, gesunder!

Der Schnee leuchtet in der Sonne — ach, daß man das im Auslande nie sehen kann! — Hier und da beginnt er zu tauen, selbst über den Schmutz auf den Straßen freue ich mich.

Meine Reise führte mich zuerst nach Nerechta. Es zog mich hin, das Grab meiner Großmutter zu besuchen . . . Im Flur unseres großen Hauses kam mir die treue alte Dienerin Jascha entgegengeeilt.

Weinend berichtete sie über die letzten Tage und den Tod der Großmutter, mit der sie unzertrennlich achtundzwanzig Jahre gelebt hatte. Wir gingen zusammen auf den Kirchhof. Neben dem Grab einer frühverstorbenen Tante erhob sich ein Schneehügel — das war alles, was von der Großmutter geblieben war.

Die Pariser Kirchhöfe mit ihren unzähligen Monumenten gefallen mir nicht. — Sie wirken erdrückend, wie eng zusammenstehende Häuser. Es ist wie eine Totenstadt — kalt, beengend!

Keine Natur rings umher, keine Bäume — kein Gras — und das vor allem gibt doch dem Orte der ewigen Ruhe die Weihe. Das macht die Kirchhöfe der russischen Provinz so überaus anziehend.

Hier gibt es weder reiche Denkmäler, noch elegante Blumenanlagen, noch schöne Gitter — aber Gras und Feldblumen. Sie wachsen gleich üppig auf den Gräbern von reich und arm, und die schiefstehenden Kreuze geben der Landschaft einen ganz eigentümlichen Charakter.

Jedesmal, wenn ich da eintrete, weht mir eine heilige Luft entgegen und trägt den Frieden in die Seele. Dicht an der Kirche liegen unsere Gräber. Hier der Großvater, dort der Urgroßvater, da eine Tante, dort ein Onkel. In dieser trauten Umgebung hat auch die Großmutter ihre letzte Ruhe gefunden.

Bald nach meiner Ankunft traf meine Schwester ein. Sie schien sich über meine Rückkehr fast zu freuen. Sie erzählte mir alle Einzelheiten. Das Testament ist in Jaroslaw. Ihren praktischen Vorschlägen konnte ich im übrigen nur zustimmen.

Dann widmeten sich meine Schwester und Sascha der Wirtschaft.

25./12. März. Wir feierten den „vierzigsten Tag". Ja, wir feierten ihn, den alten Gebräuchen entsprechend, im Beisein aller Verwandten, der Dienstboten, die mit neugierigen Blicken alles musterten, ob von uns Jungen auch kein Verstoß geschehe.

Aber mit Saschas Hilfe erfüllte Nadja ihre Aufgabe tadellos. Ich mischte mich nicht hinein. Die Liebe zu unserer Großmutter machte die Feier des „neunten" und „vierzigsten" Tages zu einer Pflicht.

Nachdem die Verwandten weggefahren waren, ging ich durch die leeren Zimmer des großen Hauses. Sascha gab mir feierlich die Schlüssel der Kommode und des Koffers. Sechs Wochen war alles verschlossen gewesen, nicht eine Sache von ihrem Platze verschoben worden, solange die Seele der Verstorbenen, nach den Vorstellungen des Volkes, noch im Hause weilte.

Wir durchsahen ihre Briefe und Sachen. Morgen reise ich nach Jaroslaw.

Jaroslaw, 26./13. März.

Ich hatte die Absicht, im Hotel abzusteigen, aber meine dortige Großmutter — die einzige jetzt — ließ es nicht zu. Sie wollte, daß ich bei ihr bleibe.

Zu den Eltern kann ich nicht. Meines Vaters erinnere ich mich kaum, meine Mutter — warum starb sie nicht, als wir noch klein waren?

Es ist leidlicher, völlig Waise zu sein, als eine Mutter zu haben, der dem Gesetze nach alle Rechte über die Kinder zukommen, während diesen keinerlei Schutz gegenüber ihrer Willkür gewährt wird.

Arme Kinder, ihr armen kleinen Märtyrer — erwachsener Tyrannen!

Mein Kindesherz dürstete nach Liebe, nach Zärtlichkeit, nach Anschmiegung. Ich liebte meine Großmutter väterlicherseits, weil sie unglücklich war, die andere, weil sie mit zärtlichen, teilnehmenden Worten, gleich einem Sonnenstrahl, mein freudloses Dasein wärmte.

Jetzt — ist sie mir allein geblieben! Ich fiel vor ihr auf die Knie und küßte unausgesetzt ihr Kleid, ihre Hände . . .

„Großmutter, geliebte!"

„Lisa, mein Kind — bist du endlich da?" Sie weinte vor Freude und wollte aus Dankbarkeit ein Licht in der Kirche vors Heiligenbild stellen.

„Was willst du anfangen, Kind?" fragte sie, als wir endlich am Samowar saßen.

„Erst werde ich hier alles ordnen, und dann reise ich nach Paris zum Examen."

„Aber zum Sommer kommst du doch, zu den Ferien?"

„Ich habe kein Geld, die Reise ist teuer, — jetzt muß ich schon bis zum nächsten Jahre warten."

Die Großmutter seufzte. „Nun es ist wenigstens gut, daß du jetzt hier bist. Wie du dich verändert hast! So elegant — und hübscher bist du geworden. In Paris wird besser gearbeitet als bei uns."

Und die Großmutter besah sich genau mein Kostüm, das ich für ein Billiges auf dem Bon Marché erstanden hatte. Das erste Pariser Kleid erfüllte sie mit Bewunderung. Ich mußte unwillkürlich lächeln.

Dann kam Nadja, sie brachte das Testament und die Quittungen.

„Wirst du Mutter nicht besuchen?" fragte die Großmutter unsicher.

„Lisa, komm", sagte Nadja leise.

Ich merkte, daß sie es sehr wünschten. Daher sagte ich: „Ich werde kommen, obgleich ich wie ein abgerissenes Blatt bin, aber wenn ihr wollt, warum nicht?"

Ihre Gesichter erhellten sich. Beide zitterten vor dem Willen meiner Mutter; meine Großmutter hatte sich das ganze Leben hindurch gefügt, von der unglücklichen Nadja schon gar nicht zu sprechen. Schüchtern von Natur, hat sie sich ihr so untergeordnet, daß sie kein eigenes Leben, keine eigenen Gedanken, kein eigenes Wollen kennt. Mangel an Energie ersetzt sie durch Eigensinn, mit dem sie jeden, den sie nicht fürchtet, überfällt.

Sie waren zufrieden, daß ich einwilligte.

„Und dann möchte ich dich bitten, nach Iswolsk zu reisen, zu Sascha, er hat sich mit seinem Erzieher veruneinigt, und du sollst die Angelegenheit ordnen", sagte Nadja.

„Kannst du denn nicht hinreisen?"

„Ich, nach Iswolsk . . . wo denkst du hin, Lisa?" sagte Nadja in einem Ton, in dem die ganze Furcht durchklang, die Reise allein machen zu müssen.

Widerspruch wäre nutzlos gewesen; so schwieg ich denn.

„Gut. Ich werde kommen. Doch nicht heute . . . morgen."

27./14. März. In dieser Wohnung, aus der ich fast hatte fliehen müssen, um die Kurse zu besuchen, hatte sich nichts geändert. Nicht ein Stuhl hatte seinen Platz gewechselt; nicht eine Lampe war umgestellt worden. Nur die Dienstboten waren neu: die Köchinnen und Stubenmädchen konnten den Charakter meiner Mutter nur schwer ertragen.

Ich trat ins Schlafzimmer — einmal war es mein Schlafzimmer gewesen mit hellen Tapeten, Tüllgardinen, Blumen an den Fenstern. Es war fröhlich und hell gewesen wie ein Maientag. Mich fröstelte, als ich die Schwelle des Zimmers überschritt, in dem soviel bittere Tränen in der Jugendzeit geflossen waren. Wo ich auf den Entschluß hin: ich besuche die Kurse! die Antwort hören mußte: „Werde lieber Dirne!" Die darauf folgende Ohrfeige benahm mir Hören und Sehen.

„Duldet, duldet!" — das war das wohlgemeinte Flüstern der Verwandtschaft, die sich vor der elterlichen Gewalt beugte. „Christus hat gelitten, dasselbe fordert er von euch" . . .

Nein, alles werden wir nicht ertragen!

Die Zeit ist verstrichen, der Wille gewachsen, die Tränen getrocknet! . . . An dem Tag, als ich mündig wurde, ging ich aus dem Hause hinaus, um nie mehr heimzukehren.

Jetzt war das Zimmer verunstaltet durch schwere, dunkle Vorhänge an den Fenstern, überladen mit geschmacklosen, weichen Möbeln, die mit verblichener Cretonne beschlagen waren. Am Bett stand der mir wohlbekannte Arzneischrank.

Meine Mutter saß auf dem Sofa. Bei meinem Eintritt erhob sie sich ein wenig.

„Guten Tag, Ju—ris—tin“, sagte sie spöttisch und streckte mir ihre Hand zum Kusse hin.

Ich sah sie an.

In fünf Monaten hatte die Krankheit sie völlig verändert. Sie war noch magerer geworden, das Gesicht war runzelig und gelb, die durchsichtigen Ohren standen weit ab. Ihre in warme Tücher gewickelte dürre Gestalt machte den Eindruck von einer dem Tode Geweihten.

Mein Herz krampfte sich zusammen. Sie tat mir leid, wie alles Kranke, was ich im Hospital so häufig gesehen hatte. Und als ich nun an ihre große Todesfurcht dachte, mußte ich mich überwinden, um ihr nicht die Bewegung meiner Seele zu zeigen.

„Guten Tag“, sagte ich, küßte die gelbe, abgezehrte Hand und setzte mich ihr gegenüber. „Wie geht es Ihnen?“

„Gut . . . Wie lebst du in Paris?“

„Gut.“

„Bist du des Testamentes wegen gekommen?“

„Ja.“

„Wann reisest du wieder?“

„Ich weiß noch nicht — je nachdem ich fertig werde.“

Es entstand eine Pause. Wir hatten nichts mehr miteinander zu reden.

„So muß ich weggehen“, dachte ich.

„Wart'. Du mußt nach Iswolsk reisen. Alexander hat mit dem Erzieher Unannehmlichkeiten gehabt. Dieser Narr — das zweite Gymnasium besucht er schon, und kann sich immer nicht einleben.“

Ich freute mich von Herzen, daß mein Bruder in diesem Augenblick fern war, und er nicht gestraft werden konnte, wie ehemals.

„Vor zwei Tagen erhielt ich einen Brief von Alexander, worin er schreibt, daß er Nikanor verläßt. Ich will das aber nicht. Fahre hin und erfahre den Grund.“

„Gut. Ich werde reisen. Auf Wiedersehen!“

Am Abend half Großmutter mir die wenigen Sachen zur Reise ordnen. Morgen früh reise ich nach Iswolsk.

30./17. März. Wie bin ich müde! Als hätte ich nicht zweihundert Werst mit der Bahn zurückgelegt, sondern tausend zu Fuß. Wie niederdrückend ist es, wenn man bedenkt, wieviel Geld verwandt wird, um minderwertige Menschen geistig zu entwickeln, nur weil sie Kinder bemittelter Eltern sind. Wieviel Nutzen würde dieses Geld dem Lande bringen, wenn man es anders verwerten würde.

Als der Droschkenkutscher mich vom Bahnhof zum Gymnasium fuhr, erzählte er mir alle Neuigkeiten von Iswolsk — auch über das Gymnasium wußte er zu berichten.

„Es wird erzählt, daß hier ein neuer Inspektor aus Petersburg eingetroffen ist — er zieht den Schülern das Fell über die Ohren."

Ich überlegte mit Angst, wie sich wohl mein Bruder mit ihm verträgt — mit diesem großstädtischen Pädagogen, ob nicht die Streitigkeiten mit dem Erzieher einen Zusammenhang mit dem Inspektor haben. Der frühere war ein einfacher, anspruchsloser Mann gewesen.

Aber dieser . . . und noch aus Petersburg. Ich werde mit ihm sprechen müssen, anders geht es nicht. Die Droschke hielt am Gymnasium. Ich ging die Treppe hinauf, in das Sprechzimmer. Der Schuldiener meldete mich beim Inspektor. Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür; auf der Schwelle stand ein Herr mit goldener Brille und eleganter städtischer Lehreruniform. Das Gesicht mit der hohen zurücklaufenden Stirn, der geraden, sehr hervorstechenden Nase, den dünnen, zusammengepreßten Lippen, zeugte von jener unermüdlichen Pädagogenenergie, die sich vor allem im „Spionieren" und „Entdecken" betätigt.

Seine Augen schienen die Schüler völlig durchschauen zu können, auch ihren Verstand, ihr Herz.

„Ob Sascha wohl mit ihm auskommt?" dachte ich bange.

Und in der Absicht, einen möglichst angenehmen Eindruck zu machen, verbeugte ich mich graziös und lächelte.

Der bureaukratische Pädagog wollte nicht zurückstehen, als er eine Dame vor sich sah, die nach der neuesten Mode gekleidet war. Er erwiderte das Lächeln, verbeugte sich mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und rückte einen Stuhl heran.

„Womit kann ich dienen?"

„Ich bin die Schwester eines Schülers Ihres Gymnasiums. Er ist hier seit zwei Jahren. Es sollen zwischen dem Erzieher und ihm Unannehmlichkeiten gewesen sein. Meine Mutter ist sehr krank und hat mich hierhergeschickt, um das Nähere zu erfragen."

Ein Lächeln unendlicher Nachsicht spielte um die Lippen des Pädagogen.

„Und aus diesem Grunde sind Sie hierhergereist —, es lohnte sich nicht, deswegen beunruhigt zu sein."

„Mein Bruder schrieb Briefe, die unsere Besorgnis erregten."

Er lächelte noch liebenswürdiger.

„Warum beunruhigen Sie sich . . ., das ist nichts, fürchten Sie nichts."

„Ja, ja, Ihr Bruder ist ein kleiner Sünder. Ich kenne die Geschichte. Übrigens sind Benehmen und Fleiß jetzt viel besser. Die letzten Quartale hat er für Betragen vier bis fünf erhalten", fügte er bedeutsam und nachdrücklich hinzu.

„Kann man hoffen, daß er das Gymnasium absolvieren wird?"

Über die Züge des Pädagogen ging etwas Undefinierbares. Er dachte augenscheinlich nach, was er sagen sollte. Allzu große Hoffnung wollte er nicht geben, aus Angst, ich könnte es dem Bruder mitteilen — zugleich wollte er nicht zu ab-

lehnend erscheinen, um sich nicht selbst zu widersprechen, da er soeben die Fortschritte des Knaben gelobt hatte.

Deswegen antwortete er diplomatisch: „Das hängt ganz von ihm ab: wenn er so fortarbeitet wie jetzt, sind seine Aussichten gut, wenn er es nicht tut — trägt er allein die Schuld. Glauben Sie denn, daß es leicht ist, mit solch einem Knaben fertig zu werden?"

„Ja, wie mögen Ihre Bemühungen im Hinblick auf ein ‚Fertigwerden' sein", wollte ich fragen, hielt aber zurück im Gedanken an die Geheimniskrämerei der bureaukratisch-pädagogischen Versuchsanstalt. Daher sagte ich zustimmend: „O ja, ich verstehe Sie vollkommen." Das schmeichelte dem Inspektor. Er war entzückt und taute endgültig auf.

„Was soll man machen? Wir bemühen uns ja nach Kräften. Sprechen Sie selbst, sprechen Sie selbst mit Nikanor. Und dann würde ich Ihnen raten: Nehmen Sie Ihren Bruder nach Hause — jetzt wird er ja auch das Jaroslawer Gymnasium absolvieren können."

„Leider ist es nicht möglich. Er hat im dortigen Gymnasium einen zu schlechten Ruf." Ich wollte vor diesem Menschen unsere schweren Familienverhältnisse verbergen.

Ich konnte ihm ja die Wahrheit nicht sagen, daß mein Bruder von Kind auf unbeliebt gewesen war, und daß sein wenig fügsamer Charakter ihm den Haß der Mutter zugezogen hatte. So bemerkte ich denn, daß es eben verschiedene Naturen gebe.

„Gewiß — verschiedene, verschiedene", wiederholte der Inspektor höflich, erhob sich und streckte mir die Hand entgegen: „Auf Wiedersehen! Sprechen Sie mit Nikanor und beruhigen Sie Ihre Mutter. Ich habe die Ehre!"

Ich fuhr zu Nikanor. Er ist ein kluger, guter Mensch und gilt für einen ausgezeichneten Pädagogen und Familienvater. Mein Bruder lebt bei ihm schon das zweite Jahr.

Nikanor empfing mich liebenswürdig, aber zurückhaltend. Nach dem unvermeidlichen Gespräch übers Ausland kamen wir das Thema auf meinen Bruder zu sprechen.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Er ist mit seinem Leben bei mir unzufrieden. Er ist nervös überreizt — den Grund kenne ich nicht. Selbst wenn wir damit rechnen, daß er in einem gefährlichen Alter ist ... Im Dezember erkrankte er und erschrak sehr darüber. Ich auch."

„Was fehlte ihm?"

„Das werde ich Ihnen nicht sagen — Sie sind ein junges Mädchen."

Und obgleich ich Nikanor inständig bat, von diesem Vorurteil zu lassen, ging er nicht darauf ein.

„Nein, ich werde es Ihnen nicht sagen. Ich habe Ihrer Mutter bereits darüber geschrieben."

Obgleich wir lange miteinander sprachen, kam ich nicht hinter den Grund der Unzufriedenheit über meinen Bruder. Nikanor zuckte mit den Achseln. Er fuhr mit seinen langen Händen hilflos in der Luft herum und sagte immer wieder:

„Es ist schwer mit solch einem Jungen.“ Da mein Bruder ein verhältnismäßig hohes Pensionsgeld zahlte, durchschaute ich seine Taktik.

Er wählte eine mittlere Position: Er wälzte die ganze Schuld auf meinen Bruder, während er selbst außerhalb stand.

„Ihr Bruder kommt bald aus dem Gymnasium. Sprechen Sie selbst mit ihm“, sagte Nikanor und führte mich in das Zimmer des Bruders.

Ich hatte nicht lange zu warten. Ein schlanker, hochaufgeschossener Jüngling mit einem Ranzen auf dem Rücken trat ein und schleuderte die Bücher in die Ecke.

„Ach“, sagte er, als er mich erblickte.

Ich umarmte ihn und zog ihn innig an mich.

„Sascha, lieber Jung', guten Tag — ich . . .“

Er befreite sich ungestüm aus meiner Umarmung, zuckte mit den Achseln und setzte sich.

„Keine Zärtlichkeiten, bitte. Kommst du von Hause? Mama hat dich wohl geschickt, um die Angelegenheit mit Nikanor zu erfahren?“

Er streckte seine Beine von sich, stützte seinen Kopf auf die Hand und fixierte mich. Die graue Gymnasiastenuniform hob sein frisches, recht hübsches, wenn auch unregelmäßiges Gesicht gut ab. Die blauen Augen leuchteten unter den schmalen schwarzen Augenbrauen.

„Meine Antwort ist die; empfiehl dich so bald als möglich von hier.“

Alle meine Versuche, ihm näherzukommen, waren umsonst. Den unglücklichen Zufall, der mir vor Jahren ein heimliches Drama von ihm in die Hände gespielt hatte, nahm er zum Vorwand, mich als Lügnerin hinzustellen.

„Ich habe dir bereits gesagt, du bist mir keine Schwester mehr. So wird es auch bleiben. Du — und dein ausländisches Leben interessiert mich nicht!“

Ich war ganz eingeschüchtert. Welche Kälte und Grobheit bei einem Jüngling von achtzehn Jahren! Meine Bemühungen, ihm zu beweisen, daß ich zu einer unedlen Tat nicht fähig sei, waren vergeblich. Er blieb dabei.

„Nun, wie du willst“, sagte ich endlich. „Mit Gewalt werde ich deine brüderliche Liebe nicht zu erwecken suchen. Wenn Mama mich zu dir geschickt hat, so habe ich die Pflicht, ihr etwas mitzuteilen.“

„Du kannst ihr mitteilen, daß ich die Absicht habe, das Gymnasium zu absolvieren“, sagte er mit nachsichtiger Würde. „Ich bereite mich für die Bühne oder Oper vor — genau weiß ich es noch nicht. Man sagt, daß ich einen außergewöhnlichen Bariton habe. In der kaiserlichen Theaterschule wird bei fehlender Mittelschulbildung ein Konkurrenzexamen gefordert. Daher will ich die Schule absolvieren. Das kannst du Mama mitteilen. Mag sie sich beruhigen.“

„Gut. Ich werde es ihr mitteilen.“

„Nun, damit wäre wohl alles erledigt — und du kannst gehen!“

Diese Dreistigkeit, Selbstzufriedenheit — dieses Übermaß von Selbstbewußtsein bei geistiger Beschränktheit, empörte mich. Ich wollte ihm zeigen, daß er kein Recht dazu hatte, daß sein ganzes Leben auf einem ungerechten, mißverstandenen Prinzip aufgebaut sei.

„Du wirfst mir Unehrlichkeit vor, aber bist du selbst ehrlich? Denk darüber nach. Wir Schwestern haben nach dem Tode des Vaters nur einen siebenten Teil des Vermögens erhalten, während euch zwei Brüdern alles übrige zugefallen ist. Du kannst lernen, teure Pensionen bezahlen nur deswegen, weil du das Doppelte von dem hast, was wir beide zusammen. W i e und w o haben wir Schwestern gelernt? Zu den allerbilligsten Preisen, ohne moderne Sprachen. Wofür verbrauchst du deine Prozente? Für Theater, Droschken — während ich in Paris darbe, das Kapital angreife. Und doch sind wir Kinder eines Vaters. Denk doch darüber nach! Du benutzest ruhig das Geld, das dir ein veraltetes, ungerechtes Gesetz zugewiesen hat. Bist du dann noch ehrlich, gerecht?"

„Pfui! Also darauf geht es hinaus! Darauf pfeif' ich. Mein Geld brauch' ich selbst. Und wenn du nicht genug hast, erarbeite dir doch welches. — Ha, ha, ha!" — und er lachte hart und gemein auf.

Ich preßte die Zähne aufeinander und krampfte meine Hände zusammen. Dazu also hatten alle unsere Bemühungen, ihn gut zu erziehen, geführt. Nur dazu, um einen diplomierten Nichtsnutz mehr auf der Welt zu haben.

Vor Schluchzen konnte ich nichts sprechen und wandte mich ab, um die hervorbrechenden Tränen nicht zu zeigen.

„Bitte, ohne Szenen! Meine Worte nehme ich nicht zurück. Das Gespräch ist zu Ende. Bitte, empfiehl dich!"

Er setzte sich auf den Lehnstuhl vor dem Schreibtisch und zündete eine Zigarette an. Es blieb mir nichts übrig, ich mußte gehen.

Ich teilte Mama mit, daß sie sich nicht beunruhigen solle, alles sei in bester Ordnung.

„Warum schreibt denn der Nichtsnutz solche Briefe! Er verdirbt mir die Gesundheit und beunruhigt mich."

2 4. M ä r z/6. A p r i l. Ich fuhr nach Kostroma, um das Testament zur Bestätigung vorzulegen. Beim Kreisgericht war man ein wenig erstaunt, als ich die Absicht äußerte, das Gesuch um Bestätigung des Testamentes selbst zu schreiben, und betrachtete mit Neugierde den weiblichen Studiosus der Rechte. Wie einstmals die Ärztinnen, so erschienen wir jetzt dem Gros der Gesellschaft als eine interessante Spezies von Lebewesen.

Am Abend, als wir mit der Großmutter Tee tranken, berichtete ich über meine Fahrt. Sie hörte schweigend zu und seufzte nur mit seltsam aufgeregter Miene.

„Großmutter — was ist mit dir?" fragte ich.

„Nichts, Lisa — nichts."

„Sag mir's doch", drang ich in sie. „Ist irgend etwas geschehen, eine Unannehmlichkeit, ja?"

Die Großmutter schüttelte den Kopf und sagte dann ernst und feierlich:

„Siehst du, deine Großmutter ist in allen Ehren gestorben, wie das auch sein muß. Sie hat das Abendmahl bekommen, ein Testament aufgesetzt, an die Armen gedacht, an Sascha — ja, gebe Gott jedem solch ein Ende. Siehst du, ich denke jetzt an eure Mutter . . . es geht ihr schlecht, ja sehr schlecht. Es ist Zeit, an das Testament zu denken. Sie hat ja nicht wenig Geld. Bestimmt werden die Jungen

alles erhalten, ihr nur den achten Teil, der wird nicht groß sein. Und dann müßte sie doch an die Kirche denken, an die Klöster ... Wir leben, sündigen — wer wird nach unserem Tode für uns beten? Ihr jungen Menschen glaubt ja nicht an Gott. Lisa, du müßtest mit Mama darüber sprechen."

„Großmutter, was sagst du!" rief ich mit Entsetzen. „Wie soll ich ihr das sagen, du weißt ja, wie sie den Tod fürchtet."

„Und Gott fürchtet sie nicht ... Ehe man sich's versieht, liegt sie im Grabe — ohne Verzeihung erlangt zu haben, wie ein Hund großer Gott."

Die Stimme der Großmutter zitterte und sie begann zu weinen.

„Großmutter, liebste, es ist ja undenkbar. Sie hat ihr ganzes Leben gelebt, wie sie es wollte. Den Tod fürchtet sie über alles — die geringste Krankheit erregte in ihr tiefe Bestürzung. Und dann soll ich mit ihr vom Testament sprechen. Was denkst du, Großmutter? Ich werde das Geld zu allen Gedenktagen geben. Nur schweig, um Gottes willen."

Aber die Großmutter blieb bei ihrer Ansicht. Ihr heißer, naiver Glaube gab ihr Festigkeit, Fanatismus. Sie schüttelte schweigend den Kopf.

„Ach Gott! ihre Sünden! Ja, seid ihr Töchter denn schlechter als die Söhne? Wenn sie doch an euch denken wollte und etwas Mitleid hätte. Was sind denn das für Gesetze, die euch alles wegnehmen, um es den Brüdern zu geben. Nein, wenn du nichts sprichst, sprech' ich selbst!"

„Großmutter, auch das noch!" Verzweifelt flehte ich sie an, nichts zu sagen. Sie schwieg. Es schien ihr leid zu tun, das Gespräch angefangen zu haben, jetzt hinderte ich sie daran, diesen völlig ausgereiften Plan zur Ausführung zu bringen.

Was soll daraus werden? Wie soll ich es einrichten, daß sie ihr Vorhaben nicht ausführt? Soll ich es verhindern, daß sie allein zur Mutter fährt? Sie wird es merken, sich ärgern und dann erst recht fahren.

26. März/8. April. Es ist lächerlich, was für ein diplomatisches Spiel wir mit der Großmutter treiben. Sie sucht ihre Gedanken vor mir zu verbergen — und ich lasse sie nicht zur Mutter. Heute gelang es mir, sie zu bewegen, den Abendgottesdienst zu besuchen, während ich mit dem Advokaten verhandeln muß.

28. März/10. April. Als ich heute aus der Bibliothek kam, war die Großmutter nicht zu Hause. Ich ahnte sofort, daß sie bei Mama sei und eilte hin. Als ich den Korridor entlang zum Eßzimmer ging, hörte ich schon durch die geschlossenen Türen einen harten Aufschrei. Es war die Stimme meiner Mutter. Mein Herz stockte. So hatte Großmutter nicht schweigen können. Sie hatte gesprochen!

Ich lief durchs Eßzimmer und öffnete die Tür zum Salon. Großmutter saß im Lehnstuhl, das Taschentuch in der Hand, und weinte. Neben ihr stand die zitternde Nadja. Mama lag auf dem niedrigen Sofa.

„Da ist sie — eure Lehrmeisterin!" rief sie zornig und zeigte auf mich.

„Wie durftest du das tun, gemeines Wesen, antworte, wie wagtest du das?"

Ich fühlte, wie kalt ich wurde — ich begriff nicht, worum es sich handelte. Mein Herz klopfte hart.

„Was — bedeutet — das?" fragte ich mit Anstrengung.

„Sie versteht nicht?!“

„Sascha, fürchte Gott — such' in ihr nichts Unwahres — ich bin es selbst, die um deiner Seele wegen mit dir sprechen wollte“, sagte die Großmutter.

Die arme Nadja schluchzte wie vernichtet.

„Ich weiß, was ihr befürchtet — nicht die Schenkung für das Kloster interessiert euch — sondern euer eigener Gewinn! Ich werde euch zeigen, wer ich bin!“ Die Augen der Mutter leuchteten in dem mir so wohlbekannten Haß. Ihr Gesicht belebte sich beim Gedanken, daß sie sich an uns noch übers Grab hinaus rächen konnte.

„Ich werde kein Testament aufsetzen! Mag alles den Jungen zufallen. Was seid ihr mir für Töchter. Die eine hat gegen meinen Willen geheiratet — die andere hat gegen meinen Willen die Frauenkurse besucht.“

Ich hielt es nicht länger aus.

„Du selbst hast gegen den Willen deiner Mutter geheiratet; oder hast du uns zur Welt gebracht, um uns zu Sklavinnen zu machen?“ sagte ich mit Unwillen, erkannte aber zu spät, daß es umsonst sei, mit solch einem Menschen zu sprechen. Wieviel Tränen waren vor dieser Frau in frühester Jugend geweint worden, als ich sie auf den Knien darum bat, mir das Studium zu gewähren. Wie hatten wir gelitten unter ihren Schlägen und Strafen.

„Komm weg, Großmutter.“ Ich suchte sie vom Stuhl zu heben. Sie rührte sich nicht, wie hypnotisiert durch den Blick der Tochter.

„Das also habt ihr ausgedacht. Mag den Brüdern alles zukommen. Ihr sollt nichts haben.“

Jedes Wort dieser Frau drang wie ein Messer in meine Seele.

Die arme Nadja flüsterte mir leise zu: „Ach, wie die Mutter erzürnt ist, warum hast du das getan?“

Das arme, törichte Mädchen! Es wäre vergeblich, ihr darüber Aufklärung zu geben.

Ich beeilte mich, die Großmutter wegzuführen.

Und inmitten dieser Abgründe moralischer Verworfenheit, inmitten dieses unerträglichen Lebens, erschien mir die Erinnerung an den Abend in Boncicaut wie der einzige helle Ausblick meines Lebens. Wie gut sprach er! Wie freundlich war er mit mir!

Es war, als ob seine Worte aus der Ferne meinen Mut, meine Energie, meinen Stolz stählten.

Am Abend betete Großmutter lange; als sie mich ihrer Gewohnheit nach vor dem Schlafengehen bekreuzigte — heute mit besonderer Wärme und Feierlichkeit —, murmelte sie:

„Schlaf, mein Kind, Gott behüt dich! Du hast durch sie nicht wenig zu leiden gehabt. Ach, ach — unsere Sünden sind schwer . . .“

30. März/12. April. Ich bin von den Eisenbahnfahrten ermattet, von allem ermattet. Ich bin physisch entkräftet und auch moralisch völlig geschwächt. Ich habe keine Kraft, nach dem Geschehenen hier zu bleiben. Die Bestätigung des Testaments werde ich nicht abwarten, sondern zu einer Tante nach Moskau reisen,

sie fordert mich auf, das Osterfest bei ihr zu feiern. Gestern schickte ich nach Nadja und beredete sie drei Stunden lang, die Beglaubigung des Testaments in Empfang zu nehmen. Sie wollte und wollte nicht, aus Angst, Verwirrung anzurichten, die Sache zu „verfahren“. Und was ist einfacher? Sie hat ja nur das Geld in Empfang zu nehmen und in gleiche Teile zu teilen. Endlich begriff sie es und willigte ein. Großmutter ist vertieft in Vorbereitungen zur Beichte und fastet. Meine Anwesenheit in der kleinen Wohnung, das späte Nachhausekommen am Abend, beunruhigt sie und lenkt sie von ihren andächtigen Stimmungen ab. Als ich ihr gestern mitteilte, daß ich wegreise, hielt sie mich nicht zurück.

„Wenn es noch eine andere Zeit wäre, aber so fahre nur ruhig ab! Es sind jetzt so große Tage — ob ich die siebente Fastenwoche wohl noch erlebe, Gott mag es wissen — jetzt muß ich viel beten.“

Das hält sie jedoch nicht ab, mir jeden Morgen zum Tee ein weiches Ei zu kochen . . . beim Anbruch der stillen Woche! Sie schweigt und fügt sich den Forderungen des ihr unfaßlichen, fremden Fortschritts.

Moskau, 2. April.

Ich bin bei der Tante angelangt. Sie, die sonst strenge Zurückhaltende, die mich mit soviel Kritik stets musterte, umfing und küßte mich mit sichtlicher Freude, indem sie mein Pariser Trauerkleid mit Wohlgefallen betrachtete.

„Endlich siehst du nach etwas aus! Bist anständig gekleidet und hast eine moderne Frisur. Und wie du hübsch geworden bist! Gott! Kehr dich um — ja, ja . . . das ist Paris.“

Zwei Vettern, der eine verheiratet, der andere noch nicht, suchten mir ebenfalls Liebenswürdigkeiten zu sagen.

Ich war erstaunt. Bis jetzt waren Toiletten für mich ein unergründliches Geheimnis gewesen und ich war glücklich, als ich beim Eintritt in die Kurse das traditionelle Kleid der Kursistin anlegen durfte: den schwarzen Rock und die einfache Bluse. Die Haartracht ebenfalls schlicht. Obgleich man mir das Frisieren, Kräuseln der Haare vielfach angezeigt hatte . . . ich blieb beim schlichten, eng anliegenden Zopf. In Paris hatte ich allmählich, der dortigen Mode entsprechend, das Haar in die Höhe gekämmt und es gelockt. Daß ich damit solch einen Eindruck erzielen würde, hatte ich kaum erwartet. Ich sah neugierig in den Spiegel und konnte feststellen, daß von der früheren „Kursistin“ nichts mehr vorhanden war.

Meine Tante war damit sehr zufrieden und konnte sich nicht enthalten, mir anzudeuten, daß ihre Einladung nicht ohne diplomatischen Hintergrund war; es sei ein „Freier“ in Sicht . . .

Mir fiel Lencelets Rat ein und ich lachte auf. Diese Fügung! Wenn es die Tante wüßte. Nun, wir wollen sehen, was es für ein Freier ist!

Ich folgte der Tante in den hübschen kleinen Salon, den Lieblingsplatz für die intimsten Gespräche. Als ich mich dann auf den weichen Teppich vor ihren Füßen niederließ, sagte ich scherzend:

„Wenn du dich jetzt mit ‚Freiern‘ abgibst, ich stehe ganz zu deiner Verfügung.“

„Nein, Lisa, dieses Mal sollst du nicht lachen. Als du die Kurse besuchtest,“ in der Stimme der Tante klang unendliche Nachsicht mit dieser menschlichen Irrung,

„so laß ich das noch gelten ... Aber jetzt hast du die Kurse absolviert ... Du mußt heiraten. Du willst noch weiter Jura studieren? — Ja, glaubst du damit viel verdienen zu können? Du bist schon fünfundzwanzig Jahre alt, die Mittel sind gering, immer bist du allein. In der Schrift steht: ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei' — erinnerst du dich dessen?"

„Wie soll ich das nicht kennen! Alle die in der Kindheit gelernten Worte haben sich unauslöschlich — leider — in meine Seele eingegraben!"

„Nun sieh! Es ist eine ausgezeichnete Partie. Nicht nur für dich, meiner eigenen Tochter könnte ich nichts Besseres wünschen."

Und die Tante seufzte schmerzlich. Die Arme leidet nun schon das zweite Jahr in ihrem gekränkten Mutterstolze; die einzige Tochter, die einem Millionär zugedacht war, deren Aussteuer in mehreren Klöstern genäht wurde, hatte sich in einen Hauslehrer, in einen armen Hauslehrer verliebt, und sich auf ganz romantische Weise trauen lassen. Das zweite Jahr ist darüber vergangen. Er ist literarisch tätig, verdient fast nichts. Die Cousine muß sich selbst erhalten. Das hatte meine Tante wohl kaum gedacht, als sie sich Tanjas „Schloß" ausmalte.

Meine Kommilitoninnen konnten nicht genug Abscheu vor solch einer Eheschließung zeigen. Ich verstehe sie vollkommen. In unserer Kaufmannssphäre ist der einzige Untergrund für alles menschliche Glück, für alles Wohlergehen — G e l d. Und nun wollte meine Tante in aller ihrer Gutmütigkeit wenigstens mein Glück aufbauen, nachdem es ihr mit der Tochter nicht gelungen war.

Ich streckte ihr gerührt die Hand entgegen.

„Ich bin dir sehr dankbar, liebe Tante — aber ..."

„Hör, Lisa — warum ‚aber'? Es ist eine ernste Sache. Er ist der Kommilitone von Tanjas Mann, von der Universität her, ein Sokolow. Er hat die Universität glänzend absolviert und ist jetzt beim Vater an der Fabrik. Er hat von dir gehört und möchte dich gern kennen lernen. Morgen kannst du zu Tanja fahren, er besucht sie täglich."

Ich schwieg. Die Tante sagte das alles so einfach, so vernünftig. Nur eines fehlte, ja schien in dieser Sache gar nicht in Betracht zu kommen ... Liebe. —

5./18. A p r i l. Heute ist der Geburtstag meiner Cousine. Meine Tante fuhr zur Gratulation nicht hin. Sie ist durch die vielen Gottesdienste sehr ermüdet. Ich mußte sie vertreten.

Die Cousine, in einer eleganten Robe, kam mir fröhlich, glücklich, mit einem schlauen Lächeln entgegen. Wahrscheinlich hatte die Tante sie in alles eingeweiht.

Ich tat, als bemerkte ich nichts. Im Eßzimmer saßen zwei Freunde ihres Mannes, ein älterer und ein jüngerer.

Wir wurden einander vorgestellt. Der Ältere war Künstler, der Junge — der „Freier", von dem die Tante gesprochen hatte. Ich sah ihn nicht vorurteilsfrei an. Doch nein, es war nichts Auffälliges an ihm. Er hatte sehr weiche, etwas verschwommene, slavische Züge — sein Äußeres war weder schön noch häßlich zu nennen. Er begann frei, ungezwungen über meinen Aufenthalt im Auslande zu reden, über Literatur, Kunst. Er erwies sich als sehr belesen und als interessanter Plauderer. Meine Cousine stellte mit feinem Takt von Zeit zu Zeit

Fragen, während sich ihr Mann mit dem Künstler aufs eifrigste unterhielt. Die Zeit verflog bis zur Mitternacht, ich stand auf.

Meine Cousine lebt an der Pretschistinka, meine Tante an der Pokrowka, er an der Taganka. Mir stand ein langer Weg bevor. Wir gingen ihn zusammen.

Schon begann ich, ihn sympathisch zu finden, als er plötzlich von seiner Schwester zu reden anfing. Ich hatte gehört, daß seine Schwester sehr häßlich sei, unglücklich, einsam.

Und ich wollte wissen, ob er ein guter Bruder war — wie die Cousine es von ihm gesagt hatte.

Er erzählte, wie er mit ihr nach Norwegen gefahren wäre — es war eine „unmögliche Reise", sie ermüdete sofort und vertrug nichts.

„Warum rechneten Sie denn nicht mit ihrer zarten Gesundheit?" fragte ich.

„Was geht sie mich an", sagte er unverhohlen. „Ich reiste ja nicht um ihretwillen, sondern zu meinem eigenen Vergnügen."

So redete er mit dreißig Jahren. Welch ein Egoismus, welch eine Grobheit in diesen Jahren! Ich war entsetzt und verglich ihn instinktiv mit dem in Paris... was für ein Unterschied! Wieviel feines, mitfühlendes Verständnis lag in dessen Seele.

Und das Interesse für ihn schwand. Als wir an der Pforte standen, verabschiedeten wir uns.

6./19. April. Obgleich heute Karfreitag ist — in jedem Hause viel Vorbereitungen —, kam meine Cousine zu uns. Ich saß in meinem Zimmer, als das Stubenmädchen mich ins Schlafzimmer der Tante bat.

Kaum war ich eingetreten — als sie mir „gratuliere, gratuliere!" entgegenrief.

„Wozu?" fragte ich erstaunt.

„Stell dich nicht an! Du hast den besten Eindruck auf ihn gemacht, fahre nur so fort . . ."

„Natürlich," sagte die Cousine rasch, „du hast keinen Grund, ins Ausland zu reisen, bleib hier."

„Ich habe schon eine Bittschrift eingereicht, um einen Paß zu erhalten."

„So ein Querkopf! Diese Angelegenheit ist viel wichtiger, als dein Paß. Bleib", sagte die Tante.

Ich wollte dem Gespräch immer noch eine leichte Richtung geben.

Aber weder die Tante noch die Cousine scherzten.

„Du bist bereits fünfundzwanzig. In deinem Alter hatte ich fünf Kinder! Und du treibst dich in der Welt herum! Wir bemühen uns, sorgen für dich — und du denkst nur an deine Abreise. Viel Zeit habe ich nicht für dich. Gleich wird zum Abendgottesdienst geläutet", sagte die Tante und erhob sich unwillig. „Tu wie du willst, aber klag später nicht."

Und damit ging sie feierlich aus dem Zimmer. Die Schleppe ihres schweren, seidenen Gewands schien mißbilligend zu rauschen, als sie langsam den Korridor entlang ging.

„Nun siehst du, Mama ist jetzt böse auf dich — ich bin aber gutmütiger", sagte Tanja mit ihrer silberhellen, zarten Stimme, die einer ihrer Reize war und nicht wenige Verehrer in Entzücken versetzt hatte.

„Tanja, hast du wirklich Lust dazu, dich mit solchen Dingen zu befassen?“ sagte ich besänftigend.

„Siehst du, meine Liebe, es gibt einen guten Grundsatz: ‚Halt den Augenblick fest.‘ Du mußt heiraten. Damit sind alle einverstanden. Im Grunde deiner Seele willst du es ja auch, nur sagst du es nicht. Nun, es ist ja immerhin deine Sache!

Mir fiel Lencelets Rat ein und ich war froh, daß niemand ihn gehört hatte. Wie hätten sich diese lebensklugen Leute darüber gefreut!

Die Cousine fuhr fort:

„So. Es bietet sich dir die Gelegenheit, eine glänzende Partie zu machen. Du hast ihm gefallen. Von dir allein hängt es ab, fortzusetzen. Statt dessen willst du auf mehr als ein Jahr verreisen. Was brauchst du noch mehr: er ist jung, gebildet“ — und dann fügte sie in geschäftlichem Tone hinzu: „und sehr reich! In unserer Zeit ist das sehr wesentlich — damit darf man nicht scherzen!“

Ich wollte ihr antworten: und so redest du, du, die aus Liebe ganz gegen den Willen der Eltern heiratete. Und plötzlich fiel es mir ein, daß meine Tante reich ist, somit meine Cousine fürs ganze Leben sichergestellt ist.

Ja, ein reiches Mädchen kann sich einen Bräutigam nach dem Herzen wählen, sie konnte wählen, wen sie wollte, ihre Mittel langen für zwei, und ich . . .

Vor mir tauchte das Bild meines elenden, grauen Lebens auf . . . Unsere Tätigkeit, die durch die bestehenden Gesetze immer beschränkt sein wird, die Unmöglichkeit, nach großen Entwürfen zu leben . . . die Eintönigkeit meines einsamen Lebens . . .

Und der dämonische Verführer schaukelte in Gestalt dieser reizvollen jungen Dame vor mir und sagte: Bleib, bleib!

Ich dachte an das Studium, an unsere leidenschaftlichen Träume, dem Volke zu helfen, an meine stolze Freude, einst für die Frauen einzutreten — ihre menschlichen Rechte zu verteidigen. Und angesichts der ersten Aussicht eines bürgerlichen, bequemen Lebens — opfere ich mein Ziel, alle meine Überzeugungen? . . .

„Nein, Tanja, sobald ich meinen Paß habe, reise ich. Ich muß den Betrag für das letzte Quartal noch zeitig an der Universität entrichten.“

Die Cousine zuckte schweigend mit den Achseln. Als ich mich im Vorzimmer von ihr verabschiedete, streckte sie mir ihre Hand entgegen — in ihren Augen stand dabei ein ungesagtes: Närrin!

9./22. April. Gestern, als am ersten Feiertag, hatte meine Tante großen Empfang. Vor meinen Augen sind Gäste, Popen, Osterkuchen, Eier, Küsse! Obgleich ich mein Trauerkleid nicht ablegen wollte, hatte die Tante mir ein weißseidenes erstanden und zwang mich dazu, es anzulegen und mich den Gästen zu widmen.

„Diese Sünde! Zu Ostern in Trauer, in meinem Hause. Verzeih, das kann ich nicht zulassen.“

Ach, wie kenne ich solche Aussprüche aus meiner Kindheit — das lasse ich nicht zu, das dulde ich nicht!

Eines Kleides wegen lohnte es sich nicht, zu streiten und das fromme Gemüt der Tante zu verletzen. So zog ich es willig an, frisierte mich und ging zu den Gästen.

Am Abend begann ich, ermüdet von den Osterzeremonien, meine Sachen zu packen. Der Paß ist noch nicht geschickt, ich fange an, mich zu beunruhigen. Die Tante ärgert sich über mein Verhalten und schweigt. Sie ist in ihrer stolzen Sicherheit durch meinen Widerstand gekränkt.

Das ist mir schmerzlich und peinlich! Ich will ja mit ihr weder streiten noch sie betrüben, andererseits werde ich meine Freiheit nicht aufgeben. Ich suche ihr in kleinen Dingen entgegenzukommen und erbot mich, in Paris Kommissionär in Modesachen zu sein. Damit habe ich sie, glaube ich, etwas gewonnen. Sie wurde nachdenklich und begann, mir Aufträge zu geben.

Ich bin gefühllos wie aus Holz und tue alles mechanisch . . .

11./24. April. Ich habe den Paß erhalten; heute abend fahre ich mit dem Schnellzug nach Paris. Meine Tante hat mir den Auftrag gegeben, ihr bei Worte oder Paquin einen Mantel zu besorgen. Wir verabschiedeten uns in Freundschaft, obgleich bei meiner Tante einige Zurückhaltung zu bemerken war.

(Fortsetzung folgt)



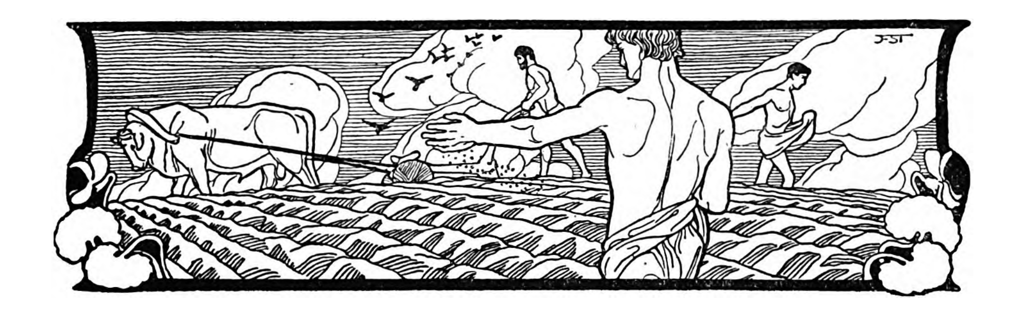
Der Verliebte · Von Ernst Stemmann

Mein Liebchen liebt das Schmücken,
Und das ist lieb von ihr.
Sie liebt die schlanken Gewänder,
Die Spitzen und die Bänder,
Sie schwärmt für knisternde Seide,
Für lachendes Geschmeide —
Und so gefällt sie mir.

Oft steh' ich lange Weile
In harrender Einsamkeit.
Mein liebendes Herz hat Eile,
Mein süßes Lieb — hat Zeit.

Sie zupft am goldnen Härchen,
Muß noch am Kleidchen rücken,
Muß wo ein Fältlein drücken,
Das Stündchen wird zum Jährchen —
Doch niemals groll' ich ihr.
Sie will mit all dem Schmücken
Ja mich allein beglücken.
Und das ist lieb von ihr.





Das Gespenst des Hungers

Von O. Umfrid

Es ist ein böses Wort, das auch auf Männerherzen lähmend wirken kann, das Wörtlein „Hunger“. Man war gewohnt, es hier und da aus weiter Ferne nach Westeuropa hereintönen zu hören, aus Indien oder China, oder auch einmal aus der Mitte des halbasiatischen Rußlands. Aber daß wir selbst davon betroffen werden könnten, daß unsere im ganzen durch regelmäßige Ernährung verwöhnte Bevölkerung plötzlich vor dem Nichts stehen könnte, das hat man sich in der Regel nicht klar gemacht. Die große Dürre des Jahres 1911 und die verderbliche Nässe des laufenden Jahrgangs hat zwar schädigend auf viele Feldfrüchte eingewirkt und eine in weiten Kreisen sehr empfindliche Teurung der Lebensmittel herbeigeführt; aber eigentlichen Hunger haben auch die arbeitenden Klassen bis jetzt nicht gelitten. Drohender hat sich das Gespenst bereits bei dem letzten großen Massenstreik in England erhoben. Das Inselvolk hat gezittert vor der Möglichkeit, daß der Transport der Nahrungsmittel unterbunden werden könnte, und London hat gezeigt, daß es ohne die Zufuhr von außen keine acht Tage leben kann. Daher auch die Nervosität der Engländer in allen Fragen, welche die Seeherrschaft betreffen, kraft deren sie allein imstande zu sein meinen, die nötige Lebensmittelzuleitung zu sichern. Für ein Volk, das die Dummheit beging, die eigene Landwirtschaft zu einer Zeit zu vernichten, da der ewige Friede noch nicht gesichert war, und das durch eigene Produktion nur ein Zwölftel des Bedarfes decken kann, ist es selbstverständlich eine Lebensfrage ersten Rangs, ob es ihm gelingt, das für elf Monate notwendige Getreide vom Ausland einzuführen. Amerika ist die Kornkammer für England. Verschließt sich diese Kammer, so nagen unsre Vettern über dem Kanal am Hungertuch. Daher die Begeisterung, mit der seinerzeit das englisch-amerikanische Schiedsgerichtsprojekt in London aufgenommen wurde. Wäre es zustande gekommen, wäre tatsächlich das Wort „englisch-amerikanische Kriegsmöglichkeit“ aus dem Lexikon gestrichen worden, so hätten die Engländer um ihr täglich Brot nicht bange zu sein brauchen. Der amerikanische Senat hat ihnen indes die schmerzliche Enttäuschung bereitet, daß er den Schiedsgerichtsvertrag ausweidete, so daß nur noch die traurige Hülse eines solchen übrigblieb. Sollten diese Yankees wirklich imstande sein, den verteufelt klugen und raffinierten Gedanken Rudolf Meyers zu durchdenken: „Sobald Rußland und die Vereinigten Staaten sich die

Hand reichen, beherrschen sie Europa; sowie sie sich verbünden, demselben Lebensmittel nur dann zukommen zu lassen, wenn Europa solche Preise dafür zahlt, als sie ihm abverlangen, dann können diese beiden Weltreiche einen Ausfuhrzoll auf Lebensmittel legen, und wir werden ihn bezahlen müssen; denn wir können ihre Waren nicht entbehren."

Ein russisch-amerikanisches Bündnis, — das ist einmal wieder etwas Neues für unsre Realpolitiker, und gewiß haben die wenigsten von ihnen daran gedacht. Aber ob es je zu einem solchen Bündnis kommt, — Tatsache ist, daß die mitteleuropäischen Industriestaaten mehr und mehr in Abhängigkeit geraten von den getreideausführenden Ländern. Und wenn einmal diese Länder ihre Tore sperren, dann droht der Hunger nicht bloß den Engländern, sondern auch uns.

Andrew Carnegie, der nicht nur ein geschäftsgewandter Milliardär, nicht nur ein begeisterter Friedensmäcenas, sondern auch ein weitblickender Sozialpolitiker ist, sagt in seinem Buch „Amerika, ein Triumph der Demokratie": „Diese gewaltige, täglich wachsende Ausfuhr an Nahrungsmitteln nach Europa muß ernste Gedanken für die Zukunft erwecken. Die Bevölkerung der Alten Welt nimmt in ungeahntem Maße zu, ohne daß zugleich die bebaute Fläche oder deren Produktivität wüchse. Die 172 Millionen, welche Europa zu Anfang des 19. Jahrhunderts beherbergte, haben sich auf 312 Millionen vermehrt, — ein Zuwachs, der in der Geschichte der Alten Welt beispiellos dasteht. Schon kann die Nahrungsmittelproduktion mit dem Konsum nicht mehr gleichen Schritt halten: ohne die Hilfe Nordamerikas und anderer Länder wären wirtschaftliche Krisen unvermeidlich gewesen. So beträgt das jährliche Plus an Getreide, das in Europa eingeführt werden muß, zirka 134 Millionen Hektoliter, das an Fleisch 853 000 Tonnen. Schon jetzt ist es also auf auswärtige Hilfe, vor allem von seiten Nordamerikas, angewiesen, um diesen Ausfall zu decken, und wird mit zunehmender Bevölkerung in ein festes Abhängigkeitsverhältnis zu ihm treten müssen."

Dazu kommt, daß Panamerika als einheitliches Wirtschaftssystem mehr und mehr in die Erscheinung tritt. Nordamerika nimmt die südamerikanischen Staaten als Absatzmärkte, die von Rechts wegen ihm gehören, in Anspruch. So kommt die Zeit unaufhaltsam immer näher, in der Panamerika aufhören wird, unsre Waren zu kaufen. „Sobald in Amerika", sagt Dr. Losch in seinem Buch „Nationale Produktion und Berufsgliederung", „die eigene Industrie genügend erstarkt ist, finden die europäischen Produkte keinen nennenswerten Absatz mehr; ja Amerika tritt dann selbst in dem noch übrigen Teil des Weltmarkts als Verkäufer auf. Dann haben wir kein Geld, um Brot für unsre Industriearbeiter einzutauschen" — und wieder droht der Hunger.

Das mußte man sich in Deutschland besonders während der Marokkokrisis klarmachen. Die ganze Schwierigkeit ist, wenn man (wie billig) unsern deutschen Staatsmännern die bestmöglichen Gründe zutraut, aus nichts anderem hervorgegangen als aus der Angst, daß es der deutschen Industrie an Rohmaterialien und Absatzgebieten und dem Überschuß deutscher Bevölkerung an Abflußkanälen fehlen könnte. Es geht eine Ahnung durch unsre Industriestaaten, daß der Weltmarkt nicht ewig aufnahmefähig bleiben wird, daß eines Tages sämtliche Kulturländer industrialisiert sein werden, daß dann unsre Waren im Ausland keine loh-



nende Abnahme mehr finden werden, weil die Ausländer imstande sein werden, ihren Bedarf selbst zu decken. Woher soll der Deutsche dann das Zwölftel von Getreide bezahlen, das er nicht selbst hervorbringen kann, und die Südfrüchte und andere Genüsse, an die er sich gewöhnt hat? Daher die Zappeligkeit der auswärtigen Politik. Dr. Losch wird das Richtige getroffen haben, wenn er sagt (a. a. O.): „In demselben Augenblick, wo ein zunehmender Prozentsatz eines Volks nicht mehr durch Nahrungsmittelproduktion des Inlands ernährt werden kann, wird die innere und äußere Politik dieses Volks verwickelt und kritisch ... Während der einheimische Broterzeuger nur vom Wetter und von seiner Arbeit abhängt, hängt der ausländische Brotbezieher von der Verkaufsmöglichkeit der von ihm hergestellten Waren im Ausland und noch dazu vom ausländischen Wetter ab ... Niemand kann in Abrede stellen, daß der Bedarf an Nahrungsmitteln für ein Volk so unerbittlich notwendig ist, daß man überhaupt nur in zwei Fällen ruhig sein kann: entweder müssen jene Waren in ihrer ganzen Menge im Inland erzeugt oder müssen sie aus Quellen entnommen werden, deren Offenhaltung in jedem einzelnen Augenblick der Macht des einführenden Landes unterworfen ist. Ein dritter Zustand führt auf die Dauer den Ruin jedes Volkes herbei."

Was soll denn nun geschehen, um das Gespenst des Hungers zu bannen? Jede kriegerische Unternehmung zum Zweck der Eroberung von Märkten oder von Ländern ist ein veraltetes und im höchsten Maß zweischneidiges Verfahren. Die Möglichkeit einer Niederlage muß billigerweise ebenso fest ins Auge gefaßt werden wie die Möglichkeit eines Sieges. Wenn wir nun um Marokkos oder der französischen Kongo-Kolonie willen Krieg führen wollten, so müßten wir riskieren, daß uns von dem mit Frankreich verbündeten England der Kanal gesperrt würde. Während des Ostasiatischen Kriegs sind die Lebensmittelpreise in dem Getreide exportierenden Rußland ums Dreifache gestiegen. Die für das alte Europa lebensgefährlichen Balkanwirren werden ähnliche Folgen zeitigen. In dem relativ getreidearmen Deutschland würden die Preise im Falle eines Kriegs, in den wir selbst verwickelt würden, wahrscheinlich aufs Zehnfache steigen. Schlägt sich aber Rußland auf die Seite unsrer Feinde, so ist uns die Hungersnot gewiß.

Es bleibt zunächst nichts anderes übrig, als durch möglichst vorteilhafte und bestimmt abgefaßte Handelsabkommen den Absatz deutscher Industriewaren zu sichern, sodann aber bewußt einer Zeit entgegenzustreben, da sich Deutschland mit Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien zu einem mitteleuropäischen Wirtschaftsgebiet zusammenschließen würde, oder einer Zeit, da es sich selbst genügen könnte, wobei insbesondere darauf zu achten wäre, daß die deutsche Landwirtschaft stark genug gemacht werden müßte, um durch Ausdehnung und gleichzeitige Intensierung des Betriebs das deutsche Volk ernähren zu können. Es müßte aber endlich die deutsche Auswanderung in ganz anderer Weise, als es bisher geschieht, geregelt und in überseeische Kulturländer abgeführt werden, mit denen Niederlassungsverträge nach Art des japanisch-brasilianischen Ansiedlungsvertrags abzuschließen wären. Dann hätten wir keine notleidenden Massen, keine industrielle Reservearmee im Land, die wir nicht ernähren könnten, dann, aber auch erst dann wäre die Gefahr des Hungers für alle Zeiten beschworen.





Der Pflegesohn

Novelle von L. M. Schultheis

Die beiden Schwestern saßen in ihrem eichengetäfelten Speisesaal — Lady Dorothea hochaufgerichtet und unbeugsam am Präsidialende des Tisches, ihr gegenüber, durch eine weite Öde weißen Linnens von ihr getrennt, Lady Gerogiana. Sie waren ganz allein. Ihre weißhaarigen, gebrechlichen Figürchen verloren sich in dem hohen, hallenden Raum.

Sie trugen schwarze Samtgewänder, schwer, mit schleppenden Säumen. Im Ausschnitt am Halse, der mit alter Honitonspitze garniert war, trug die ältere Schwester ein köstliches, dreireihiges Perlenhalsband, die jüngere eine Coswayminiatur an schwarzem Bande.

Der beleibte alte Hausmeister hantierte lautlos am Büfett, räumte die letzten Schüsseln weg, zog das Tischtuch fort und servierte das Dessert auf dem blanken, schweren Mahagoni, das jeden Umriß, jeden Farbfleck des alten Spodeservices dunkel widerstrahlte.

„Sherry oder Port, M'lady?" murmelte er monoton in das Ohr seiner Herrinnen. Seit vierzig Jahren fragte er so.

Lady Dorothea erwiderte. Sie war die älteste und achtete streng auf das Recht der Erstgeburt.

„Es ist gut, Webster, Sie können Seiner Lordschaft sagen, daß wir ihn erwarten!"

Webster verschwand. Nach einigen Minuten öffnete er wieder lautlos die Tür.

An ihm vorbei schlenderte ein hochgewachsener, schmalgliedriger Junge. Sein frisches Knabengesicht mit dem etwas langen Oval, den hochplazierten keltischen Backenknochen und dem rötlichblonden Kolorit machte einen angenehmen Eindruck.

Die alten Damen blickten ihm prüfend, erwartungsvoll entgegen.

Er begrüßte sie in der passiven, gleichgültig-freundlichen Art, die als Kunst des Umgangs dem britischen Knaben angeboren erscheint und die während des Übergangsstadiums vom Kinde zum Manne seine hilflose Psyche schützt, wie die Stachelhülle der Raupe den künftigen Schmetterling.

Der langaufgeschossene Junge mit dem rotblonden, glattgebürsteten Haar war der Neffe der alten Damen und hieß mit vollem Titel: Ronald Guy Morison, Graf Dunbar.

Es war schon etwas Großes, das Haupt aller Morisons zu sein. Die Dunbars waren schottischer Uradel; eine Enkelin König Robert Bruces war ihre Ahnfrau; das Blut der Stuarts hatte sich dreimal mit dem ihren vermischt. Als eifrige Anhänger dieser unseligen Fürsten waren sie 1725 fast ausgerottet worden; als der Graf von Mar im Jahre 1745 das Banner der Empörung erhob, war das Haupt des Hauses Dunbar ein achtjähriges Kind. Dieser Umstand bewahrte die Familie davor, ihre ausgedehnten Besitztümer an die Hannoverkönige zu verlieren.

Wie damals ruhte auch jetzt die Erbfolge der Dunbars auf zwei Augen, den grauen, kühlen Knabenaugen Ronald Guy Morisons. Er war dreizehn Jahre alt. Gestern, drei Tage nach seinem letzten Geburtstag, hatte man seinen Vater begraben. Seine Mutter war schon lange tot, andere Kinder waren nicht vorhanden. Man hatte den jungen Erben vorläufig zu seinen einzigen lebenden Verwandten gebracht: zwei Stiefschwestern seines Vaters, den Ladies Dorothea und Georgiana Morison.

Er setzte sich wortlos an die Seite des Tisches zwischen seine Tanten. Webster hatte ihm einen der alten Spodeteller hingesetzt. In seinem kurzen schwarzen Etonjäckchen und dem schlohweißen breiten Umlegkragen bot er ein Bild frischer, blühender Jugend.

„Ein halbes Glas Port für Seine Lordschaft!“ befahl Lady Dorothea. Webster schenkte schweigend ein, seine kurzen, pustenden Atemzüge begleiteten eilfertig jede Bewegung.

Dorothea bot dem Knaben Nüsse an. Er legte drei oder vier auf seinen Spodeteller und bat höflich um den Nußknacker. Dann aß er schweigend die Kerne und trank sein Tröpfchen Port dazu.

Von Zeit zu Zeit richtete eine der alten Damen ein Wort an ihn. Dann richtete er seinen Blick auf die Fragende — er hatte merkwürdig intensive graue Augen, die sich tief einbohrten —, lächelte ein wenig und antwortete mit höflicher Gelassenheit: Yes, aunt — oder: No, aunt. Dann schwiegen sie alle drei.

Als die Großvateruhr in der Halle laut und schnarrend neun Uhr schlug und sämtliche Hausuhren schneller oder bedächtiger einfielen, erhob er sich, schüttelte erst der älteren, dann der jüngeren Dame die Hand und sagte gute Nacht.

„God bless you“, murmelten die beiden, und sahen ihm nach, wie er mit langen, lässigen Schritten verschwand.

Hierauf saßen sie wieder schweigend einander gegenüber. Die Weinkaraffen blinkten auf dem langen Tisch, das Silber blitzte. Lady Georgiana rückte unruhig auf ihrem Stuhl. Sie wartete auf etwas, das kommen sollte. Ihre schmale Figur sank ein wenig müde in sich zusammen, ihre Schwester aber saß kerzengerade, wie immer.

Die Uhren tickten. Die große in der Halle hob zum Viertelstundenschlag aus.

Da reckte Lady Dorothea ihr feines Figürchen noch höher in dem mächtigen Lehnstuhl:

„Georgiana,“ sagte sie plötzlich, „es ist jetzt an der Zeit, zu besprechen, was mit dem Jungen zu tun ist.“

Die Angeredete fuhr zusammen. Sie liebte es nicht, zu Entscheidungen herangezogen zu werden, ein langes Leben mit Dorothea hatte sie selten in die Lage versetzt, eine eigene Meinung durchzuführen.

„Hast du schon etwas beschlossen?“ fragte sie leise.

„Ich habe das Für und Wider erwogen“, sagte Lady Dorothea, ohne auf die Frage ihrer Schwester einzugehen. „Der Junge muß ein Heim haben, er muß für seine zukünftige Stellung erzogen werden. Diese Aufgabe fällt uns zu, andere Verwandte hat er nicht!“

Georgiana saß in schweigender Erwartung. Dorothea würde eine der großen Public schools für ihren Neffen aussuchen, welche, blieb sich gleichgültig. Vielleicht kam überhaupt nur Harrov in Frage — die Morisons waren Harrovianer. Der verstorbene Earl war dort erzogen worden, er hatte aber merkwürdigerweise keine Vorliebe für seine Alma mater gehabt.

Deshalb wartete Georgiana, bis die Schwester ihre Pläne entwickelte. Es war gar kein Anlaß vorhanden, neugierig zu sein; in dem alten Hause in Portmansquare ging alles, wie es in einem konservativen aristokratischen Hause gehen mußte.

Lady Dorothea wurde ungeduldig. Ihre welke, feine Hand bewegte sich nervös und ließ einen dunkelroten Rubin feurig aufblitzen. Sie gab sich wieder einen kleinen Ruck:

„Georgiana, ich habe mich entschlossen, den Jungen ganz zu uns zu nehmen!“

„Aber, Dorothea!“ stotterte die Schwester erschrocken.

„Willst du Einwendungen machen? Dann sprich, bitte!“

„Hast du dir es denn wirklich überlegt?“ Das kam schüchtern heraus.

„Ich pflege gewöhnlich nicht unüberlegt zu handeln. Opponierst du, so müßten wir, Ronald und ich, in die oberen Zimmer ziehen, die jetzt abgeschlossen sind. Das Haus ist ja groß genug.“

Sie sagte das in einem Tone, der gar keinen Zweifel darüber zuließ, daß sie als die ältere Schwester eine ungeheure Konzession machte, wenn sie die oberen Zimmer bezog.

Georgiana war entschieden die Schwächere. „Ich bin es zufrieden, Dorothea“, sagte sie nachgiebig. „Ich hatte nur an dich gedacht. Ich fürchte, wir beide sind zu alt geworden für eine solche Aufgabe!“

„Ich kenne meine Pflicht“, erwiderte Lady Dorothea mit erhabener Miene. Gleich darauf fühlte sie Reue darüber, daß sie die Schwester so wenig rücksichtsvoll behandelt hatte; sie setzte deshalb wohlwollend hinzu: „Wenn es dir recht ist, sprechen wir im Salon weiter von der Sache.“

Darauf erhoben sich die beiden Alten und rauschten langsam und umständlich durch den Speisesaal in ihren Salon, ein Riesengemach aus weißem Stuck, dessen Decke von farbigen Marmorsäulen getragen wurde. Geschnitzte und vergoldete Möbel aus der zweiten Hälfte der langen Regierung Georgs III. machten einen schwachen Versuch, seine Leere zu füllen. Rechts und links vom hohen Marmorkamin standen zwei Sessel mit verblaßten Rosenketten in Lyoner Seide, in denen

die Schwestern allabendlich ihre Zeit verbrachten. Ihre feinknochigen Figuren in den schleppenden Samtgewändern nahmen sich fast wie eine gewollte Dekoration auf dem weiß und goldnen Stuckgrunde aus.

Das flackernde Feuer im Kamin verbreitete eine Illusion von Wärme in dem frostigen, hellfarbigen Raum; in alten silbernen Kandelabern brannten Kerzen.

Auf einen ermunternden Blick der älteren Schwester rückte Georgiana ein wenig näher an das Feuer heran. Zusammen arbeiteten sie einen Erziehungsplan für den Jungen aus. Das heißt, eigentlich entwickelte Dorothea ihre Ideen und Georgiana billigte sie.

Dorotheas Ideen gingen alle auf die frühviktorianische Zeit zurück; was seitdem über Pädagogik gedacht, gesprochen und geschrieben worden war, existierte nicht für sie und interessierte sie auch nicht. Der Junge war ein kräftiger englischer Junge, gesund an Geist und Körper, vor allen Dingen ein Morison. — „Wenn er auf seine verdrehte irische Mutter herausgekommen wäre, hätte ich nicht den Mut gehabt, Georgiana", bekannte sie. „Die waren alle exzentrisch, die O'Donnells. Ronald ist, Gott sei Dank, ganz vernünftig. Man redet jetzt viel von der Individualität der Kinder, aber wenn ein Kind individuell wird, das heißt unbrauchbar für die Gesamtheit, mit einem Wort verdreht, so ist nur die Erziehung schuld. Ich habe immer bemerkt, daß unsere englischen Jungen, solange sie die Schulbänke drücken, sich gleichen wie ein Ei dem andern, oder wie ein Schaf dem andern. Werden sie später exzentrisch, so haben sie es sich nur selbst zu verdanken, denn im Grunde bleiben die Männer ewig Kinder und wachsen noch schief, wenn sie längst der Rute entwachsen sind."

Lady Dorothea war, wie alle selbstherrlichen Menschen, eine schlechte Seelenkennerin. Ihre unabhängige Lage überhob sie der Notwendigkeit, die Menschen anders als durch Befehle zu regieren. Sie hatte recht, wenn sie eine gewisse uniforme Ähnlichkeit der englischen männlichen Jugend feststellte, aber sie ahnte nicht, daß diese Ähnlichkeit keine aufgedrungene, sondern eine selbstgewollte war, gleichsam eine Art schützender Mimikry; außerdem wußte sie auch nicht, daß jedes Schaf eine ganz individuelle Physiognomie hat.

Sie legte sich aber heimlich, zusammen mit Georgiana, manches Bequemlichkeitsopfer auf, damit der Junge das Elternhaus nicht vermissen sollte. Vielleicht war es ihr gutes Herz, das dies alles diktierte, aber Lady Dorothea hätte es niemals zugegeben, daß ihr Herz in irgend einer ihrer Handlungen maßgebend sein könne — sie kannte ihre Pflicht.

Als es zehn Uhr geworden war, ließ der beleibte Hausmeister die Glocke zur Hausandacht ertönen. Sie fand in der Halle statt, wo Sessel und Stühle ordnungsmäßig aufgestellt waren. Der Haushalt begab sich im Gänsemarsch an seine Plätze, voran die Haushälterin und die beiden Kammerjungfern in schwarzer Seide, die Hausmädchen, Köchin, Küchenmädchen in schwarzem Kaschmir mit weißen Mützchen. Die Kammerjungfern waren von dem Mützentragen befreit. Dann folgten die männlichen Dienstboten, der Hausmeister, die Bediensteten und der Boy, auch „Knöpfe" genannt wegen des Überflusses an diesem Zierat, der seine Jacke schmückte.

Lady Dorothea trug eine große Brille, über die hinweg sie sah, daß jeder den ihm gebührenden Platz einnahm; Georgiana saß andächtig ihr zur Seite.

Sie las das Kapitel, das auf den heutigen Abend fiel, mit besonderem Nachdruck. Es war eine Stelle aus dem fünften Buch Mosis, Deuteronomia. Manchmal hatte ihr der lange griechische Name schon Schwierigkeiten bereitet, heute kam sie glatt darüber weg. Ihre Gedanken waren bei ihrem Vorhaben, und als sie bei den Gebeten angelangt war, flocht sie eine Fürbitte ein für die Unmündigen und Waisen, die die Gedanken aller Knienden nach dem hellen, etwas altertümlichen Schlafzimmer lenkte, wo Ronald Guy Morison den gesunden Schlaf der Jugend schlief.

Am folgenden Morgen ließ Lady Dorothea ihren Neffen zu sich bitten. Sie saß in dem sogenannten Morgenzimmer, das die Familienporträts der Morisons von Reynolds, Lely, Hoppner, und die beiden berühmten Raeburns — Schotten, von einem Schotten bis auf den Grund der Seele gesehen — enthielt.

Webster meldete den Knaben mit einem respektvollen: „Seine Lordschaft, M'lady!"

Der überschlanke Junge schlenderte, beide Hände in den Hosentaschen, über den Perserteppich zu dem Lehnstuhl hinüber, auf dem die alte Dame saß. Es lag etwas ungemein Zartes, Zerbrechliches, Vornehmes in ihrer Erscheinung; wie eine feine Elfenbeinfigur erschien sie in dem starren dunklen Seidenkleid, dem Häubchen aus alter Spitze auf dem weißen Haar. Sie glich in diesem Augenblick auffällig dem schönen Bild, in dem Whistler seine Mutter auf immer verklärt hat. Nur der sensitive, fast furchtsame Zug des Originals fehlte, und machte einem Ausdruck von Energie Platz, der mit der zarten, hinfälligen Erscheinung in merkwürdigem Widerspruch stand.

Sie betrachtete den Knaben, seine lässige Haltung, und vermerkte seine nachlässige Haltung übel.

„Nimm, bitte, die Hände aus den Taschen!"

Ronald gehorchte. Seitdem er ins Zimmer getreten war, hatte er seine grauen Augen unverwandt auf Lady Dorothea geheftet. Es war etwas Eigentümliches um diesen furchtlosen Blick — nichts Lauerndes, nur etwas Beobachtendes, Zielbewußtes.

Die alte Dame wurde unruhig.

„Starr mich nicht so an, Kind", sagte sie nervös. „Ich habe dich rufen lassen, um mit dir über deine Zukunft zu sprechen. Tante Georgiana und ich sind jetzt deine einzigen Verwandten. Wir könnten dich ja nun in eine der großen Schulen schicken, Harrov zum Beispiel. Das wäre das Nächstliegende und allgemein Übliche. Ich habe aber Grund, zu glauben, daß ich nach den Intentionen deines Vaters handle, wenn ich deine Erziehung privat gestalte. Dein Vater hat dich von der Vorschule wieder fortgenommen — er selbst war sehr unglücklich während seiner Schuljahre."

In Ronalds Augen war während ihrer Ansprache etwas aufgeglimmt und erloschen. Jetzt sah er höflich und ein klein wenig gelangweilt drein.

„Auf jeden Fall," fuhr Lady Dorothea fort, „beabsichtigte er nicht, dich wieder hinzuschicken. Wäre das der Fall gewesen, so läge unser Weg klar vor uns, du gingest entweder nach Harrov oder Winchester. Die Ferien könntest du bei uns zubringen. So wie die Sache liegt" — sie seufzte ein klein wenig — „haben Tante Georgiana und ich uns entschlossen, dich bei uns aufzunehmen. Ist es Gottes Wille, daß wir so lange leben, so hast du jetzt eine Heimat, bis du mündig bist, Ronald," fügte sie herzlicher hinzu.

Der junge Graf ließ seinen Blick einen Augenblick schweifen. „Thank you, Tante Dorothea, ihr seid sehr gütig, du und Tante Georgiana. Hast du mir no· etwas zu sagen?" Sie schüttelte den Kopf: „Jetzt nicht, Kind."

„Darf ich also gehen?"

So ging er. Draußen steckte er wieder die Hände in die Taschen und schlenderte schweigend den Gang hinab, der nach den Wirtschaftsräumen führte.

Tante Dorothea fand alles in Ordnung. Sie liebte es nicht, wenn junge Leute sich ihren Gefühlen allzu sehr hingaben.

In den vier Monaten, die folgten, hatte Georgiana zuweilen ihre stillen Gedanken über den Neffen. Seine Erziehung war jetzt genau geregelt — er hatte seine Lehrer, junge Leute aus guten Familien, die in Cambridge ihren Grad erworben hatten. Er frühstückte allein, aß seinen Lunch mit den beiden Damen zusammen, und erschien, wenn sie zu Hause speisten, auf ein paar Augenblicke beim Dessert.

Georgiana war von beiden Schwestern die sensitivere, weniger formelle. Es lagen in ihr noch einige müde Keime von Mütterlichkeit, die dem Jungen zugute gekommen wären, wenn sie gewußt hätte, wie sie es anfangen sollte, ihm beizukommen. Er blieb der passive, wohlerzogene, auf Fragen höfliche Antwort gebende Bursche, der er gewesen, wenn sie ihn früher auf Minuten gesehen hatte. Manchmal war es ihr, als müßte sie ihre alte, welke Hand auf seinen Kopf legen, ihn an sich ziehen und forschen, was im Grunde dieser kühlen grauen Knabenaugen schlief. Sie schämte sich dieser Schwäche und hätte sie nicht um alle Welt zu offenbaren gewagt, aus Furcht vor Dorothea.

Dorothea triumphierte. Sie liebte es, wie alle eigenwilligen Menschen, zu zeigen, daß sie recht gehabt hatte. Daß Georgiana nur mit mäßiger Begeisterung ihren Erziehungsplan gebilligt, hatte sie noch nicht vergessen. Nun konnte jeder ihren Erfolg sehen: Der Junge war gesittet, er lernte, wenn auch nicht glänzend, doch genügend für einen Grafen Dunbar, er war gesund und von gleichmäßigem Temperament, ein Gentleman. Sie betrachtete ihn mit Genugtuung, wenn sie Sonntags zu dreien zur Kirche gingen, er in seinem Etonjäckchen und blanken kleinen Zylinder, hellhäutig, rein und gesund.

Sie hatte ein mitleidiges Lächeln für die Menschen, die es sich schwer machten mit der Erziehung ihrer Kinder, indem sie ihnen Eigenschaften, Gefühle und Sonderbarkeiten andichteten, auf die sie selbst als Kinder nie verfallen wären. Vor kurzem noch hatte sie in einem Buche geblättert, das von nichts anderem handelte, als der Eigenart der Kinder und der Pflicht der Eltern, sich dieser Eigenart anzupassen. Sie hatte es entrüstet beiseite gelegt. Sie stammte aus einer Zeit, in der man einen solchen Gedanken als einen Frevel gegen die göttliche Ordnung

betrachtet hätte. Als Mädchen mit kurzen Röckchen war sie zuweilen nach Balmoral eingeladen worden, um mit der kleinen Prinzeß-Royal zu spielen. Sie erinnerte sich noch wie heute der Stunde, da ihre Mutter, eine zarte Frau im bauschenden Reifrock und mit wunderbar schlanken Händen, das Töchterchen zu sich rufen ließ, um von ihrer Causeuse das weiße Mullkleidchen mit der farbigen Schärpe zu prüfen und ihr einzuprägen, daß man die göttliche Ordnung respektieren müsse, die Könige und Vasallen, Eltern und Kinder, Hohe und Niedrige schuf.

Georgiana hatte einmal eine leise Andeutung darüber fallen lassen, daß der Junge ihnen kein Vertrauen schenke — da war Lady Dorothea pikiert aufgefahren und hatte sie mit Entschiedenheit gebeten, keinen Unsinn zu reden. Der Junge sei, dem Himmel sei Dank, zurückhaltend, wie es einem echten Engländer gezieme, und wie er es auf dem Platze nötig habe, auf den es Gott gefallen, ihn zu stellen.

Darauf hatte Georgiana das Gefühl, daß sie sich gegen die göttliche Ordnung versündigt habe, und schwieg.

Trotz ihres Erfolges hätte Lady Dorothea Grund gehabt, nachdenklich zu sein. Zweimal hatte sie ihren souveränen Willen gegen den des jungen Ronald gemessen und war unterlegen.

Im ersten Fall handelte es sich um den Reitknecht, den Ronald mitgebracht hatte, als er zu den alten Damen nach Portmansquare übersiedelte. Er war schon längere Zeit im Dienst des verstorbenen Grafen gewesen und hatte den Knaben reiten gelehrt. Aus irgendwelchem uneingestandenen Grunde war er Lady Dorothea unsympathisch. Eines Tages glaubte sie zu bemerken, daß er sie nicht unterwürfig genug grüßte. Die alte Aristokratin war empört. Sie ließ Ronald kommen und verlangte die sofortige Entlassung des Mannes.

Er hörte sie gelassen an. Dann erwiderte er freundlich, daß die Entlassung seiner Leute nicht in seiner Macht stünde, sie müsse sich an seine Treuhand wenden.

Erst viel später, als ihr Ärger geschwunden war, kam der alten Dame ein leises Staunen über die Sachlichkeit des Knaben und die Geschicklichkeit, mit der er sich aus einer schwierigen Lage gezogen hatte, in der er augenscheinlich nichts zu tun wünschte.

Der zweite Fall gab noch mehr zu denken. Auf irgend eine Weise hatte Lady Dorothea erfahren, daß der verstorbene Graf seinen Sohn nicht aus persönlichen Gründen der Schule entzog, sondern daß man ihm geraten hatte, ihn wegzunehmen. Die Kenntnis dieses Vorfalles brachte Lady Dorothea in große Aufregung. Sie beschloß, sich Klarheit über die Sache zu verschaffen, und stellte ein sofortiges Verhör an.

Ohne Umschweife ging sie auf den Gegenstand los: „Ich hatte stets geglaubt, dein Vater hätte aus Prinzip gehandelt, als er dich von der Schule wegnahm. Du hast mir also nicht die Wahrheit gesagt!“

Der Knabe errötete langsam. Lady Dorothea sah es mit Staunen und selbst mit Genugtuung. Es war das erstemal, daß er eine Spur von Erregung zeigte. „Das ist eine Lüge,“ sagte er mit seiner hellen Stimme, „du hast mich nie darüber gefragt.“

„Dann hat man dich nicht weggeschickt?“

„Du irrst, man hat mich weggeschickt", erwiderte er gleichmütig.

„Aber, gütiger Himmel, was hattest du denn getan, daß man dem Sohn deines Vaters das zu bieten wagte?" Lady Dorothea zitterte fast vor Empörung.

Aber mit dieser Frage war sie an der Grenze ihres Einflusses angekommen. Der Junge verweigerte jede Auskunft. Sie drang in ihn, sie drohte, sie befahl: es war alles vergebens, er antwortete, störrisch wie ein Maultier:

„I shan't tell (ich sage es nicht)!"

Dabei blieb er.

So hatte Lady Dorothea nochmals eine Niederlage erlitten. Sie war jedoch weit davon entfernt, sich dies einzugestehen. Wenn der Knabe nicht nachgab, stand es ihr frei, sich an den Schulvorsteher zu wenden. Sie glaubte auch tatsächlich, daß sie diese Absicht habe. Aber sie tat es dennoch nicht. Sie hatte eine Scheu davor, sie wußte selbst nicht, warum. Das Unausgesprochene, Ungewisse hatte eine Art Schrecken für sie. Sie fand den Mut nicht, es zu ergründen.

Die unpersönliche Art des Knaben ließ nach diesem Vorfall keine Veränderung in seinem Wesen erkennen. Er blieb in sich selbst konzentriert, wie früher. Manchmal hatte Lady Dorothea das Gefühl, daß es ihr lieber gewesen wäre, wenn er Unmut wegen der Rüge gezeigt hätte, die sie ihm gegeben; es wäre dann leichter gewesen, die Sache wieder aufzunehmen. Indem sie sie als nicht endgültig erledigt ansah, kam sie über die ihrem Stolze geschlagene Wunde hinweg. Georgiana erfuhr nichts von dieser Angelegenheit. Dorothea sagte sich, daß es keinen Zweck habe, sie damit zu beunruhigen; schließlich war es eine Sache, die sie beide nicht berührte, sie lag schon einige Zeit zurück. Indem sie die Erziehung des Knaben und damit volle Verantwortung für ihn übernahm, hatte sie einer Pflicht Genüge getan; sie war auch jetzt noch überzeugt, daß sie damit das Richtige erwählt habe. Sie galt für eine Frau von starkem Willen — und hielt sich selbst dafür; deshalb traute sie sich zu, den Willen des Knaben zu beugen, wo er gebeugt werden mußte. Es kam ihr jetzt manchmal die Überzeugung, daß ein starker Wille auch in ihm wohnte, sie wußte nur nicht, wo sie ihn packen sollte.

Ronald Morison führte unterdessen in dem alten, etwas blutleeren Hause in Portmansquare das Dasein, das ihm von Stunde zu Stunde vorgezeichnet war. Er erhob sich, badete, frühstückte, lernte zwei Stunden, ritt in Rotten Row, begrüßte beim Mittagessen seine Tanten, machte mit seinem Lehrer einen Spaziergang, lernte wieder, aß zu Abend, erschien auf einige Augenblicke beim Dessert und ging zu Bett. Er dachte während dieser Zeit wahrscheinlich seine eigenen Gedanken, aber er teilte sie niemand mit, und niemand wünschte sie kennen zu lernen. Eine Kette geregelter Tätigkeit umschlang seine Bewegungen, und jeder Tag fügte automatisch neue Glieder hinzu. Robinson Crusoe war einsam auf seiner öden Insel, aber er fand eine Fülle spannender, lebenerhaltender Aufgaben vor sich, die, in Miltons Worten. „die dürren Jahre in einen entzückenden Traum wiegten"; Ronald Morison war einsamer in der Weltstadt, als der Schiffbrüchige auf der Insel, und seine unbeschäftigte Seele wachte.

Seit der Angelegenheit mit dem Reitknecht zog er es vor, bis zu den Ställen

zu gehen und dort auf- und abzusitzen, so daß Lady Dorothea den ihr mißliebigen Mann gar nicht mehr zu Gesicht bekam.

Eines Tages meldete Webster, daß das Lunch bereitstehe, daß aber Lord Dunbar noch nicht von seinem Ritt zurückgekehrt sei. Lady Dorothea befahl, mit dem Servieren zu warten. Nach einer Viertelstunde fruchtlosen Wartens fing sie an, sich zu ärgern. Es war die erste Rücksichtslosigkeit, die sich der Junge zuschulden kommen ließ. Sie empfand sie nicht minder bitter, als ob er sie alle Tage hätte warten lassen. Als eine halbe Stunde verstrichen war, ohne ihren Neffen zurückzubringen, befahl sie, zu servieren. Der Graf sollte auf seinem Zimmer nachessen.

Es war eine ungemütliche Mahlzeit. Georgiana wagte nicht, etwas Begütigendes zu sagen; Dorothea glühte vor Erregung, doch beherrschte sie sich ihrer Schwester wegen. Als der Junge um drei Uhr noch nicht zurückgekehrt war, fing Georgiana an, sich ernstlich Sorge um ihn zu machen. Sie schickte heimlich nach den Ställen hinüber und hörte dort, daß der Graf um die gewöhnliche Zeit zurückgekommen und abgesessen sei. Die Pferde standen schon längst kühl und gestriegelt vor ihren Krippen. Man hatte angenommen, daß der junge Herr geradeswegs nach dem Hause im Square gegangen wäre.

Georgiana machte sich seufzend bereit, ihre Schwester auf der Ausfahrt nach dem Hyde Park zu begleiten. Die beiden alten Damen fuhren täglich von drei bis fünf Uhr spazieren. Nichts vermochte den Gang des täglichen Räderwerkes zu unterbrechen.

Die großen kräftigen Londoner Gäule, die sich wie Riesentiere vor der zierlichen offenen Viktoria ausnahmen, zogen spielend ihre leichte Last.

Lady Dorothea sprach von gleichgültigen Dingen, trotzdem war es nicht schwer, zu sehen, daß sie sich Zwang antat. Georgiana erwiderte einsilbig, bei ihr war es offenkundig, daß ihre Gedanken anderswo weilten. Als sie in die Nähe des Musiktempels kamen, ließen sie den Wagen halten, um den lustigen Weisen zu lauschen, die über den Rasen zu ihnen herüberklangen. Das taten sie jeden Tag. Die Sonne schien warm, die Blumen leuchteten grell in ihren Beeten, die Menschen, die zu ihrer „Welt“ gehörten, fuhren langsam im Schritt vorüber, oder hielten gleich ihnen ein Weilchen an.

So saßen sie, bis Dorothea der Gedanke kam, daß einer ihrer Bekannten auf sie zutreten, sich über den Wagenschlag beugen, wie das so Sitte war, und sie mit kaltlächelnden Augen fragen könne, wie einst jener zu biblischen Zeiten fragte:

„Steht es wohl um das Kind?“

Da faßte sie nervös den Strang, der sie mit ihrem alten, schwerhörigen Kutscher verband, zupfte ihn heftig und befahl dem Alten, nach Haus zu fahren.

Webster empfing sie vor der Tür. Sein glattrasiertes Gesicht war unbeweglich wie immer, trotzdem wagte er ungefragt die Meldung: „Seine Lordschaft ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt.“

Lady Georgiana erblaßte. „Lieber Gott“, murmelte sie. Lady Dorothea blieb stumm und ging hocherhobenen Hauptes die breiten Treppen hinauf in ihr Boudoir. Die Tür fiel schwer hinter ihr ins Schloß.

Unten stand Georgiana und wagte nicht, ihr zu folgen. Die Zeit floß ihr schleichend und träge. Sie schlich auf ihr Zimmer und kramte in ihren Schubladen. Etwas mußte sie tun, aber in der Sache selbst zu handeln, wagte sie nicht, Dorotheas wegen. Sie war glücklich, als ihre Jungfer kam, um sie zum Abendbrot umzukleiden.

Bleich, zart und alt saßen sich die Schwestern gegenüber in ihren Spitzen und Steinen. Nagende Sorge saß mit zu Tisch. Wenn nicht das gleichgültige, umständliche Zeremoniell gewesen wäre, hätten sie die entsetzlichen, schweigenden Minuten nicht ertragen können. Aber sie hatten Webster, den ewig hin und her schreitenden wohlbeleibten Webster, dessen Sorge um ihr leibliches Wohl sie ablenkte von der Furcht, die sie beschleichen wollte. Er ging heute noch behutsamer, er setzte die Schüsseln auf ein mit Sorgfalt gewähltes Zentrum, er pustete geräuschvoll in den Pausen, während er hinter Lady Dorotheas Stuhl stand.

Im Salon nahmen sie mechanisch ihre Bücher zur Hand. Keine vermochte zu lesen. Georgiana saß quecksilbrig und ruhelos auf ihrem Sessel, bereit, auf jedes Geräusch zu hören und es auf Ronalds Rückkunft zu deuten; Dorothea saß still, die starren alten Augen auf die Flammen des Kamins gerichtet; ihr Zorn war verraucht und hatte einer ungläubigen, flügellahmen Verwunderung Platz gemacht. In ihrem Leben löste eine wichtige nutzlose Beschäftigung die andre ab, es ging alles nach der Schnur, es war gar kein Raum da für Unregelmäßigkeiten. Nun gingen plötzlich unerhörte Dinge vor. Es war nicht die geringste ihrer Sorgen, daß sie anfing, sich dem Jungen gegenüber machtlos zu fühlen. Wenn es Leichtsinn war, wenn er bestraft werden mußte — wie sollte sie das bewerkstelligen? Georgiana hatte recht gehabt: die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, war zu schwer für ihre Schultern.

Die Routine des Tages, die geräuschlos wie auf wohlgeölten Rädern lief, wickelte sich trotzdem langsam ab; es kam die Zeit der Abendandacht, die Zeit zum Schlafengehen.

Fröstelnd sagten sie sich gute Nacht. Jede fürchtete sich davor, allein zu sein mit ihren Gedanken. In der Nacht verdichtete sich die ungewisse Furcht zu schweren Gesichten. Dann sahen sie den Gesuchten starr, lang ausgestreckt, tot, von schweren Rädern zermalmt, auf irgend eine schreckliche Weise zu Tode gekommen, die frischen Farben verblaßt.

Wie zwei bange, greishaarige Kinder knieten sie, jede für sich, an ihren Betten nieder, flüsterten die Gebete, die sie ihre Amme gelehrt hatte und die sie nie zu flüstern vergaßen. In jedes der einfachen Worte legten sie eine stammelnde Fürbitte.

Als der Morgen kaum graute, ließ Lady Dorothea den Wagen bestellen. Georgiana ahnte ihr Vorhaben und erbot sich, ihr den Gang abzunehmen. Sie lehnte ab. Unter der Tür drehte sie sich noch einmal nach der Schwester um: „George,“ sagte sie bitter, „nun haben wir doch noch erlebt, daß sich die Polizei in unsere Angelegenheiten mischen muß; das ist jetzt Mode geworden unter den alten Familien.“

So fing die Suche an. Lady Dorothea hatte große Scheu davor, daß sich die Zeitungen der Sache bemächtigten, sie hatte nur eine sehr unvollkommene

Idee von der Nützlichkeit der Presse in einem solchen Fall und bestand darauf, die Angelegenheit als ihre Privatsache zu behandeln; trotzdem erschien bald eines der Abendblätter mit riesiger Schrift: Verschwinden eines englischen Pairs! Der Artikel wirbelte nur viel Staub auf, hatte aber eben so wenig Erfolg, wie die Nachforschungen der Polizei.

Ein Tag verging nach dem andern. Die beiden Alten begannen ganz langsam, die Hoffnung aufzugeben. Sie waren alt geworden und unsicher in ihren Befehlen. Abend für Abend saßen sie am Kamin im Salon, stumpfsinnig, regungslos. Die alte Bouleuhr tickte zwischen ihnen. Die Scheite flammten auf, glühten und sanken mit einem trockenen, knitternden Geräusch zusammen. Jedesmal, wenn ein Scheit prasselte, fuhren sie auf. Sie waren sehr schreckhaft geworden.

Am Abend des elften Tages erschien Webster ungerufen in der Tür.

Lady Dorothea bemerkte ihn zuerst nicht, er war so leise eingetreten.

„Webster —?“ fragte sie endlich, ahnungsvoll.

„Seine Lordschaft ist soeben durch die Hintertüre ins Haus getreten“, meldete er mit unbewegtem Gesicht.

* * *

In der sogenannten Servants' hall des alten Hauses in Portmansquare stand der Erbe der Dunbar, die furchtlosen grauen Augen auf die beiden Alten gerichtet. Diese Augen schauten sie aus einem fremden Gesicht an, einem Gesicht, auf dem eine wilde, frohlockende Befriedigung lag. Während sie noch befremdet schauten, verschwand dieser Zug und machte der alten, gleichgültigen Maske Platz. Jetzt fanden sie sich wieder zurecht, einen Augenblick hatten sie geglaubt, einen Fremden vor sich zu sehen. Es war auch weniges übrig, das an die Erscheinung des jungen Ronald erinnerte. Seine Kleider, wenn es überhaupt seine Kleider waren, hingen verbraucht, zerfetzt, unsäglich schmutzig an ihm nieder. Ein Dunst wie von üblen Höhlen der Slums hing um ihn. Er war, wie sich später bestätigte, mit Ungeziefer aller Art buchstäblich bedeckt.

Auf alle Fragen, Bitten, Drohungen hatte er nur sein gleichmütiges: „I shan't tell“.

Lady Dorothea, mürbe gemacht durch die Aufregungen und Sorgen der letzten Tage, verlor auf Augenblicke ihre Selbstbeherrschung; in einem Anfall hysterischer Wut dachte sie daran, den Knaben durch Webster züchtigen zu lassen; die weichere Georgiana mußte sie fast mit Gewalt wegbringen, ehe sie einen Plan ausführte, den sie sich später nie verziehen haben würde.

Ächzend wankten die beiden Alten in ihre Zimmer. Ihre körperlichen Kräfte waren erschöpft. Zum erstenmal seit vierzig Jahren vergaß Lady Dorothea, die Hausandacht abzuhalten — mehr noch, sie hatte keinen Gedanken für diese unerhörte Unterlassungssünde.

Gegen zwei Uhr nachts sah Lady Georgiana bei dem ungewissen Licht einer brennenden Ampel ihre Schwester in der Tür stehen, die beide Zimmer verband. Sie war in einem dünnen schleppenden Nachtkleid und hatte einen Schal über die Schultern geworfen.

„George,“ flüsterte sie, „ich halt's nicht aus, ich muß zu dir kommen.“

Zitternd setzte sie sich auf den Bettrand und sah ihre Schwester aus hilflosen Augen an. Georgiana hatte sich erschrocken aufgerichtet und betrachtete sie mit bebender Unterlippe.

In den langen Gewändern, die um die spärlichen Körper fielen, dem sorgsam gebürsteten Haar und den schmalen, knochigen Gesichtern mit den aristokratischen Nasen glichen sie zwei bleichen, reinlichen, alten Vögeln, die ein Schrecken aus dem Nest aufjagt. Die Ampel schwang leise über ihren Häupten und warf ihre Schatten, ins Ungeheuerliche verzerrt, an die Wände. Die Ketten, in denen die Ampel hing, gaben bei jeder Bewegung einen leisen, quietschenden Ton. Von der Straße herauf kam der hallende Trab eines Nachtfiakers.

„George, es läßt mich nicht ruhen“, flüsterte Dorothea wieder. „Wenn er uns doch sagen wollte — und selbst dann — ich hab' ja Angst, Angst vor dem, was er sagen möchte!“

Es war plötzlich hereingebrochen in ihr untadeliges Altejungfernleben, das Unbegreifliche, Namenlose, Dunkle, das sie mit scheuem Entsetzen erfüllte, das sie nicht zu erfragen wagten, dem sie keine Form zu geben wußten. Es verkroch sich in den Niederungen des Lebens, und sie rafften ihre reinlichen Kleidersäume zusammen, wenn sie in Gedanken dort vorbeigingen. Die Nacht und ihre eigene Unerfahrenheit und Hilflosigkeit steigerte ihr Bangen ins Grausige, so wie die Ampel ihre Schatten ins Riesenhafte steigerte. Eine die andere nahe wissend, schienen sie ein Tröpfchen Trost und Beruhigung zu finden.

Von Zeit zu Zeit murmelte Dorothea einen ihrer qualvollen Gedanken:

„George, mir graut — vor dem Jungen — er ist ohne Scham, ohne Scham —“

Georgiana öffnete ihre Augen weit vor gläubigem Entsetzen. Das Fünkchen Hoffnung, daß im Tageslicht alles ein mildes Gesicht gewinnen würde, erlosch ihr wieder; aus ihrer beschränkten Lebenserfahrung wagte sie nicht, der Schwester zu widersprechen. Auch ihr graute — vor dem fremden, unbekannten Manneslánd, das sie in dem Knaben ahnte, vor der furchtlosen Seele, die sie nicht kannte in ihrem Lieben, noch in ihrem Hassen, deren Gut und Böse ein anderes war, als ihr Gut und Böse, die sich gebeugt hatte auf eine kurze Weile, um dann zurückzuschnellen, hinauf oder vielleicht hinab, außer Sehweite, ins Unbestimmte eines andern, fremden Horizonts.

So verbrachten die beiden die Nacht, und ahnten nicht, daß es ein unbewußtes Suchen war nach dem Punkte, auf dem ihre Seelen die fremde tastend erkennen konnten. Wenn Georgiana sie seufzend „exzentrisch“ nannte, so hoffte sie leise, sie damit zu erklären und zu entsühnen. Sie fühlte dumpf, daß irgendwo etwas unzulänglich gewesen, daß es an Mühe gefehlt hatte, das unbekannte Zentrum dieser Seele zu suchen, das sich vielleicht hätte finden lassen mit großer Liebe.

Als der Morgen graute, trennten sie sich, um dem Tag mit seinen Forderungen entgegenzusehen. Lady Dorothea hatte sich durchgerungen zu der Einsicht, daß sie das begonnene Erziehungswerk in andere, stärkere Hände legen müsse. Sie suchte und fand einen Mann, dem sie Vertrauen schenken zu können glaubte — einen Hochlandschotten, den Reverend Fraser, einen Mann weniger Worte.

Er hörte sie schweigend an, stellte einige Fragen, sah sich den Knaben an und erklärte mit einiger Zurückhaltung, daß er ihn bei sich aufnehmen und sein Möglichstes für ihn tun wolle.

Die beiden Alten blickten etwas hoffnungsfroher in die Zukunft.

Nach drei Wochen wiederholte sich die ganze Geschichte. Von dem Augenblick an schien es, als ob nichts den Knaben zu halten vermöchte, weder Schloß, Riegel noch Ketten.

Trotzdem hatte Mr. Fraser noch eine Hoffnung. Er war überzeugt, ohne sich Gründe dafür angeben zu können, daß Ronald sein Wort halten würde, wenn man ihn bewegen könnte, es für sein ferneres Verhalten zu verbürgen. Er ging von der Annahme aus, daß es dem Knaben peinlich sein müsse, als Ausnahme behandelt, bewacht und eingeschränkt zu werden. Er hatte den Menschen stets als Herdentier gekannt. Als Entgelt für sein Wort bot er ihm die Freiheit der übrigen Schüler. Es gelang ihm nicht, Ronald dazu zu bewegen, ein Zugeständnis zu machen. Nie trug ein Mensch es leichter, von allen anderen abzuweichen; ohne menschliches Band unter seinen Mitmenschen zu leben.

Mr. Fraser setzte Lady Dorothea in Kenntnis, daß er ohne jeden Einfluß auf den Knaben blieb, und legte ihr nahe, ihn aus seinem Hause wegzunehmen. Auf ihre dringende Bitte erklärte er sich bereit, ein anderes Heim für ihn zu finden. Auf Jahre hinaus bewahrte er den beiden alten Damen und ihrem Pflegesohn ein lebhaftes Interesse, bis Ronald Guy Morison eines Tages endgültig aus England verschwand.

* * *

Im dunklen Afrika hat die Mission manchen Erfolg zu verzeichnen. Der Sauerteig einer neuen Moral und einer hochentwickelten Theologie durchsäuert langsam breite Massen eines ursprünglichen Volkes. Bis zu welchem Grade und wie intensiv eine solche Durchsäuerung gedeiht, wäre schwer zu entscheiden. Die beste Hoffnung liegt für die Arbeitenden in der langsam fortschreitenden Gewöhnung, die auch den Urmenschen zähmt. Wie aber die Evolutionstheorie auf merkwürdige Rücksprünge im gleichmäßigen Entwicklungsgang hinweist, so finden sich unter den Konvertiten zuweilen ganz unmotivierte Rückfälle in die Barbarei. Man schickt einige der begabteren Zöglinge auf die europäischen Schulen, wo sie ihre Ausbildung erhalten; sie hängen der neuen Lehre mit Begeisterung an, bringen sie als Lehrer und Missionare wieder zurück in ihre Wildnis, sie stellen sich jahrelang in den Dienst des Christentums und unterscheiden sich nur in der Hautfarbe, nicht in Gesittung und Gesinnung von ihren weißen Lehrern. Eines Tages — eines Nachts — ein ferner Laut — ein Aufflackern im Dunkel — der Klang der einheimischen Trommel, das Leuchten nächtlicher Feuer — eine Unrast ergreift ihn, ein blinder Wille treibt ihn vorwärts, scheu erst, dann freier atmend schlüpfen sie durch das Unterholz, die Fetzen der Zivilisation fallen von ihnen ab, nackt schleichen sie in die Reihen ihrer Brüder und feiern Kannibalenorgien in wilder Verzückung.

„To go Fantee“ nennt man an der Westküste diesen Rückfall ins Ursprüngliche. Er wirkt erschütternd auf alle, die dem Glauben leben, daß der Mensch durch äußere Einwirkung von heute auf morgen zu einem neuen Menschen wird.

Es wäre denkbar, daß ein hochkultivierter Stamm, vom Ursprünglichen weit abgekommen, von Traditionen gestützt, von Standesrücksichten eingeengt, von Vorurteilen gepanzert, noch einmal ein Reis triebe, das, in einem merkwürdigen Sprung rückwärts, die starken Instinkte der Selbstbehauptung, die seine Rasse auf das Schild hoben, erbte ohne das persönliche und soziale Gewissen, in das diese Rasse ihre starken Instinkte zum großen Teil umgesetzt hat. Ronald Morisons Fall ist — Fantee; ein Zurückschnellen der übermäßig angespannten Feder, ein Zurückgreifen auf das Ursprüngliche.

Seit Jahren ist er verschollen, doch nicht so, daß das Gesetz ihn für tot erklären und sein Erbe an die Seitenlinie fallen könnte, die darauf wartet. Einige seiner weitgereisten Landsleute brachten von Zeit zu Zeit Kunde von ihm —: als Robbenfänger unter den Eskimos, als Trapper im wilden Westen, als Guru unter den Bergvölkern des Himalaya, als Medizinmann am Ogowefluß. Es ist jetzt fünf Jahre her, daß einer von ihm berichtete. Noch zwei Jahre, und das Gesetz wird seinen Namen aus der Liste der Lebenden löschen — die kleinen Kreise, die der Stein seines Daseins zog, werden verflachen und endlich ganz verschwinden.



Der Krieg · Von Ernst Theodor Müller

Die Geigen lachten bis ins Morgenrot,
Das Leben tanzte — tanzte wund die Füße.
Und sprang einmal im Reigen mit der Tod,
Ein Tröpflein war's in einem Meer von Süße.

Da stieß der Krieg die Türen in den Saal.
Aufschrein die Geigen, daß die Saiten springen,
Und, dröhnend präludiert, ein Schlachtchoral
Hebt seine leuchtend weißen Riesenschwingen.

Ein wilder Sang, danach im Takt der Tod,
Umstürzt von Blitz und schweren Wetterstürmen,
In breiten Schwaden schlägt die Sichel rot,
Daß sich die Garben hoch zum Himmel türmen.

Ihm nach bricht eine Pflugschar knirschend hart
Die Erde um in weiches Saatgelände —
Und über Fingern, die im Tod erstarrt,
Da falten wieder sich der Menschheit Hände.





Slawien in Europa

Von Paul Dehn

Auf dem unlängst abgehaltenen Sokolverbandstage in Prag zog einer der Obmänner tschechischer Nationalität mit dem urslawischen Namen Scheiner die Grenzen des künftigen Slawiens in Europa. „Zwischen Ural und Böhmerwald, zwischen Belt und Balkan“ soll das Bewußtsein der slawischen Solidarität feste Wurzeln schlagen. Vom westslawischen Standpunkt aus wären diese Grenzen äußerst bescheiden zu nennen, nachdem der österreichische Major Zunkowitsch in verschiedenen dicken Büchern nachgewiesen hat, daß fast alle deutschen Städtenamen, auch Frankfurt, Straßburg, Hannover u. a., aus dem Slawischen stammen, daß die Slawen das Urvolk Europas gewesen sind.

Mit Begeisterung vernahmen die anwesenden Pariser Gemeinderäte als französische Abordnung bei dem Fest der befreundeten Tschechen die Kunde von der neuen Karte Europas. Welche Wandlung zum Guten, wenn an Stelle der verhaßten Deutschen die slawische Urbevölkerung Europas wieder zu ihrem Rechte kommt! Die Deutschen beseitigt, Slawen und Franzosen Nachbarn! Über Elsaß-Lothringen wird man sich einigen. Das eigentlich slawische Straßburg (von dem slawischen straza = Wachtposten) werden die Tschechen großmütig den Franzosen überlassen. Europa wird friedlich und glücklich sein!

Zu solchen Träumen versteigt sich der tschechische Größenwahn mit seiner erstaunlichen Einbildungskraft. Die Tschechen sind der am weitesten nach Westen vorgeschobene slawische Volksstamm. Daraufhin glauben sie kulturvorgeschrittener als die übrigen Slawen zu sein und halten sich für die Vorkämpfer, ja für die Führer des ganzen Slawentums. Vorläufig sind sie noch wenig zahlreich, nur 6 Millionen gegen 16 Millionen Polen und 88 Millionen Russen. Aber in Zukunft werden sie groß und größer werden, sich die Slowaken in Oberungarn mit 2 Millionen angliedern, in Westgalizien vordringen, Schlesien, Sachsen, die Lausitz und den Spreewald tschechisieren und allmählich den Norden bis zum Meer erobern. Schon haben sie ihre Siedelungen und Vereine bis Neukölln und Friedrichshagen bei Berlin vorgeschoben. Am Ziele ihrer Wünsche werden die Tschechen erst sein, wenn sie, wie vor fünfundzwanzig Jahren der tschechische Abgeordnete Tonner sagte, als das mächtigste Volk von Meer zu Meer herrschen.

Sind sie so weit gekommen, dann werden sie von dem allslawistischen Gedanken, von der allslawischen Solidarität nichts mehr wissen wollen, dann weg mit diesen Krücken, die sie vorläufig noch nicht entbehren können. Dann Kampf zunächst mit den konkurrierenden Polen, denen sie schon jetzt in Österreichisch-Schlesien feindlich gegenüberstehen. Für die katholischen Polen hegt der hussitische Tscheche keine Sympathie, ebensowenig für die rechtgläubigen Ruthenen und Russen. Hussiten im Innern, wenn auch äußerlich noch Katholiken, sind die Träger des tschechischen Größenwahns. Waren es nicht Hussiten, die schon einmal das Deutsche Reich erschütterten?

In Rußland hat man auch unter den Panslawisten die Eigenart der Tschechen längst erkannt und ihren Stammesindividualismus für unvereinbar mit dem allslawischen Gedanken erklärt. Man verlangte den Anschluß der Tschechen an die russische Kirche und Sprache. Davon wollten die Tschechen nichts wissen. Gerade auf ihren Stammesindividualismus legten sie größten Wert und rühmten ihn als die treibende Kraft im Kampfe gegen die Deutschen. Das ist allerdings der Stammesindividualismus. Aber er kämpft nicht für das Slawentum, er sieht auf Polen und Russen herab und anerkennt eine gewisse slawische Solidarität nur so lange, als er daraus Nutzen ziehen zu können glaubt.

Die Slawenvölker sind nicht nur sprachlich, kirchlich und politisch zersplittert, sondern stehen sich auch feindlich gegenüber zunächst da, wo ihre Interessen aufeinanderstoßen, wie in Österreichisch-Schlesien, wo sich Polen und Tschechen bekämpfen, wie in Galizien, wo Polen und Ruthenen sich hassen, wie auf dem Balkan, wo Bulgaren und Serben um die Oberhand ringen. An eine Einigung dieser Völkerschaften ist nicht zu denken.

Der tschechische Größenwahn ist vorläufig eine innere Angelegenheit Österreichs. Soll die habsburgische Monarchie fester zusammengefaßt werden, so wird man ihn anders als bisher behandeln müssen. Gegenüber schwachen Regierungen sind die Tschechen in ihren Anforderungen unersättlich. Das hat man in Österreich zur Genüge erfahren. Aber sie zeigen sich, wie die Geschichte lehrt, unterwürfig, wenn sie es mit einer starken Regierung zu tun haben. Daran wird man sich in Wien über kurz oder lang erinnern müssen.



Altes Bild · Von Karl Schmidt

Aus goldnem Rahmen schaut heraus
Ein jugendholdes Angesicht;
Das reiche Haar ist blond und kraus,
Das schöne Auge blau und licht.

Und um das rote Lippenpaar
Ein Lächeln spielt, so unversehrt,
Wie's einmal nur — mit achtzehn Jahr —
Die Hoffnung und die Liebe lehrt.





Abseits vom Wege
Friedhofserlebnisse von Johannes Fried

1. So eine.

Dort hinten liegt die große Stadt. Weit draußen liegt ihr Friedhof zwischen träumenden Kiefernwäldern und goldenen und grünen Feldern.

Friede ringsum. Über den Gräbern verglüht der Abendsonnenschein, und vom weißen Turme der nahen Dorfkirche klingt die Abendglocke. Die Lerchen singen den Abendsegen. —

Vier Trauerfeiern sind vorüber. Die Leidtragenden haben den Friedhof verlassen. Der Pastor geht mit einem Friedhofsarbeiter zurück zur Kapelle.

Da sitzt noch jemand im Vorraum, allein, mutterseelenallein.

„Wir haben noch ein Kinderbegräbnis, — ohne Geistlichen. Es sind keine Angehörigen weiter dabei, — nur die Mutter“, sagt der Arbeiter.

„Sie wollen Ihr Kind begraben?“ fragt der Pastor. „Arme Frau, — und kommen ganz allein hierher? Ich werde mit Ihnen gehen. Wir wollen am Grabe zusammen beten.“

„Mein Kind war nicht getauft!“ erwidert sie wie ablehnend, und es zuckt über ihr Gesicht, finster, trotzig ...

„Kommen Sie nur, ich gehe mit Ihnen“, sagt der Geistliche und reicht ihr den Arm. So schreiten sie beide durch den Abend dahin, und vor ihnen her geht der Arbeiter und trägt den kleinen weißen Sarg unter dem Arm.

„Ist ihr Kind so bald gestorben, daß Sie es nicht mehr taufen lassen konnten?“ fragt der Geistliche.

„Ich hatte es in Pflege gegeben,“ erwidert sie, „und die Pflegefrau hat mir nichts davon gesagt, daß es krank war.“

„Konnte denn der Vater des Kindes nicht mit zum Friedhof kommen?“ fragte der Pastor weiter.

„Wir sind nicht verheiratet“, lautet die Antwort. „Als wir uns verheiraten wollten, fiel er vom Bau und kam ins Krankenhaus. Da war er sechs Wochen drin, und dann mußte er noch mal rein, weil das Bein falsch geheilt war, und da war er noch mal zwei Monate drin, und derweile kam das Kind, und jetzt hat er seit acht Tagen wieder Arbeit, und nun ist das Kind tot, und weil er eben erst angefangen hat, kann er nicht gleich wieder einen halben Tag aussetzen.“

„Armes Kind," sagt der Geistliche, „haben Sie denn sonst keinen Menschen? Haben Sie noch eine Mutter?"

„Ja, — meine Mutter —", kommt es schluchzend heraus, „die will nichts mehr von mir wissen, — weil ich so eine bin, — die ein Kind hat, — und wir wollten uns doch verheiraten, — es ist ein so ordentlicher Mensch, — und ich hatte doch mein Kind so lieb!" Sie wollte noch etwas sagen, aber es ging im Schluchzen unter.

Sie waren am Grabe angelangt. Der Sarg wurde in die Gruft gestellt, und der Geistliche fing leise an zu reden. Es war keine von den Musterpredigten, wie man sie so schön in den Predigtbüchern findet, — er redete von dem großen Kinderheilande, und das Kind war doch nicht getauft, und von der großen, großen Liebe des Erlösers, und da stand doch eine große Sünderin, — eine, an der eigentlich hätte Kirchenzucht geübt werden müssen, — so eine!

2. Ein polnischer Schuster

Er war ein Pole, von Beruf Schuster; im Nebenberufe betrieb er eine Feldwirtschaft in doppeltem Sinne: er baute Kartoffeln, Kohl und Gemüse und braute Schnäpse für die übrigen polnischen Laubenkolonisten, denen er gutes Bier und schlechten Schnaps verkaufte. Er war ihnen aber mehr: Freund, Berater und Helfer, ein prächtiger Mensch, durch und durch echt wie Gold. In seiner Feldkantine hatte er seinen kleinen Nebenraum mit Hausaltar und Kruzifix. Das war das einzige Erbstück seiner Mutter. Er hielt es heilig.

Seine Religion war mehr Religionsphilosophie, ein Gemisch von katholischen, evangelischen, deutschen, polnischen und originalen Elementen.

Wenn der evangelische Pfarrer Sonntags abends nach getaner Arbeit bei ihm vorsprach und die polnischen Burschen und Mägde bei ihm vorüberkamen, dann sagte er: „Das ist euer evangelischer Pfarrer, küßt ihm die Hand!"

Wenn ein Festtag kam — und er feierte die Feste, wie sie fielen, und vor allem recht zahlreich —, dann stieg er auf eine Tonne und hielt eine Festrede, erst polnisch, dann dieselbe Rede noch einmal deutsch. Denn so sagte er: „Herr Pfarrer, ich habe zwei Seelen, eine rechte und eine linke, — die rechte ist preußisch, die linke ist polnisch."

Als er seinen neuen Festsaal einweihte — das war damals, als er schon exkommuniziert war —, lud er den evangelischen Pfarrer zur Vorbesichtigung ein. „Sehen Sie, Herr Pfarrer," sagte er, „hier auf der rechten Seite hängen die Bilder der preußischen Könige und Bismarck und Moltke, — und hier auf der linken Seite hängen die polnischen Könige und die polnischen Helden."

Ganz arm war er nach der großen Stadt gekommen, der deutschen Sprache nur wenig mächtig. Er hatte Hunger und Obdachlosigkeit kennen gelernt. Als es ihm später besser ging, hatte er noch immer die Erinnerung an die schwere Zeit. Da mietete er einen kleinen Raum, den er alsbald vergrößern mußte, und richtete ihn zu einer Herberge für obdachlose und durchreisende polnische Arbeiter ein.

Dann pachtete er ein Stück Land vor den Toren und richtete seine erste Gastwirtschaft ein, eine polnische Wirtschaft im wahrsten Sinne des Wortes, erbaut aus alten Dachlatten, Kistenbrettern, Blech- und Teerpapperesten. In seinem

Eifer für seine polnischen Kolonisten ging er so weit, daß er mit deren Kindern eine Zeitlang polnische „Schule“ hielt. Das verbot ihm die Polizei zu seinem großen Schmerze nach kurzer Zeit.

Als ein neuer Stadtteil die Budenstadt verschlang, zog er mit der ganzen polnischen Kolonie eine halbe Stunde weiter hinaus. Da konnte er sich schon ein Stück Land käuflich erwerben, und nun baute er sich verhältnismäßig massiv auf. Ein hübscher kleiner Vorgarten war für die „besseren“ Gäste bestimmt, und sie besuchten ihn zahlreich. Denn jeder nahm ein Stück Lebenserfahrung und Lebensphilosophie von ihm mit.

Nun ist auch dieses von ihm gegründete Polenreich verfallen. Mietskasernen haben es verdrängt.

Daß er exkommuniziert wurde, kam so: Er verheiratete seine Tochter an einen Evangelischen. Das Brautpaar ging zum katholischen Pfarrer. Der hatte viel zu fragen, mehr, als dem Brautpaare lieb war. Als dann der Bräutigam auch noch den Revers über die katholische Kindererziehung unterschreiben sollte, sagten sie, sie würden sich das erst noch überlegen. Als sie es dem Vater erzählten, sagte er: „Nun geht zu unserem evangelischen Pfarrer, und wenn der auch so viel fragt, dann laßt ihr euch gar nicht trauen.“ Der fragte aber nicht so viel wie sein katholischer Kollege, obgleich er nichts von der Gefahr ahnte, und so fand die Trauung in der evangelischen Kirche statt. Da wurde der Vater exkommuniziert. Er hat aber treulich seine Andachten jeden Abend in alter Weise weiter gehalten.

Bei der Hochzeit ging es hoch her. Die ganze Laubenkolonie feierte mit. Es war eine einzige große Familie.

Das größte Fest war der Erinnerungstag an die Explosion des Pulverturms in Jauer. Da war er nämlich als junger Soldat beinahe ums Leben gekommen. Er hatte viele Wochen im Lazarett liegen müssen. Jedes Jahr erzählte er in seinen beiden Festreden, wie die Königin ihn da besucht hätte und wie sie ihn so freundlich angesehen hätte und wie sie ihn getröstet hätte, — „und ich war doch nur ein armer polnischer Schuster“. Dabei hatte er seine preußische Seele entdeckt.

Nun ist er lange tot. Als er starb, bahrte man ihn in der polnischen Litewka in seinem Festsaale auf, und seine Laubenkolonisten schmückten den Saal mit Blumen und Fahnen. „Sein“ evangelischer Pfarrer hielt ihm die Leichenrede und sprach von den zwei Seelen, die er in der Brust gehabt hätte, und daß die beiden Seelen nun eine wären. Denn da oben gäbe es nicht mehr deutsch oder polnisch oder katholisch oder evangelisch, — da wären wir allzumal einer in dem, vor dessen Kruzifix er jeden Abend gebetet hätte, — und nachher kam der Vorsitzende des Verbandes der Polenvereine zu dem evangelischen Pfarrer und dankte ihm. Hunderte von Menschen folgten dem Sarge, — und es war doch nur ein armer, exkommunizierter polnischer Schuster.

3. Ein rotes Begräbnis

Wieder ist der Dienst zu Ende. Der Geistliche geht zum Bahnhof zurück. Da kommt ein Arbeiter hinterhergelaufen: „Herr Prediger! Herr Prediger!“

„Ja, — was ist denn?“ fragt er.

„Wir wollten hier jetzt unsern Kollegen begraben, und da ist die Mutter von außerhalb gekommen und jammert Stein und Bein, daß wir keinen Prediger bestellt haben", antwortet der Abgesandte.

„So, und nun soll ich im letzten Augenblick noch nachträglich ‚bestellt' werden?"

„Ja, wenn Sie so gut sein wollten, — was es kostet, wird bezahlt!"

„Na, darüber wollen wir nachher reden", meint der Geistliche. „Erzählen Sie mir mal zunächst etwas von Ihrem verstorbenen Freunde. Ich werde mitkommen."

Es war keiner von den besonderen Fällen, — eins von den ganz gewöhnlichen Großstadtbildern, die traurige Geschichte von einem jungen Arbeiter vom Lande, der als Soldat in der Stadt gedient hatte, dann als Hausdiener und Fabrikarbeiter in der Stadt geblieben war. Nun war er im Krankenhause an der Schwindsucht gestorben. Außer seiner Mutter nahmen nur der Gastwirt, bei dem er Mittagbrot zu essen pflegte, und ein Dutzend Freunde und Arbeitskollegen teil.

„Sie haben Ihrem Freunde ja einen schönen Kranz gestiftet. Ich habe ihn vorhin gesehen", sagte der Pastor. „Was machen wir denn mit der roten Schleife?"

„Kann die nicht dranbleiben?" fragte der Kollege.

„I gewiß kann die dranbleiben!" entgegnete der Pastor. „Warum sollen Sie denn hier auf dem Kirchhofe nicht eine sozialdemokratische Demonstration machen? Das Unangenehme ist bloß, — die kann *ich* nicht mitmachen. Ich kann Ihnen nur eine *Trauerfeier* halten."

„Na, dann können wir ja die Schleife abmachen und so lange in die Tasche stecken! Wir wollen Ihnen keine Unannehmlichkeiten machen", sagte der Beauftragte.

„Aber, lieber Freund, Sie werden doch Ihre Gesinnung nicht in die Tasche stecken!" meint der Pastor. „Der eine ist rot, der andere schwarz, — aber beides zusammen paßt nicht!"

„Sie haben ja von Ihrem Standpunkt aus ganz recht!" sagt der Arbeiter. „Vielleicht ..."

„Wissen Sie," unterbricht ihn der Pastor, „das ist so eine Redensart, die Sie sich abgewöhnen müssen: von *seinem* Standpunkt aus hat jeder recht! Und von *seinem* Standpunkt aus hat auch der Fuchs recht, wenn er die Hühner abwürgt. Der Bauer hat da einen andern Standpunkt."

„Ja, Herr Prediger! Von dem Standpunkt aus haben Sie auch wieder recht. Na, wenn Sie mal ein paar Minuten warten wollen, — ich komme gleich wieder, — ich werde mal mit meinen Kollegen sprechen." Damit ging er zurück.

Er war kaum zwanzig Schritte gegangen, da kehrte er um.

„Herr Prediger, sie haben die Schleife schon abgemacht. Sie können ruhig mitkommen!"

„Na, dann gehen Sie nur hin", erwidert der Geistliche, „und sagen Sie Ihren Kollegen, sie sollen die Schleife wieder anmachen. Sie ist nun einmal hier, und Sie wollten doch Ihren toten Kollegen damit ehren. Inzwischen mache ich mich fertig."

„Besten Dank, ich werde es bestellen“, sagt er und geht zur Trauerversammlung. Als der Geistliche hinkommt, prangt die Schleife richtig wieder an dem Kranze. Die einfache, schlichte Trauerfeier findet statt. Beim Vaterunser und Segen entblößen alle das Haupt, und nach Schluß der Feier tritt der Kranzträger an das Grab und sagt: „Im Auftrage deiner Freunde lege ich diesen Kranz hier nieder. Sanft ruhe deine Asche!“

„Sie dürfen hier keine Rede halten!“ sagt der Friedhofsverwalter. Aber er war auch schon fertig.

Auf dem Rückwege zum Bahnhofe treffen die Arbeiter mit dem Geistlichen wieder zusammen.

„Wir wollten Ihnen noch unseren Dank aussprechen für die trostreichen Worte“, sagt der Führer. „Sie sind unserm Freund so richtig gerecht geworden. Aber nun haben Sie Ihren Zug verpaßt. Ich wollte fragen, was wir Ihnen für Ihre Zeitversäumnis und für Ihre Rede schuldig sind.“

„Sie sind mir nichts schuldig“, entgegnet der Geistliche. „Dafür zahlen Sie ja Ihre Kirchensteuer, und davon bekomme ich mein Gehalt!“

„Das können wir aber gar nicht verlangen, — Sie werden doch wenigstens eine Kleinigkeit annehmen!“

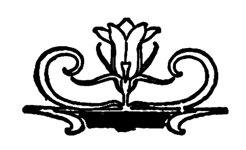
„Auch keine Kleinigkeit! Lassen Sie nur! Wenn Sie wollen, kommen Sie nächsten Sonntag zu mir in die Kirche und stecken das Geld für die Armen in den Klingelbeutel!“

„Na, dann erlauben Sie wenigstens, daß wir Sie zu einer Tasse Kaffee einladen!“ sagt der Wortführer.

„Das will ich gerne annehmen!“

Inzwischen waren sie im Garten der Bahnhofswirtschaft angelangt. Ein paar Tische wurden zusammengerückt. Der Pastor erhielt seinen Platz neben der Mutter. Auf seiner andern Seite saß der Führer. Die Mutter erzählte von ihrem Sohne, wie er ihr jeden Monat ihr bestimmtes Geld geschickt hätte, — seine Freunde erzählten, was für ein ordentlicher, fleißiger Mensch er gewesen wäre, und dann erzählten sie aus der Fabrik und ihrem Verbande und vom letzten Streik und dem neuen Lohntarif, und der Pastor erzählte aus seinen Erfahrungen und sagte ihnen, sie sollten nur gar nicht denken, er redete nur so, weil er Pastor wäre, sondern das wäre nun einmal so seine Überzeugung, und darum wäre er Pastor, — und niemand steckte seine Überzeugung in die Tasche. Als die Zeit zur Abfahrt kam, schüttelte man sich die Hand.

Da draußen auf dem Friedhofe liegen die Toten dicht nebeneinander und sind nicht nach Rang und Stand sortiert. Da rücken sich auch die Lebenden näher.





Wie ich einmal gestorben bin
Von W. Matthes

Rippenfellentzündung, hatte der Arzt gesagt.

Die Winternacht war lang und bang; tolle Fieberträume umgaukelten mich in grotesken Sprüngen. Eine riesenhafte Gestalt griff mit dürren knochigen Fingern nach mir. Der Schreck weckte mich. Ich stöhnte. Die Gestalt war noch da, nur unsichtbar; sie kniete auf mir. Luft! Luft! Aber mein Gedanke war, ich lasse mich nicht unterkriegen. Auf meine Hilferufe kam meine Frau.

Der Unhold ließ nicht ab von mir, immer schwerer drückt er auf meine stöhnende Brust! In die Höhe! Ich saß keuchend auf dem Schoß meiner zitternden Frau. Totenstille im Stübchen, Totenstille draußen; aber ich wachte und kämpfte mit einem Ungeheuer. Alle Kraft spannte ich an, damit sich die Brust heben und senken konnte. Was das nur war? Immer kürzer wurden die Atemzüge. Kalter Schweiß quoll von der Stirne und rann über mein Gesicht. Das entsetzliche Ungeheuer preßte sich so fest auf mich, daß ich nur noch ganz geringe Atemzüge hatte. Herr Gott! Der Tod hatte mich umklammert, ich war in seiner Gewalt.

Ein Blitz zuckte durch meine Gedanken: Jetzt mußt du sterben. Ich stieß die Worte kurz hervor. Dann rasten Gedankenbilder vorüber: Was? Diese Welt verlassen? Dieses Leben zu Ende? Schon jetzt? Da draußen die schöne Natur: Das Tal! Der Wald! Ich soll sie nicht wieder sehen? — Der Atem stand ganz still. —

Ich konnte nicht mehr; ein Stärkerer hatte mich in seiner Gewalt. Dunkler wurde das Licht der Lampe, noch dunkler, es erlosch. Aber noch hörte ich das leise Weinen meiner Frau. Da kam das Licht wieder, nur kurz, rot und trüb, um zu verlöschen. Todesahnen durchbebte mich: Ich wußte, daß ich starb.

Schwarze Schatten umschaukelten mich in ungewissen Formen. Es wurde vollkommen nacht, auch das Wimmern meiner Frau hörte ich nicht mehr. Der Unhold, der mich gewürgt und meine Brust zusammengeklemmt hatte, schien mich verlassen zu haben. Aller Schmerz hörte auf. Hehre, lichte Gestalten nahmen mich auf ihre Arme und hoben mich in die Luft. Wie schön! Hoch, weit, unendlich, lichtdurchflossen tat sich eine andere Welt über mir auf. Ich schwebte dahin in seligem Frieden. Es war so schön! So unbeschreiblich! Tief da unten schien die Erde zu sein, meine Reise ging weiter zur Höhe. — Ich war gestorben. — —

Aber die Tränen einer zitternden Frau drangen zur Höhe der Allmacht und Liebe. — Noch nicht! Jetzt noch nicht! Tragt ihn zurück. Bin ich nicht die Liebe, und sollte dieses Weibes Liebe von mir stoßen? Kehre zurück, du Entschlafener!

Ich lag zusammengesunken, kalter Todesschweiß troff noch von meinem Gesicht. Nur Totenstille wohnte in dem Sterbestübchen.

Wie lange? Ich weiß es nicht, habe es auch nie erfahren können. An der Grenze der Ewigkeit gilt keine irdische Zeit mehr. —

Da geschah das Wunder: Ich hörte wieder das Weinen. Nur einen Augenblick. Auch das Licht kam wieder, dunkelrot, und erlosch wieder. Jetzt nochmals und etwas länger. Die zusammengeklemmte Brust hob sich ein wenig. Die Schmerzen kamen alle wieder; der Tod schien seinen Kampf noch einmal mit mir beginnen zu wollen. Das Bewußtsein blitzte mit aller Klarheit auf. Ich hauchte den Namen der Geliebten und sagte: Noch einmal habe ich's überwunden. Der Mut zum Leben war sofort da.

Aber ein eigenes Verwundern durchschauerte mich: Du müßtest doch tot sein. Du lebst ja wieder. Jawohl, ich wollte leben. Ich hatte die Geliebte wieder. Die grüne Flur und den Wald wollte ich wieder sehen. Dem Rauschen des Flusses wollte ich wieder horchen. Dem Sonnenlicht wollte ich zujubeln. Sieg! Sieg! Sieg! Ich lebte wirklich.

Aber, o Gott, diese Schmerzen! Diese Atembeklemmung. Ich stöhnte und wollte doch leben. Das ganze alte Elend war wieder da. Mag es sein. Nur leben. Ich hatte doch meine heißgeliebte Lebensgefährtin noch in dieser Welt. Die durfte ich nicht verlassen. Ihre Tränen hatten ja die Liebe Gottes gerührt. Noch drei Tage kämpfte ich um die Luft, dann erst kam ein wenig Ruhe in meine Brust.

Mein Herz erholte sich langsam, sehr langsam wieder. Es blutet noch heute an jener Wunde, aber es schlägt noch. Nur jenes Herz, das in der schweren Stunde für mich bat, hatte die Todeswunde empfangen. Es schlägt nicht mehr.



Der Prophet · Von Ernst Bertram

Ich bin ein Bild zu Ehr und Preis
Für einen Ruhm, den ich nicht weiß.

Ich bin eine Schrift, die den Namen nennt
Von einem König, den sie nicht kennt.

Eine Harfe im Baum, die bewußtlos spielt
Vom Sturm des Herrn, der in ihr wühlt.

Ich bin ein Wort, ich weiß nicht den Sinn,
Ich sterbe, wenn ich gesprochen bin.





Napoleon-Erinnerungen aus der „Biene“

In diesen Herbst- und Winterwochen erfüllt sich ein Jahrhundert, seit in den eisigen Steppen Rußlands die Wandlung eintrat; seit die Schatten einer großen Tragödie sich um den Welteroberer zu ballen begannen. Gewaltig ist uns gerade jetzt der russische Feldzug mit seinem ungeheuren Elend wieder belebt worden in dem wundervollen Buch „1812“ von Sophus Michaëlis, von welchem „Romane“ das gilt, was Hermann Bahr von dem eigentlichen Sinn der geschichtlichen Wissenschaft sagt: was uns überliefert wird, so stark zu fühlen, daß die Wissenschaft daraus das, was uns fehlt, mit Sicherheit ahnt. In demselben Verlag (Erich Reiß, Berlin) ist unter dem Titel „Der sterbende Napoleon“ das Tagebuch des Sir Hudson Lowe, des englischen Gouverneurs und Kerkermeisters von St. Helena, erschienen — zugleich mit den Dokumenten der Ärzte, die den todkranken Napoleon behandelten und seine Leiche sezierten, — ein Anklagebuch von grausamer Tragik. — Das sind nur die beiden wichtigsten der jüngeren Erscheinungen einer schier unermeßlichen Napoleon-Literatur, deren stetes Wachstum beweist, in wie hohem Grade das Napoleon-Problem noch heute die Welt beschäftigt.

Die Nachwelt ist ein Spiegel, der die Lichtstrahlen dankbarer aufnimmt als die Schattenstriche. Wer das Bild Napoleons und das Bild der Zeit, die er schuf, möglichst klar sehen will, tut gut, von den Geschichtswerken hie und da zu den Quellen zurückzugehen. „Der sterbende Napoleon“ ist ein solches Quellenwerk. Es beschränkt sich auf das letzte qualvolle Lebensjahr Napoleons. Quellen mit einigem Fug können aber auch die zeitgenössischen Werke der Schriftsteller genannt werden, soweit in ihnen ein von Furcht und Rücksicht freies Urteil zu entdecken ist. Diese unbefangenen Zeugen sind freilich so zahlreich nicht, als die lauten Stimmen vermuten lassen, die in einem späteren Zeitpunkt, während der Freiheitskriege und nach der Völkerschlacht bei Leipzig, sich hervorwagten. In Deutschland zumal erzeugte der Druck des Fremdherrschers knechtische literarische Blüten. Viele namhafte Schriftsteller wetteiferten um die Gunst Napoleons, und die ehrlichsten Männer sahen sich unter das Schwert gestellt und schwiegen. Ein deutscher Staatsmann vertrat in einem wissenschaftlichen Werke die Zweckmäßigkeit der Abtretung des linken Rheinufers, deutsche Schriftsteller (u. a. Massenbach, Cölle, Julius v. Voß und der Herausgeber des Berliner „Telegraphen“, Lange) schmähten und höhnten den deutschen Patriotismus, und Konsistorialräte und Superintendenten hielten Napoleon-Predigten. Zwei solcher Predigten, aus Anlaß der Vermählung Napoleons mit Maria Luise, sind uns überliefert. Die eine hatte das Thema: „Wie unerwartete frohe Weltbegebenheiten auf den Christen wirken müssen“; die andere: „Daß Gott oft mehr an uns tut, als wir hoffen und erwarten“. Das bleibt nicht weit zurück hinter der Wendung in der

Festrede eines französischen Bürgermeisters: „Gott schuf den Bonaparte und ruhte aus" — und hinter dem Napoleon-Stammbaum, den der „Historiker" Peter Cymäus entwarf, und der den Kaiser zum direkten Abkommen eines korsikanischen Königs Strabo, besagten Strabo jedoch zu einem Sohn des Herkules machte. Viele Deutsche trieben es wie die Hamburger, von denen der Schauspieler Costenoble in seinem Tagebuch erzählt: Als die Franzosen von Hamburg ab- und die Russen dort einzogen, wurde eine Festvorstellung im Theater gegeben, die russische Trikolore bejubelt und auf den Zetteln das „Monsieur", „Madame" und „Demoiselle" in deutsches Herr, Frau und Fräulein übersetzt; als die Franzosen wiederkehrten, wurde die französische Fahne auf derselben Bühne bejubelt und die Schauspieler erhielten wieder ihre französische Ansprache.

Unter den wenigen deutschen Schriftstellern, die Napoleon und die französische Fremdherrschaft in Deutschland vom ersten bis zum letzten Tage unbeugsam bekämpften, hat die Nachweilt einen zu nennen fast vergessen, der auf das breite Publikum einen mächtigen Einfluß hatte und ihn auch in diesem politischen Kampfe bewährte. Das war August von Kotzebue. Einseitig haben ihm literarische und politische Gegnerschaft und die Literaturgeschichte einen schweren Makel angeheftet, den erst die unbefangenere Kritik der jüngsten Zeit löschte. Man hielt lange an der Fabel fest, daß der Dolch des fanatischen Studenten Sand in dem Verspotter der Burschenschaft einen russischen Spion gemordet habe, während Kotzebue, von Jugend auf in russischen Staatsdiensten, ein unsauberes Amt nicht bekleidete, jedoch freilich im Osten die Fühlung mit dem westlichen Zeitgeiste mehr und mehr verloren hatte.

Die Gerechtigkeit gebietet, einmal festzustellen, daß im papierenen Kampf gegen Napoleon kaum ein anderer so stark auf die Leserschaft gewirkt hat, wie Kotzebue, der sich mit Vorliebe der Waffe des Witzes, eines ätzenden, zuweilen grimmigen Witzes, bediente. Kotzebue war von Napoleon keineswegs persönlich beleidigt worden. Im Gegenteil, im Jahre 1804 begegnete der damalige „erste Konsul" dem gerade in Paris weilenden Dichter mit Auszeichnung, er lud ihn zu Tisch, er liebte seine Schauspiele. Doch schon in seinem Buch „Erinnerungen aus Paris" übte Kotzebue scharfe Kritik an Napoleon, und seither schnellte er in vielen seiner Lustspiele spitze Pfeile gegen den Kaiser. Manche dieser Lustspiele wurden von den französischen Behörden für die deutschen Bühnen verboten. Gegen den kecken Dichter zog sich drohend das Ungewitter zusammen, so daß Kotzebue nach der Schlacht bei Jena aus Deutschland entfliehen mußte. Nun aber erst, auf seinem Landgut bei Reval, nahm Kotzebue den Kampf ernstlich auf. Er gab in den Jahren 1808 bis 1812 die Monatschriften „Die Biene" und „Die Grille" heraus, die er selbst von der ersten bis zur letzten Zeile schrieb. Da er die Blätter in Deutschland verbreitet sehen wollte, ließ er seine „Biene" zunächst mit feinem Stachel stechen. Die Zeitschrift wurde dennoch in Berlin, in Westfalen, in Sachsen streng verboten, was nicht hinderte, daß sie, mit Heißhunger begehrt, von Hand zu Hand ging. „Was hätte jetzt nicht die französische geheime Polizei darum gegeben", bemerkt Nicolai, „Kotzebues habhaft zu werden, weil man merkte, wie er wirkte, wenn auch vielleicht auf eine ganz eigene Art, nicht in Verbindung mit den still sich bildenden Vereinen."

Kotzebue selbst schrieb später über diese Zeit: „Bonaparte verfolgte mich bis in meine ländliche Einsamkeit in Esthland, und auf Begehren seines Gesandten wurde mir das Schreiben untersagt, eine Kränkung, welche mein Monarch durch Gnadenbezeugungen vertilgte, sobald er dem fremden Einfluß nachzugeben nicht mehr genötigt war. Jetzt darf ich, Gott sei Dank, ohne für meine Existenz zu zittern, mich des Bewußtseins erfreuen, dem Tyrannen nie gehuldigt und auf den Geist des Volkes zu einer Zeit gewirkt zu haben, als noch wenige es wagten."

Da Kotzebues politische Äußerungen die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung im Jahre 1813 ganz der Mann, um die den Franzosen ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrat erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartier und gab in Berlin eine Zeitung: „Das Russisch-deutsche Volksblatt",

heraus. Dieses Blatt hat nur 39 Nummern erlebt, die erste vom 1. April 1813 datiert; da es nur während des Krieges erscheinen sollte, machte ihm der Waffenstillstand im Juni ein Ende. Es hatte einen sehr großen Leserkreis. Im Aufruf an das deutsche Publikum schrieb Kotzebue: „Uns Deutschen ist jetzt zumut, wie armen Bergleuten, die in ihrem Schacht verschüttet wurden und nun plötzlich von außen zu ihrer Rettung arbeiten hören. Anfangs trauen sie ihren Ohren nicht — jetzt hören sie deutlich den Klang der Hämmer — die Hoffnung wächst! Die Retter draußen verdoppeln ihre Anstrengung; noch ein Schlag — und der erste Tagesstrahl dringt in die Gruft... Glück auf, liebe deutsche Brüder! Schöpft frischen Atem — Frieden und Freiheit wird Gott uns schenken."

Es war August von Kotzebue, der ungemein fruchtbare Dramatiker und Romanschreiber, ein zweifellos bedeutender Publizist. Seine Leichtigkeit des Ausdrucks, sein Witz, seine historischen Kenntnisse (hat er doch auch dickbändige geschichtswissenschaftliche Werke geschrieben!) verliehen seiner politischen Polemik eine ungewöhnliche Wirkung. Hier aber beschäftigt uns nicht so sehr die Persönlichkeit dieses Napoleon-Gegners, als der Eindruck, der sich aus den unmittelbaren Äußerungen eines geistvollen Zeitgenossen mit Hinsicht auf die Zeit der Unterjochung Deutschlands ergibt. Es ist natürlich nicht möglich, einen beträchtlichen Teil der Hunderte von kleinen Satiren, die die fünf Bände der „Biene" enthalten, hier wiederzugeben. Nur einige Pröbchen sollen für das Ganze zeugen.

Da findet man eine „Warnung an politische Journalisten", gerichtet an die Gilde derer, die ihren Mantel nach dem Winde hängen: „Ich bitte euch, meine Herren, nehmt euch in acht! Laßt euch nie auf Prophezeiungen, auf Behauptungen ein, von dem, was künftig geschehen oder ganz gewiß nicht geschehen werde. Il ne faut jurer de rien. Ihr könnt in große Verlegenheiten geraten, wenn ihr es wagt — auf die Autorität feierlich ausgesprochener, geschriebener oder gedruckter Grundsätze (und wären sie auch im Gesetzbuch gedruckt) — eine Meinung zu äußern, die ihr über kurz oder lang zurücknehmen müßt. Gewöhnlich habt ihr dann zuvor diese eure geborgte Meinung herausgestrichen, bis in den Himmel gehoben, und damit ein gnädiges Kopfnicken zu gewinnen gehofft. Aber plötzlich hat dieser Kopf, der da nicken sollte, sein System verändert; nun schüttelt er, und ihr seid verloren." —

Daran anknüpfend, zitiert Kotzebue eine Reihe von offiziösen Artikeln des „Politischen Journals", Jahrgang 1807, worin erklärt wird, man müsse darüber lachen, daß einige von der Wiedereinsetzung des Adels in seine Rechte träumen. Napoleon sei das Kind der Revolution, und die Abschaffung der legitimen Auswüchse liege im Geiste des napoleonischen Systems. Nun fragt Kotzebue, wie es der Offiziosus fertig bringen wolle, die neueste Erzeugung massenhafter napoleonischer Herzoge, Grafen, Barone und Ritter und die neuerdings gestifteten Adelsmajorate zu vertreten? — An anderer Stelle teilt er die Verordnungen des holländischen Königs von Napoleons Gnaden mit, die alle den Edelleuten gebührenden Titelansprachen sorgsam regelten. „Doch diesen leeren Klang" — sagt Kotzebue — „und einige andere unbedeutende Rechte könnte man den Adligen schon gönnen; wenn man aber liest, daß sie auch in den Kollegien den Unadligen vorgezogen werden sollen und wenn man vergebens die Einschränkung sucht: vorausgesetzt, daß sie auch an Verdiensten die Unadligen übertreffen, so kann man sich in der Tat nicht enthalten, darüber zu seufzen, daß der alte Sauerteig nicht gänzlich ausgefegt worden. Am lustigsten dabei ist die Geschmeidigkeit der deutschen politischen Schriftsteller, die dem Golde an Duktilität gleichkommt. Heute preisen sie himmelhoch die Abschaffung einer alten Form, und beweisen klar und bündig, daß dadurch für Europa ein neuer Glücksstern aufgegangen; aber wenn es morgen einem Machthaber beliebt, dieselbe alte Form wiederherzustellen, so preisen sie ebenso himmelhoch und beweisen ebenso klar und bündig, daß ohne dieselbe Europa gar nicht hätte bestehen können. O ihr kläglichen Menschen! Selbst diejenigen, denen ihr Weihrauch streut, können euch unmöglich achten."



An Kaiser Franz von Österreich, der seine Tochter Maria Luise an Napoleon verheiratete, ist die folgende kleine Reminiszenz gerichtet: „Vor uralten Zeiten verheerten bisweilen Drachen oder dergleichen Ungeheuer ganze Königreiche. In solchen Fällen pflegte der König zu proklamieren: daß derjenige tapfere Ritter, der sein Reich von dieser Landplage befreien würde, seine schöne Prinzessin Tochter zur Gemahlin erhalten sollte. Allein man liest nirgend, daß, wenn die Hoffnung auf eines Ritters Hilfe fehlschlug, der König sodann die schöne Prinzessin dem Drachen selbst vermählt habe." —

Der Achtbrief gegen den Freiherrn von Stein erfuhr in der „Biene" folgenden Kommentar: „Nr. 2 des Hamburger Unparteiischen Korrespondenten liefert den Armeebefehl, durch welchen „ein gewisser Stein" (le nommé Stein), weil er Unruhen in Deutschland zu erregen suchte, für einen Feind Frankreichs und des Rheinischen Bundes erklärt wird. Er soll ergriffen werden, wo man seiner habhaft werden kann. Das ist eine Achterklärung, und es ist interessant, die Formel mit der zu vergleichen, die vor tausend Jahren üblich war. Man bemerkt hier sogleich, wie viel milder und humaner in unserem Zeitalter solche Dinge ausgedrückt werden. Der gewisse Stein wird nicht in des Teufels Namen auf die vier Straßen der Welt verwiesen, sein Fleisch wird nicht den Tieren in den Wäldern, den Vögeln in der Luft, den Fischen im Wasser zugeteilt, sondern es heißt ganz einfach: er soll ergriffen werden, wo man ihn findet. Noch hat man ihn nicht ergriffen, aber selbst wenn es geschehen sollte, wird man ihn vermutlich nur erschießen und dann begraben ... Übrigens scheint es fast — so schwer auch das Schicksal ist, den Zorn des größten und mächtigsten Monarchen zu tragen — daß ein Schwärmer, wie dieser gewisse Stein, leicht eine Art von Ruhm darin finden könnte, als ein einzelner Privatmann für einen Feind Frankreichs (der großen Nation) und des Rheinischen Bundes erklärt zu werden."

Und nun blind noch einige Partherpfeile aus dem Köcher gegriffen!

„In dem Dankgebet, welches im Württembergischen wegen der französischen Siege dem Himmel dargebracht worden (während die Österreicher wegen der österreichischen Siege den Himmel gleichfalls bekomplementierten!) wird gesagt: Österreich habe die verderbliche und völkerrechtswidrige Absicht gehabt, Aufruhr zu erregen. — Es ist höchst erfreulich, das Völkerrecht hier anerkannt zu sehen; denn allerdings ist das Aufruhrerregen keine edle Waffe und nur dann zu entschuldigen, wenn sie als Repressalie gebraucht wird; zum Exempel: als Napoleon der Große die Ungarn aufforderte, ihren rechtmäßigen König abzusetzen und einen anderen an dessen Stelle zu erwählen. — Ferner empfiehlt das Dankgebet mit löblicher Wärme Gehorsam gegen die Obrigkeit, weil sie Gottes Bild trage. Es ist nur zu bedauern, daß die Verblendeten, welche der Obrigkeit den Gehorsam versagen, nicht die besten Kopien von Gottes Bild zu erblicken glauben und bisweilen wohl gar so frech sind, zu behaupten, man müsse darunter schreiben: Das soll Gottes Bild sein."

„In Verona wurden zwei Männer zum Tode verurteilt wegen Verbrechen des Hochverrats, nämlich wegen Anhänglichkeit an ihre alte Verfassung, welche die Verblendeten wieder herstellen wollten. Vor wenigen Jahren wären sie auch zum Tode verurteilt worden, wenn sie keine solche Anhänglichkeit bewiesen hätten. Daraus mag man sich die Lehre nehmen, daß man in diesen Tagen weder aus Neigung noch aus Grundsätzen an einer gewissen Ordnung der Dinge hängen, sondern stets bereit sein müsse, sie jauchzend gegen eine andere zu vertauschen."

„In Nr. 191 des Hamburger Unparteiischen werden Betrachtungen über das Schicksal der Provinzen Salzburg und Berchtesgaden angestellt. Vor acht Jahren, heißt es, hatte jene noch einen Erzbischof, diese einen gefürsteten Abt. Im Lüneburger Frieden bekam Salzburg der Erzherzog Ferdinand für Toskana. Im Preßburger Frieden vertauschte es dieser gegen Würzburg an Kaiser Franz. Im Wiener Frieden wurde es dem Kaiser Napoleon zur Disposition überlassen. Freilich sollte man glauben, die guten Salzburger wüßten nicht



mehr, wo ihnen der Kopf steht. Aber das ist eben das Bewundernswürdigste und Liebenswürdigste an den Deutschen, daß sie in jeder Lage der Dinge ihre Köpfe gleich wieder zu finden wissen, und wenn man sie ihnen auch abgerissen hätte, um Kegel damit zu schieben. Ich wette, die Salzburger haben ihren Erzbischof geliebt, haben den Erzherzog Ferdinand angebetet, haben den Kaiser Franz mit Entzücken aufgenommen, haben dem Kaiser Napoleon entgegengejubelt, und werden nun dem Könige von Bayern, der ihnen vermutlich zum fünften Herrn in acht Jahren bestimmt ist, durch weißgekleidete Jungfrauen Blumen streuen lassen.“

„Das Schreiben ist bekanntlich, seitdem der Buchhändler Palm seinen verdienten Lohn erhalten, sehr heilsam eingeschränkt worden. Jetzt kommt die Reihe an das Reden. Dem Militär wurde bei der Parade befohlen, nicht über politische Gegenstände zu schwatzen. Im Württembergischen wurde das unzeitige Raisonnieren verboten, ohne jedoch zu bestimmen, wann das Raisonnieren zeitig sei. In Frankfurt, Hannover, Hamburg, Würzburg, Nürnberg geschah ein Gleiches. Es heißt, wenn das Schreiben und Reden erst völlig ausgerottet sein werde, so wolle man auch das unzeitige Seufzen und Weinen untersagen.“

In einer fortgesetzten Chronik als Kalendarium verzeichnet Kotzebue die täglichen furchtbaren Lasten und Kriegskontributionen, die den Deutschen, Italienern und Spaniern von den Franzosen auferlegt wurden, und die an allen Ecken der Welt verübten Grausamkeiten und Greueltaten. Dann fährt er fort: „Hingegen ist nicht zu leugnen, daß viel Schönes, Großes und Gutes in den letzten sechzehn Wochen geschehen ist. In Florenz wurde ein sechstes Lotto errichtet, wo man viel Geld gewinnen kann. Die Mainzer Domherren wurden versorgt, welches allen ostpreußischen hungernden Beamten zu einigem Trost gereicht. In Paris wurde die wichtige Erfindung gemacht, graue Haare schwarzbraun und schwarz zu färben, eine für unsere Zeit köstliche Erfindung, da jetzt so viele dunkle Haare sich in graue verwandeln.“

Auf schmähliche Vorgänge im Jahre 1806 bezieht sich die Notiz: „Es wird als etwas Besonderes angeführt, daß ein englischer Lugger, nachdem er im Gefecht mit einem französischen Kaper alle seine Kartätschen verschossen hatte, endlich mit Geld schoß. Das mag vielleicht auf der See sich zum erstenmal zugetragen haben, auf dem Lande ist es aber gar nicht ungewöhnlich, und es sind auch in den neuesten Zeiten manche Festungen mit Geld beschossen worden.“

Der napoleonischen Preßfreiheit, die die Einschränkung enthielt, daß Verletzungen der „Ehrerbietung gegen den Fürsten“ wie Verbrechen gegen den Staat zu ahnden seien, setzt Kotzebue entgegen: Es gehe nicht an, daß eine Person Kläger und Richter zugleich sei. Bei solchem Zustand würde bald jede Meinung, die sich gegen die Meinung des Fürsten richte, verfolgt werden. „Dem einigermaßen vorzubeugen, wäre wohl erforderlich, so oft die Person des Fürsten durch die Preßfreiheit sich angetastet glaubt, die Entscheidung einer auswärtigen Universität zu überlassen. Am allerbesten aber, wenn der Fürst, nach dem Beispiel Friedrichs des Großen, seine Person gar nicht unter die Ausnahmen stellt, albernes Geschwätz verachtet, hingegen gründliche Bedenklichkeiten in der Stille beherzigt.“

Das von Napoleon großgezüchtete Denunziantenwesen — eine der bösesten seiner Früchte — wird in der „Biene“ wiederholt glossiert. Einmal bei Gelegenheit des furchtbaren Brandschatzungsbefehls, der den deutschen Bürgern die doppelte Besteuerung auferlegte und im Zusatz die Aufforderung an jedermann enthielt, die unbekannten Schulden des Nachbars anzugeben, wofür der Angeber fünfzehn Prozent vom Kapital und den vierten Teil der rückständigen Zinsen erhalten sollte. „Man kennt,“ sagt Kotzebue, „den niederträchtigen Eigennutz der Menschen; um 15 Prozent von einem Kapital zu erhaschen, verraten sie Vater und Mutter. Man sieht aber auch, wie arg die — Schuldner in den eroberten Ländern es müssen gemacht haben, da selbst derjenige Monarch, von dem — sein eigener Senat einst rühmte: er habe die Moralität vom Abgrund gerettet, zu einer solchen Maßregel sich entschließen mußte ...“

Wer weiter sucht, findet in der „Biene“ auch allerlei allegorische Geschichtchen, so u. a. die Biographie des furchtbaren persischen Bluthunds Thomas Kuli-Chan, oder Gleichnisse aus der Naturgeschichte, von denen eines zum Abschluß dieser kurzen Auswahl hierher gesetzt sei:

„Auf den Molucken gibt es eine große Schlange ..., die, wenn sie hungrig ist, sich einer seltsamen List bedient, um sich Nahrung zu verschaffen. Sie sucht nämlich gewisse würzreiche Kräuter, die sie verschluckt. Dann windet sie sich einen Baum hinan, der am Wasser steht, speit das Verschluckte wieder aus, und sogleich sammeln sich Fische, die es verschlingen und dermaßen davon betäubt werden, daß die Schlange mit ihnen machen kann, was sie will. — So verschluckt ein Despot die wahre Ehre, speit sie vergiftet wieder aus und fängt damit die dummen Fische ...“

Neben den Freiheitsliedern, die vor einem Jahrhundert erklangen und heute im Gedächtnis fortleben, verdienen die hier ausgegrabenen satirischen und pasquillanten Stichproben Beachtung — als Stimmen der Zeit, ob sie auch nur von der Stimme eines Einzelnen gesprochen waren.

Hermann Kienzl

Die Zukunft des Angelsachsentums

Im Jahre 1908 wanderten aus Großbritannien 91 000 Menschen mehr aus als ein, 1909 140 000, 1910 234 000, 1911 262 000. Während des Jahrzehnts 1890—1900 hatte die Auswanderung durchschnittlich jedes Jahr weniger als 132 000 betragen; in den fünf Jahren 1900—1905 durchschnittlich weniger als 90 000. Von den 262 000 im Jahre 1911 Auswandernden nahmen die Vereinigten Staaten 50 000 auf; alle übrigen, mit Ausnahme von 2000, gingen nach englischen Kolonien, 135 000 nach Kanada, 66 000 nach Australien, 8000 nach Südafrika. Es ist jedoch anzunehmen, daß die kolonialen Auswanderungsagenten, von denen die britischen Inseln jetzt heimgesucht werden, in wenigen Jahren aus England alle brauchbaren Kolonisten herausgeholt haben werden. Aber abgesehen davon: was bedeuten bei der großen Ausdehnung der überseeischen Besitzungen Großbritanniens die paar hunderttausend Menschen, die das Mutterland günstigstenfalls jährlich an sie abgeben kann, ohne seinen eigenen Bevölkerungsbestand zu verringern! Es leben weniger als 15 Millionen Weiße im ganzen britischen Weltreich außerhalb des Mutterlandes. Davon setzt sich der dritte Teil aus Fremden oder Leuten fremden Ursprungs zusammen. Im ganzen Weltreiche gibt es nur 55 Millionen Weiße britischer Abstammung. Was aber das Bedenklichste ist: die Geburtsziffer des Angelsachsentums sinkt in den Kolonien noch rascher als in der Heimat. Sie betrug in Australien und Neuseeland im Jahre 1871 noch 38 bzw. 40 vom Tausend, in den letzten Jahren dagegen nur noch 26 bis 27 vom Tausend. Das Commonwealth hatte 1891 3 183 237 Einwohner, 1901 3 773 248, 1907 4 221 713 und 1909 immer noch nicht mehr als 4 275 000. Viel rascher nahm die Bevölkerung Kanadas in den letzten 20 Jahren zu, aber nur dank einer von Jahr zu Jahr wachsenden Einwanderung, in der der britische Anteil einen immer kleiner werdenden Bruchteil bildet.

Kann nun das Angelsachsentum in den englischen Kolonien nicht von den Vereinigten Staaten her Anregung, Förderung und Zuwachs erfahren? Auch diese Möglichkeit zerrinnt bei näherem Zusehen in nichts. Die nordamerikanische Union hat längst aufgehört, englisch oder auch nur angloamerikanisch zu sein. Die „Aristokratie“ von Neuyork und Philadelphia ist vorwiegend holländischer Abstammung, die von Neuorleans nimmt französische Ahnen für sich in Anspruch, vierzig Hundertteile der Bevölkerung Chicagos sind deutsch oder deutschen Ursprungs, während die großen Staaten des Nordwestens: Wisconsin, Minnesota und Dakota

ihre rasche Entwickelung dem friedlichen Einfall Tausender deutscher und skandinavischer Bauern verdanken. Und wie rasch macht das altansässige Amerikanertum den „neuen“ Einwanderern Platz, die sich im Gegensatz zu den „alten“, die ganz überwiegend aus germanischen Ländern kamen, zu 80 % aus Süd- und Osteuropäern zusammensetzen! Drei Fünftel der in Fabriken und Bergwerken beschäftigten Arbeiter sind im Auslande geboren, ein Fünftel besteht aus Leuten, die in Amerika geboren, aber Kinder von Vätern sind, die einwanderten. Die Hälfte der fremden Lohnarbeiter besteht aus Süd- und Osteuropäern. Weniger als 20 % der gesamten in Bergwerken und Fabriken tätigen Arbeitskräfte sind geborene Amerikaner. Die landwirtschaftliche Bevölkerung der Union wäre schon längst im Rückgang begriffen, wenn sie nicht aus der „neuen“ Einwanderung immer wieder aufgefüllt werden könnte. Die Landarbeiter amerikanischer Herkunft wandern in die Städte ab, die tüchtigsten alten Farmer nach Kanada. Kanada nahm im Jahre 1910 gegen 160 000 Einwanderer aus den Unionsstaaten auf; es waren ganz überwiegend Abkömmlinge von in die Union eingewanderten Deutschen, Skandinaviern, Polen, Russen oder andern europäischen, nicht englischen Nationalitäten. In den Vereinigten Staaten wie in den englischen Kolonien ist der angelsächsische Bevölkerungsbestandteil der am wenigsten fruchtbare. Nach einigen Jahrzehnten mag die Tatsache, daß in Nordamerika das Englische die allgemeine Amts-, Geschäfts- und Umgangssprache bildet, nicht viel mehr Bedeutung haben, als daß in Mittel- und Südamerika mit Ausnahme Brasiliens das Spanische die gleiche Rolle spielt.

Man darf sich durch die glänzende politische Verkleidung und Ausrüstung nicht über das innere Siechtum der angelsächsischen Rasse täuschen lassen. Man vergleiche die Verhältnisse in Großbritannien mit denen im kleinen Belgien. Was bedeuten die politischen und wirtschaftlichen Hilfsmittel der Belgier gegenüber denen des meerbeherrschenden Albion? Aber Belgien ernährt durchschnittlich 225 Bewohner auf einem Quadratkilometer, ohne entfernt solches Massenelend, solche ausgedehnte Arbeitslosigkeit zu kennen wie England. Dieses könnte bei gleicher Bevölkerungsdichtigkeit 71 Millionen Menschen versorgen und versagt doch schon bei der Aufgabe, 45 Millionen anständige Lebensmöglichkeiten zu bieten. In den letzten 25 Jahren fiel die Geburtsziffer in Großbritannien um 6,3 vom Tausend, die Sterbeziffer um 4,9 vom Tausend. Der Rückgang der Geburten vollzog sich fast allein in den letzten fünf, der der Sterbefälle gleichmäßig in den letzten zehn Jahren. 1885 fügte eine Bevölkerung von 36 Millionen 448 000 Personen ihrem Bestande zu, 1911 eine Bevölkerung von nahezu 45 Millionen dem ihrigen nur 440 000. Rechnet man den Verlust durch Auswanderung ab, so bleibt ein Zuwachs von noch nicht 180 000. Die Sterbeziffer in England kann nicht mehr viel zurückgehen, während es für den Rückgang der Geburten so bald keine Grenze gibt. Und der dritte Teil der kaum noch wachsenden Bevölkerung Englands lebt nach zuverlässigen Ermittelungen in bitterster Armut.

Otto Corbach

Die Radioaktivität des menschlichen Körpers

„Jedes Menschenwesen besitzt eine seinen Körper umgebende Aura, die in ihrer Größe abhängig ist von dem Gesundheitszustand des Individuums. Wenn körperliches Leiden vorhanden, so verrät sie es, wie sie auch den Kenner nicht darüber im Zweifel läßt, ob er einen intelligenten oder einen stumpfsinnigen Menschen vor sich hat.“

Diese Sätze hat vor kurzem ein angesehener Londoner Arzt, Dr. Walter J. Kilner am dortigen St.-Thomas-Hospital, aufgestellt, dem es nach vierjährigen Studien und Experimenten anscheinend gelungen ist, das Vorhandensein einer dem normalen Auge unsichtbaren, jedes Lebewesen umgebenden Aura nachzuweisen. Die Untersuchungen, die Dr. Kilner zu

diesem bemerkenswerten Ergebnis geführt haben, sind von ihm — wie er angibt — vom rein medizinischen Standpunkt aus angestellt und nach streng wissenschaftlichen Regeln durchgeführt worden.

Zur Sichtbarmachung dieser Aura verwendet der genannte Entdecker eine Anzahl gläserner Schirme, die er Spectauranine nennt, und die etwa 10 cm hoch und 3,8 cm breit sind. Jeder dieser Schirme besteht aus zwei übereinander angeordneten Platten aus dünnem Glas, zwischen denen sich hermetisch verschlossen eine von Dr. Kilner entdeckte Substanz befindet, die das Sichtbarwerden der Aura ermöglichen soll. Die Schirme sind von verschieden abgetönter roter und blauer Farbe und können so dem jeweiligen Auge des Beobachters angepaßt werden.

Dr. Kilner hat nun auch bereits über seine Entdeckung eine größere Monographie veröffentlicht, die unter dem Titel: „The Human Atmosphere or the Aura made visible by the aid of chemical screens“ vor kurzem bei Rebman in London erschienen ist.

Um uns nun ein Urteil zu bilden über den Wert dieser Entdeckung, nehmen wir das bedeutendste Fachblatt für dieses Forschungsgebiet, die von dem bekannten Pariser Physiologen Prof. Dr. Charles Richet herausgegebenen „Annales des sciences psychiques“ zur Hand, in deren Septemberheft 1911 die Kilnersche Entdeckung von einer der ersten Autoritäten auf diesem Gebiet, Colonel Albert de Rochas, ausführlich besprochen wird. Rochas faßt dort das, was Dr. Kilner beansprucht, entdeckt zu haben, unter folgenden Gesichtspunkten zusammen:

1. Die Leuchtkraft des menschlichen Körpers.

2. Das Vorhandensein von bestimmten leuchtenden Zonen, die, den Konturen des Körpers folgend, diesen umgeben.

3. Die Verschiedenheit des Aussehens dieser Zonen je nach dem Gesundheitszustand und der Intelligenz der Personen.

4. Leuchtende Strahlen, die von den Fingern der Experimentatoren ausströmen.

5. Wirkung der chemischen Schirme, um die Sichtbarkeit dieser leuchtenden Zonen zu ermöglichen.

Alle diese hier erwähnten Erscheinungen sind nun aber, wie Rochas nachzuweisen sucht, denen, die sich mit den Aufgaben der metapsychischen Forschung beschäftigen, längst bekannt, zumal in Frankreich — meint Rochas —, wo diese Art von Forschung schon seit mindestens hundert Jahren mit Eifer betrieben wird.

In bezug auf Punkt 1: Die Leuchtkraft des menschlichen Körpers, erinnert Rochas an seinen Landsmann J. P. F. Deleuze, der in seiner 1813 erschienenen „Histoire du Magnétisme animal“ folgendes schrieb: „Die Mehrzahl der Somnambulen vermag ein leuchtendes glänzendes Fluidum wahrzunehmen, das ihren Magnetiseur umgibt und besonders stark aus dessen Kopf und Händen ausströmt. Mehrere unter ihnen gewahren dieses Fluidum nicht nur dann, wenn sie sich wirklich im Zustand des Somnambulismus befinden, sondern auch noch einige Minuten nachher, nachdem sie wieder aus diesem Zustand erwacht sind. Einige Personen sehen dieses Fluidum schon, wenn man sie nur wenig magnetisiert, ohne sie in Somnambulismus zu versetzen. Es sind mir sogar Leute vorgekommen, die dieses Fluidum wahrnehmen, wenn sie selbst andere Personen magnetisieren; aber diese Fälle sind selten.“

Weiterhin erinnert Rochas an den deutschen Chemiker Baron von Reichenbach, der sein ganzes in industriellen Unternehmungen erworbenes Vermögen den vierzig Jahre währenden Untersuchungen opferte, die er über die Strahlungen anstellte, wie sie bei Körpern von ganz bestimmter Struktur auftreten, bei Kristallen, Magneten, Pflanzen und Tieren. Er studierte diese Strahlungen an der Wirkung, die sie auf das Nervensystem sensitiver Personen ausüben, insbesondere auf deren Augen, wenn diese längere Zeit der Dunkelheit aus-

gesetzt waren. Die Versuche Reichenbachs wurden dann später von Henri Durville, dem langjährigen Leiter des Pariser Institut du Magnétisme, in ähnlicher Weise wiederholt und durch genauere Beobachtungen bestätigt. Im weiteren kommt Rochas dann auf seine eigenen Untersuchungen über die tieferen Zustände der Hypnose zu sprechen, deren überraschende Ergebnisse er in den folgenden kurzen Sätzen zusammenstellt:

a. Die Fähigkeit des Hellsehens, die die alten Magnetiseure den Somnambulen zuschrieben, tritt im allgemeinen nur in dem Zustand auf, den Rochas als den des Rapports bezeichnet. Sie verschwindet wieder, wenn der hypnotische Schlafzustand sich vertieft.

b. Bei sehr sensitiven Versuchspersonen kann man den Zustand des Rapports in irgend einem Organ, besonders im Gesichtsorgan, dadurch hervorrufen, daß man auf dieses Organ magnetisch einwirkt, während der übrige Körper im natürlichen Zustand verbleibt.

c. Unter diesen Bedingungen tritt bei einzelnen Personen momentan eine gesteigerte Reizbarkeit des Sehnervs ein, vermöge deren sie die Ausstrahlungen, von denen hier die Rede ist, bei vollem Tageslicht im gewöhnlichen Wachzustand zu sehen imstande sind.

Wir gelangen nun zu Punkt 2: Vorhandensein von bestimmten leuchtenden Zonen, die, den Konturen des Körpers folgend, diesen umgeben. Auf diese Erscheinung hat Rochas schon in seinem 1895 veröffentlichten Werk: „L'extorisation de la sensibilité" hingewiesen. Schon damals hatte er beobachtet, daß bei gewissen Individuen unter dem Einfluß einer kürzeren oder längeren Magnetisierung die ihren Körper umgebende leuchtende Aura sich loslöst, worauf sich dann allmählich verschiedene konzentrische Zonen von abnehmender Leuchtkraft bilden, die 6—7 cm voneinander abstehen, während die unterste Schicht nur etwa 3 cm von der Haut getrennt ist. Rochas hat zudem festgestellt, daß, während diese leuchtenden Zonen Stellen von maximaler Empfindlichkeit gegen Einwirkung von außen enthalten, die Haut selbst eine Zone von minimaler Empfindlichkeit bildet.

Was weiterhin den Punkt 3 betrifft: Die Verschiedenheit des Aussehens dieser Zonen je nach dem Gesundheitszustand und der Intelligenz der Personen, so hat der am Charité-Krankenhaus in Paris wirkende Dr. med. Luys schon vor längerer Zeit festgestellt, daß die rechte Seite des menschlichen Körpers für das hellsichtige Auge blau gefärbt erscheint. Ebenso zeigen die Augen, Ohren, Nasenlöcher und Lippen eine blaue Strahlung, und diese blaue Strahlung ist um so intensiver, je kräftiger das Individuum ist. Der linken Seite des Körpers entströmen dagegen Strahlen von rötlicher Färbung, deren Intensität ebenfalls abhängig ist von dem Gesundheitszustand des Individuums. Bei Hysterikern sowohl männlichen wie weiblichen Geschlechts erscheint die rechte Seite violett gefärbt; bei Paralytikern, deren Nervenkraft stark geschwächt ist, sind die leuchtenden Farben der Haut stark mit schwarzen Punkten durchsät. Derselbe Dr. Luys hat ferner konstatiert, daß die Strahlungen des Auges noch einige Stunden nach dem Tode fortdauern und daß, wenn man den Schädel eines lebenden Tieres öffnet, der rechte Gehirnlappen in schönem Blau und der linke in schönem Rot erscheint, und zwar so lange, bis alles Leben vollständig erloschen ist. Dies beweist, daß hinsichtlich dieser Strahlungen das Gehirn keine solche Kreuzung vornimmt, wie bei den Vorgängen sensitiver und motorischer Natur. Haben wir es mit einer Person zu tun, die mehr oder weniger taub ist, dann erscheint die leuchtende Strahlung des Ohrs bedeutend herabgesetzt.

Interessant ist auch, was sich in dieser Hinsicht an Fischen zeigt. Ein lebender Fisch entwickelt außerhalb des Wassers eine Strahlung, ganz analog der, die bei anderen Tierklassen beobachtet wird. Sobald man aber den Fisch wieder ins Wasser setzt, so verschwindet diese Strahlung. Sie löst sich anscheinend im Wasser auf.

Zu Punkt 4: Leuchtende Strahlen, die von den Fingern der Experimentatoren ausströmen, wird bekanntlich von vielen Heiligen, deren Ge-

schichte uns überliefert ist, Ähnliches berichtet. So wird vom heiligen Marion von Regensburg, vom heiligen Fintan von Schottland, vom heiligen Comgall von Island und noch von einigen andern erzählt, daß bei ihnen die linke Hand nachts leuchtend geworden sei, so daß diese Männer bei den Strahlen dieses Lichts imstand gewesen sein sollen, Bücher zu lesen oder zu kopieren.

Ein bekannter und sehr angesehener Forscher auf dem uns hier beschäftigenden Gebiet, Dr. med. Joseph Maxwell in Paris, soll neuerdings, wie Rochas schreibt, ein Verfahren angegeben haben, das es jedermann ermöglicht, die seinen Fingern entströmenden unsichtbaren leuchtenden Strahlen wahrzunehmen. Es soll sich dabei um einen einfachen schwarzen Schirm handeln, vor den die Finger in geeigneter Weise gehalten werden müssen. Worin diese geeignete Weise besteht, gibt Rochas leider nicht an. Diese Sache klingt wenig glaubwürdig.

Was endlich Punkt 5: Die Wirkung der chemischen Schirme, um das Sichtbarwerden jener leuchtenden Zonen zu ermöglichen, anlangt, so haben französische Experimentatoren, insbesondere der oben genannte Henri Durville, zu demselben Zweck phosphoreszierende Schirme angewandt. Also auch hierin hat Dr. Kilner Vorgänger. Allerdings ist man mit diesen phosphoreszierenden Schirmen nicht weiter gekommen. Denn das Phosphoreszenzlicht beeinträchtigt natürlich die Leuchtkraft des Körpers, den man ihnen aussetzt.

Rochas erwähnt schließlich noch seine eigenen Versuche nach dieser Richtung, bei denen Uranglas in Anwendung kam, dem er ursprünglich die Wirkung zugetraut zu haben scheint, daß es die hohe Schwingungsfrequenz dieser Strahlen soweit vermindere, daß sie dem Auge sichtbar werden. Diese Vermutung traf aber offenbar nicht zu. Denn die von Rochas angestellten Versuche verliefen vollständig ergebnislos. Nach englischen und amerikanischen Berichten zu urteilen, scheinen nun aber Dr. Kilners Versuche mit den sogenannten Spectauraninen wirklich befriedigende Resultate ergeben zu haben. Es bleibt nur zu wünschen, daß man diese Versuche in Deutschland an maßgebender Stelle nachprüft, und das wird wohl nicht lange ausbleiben. Dann werden wir ja hören, was an der Sache ist.

Ludwig Deinhard



Kinderschutz

Wieder hören wir von entsetzlichen Kindertragödien. Die Zeitungen brachten die Gerichtsverhandlungen der Fälle Jahns und Graetz, Fälle, wie wir sie in ihrer erschütternden Tragik sich fast täglich vor unsern entsetzten Augen abspielen sehen. Aber diese Fälle verschwinden fast in unserer Erinnerung, wenn wir lesen, daß ein Vater sein vierjähriges Söhnchen erhängte und die Absicht hatte, auch seine Frau und seine andern Kinder zu töten, und daß eine Mutter, verzweifelt über die von ihr und ihren Kindern erduldeten Mißhandlungen, ihre fünf Kinder in einer Badewanne ertränkte.

Auch in unsern Annalen steht die Geschichte eines unmenschlichen Vaters, der sein Kind an der Tür aufgehängt hatte, und wenn dieses auch im letzten Augenblick noch von der Mutter gerettet wurde, so sind die Fälle, die mit dem Tode eines Kindes endigen, durchaus nicht vereinzelt. Die Verzweiflungstat jener unglücklichen Frau hat jedoch bisher nicht ihresgleichen in der Geschichte des Kinderschutzes gehabt. Unser Herz krampft sich zusammen, wenn wir uns die Einzelheiten jener Tragödie ausmalen, und wir wünschen im stillen, die Ärmste möge bereits in geistiger Umnachtung gehandelt und der Schleier des Vergessens sich für immer über ihr Erinnerungsvermögen gebreitet haben.

Aber bis ins tiefste Innere erschüttert können wir, die wir die verantwortungsvolle Arbeit des Kinderschutzes übernommen haben, uns der Frage nicht erwehren: Mußte es

sein? Konnte eine solche Tat in dem sogenannten Jahrhundert des Kindes nicht vermieden werden? Ist sie nicht ein schwerer Vorwurf für jeden, der gleichgültig der Not der Kinder fernsteht?

Wie oft, wenn wir die bitteren Leiden der gequälten Kinder beschrieben und um Hilfe gebeten haben, erhielten wir die Antwort: Es ist ja unmöglich, daß es so unnatürliche Eltern gibt. Wie oft wurde uns gesagt, der Verein unterstütze die Bosheit und den Leichtsinn, die Eltern mißhandelten die Kinder nur, damit der Verein sie ihnen abnähme (!). Wie oft haben wir diesen Vorwurf zu widerlegen gesucht, und wenn er selbst in einem vereinzelten Falle begründet wäre, würde dies nicht ein Beweis einer geradezu raffinierten Roheit sein?

Immer wieder haben wir um Anzeigen gebeten, immer wieder darauf hingewiesen, daß wir jeden gemeldeten Fall so schnell wie möglich untersuchen, daß wir nie einen Namen nennen, daß wir die mißhandelten Kinder, wenn es irgend möglich ist, sofort aus ihrer Umgebung herausnehmen, daß unser Bureau im Französischen Dom am Gendarmenmarkt täglich von 9 bis nach 3 Uhr geöffnet ist, und trotzdem spielen sich diese Martern in unserer nächsten Nähe von uns ungewußt ab.

Im vergangenen Jahre wurden 801 Fälle bei uns gemeldet, wir haben das Schicksal von 1362 Kindern zu bessern gesucht und von diesen 553 teils selbst als Pflegekinder übernommen, teils für sie städtische oder sonstige Fürsorge erlangt. Außerdem hatte der Verein 242 Pflegekinder aus den früheren Jahren zu versorgen.

Als ich in der letzten Generalversammlung diese Zahlen vortrug und erwähnte, der Verein habe in den letzten drei Jahren ebenso viele Fälle bearbeitet, wie in den ersten zehn, wurde dies als ein Ansporn zu noch eindringlicherer Arbeit angesehen und eine größere Werbung als bisher beschlossen. Wir haben 40 000 Flugblätter drucken lassen zur Verteilung in den ärmsten Stadtteilen, wir bereiten einen Anschlag vor und haben die Zahl der Meldestellen bedeutend erweitert. Ob wir unsern Zweck damit erreichen werden?

Aber vor allem fehlt es uns an Mitgliedern, an zahlenden und an mitarbeitenden; wir haben in Berlin mit seinen Vororten kaum 1500, und wir sollten die zehnfache Zahl haben, um wirklich dem Kinderelend abzuhelfen. Das scheint übertrieben, aber ist es nicht, und das Beispiel von Amerika und England, wo jeder Gebildete dem Kinderschutz angehört, und wo jeder, auch der kleinste Ort seinen Verein „for the prevention of cruelty to children" hat, zeigt, daß dies das einzig wirksame Mittel ist. Dort gehören Kindermißhandlungen jetzt zu den Seltenheiten und werden jedenfalls sofort angezeigt, ehe es zu Katastrophen kommt. Warum soll dies bei uns unmöglich sein?

Unsere Drucksachen stehen jedem jederzeit zur Verfügung. Die letzte Mitteilung bringt 15 Fälle, keine sensationellen, wie sie, Gott sei Dank! doch zu den Seltenheiten gehören; es ist weder das Kind von 7 Monaten erwähnt, das mit gebrochenem Oberschenkel und vernarbten Wunden im Krankenhause liegt, noch jenes Mädchen, das als Opfer eines lasterhaften Vaters wahrscheinlich für ihr ganzes Leben physisch und moralisch zugrunde gerichtet ist. Es sind nur die Fälle, wie sie immerfort vorkommen, und die wir nach besten Kräften zu heilen suchen.

Doch dazu bedürfen wir vieler anstrengender Arbeit und großer Mittel, und besonders um diese möchte ich bitten. Trotz des liebenswürdigen Entgegenkommens der Behörden gelingt es uns in vielen Fällen nicht, Pflegegelder für unsere Zöglinge zu erhalten, obwohl unsere Tätigkeit und besonders auch unsere vorbeugende Arbeit, auf die wir das größte Gewicht legen, überall anerkannt wird. Gerade unsere Arbeit bedingt schnelle Hilfe. Wir suchen zuerst die Kinder aus ihrer Not zu befreien, und die Beschaffung der Mittel für ihren Unterhalt ist erst die zweite Frage. Bis diese geregelt ist, vergehen oft viele Monate, und für viele Kinder wird sie überhaupt nicht geregelt, sie müssen auf Kosten des Vereins erzogen werden, wenn sie nicht zugrunde gehen sollen.

Wir haben schon das vergangene Jahr mit einem Defizit abgeschlossen, und ein größeres droht uns. Darum richte ich an alle, die ein Herz für Kinderelend haben, die dringende Bitte: „Helfen Sie uns!“ Wir sind für jede, auch die kleinste Gabe dankbar, denn jede hilft uns, den Kampf gegen die Roheit und Gemeinheit weiter führen.

Marie Sprengel, Geschäftsführerin des Vereins zum Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung.



Nässeperiode 1912

Die anormalen Witterungsverhältnisse des verflossenen „Sommers“ haben im Tier- und Pflanzenreiche merkwürdige Folgeerscheinungen gezeitigt, wie sie der Naturforscher seit Jahrzehnten nicht hat beobachten können.

Gewaltig waren die Regenmassen, die während des Sommers 1912 auf die Erde niedergegangen sind. Für Deutschland geben ein gutes Bild die Niederschlagsmessungen, die seit dem Jahre 1897 im botanischen Garten der Forstakademie in Münden täglich vorgenommen werden. Diese Messungen haben ergeben, daß seit Einführung derselben noch kein Monat so viel Niederschläge gebracht hat wie der Monat August 1912. Bis dahin war der Juli 1906 der regenreichste gewesen, aber dieser Monat wird mit seinen 175 Millimeter Niederschlägen durch den August 1912, der 200,5 Millimeter Niederschläge brachte, weit in den Schatten gestellt. Von den 31 Tagen des Monats waren nur 5 regenfrei. An den anderen Tagen waren reichliche Niederschläge zu verzeichnen. Im Jahre 1911 wies der August nur 7 Regentage auf, die zusammen nur 37 Millimeter Niederschläge brachten. So viel hat diesmal ein einziger Tag, nämlich der 24. August, gebracht. In der angegebenen Beobachtungsperiode ist die Regenmenge des Monats August nur viermal über 100 Millimeter bis zur Höhe von 125 Millimeter gestiegen. Sonst hat sie stets weniger als 82 Millimeter betragen.

Die Wirkung dieser Nässeperiode hat sich im Säugetierreich in mannigfacher Weise bemerkbar gemacht. In ganz Mitteldeutschland konnte man beobachten, daß sich vielfach die Fledermäuse am hellen Tage aus ihren Verstecken herauswagten und an halbwegs dunklen Orten der Insektenjagd oblagen. Die Insekten waren durch Nässe und Kälte stark dezimiert, und namentlich die Fluginsekten verließen wegen der beständigen Regenniederschläge nur ungern ihren Standort. Dadurch war die Nahrungsaufnahme der Säugetiere, die auf Fluginsekten angewiesen sind, recht beschränkt, und die Fledermäuse litten Hunger. Dieser zwang sie zur Jagd zu ungewöhnlichen Zeiten. Ich selbst stellte diese Tatsache zweifellos fest in den Kreuzgängen des alten und noch jetzt bewohnten adeligen Damenstifts in Fischbeck bei Hameln, das, seit 1904 unter der Schirmherrschaft des deutschen Kaisers stehend, einen großen Kreuzgang-Komplex zwischen der ganz wunderbaren altromanischen Kirche und den Stiftsgebäuden besitzt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Kreuzgänge in den Wesergegenden (Kloster Möllenbeck, Fischbeck, Corvey) allgemein diesem nützlichen Zweck dienten. Wer sich in der Mitte der nicht sehr breiten Kreuzgänge aufhielt, konnte die niedlichen Flattertiere ganz nahe an seinem Gesicht vorbeihuschen sehen. In Fischbeck handelte es sich, soweit ich das beobachten konnte, um die große Hufeisennase (Rhin. ferrum equinum) und die kleine Zwergfledermaus (Vesp. pipistrellus). Ob Fledermäuse aus Nahrungsmangel zugrunde gegangen sind, ließ sich nicht feststellen; die Tiere verkriechen sich, wenn sie Todeswehen verspüren, in die unzugänglichsten Winkelchen.

Im Vogelreich waren es die Turmschwalben (Cypselus apus), die in Massen dahinstarben infolge Hungersnot. Die armen Tierchen fanden nicht die genügende Insekten-

nahrung. Eine Reihe von Vögeln, darunter eben wieder die Turmschwalben, ist in diesem Jahre früher nach dem Süden abgezogen als in sonstigen Jahren. Der Cypselus zieht bei normalen Verhältnissen gewöhnlich, und zwar ziemlich konstant, um bestimmte Zeitpunkte im August (1.—10. August), die nach dem Norden und Süden Deutschlands etwas schwanken („Unsere einheimischen Vögel“, Heimatverlag, Gera). Diesmal hat uns dieser schneidigste und stürmischste, unermüdlichste und ausdauerndste unserer Flieger (aber nicht der schnellste, wie ihn Dr. Floericke irrtümlich nennt, der schnellste deutsche Flieger ist sicher und erwiesenermaßen der Lerchenfalke) um 12—14 Tage früher verlassen als im vorigen Jahre.

Im Insektenreiche war allgemein das verschwindend spärliche Auftreten vieler Arten zu beobachten. Bei den Bienen wurden ganz besondere Beobachtungen gemacht. Sie haben allgemein durch ganz Deutschland hin bereits im August eingewintert. Das ist ein ganz ungewöhnlich früher Termin, um zwei Monate zu früh. Diese Beobachtung wurde z. B. gemacht in den Gebieten von Schaumburg-Lippe, von Kreis Grafschaft Schaumburg rechts und links der Weser, von Lippe-Detmold. Natürlich haben sich ja die Tiere durch die schlechte Witterung, die Nässe, die in ihrem Gefolge eintretende Kälte — an der mittleren Weser hatten wir anfangs September tagsüber 8 Grad und nachts 5 Grad Wärme — geradezu täuschen lassen. Sie hatten die Empfindung, daß wirklich die kalte Jahreszeit, die wir Winter nennen, schon nahe. Diese Empfindung wird m. E. sowohl den Insekten wie den Vögeln übermittelt nicht durch den tatsächlichen Bestand der Temperatur — niedrige Grade —, sondern durch das allmähliche Herabgehen der Temperaturen. Dadurch bestimmt sich m. E. auch der Termin für die früh abreisenden Vögel.

Auch für das Pflanzenreich hat die andauernde Nässe ungewöhnliche Folgen gebracht. Vor allem schossen die Pilze in erstaunlichen Massen aus dem Boden und entwickelten sich hier und da zu ungewöhnlich umfangreichen Exemplaren. So nahm auf dem Eiberg bei Calmbach der rote Fingerhut (Digitalis purpurea) in diesem Jahre infolge der großen Niederschläge über mannshohe Dimensionen an. Diese Riesenpilze waren zwar sehr hoch, aber nicht so kräftig wie in früheren Jahren, sondern eher schmächtig. Die Blütenäste suchten sich vielfach vor Regengüssen zu schützen, indem sie sich ellenbogenartig einzogen. Noch mehr! Noch Ende August, als die Blütezeit längst vorüber war, zeigten die Spitzen der Blütenäste noch zahlreiche Blüten, die frisch waren, also der Befruchtung harrten, die des allzu häufigen Regens wegen nicht vor sich gehen konnte. Und wie suchten sich diese Blüten vor dem Eindringen des Wassers zu schützen! Einmal hingen die Glocken abwärts. Da aber nach jedem Regen ganze Nebelschwaden vom Boden sich erhoben, so bogen sie die Unterlippe so stark einwärts, daß sie gleichsam einen Deckel bildete und die Blütenglocke vollständig verschloß. An verschiedenen dieser geschlossenen Blüten wurde nun auf der Seite des sog. Saftmals ein stattliches ovales Loch sichtbar, das von irgendeinem Insekt, das die Befruchtung vollzog, herrührte; denn die Glocke begann bereits zu welken. Auf diese Weise half sich die Natur!

W. Schuster, Pfarrer



Der Kampf gegen die Mietskasernen

Bei der Erörterung über den Geburtenrückgang in Deutschland ist gerade von Regierungsseite der Kampf gegen die Mietskaserne als eines der wirksamsten Gegenmittel gegen die fortschreitende Verringerung des Geburtenüberschusses bezeichnet worden. Inzwischen hat die Arbeiterschaft selbst in aller Stille einen sehr beachtenswerten Vorstoß nach dieser Richtung hin unternommen: in Britz, einem Vorort Berlins, ist soeben eine Kleinhaus-Siedelung größeren Stils der Benutzung übergeben worden. Damit hat der

wichtige soziale Versuch, die an gesundheitlichen Schäden reiche Mietskasernenwohnung durch das Einfamilienhaus zu ersetzen, ihre erste Erfüllung gefunden.

Das Terrain, das die vornehmlich aus gehobenen Arbeitern bestehende Baugenossenschaft „Ideal“ zu dieser Anlage verwendet hat, umfaßt rund 50 000 Quadratmeter. Allerdings hat der Geviertmeter immer noch 21 Mark gekostet, die Quadratrute 300 Mark. Auch sind der Genossenschaft die Baumaterialien deswegen nicht eben billig zu stehen gekommen, weil sie in ihren Abmessungen und Stärken ganz auf die fünfstockige Mietskaserne zugeschnitten sind und zum Teil besonders hergestellt werden mußten. Um so erfreulicher ist es, daß es trotzdem der Genossenschaft gelungen ist, das Einfamilienhaus an eine Stelle zu setzen, wo der weniger sozial denkende und weniger geschickte Bauunternehmer geglaubt hätte, ohne kasernenartige Hochbauten finanztechnisch nicht fertig werden zu können.

Die hauptsächlichen Formen der Wohnungen sind nun folgende:

Eine Wohnung nach Grundriß 1 = Wohnstube, Küche, großes Schlafzimmer, Kammer für zwei Betten, Bad, Warmwasserversorgung mittels Gasdruckautomaten, eigene Waschküche, ein eigener Keller, eigener Trockenboden und Garten mit Veranda kostet monatlich 40 Mark. (Nutzfläche 58,10 Quadratmeter.) — Dieselbe Wohnung mit 64,66 Quadratmeter Nutzfläche 43,50 Mark. Grundriß 3: drei Zimmer, Kammer, Küche usw., 68,1 Quadratmeter Nutzfläche, 51 Mark. Grundriß 4: neben Küche und zwei Kammern drei große Zimmer, 79,1 Quadratmeter Nutzfläche, 60 Mark. Grundriß 5 mit etwa drei Quadratmeter Nutzfläche mehr 61 Mark.

Man sieht: am Preis hapert es noch. Innerhalb der Stadt wird der Arbeiter, auch der bessere, weniger Mietzins zahlen. Aber einmal ist nicht zu vergessen, daß hier ein erster Versuch vorliegt, bei dem die Schwierigkeiten der Kalkulation naturgemäß noch nicht nach allen Richtungen hin ermessen werden konnten. Dann aber ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Arbeiter das, was er am Einfamilienhaus mehr ausgibt, an anderen Stellen seines Etats wieder wird einbringen können, vielleicht schon am Wirtshausgehen. Was treibt ihn denn vor allem in die Wirtschaften? In erster Linie doch die bedrückende Enge der Mietskasernenwohnung! Wie anders beim Einfamilienhaus, wo er sein eigenes Stückchen Land hat. Wie sehr sich gerade der Arbeiter nach der eigenen Scholle, sei sie auch noch so klein, sehnt, beweist wohl der Umstand zur Genüge, daß auf die 87 Wohnungen, die bis jetzt fertiggestellt sind, über 500 Meldungen vorliegen!

Sehr interessant ist auch, wie die Genossenschaft die mitunter sehr drückenden Bedingungen der Geldgeber sich fernhält. Man ist da zur Einführung von sogenannten Sammelhypotheken geschritten, d. h. die Mitglieder legen nach bestem Vermögen ihre Ersparnisse zusammen und bilden aus diesen Beträgen eine sichere Hypothek, die ihnen dieselben Zinsen abwirft wie die Sparkasse.

Es käme nun darauf an, nächst dem gehobenen auch dem weniger gut situierten Arbeiter die Möglichkeit zu verschaffen, daß er die Flucht aus der Mietskaserne in ein menschenwürdiges Heim antreten kann. Hier wäre der Punkt, wo die Staatshilfe eingreifen müßte, ev. mit einem Gesetz. In erster Linie wären die Wohnungsbaugenossenschaften in jeder Hinsicht zu fördern, dann müßten ihnen Mittel zur Bautätigkeit gewährt werden, etwa dadurch, daß man ihre Bauten beleiht, und zwar vor allem zur zweiten Stelle. Ansiedlungspläne sind in großem Maßstabe zu entwerfen und festzulegen, das Verkehrsnetz ist viel dichter zu gestalten und das Erbbaurecht müßte eine umfassende Ausdehnung erfahren.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Zum Schutze des bedrohten Deutschtums"

Der so benannte Aufsatz von Otto Seidl im Aprilheft des Türmers 1912 ist — das wage ich nach dem Urteil vieler Leser zu behaupten — von der großen Mehrheit der Ostdeutschen bitter empfunden worden. Woher nimmt Seidl das Recht und den Mut, die Tausende nichtdeutscher Preußen, die alljährlich auch heute noch in Oberschlesien, Masuren, auch in Posen und Westpreußen sich dem deutschen Wesen zuwenden, eine „Bande zermürbter, entarteter, gesinnungsloser Lohndrücker und Faulenzer" zu nennen?

Wir Ostelbier wissen sehr genau, daß wir Mischblütige, Slavogermanen sind und mehr oder weniger slavisches Blut in unsern Adern haben. Unsere Vorväter erlebten und wir durchleben heute noch alle jene Zustände, die der Verfasser fern vom Schuß als „Entrechtung, Mißhandlung, sittliche Bedrohung, Schädigung und Raub des letzten, treu verteidigten Restes wahren Menschentums" usw. bezeichnet. Millionen unserer Väter haben im Lauf der Jahrhunderte, worin es — ich erinnere nur an die Kämpfe gegen Wenden und Altpreußen — noch viel entrechtender und gewaltsamer zugegangen ist, das „heilige Erbgut" ihrer Muttersprache aufgegeben oder aufgeben müssen. Mit deutscher Gesittung und dem Zuschuß deutschen Blutes haben wir deutsche Sprache und Bildungsgüter angenommen. Aber was stark und gut in uns war, haben wir uns zu erhalten gewußt, trotz alledem.

So sind wir ein Stamm eigener Art geworden, wir Ost- und Westpreußen, Posener, Pommern, Brandenburger, Schlesier, und sind stolz auf unsern gemeinsamen Preußennamen, der von jenem dahingegangenen Volke auf uns gekommen ist. Wir Slavogermanen sind aber auch stolz auf das, was wir hier im Osten für das Reich leisten konnten. Die Geschichte des Jahres 1813 und das darauf folgende Jahrhundert reden dafür eine besonders eindringliche Sprache. Wir räumen unsern westdeutschen Brüdern gern ihre ältere und ausgeglichenere Kultur ein; wir sind ihnen von Herzen dankbar für alles, was sie uns in Jahrhunderten durch immer neue Ströme deutschen Blutes und Lebens gegeben haben, aber wir weisen es mit aller Schärfe zurück, wenn Seidl sich herausnimmt, aus diesen Kämpfen erwachsene Volksgenossen eine „zermürbte, entartete, gesinnungslose Bande" zu nennen. Denn zu solchem Schluß zwingt sein Urteil (? D. T.).

Wir Ostelbier haben ferner im Gegensatz zu Seidl noch heute den *unerschütterlichen Glauben*, daß es uns doch gelingen wird, den noch widerstrebenden Teil unserer anderssprachigen Mitbürger einzudeutschen, und zwar auf eben dem Wege, den wir jetzt gehen demselben, der seit Jahrhunderten mit Erfolg begangen worden ist.

Wodurch sind die Gebiete östlich der Elbe zurückgewonnen worden? Nicht allein durch das Schwert, sondern dadurch, daß deutsche Bauern, Bürger und Ritter kamen, sich an-

siedelten, mit den Eingeborenen vermischten und sie mit emporzogen. Daran ist nicht zu zweifeln; denn wo auch nur ein Teil, wie z. B. der Bauer in den russischen Ostseeprovinzen und in Oberschlesien rechts der Oder, ausblieb, ist auch die Eindeutschung ausgeblieben.

Diese alte völkische Durchdringung und Blutmischung besteht mit derselben Wirkung trotz der veränderten Zeitlage noch heute, und sie muß weiterbestehen; denn sie ist das vornehmste, um nicht zu sagen einzige Mittel für die Eindeutschung, ohne das eine solche vollständig ausgeschlossen ist. Denn nur wo das Blut die Kulturarbeit düngt, kann der ausgestreute Same Frucht tragen. Das weiß man nicht nur in Preußen. Der deutsche Schutzverein „Südmark" für die österreichischen Alpenländer betreibt, wie aus seiner ständigen Anzeige in der „Deutschen Erde" hervorgeht, seit 1905 gleichfalls deutsche Ansiedlung an den Sprachgrenzen, und sicher nicht ohne Grund.

Trotzdem gibt Seidl sich herbei, von einer heutigen „törichten Ansiedlungspolitik" zu sprechen. Von uns Ostmärkern, die wir auf halbem Wege zum Ziel stehen, will er Ansiedler fernhalten; dagegen legt er sich ins Zeug für die auf halbverlorenem Posten in Galizien hart kämpfenden deutschen Bauern.

Ehre jenen kühnen Männern, die ausharren bis zum Ende, und Dank dem Verfasser, daß er ein Herz für sie hat! Niemand kann die bedrängte Lage jener deutschen Pioniere besser verstehen, als wir Ostmärker, die wir in gleicher Front kämpfen. Aber es kann im Kriege nötig sein, einmal einen zu sehr bedrängten Vorposten zurückzuziehen, um andere Stellungen dadurch zu stärken. Es dürfte doch wohl bekannt sein, daß Tausende dieser bedrohten Deutschen, auch aus Galizien zurückkehrend, gerade im Bereich der geschmähten preußischen Ansiedlungskommission eine neue Heimat und Anerkennung gefunden haben (s. „Deutsche Erde" 1911, S. 121!).

Hiermit soll aber durchaus nicht gesagt sein, die Deutschen in Galizien täten besser, ihren Posten aufzugeben. Sie denken auch gar nicht daran. Dasselbe gilt von unsern tapfern deutschen Brüdern in Böhmen, Mähren, Ungarn, Steiermark und Tirol. Welch ein frischfreudiger Zug geht durch deren Deutschbewußtsein, seine Äußerungen und Opfer! Sie können ohne den Kampf, der ihre besten Kräfte wachruft und vermehrt, gar nicht leben, und ähnlich denkt der „echt preußische Ostmärker".

Nur sind unsere auswärtigen Brüder in der günstigeren Lage, kämpfen zu müssen, während uns Reichsdeutschen die Volksnot scheinbar noch nicht bis zum Halse gestiegen ist, so daß wir mit der letzten Kraft dem Gegner an die Kehle fahren. Wir haben noch so viel Muße, daß jene Vertreter „wahren Menschentums", die sich unter sozialistischer, liberaler und ultramontaner Kappe bergen, es fertig bekommen, den eigenen kämpfenden Volksgenossen immer wieder in den Rücken zu fallen mit der Weisheit jenes Weltbürgertums, das die Hottentotten liebt, um der Pflicht enthoben zu sein, zuerst seine Volksgenossen zu lieben. Das muß einmal gesagt werden. —

Wenn daher der Kampf in der preußischen Ostmark bisher noch nicht den erwarteten Erfolg gehabt hat — wozu ein Jahrhundert auch nicht ausreicht —, so ist das mit in erster Linie der „Rückendeckung solcher Freunde" zu danken. Ihr ist es auch zuzuschreiben, daß die deutschen Katholiken in Posen sich vom Zentrum lossagen und zu eigenen Vereinen zum Schutze ihres Volkstums zusammenschließen mußten. Daß nach Seidl die preußische Polenpolitik das Zentrum „geradezu gezwungen habe, diese Katholiken den Polen auszuliefern", ist eine durch nichts bewiesene Behauptung. Hier spielt nur üble Parteipolitik des Zentrums mit, das die nationale Frage der Ostmark zu einer konfessionellen stempeln will und endlich jetzt nach den ausgiebigsten Anpöbelungen durch die Polen anfängt, sich leise eines besseren zu besinnen.

Die galizischen Deutschen denken gar nicht daran, wie Seidl meint, die preußische Polenpolitik dafür haftbar zu machen, daß die erzürnten Polen es jene „armen, vergessenen, verratenen Geiseln des Deutschtums" (Seidl) „entgelten" lassen.



Seidl beruft sich hier auf eine Anzeige des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien", die 1908 in der „Deutschen Erde" erschien. Die Wendung „entgelten" stimmt, aber nur für das erste Jahr nach der Gründung des Bundes, sicher lediglich zu Werbungszwecken. Jene Anzeige erscheint auch heute noch in jedem Heft derselben Zeitschrift, aber das Merkwürdige ist, ohne diesen von Seidl als Beleg für seine Behauptung aufgestellten Absatz! Sollte er das übersehen haben?

Ein Deutschböhme sagte mir einmal vor etlichen Jahren: „Schaun's, 's ist doch halt gut, daß wir diese böhmischen Wenzel bei uns haben; da weiß man doch und hat sein' Freud' dran, daß man ein Deutscher ist! Man reibt sich, daß es Funken und — blanke Stellen gibt!"

Schon aus diesem Grunde möchte man unsern lieben süd- und westdeutschen Brüdern eine erkleckliche Zahl unserer polnischen Mitbürger zwecks Blutmischung zuschicken. Jene würden dann nicht nur auch unsre Lage besser verstehen lernen, sondern gleicherweise dazu erkennen, daß es einem Volke mit höherer Kultur wohl möglich ist, auch heute noch und trotz der größeren Jugend der polnischen Rasse, diese mit der Zeit aufzusaugen. Die Polen können sich der deutschen Kultur gar nicht entziehen, so sehr sie es auch möchten und selbst die darin für sie liegende Gefahr erkennen. Der Slave, und nicht nur der preußische, hat eben seine Kultur vom Germanen, und je mehr er sie aufnimmt, desto widerstandsloser wird er gegen die Eindeutschung. Das wird auch in der Ostmark zutage treten.

„Welche Kultur?" fragt natürlich der eingefleischte Gegner „der preußischen Junker und ihrer Reaktionspolitik"; denn auf diese hat es Seidl trotz seiner anfänglichen Ableugnung abgesehen. Ansiedlung, Enteignung, Vernichtung der Muttersprache und anderes Schlimme mehr, sind das Kulturtaten? Über die Ansiedlung habe ich schon vorher gesprochen; ich fordere sie als dringend notwendig auch für Oberschlesien. Die Enteignung läßt sich ohne jede Härte leicht anwenden; zur Freude aller Ostmärker soll sie jetzt endlich in die Erscheinung treten. Die Muttersprache wird niemand geraubt; das könnte auch ohne eigene Entschließung des einzelnen gar nicht geschehen; aber der Zwang, in der Volksschule die deutsche Staatssprache zu erlernen, ist notwendig, denn es handelt sich hierbei nicht nur darum, daß der Staatsbürger später seine Pflichten als solcher erfülle, sondern auch seine Rechte wahrnehme und wirtschaftlich vorwärts komme. Das kann er aber ohne die Kenntnis der Staatssprache nicht.

Was außerdem sonst noch in der Ostmark kulturell geleistet wird, auf dem Gebiete der Volksbildung durch Volksbüchereien, Fortbildungsschulen, Jugendfürsorge usw., ferner auf wirtschaftlichem Gebiete durch Genossenschaften, Volksbanken, Meliorationen und andere Einrichtungen, das haben die süd- und westdeutschen Parlamentarier, die jüngst den Osten bereisten, rückhaltlos als wahre Kulturtaten anerkannt.

Hier ist auch der Ort, immer wieder hervorzuheben, daß der Kampf der preußischen Polenpolitik durchaus nicht dem preußischen Polentum in seiner Gesamtheit gilt, am wenigsten jenem Teile, der durchaus staatstreu ist, sondern den gewerbsmäßigen Hetzern und Schürern, die die Ordnung des Staates untergraben und offen ihr Ziel bekennen, auf den Trümmern des preußischen Staates ein neues Polenreich aufrichten zu wollen. Diesen „bösen polnischen Bengeln" aber können nicht genug, und zwar recht dicke, „Holzscheite an die Köpfe geworfen werden"; denn nur für eine feste Hand hat der Pole Verständnis. Milde heißt bei ihm Schwäche. Diese Wahrheit weiß im Osten jedes politische Kind.

Darum ist auch das unselige Schwanken und Hin- und Hertasten, das es bald mit Milde, bald mit Schärfe versuchen will, vom Übel und stellt alles in Frage. Man trägt auch eine schwere Last, wenn sie ruhig auf den Schultern liegt. Man bricht darunter zusammen, sobald sie fortgesetzt verschoben wird. Guter Wille mit fester Hand zieht allein die Richtlinien unserer Polenpolitik.

Und nun noch einmal zu dem Hauptvorwurf aus den Ausführungen Seidls. „Die preußische Polenpolitik erzeugt und fördert die Slavenflut; und die Deutschen in Böhmen und Galizien, deren Behandlung eine Schmach für unser deutsches Volkstum ist, sind Opfer dieser Politik."

Das ist falsch und richtig zugleich. Jeder aufmerksame Politiker weiß, daß die nationale Strömung unter allen Völkern nie so heftig gewesen ist wie heute. Es ist billig, aber ungerecht, auch dafür die preußische Polenpolitik verantwortlich zu machen. Richtig ist vielleicht, daß die Ansiedlung mit dazu beiträgt, die Polen nach alten, rein deutschen Gegenden zu treiben, obgleich polnisches Volk schon lange vor Beginn der Ansiedlung in die Großstädte und Industriegebiete des Westens ging, und zwar lediglich der besseren Lohnverhältnisse halber.

Aber das ist ja gerade das Gute. Unsere lieben westlichen Brüder sollen auch ihre Freude dran haben, uns ein klein wenig am Eindeutschen zu helfen, wenn sie dabei vielleicht auch etwas aus ihrer Behaglichkeit kommen. Und wenn sie auch, wie die liebenswürdigen und etwas bequemen Wiener, über die zugewanderten böhmischen Köchinnen und tschechischen Handwerksgesellen in Aufregung geraten, macht nichts! Sie werden doch alle miteinander mit jenen fertig werden. Nur Geduld und Festigkeit. So dürftig ist allerdings auch ein böhmischer Schneidergeselle nicht, daß er sich beim Anblasen in Luft auflöst, der polnische Berghäuer ebensowenig.

Daß die deutsche Regierung nun nicht in der Lage ist, sich der vergewaltigten Deutschen in Böhmen und Galizien anzunehmen, mag an sich zu bedauern sein. Aber würden wir umgekehrt uns eine Einmischung eines fremden Staates in unsere innere Politik gefallen lassen? Oder hätten wir ein größeres Recht der Einmischung, wenn wir unsere Polen mit Samthandschuhen anfaßten? Als einen sonderbaren inneren Widerspruch muß ich es bezeichnen, wenn Seidl einmal die Regierung tadelt, weil sie für die Deutschböhmen im Auslande nichts tut, das andere Mal, wenn sie mit Kraft für ihre eigenen Inlandsdeutschen eintritt. Das heißt, die Dinge auf den Kopf stellen.

Es gibt aber einen andern Weg, unsern Brüdern drüben zu helfen. Warum immer nach der Regierung schreien? Sind wir alle nicht Volks und Manns genug, um, jeder für sich, mit Rat und — Tat beizuspringen?

Der deutsche Schutzverein „Nordmark“ für Österreichisch-Schlesien, der „ohne jede politische Tätigkeit nur auf völkisch-wirtschaftlichem Gebiet sein Ziel zu erreichen sucht“, erklärt in seiner Anzeige in der „Deutschen Erde“: „Bei kräftiger (wirtschaftlicher) Unterstützung wäre an dem Siege der Deutschen im Lande nicht zu zweifeln“, trotz der namhaften Zuwendungen, die die slavischen Gegner vom Auslande her erhalten. Die „Nordmark“ beklagt sich aber mit Recht bitter, daß sie aus dem Reiche fast gar nicht unterstützt wird. Der Slave ist eben opferfreudiger als der Deutsche, besonders wenn dieser im Warmen sitzt.

Darum tue deinen Beutel auf, reichgewordener deutscher Michel, und spende reichlich dem Bunde der Deutschen in Galizien, den Schutzbünden der Deutschen in Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien, dem Deutschen Schulverein und — vergiß auch den Deutschen Ostmarkenverein nicht! Alle diese Schutz- und Wehrvereine sind ausgezeichnet organisiert, und namhafte Spenden werden für sie von größerem Nutzen sein, als gute Ratschläge ausländischer Regierungen. Aber geben mußt du, Michel, geben! Und darfst dich nicht entrüsten, daß eine Sache schief geht, weil — du die Taschen zugehalten hast, trotzdem du im sichern Frieden sitzest.

Und nun zum letzten! Die preußische Polenpolitik, die nach Seidl „durch den alldeutschen Gedanken den deutschen Michel für die preußische Reaktionspolitik einzufangen beabsichtigt“, hat ganz abgewirtschaftet. „Ihren Erfindern und Befürwortern sinkt das heilige Banner aus der Hand.“

Nein, Herr Verfasser! Hoffen Sie weder das eine, noch fürchten Sie das andere! Wir werden unbeirrt, ob mit oder ohne Regierung, standhalten, trotz der verderblichen Rückenangriffe, die einem in der Hoffnung auf den endlichen Sieg ehrlich Kämpfenden den Glauben aus der Brust reißen wollen! —

Weil sie eben preußisch ist, verdammt Seidl die gesamte Polenpolitik in Grund und Boden. Das ist leicht. Ausführbare Vorschläge zu Verbesserungen gibt er nicht; denn das

ist schwer. Deshalb Schweigen. Nur ein Grundgedanke klingt zwischen den Zeilen heraus: Sei schön artig und bescheiden gegen die bösen Polen; denn sie könnten es dir übelnehmen und zum russischen Panslavismus übergehen. Und weiter folgernd: Sei auch schön artig gegen die Dänen, und die Französlinge im Elsaß und, weiß Gott, gegen wen sonst noch! Dann bist du ein braver Kerl, Michel; dann loben dich die andern, umarmen dich und ziehen dir dabei deine letzten Groschen aus der Tasche.

Aber wir Ostmärker halten da nicht mit; denn wir sind es anders gewöhnt. Jahrhunderte stehen wir auf unserm Vorposten und werden's, so Gott will, auch weiter unverzagt aushalten.

Robert Kurpiun

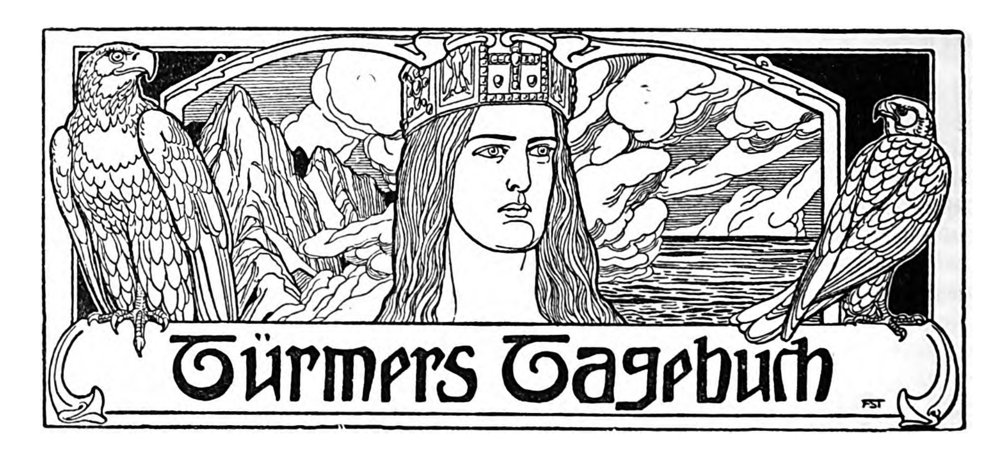
Die moderne theosophische Bewegung

Im Septemberheft des Türmers nimmt Friedrich Lienhard Stellung zu meiner Arbeit über „Die moderne theosophische Bewegung". (XIV. Jahrg., Heft 11.) Es seien mir einige Worte der Erwiderung vergönnt: Schon der Titel, den Lienhard seinen Bemerkungen gibt, zeigt den Unterschied zwischen dem von ihm und dem von mir gemeinten Thema. Er beschränkt sich auf „Steiners Theosophie". Diese neueste Abart repräsentiert jedoch keineswegs die gesamte moderne theosophische Bewegung, die darzustellen ich mir als Aufgabe gesetzt hatte. Mit Steiners Theosophie ist denn diese Bewegung doch nicht erschöpft; sie ist an Erscheinungsformen weit reicher, als Lienhard zu meinen scheint. Daß jede einzelne dieser Formen eine eingehende Behandlung verdient, ist zuzugeben, sie kann aber nicht im Rahmen einer allgemein orientierenden Abhandlung geboten werden. Zudem ist Steiners System, wenn es auch von dem Blavatzkys in manchen Punkten abweicht, ohne dieses nicht denkbar. Ehe aber Einzeldarstellungen möglich sind, müssen die allgemeinen Grundlagen aufgezeigt werden.

Die weiteren Ausführungen Lienhards, die in der Frage gipfeln, ob die Menschheit auf ihrem ferneren Entwicklungsgange nicht dahin kommen sollte, allmählich Organe für die unsichtbare Welt auszubilden, sind durch den Hinweis in meiner Arbeit, daß „die Subjektivität des innerlichen Schauens auch durch eine Mehrzahl von Schauenden nicht in Objektivität verwandelt wird", im voraus erledigt worden. Hier noch dies: Gewiß mögen sich im Laufe der Entwicklung Organe ausbilden, die *allgemein* Wahrnehmungen ermöglichen, die jetzt noch der überwiegenden Mehrheit der Menschen sich entziehen. Soweit aber solche Wahrnehmungen heute schon von dazu besonders begabten oder geschulten Individuen gemacht werden, welchen andern als subjektiven Wert können sie für die Allgemeinheit haben, sobald eine objektive Nachprüfung unmöglich ist. Und derartige Schauungen, die Steiners wie aller Seher, sind nicht objektiv nachprüfbar. Denn diese Schauungen — *und das sagt jemand, der ihre Methodik kennt und erprobt hat* — vollziehen sich auf eine Weise, die weit jenseits des gewohnten menschlichen Denkens und Vorstellens liegt. Soll aber das Wahrgenommene mitgeteilt werden, so muß es selbstverständlich in die üblichen Formen unseres Denkens und Vorstellens überführt, es muß also verwandelt, ja man kann geradezu sagen: verfälscht werden. Wer sich darüber klar ist, und seinem Bildungsgange nach sollte Steiner darüber im klaren sein, der schweigt über seine Schauungen oder er redet von ihnen in Bildern und Gleichnissen, doch unter ständiger Betonung, daß es nur Gleichnisse und Bilder sind. Steiner hingegen behauptet die annähernde Richtigkeit seiner Schilderungen. Wer das tut, dessen Wirken sollte man, bei aller Großzügigkeit seines Systems, füglich nicht dem Lehren eines Eucken und eines Johannes Müller, sondern weit eher dem Auftreten Cagliostros gleichstellen.

Hans Freimark





Diplomaten-Dämmerung · Eine russische Satrapie · Vom sterbenden Manne · Der aus der Hand geschlagene Trumpf · England als Erzieher · Warum sie bleiben · Vivant sequentes!

Heil dem Weltfrieden! Heil der modernen Diplomatenkunst, die ihn uns herrlich gesichert, doppelt gesichert hat! Heil dem Offiziosus, dem Ewiggleichgestellten, Ewiggestrigen, der uns diese Schalmei flötet. „Der andere aber geht und — weint." Ein grenzenloses Mißtrauen bei den „Gesicherten": „Wer etwas zu verlieren hat," liest man in den „Deut. Nachr.", „stürzt zur Börse und verkauft sein Besitztum um jeden Preis. Wer Schulden einzutreiben hat, wird rigoros, denn übermorgen könnten die Kriegsglocken, die den Weltbrand einläuten, das ganze Wirtschaftsleben zum Stillstand bringen. Wo ein paar Staatsmänner oder sonst Regierungsbeflissene zu einem Bankett zusammenkommen, da wird bei weit geöffneten Fenstern der Weltfriede betoastet, als erlebte dieser jetzt den größten Ehrentag, den ihm je die dankbare Menschheit geweiht. Die Börsenkommissare von Wien und Petersburg schlagen im Auftrage ihrer Regierungen Affichen auf Affichen an, in denen uns schwarz auf weiß die ‚soeben aufs neue festgestellte Einigkeit der Großmächte' verkündet wird. Und der Effekt all dieses Aufwandes? Ein grotesker, fast blutiger Witz: je lauter die Regierungen dieser Großmächte ihre unbedingte Einigkeit künden, je sicherer scheint den Regierten der Krieg zu sein ...

Die Menschheit von heute hat zu der Kunst ihrer Diplomaten alles Zutrauen verloren. Zur Kunst ihrer Diplomaten und zu den Kundgebungen der Regierungen, soweit sie sich auf die internationale Politik erstrecken. Es ist eine andere Frage, ob der Weltfriede für diese Regierungen, die ja bei einem Weltkrieg nicht weniger als alles auf das Spiel setzen würden, diesmal nicht wirklich das heißersehnte, wenn auch durch die Fehler der Vergangenheit längst schwer gefährdete Ziel ist. Aber jetzt *rächt sich die Heuchelei*, die für Großeuropas Auslandspolitik heute mehr denn je das Bezeichnende ist. Jetzt rächt es sich,

daß auch die großen parlamentarisch regierten Völker, was die Ziele und die Absichten der internationalen Politik angeht, in einem Lande mehr, im anderen Lande weniger in einem nur von gelegentlichen Überraschungen erhellten Dunkel tappen. Rächt sich, daß das Ewig-Diplomatische auch heute noch als die große Kunst mehr oder minder kultivierter Hinterhältigkeit empfunden wird. Rächt sich, daß die Regierungen das eigene, Auskunft heischende Volk allzuoft bis zum letzten Augenblick mit nichtssagenden Phrasen abspeisten, daß noch jeder von den Diplomaten langerhand vorbereitete Krieg für das Volk, das dann ‚begeistert' seine Söhne hergeben mußte, auch nichts weiter als eine ‚Überraschung' war, und daß vor allem Europens Großdiplomatie von heute ein so ungeniert doppeltes Gesicht, ein Gesicht sanfter Friedensliebe und drohender Kriegsbereitschaft trägt.

Was ist dem Volk? Wir, Europas Staatsmänner, schwören es doch täglich mit neuen Eiden: Wir haben uns über die Erhaltung des Friedens geeinigt ... Was ist dem Volk? Es taumelt angsterfüllt zu den Märkten, als gälte es, sich mit Riesenverlusten für unentrinnbare Kriegsnot zu rüsten.

Ja was ist über die Völker Europas gekommen? Nicht die Liebe zum Krieg. Dieser war der Menschheit noch nie verhaßter, denn heute. Und daß selbst in dem am Balkan interessierten Rußland und in dem noch mehr interessierten Österreich der Gedanke an kriegerische Eroberungen irgendwie volkstümlich wäre, wagen dort selbst die skrupellosesten Kriegsfanatiker nicht zu behaupten. Aber die Völker sind, nachdem man der zeitgemäß überlaut betonten Friedensliebe der Regierungen lange genug geglaubt, allmählich sehend geworden. Wenn sich die Möglichkeit ergab ein Stückchen Landzuwachs schnell und unversehens in Sicherheit zu bringen, hat sich bis auf Deutschland, das die Ehrlichkeit seiner Friedensliebe im Falle Marokko der Welt deutlich genug bewiesen, noch jede europäische Großmacht ohne Zögern zum Kriege entschlossen. ‚Wenn wir von euch Völkern immer neue Rüstungsopfer fordern, so geschieht dies nur zur Erhaltung des Friedens ...' Ward den Parlamentariern in Rom je etwas anderes gesagt? Und hinderte das die Verantwortlichen Italiens, mit den zur Wahrung des Friedens bewilligten Geldern einen Länderraubzug primitivster Ordnung zu unternehmen? Und jetzt im österreichischen Nachbarstaat, dessen Staatsmänner bei allen Heiligen beteuern, daß Österreich unter allen Umständen neutral bleiben würde? Gibt es eine ungeniertere und schlagendere Widerlegung der eigenen Friedensbeteuerung, als derselben Staatsmänner hochheilige Versicherung, einen Einmarsch der Serben in das türkische Sandschakgebiet mit Waffengewalt hindern zu wollen?

Die in dieser Stunde eiligste Forderung der Nachtragskredite für die schleunigste Erweiterung von Österreich-Ungarns Wehrmacht geschieht — Graf Berchtold legt seine Hand dafür ins Feuer — zwecks ‚besserer Erhaltung des Friedens'. Wer glaubt es? Und wer außer den Herren Diplomaten die an die stumpfsinnige Leichtgläubigkeit Europas auch nach den Fällen Tripolis und Herzegowina noch solche Ansprüche stellen, wundert sich darüber, daß sich das wirtschaftliche Europa angesichts so abgeschmackt wirkender Friedenskundgebungen und der ausgesucht jetzt fällig gewordenen ‚Probemobilmachungen' in Russisch-Polen Hals über Kopf zum Weltkriege rüstet?

Alle Kultur, alles Menschheitsempfinden, alles Verantwortlichkeitsgefühl dem künftigen Geschlechte gegenüber empört sich gegen den Gedanken, daß zur Befriedigung internationaler Landgier noch heute Menschenblut in Strömen fließen soll. Aber vorläufig scheint es der Völker unentrinnbares Schicksal zu sein, daß die Aussicht auf ein bißchen Provinzzuwachs selbst in den zivilisiertesten Staaten des Erdenrunds jeden Kulturwillen auszuschalten vermag."

* * *

Ach ja, die ollen, ehrlichen Großmächte! „Wir und die Russen machen zusammen 120 Millionen Seelen", antwortete einem „bestunterrichteten" Korrespondenten der „Berl. Volksztg." der Woiwode von Rieka, als jener ihn nach der Einwohnerzahl der Schwarzen Berge fragte:

„Am 27. August 1910 überreichte der Großfürst Peter Nikolajewitsch im Auftrag des Zaren Nikolaus II. dem König Nikita Petrowitsch Njegos in Cetinje den Marschallstab als Zeichen der höchsten militärischen Würde Rußlands; dadurch wurde der Montenegrinerkönig ‚Generalfeldmarschall' über die 37 Armeekorps des russischen Reiches. Als der Gefeierte auf den Balkon seines schlichten Wohnhauses trat, begrüßte ihn der jubelnde Zuruf von zweihundert russischen Marinesoldaten, die mit ihren Gewehren von Antivari nach dem alten Klosterdorf der Zernagora hinaufgestiegen waren, um vor allen Gesandten Europas darzutun, daß fortan die Matrosen aus der Krim und aus dem Baltenland mit den Söhnen der Schwarzen Berge in ein und derselben Armee dienen. Beide tragen die gleiche Uniform. Die malerische Tracht der Zernagorzen wurde auf russischen Befehl abgeschafft, weil sie mit ihren grellen Farben (weiß-rot-blau) für die modernen Gewehre auf die Entfernung von 2000 Metern ein allzu deutliches Treffobjekt abgab. Zusammen mit den graugrünen Uniformen nach russischem Schnitt kamen aber auch das russische Reglement und die russische Sprache als Kommandosprache. Als absoluter Instruktor des montenegrinischen Heeres amtet seit vier Jahren der Oberst Nikola Potapow, der alsbald dem Gesandten P. W. Maccimow als Militärattaché zugeteilt wurde, auf daß das Kind seinen rechten Namen bekomme. 10 Gebirgsbatterien und 36 Maschinengewehre sind als Geschenk dem Zaren Nikolaus II. öffentlich verdankt worden. Da jedoch der Zar sich als Freund und Förderer des Friedens feiern läßt, so ist es nur in der Ordnung, daß der Kanonenspender gleichzeitig auch die Summe anwies, um in Cetinje eine große Kirche in griechisch-orthodoxem Ritus zu erbauen, deren Grundstein König Nikolaus während seines Jubiläums legte. Die neuen Positionsgeschütze sind italienischen Fabrikats. Mitte September 1910 gingen sodann zwei Batterien Mörser im Kaliber von 240 Millimeter von Piacenza und Rom über Bari nach Antivari. Der italienische Kriegsminister Spingardi hat dieses Material als veraltet verkauft und die erlöste Summe in den Staatsschatz abgeliefert. Gegen diese Manipulationen ist verfassungsrechtlich wenig einzuwenden. Als vorgeschobener Käufer fungierte für einen sozial sehr hohen, körperlich sehr kleinen Herrn ein gewisser Astuto: dieser Name ist für das Vertrauensamt seines Trägers wertvoll. Astuto heißt nämlich zu deutsch: — ‚Schlaukopf'.

Das Studium des montenegrinischen Staatshaushalts ist ergötzlich. Während der Minister des Innern L. Voivoditsch für sein Departement 581 913 Kronen verrechnet, ist für den Krieg seit Jahrzehnten die runde Summe von 200 000 Kronen ausgeworfen.

Für eine Armee, die drei Tage nach der Mobilisation 37 500 vorzüglich bewaffnete Kombattanten mit 8 Batterien Feldartillerie, 10 Gebirgsbatterien und 60 Positionsgeschützen ins Feld stellen kann und noch über einen Landsturm von 18 000 Mann verfügt, — gewiß eine beneidenswert kleine Ziffer.

Leider enthält jedoch die Angabe ‚200 000 Kronen' zwei Druckfehler. Es handelt sich nicht um 200 000, sondern um zwei Millionen, und nicht um Kronen, sondern um Rubel. Dieser Betrag ist seit 1874 als Geschenk des Väterchens Zar ins arme Land der Zernagorzen gekommen, freilich recht unregelmäßig und obendrein mit schlimmer Beschädigung der großen Lappen, aber er kam. Nur während des Japanischen Krieges und noch etliche Monate nach dem Portsmouther Frieden blieb diese Unterstützung ganz aus. In jener kritischen Zeit ist ein westwärts wohnender Verwandter des Hauses Petrowitsch Njegos in die Lücke gesprungen.

Die Strategen des Zaren betrachten Montenegro als ihre weit vorgeschobene Festung auf dem Balkan. Schon durch ihre Natur bildet die Zernagora eine Felsenburg, die neuerdings durch Anlage und Verstärkung der Forts oberhalb Cattaros, bei Kistac, Piva, Medun, Zabljak seine Zugänge stark verschlossen hält. Als Rußlands Waffenplatz in starker Defensive bedroht es die Österreicher bei jedem Vorstoß über Novibazar ostwärts nach Saloniki in ihrer rechten Flanke, dient im Süden den aufrührerischen Skipetaren, Malissoren und Meiroditen als Zuflucht und gefährdet eine Operation der Türken von Epirus aus gegen Griechenland. Der Besitz einer uneinnehmbaren Festung, die zwei Armeekorps des Gegners vor ihren Bergwällen festzuhalten vermag, das Oberkommando über eine Besatzung, die im Bedarfsfall mit drei starken Divisionen einen Ausfall bis Üsküb und Monastir und Jannina unternehmen kann, um den Bulgaren und Griechen die Hand zu reichen, — und das alles für nur zwei Millionen Rubel pro Jahr, heißt ein glänzendes Geschäft.

Der Balkanbund ist von allen Großmächten zuerst dem britischen Kabinett bekanntgeworden, das sich für das Fortbestehen der Türkei, das heißt derjenigen Macht, die Konstantinopel besitzt, nicht mehr interessiert. Großbritannien hat das Erbe angetreten in Cypern, Ägypten, im Sudan, an der Solumbucht und hat eine weiteren Ansprüche im südlichen Mesopotamien und in Arabien, wo es nach den heiligen Städten Mekka und Medina greift, deutlich abgesteckt. Sir Edward Greys ‚Westminster Gazette' erklärt: ‚Englands Macht, im nahen Osten aktiv einzugreifen, ist beschränkt' —, das heißt: der britische Leu weicht im Südosten Europas vor dem moskowitischen Bären zurück.

So fällt zum drittenmal dem Montenegrinerfürsten das Los, für den kleinsten Staat auf dem Balkan (257 300 Seelen) dem osmanischen Reiche den Krieg zu erklären; zweimal bildete der Vorstoß Nikitas das Signal für lange und blutige Kriege: — eine üble Vorbedeutung für den dritten! Genau an seinem 71. Ge-

burtstag zog der Held von neunzehn blutigen Schlachten, der Muktar und Osman Gahzi, Suleiman und Derwisch Pascha, die besten Feldherren der Türkei, mit 80 000 Nizams fliehen sah, an der Spitze seiner Truppen in den ‚heiligen Krieg wider die Türkenhunde'; nicht die über alle Maßen kostspielig und schwerfällig gewordenen stehenden Heere, sondern das in Waffen geübte Volk wie die Montenegriner und Schweizer, wirkt durch seine blitzschnelle Kriegsbereitschaft furchtbar.

Bei der Einfädelung dieses Krieges hat sich die russische Diplomatie als eine das feinste Garn spinnende Künstlerschar erwiesen: während ihr kranker S. Dmitri Sasonow in der Haltung des heiligen Dulders in London und Paris und Berlin heisere Worte flüstert von den Segnungen des Friedens, und während die sechs Großmächte Europas mit sorgenvollen Mienen und bureaukratischem Bedacht sich zehn Tage lang abplacken, um endlich eine zu nichts verpflichtende Formel zu finden, und am elften Tage ihre durch die Eintracht imposante Aktionsfähigkeit stolz aller Welt kundgeben, schickt der Zarenhof gleichzeitig drei Lazarettzüge vom Roten Kreuz nach Bulgarien. Der montenegrinische Kriegsminister Martinowitsch aber begrüßt die Ausmarschierenden mit dem Zuruf: ‚Wir und die Russen sind eins!'

Das montenegrinische Heer ist eine Miliztruppe, deren Mannschaften große Entschlossenheit und Selbständigkeit nachgerühmt werden. Ein Mitarbeiter der „Kreuzztg." wendet sich dagegen, daß man die Montenegriner nicht ernst genug nehme und ihnen minderwertige Gelüste, wie etwa Hammeldiebstahl, andichte. Er möchte im Gegenteil behaupten, „daß der Montenegriner der ritterlichste Mensch ist, wie man ihn sich nur denken kann. Diebstähle, wie überhaupt strafbare Handlungen, kommen in Montenegro fast gar nicht vor. Ein Montenegriner z. B., der einem dort weilenden Fremden auch nur das Geringste entwendete, ist vollständig undenkbar. Gastfreundschaft ist heilig. In ganz Montenegro gibt es auch keinen einzigen Trinker. Ein Trunkenbold würde sofort dermaßen der öffentlichen Verachtung verfallen, daß er das Land verlassen müßte. Montenegro ist das Land der lauteren Sitten, der eisernen Tapferkeit und der glühenden Vaterlandsliebe. Nur mit Hilfe so glänzender Betätigung idealer Lebensanschauung war den Montenegrinern der dauernde Sieg über die Türken möglich. Niemals haben sie sich unterjochen lassen. Hätten andre Völker, wie z. B. die Buren, über solche Eigenschaften verfügt, so wären sie nicht so bedauerlich zugrunde gegangen. Bei den Montenegrinern gab es bisher und gibt es vermutlich auch in Zukunft im Kriege nur ein Siegen oder Sterben.

In Montenegro gibt es nur ein der Ordensverleihung würdiges Verdienst, das ist das Verdienst um die Freiheit." Das 1888 in Kraft getretene bürgerliche Gesetzbuch für Montenegro (1889) sei die konservativste Kodifikation, die wohl jemals erschienen ist, und fasse wie kaum ein anderes Gesetzbuch das Gewohnheitsrecht sorgfältig zusammen. „Ein ganz modernes, vielen Fortschritt zur Geltung bringendes Gesetzbuch auf streng konservativer Grundlage. Aus dem Gesetzbuch sei nur erwähnt, daß für Ablieferung einer gefundenen Sache ein Finderlohn nicht anerkannt ist. Der ritterliche Standpunkt des Montenegriners würde dafür nicht das geringste Verständnis haben." Daß in der deutschen Presse Monte-

negro vielfach schlecht wegkomme, bemerkt der Verfasser zum Schluß, liege wohl namentlich an jenem konservativen Standpunkt und besonders daran, „daß des Königs Staatsklugheit auf die Fernhaltung spekulierender Juden sich mustergültig verstanden“ habe.

* * *

Früher sprach man nur vom „kranken Mann“, heute ist überall vom langsam sterbenden die Rede. „Die orientalische Frage“, schreibt Karl Peters im „Tag“, „stellt einen geschichtlichen Zersetzungsprozeß von urwüchsigem Charakter dar. Die gewaltige Flutwelle mohammedanischer Eroberung, welche vom 15. bis zum 17. Jahrhundert über den Südosten unseres Erdteiles brach, bedeckte eine Reihe von christlichen Völkern und Stämmen. Aber sie konnte diese weder vernichten noch auch sich organisch angliedern. Seit dem 18. Jahrhundert begann sie ersichtlich zurückzuebben, und ein verschütteter Volksstamm nach dem anderen tauchte wieder ans Tageslicht empor. Diesem natürlichen Prozeß könnte nur dadurch Einhalt geboten werden, wenn in der Welt der Osmanli ein genialer Staatsmann entstände, der imstande wäre, die verschiedenen Rassen und Völker harmonisch zu einem Staatswesen zusammenzugliedern. Im Jahre 1909 glaubte Europa einen Augenblick, daß die jungtürkische Bewegung hierzu berufen sein könne. Aber schon heute darf diese Hoffnung als gescheitert gelten. Wahrscheinlich geht den altaischen Stämmen, zu denen die Türken gehören, wie dem Islam die Fähigkeit überhaupt ab, eine Staatenbildung auf der modern-europäischen Grundlage des Rechtsstaates durchzuführen. Wie dem sein mag, die Selbstzersetzung der Osmanliherrschaft ist augenscheinlich ein unheilbarer geschichtlicher Prozeß und auch die gegenwärtige Krisis nur eine Episode in einer unaufhaltsamen Katastrophe.

In einem solchen Fall werden die Großmächte immer nur dahin wirken können, daß die Auflösung sich möglichst friedlich vollzieht, und daß, soweit es geht, Konflikte zwischen ihnen selbst vermieden werden. Am unmittelbarsten interessiert an der orientalischen Frage, nächst den Balkanstaaten selbst, sind die Grenznachbarn: Rußland und Österreich-Ungarn. Sodann Großbritannien als größte mohammedanische Macht der Erde. Der britische Staat herrscht in Ostasien allein über gegen 63 Millionen Mohammedaner; und diese werden naturgemäß bei jeder Katastrophe in Konstantinopel, dem Sitz des Kalifen, moralisch und politisch in Mitleidenschaft gezogen. Man versteht, weshalb die britische Politik seit Jahren versucht hat, ein arabisches oder, besser noch, ein ägyptisches Kalifat zu schaffen, welches sie unter eigenem Schutz und eigener Kontrolle haben würde.

Für Deutschland hat diese Tatsache den indirekten Vorteil, daß sie von neuem einen Gegensatz zwischen russischen und britischen Interessen schafft. Denn Rußland ist seit den Tagen Peters des Großen die natürliche slawische Vormacht, und das letzte Ideal russischer Politik war und bleibt: das Kreuz an Stelle des Halbmondes auf der Hagia Sophia aufzupflanzen. Dies war der Grund, weshalb der Besuch Sasonows in Balmoral nicht den klaren Erfolg hatte, den zu

erwarten man berechtigt war. Sir Edward Grey, so gern er es im Interesse der großen britischen Politik wohl getan haben würde, konnte den Russen, im Hinblick auf Britisch-Indien, nicht den Weg nach Konstantinopel und die Durchfahrt durch die Dardanellen freigeben. Andererseits aber schafft dieses letzte Ziel russischen Sehnens einen nicht zu überbrückenden Gegensatz zu Österreich-Ungarn und damit zu Deutschland selbst. Denn die Zukunft der Doppelmonarchie und der deutschen Art überhaupt liegt wesentlich donauabwärts, und die Wiener Staatsmänner können niemals dulden, daß Saloniki, falls der Halbmond einmal davon sich zurückziehen muß, in die Hände irgendeines fremden Staates fiele. Diesen zweiten Zugang zum Meere muß der habsburgische Staat unter allen Umständen für sich selbst sichern, und das Deutsche Reich ist im eigenen Interesse gezwungen, ihn bei derartigen Plänen zu unterstützen. Es sind wohl Erwägungen, wie solche, welche Rußland veranlaßt haben, seine ‚Probemobilisierung' gerade im gegenwärtigen Augenblick anstatt am Dnjestr und Schwarzen Meer in Polen vorzunehmen.

Klar ist, daß den nächsten unmittelbaren Vorteil aus den gegenwärtigen Wirren Italien zu ziehen im Begriff steht, und daraus dürfte man vielleicht schließen, daß es italienischer Einfluß war, der diese überhaupt angezettelt hat. Denn die italienische Politik kann jetzt endlich ihre tripolitanische Beute unter Dach bringen und kommt dadurch aus einer Lage heraus, welche anfing, mehr als peinlich zu werden. Hierdurch aber wird auf der andern Seite auch die Türkei finanziell und militärisch degagiert und kann ihre gesamte Macht auf die vier christlichen Balkanstaaten werfen, welche es bedrohen. Den Ausschlag an Ort und Stelle selbst in einem solchen Konflikt würde die rumänische Armee geben.

Einstweilen hat die europäische Diplomatie die Angelegenheit in ihre Hand genommen. Frankreich hat mehr als 160 000 000 Pfund Sterling in den Balkanstaaten angelegt, und es würde einen gehörigen Lärm in der Republik geben, wenn diese Renten über Nacht durch den Schornstein davongingen. Darüber würde unter Umständen mehr als ein bloßes Kabinett in der Versenkung verschwinden. Also hat M. Poincaré es auf sich genommen, Europa zur Erhaltung des Friedens um sich zu scharen. M. Sasonow, welcher von vornherein eingeweiht war, ruft mit Genugtuung aus: ‚Europa ist noch einmal es selbst!' ... Die vier christlichen Staaten sollen zum Frieden gezwungen, die Türkei aber veranlaßt werden, die lange hinausgeschobenen Reformen in Mazedonien einzuführen! Damit wird der Riß wahrscheinlich noch einmal überkleistert werden können.

Aber freilich, eine Überkleisterung wird es im günstigsten Fall werden; denn der Jahrhunderte alte fanatische Haß der Rassen, die Gier und der Ehrgeiz der einzelnen Staaten läßt sich nicht auf Befehl der Großmächte aus der Welt schaffen. Die Tatsache, daß die mohammedanischen Türken ein wesentlich fremdes Element im christlichen Europa darstellen, bleibt bestehen, so viele Sympathien diese ritterlichen Eroberer bei einzelnen Nationen auch besitzen mögen."

Auch ein türkischer Sieg würde doch immer nur einen neuen stärkeren Gegner für die Türkei auf den Plan ziehen: „Europa kann unter keinen Umständen zugeben,

daß die Ergebnisse von 1829, 1856, 1876 rückgängig gemacht würden. Selbst der glänzendste Sieg würde nicht imstande sein, das Geschick der Osmanli in Europa wesentlich zu verschieben, wenn sie nicht fähig sind, einen modernen Staat zu schaffen, welcher gleiches Recht für alle wirklich zur Durchführung bringt. Im Grunde war das Schicksal der Türkenherrschaft bereits 1683 besiegelt, als ihre Offensive gegen Europa an den Mauern Wiens sich brach und damit die rückläufige Bewegung einsetzte, welche bis heute fortdauert, und von der sich gerade ein neues Kapitel im Kampf um Tripolis abgespielt hat.

Weltgeschichtlich bedeutsamer ist es, ob und wie die europäischen Mächte-Gruppierungen in dieser neuen Orient-Krisis sich verschieben werden. Wird die anglo-russische Freundschaft diese neue Spannung überdauern? Wird das Verhältnis von Österreich-Ungarn zu Rußland in den Bahnen friedlicher Kooperation verbleiben können? Auf der Hand scheint zu liegen, daß das bloße Zur-Seite-treten des „Freundes in blinkender Wehr" nicht zum zweiten Male genügen wird, Rußland von seiner traditionellen Rolle im nahen Osten abzudrängen. Hat das System des Dreibundes und der Tripelentente, unter dem sich die politische Geschichte Europas nun seit ein bis zwei Dezennien bewegt hat, ausgespielt oder wird es unverändert aus der gegenwärtigen Krisis hervorgehen? Das sind die großen Fragen für die Geschicke Europas und der Menschheit im ganzen, welche sich an die speziell orientalische Krisis anknüpfen. Die Gegensätze von 1856 boten der preußischen Diplomatie die Handhabe, aus ihrer internationalen Isolierung heraus die feste Anlehnung an Rußland zu gewinnen. Wird ein deutscher Staatsmann die gegenwärtige Krisis in ähnlicher Weise ausnutzen, um uns aus der Einengung der letzten Jahre hinauszuführen?"

Die Bevölkerung des ottomanischen Reiches, diese nachdenklichen Ziffern stellt C. Riwel im „März" zur Erwägung, beträgt, wenn man die fast unabhängigen Vasallenländer abzieht, ungefähr 24 Millionen, die in wenigstens 15 selbständige Nationen zerfallen. Davon bilden die Türken (Osmanen) ungefähr 8½ Millionen, von denen die Hauptmasse in Kleinasien wohnt. „In den europäischen Provinzen der Türkei, deren Einwohnerschaft auf 6¼ Millionen geschätzt wird, gibt es kaum 1½ Millionen Türken. In Syrien, Arabien und Mesopotamien sind die Beamten und Soldaten fast die einzigen Türken. Nach den Osmanen kommen die Araber, die etwa 3 Millionen stark sind, zu denen noch vielleicht die ungefähr 1½ Millionen Syrier und Aramäer, welche die arabische Sprache angenommen haben, zuzurechnen sind. Die Armenier bilden etwa 2 Millionen, ungefähr so stark sind auch die Griechen; die Albanesen werden auf 1¼ bis 1½ Millionen geschätzt, die Bulgaren auf mehr als 1 Million, die Serben auf zirka 0,5 Millionen, die Rumänen (Kutzowalachen) auf 100—200 000. Dann kommen noch ungefähr 1—1½ Millionen Kurden, zirka 600 000 Juden, ungefähr 0,75 Million Tscherkessen usw. Diese Ziffern zeigen deutlich, daß die Osmanen im türkischen Reich, abgesehen vielleicht von Kleinasien, eine Minorität sind: sie bilden im ganzen Reich kaum ein Drittel und in der europäischen Türkei kaum 25 Prozent. Es ist also klar, daß das türkische Element der Zahl nach kein Recht hat, in der Türkei eine herrschende

Rolle zu spielen. Nun kann ja manchmal eine quantitative Minorität im Staat dennoch dominieren, wenn die übrigen Nationalitäten des Reiches kulturell sich auf niedrigerem Niveau befinden, als die herrschende Minorität. So war es z. B. in Österreich bis zum Jahre 1848, wo die Deutschen, die ebenfalls quantitativ in der Minderheit waren, jedoch infolge ihrer kulturellen und ökonomischen Überlegenheit herrschen konnten. Aber auch in Österreich hörte dieser Zustand auf, sobald die slawischen Stämme aus ihrem ‚unhistorischen' Zustand herausgetreten sind und sich allmählich sowohl kulturell als auch sozial dem Niveau der Deutschen nähern. In der Türkei war und ist von einer kulturellen Überlegenheit der Osmanen keine Rede. Unter den nicht-türkischen Nationalitäten des Reiches sind mehrere dem herrschenden Stamm in dieser Hinsicht sogar überlegen, und wenn man unter den nicht-christlichen Bestandteilen der Bevölkerung der Türkei nach einer Kultur sucht, so wäre sie viel mehr bei den Arabern, als bei den Osmanen zu finden. Die Türkei war eben das typische Beispiel eines Militärstaates, dessen Macht einzig und allein auf der physischen Stärke der Rasse der Eroberer beruht. Sobald diese Macht verschwunden ist, sobald die Türkei aufgehört hat, in militärischer Hinsicht ein den europäischen Staaten äquivalenter Gegner zu sein, ist auch jeder Existenzgrund des türkischen Reiches verschwunden. Gleichzeitig ist auch die Grundlage verschwunden, auf der die Vorherrschaft des Osmanenstammes in der Türkei beruhte.

Die Türkei dezentralisieren, d. h. sämtlichen anderen Nationalitäten dieses Reiches Gleichberechtigung verschaffen, heißt daher mit anderen Worten, das türkische Element wenigstens in den europäischen Vilajets auf das Niveau einer nationalen Minderheit zu bringen. Das ist etwas, was die türkische Regierung niemals wird zugeben wollen. Man hat jetzt sehr viel, anläßlich der letzten Ereignisse in der Türkei, davon gesprochen, daß die Jungtürken den Grundfehler begangen hätten, die Türkei zentralisieren, sämtliche nationalen Unterschiede in ihr nivellieren zu wollen. Sicher war das ein Fehler des jetzt gestürzten jungtürkischen Komitees. Dieser Fehler mußte von ihnen gemacht werden. Einer türkischen Partei, wie es die Jungtürken sind, ist es kaum zu verdenken, daß sie sich bemüht haben, die Vorherrschaft ihres Stammes zu erhalten. Voraussichtlich wird jede türkische Partei, die am Ruder ist, denselben Fehler wiederholen, denn es ist kaum anzunehmen, daß die Türken sich freiwillig von Herrschern in Beherrschte werden verwandeln lassen ..."

Der Hauptkonflikt, so beleuchtet der „Vorwärts" von seinem Standpunkt aus die Lage, erhebt sich um Mazedonien, um die türkische Provinz, in der die nationalen und konfessionellen Gegensätze mit den Klassengegensätzen zusammenfallen. Die Türken sind dort als Grundbesitzer, Beamte und Offiziere die Beherrscher und Ausbeuter des Landes; die Griechen bilden die wohlhabende Oberschicht der städtischen Bevölkerung; die Slawen, Bulgaren und Serben sind Kmeten, tributpflichtige Bauern. Daß die türkische Herrschaft die ökonomische Entwicklung des Landes hemmt, leidet keinen Zweifel. Die wirtschaftliche Verfassung des Landes ist feudal: der slavische Bauer muß dem türkischen Grundherrn ein volles Drittel seiner Ernte abliefern. Die Bemessung und Einhebung dieser drückenden Natur-

abgabe führt immer wieder zu erbitterten Kämpfen zwischen Grundherren und Bauern, in welchen Kämpfen die türkische Bureaukratie natürlich Partei für die ihr stammverwandten türkischen Grundherren ergreift. Die Landwirtschaft verfällt, das Landvolk verelendet, und was von den besitz- und kulturlosen Arbeitern nicht auswandert, sinkt zum Lumpenproletariat herab, aus dem sich die Räuberbanden rekrutieren, die die Sicherheit der Person und des Eigentums ständig bedrohen. Daß die türkische Revolution an diesen traurigen Zuständen wenig oder gar nichts geändert hat, ist nicht überraschend; auch die Jungtürken vertreten die osmanische Herrenklasse und waren ungeeignetes Instrument, um die türkischen Begs zu enteignen und die christlichen Bauern zu befreien.

Gegenüber der türkischen Herrschaft erscheinen also die christlichen Balkanstaaten als die Vertreter des sozialen Fortschritts, der in der Ersetzung der feudalen Eigentumsordnung durch die bürgerliche läge. Nur freilich, daß den vorgeschützten edlen und uneigennützigen Motiven der Retter wenig zu glauben ist, daß es ihnen weit weniger um die Befreiung der christlichen Bauern vom Joch des türkischen Feudalismus, vielmehr um Raub und Bereicherung zu tun ist. Haben sie doch die Anarchie in Mazedonien durch die Organisierung der Bandenkämpfe unmittelbar auf dem Gewissen. Und diese Bandenkämpfe wurden ja nicht zum Kampfe gegen die türkische Bedrückung geführt, sie wurden zum nationalen Kampfe mißbraucht. So haben die Bulgaren den Kampf gegen Griechen und Serben, die Rumänen den Kampf gegen die Griechen, die Serben den Kampf gegen Griechen und Bulgaren, die Griechen den Kampf gegen alle anderen Christen in Mazedonien organisiert. Durch diese Feldzüge eines entarteten Nationalismus haben die christlichen Balkanstaaten in verbrecherischer Weise die Unsicherheit in Mazedonien gewaltig gesteigert, die blutigen Unterdrückungsmaßregeln der türkischen Behörden herausgefordert, die Lage der mazedonischen Bauern, die sie angeblich befreien wollen, nur immer verschlechtert. Es ist den habgierigen Dynastien und den Ausbeuterklassen in ihren Staaten also keineswegs um die Lösung der mazedonischen Frage im Sinne des sozialen Fortschritts zu tun; was sie allein im Sinne haben, ist die Eroberung, der zu Liebe sie ihre Rüstungen ununterbrochen steigern, die Volkskraft ihrer Länder dadurch schwer schädigend. Darum auch ihr Wettkriechen vor Rußland ..., darum auch die Zwietracht zwischen ihnen, die jetzt scheinbar gebändigt ist, die aber nach einem Siege über die Türkei in dem Kampfe um die Beute wohl doppelt verheerend hervorbrechen würde. In dem Kriege, der sich auf dem Balkan vorbereitet, kann keine Seite und kann niemand auf Sympathie rechnen."

Die Türkisierung der fremden Völkerschaften, die von dem (jungtürkischen) Komitee „für Einheit und Fortschritt" zwar niemals zugegeben, in der Tat aber doch wohl angestrebt worden sei, glaubt die „Frankf. Ztg." endgültig ad acta legen zu dürfen. Sie habe sich als gänzlich aussichtslos erwiesen: „Auch das stramm zentralistische Regierungssystem, das die jungtürkischen Herren aus der Verbannung in Paris als westeuropäisches Ideal mitgebracht hatten, ist in dem Nationalitätengemisch des Osmanenreiches gescheitert. Dezentralisation heißt der Regierungsgrundsatz des gegenwärtigen Kabinetts, und es konnte ihm von diesem Grund-

satz aus nicht schwer fallen, mit den Albanesen eine Einigung zn finden. Die Schwierigkeiten beginnen aber bei der Frage, wie weit die Dezentralisation auch außerhalb Albaniens durchgeführt werden soll und kann. Auf die Festsetzung der albanesischen Wünsche hin haben sich sogleich Araber und Syrer mit ähnlichen Ansprüchen gemeldet, und vor allem erheben die christlichen Nationalitäten auf dem Balkan mit verdoppeltem Nachdruck ihre alten Autonomieforderungen.

Die Selbstverwaltung mag ihre inneren administrativen Schwierigkeiten haben, von der Gesamtpolitik des Osmanenreiches aus lassen sich kaum Bedenken dagegen erheben. Die innere Schwierigkeit liegt wohl in erster Linie darin, daß die albanischen Großen, die jetzt gewöhnlich als Bandenführer bezeichnet werden, in Wirklichkeit Feudalherren sind, und daß diese aristokratische Führung sich schwer vereinen läßt mit der demokratischen Gesamtorganisation des Reiches und mit dem demokratischen Charakter der türkischen Nationalität, die doch nun einmal die Führung des Reiches hat und behalten wird. Die sogenannten ‚albanesischen Forderungen‘ sind wohl in Wirklichkeit die Forderungen der albanesischen Feudalherren und laufen in der Praxis wohl darauf hinaus, daß diese Herren ihre Macht, die politische und auch die wirtschaftliche Macht, über das albanesische Volk nicht verlieren möchten. Es fragt sich also, wie weit diese Aristokratie in das türkische Beamtensystem sich einfügen kann (nicht die einzelnen albanesischen Aristokraten, denn die haben im Reiche des Sultans als Offiziere, Beamte und Staatsmänner stets eine große Rolle gespielt), und wie lang dann unter dem Einfluß fortschreitender Schulbildung und politischer Aufklärung die albanesischen Massen mit ihren Großen sich vertragen werden. Für den Augenblick scheint jedoch die Lage in Albanien ziemlich gesichert zu sein, kleinere Ruhestörungen braucht man den wilden Gesellen, die sich im ganzen, vor allem auch in Üsküb, recht friedlich und diszipliniert benommen haben, nicht gar zu schwer anzurechnen, und es liegt bis heute wenigstens kein sachlicher Grund vor, die Konstantinopeler Warnung vor übelwollenden oder übernervösen Alarmmeldungen aus Albanien zu mißachten.

Die schwierigste Seite des albanesischen Problems ist, wie schon angedeutet wurde, seine Berührung mit dem Nationalitätenkampf in Mazedonien. Griechen, Bulgaren und Serben verlangen natürlich mindestens so viel Selbständigkeit und Autonomie, wie den Albanesen gewährt wird. Jedoch die Albanesen sitzen verhältnismäßig geschlossen auf ihrem Gebiet, und die fremden Nationalitäten in ihrer Mitte bilden überall nur geringe Minderheiten. Keine der anderen Nationalitäten aber kann zwischen ihren Siedelungen irgend einen geographischen Zusammenhang herstellen; sie sind überall in Mazedonien unauflöslich ineinandergeschachtelt, ganz abgesehen von den in Albanien verstreuten Splittern. Jede nationale Teilung, die etwa den mazedonischen Osten als bulgarisch, den Norden als serbisch, den Süden als griechisch anerkennen wollte, würde sehr starken nationalen Minoritäten unrecht tun, — sie würde überdies, und das ist die Hauptsache, unvermeidlich auf eine Aufteilung der europäischen Türkei hinauslaufen. Das ist ja die grundsätzliche Verschiedenheit der albanesischen Autonomieforderungen von der jeder dieser anderen Nationalitäten. Die Albanesen wollen durchaus im Ver-

band des Osmanenreiches bleiben, sie können ja auch nirgends sonst auf nationalen Anschluß rechnen. Die Griechen, Bulgaren, Serben unter türkischer Herrschaft können mit ihrer Autonomie gar kein anderes Endziel verfolgen, als die Vereinigung mit den selbständigen Staaten ihrer Nationalität. Es ist deshalb verständlich, wenn die türkischen Staatsmänner zu den Wünschen dieser christlichen Völkerschaften eine ganz andere Stellung einnehmen, als zu denen der Albanesen... Für die Türkei bleibt diese Nationalitätenfrage auf dem Balkan doch das schwerste Problem, das ihren Staatsmännern gestellt ist, viel schwerer als die Gewöhnung an eine konstitutionelle Form der Regierung und viel schwerer als die Regelung der albanesischen Frage."

* * *

„Das Schicksal der europäischen Türkei vollzieht sich", erklärt auch Hermann vom Rath: „Denn wie auch immer die Waffen entscheiden werden, die Autonomie der europäischen Provinzen wird durchgeführt werden; ihr folgt aber die Lostrennung in kürzester Frist, das lehrt das Schicksal Ostrumeliens.

Es verbleibt dann der kleinasiatische Torso, der nicht imstande sein wird, die Scheinherrschaft über Arabiens ungeheure Wüsten aufrechtzuerhalten, von dem Teile in Kürze gleichfalls abbröckeln werden, wie einst Ägypten und jetzt Tripolis. Der Verwirklichung von Lord Curzons Traum, des sicheren Landweges von Alexandrien nach Bombay, steht dann kein Hindernis mehr im Wege. Diese Entwicklung scheint heute unabwendbar.

Frankreich zittert für die Millionen seiner Sparer und für sein Prestige als Schutzmacht der orientalischen Katholiken. Seiner ehrlich gemeinten Hilfsaktion hat Deutschland sich rückhaltslos angeschlossen. Dieser Schritt ist gescheitert, und die Helfer legen die Hände in den Schoß, froh, nicht gegeneinander zum Streiche ausholen zu müssen.

Wir überlassen die Türkei ihrem Schicksale. Wir desavouieren damit eine Politik, die wir länger als zwei Dezennien verfolgt haben. Als der Deutsche Kaiser die intime Freundschaft mit dem Despoten im Yildis schloß, als phantastische Träumer im Verein mit geriebenen Geschäftsleuten ihn mit dem Glorienschein des Islamschützers umgaben, da verursachte diese Übertreibung vielen Kopfschütteln und ernste Bedenken. Nicht zum wenigsten den deutschen Diplomaten, die unmittelbar berufen waren, die orientalischen Geschäfte zu besorgen. Aber man stellte die Bedenken zurück. Denn im Gewirr des ewig wechselnden Zickzackkurses bildete die Orientpolitik die seltene Ausnahme einer geraden Linie, die, mochte sie falsch oder richtig sein, schon deshalb Rücksicht verdiente, weil sie konsequent innegehalten wurde.

Man war überzeugt, daß die Türkenfreundschaft, nach reiflicher Erwägung eingeschlagen, reale Ziele ins Auge faßte. Nicht nur wirtschaftliche Vorteile, Verkehrsunternehmungen, an denen im Grunde nicht viel mehr deutsch ist, als der Name der finanzierenden Bank. Man erwartete mehr: die militärische und administrative Stärkung des Osmanentums erschien als Mittel zum Zweck, die Vormacht des Islams uns zu verpflichten und im gemeinsamen Interesse dienstwillig zu machen. Man verstand die deutsche Orientpolitik dahin, daß eine ge-

stärkte Türkei England an seinem Lebensnerv, dem Verbindungsweg nach Indien, in seiner Vorpostenstellung am Nil dauernd beunruhigen werde. Daß in einem unabhängigen Kalifate ein Gegengewicht gegenüber dem britischen Einflusse auf die mohammedanische Welt stabilisiert werde. Daß durch alles dies Englands Macht in gewissen Schranken und die Neigung zu einem Konflikte mit Deutschland im Zaume gehalten werde. So wurde die Türkenpolitik verstanden, und so hat sie sich wohl auch damals im Kopfe der Berufenen gemalt. Alle diejenigen zwar, die Land und Leute aus eigener Anschauung kannten, die den Marasmus des versteinernden Osmanentums unbefangen beobachteten, konnten sich der Besorgnis nicht verschließen, daß hier ein Versuch mit untauglichen Mitteln gemacht werde. Aber in einer an positiven politischen Ideen armen Zeit war immerhin ein Versuch, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, erfreulich. Mit diesem Vorbehalte konnte man den Staatsmann loben, dessen geschickte Hand trotz Fährlichkeiten und Intrigen diesen Faden am Goldenen Horne spann. Am wenigsten hatte Frankreich Grund, sich über Deutschlands Orientpolitik zu beklagen, und wenn ein früherer Minister des Äußeren der Republik dahinter heute versteckte Ländergier erschnüffelt, so verleugnet er die im Dienste gemachten Erfahrungen und beweist, daß der Entamtete ebenso chauvinistisch verblendet ist wie der letzte Pennyliner der Boulevardpresse, der vom blinden Deutschenhasse kümmerlich sein Leben fristet.

Das vom Hamidischen Despotismus befreite Osmanentum hat sich nun unfähig erwiesen, einen modernen, konstitutionellen Rechtsstaat zu gestalten. Das ist nicht verwunderlich. Denn dem durch Waffengewalt zusammengemischten Konglomerate von Völkern und Rassen gebricht die notwendigste Voraussetzung: nationaler Zusammenhang, nationales Empfinden. Die Kriegsgefahr schlägt zwar heute Brücken über die klaffenden Gegensätze, verhüllt zwar zeitweilig die politische Impotenz, aber nach beendetem Kampfe wird voraussichtlich der Bankerott von neuem hereinbrechen. Damit ist aber auch die Untauglichkeit des türkischen Faktors für die deutsche Politik der Zukunft erwiesen, und ein Vakuum gähnt in unserer diplomatischen Rüstkammer. Unser Verbündeter Österreich wird seine Balkaninteressen wahren, und wir werden ihm selbstverständlich getreulich beistehen; der andere, Italien, hat pränumerando sein Stück aus dem Kuchen geschnitten. Welche Trumpfkarte werden aber *wir* unserem Spiele einfügen an Stelle derjenigen, die uns aus der Hand geschlagen wurde?!

Die schlimmste Gefahr, die dem Dreibunde aus dem Balkanbrande drohte, scheint durch den bevorstehenden italienischen Friedensschluß beseitigt; der Wolken bleiben zwar noch genug. Aber den ohnehin lockeren Zusammenhang der Tripelentente trifft der Krieg am empfindlichsten Punkte. Da bieten sich Gelegenheiten in Hülle und Fülle, die ungeheuere Macht des Deutschen Reiches in der einen oder anderen Richtung in die Wagschale zu werfen und die Erschütterung der gegnerischen Koalition auszunutzen. *Wird unsere Diplomatie sich die einzigartige Gelegenheit entgehen lassen*, das umstrickende Netz zu durchreißen oder wenigstens zu durchlöchern? Oder verharrt sie in dem bisherigen Schema, in kostspieliger Rüstung einen britischen und französischen Angriff *erwartend*, die Dinge laufen zu lassen, wie sie laufen?!"

* * *

Hören wir dazu — sei's schon der Abwechslung halber — eine Stimme von den Bänken, auf denen sonst die Spötter sitzen. Freilich, die Bank, von der unser „Spötter" seine Stimme ertönen läßt, ist eine von den Machthabern seiner Partei geächtete Bank, eine Bank, auf die sich bloß zu setzen für einen „Genossen" schon ein gewisser Opfermut gehört, nämlich die ††† „Sozialistischen Monatshefte". Dort läßt sich Karl Leuthner über das Problem Auswärtige Politik (er nennt's „Staatsschicksal") und Volksinteresse also vernehmen:

„Mit den Aufgaben der Politik geht es wie mit dem Bild der Landschaft. Was dem Fernblick große einfache Umrißlinien waren, zerfällt dem näher kommenden Betrachter in tausend unzusammenfaßbare Einzelheiten. Für die oppositionelle Partei in den Anfängen ihrer Entwickelung bietet die auswärtige Politik überhaupt keine Probleme dar. Sie ist ein Illustrationsmittel, ein Lehrbehelf mehr, daran die allgemeine Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände zu erweisen. Und in dieser Hinsicht ist sie trefflich verwertbar. Losgelöst in ihrem Betrieb von der wirksamen parlamentarischen Kontrolle, selbst in freiheitlichen Ländern mit den Einzelheiten ihrer Ausführung im geheimnisvollen Dunkel der Kabinette verborgen, dient sie trefflich zur Veranschaulichung eines verantwortungslosen Schaltens mit Völkerschicksalen durch die obersten Träger der Staatsgewalt. Hier scheint namentlich in mehreren kontinentalen Staaten alles noch beim alten. Darum darf auch die Polemik unbedenklich den altererbten Gedankenschatz verwenden, den der liberale Kampf gegen den Absolutismus als Kritik monarchischer Eroberungssucht und diplomatischer Unfähigkeit gehäuft hat. Es macht dabei wenig aus, ob die so vertretene Auffassung in den Tatsachen begründet oder durch sie widerlegt ist, sie ist einfach mit der Situation einer kleinen, sich emporarbeitenden Partei notwendig gegeben. Darum behauptet sie sich auch gegen deren eigene etwa abweichende Grundsätze. Verlangen diese eine realistische Betrachtung der Interessenkonflikte der Staaten, so wird sie sich vielleicht als geistreiche Leistung einzelner verwirklichen können, wird sich wohl auch bei der Wahl der Argumente durchsetzen, bei der stofflichen Ausstattung der Beweisführungen, deren Ziel jedoch und propagandistische Wirkung unverändert die gleiche bleiben. Es ist eben ein Glaube, und zwar zunächst ein notwendiger, daher auch bekömmlicher Glaube, der freilich neben seinen Fanatikern, die selbst Friedrich und Napoleon den Feldherrnruhm abschwören, auch seine lauen Laodizäer hat, die, auf die Praxis der Innenpolitik gerichtet, in ihr aber auch ausschließlich befangen, alle auswärtige Politik nach ihren tatsächlichen Leistungen sich in Trinksprüchen erschöpfen sehen, die man während der Zusammenkunftsbankette hielt, und in Leitartikeln, die man danach schreibt.

Jeder erkennt, daß hier von den neunziger Jahren die Rede ist, die den richtigen äußern Rahmen zu einer solchen Wertung der internationalen Politik boten.

Mit Bismarck hatte Deutschland die Führung der europäischen Dinge verloren, England sie noch nicht gewonnen. Der Weltgeschichte lag sozusagen die Mittelmäßigkeit der Handelnden als Hindernis auf dem Weg. In ihrer beschäftigungslosen Gelangweiltheit lauschte sie auf Reden, die im Guten und Bösen ein Gewicht bekamen, das uns heute rückerinnernd lächeln macht. Der Burenkrieg

brachte die auswärtige Politik, die sich auf die Rednertribüne verirrt hatte und vor Amateurphotographen Pose stand, in die heiße Rennbahn des Wettkampfs zurück. England leitete die neue große Kampfperiode seiner neuern Geschichte ein, die eine Geschichte des Erringens und Behauptens der Weltherrschaft ist. Es war von größtem erzieherischen Wert, daß England (dabei einige Zeit wirksam von Japan unterstützt) es übernahm, einen durch Taten lebhaft veranschaulichten Kursus über auswärtige Politik zu halten. Zur Zeit, als es sein Lehramt antrat, hatte es bei allen freiheitlich Gerichteten Europas die besten Referenzen. Wäre etwa Rußland in die pädagogische Rolle geraten, so hätte sich das Anschauen der dargebotenen Wirklichkeiten in den Fluten der sittlichen Entrüstung verloren. Die fehlte jetzt auch nicht, das Mitleid mit den Burenfreistaaten gab ihr eine weithin hallende Stimme. Aber am Ende war doch England, der Unterdrücker, England, das neue Israel, durch das über die Menschheit das konstitutionelle und wirtschaftliche Heil kommen soll. Solch altgewurzeltes Ideal gibt den Prozeß nicht so rasch verloren; doch seine Advokaten waren nun gezwungen, den Fall aus den Nebeln der Empfindung, aus den Allgemeinheiten der Begriffe ‚Freiheit' und ‚Unterdrückung' zur Betrachtung der politischen und wirtschaftlichen Motive der britischen Politik in Südafrika hinüberzuführen.

Das Ergebnis war zunächst nicht eben sehr fruchtbringend. Man erinnerte sich in der Regel, daß die Engländer doch auch das ‚Krämervolk des populären Vorurteils waren, und entschloß sich deshalb, die Gründung des südafrikanischen Reichs ebenso als Nebenprodukt der Minenspekulation der Beith und Wernher zu betrachten, wie man das Heraustreten Amerikas in das Karaibische Meer und in den Stillen Ozean als einen Geschäftskniff von Zuckerinteressenten bereits erkannt hatte. Doch England setzte unbekümmert darum seinen Lehrkursus fort. Die Guten, die im Japanischen Krieg den Kampf des Lichts gegen die Finsternis sahen und entschlossen waren, nicht nur Togo und Oyama, sondern selbst Mutsuhito mit Nachsicht seiner 2500 Jahre alten Dynastie und seiner Abstammung von der Sonnengottheit Amateras Okami als Ehrenmitglieder der ‚Ethischen Gesellschaft' oder des ‚Monistenbundes' zu empfehlen, die aber besonders daran ihre Freude hatten, daß sich jetzt das wahre England offenbare, das England, das weder seinen wirtschaftlichen noch seinen politischen Weltherrschaftstendenzen folgt: sie alle erlebten bald den Schmerz, die lichtvollen Briten gerade in dem Augenblick um die russische Freundschaft werben zu sehen, als die ‚echtrussischen Leute' und ihre Regierung damit beschäftigt waren, die Revolution unter dem Galgen zu verscharren und durch Inszenierung von Pogromen das Volk auf andere Gedanken zu bringen. Noch tröstete ein wenig der Protest gegen den ersten Staatsstreich. Doch als dann in Reval Eduard die ‚blutbefleckte Hand' des Zaren brüderlich drückte, unter dem entfesselten Jubel der englischen Presse, da wagten nur noch die ganz genauen Kenner des britischen Lebens uns anzuweisen, wir sollten die englische Wirklichkeit bei Shaw und Graham Wallas suchen, und nicht bei Grey und den ‚Times'. Die anderen aber gaben dem Druck der Tatsachen nach.

Verloren indes so die ethischen und freiheitlichen Illusionisten des Kon-

tinents ihr liebstes Spielzeug, das noch aus Großvaters Kinderstube stammte, so wurde dem denk- und lebensfähigern Teil der bürgerlichen Demokratie und den Sozialdemokraten an der Selbstentfaltung des Wesens der britischen Weltmacht zweierlei bedeutsam. Weder die ideologische noch die rein wirtschaftliche noch die bloß um Personen bewegte Geschichtsbetrachtung konnte sich gegenüber dieser gewaltigen Manifestation eines Weltstaatswillens behaupten. Ein in seinen Motiven unendlich kompliziertes, von Trieben und Erkenntnis vielfach gegensätzlich Bestimmtes offenbarte sich, das gleichwohl im Handeln planvoll sich vereinigte, unter der Oberleitung von Machtideen, deren gleichartige Fortwirkung seit drei Jahrhunderten (bei aller Anpassung an geänderte Verhältnisse, bei allem Wechsel der sie tragenden Volksschichten, bei der schwankenden Mischung militärischer, ökonomischer, religiöser und nationaler Antriebe, bei dem innern Fortschritt von ahnendem Erfassen zur klaren, weitschauenden Bewußtheit) das eigentliche Phänomen war. Was die Geschichte (die Geschichte in ihrem beobachteten Tatsachenverlauf, nicht die spekulative Vergewaltigung der Vergangenheit) als Lehrerin des Lebens bedeutet, leuchtete da mit einemmal wieder vor unserm Geschlecht auf. Denn wie nur noch der römische Staat, so ist der englische seit den Tagen der Elisabeth einen sichern Gang zur Höhe gegangen, mit gleichen Richtlinien, die man von der Gegenwart drei Jahrhunderte zurück mühelos konstruieren kann. Dieses Aufwärts und In-die-Weite, dieses Unterwerfen der Welt unter die angelsächsische Herrschaft, dieses Besäen ganzer Weltteile mit angelsächsischem Samen ist das in die fernste Zukunft der Menschheit Nachwirkende der englischen Geschichte und gleicht im Wesentlichen ihres Wirkens die Freistaaten aus den Tagen der Stuarts und die auswandernden Sekten mit der südafrikanischen Eroberungspolitik eines Cecil Rhodes aus. Und was man früher Demokratisierung der britischen Politik nannte, auch das verstehen wir aus dem Kern erst heute. Es ist der Wechsel der Form bei gleichbleibendem Gehalt, das Eindringen ins Volksbewußtsein von solchen Staatsaufgaben und letzten Volkszielen, die zuerst intuitiv von den Größten der Nation geschaut worden waren, die jedoch im persönlichen Entstehen schon überpersönlichen Wert hatten, weil sie aus den Notwendigkeiten und Möglichkeiten der grundlegenden Tatsache des englischen Lebens, der Insellage des Landes, gedacht waren. Wenn Großbritanniens unbeschränktester Herrscher Cromwell sein Land in den Wettkampf mit den Niederlanden jagte und seine Hand nach dem Karaibischen Meer ausstreckte, so bildete seine persönliche Tat vor, was heute die allgemeinste Überzeugung der Briten ist, daß Englands Flagge den Wogen gebieten müsse, die stärkste an Schiffen und in allen Meeren die reichste an Stützpunkten. Gewiß, die Meinung der parlamentarischen Naiven, das Unterhaus erstrecke über die auswärtige Politik seine Kontrolle, ist nie gründlicher widerlegt worden als in unseren Tagen, da schicksalschaffende Verträge geschlossen wurden, von denen in England so wenig als außer England die Öffentlichkeit das mindeste erfuhr (was weiß das englische Unterhaus heute noch über die geheimen Marokko-Abmachungen Englands und Spaniens?), und da das berühmte Recht der Anfrage zu einem ver-

abredeten Spiel für das Ausland herabgesunken ist. Deshalb gibt es in England doch nur eine Politik des Volkes, weil die großen Linien des auswärts gerichteten Handelns in Gedanken festgelegt sind, die bereits die Kraft und Allgemeinheit von Volksgefühlen gewonnen haben. Das englische Volk ist ein heischendes Volk, zitternd bis in die Fingerspitzen von den Instinkten des Herrschens. Als sein Schauplatz ist ihm die Welt gerade groß genug. Australien, herrschend beeinflußt von den Arbeiterorganisationen, rechnet über den ganzen Stillen Ozean hin ängstlich jedes Schwanken an der Wage der Macht nach.

Das Ergebnis der englischen Geschichte für die auswärtige Politik bezeichnet die Einheit der Staatszwecke mit den Volksinstinkten: eine Einheit in dem großen Ganzen, was nicht ausschließt, daß die einzelnen Äußerungen des Weltmachtwillens Gruppen zu Trägern haben, die sich und ihr augenblickliches Handeln im Kampf gegen andere durchsetzen. Allein der erreichte Erfolg, wer ihn auch erreicht habe, geht geistig wie tatsächlich in den politischen Allgemeinbesitz über.

Daß indes England der Lehrmeister der letzten 13 Jahre wurde, hatte für uns schon darum seine Bedeutung, daß es bei Betrachtung der auswärtigen Dinge den Blick von dem ausschließlichen Anschauen und Werten der deutschen Politik loslöste, die heute doch wohl schon von jedem, soweit die letzten 20 Jahre in Ansatz kommen, als eine Politik geräuschvoller Untätigkeit erkannt ist, als eine Nichtpolitik mit Lärm, der allerdings abnimmt, und mit Geldaufwand, der stets noch wächst. Die Beurteilung der deutschen Dinge konnte sich nur in reiner Verneinung bewegen: zunächst als man noch unter den Ausstrahlungen der Bismarckschen Machtzeit lebte, weil der Partei, die kaum aus den Verfolgungen hervorgegangen war, das Gefühl des Gegensatzes gegen den verfolgenden Staat alles andere verschlingen mußte; hernach weil das Handeln der Epigonen nur negative Wertungen zuließ, von welchem Punkt aus man auch den Maßstab anlegte. Doch beirrender als all dieses war an den heimischen Dingen, was man etwa das ‚Irrationale' deutscher Entwicklung nennen könnte: ein unter europäischen Verhältnissen nie erlebtes Aufwärtssteigen der Wirtschaftsmacht in rasendem Tempo, ein nie aussetzendes Rüsten und Ausgestalten der militärischen Machtmittel im Zusammensein mit einem unaufhaltsamen Sinken der Macht und des Ansehens, ja des internationalen Einflusses Deutschlands. Diesen Gegensatz vermag man wohl denkend zu erfassen, ihm handelnd zu begegnen erscheint fast unmöglich. Doch schon das bloße Wachsen der wirtschaftlichen Größe ist zu schwindelnd schnell gewesen, um im Erkennen und Fühlen völlig nachgewogen werden zu können; zumal von denen, die, mit diesem wirbelnden Werden selbst fortgerissen, der zurückgelegten Abstände sich nicht rein bewußt werden. Wer in Deutschland weiß so recht, daß Wertungen, die er etwa 20 Jahre mit sich trägt, gemessen an dem Gang der sozialen Verhältnisse, etwa 100 Jahre alt geworden sind? Wie sonst nirgends sind die Dinge den Menschen über den Kopf gewachsen. Die Gedankenbilder und die Gefühlsreaktionen vermögen mit der Wirklichkeit nicht mehr Schritt zu halten.

Darum ist für den Deutschen so heilsam, daß ihm die englischen Dinge wieder so nahe vor Augen rücken; denn hier sieht er seinen Zustand wieder doch nicht als plötzlich entstanden, als Geschehnis von gestern, sondern als das in einem Jahrhundert Gereifte, das sich seiner Art nach die Empfindungen und Denkgewohnheiten der Menschen zugebildet hat. Die Übereinstimmungen wie die nicht geringeren Unterschiede werden bei solcher Vergleichung erst ins Licht des Bewußtseins treten.

Doch soll hier bloß von der einen Frage des Zusammenhangs der Volksinteressen mit den Schicksalen des Staates gesprochen werden. Wir haben es als englische Eigentümlichkeit erkannt, daß dieser Zusammenhang überaus lebendig empfunden wird, und in dem lebendigen Gefühl für die Abhängigkeit beider Größen voneinander sahen wir das Eigentliche der Demokratisierung der auswärtigen Politik Englands. Wie weit Deutschland von einer solchen Gefühlsgeschlossenheit entfernt ist, wissen wir alle. Allein nur wenige wissen, daß diese Gefühlsgeschlossenheit mit Vaterlandsliebe (einmal das Wort in dem edelsten Sinn genommen) nichts zu schaffen hat. Auch ein russischer Patriot (und die russischen Revolutionäre waren in überwiegendem Maß russische Patrioten) mochte sich über die Niederlage in der Mandschurei beinahe freuen: berührten doch die Verluste im Osten nicht die Lebenssphäre Rußlands, während andrerseits der Zusammenbruch der zarischen Waffenherrlichkeit im Innern die Kräfte freimachte, die ein neues, reicheres Rußland gestalten sollten. Das ist nun freilich der extremste Fall. Allein auch in Europa hat die Vorstellung von der ‚heilsamen Niederlage' lange Völker beherrscht, die im Kampf mit ihren Regierungen lagen. Und diese Vorstellung ist nicht bar der Vernunft, sofern man den ältern europäischen Staat in Betracht zieht, mit seiner agrarischen, auf Selbstversorgung gegründeten Wirtschaft, wo den Lebensbedingungen des Volkes ein äußeres Schicksal nichts Wesentliches rauben konnte. Allein im modernen Staat, und ein moderner Staat im Vollsinn ist im kontinentalen Europa eigentlich bloß Deutschland, wird diese Vorstellung zum Irrsinn. Das begreift nicht jeder, weil die meisten den großen Wandel in den Lebensbedingungen des deutschen Volkes seit den letzten 20 Jahren nicht sich ganz zur Erkenntnis gebracht haben. Zum Glück haben nun die Engländer es übernommen, das deutsche Volk aufzuklären. Die stets in englischen Reden und Artikeln wiederholte Erwägung, daß es in Englands Macht läge, Deutschland von der See abzudrängen, es aus den Märkten zu werfen, in einem Seekrieg seine Lebensadern, den Rhein und die Elbe, abzubinden, mußten in Deutschland die Erkenntnis erzeugen, daß ein auf den Export angewiesener, in die Weltwirtschaft eingeflochtener, mit Millionen seiner Arbeiter für den Weltmarkt tätiger Staat keine Niederlage erleiden darf. Er ist kein Ackergut, gegründet in der ewigen Erde und sich nährend aus den Kräften der Erde, sondern ein Großhandlungshaus, weithin glänzend im Schein seiner Größe, das jedoch, bricht es in einem Bankrott zusammen, sich und alle seine Mittätigen in der Nacht des Elends begräbt.

In einem Weltwirtschaftsstaat kann keine Revolution mit ihren Segnungen, wie reich man sich diese auch denke, die Zerstörungen der

Niederlage, mindestens für das lebende Geschlecht, je ausgleichen. Denn die heilsamste Änderung der Verfassung, so viel wunderbare Entfaltung der geistigen Kräfte und wohl auch der wirtschaftlichen sie bringen mag, ist in ihren Folgen auf die Grenzen des Landes beschränkt, in denen sie sich auswirkt. Wenn aber das Volk mit einem Viertel seines Bestands vielleicht in internationale Zusammenhänge eingewoben ist, weltwirtschaftlich existiert, so vermag keine innere Zustandsänderung sein Elend zu bannen, solange es nicht Zustandsänderungen nach außen zu tragen vermag; das aber ist ein besiegter Staat am wenigsten imstande. Die siegreichen Konkurrenten, siegreich durch Gewalt und gestärkt durch den Goldsegen der Kriegskostenentschädigung, setzen sich an den Plätzen fest, aus denen sie die besiegten verscheucht haben, und werden nicht williger, den gewonnenen Vorteil preiszugeben, wie ideal auch der niedergetretene Nebenbuhler seine innere Verfassung möchte eingerichtet haben.

Ja, im Weltwirtschaftsstaat hat niemand die Niederlage mehr zu fürchten als der Arbeiter. Den anderen geht es vielleicht (aber nur schlimmstenfalls) um die Krone; doch bleibt ihnen ein höchstangesehenes Grandseigneurdasein mit schönen Erinnerungen beschieden. Wie behaglich fühlen sich die Entthronten, wenn sie sich dann im gastlichen England sammeln. Dem Arbeiter geht es ans Leben: doppelt, dreifach. Er vergießt das Blut der Schlachten, aus seinen Taschen holt der Feind die Kriegskontribution und macht ihn arbeitslos, heimlos mit den stillgelegten Fabriken, mit den Märkten, die sich den Waren der Verdrängten verschließen. Über einem verkrüppelten, zum Verkümmern verdammten, an seinem Wirtschaftsgebiet um wichtige Provinzen geschmälerten, vom Weltmarkt abgeschnürten Volk, das außerhalb der Weltwirtschaft kein Dasein mehr hat, weil es einmal in sie mit allen Wurzeln seiner Existenz hineingewachsen ist, vermag keine Zaubermacht einen Bau der Freiheit und des Glücks zu errichten, oder es müßten die politischen Schicksale, es müßte die Kulturentwickelung, ja es müßte die äußere Lebenswohlfahrt eines Volkes von den wirtschaftlichen Grundlagen seiner Existenz ablösbar sein.

Ein Weltwirtschaftsvolk ist unabtrennbar von den äußeren Schicksalen seines Staates ... Die Demokratie des Weltwirtschaftsstaats hat von den Katastrophen des Vaterlands nichts mehr zu hoffen und alles zu fürchten."

Man wird gestehen müssen: wo hier der Spott durchblitzt, da zückt er nicht gegen die „bürgerlichen Patrioten", nicht einmal die „alldeutschen Chauvinisten", sondern gegen ganz andere Leute: die „Guten", die „Naiven", die Vielzuvielen in der eigenen Partei, wie auf dem Gemeindeanger der vulgären Demokratie und des Wald- und Wiesen-Liberalismus.

Aber es ist eine sehr ernste Lehre, die hier gepredigt wird. Und sie wirkt um so eindringlicher, als sie nicht mit Vokabeln und Sentiments arbeitet, sondern sich auf harte wirtschaftliche Tatsachen und Notwendigkeiten stützt, an denen sich auch die verbohrteste Parteiorthodoxie auf die Dauer nicht wird herumdrücken können. Und das ist — das Tröstliche.

Und der Humor von der Geschichte? England als Erzieher unserer „Genossen" zum nationalen Machtwillen!

* * *

Weshalb bleiben nun solche Geister, die doch im Grunde ganz auf dem Boden der „bürgerlichen“ Wissenschaft stehen, weshalb bleiben solche ausgekochten Ketzer in der Partei? Darauf gibt Max Maurenbrecher in den selben Monatsheften eine für die Psychologie dieser Außenseiter sehr aufschlußreiche Antwort. Er geht dabei von dem, inzwischen auch von dem Parteitage in Chemnitz mit Brief und Siegel beglaubigten Ausschluß des „Genossen“ Hildebrand aus:

„Warum hat Hildebrand überhaupt an den Parteitag appelliert? Warum legte er Gewicht darauf, Parteigenosse zu bleiben? Warum hat er die massenhaften Unfreundlichkeiten, Mißdeutungen und Feindschaften, die er im engern Kreis seit Jahren, in der Parteipresse im ganzen seit einem Jahr erfahren hat, nicht einfach damit beantwortet, daß er stillschweigend ging, oder daß er die Gelegenheit seines Ausschlusses dankbar ergriff und es dabei bewenden ließ? Warum klammert er sich an eine Gemeinschaft, deren scheinbare Wortführer in Versammlung und Presse ihm so oft mit klaren Worten gesagt haben, daß sie ihn nicht mehr mögen? Ich persönlich bin Hildebrands Freund, stehe sachlich mit ihm auf dem selben Boden, habe auch im letzten Jahr, ähnlich wie früher, des öftern lesen müssen, es sei der größte Dienst, den ich der Partei tun könnte, wenn ich ginge; ja, die offizielle Parteikorrespondenz hat mich sogar schon einmal als ‚Exgenossen‘ und ‚freisinnigen Agitator‘ bezeichnet. Ich habe deshalb vielleicht das Recht, die aufgeworfene Frage auch für mich zu stellen: Warum klammern wir uns trotz allem daran, Sozialdemokraten, Parteigenossen bleiben zu können? . . .

Einfach, weil wir Sozialisten sind, und weil es für einen Sozialisten keine andere Parteimöglichkeit gibt als die Sozialdemokratie. Wir sind Sozialisten, das heißt, wir sind in allen großen Fragen unserer Zeit an die Seite der Arbeiter geschmiedet. Wir kommen davon einfach nicht los, ob wir wollen oder nicht, und ob man Ausschlußverfahren fabriziert oder nicht. Jeder Blick in die Großstadt oder das Industriedorf, jeder Gedanke an die Art, wie diese Menschen leben, wohnen, sich ernähren, wie sie schlafen, was ihnen ihre Arbeit ist, und was ihre Erholung, wie ihre Kinder entstehen, zur Welt kommen, sich entwickeln und heranwachsen, kurz, die ganze unmittelbare Wirklichkeit, die wir erleben, nicht erst Lehrbücher und Parteiprogramme haben uns wie hunderttausend andere zu Sozialisten gemacht und machen uns dauernd dazu. Ursprünglich mag es mehr das allgemein-menschliche Mitleid gewesen sein, mit besonderer christlicher Pointe; auch das wird wohl für fast alle gelten, die zur Partei gekommen sind, ohne selbst Proletarier zu sein. Aber diese sentimentale Begründung des Sozialismus ist immer mehr einer härteren und kräftigern gewichen. Im letzten Grund ist es die Menschheitsfrage, die Frage, die heute an die Stelle alter religiöser Vorstellungen tritt: Was wird aus der Menschheit in der weitern Kette der kommenden Ewigkeiten? Was soll aus ihr werden? Welches Neue, Größere, Reinere soll aus ihr wachsen? Oder, dieses Soll ganz realistisch gewendet: von welchem Typus will ich, daß er siege und wachse? Wenn aber darauf die Antwort lautet: ich will, daß der schönere, freiere, stolzere, kräftige Mensch das Urbild der Zukunft sei, so bleibt die Frage: was schaffen diese Lebensverhältnisse der großstädtischen und industriellen Masse für Menschen? Kann das Urbild des

Zukunftsmenschen körperlich und geistig in diesen Zuständen gedeihen? Ist es nicht gerade das Kranke, Kleinliche, Hämische, Gedrückte, das Sklavenhafte am Menschen, das da immer von neuem gezüchtet wird? Muß hier nicht von Grund aus der Lebenszustand sich ändern, wenn wir wirklich glauben und wollen sollen, daß diese Menschenmassen in Wahrheit Menschen werden? So ist die Arbeiterfrage für den, den nicht eigene Not zum Sozialismus treibt, nur eine Teilfrage des großen Menschheitsproblems im ganzen. Es stehen Erziehungsfrage und Religionsfrage als selbständige Arbeitsgebiete neben ihr, aber die Arbeiterfrage, die Frage nach den wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen der industriellen Masse, ist die größte und wichtigste unter ihnen. Ohne ihre Lösung ist alles Reden von neuer Erziehung und neuem Wollen nur Wind.

Zu welcher Partei soll man gehen, wenn Gewissen und Leidenschaft uns zur Mitarbeit an einer neuen Lebensgestaltung der industriellen Masse treibt? Man wird eine Menge einzelner Fragen und Aufgaben auch bei Fortschrittlern, ja sogar bei Nationalliberalen und Zentrum behandeln können; ich denke zum Beispiel an die Wohnungsfrage. Aber es ist doch kein Wort darüber zu verlieren, daß die Gesamtheit der hier in Betracht kommenden Fragen eben nur in der Arbeiterpartei selber möglich ist; und das ist bei uns einzig und allein die Sozialdemokratie. In allen anderen Parteien ist die Arbeiterfrage entweder überhaupt nur Aushängeschild, oder sie ist mit anderen Interessen verquickt (Grundbesitzer, Rentner), die den Arbeitern entgegenstehen und alle Parteien daran hindern, rückhaltslos den Aufstieg der Arbeiterklasse zu ihrem ersten und einzigen Ziel zu machen. Das ist es, was auch Hildebrand seinerseits unterstrichen hat: in der grundsätzlichen Auffassung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit, in der praktischen Behandlung der großstädtischen Bodenfrage, in der Erkenntnis, daß alle bürgerlichen Parteien in irgend einer Form erworbene Privateigentumsrechte zu schützen suchen, also Privatinteressen vor das Interesse der Gesamtheit und der Zukunft stellen, in all diesen grundlegenden Fragen ist für jeden Sozialisten nur die Arbeiterpartei die einzig mögliche Organisation ...

Aber gerade als Sozialisten und Marxisten und als leidenschaftliche Enthusiasten für die grundsätzlich andere Lebenszukunft der industriellen Masse geraten wir gelegentlich in Konflikt mit den Schlagworten der Agitation und der Taktik in den Parlamenten, die die heutige Praxis unserer Partei beherrschen. Was sollen wir tun? Schweigen? Reden? Um dieser Konflikte willen die Sache der Arbeiter und des Sozialismus verlassen? Unsere Leidenschaft für die Arbeiterbewegung wäre nicht echt, wenn wir aus Feigheit und Bequemlichkeit das erste oder das dritte wählten. Es bleibt nur das zweite: offenes Reden, gleichgültig, was daraus wird.

Ich rolle die ganze Frage einer reformistischen Politik der Arbeiterklasse nicht auf; ich bleibe bei dem konkreten Anlaß des Ausschlußverfahrens. Das Problem, das Hildebrand gesehen, und das er schärfer zum Ausdruck gebracht hat als irgend einer vor ihm, ist dieses: Erste Grundvoraussetzung aller Hoffnungen der Arbeiter auf ein menschenwürdiges Leben in der Zukunft ist der ungestörte Fortgang der industriellen Produktion; zweite Grundvoraussetzung aber ist, daß

genug Lebensmittel und Bekleidungsrohstoffe überhaupt vorhanden und für diese Arbeiterschaft erreichbar sind, damit sie steigende Ansprüche an das Leben überhaupt befriedigen kann. Beide Voraussetzungen aber, sagt Hildebrand, sind für den mittel- und westeuropäischen Völkerkreis heute bedroht. Die Industrialisierung der bisherigen Agrarländer bedroht unsere Industrie einmal mit Absatzerschwerung, dann mit Rohstoffverteuerung oder gar -sperrung; und sie führt dazu, daß die Nahrungs- und Bekleidungsrohstoffe aus den bisherigen Agrarländern immer weniger zu uns kommen, weil sie drüben im eigenen Land von der zunehmenden industrialistischen Masse verbraucht werden. Also, sagt Hildebrand, beruht alle Möglichkeit des Sozialismus, alle Hoffnung unserer mittel- und westeuropäischen Arbeiter darauf, daß es uns rechtzeitig gelingt, sowohl für den Bezug unserer industriellen wie unserer Nahrungs- und Bekleidungsrohstoffe eine eigene Bauerngrundlage teils zu halten, teils neu zu schaffen. In der praktischen Formulierung der Tagespolitik ausgedrückt: Voraussetzung der Verwirklichung des Sozialismus in der Industrie und in den Städten ist: 1. ein kräftiger Bauernschutz auf dem Lande, 2. eine kräftige und pflegliche Kolonialpolitik, 3. eine auswärtige Politik mit dem Endziel, die Vereinigten Staaten von Mittel- und Westeuropa wenigstens als handelspolitische und verkehrswirtschaftliche Einheit und als militärisch-maritime Gemeinsamkeit zwischen Ostasien, Rußland und Amerika zu schieben.

Gleichviel nun, wie viel oder wie wenig in diesem Gedankengang zwingend ist und Hoffnung haben kann, einmal das Programm der deutschen Arbeiterpartei zu werden; gleichviel: daß es sich hier um eine Arbeiterfrage ersten Ranges handelt, sollte doch über allem Streit stehen. Es sind die brennendsten Zukunftsprobleme der Arbeiterschaft, die hier behandelt werden ...

Wir sind gewohnt, zu sagen, daß wirtschaftliche Notwendigkeiten sich durchsetzen, gleichgültig, ob der einzelne Agitator seine Sache gut oder schlecht macht. Und wir vertrauen darauf, daß diese Notwendigkeit uns zum Wachstum führt. Aber in Wirklichkeit erleben wir ebenso oft, daß diese Notwendigkeit gegen uns ausschlägt. Warum sind 1907 Landarbeiter und landwirtschaftliche Industriearbeiter zu Zehntausenden von uns abgefallen? Weil sie, die Schweine verkauften, obgleich sie sonst Proletarier waren wie unsere städtischen Massen, durch unsere Fleischpreisagitation sich in ihrem Interesse bedroht sahen. Das selbe könnte sich in noch höherm Ausmaß wiederholen, und es könnte auch für andere Schichten von Arbeitern gelten. Warum gibt es christliche Arbeiter, liberale Arbeiter, nationale Arbeiter doch immer noch nach Zehntausenden? Warum wählen proletarische und proletaroide Existenzen immer noch nationalliberal, konservativ, fortschrittlich oder ultramontan? Von direktem Wahlterrorismus abgesehen, doch nur deshalb, weil alle diese Parteien mit irgendeinem Interesse von den Gegnern geködert werden, das sie bei uns nicht befriedigt fühlen ...

Und welche Möglichkeit hat heute ein Parteigenosse ohne Amt, zu den Genossen zu reden? Um einen Vortrag ersucht man ihn nicht; seine Artikel druckt die Parteipresse nicht ab; er meldet sich in der öffentlichen Diskussion einer

Versammlung zum Wort: das wird erst recht als ‚Knüppel zwischen die Beine' empfunden. Er schreibt ein Buch: die Parteipresse schweigt es tot oder reißt es herunter, die Parteigenossen in ihrer ungeheuren Mehrzahl lesen es nicht. Selbst 3 von den 4 Schiedsrichtern, die das Schuldig sprachen, hatten eingestandenermaßen das Buch nicht gelesen. Wie soll man es machen, an die Parteigenossen auch nur heranzukommen?...

Hier offenbart sich ein Umstand, der je länger je mehr eine ernste Gefahr für unsere Partei und für den Bildungsgrad unserer Agitatoren und Parlamentarier in sich birgt. Unsere Partei- und Gewerkschaftsbeamten, vom Parteivorstand herunter bis zum geringsten Arbeitersekretär oder Redakteur, sind mit Alltagsarbeit viel zu überlastet, als daß sie Zeit hätten, in reichlichem Maß ernste und schwerverdauliche Bücher zu lesen. Die Bildungsmittel, die unsere Agitatoren vorzüglich benutzen, ist die Zeitung, der Zeitungsausschnitt und die Broschüre. Kaum der Hundertste hat Zeit, wöchentlich auch nur 100 Seiten wissenschaftlicher Literatur nachdenklich und ruhig in sich hineinzuschlürfen. Die Parteischule könnte wenigstens für den Nachwuchs eine Möglichkeit wissenschaftlicher Grundlegung sein. Aber so wie sie jetzt ist oder bis vor wenigen Jahren war, macht sie das Übel nur schlimmer. Sie gibt außer dem Nichtswissen den jungen Leuten auch noch den Hochmut mit, alles zu wissen..."

* * *

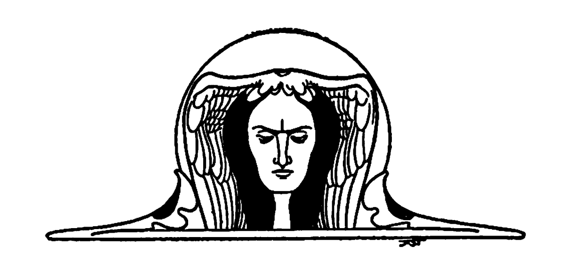
Wenn es die „Menschheitsfrage" ist, die Maurenbrecher mit unzerreißbaren Ketten an die Sozialdemokratie schmiedet, wenn er fragt: „Was schaffen diese Lebensverhältnisse der großstädtischen und industriellen Masse für Menschen?", so möchten wir andern — bei aller ehrlichen Anerkennung seines Idealismus — doch mit der Gegenfrage antworten: Wird uns der sozialdemokratische Zukunftsstaat jenen „schöneren, freieren, stolzeren, kräftigeren Menschen" züchten? Und, indem wir uns treulich an die Erziehungsmethoden der Partei halten, sie gewissenhaft an ihren Früchten zu erkennen suchen, mit des Verfassers eigenen Worten fortfahren: „ist es nicht gerade das Kranke, Kleinliche, Hämische, Gedrückte, das Sklavenhafte am Menschen, das da immer von neuem gezüchtet wird?" Ist für ein „freieres, stolzeres, kräftigeres" Wachstum Raum in einer Partei, die es mit ihren Existenzbedingungen nicht vereinbaren kann, Männer mit eigenen Überzeugungen in ihren Reihen zu dulden? Die es fertig bekommt, das Schuldig über einen Parteigenossen auf Grund eines Buches auszusprechen, das von den vier Schiedsrichtern ganze drei eingestandenermaßen nicht gelesen haben? Und zwar, wie Maurenbrecher selbst a. a. O. schreibt, das Schuldig aus keinem anderen Grunde aussprechen, als dem, daß der Verfasser des Buchs „dem Tagesagitator in der Partei gelegentlich unangenehm sein kann" und die Partei eben „ein bestimmtes Agitationsschema, bestimmte Schlagworte" hat!

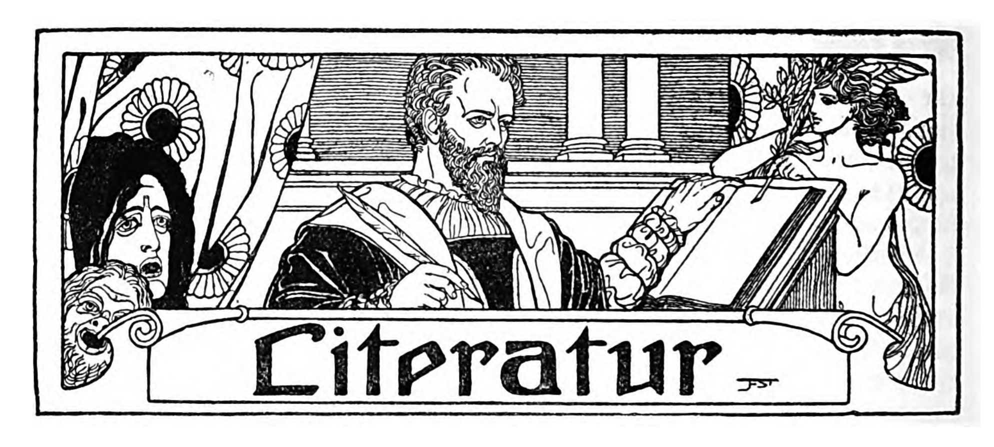
Der Knüppel liegt auch hier beim Hunde. Die Partei kann gar nicht anders, wenn sie ihre absolute Herrschaft über die Massen behaupten will, als die Unfehlbarkeit ihrer Dogmen wie einen Rocher de bronce stabilieren, jeden mit Exkommunikation, ja mit dem großen Kirchenbann strafen, der sich erdreistet, auch

nur einen Schritt von dem vorgeschriebenen Wege abzuweichen. Die Machthaber sind sich wohl auch nicht im Zweifel darüber, daß sie vor eine üble Alternative gestellt sind. Die eiserne militärische Disziplin, der geistige und wohl auch wirtschaftliche Terrorismus, zu dem sie sich selbst verurteilen, wenn sie ihre unumschränkte Macht aufrecht erhalten wollen, verurteilt auf der andern Seite die Partei zur Selbsterstarrung. Wiederum: geben sie freier Entwicklung Raum, nehmen sie das Gute, woher es auch komme, so würde das der Allgemeinheit und der Arbeiterschaft selbst natürlich viel ersprießlichere, weil greifbare Dienste leisten, aber die einheitliche Stoßkraft der Partei würde mehr oder weniger lahmgelegt werden, dieser Staat im Staate selbst abbröckeln und sein Baumaterial neue Amalgamierungen eingehen.

Ja, das Regieren ist nicht leicht! Und so bleibt es bis auf weiteres, d. h. bis zur Selbsterstarrung oder zur Abbröckelung, bei der altbewährten Maxime: „Wer nicht pariert, fliegt."

Wir aber, o Exgenosse Hildebrand, wir beseufzen und beweinen dich nicht, — im Gegenteil! Wir rufen fröhlich: Vivant sequentes! Wenn erst alles, was noch Persönlichkeit ist, was noch Überzeugungstreue, freies Schaffen und Forschen, und vielleicht noch ein glimmendes Fünkchen Volks- und Vaterlandsliebe im Leibe hat, — hinausgeflogen ist, dann können wir die so säuberlich purgierte, purifizierte und von allen gefährlichen Bazillen und Miasmen der „Vernunft und Wissenschaft" desinfizierte Partei getrost ihrem beschaulichen Kultus überlassen. Zu Säulenheiligen wird's ja wohl noch langen.





Ludwig Uhland

Ein schlichtes Gedenkwort von Dr. Thilo Schnurre

Am 13. November sind es fünfzig Jahre, seitdem Ludwig Uhland, der volkstümlichste Dichter der Deutschen, seine treuen blauen Augen für immer geschlossen hat. Er war ein echter Sohn seines Schwabenlandes; gut und gemütvoll, aber eckig und kantig, ein Mann voll reichen Innenlebens, aber in Gesellschaft unbeholfen, schweigsam, oft langweilig. Gerade in der Studentenzeit entwickelte sich das Verschlossene in dem Wesen Uhlands. Das laute Tübinger Burschenleben war ihm zuwider, dafür liebte er es, die Täler und Berge seiner schönen Heimat zu durchwandern, ein frisches frohes Liedchen zu singen und mit Bauern und Holzfällern unterwegs sein Mahl zu nehmen. Bei den Frauen hatte der schüchterne und zurückhaltende Jüngling, dessen Äußeres eher an einen biedern Uhrmacher aus dem Schwarzwald als an einen Gelehrten erinnerte, kein Glück. Manchmal erinnerte in ihren Briefen Mutter Uhland ihren Louis, gefälliger und gesprächiger zu sein, und das vierzehnjährige muntere Schwesterchen Luischen schrieb dem Bruder nach Paris, wo er sich 1810 Studien halber aufhielt: „Du bist und bleibst auch in Paris immer noch der alte trockene Vetter, schreibst nur immer von Bibliotheken, Museen usw., Sachen, die mich ganz und gar nicht interessieren. Schreibe lieber auch von den Pariser Mädchen, was sie für Kleider anhaben. Auch von der Kaiserin und ihrem Anzug möchte ich viel wissen . . . was freilich für Dich blinden Heß schwere Fragen sind. Doch für was hast Du Deine Brille?“ . . .

Zu Uhlands hervorragendsten Charaktereigentümlichkeiten gehörte seine peinliche Gewissenhaftigkeit. Im Gegensatz zu seinem Landsmann Schiller, der auf der Schule mit großer Hartnäckigkeit den letzten Platz behauptete, saß unser Dichter immer vorne an. Lateinische Verse schmiedete er mit größerer Geläufigkeit als deutsche, und in Fieberphantasien sagte er ununterbrochen seine lateinischen Konjugationen her. Fast alle seine Briefe entwarf er bis ins kleinste auf dem Konzept, Durchstrich und Einschiebsel waren ihm ein Greuel. Die vielbewunderten Reden in der Paulskirche, deren bilderreiche Sprache dem Dichter mehr zur Ehre

gereichen als dem Politiker, waren sorgfältig vorbereitet und eingeübt, so sorgfältig, daß es wundern muß, daß er sie nur stockend und stotternd vorbrachte. Er war, wie immer vor einem größeren Publikum, befangen. Recht peinlich war es dem bescheidenen Mann auch, wenn er Reden und Toaste auf seine Person anhören mußte, oder wenn er um Albumverse oder Autogramme gebeten wurde:

Wann hört der Himmel auf zu strafen
Mit Albums und mit Autographen"

schrieb er einer Dame ins Stammbuch. Eine hübsche Begebenheit erzählt Uhlands verständnisvolle Gattin Emilie von ihrem Mann. Als dieser von Stuttgart nach Tübingen übersiedelte, übergaben ihm seine Freunde und Verehrer an der Grenze der Stuttgarter Gemarkung einen Lorbeerkranz. Was tat er? Im nächsten Wald hing er ihn an einer Eiche auf mit der Bemerkung zu seiner Frau: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranz in Tübingen ankommen. Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt."

Was Uhland und seine schwäbischen Liedgenossen, im Gegensatz zu den Weimarer Dichtern, — man denke nur an das mitunter sehr gespannte Verhältnis zwischen den vier Großen, Goethe, Schiller, Wieland und Herder, — uns menschlich so nahebringt, ist die treue Freundschaft, die sie unwandelbar verknüpfte. Auch mit den Männern der damals aufblühenden germanistischen Wissenschaft, vor allem mit den Brüdern Grimm und Baron Laßberg, stand unser Dichter in herzlichstem Verkehr und regstem Austausch. Gern hätte Uhland sich ganz der deutschen Philologie gewidmet, aber die Verhältnisse zwangen ihn dazu, Rechtswissenschaft zu studieren. Sie lief hinter der Poesie als Stiefkind her, sie machte ihm „tausend Skrupel". Der schweigsame, allzu gründliche und wenig schlagfertige Mann wurde des Broterwerbs halber Advokat, wozu er ebenso wenig, ja noch weniger paßte, als vierzig Jahre vor ihm Wolfgang Goethe. Es fehlte ihm, wie er selbst klagte, „die Leichtigkeit im Geschäft"; oft mag er erschrocken sein, wenn ihm ein neuer Prozeß aufgetragen wurde, weil er sich dann von der Poesie und seinen germanistischen Studien abwenden mußte. An seinen Freund Varnhagen von Ense schrieb er: „Das Advokatengeschäft habe ich nie aus Neigung getrieben. In beständigem Widerstreit mit meiner Natur verzehrt es mich innerlich, ohne mir auch nur äußerlich eine erträgliche Existenz zu verschaffen."

Erst Ende 1829 erfüllte sich Uhlands sehnlichster Wunsch, die Ernennung zum außerordentlichen Professor der deutschen Literatur in Tübingen. Aber die Freude sollte nur kurz dauern. Als die Regierung 1833 dem freisinnigen Abgeordneten den Urlaub zum Eintritt in die Ständeversammlung versagte, legte er mit schwerem Herzen die ihm liebgewordene Stelle nieder. König Wilhelm erteilte ihm die Entlassung „sehr gerne", von der Studentenschaft dagegen wurde dem allverehrten Lehrer ein silberner Pokal überreicht mit der Inschrift: „Dem Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst."

Die folgenden Jahre bis 1838 saß Uhland als einer der freisinnigsten Abgeordneten im Stuttgarter Ständesaal und sprach manch kräftiges Wort gegen Bureaukratie und Feudalsystem. Er hielt es für seine Bürgerpflicht, die ihm oft

genug lästig fiel, und gern rettete er sich aus den politischen Tagesfragen in die Poesie und sein Studium. Goethe, der sonst auf Uhland nicht gut zu sprechen war, hatte ganz recht, als er im Gespräch mit Eckermann äußerte: „Geben Sie acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesang wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland." Ein weitschauender Politiker, wie sein Freund Paul Pfizer, war Uhland nicht. Das zeigte sich vor allem im Jahr 1848/49 in der Paulskirche. Wenn er die Rednertribüne betrat, was übrigens sehr selten vorkam, hörte ihm die Nationalversammlung gern zu, denn es war Ludwig Uhland, der sprach, aber er überzeugte niemand.

Von 1849 bis zu seinem Tod lebte Uhland in seinem Häuschen an der Tübinger Neckarbrücke. Nur seine Spürfahrten nach Volksliedern führten ihn noch bisweilen hinaus. Seine dichterische Ader war versiegt, und von der Politik hatte er übergenug.

„Ihr fordert, daß ich Lieder singe,
Mit Deutschlands Barden Glied an Glied?
Der Anblick unsrer deutscher Dinge
Der geht mir übers Bohnenlied."

schrieb er an den Liederkranz in Sindelfingen, der ihn um ein vaterländisches Lied gebeten hatte. Noch im Herbst 1861 badete der rüstige Greis, der seit seinen Kinderjahren nicht krank gewesen war, bei elf Grad im Bodensee. Als er aber ein halbes Jahr später seinen Freund Kerner in Weinsberg bei strenger Winterkälte zur letzten Ruhestätte begleitete, da holte er sich den Keim zu der Krankheit, der er neun Monate später erliegen sollte.

Der patriotische Bremer Kaufmann, der 1847 seinem Schiff — es war das größte, das die deutsche Flagge führte — den Namen „Uhland" gab, konnte keinen bessern finden, denn Uhland ist der Dichter, in dem sich das deutsche Volkstum am reinsten verkörpert. Den Rat, den er seinem Freund Karl Mayer gab: „Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, sich recht innig in die Schachten des deutschen Altertums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamme des deutschen Vaterlands erwachsen zu lassen", hat er selbst treulich befolgt. Die klassischen Dichtwerke standen ihm „zu klar und fertig" da; er liebte „frische Bilder und Gestalten", wie sie die deutsche Sage und Geschichte darbot. Gibt es einen urdeutscheren Mann, als Eberhard den Rauschebart, oder als jenen schwäbischen Ritter, der im gelobten Land sich voll Gemütsruhe den Schild voll Pfeilen spicken läßt, aber plötzlich, als es ihm einer der Türken zu bunt treibt, vom furor teutonicus gepackt, mit einem Streich den feindlichen Reiter, Sattel und das halbe Pferd auseinanderhaut? Dem deutschen Mittelalter sieht man in Uhlands Balladen bis ins Herz hinein; die gesamte damalige bunte Welt mit ihrem romantischen Zauberbann zieht an uns vorüber. —

Vielseitig ist Uhland als Dichter nicht gewesen. Seine jugendliche Gefühls-

lyrik mit ihrem schwermütigen Unterton entbehrt vielfach der Frische und Klarheit. Seine politischen Gedichte für das alte gute Recht sind ein markiges Zeugnis von Mannesmut und Bürgerstolz, aber auch von echt schwäbischer Hartköpfigkeit, die sich gegen das bessere Neue zugunsten des guten Alten sträubt. Seine Balladen dagegen sind Edelsteine im Kranz der deutschen Poesie. Wo findet sich auch deutsches Herz und deutsches Gemüt schöner und lauterer ausgeprägt, als in Gedichten, wie „Der gute Kamerad“ oder „Der Wirtin Töchterlein“?



Theaterkultur?

(Berliner Theater-Rundschau)

Man mag sich puritanisch grämen und kann es doch nicht ändern: Das Theater braucht „Theater“.

Trotzdem scheint es mir erlaubt, von Theaterkultur zu sprechen. Freilich, wenn man unter dem Wort mehr verstehen wollte, als die zunehmende Kultivierung des verstandesgemäßen Geschmacks; wenn man etwa an die Hochziele der Kunst dächte, dann würde es schwer sein, dem Theater unserer Zeit einen besonderen Nimbus zuzubilligen — trotz der vermehrten Summe künstlerischer Leistungen. Denn noch weit üppiger als diese hat sich der theatralische Betrieb erweitert, und die Proportionen von Kunst und Theater in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und in der jüngsten Zeit lassen sich nicht in Gleichungen bringen. Dagegen — das eine ist sicher: die Ansprüche der Vernunft, die das Publikum an die Theaterstücke stellt, sind gesteigert. Ich spreche von dem Publikum, das für die Vernunft überhaupt in Betracht kommt, und nicht von den immer noch erklecklichen Massen, die die Operettenkomponisten und deren gehirnweiche Librettisten füttern.

Wir anderen haben uns ein wenig verändert. Bei manchem Stück, das vor dreißig Jahren einen großen Bühnenerfolg einheimste und das man jetzt wieder ausgräbt, wundern wir uns weidlich über die Harmlosigkeit und die schiefen Urteilsprojektionen der älteren Generation. Man sagt dann in der Regel, es zeige sich die Wandelbarkeit des Geschmacks, oder die Zeit habe die Komödie mit einer Staubschicht bedeckt. Aber das sind Redensarten, die nichts erklären. Es gibt sehr alte Theaterstücke, die nur aus klugem Ersinnen und nicht aus dichterischer Eingebung entstanden sind, und doch heute noch ungebrochen wirken. Lessings „Emilia Galotti“ rechne ich zu dieser Gattung. Andere Stücke jedoch, deren grelle Effekte einst das Publikum berauschten, sind uns fremd, kalt, ja vielleicht lächerlich geworden. Warum? Weil diese Stücke nicht den Schein wahrten, daß ihnen der Mensch der Gegenstand der Darstellung sei, und weil in ihnen das Theater nur sich selbst gab, nämlich — Theater.

Wir sind also im allgemeinen empfindlicher geworden gegen die grobe Täuschung, die man einstmals einverständlich hinnahm. Als Gutzkow „dichtete“, wußten es die besseren Zuschauer auch: er schreibt das Theater für das Theater ab, doch man hatte dagegen nichts einzuwenden, man fand es in der Ordnung. Heute versteht man unter dem guten Geschmack eines Dramatikers, daß er sein Stück nicht in einen fühlbaren Gegensatz stelle zum Möglichen, Wahrscheinlichen. Das Virtuosentum, das sich offen brüstet, ist nicht bloß in der Schauspielerei erledigt; vielleicht aber sind der Dramatiker und der Schauspieler die größten Virtuosen, die mit ihrer Technik den Schein erwecken, daß sie das wahre Leben abbilden, während sie doch nur ihre Effekte anlegen, ihre zwar diskret gewordenen, aber sicheren Effekte.

Ja, die feinere Diskretion der Effekte, das ist der Fortschritt unserer Theaterkultur. Die wirklichen Dichtertaten der Gegenwart bestimmen das Niveau des Theaters in geringerem Maße. Sie sind zu sehr in der Minderzahl im Vergleich mit den Lieferungen der Kunsthandwerker. Man kann auch nicht sagen, daß sie der Koeffizient einer Kultur von höherer Art seien, als wir den großen Schöpfungen anderer Zeiten verdankten.

* * *

Das Schicksal einer Reihe von Stücken, mit denen in diesen Wochen die Berliner Spielzeit eröffnet wurde, bestätigt neuerdings das Erkannte.

Da wurde im Königlichen Schauspielhaus die in den siebziger Jahren entstandene Tragödie „Die Bluthochzeit" von Albert Lindner aufgeführt. Das Schauspielhaus ist das sterilisierte Meininger Theater. Aus dem Archiv der Meininger hat man das Lindnersche Trauerspiel geholt und den Stil der Darstellung, die vor mehr als dreißig Jahren einen großen Erfolg bedeutete, recht getreu nachgemacht. Was brachte unseren Erinnerungen nun eine schwere Enttäuschung? Nichts sonst hatte sich verändert, als nur unsere Aufnahmefähigkeit. Wieder suchten uns die unheimlichen Stimmungen und Spannungen der theatralisierten Bartholomäusnacht zu packen; wieder die vergifteten Kerzen, die dem König von Frankreich den Tod bringen, unsere Sinne zu umnebeln; wieder dröhnten die Geschütze und die Verse und läuteten die Glocken und sangen die Hugenotten, während sie zu Tausenden hingemordet wurden, das Lutherlied. Alle Register des alten Theaters waren aufgezogen, und Katharina von Medici war des Teufels tragische Großmutter nach erprobtem Schnitt und der halbidiotische Karl IX. die Bombenrolle, auf deren Mätzchen sich einstmals trefflich reisen ließ. Wir aber, wir neueren Theaterskeptiker, blieben unbewegt, und der gewaltige Rollenspuk erpreßte uns nur das Stoßgebetlein: „O Schicksal, gib uns einen, einen Menschen!" Wir lauschten vergebens, ob nicht einmal ein gutes natürliches Wort von dem Theaterpathos abfallen würde, und fühlten uns beschämt in die Kinderstube zurückversetzt von all dem Aufwand unmöglicher Schiebungen und Scribescher komödiantischer Intrigen, die auch Brieftäuschungen und belauschte Gespräche nicht verschmähen. — Wer aber vor Jahrzehnten die „Bluthochzeit" ein „Theaterstück" gescholten hätte, würde es mit den gelehrten Herren verdorben haben, die Albert Lindner (wenn auch für ein anderes Stück) sub specie aeterni den Schillerpreis verliehen ...

* * *

Das neu gegründete Komödienhaus Dr. Rudolf Lothars will dem freundlichen Behagen, dem heiteren Spiel, dem guten Geschmack, will der Gegenwart und nicht der Ewigkeit geöffnet sein. Es ist ein Haus, in dem sich angenehm wohnen läßt. Aber einer der ersten Bühnengäste war eine Leiche. Das Schauspiel „Die Zarin", von Melchior Lengyel und Ludwig Biro, ist einige Jahrzehnte früher, als es geboren wurde, gestorben; ist gestorben mit der Mode der Star-Stücke. Die es nicht mehr wissen, denen sei erzählt, daß früher betriebsame Autoren den machthabenden Schauspielern mit der Schneiderelle Rollen an den Leib maßen. Dann gingen sie hin und legten der Glanzrobe dramatisches Futter unter. Aus der großen Katharina von Rußland wollten die Madjaren Lengyel und Biro solch ein Schneiderkunststück machen. Sie vergriffen sich im Stoff und nahmen grobes, plumpes Zeug mit schreienden Farben. Wenn wir Sardou überhaupt haben müssen, dann schon lieber den französischen, als den madjarischen Sardou, dann schon lieber die „Madame Sans-Gêne", als die von den Paprikahändlern gelieferte „Zarin"! Dem durch und durch verlogenen Star-Stück gab das Komödienhaus eine glänzende Ausstattung und gute Schauspieler; nur gerade den weiblichen Star für „die" Rolle konnte es nicht schaffen. Es ist gut, daß Helene Odilon oder Jenny Groß nicht mehr strahlen; die eine oder die andere hätte der „Zarin" zum Erfolg geholfen.

Eingeweiht wurde das Komödienhaus mit den Werkchen zweier Lustspiel-Autoritäten. Aber der Einakter von Ludwig Fulda: „Feuerversicherung", eine gequälte

Erfindungslosigkeit, zitierte den Magister Faust: „Name ist Schall und Rauch"; und Max Dreyers Biedermeierkomödie „Der lächelnde Knabe" ließ der liebenswürdigen und kernigen Natur des Dichters verzeihen, daß auch ihm einmal nichts Rechtes eingefallen war. Ließ es ihm verzeihen, weil er um ein Nichts die Reize des Kostüms gebreitet und das Zeitkostüm mit Grazie verinnerlicht hatte. Die Zähmung einer und eines Widerspenstigen wird in dem Lustspiel von Kupido in Windeln besorgt, von einem ausgesetzten Wochenkind.

* * *

Das also waren, von Dreyers niedlichem Scherz abgesehen, unglückliche Nachkommen einer aussterbenden Rasse von Theaterstücken. Spiele mit Puppen, nach Puppen-Modellen, nicht nach dem Leben gedrechselt. Auf der anderen Seite wurde uns aber der Typus jenes pseudo-dionysischen Ästhetenstücks nicht erspart, das den Quellen des Lebens eben so ferne ist, wie das Klischee-Theaterstück. Karl Sternheim, das Irrlicht des Deutschen Theaters, hatte vordem in zwei Lustspielen Brutalität für Witz gegeben, und die Mokka saugenden Kraftgenies fanden es köstlich. Diesmal kam er uns tragisch und — zwiefach spanisch. In Spanien spielt sein Trauerspiel „Don Juan". Offenbar weil dieses Land die Heimat sowohl des sagenhaften Don Juan de Tenorio, wie des geschichtlichen Don Juan d'Austria ist, entstand des Verfassers Idee, beide Personen, die außer Namen und Vaterland nichts gemein haben, unter einer Haut zu verkörpern. Den adoleszenten Don Juan, nicht den erfahrenen Wüstling Mozarts und Grabbes, wollte Sternheim schaffen, den Jüngling, der sich durch die ersten Sinnesräusche tobt. Aber schon am Ende eines Theaterabends wird dieser frühreife Verführer, Vergeuder, Held und Mörder ein frommer Mystifax. Allerdings: an der Geduld der Zuschauer gemessen, war ja der Werdegang Don Juans übermäßig lang. Es ist nicht möglich, den szenischen Wirrwarr zu kennzeichnen, der in ungefähr dreißig Verwandlungen das Parkett mit der Drehkrankheit bedrohte. Ein Nebel wogte, den ich für den Dunst der Impotenz zu halten mich erdreiste. Das Unverständliche sollte romantisch und tief dünken. Doch mit entsetzlich schlechtem Deutsch lugte aus dem Chaos die Nüchternheit hervor. Recht nüchtern war gewiß auch die Hoffnung des Verfassers, daß er allerhand Neigungen erobern würde mit dem Wagnis, mehrere Szenen auf zerwühltem Liebeslager spielen zu lassen. Selbst diese dichterische Rechnung ging nicht aus. Die Vorstellung endigte mit einem bitteren Theaterskandal.

* * *

Das Deutsche Theater wetzte die Scharte mit einer großen Tat aus. Es rief die starken Dämonen seiner Kunst und gab der schaurigsten aller Tragödien: Strindbergs „Totentanz", eine Wirklichkeit, die der bangende Leser des Dramas nicht ahnt. Der „Totentanz" ist der dunkelste Schatten, den der schwedische Riese warf. Die trostlose Atmosphäre in Ibsens „Gespenstern" ist harmlos, verglichen mit der Luft, die in dem kreisrunden, düsteren Turmgemach der öden Insel fault. In diesem Käfig leben ein Mann und eine Frau, Menschen von nicht gewöhnlicher Eigenart, und werden in den langen Jahren ihres Ehekerkers zu ruchlosen Bestien, die sich kniffig belauern, unendlich hassen und blutig zerfleischen. Die Psychose des Zustands hat Strindberg gegeben. Wie gegeben! Ein langes Drama mit nur drei Personen, mit kargen, knappen Worten, das alle Spannungen und Erschütterungen höchster dramatischer Gewalt meistert. Wohl dringt durch die Quadern des bösen Turms ein Hauch von Strindbergs Mystizismus; doch er beirrt nicht den Dichter, der mit dem klaren Auge und der festen Hand des Anatomen die lebenden Menschen zerschneidet, als ob sie Leichen wären. Auch Max Reinhardt — und das sei ernst gewürdigt — widerstand jeder Lockung der Theaterromantik. Er drang mit priesterlicher Keuschheit in das Mysterium des Menschenhasses. Zur Seite standen dem Strindberg-Regisseur zwei furchtbar wahrhafte Gestalter: Paul Wegener als Kapitän Edgar und Gertrud Eysoldt als Alice.

* * *

Wo wird Ibsen, wo wird Strindberg so erkannt, wie auf den Bühnen Berlins? Im Sinne der Bibel, die das letzte Besitzergreifen meint, wenn sie die Worte braucht: „ein Weib erkennen“ . . .

Das Menschliche ist es allein, das in Strindbergs mystischem Passionsspiel „Ostern“, der weichsten Dichtung des harten Kämpfers, uns bezwingt. Das Drama erlebte eine Wiederaufführung in dem jüngst eröffneten Deutschen Schauspielhaus; eine Aufführung, die von Paula Somarys nervenkranker Kleinmädchengüte (der hellseherischen Eleonore) eine besondere Weihe erhielt.

* * *

Von zwei russischen Stücken sei noch berichtet.

Das eine ist ein altes verborgenes Kleinod der Weltliteratur: Gogols einaktige Skizze „Die Spieler“. Zum erstenmal in Deutschland wurde (im Neuen Volkstheater) diese naturalistische Meisterszene gegeben, die geschrieben war, lange ehe man einen deutschen Naturalismus kannte. Neben der überlegen lächelnden Satire auf die panrussische Korruption fällt an dem kleinen Ding die Luftmalerei, die lebendige und charakteristische Atmosphäre, auf. Sie wurde unter Lichos Leitung von der Darstellung prächtig ausgeschöpft. —

Aus Deutsch-Rußland stammt Leo Birinski. Und wie vor Jahr und Tag für seine Tragödie „Der Moloch“, hat er auch für seine Komödie „Narrentanz“ (Uraufführung im Lessingtheater) den Stoff der russischen Revolution entnommen. Ein wahrhafter Nihilist, einer, der auch an die Hoffnungen des politischen Nihilismus längst nicht mehr glaubt . . ., hat das grausame Trauerspiel und die überlaut lachende Posse geschrieben. „Narrentanz“ ist eine Burleske mit ernstem literarischen Charakter. Die Figuren sind Karikaturen, die Situationen auf den Kopf gestellt. In dem Nonsens aber steckt Sinn, und hie und da blitzt ein Ingenium.

Das Gemälde der Beamtenkorruption in Gogols „Revisor“ ist mit krassen Zügen der Gegenwart aktuell gemacht. Die Stützen des russischen Staates benutzen die Revolution als Melkkuh. Auch der Gouverneur Chabarowicz läßt sich von der Regierung große Summen zahlen für die Unterdrückung der Revolution. Aber die Terroristen haben gerade sein Gouvernement immun gemacht, um dort eine Freistatt zu finden und ungestört ihre Pläne beraten zu können. Ihr Archiv befindet sich im Hause des Gouverneurs, ja einer ihrer Führer lebt dort als verzärtelter Hausgenosse und geht, ein Märtyrer seiner Überzeugung, ein vom Gatten begünstigtes Liebesverhältnis mit der ältlichen Xantippe des Gouverneurs ein. Als man in Petersburg über die so kostspielige Ruhe im Gouvernement den Kopf zu schütteln beginnt, entschließt sich der hohe Beamte, eine Revolution zu seiner Deckung künstlich hervorzurufen. Er läßt seinen Sekretär eine Pistole abknallen, fällt auf den Bauch und hat nun über ein Attentat zu berichten. Verkleidete Polizisten schickt er auf die Straße, die „Hoch die Revolution“ brüllen müssen. Die Scheinrevolutionäre werden von den wirklichen Revolutionären, die sich aus guten Gründen als Wächter der Staatsautorität aufspielen, verhaftet. So werden alle Rollen vertauscht. Aber das Spiel mit ernsten Dingen brandmarkt nicht bloß den Augiasstall der russischen Bureaukratie; es führt uns auch ohne Augenbinde mitten unter die jungen Schwärmer, und hier vernehmen wir, je wilder der Humor schäumt, einen schmerzlichen Grundton. Denn diese Retter der Menschheit sind unselige Kinder und Hysteriker, und der einzige reife Mann unter ihnen spricht höhnisch aus: nichts Klügeres bleibe ihnen zu tun, als für ihren Glauben zu sterben. Ein Hauch von der wehen Ironie der großen Komödiendichtung durchzieht die Szenen, die das Publikum der Posse rückhaltslos belacht.

Noch einmal: es steckt etwas in diesem Stück. Aber das Stück ist unförmig, es leidet an Überfülle der Episoden, es peitscht zu heftig die Humore, und sein Zuviel erregt am Ende Abspannung und Gleichgültigkeit. Auch die famose Aufführung konnte die Wirkung nicht auf der Höhe halten. Immerhin: von Birinski, diesem Gogol-Enkel, haben wir viel zu erwarten.

Hermann Kienzl



Phantasten und Dichter

Die Phantasie ist eine Gabe Gottes, und man sollte sie niemals mißbrauchen. Aber grade darin sind die Utopisten immer groß gewesen. Ihre gegenwärtigen Jünger treiben es am ärgsten. Das Radium, das ein Hohn auf unsere physikalischen Grundgesetze zu sein scheint, und die drahtlose Telegraphie mit ihrer geheimnisvollen Fernwirkung haben ihnen grade noch gefehlt. Das wirkt auf die Erzphantasten wie der warme Regen auf die Pilze. Für die fessellosen Ausschweifungen ihrer Vorstellungen ist kein Ding unmöglich. Die Flugmaschinen und Zeppeline sind überwundene Punkte. Man fliegt sozusagen schon aus dem Handgelenk.

Martin Atlas übertrumpft in seinem Zukunftsroman „Die Befreiung“ (Berlin, Dümmler) den Amerikaner Bellamy, dessen „Rückblick aus dem Jahre 2000“ vor zwei Dezennien ein Ereignis ersten Ranges war, und den Engländer Bulwer-Lytton, dessen anonymer Zukunftsroman „The coming race“ in Deutschland weniger bekannt sein dürfte. Martin Atlas fabuliert von einem genialen Physikus, dem es gelingt, das Mial zu entdecken und aufzuspeichern. Hinter diesem geheimnisvollen Wort verbirgt sich nichts anderes als die Grundkraft, die sich in Schwere, Licht, Wärme und Elektrizität manifestiert. Damit ist dieser wackre Mann nicht mehr und nicht weniger als der Prokurist des lieben guten alten Herrgotts geworden. Hat man diesen erzphantastischen Stoß erst einmal verwunden, liest man das umfangreiche Buch immerhin mit einigem Vergnügen. Man ist eben auf alles gefaßt. Die Wunder der Bibel sind Kinderspiel gegen die Taten der Penoner, wie sich die Anhänger, Freunde und Helfer des großen Physikus nach der künstlichen Insel, die sie bewohnen, benennen. Sogar Gedanken versteht man da mit unfehlbarer Sicherheit zu lesen. Der juristische Apparat vereinfacht sich bedeutend. Die Rechtsanwälte müssen ihre Tätigkeit einstellen. Auch das Militär erübrigt sich. Die Völker werden auf unblutige Weise entwaffnet. Das Glück der Menschheit ist kein leerer Wahn mehr. Die soziale Frage ist durch die künstliche Ernährung gelöst. Krankheiten und Mediziner sterben aus. Der Himmel auf Erden ist zur Tatsache geworden. Die Unsterblichkeit ist in greifbarer Nähe. Die sexuelle Frage existiert nicht mehr. Die menschliche Entwicklung ist auf der Höhe und damit beendet, und den guten Penonern bleibt nichts übrig, als sich die Ewigkeit mit Skatspielen zu vertreiben. Die Nigger werden mialisch weißgewaschen, die Mongolen kriegen einen europäischen Gesichtsschnitt. Es ist in Penon eine Lust zu leben!

Die sinnreiche Idee, auf mialischem Wege den Mond herunterzuholen und mit ihm in den Weltenraum hinauszukutschieren, ist dem Verfasser leider nicht eingefallen. Das wäre immerhin ein lustiger Ausweg gewesen. Aber der Humor ist nicht seine Sache. Die Konstruktion des unterirdischen Äquatorialringes, der das Mial aufspeichert, bleibt tiefstes Geheimnis, ein Utopistentrick, der nur in der Kunst der Taschenspielerei sein Analogon findet.

Auch Emil Sandt kommt in seinem neuen Buche „Im Äther“ (Berlin, Vita) so bitterbös ernsthaft, daß man unmöglich ernst bleiben kann. Obschon er sich zwei Masken vorbindet, zuerst die des Triester Sparkassenrendanten, dann die des einsamen Testators, erkennt man doch das gealterte Gesicht des hoffnungslosen Pessimisten dahinter, gewöhnlich in der Pose des Predigers in der Wüste. Er schimpft auf die ganze sogenannte Wissenschaft und will wohl schließlich nichts anderes, als für den Herrgott Proselyten machen.

Und dabei erzählt er eine Flugfahrt von Hamburg nach Neuyork. Aus der Idee einer Ozeanüberquerung, die Wellman übrigens schon zur Farce gemacht hat, kann niemals das wahre Heldentum entspringen. Es ist vielmehr das moderne Sportheldentum, das an etwas Unwertiges sein Leben setzt, ein Surrogat, wie es die Sensationspresse aus kapitalistischen Rücksichten geflissentlich und gewissenlos züchtet. Zudem ist der Gedanke, über den Ozean zu fliegen, trotz Wellman nicht mehr ganz neu. Aber der Sandtsche Surrogatheld fliegt trotz

alledem, und zwar aus dem Fußgelenk. Er fliegt nämlich mit einer Maschine, die nach den kargen Andeutungen, die gegeben werden, ohne Gottes direkte und persönliche Hilfe überhaupt nicht fliegen kann. Mag er denn fliegen! Zuerst nach Brüssel. Über dem Schlachtfeld von Waterloo entdeckt er in sich einen für den Leser geradezu fatalen Hang zum Philosophieren, dem auch in der Folgezeit leider nur zu häufig Ausdruck verliehen wird. Lesefrüchte werden serviert in Feuilletonsauce à la Napoleon. In Compiègne rettet der Herr Flieger eine Frau, die seinetwegen aus dem Flugapparat stürzt. So verkürzt er sich selbst sein Heldentum. In Paris umkreist er den Eiffelturm und hat dem begeisterten Publikum gegenüber die Anwandlungen eines Trappisten. Aber es kommt noch besser. Bei Brest wird auf ihn geschossen, ein französischer Panzerkreuzer verfolgt ihn. Die Landung auf diesem Schiff (von vorn über den spitzen Bug!) spricht aller Statik Hohn. Ein Kapitel, das als gelungen bezeichnet werden darf, schildert die Rettung einer dänischen Schonerbesatzung. Was der Held aber nachher auf dem Hapagdampfer fragt und daherredet, steht mit seinem Fliegen ungefähr in demselben Verhältnis wie der binomische Satz zur Borromäusenzyklika. Man sieht sich immer nach der Soutane um. In Neuyork landet er auf dem Gerüst eines Wolkenkratzers, entflieht vor der unreifen Menschheit nach Labrador und vernichtet sein Flugzeug, indem er es unbemannt aufsteigen läßt. Es scheitert an der Hudsonbai. Irgendwie mußte die unglückliche Maschinerie doch vernichtet werden, sonst wäre sie gewiß in ein Museum gekommen.

Dieses „Testament eines Einsamen" wurde in einer bekannten Berliner Wochenschrift abgedruckt. Man kann diesen Mißgriff nur bedauern. Denn Emil Sandts Stil bedeutet für einen Menschen von Geschmack noch immer eine nicht zu gelinde Folter.

Während die Phantasie dieses Testamentsvollstreckers durchaus monoman genannt werden muß, verfügt Karl Hans Strobl über eine geradezu universelle Einbildungskraft. In seinem zweibändigen, bei Georg Müller in München erschienenen Roman „Eleagabal Kuperus" schleppt er den Leser durch alle Himmel und Höllen dieser Erde. Obschon er über den Eingang des grandiosen Werkes das Motto: „Glaube dem Wunder!" setzt, bleibt er doch in den Hauptsachen im Bereich der physikalischen Möglichkeiten.

Der Vorwurf zu diesem Roman läßt sich in die Frage fassen: Was entsteht, wenn das vertrustete Kapital der ganzen Welt von einem dem Machtwahnsinn Verfallenen beherrscht wird? Dieser Paralytiker, dessen Sohn ein Kretin ist, heißt Thomas Bezug, ist ein Fabrikant und verkörpert das Prinzip des Bösen. Sein Widersacher ist Kuperus, ein Arzt, der aus mystischem Dunkel Wunder des Guten wirkt. Sie befehden sich aufs äußerste. Die Großstadt, in der sich dieser Kampf abspielt, trägt Züge von Prag. Eine Turmwächterwohnung bildet die Insel der Seligen. Auch ein Flieger, der auf seine Weise die Menschheit von der von Thomas Bezug beherrschten Erdoberfläche befreien will, erscheint. Leider stürzt er ab. Alle menschlichen Stände, vom Waldmenschen bis zum organisierten Terroristen, werden aufgeboten. An religiösem und sexuellem Wahnwitz fehlt es nicht. Eine Gesellschaft zur Ausnutzung der Erdoberfläche wird gegründet. Da bleibt denn der große Kladderadatsch nicht lange aus. Thomas Bezugs paralytisches Gehirn wird dabei auf eine sehr sinnreiche Weise von dem noch ganz brauchbaren Rückenmark getrennt.

An Seltsamkeiten ist der Roman überreich, aber es sind Seltsamkeiten, die unwiderstehlich anziehen, weil sie mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit vorgetragen werden, wie sie nur dem selbstsicheren Künstler eigen sind. Es wird in dem Buch nicht viel meditiert und geredet, es wird gehandelt. Bitterer Ernst und ätzende Satire wechseln ab. Ohne Aufdringlichkeit wird nach einem lebendurchleuchtenden Symbolismus gestrebt. Ein burlesker, zuweilen etwas exzentrischer Humor, der an die Karikatur gemahnt, beweist, wie souverän der Dichter über seinem Stoff steht.

Im Gegensatz zu der ätherischen Phantasie Sandts ist „Eleagabal Kuperus" glänzend, ja hinreißend geschrieben. Alle Einwendungen, zu denen sich der gesunde Menschenverstand

im Anfang aufzuraffen genötigt sieht, werden durch die Wucht der Darstellung niedergemäht. Schier unheimlich ist die Fülle der Gesichte, die der immer lauernden Phantasie des Verfassers entquillt. Nicht selten gemahnt das Buch an einen überheizten Dampfkessel. Zuweilen muß man mit der Lektüre innehalten, so sehr übersteigt die Spannung das Maß des Erträglichen. Hat man das Buch hinter sich, glaubt man, aus einem Hexensabbat zu kommen. Sicher wird sich dieses Werk, das jedem Leser ein Erlebnis bedeutet, noch lange Zeit an der Spitze der phantastischen Romane halten. Denn dorthin muß man es stellen.

Die Sehnsucht nach dem höheren Menschentum ist auch die treibende Kraft des Romans von Wilhelm Hegeler: „Die frohe Botschaft" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Elitanien soll gegründet werden, eine Kolonie zur Bildung und Züchtung von Elitemenschen. Im alten Europa ist kein Platz dafür, also auf nach Afrika! Schlosser, der Erfinder Elitaniens, sieht schon im Geiste das Paradies zu Füßen des Kenia liegen und sammelt Freunde. Aber erst als ein ungenannter Wohltäter 83 000 ℳ spendet, rückt die Verwirklichung Elitaniens näher. Eine Vorexpedition wird ausgerüstet. Schlosser führt sie an. Allein er kommt gar nicht hinüber ins Land der Verheißung. Unterwegs verfällt er, längst ein innerlich Verzweifelter, seinem Schicksal. Die Expedition scheitert kläglich, und Elitanien bleibt, was es war, ein schöner Traum.

Der plötzliche Aufstieg und der Untergang der elitanischen Bewegung hängen durch die Person eines etwas dämonischen Schreinergesellen innig zusammen. Er ist nämlich der ungenannte Wohltäter, und die 83 000 ℳ stammen von einem Diebstahl. Er wird an Schlosser zum Mörder aus Eifersucht. Dies alles bildet die Untermalung für das Porträt Charlottens, der Tochter des verarmten Regierungsrats Damme. Sie schlägt sich redlich und fleißig durchs Leben, wird eine begeisterte Elitanierin und erkennt deutlich, daß Elitanien nicht im Innern Afrikas, sondern im Innern jedes Menschen zu gründen sei, und daß die Sehnsucht danach das Beste und Bleibende ist. Was dieses vortrefflich geschriebene Buch weit über den Durchschnitt der modernen Romanliteratur hinaushebt, ist sein Streben nach Menschheitsideen und Ewigkeitswerten.

Auch Hermann Hesses Roman „Gertrud" (München, Langen) ist ein stilles, schönes Buch voll starken inneren Lebens. Kein großes Schicksal, sondern ein innig erlebtes Dasein aus dem Durchschnitt ist es, das sich hier in aller Keuschheit entschleiert. Ein reiner, versonnener Zauber zartester Poesie liegt über die ganze Darstellung ausgebreitet.

Kuhn, ein begabter Musikus, der sich mit dem inneren Glück begnügt, das ihm aus seiner Kunst fließt, zeichnet rückschauend sein Leben auf. „Gertrud" schreibt er darüber, den Namen der edlen Frau, die ihm nicht nur ein großes Stück Erleben und Schicksal war, sondern noch jetzt als Stern und hohes Sinnbild über allem steht. Ein Übermut, der ihn fußlahm macht, füllt seine Seele mit Gram und Bitterkeit. In diesem Zustande ist er reif für die Freundschaft des Opernsängers Muoth, dem unter einer glänzenden Außenseite ein zerrissenes und glücksfeindliches Gemüt lauert. Er bringt den Verzagten als zweiten Geiger an das Opernhaus einer entfernten Stadt. Hier erfüllt sich beider Geschick in Gertrud. Sie neigt sich dem Sänger zu, dem sich jedoch auch in der Ehe das Glück versagt. Ein überraschend schneller Tod befreit ihn von dem Haß gegen sich selbst. Für Kuhn bleibt das Verzichten und die Freundschaft mit Gertrud.

Kuhns Widerspiel ist „Enzio", dessen Leben von der Geburt bis ans frühe Ende Friedrich Huch in dem gleichnamigen musikalischen Roman (München, Mörike) aufzeichnet. In Anlehnung an „Pitt und Fox", des Verfassers voriges Buch, könnte man als Untertitel zu Enzio setzen: „Die Liebesirrwege eines Hofkapellmeistersohnes". Während sich der Vater mit dem traditionellen Verhältnis zu der Primadonna begnügt, kann sich Enzio vor der Liebe überhaupt nicht retten. Bald ist es Pimpernellchen, bald Irene, bald Bienle, die ihm das leichtentflammte Herz entzündet. Sogar eine sehr temperamentvolle Westindierin beansprucht ihn längere Zeit für sich. Zuletzt geht seine Verlobung mit Irene auseinander, und



er findet in seiner Verzweiflung den Tod, ohne ihn recht gesucht zu haben. Wie es ihm in der Liebe geht, geht es ihm in der Kunst. Er zeigt Anläufe, bringt es aber nie zur Meisterschaft. Dieses Schicksal, das nicht nur für den musikalischen Künstler als typisch angesprochen werden darf, wird in eindringlicher, aber niemals aufdringlicher Weise geschildert. Richard, der Freund, tritt nicht ins volle Licht der Darstellung, trotz der langen Gespräche, die er mit Enzio über die tönende Kunst führt. Was im Laufe dieser Dialoge über Wesen und Wachsen der Tonkunst, über Technik und Wertung ihrer verschiedenartigen Formen und Meister vorgebracht wird, verrät den gescheiten und verständigen Freund der Musik.

Ebenfalls ein Entwicklungsroman, aber ein weiblicher, ist „Karoline Kremer" von Rudolf Heubner (Leipzig, Staackmann). Der Verfasser, der über einen trocknen, zuweilen bezwingenden Humor verfügt, ist in seine Heldin bis über beide Ohren verliebt und versteht es, durch seine dreiste und wackere Darstellungsart seine Verliebtheit auf die Leser überfließen zu lassen. Die Heldin wird in Rosenberg in Sachsen geboren, genießt die goldene Freiheit ihrer Jugend, setzt sich mit der bösen Schule auseinander und läßt ein freundliches Pensionat über sich ergehen. Inzwischen wird der Vater als Zollrat in eine größere Stadt versetzt, wo sich Karoline auf sich selbst besinnt und der Wissenschaft in die Arme wirft. Aber das sichere Gefühl ihrer Weiblichkeit läßt sie kurz vor dem Studium abschwenken. Nun soll sie verheiratet werden, was sie ganz vorzüglich zu hintertreiben versteht. Schließlich geht sie auf die Akademie nach München und pinselt kräftig. Hier aber kriegt sie sich mit einem ästhetischen Kunstprofessor, der übrigens ein zum Verwundern prächtiger Kerl ist. Während ihrer Ehe macht sie auch andere Leute glücklich, es gibt zum Schluß eine von der Verschwendungssucht geheilte Schwägerin und einige frischbackne Ehepaare.

Der Verfasser stellt das typische Schicksal der braven höheren Tochter dar, die aus gut situierten Kreisen stammt, nach Wissenschaft und Kunst langt und sich mit Bildung und Dilettantismus begnügt, um endlich in der Liebe ihre wahre Bestimmung zu finden. Die modernen Frauen werden in diesem herzhaften Buche kurzerhand erledigt. Eine wird sogar trotz ihres Sträubens kurzerhand unter die Haube gebracht. Das prachtvolle Buch, für Erwachsene geschrieben, kann man auch jedem Mädchen in die Hand geben und darf gewiß sein, daß es in hohem Grade erzieherisch und veredelnd wirken wird. Denn es ist eine Dichtung und keine Moralinpastete à la Thekla von Gumpert und Nachfolgerinnen.

Ein Heimatroman im besten Sinne ist das in demselben Verlage erschienene Buch „Die Glocken der Heimat" von Adam Müller-Guttenbrunn. Ein Schwabendorf im Banat läßt er vor unsern Augen erstehen. Wie diese Bauern, von denen jeder ein Held ist, weshalb auch das Buch keinen Helden braucht, ihren Boden gegen die beiden reißenden Ströme Theiß und Donau verteidigen, so stehen sie auch treu zusammen im Kampfe gegen die madjarische Flut, die diesen wackeren Kolonisten ihr durch Jahrhunderte gepflegtes Deutschtum zu entreißen trachtet. Nur die Selbsthilfe kann hier zum Ziele führen. Und nach der Kraft, die diesem Buche, dem Schmerz und Zorn eines Banater Schwaben, die künstlerische Gestalt gegeben hat, darf man hoffen, daß sich die ungarischen Machthaber an ihren deutschen Landesgenossen über kurz oder lang die chauvinistischen Zähne ausbeißen werden. Denn gegen das Gold dieses Buches gehalten ist Petöfi höchstens Silber und Jokai sicher Blei. Eine besonders übelduftende Blüte der ungarischen Verwaltung ist der Wasserbauingenieur, der im letzten Grunde die Schuld an dem das Dorf vernichtenden Dammbruch trägt. Eine nicht minder lebensvolle Figur ist der Kaplan, der der Kutte entspringt und mit seiner Liebsten nach Amerika auswandert. Die andern aber bleiben zurück, um die von Grund aus zerstörte Heimat von Grund aus wieder aufzubauen. Nach dem Kulturdokument, das Adam Müller-Guttenbrunn mit diesem Werke niedergelegt hat, kann man den zwei Millionen Deutschen, die in Ungarn wohnen, getrost ihr eigenes Schicksal anvertrauen. Sie brauchen nur bei ihrer prachtvollen Dickköpfigkeit und ihrem Geburtsüberschuß zu bleiben, so werden die Madjaren, die längst beim Pariser Zweikinder-

system angelangt sind, in knapp zweihundert Jahren vor der beschämenden Notwendigkeit stehen, das Deutsche als allgemeine Landessprache proklamieren zu müssen.

Das beste der drei vorliegenden Heimatbücher ist August Friedrich Krauses „Das stille Leuchten“ (Berlin, Fleischel). Es führt in die Senke zwischen dem Zobten und dem Eulengebirge, wo Gruschwitz und Ludwigsdorf liegen, zwei Nachbargemeinden, die sich seit urdenklichen Zeiten befehden, obschon kein Mensch den Grund weiß. Dafür ist man eben in Schlesien. Mit der Faust kämpft die Jugend, die Alten begnügen sich mit dem Wort. Da fällt es der Kantorstochter von Ludwigsdorf ein, sich in den herrschaftlichen Förster von Gruschwitz zu verlieben. Sofort fahren die Ludwigsdorfer zum Dache hinaus. Es gilt, die Ehre des Dorfes zu wahren! Als nichts hilft, sperren sie dem Kantor das Gehalt, wieder echt schlesisch! Der Rufer im Streit ist der Dorfbader Ferdinand Ignaz Krätzig, ein ganz prachtvoller Kerl, der im Kirchenbuch seine uneheliche Geburt ausradiert. So etwas kann eben nur einem Schlesier einfallen! Zuerst hofft man, daß er der Held dieser Geschichte wird. Doch der Kampf wird ernst, und Anna-Liese, die Kantorstochter, rückt in den Brennpunkt des Geschehens. Sie läßt nicht von dem Förster, der unter einem glänzenden Äußeren seine innere Armut verbirgt, und tut schon aus Trotz den folgenschweren Schritt. Die Ehe wird unglücklich. Schuld häuft sich auf Schuld, bis der Mord aus Eifersucht die starkbewegte, hochgespannte Handlung auf die Spitze treibt.

Nach Wismar lockt Ottomar Enking mit seinem Roman „Kantor Liebe“ (Berlin, Bruno Cassierer). Für einen Romanhelden ist das ein überaus passender Name, aber er ist ein ganz gewöhnlicher Mensch, der nur ein wenig spät zum Freien kommt. Frida Dernehl, die Gärtnerstochter, die ganze zweiundzwanzig Jahre jünger ist, nennt ihn seit ihrem dreizehnten Jahre nicht anders als „Onkel Liebe“. Später heiratet sie ihn, und nach etlichen Jahren nennt sie ihn wieder „Onkel“, allerdings nur einmal und ganz unabsichtlich, aber es genügt, um ihm die Augen zu öffnen. Dazwischen liegt ihre Versuchung durch den Gärtnergehilfen Sönne Frokarl. Fast erliegt sie seinem stürmischen Werben. Dann aber siegt ihr besseres und höheres Sein, und sie schickt ihn kurzerhand fort. Die heimatliche Landschaft kommt dabei nicht zu kurz, denn Wismar, die alte Hansastadt, feiert ihre hundertjährige Zugehörigkeit zu Mecklenburg. Kein großes, aber ein tiefes und inniges Erleben spricht aus diesem Buche, das allen Freunden einer ruhigen und sauberen Lektüre bestens empfohlen werden darf.

Johannes Schlaf meldet sich mit einer Novellensammlung „Der alte Herr Weismann“ (Berlin, Bondy) zu Wort. Nachdem er sich den guten Witz geleistet hat, das Kopernikanische Weltsystem für einen faustdicken Irrtum zu erklären, sind seine Freunde der frohen Hoffnung gewesen, daß er von den unfruchtbaren, ertüftelten Zeitproblemen seiner letzten Romane zu seinem guten alten Humor zurückfinden würde. Diese Hoffnung ist durch das vorliegende Novellenbuch in Erfüllung gegangen. In Dingsda besitzt der alte Herr Weismann einen großen Garten, aber er hat auch eine sehr voluminöse Nase, von der im letzten Grunde das Lebensglück eines gewissen jungen Mannes abhängt. Sobald Johannes Schlaf im Kreise einfacher Menschen, die ruhig etwas absonderlich und stets etwas schnurrig sein dürfen, bleibt, erzählt er fesselnd und ergötzlich. Denn er ist ja in Dingsda zu Hause. Er hat immer dort gewohnt. Ein bißchen Wehmut mit viel Humor gemischt, ist die Luft, die dort weht. Sie weht auch durch die Titelnovelle, die die Hälfte des vorliegenden Buches ausmacht, und die man nach Aufbau, Steigerung und Lösung ein Meisterstück nennen darf. Die anderen kleinern Stücke halten sich nicht auf dieser Höhe, sind aber auch ganz gut und nützlich zu lesen.

Rudolf Hans Bartsch, der ein Bändchen „Bittersüße Liebesgeschichten“ herausgegeben hat (Leipzig, Staackmann), ist ein ganz anders gearteter Humorist. In ihm ist das sorglose, optimistische Jung-Österreichertum so deutlich und scharf in die Erscheinung getreten, wie noch niemals. Wo er nichts als bitter ernsthaft kommt, wie in seinem letzten großen Roman, glückt es ihm daneben. Zum Bittersüßen steht er nicht viel besser. Von

dem vorliegenden halben Dutzend Geschichten schildert die erste den Tiroler Volkskrieg unter des Sandwirts Anführung. Aber nicht diese Heldengestalt steht im Mittelpunkt, sondern der Doktor Würffel, der aus Steiermark den Tirolern zu Hilfe eilt, in ein beinahe galantes, also bittersüßes Abenteuer gerät und schließlich dem Bayernkönig gründlich die Wahrheit sagt. Das ist ebenso eigenartig erzählt, wie die „Geschichte von der verdammten Seele des Herrn Kläuser", der um der hohen Metternichschen Politik willen seine Liebste an einen andern verheiratet. Prachtvoll sind auch die „Pfingstküsse", die sich der beneidenswerte Kapellmeister Willibald Himmelmayer holt. Das beste Stück aber ist „Der steirische Weinfuhrmann", ein unmittelbar aus der heimatlichen Landschaft erwachsenes tragisches Schicksal, über das der Humor versöhnende Lichter wirft. Gerade bei dieser Geschichte erkennt man, wie vorzüglich der Titel des Buches gewählt ist. Es ist herzhaft und weich in seiner Art und wird dem beliebten Dichter sicher viel neue Freunde zu seinen zahlreichen alten werben.

Ewald Gerhard Seeliger



Lese

Tolstois Borodinoschilderung

Auf die tendenziöse Darstellung der Borodinoschlacht in Tolstois Roman „Krieg und Frieden" weist Karl Bleibtreu in der „Täglichen Rundschau" hin:

„... Ganz französisch erzogen, bewahrte Tolstoi stets Abneigung gegen deutsches Wesen und spart seine ärgste Gehässigkeit für Zerrbilder deutscher Figuren auf, seien sie Balten oder Norddeutsche oder Österreicher. Ja, auch diese werden als Vertreter des Deutschtums verspottet und verleumdet, vor und bei Austerlitz. Der klassische Gewährsmann Napoleon sprach sich freilich ganz anders und recht beleidigend über die Russen aus, deren massenhaft weggeworfene Tornister und Waffen er höhnisch mit den österreichischen Leichen vergleicht. Nur die österreichische Dummheit und Feigheit verschuldete laut dem Wahrheitsprediger Tolstoi die Niederlage der biederen Russen? Den jämmerlichen Kutusoff, bei dem die Namensendsilbe so sehr bezeichnend, einen lasterhaften, habgierigen Heuchler und Charlatan ohne eine Spur militärischer Fähigkeit, bläst er schon hier zu einem Weisen und Nationalhelden auf. Daß er nicht mal mit vierfacher Übermacht bei Dürrnstein eine französische Division vernichten konnte, weiß Tolstoi ebensowenig, wie daß der von den Russen verpfuschte gute Plan ausschließlich vom österreichischen Stabschef Schmidt herstammte. Ein Mensch, der Schmidt heißt, steht aber bei Tolstoi von vornherein auf der schwarzen Liste: Alle Deutschen sind Esel und Streber zugleich, die Franzosen schaut er etwas gnädiger an, macht sich nur herablassend über sie lustig als windige kindische Patrone. Doch widmen sie den erhabenen Russen das Kompliment: ‚Ihr schlagt euch gerade so gut wie wir.' Solche unnütze Selbstherabsetzung fiel den stolzen Weltbesiegern nie ein, und vom wahren Geist der Großen Armee hat der ‚historisch' ganz ungebildete Tolstoi keine blasse Ahnung. Sein Davout benimmt sich wie ein russischer Polizeiwachtmeister, Murat tritt als leibhaftiger Hanswurst auf. Alles ist übrigens äußerst dürftig in schattenhaften Umrissen. Die alberne Napoleonkarikatur hat Harden als ‚eherne Dämonie' gepriesen, und Brandes preist die Unterredung mit Balachow: es sei, als wäre Tolstoi zugegen gewesen! O ja, nämlich Balachow, dessen Bericht der Dichter wörtlich abschrieb! Auf solche Art in den Geruch eines großen Napoleonporträtisten zu kommen, ist bequem. Bei Borodino zeigt sein Napoleon wieder mal, daß Heroen gar nichts bedeuten, er gibt lauter unnütze Befehle zwischendurch, um sich überhaupt bemerkbar zu machen. Denn auf die Schlacht übte er nicht den geringsten Einfluß, wie T. treuherzig versichert. Dagegen überwacht der großartige Kutusoff

Denkmal des Kaisers Alexander II



P. v. Joukovsky

Der Kreml in Moskau mit Joukovskys Denkmal des Kaisers Alexander II

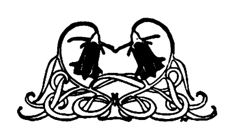
aus höheren Gesichtspunkten das Ganze und stellt fest, daß er glorreich siegte, trotz der elenden deutschen Generale im heiligen Mongolenheer, die leider anderer Meinung sind. Das stimmt ausnahmsweise, denn der unsagbare Schwindler hatte wirklich die Frechheit, dem Zaren seinen entscheidenden Sieg zu berichten — indem er vernichtet aus Moskau retirierte. Dagegen läßt der ‚große Dichter‘ Napoleon lächerlich schwadronieren, falls er nicht im Schnupfenfieber dasitzt wie ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß. Die ältesten, längst widerlegten Legenden nimmt T. eben auf und verwertet sie pamphletarisch, damit der unmündige Leser es gutgläubig nachbete.... Also bei Borodino vollbrachten die Russen alles allein, die deutschen Führer störten nur, von Feldherrn wie Bennigsen und Barclay bis zum Flügeladjutanten Wolzogen herunter, ihnen fehlte das heilige Feuer. ‚Ah, da ist er, mein Held!‘ begrüßt sein Kutusoff den sympathischen Rajewski wie einen Sieger. Nur schade, daß dessen Korps gänzlich aufgerieben und schon früh durchbrochen wurde, daß er und Milovadowitsch in die Vierecke des deutschen Helden Prinz Eugen von Württemberg flüchten mußten, dem dort vier Pferde unterm Leib erschossen und zwei Drittel der Mannschaft niedergestreckt wurden. Ebenso focht an den Bagrationsschanzen am bravsten der Grenadierchef Prinz Karl von Mecklenburg. Da aber selbst russische Historiker den Prinzen Eugen herausstreichen, so entspricht Tolstois absichtliches Totschweigen hier einem System. Man komme uns nicht mit der Ausrede, historische Richtigkeit sei Nebensache, wenn man einen bestimmten künstlerischen Plan dabei befolge, und der chauvinistische Unrat schädige nicht die sonstige Unsterblichkeit der Riesendichtung. Wir leugnen hier jedes Riesenhafte und erkennen in dem Ganzen nur eine aufgereihte Kette von prachtvollen Genreszenen, die wahrscheinlich auch ein richtiges kulturhistorisches Kolorit tragen. Was bedeutet dies aber für die Weltkatastrophe von 1812?“

* * *

Raabe über seine „Chronik der Sperlingsgasse“

Im Raabe-Kalender für 1913, der in der Groteschen Verlagsbuchhandlung erschienen ist, teilt Wilhelm Brandes zwei Briefe mit, in denen Raabe interessante Aufschlüsse über die Entstehung seines ersten Buches, der „Chronik der Sperlingsgasse“ gibt. In dem einen Brief, der an den Kritiker Ludwig Rellstab gerichtet ist, heißt es: „... Ich habe dies Büchlein als ein Student im vorletzten Sommer [1858] in Berlin geschrieben und das Lokale so ziemlich treu beibehalten; die bunten Figuren und Figürchen des kleinen Theaters aber selbst geschaffen und sollen einige bedeutend lobenswürdiger als ihr teurer Erzeuger selbst sein. Seien Sie dabei versichert, geehrtester Herr, daß mir die ‚hohe und höchste Verwandtschaft‘ durchaus nicht zu Kopfe gestiegen ist — ich weiß recht gut, daß der ganze Wert des Büchleins nur in einer gewissen Frische und Unmittelbarkeit der Anschauung, die auch beim ersten Blick gefällt, besteht.“

Der zweite Brief wendet sich an den Literaten Thaddäus Lau. Es heißt darin u. a.: „... Ohne Bekannte und Freunde in der großen Stadt war ich vollständig auf mich selbst beschränkt und bildete mir in dem Getümmel eine eigene Welt. Im Sommer 1855 schrieb ich meine ‚Chronik der Sperlingsgasse‘, welche 1857 im Druck erschien. Das Buch ist jedenfalls sozusagen eine pathologische Merkwürdigkeit; — Trauerspiele und Gedichte habe ich vorher weder gemacht noch verbrannt und mich somit vor manchen Sünden bewahrt, die andere junge Poeten mit der Feder und Tinte begehen ...“





Die neuen Stuttgarter Hoftheater

Von Dr. Karl Storck

Die ganz ungewöhnliche Beteiligung einheimischer und auswärtiger Fachleute der verschiedensten Künste, unter der sich Mitte September die Einweihung der neuen Königlichen Hoftheater zu Stuttgart vollzog, entsprach durchaus der Bedeutung, die dieser Leistung weit über die Grenzen Stuttgarts hinaus zukommt. Es war nicht die in Festreden übliche Übertreibung, wenn hier unter lauter Zustimmung aller Teilnehmer behauptet wurde, daß diese Eröffnung ein epochemachendes Ereignis sei für die ganze Theaterwelt, insbesondere für den Theaterbau und sein Verhältnis zu den darzustellenden Werken.

Als die deutschen Verhältnisse noch kleiner waren, hatten selbst große Städte nur e i n Theater. Was sonst etwa an Bühnenhäusern geschaffen wurde, diente scharf umgrenzten, meist rein örtlichen Zwecken. Das Wachstum der Gesamtverhältnisse äußerte sich dann zumeist im Größerwerden dieser Theater. Schließlich lag ja auch in der Zahl der verkäuflichen Plätze der gegebene Maßstab für die aufwendbaren Mittel. Was an kleineren Bühnenhäusern noch vorhanden war, stammte zumeist aus jener Zeit, in der der wirklich künstlerische Theaterbetrieb ausschließlich eine höfische Angelegenheit war. Darin, daß die Fürsten das Theater als eine mehr persönliche Angelegenheit auffaßten, als eine Unterhaltung, die sie zunächst für sich und dann für ihre nähere und weitere Umgebung veranstalteten, war neben dem großen Haus für besonders festlichen Prunk der Anlaß zu kleineren Räumen für intimere Unterhaltung geboten. Gerade unter diesen kleineren Theatern befinden sich einige Juwele der Baukunst. Sie sind zeitweilig arger Geringschätzung anheimgefallen. Das hing mit der Entwicklung der Kunst selber und des Kunstgenusses in dem oben angedeuteten Sinne der Demokratisierung zusammen. Schiller, mit dem wir überhaupt erst ein deutsches Drama erhielten, war eine so heroische und dabei urvolkstümliche Natur, daß sein ganzes Wirken auf Größe aller Verhältnisse abzielen mußte. Der Idealgedanke des antiken Festspielhauses, den natürlichen Rahmen für das Gesamtvolk als Zuschauer der größten Ereignisse seiner Geschichte, der gewaltigsten Ideen seines Lebens abzugeben, ist seit Schiller der leitende Gedanke wenigstens der deutschen Theater-

kunst geblieben. Die maßgebende Bedeutung, die Shakespeare für den deutschen Bühnenspielplan gewann, wirkte auch in dieser Richtung, die end ich durch Richard Wagner zum Ziele geführt wurde.

In anderen Ländern, vorab etwa in Frankreich, würde eine solche geistige Einstellung zwanglos die durchaus entsprechende äußere Entwicklung im Theaterbau und in der gesamten Lösung aller theatralischen Fragen nach sich gezogen haben. Man würde also dort wohl ganz allgemein zu Theaterbauten gekommen sein, wie sie bei uns Richard Wagner in seinem Bayreuther Festspielhause geschaffen hat. Bei uns in Deutschland wirkten andere Kräfte einer derartigen einfachen Entwicklung entgegen. Bis auf wenige Ausnahmen sind bis in die neueste Zeit hinein alle größeren Städte Deutschlands gleichzeitig Residenzen. Und damit ist das Theater in hohem Maße eine höfische Angelegenheit geblieben.

Es ist hier nicht der Ort, Vorteile und Schäden in dieser Tatsache abzuwägen. Sie ist zu einer so mächtigen Kraft geworden, daß jene Art des Theaterbaus, die sich ganz logisch aus der Bestimmung des Theaters zum Schauplatz höfischer Feste entwickelt hatte, auch überall dort bis in die jüngste Zeit hinein übernommen wurde, wo ein Hof nicht vorhanden war. Das gilt nicht nur für die Art des Theaterbaues als Theater mit Rängen und Logen, die die gesellschaftliche Abstufung der Zuschauer gleich äußerlich sichtbar machen, sondern auch in der Zweckbestimmung der Häuser, wo es mit den wachsenden Verhältnissen zu einer größeren Zahl von Theatern am gleichen Orte kam. War gerade die Oper so recht im Schutze der Höfe herangewachsen, hatte sie zwei Jahrhunderte lang durchaus den Charakter der Hoffestlichkeit getragen, so wurde jetzt überall das Opernhaus von selber zum g r o ß e n Hause, während man dem Schauspiel kleinere Häuser baute. Daß sich diese Teilung auch in den Preisen, in der ganzen Art der äußeren Aufmachung, der Dekoration geltend macht, ist bekannt.

Die schärfere Zuspitzung der politischen Gegensätze im Volk hat es dann in den letzten Jahrzehnten dahin gebracht, daß die von Höfen, aber auch von öffentlichen Behörden oder Stadtgemeinden unterstützten Theater sich gegen einen Teil des künstlerischen Schaffens fast grundsätzlich verschlossen. Während sich den für ihre Zeit doch geradezu revolutionären Stücken des jungen Schiller („Räuber“, „Kabale und Liebe“) kein einziges Hoftheater aus politischen Erwägungen verschloß, sind etwa seit 1870 neue Werke von entsprechend demokratischem Gehalte auf Hofbühnen einfach unmöglich. Freilich ist zu bedenken, daß die dramatische Literatur in immer stärkerem Maße auch Tagesfragen des geistigen und sozialen Lebens aufgegriffen und diese in mehr journalistischem Geiste behandelt hat, womit natürlich der Meinungsstreit des Tages auch in die Hallen der Kunst getragen wird.

Jedenfalls haben diese neuen Verhältnisse dazu geführt, daß sich fast überall auch aus inneren künstlerischen Gründen der Bau weiterer Theater als notwendig erwies. Dieser Bau hätte nun entsprechend dem Charakter des neuen Dramas ganz von selbst zum kleineren intimen Hause führen müssen, wenn nicht die Frage der Verzinsung solcher Privatunternehmungen hemmend entgegengetreten wäre. Jedenfalls haben diese Verhältnisse bis jetzt sich für den Theaterbau nicht als fruchtbar erwiesen. Trotz der demokratischen Tendenz behielt man das von den Höfen überkommene Rang- und Logentheater bei, und wo einmal der Versuch gewagt

wurde, dem intimen Charakter der modernen Dramatik entsprechend einen intimen Raum zu schaffen, wie beim Kammerspielhaus des Deutschen Theaters in Berlin, mußten aus geschäftlichen Gründen die Eintrittspreise so hoch geschraubt werden, daß gerade diese demokratische Tendenz zu einem Theater geführt hat, dessen Besuch nur dem zahlungskräftigen Kapital möglich ist. Man mag in der Hinsicht die Theaterfrage betrachten, wie man will, man kommt über den einen Punkt nicht hinweg, daß gerade ein künstlerisches Theater immer ein Luxus bleiben muß. Es ist schlechterdings unmöglich, die künstlerischen Forderungen des Theaters mit geschäftlichen eines nach Gewinn verlangenden Unternehmertums zu vereinigen. Wer den Luxus sich leistet, ist eine zweite Frage. Ob das ein regierender Herr, eine Stadtgemeinde oder das Volk als Ganzes ist, ändert nichts an der Tatsache, daß eben für den Luxus des Theaters Mittel aufgebracht werden müssen, wenn einerseits das Volk am Theater teilhaben soll, andererseits alle Forderungen des Kunstwerkes diesem entsprechend erfüllt werden sollen. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß wir von diesem Idealzustande noch so weit entfernt sind, daß man sich seine Erfüllung einstweilen noch gar nicht vorstellen kann. —

Das Stuttgarter Hoftheater hat wenigstens in den zwanzig Jahren, in denen es unter der Leitung des Barons Joachim zu Putlitz steht, sich eine selbständige Stellung dahin erworben, daß es tatsächlich das gesamte dramatische Schaffen in seinem Spielplan zu umfassen strebt. Das ist natürlich nur als Grundsatz zu verstehen, und zwar so, daß irgendeine künstlerische Richtung als solche ebensowenig ausgeschlossen war, wie etwa eine scharfe demokratische oder in anderer, z. B. ethischer Hinsicht umstürzlerische Gesinnung. Wie Stuttgart die erste deutsche Bühne war, die sich an Björnsons „Über die Kraft" wagte, so sind hier auch Tolstoi mit der „Macht der Finsternis", Gorki mit dem „Nachtasyl", Wildes „Salome" aufgeführt worden. Selbst Wedekind hat an diesem Hoftheater Eingang gefunden. Man mißverstehe mich nicht. Ich will durchaus nicht sagen, daß mir der Stuttgarter Spielplan als solcher in jeder Beziehung einwandfrei erschiene; ich stelle bloß fest, daß hier ein Theater ist, das wirklich den Grundsatz hat und nach seinen Kräften durchführt, in seinem Spielplan ein Gesamtbild des dramatischen Schaffens der Vergangenheit und Gegenwart zu bieten.

Das gilt in gleichem Maße für die Oper. Stuttgart gehört zu jenen Städten, die schon lange auch ein kleines Theater besitzen. Der kluge Intendant berichtet selbst, wie er früher mit einem gewissen Schmerze feststellen mußte, daß in dem kleinen Kurtheater zu Berg mit viel geringeren Mitteln für das moderne und intime Theater Wirkungen erzielt wurden, die dem großen Hoftheater nicht möglich waren. Er verschloß sich damals nicht der Erkenntnis, daß diese Tatsache lediglich auf den Raumverhältnissen beruhte, und versuchte dem Mangel dadurch zu begegnen, daß das in Cannstatt liegende Wilhelmatheater für das intime Drama und die Spieloper in Benutzung genommen wurde. Aber das Theater hängt neben vielen anderen Faktoren auch vom Verkehr ab. Man hat heute nicht mehr Zeit genug, um einige Stunden dem Aufsuchen eines abgelegenen Bühnenhauses widmen zu können.

Alle diese Verhältnisse haben dazu geführt, daß sich in dem tatkräftigen Intendanten nach dem Brande des alten Hoftheaters vor zehn Jahren der Ge-

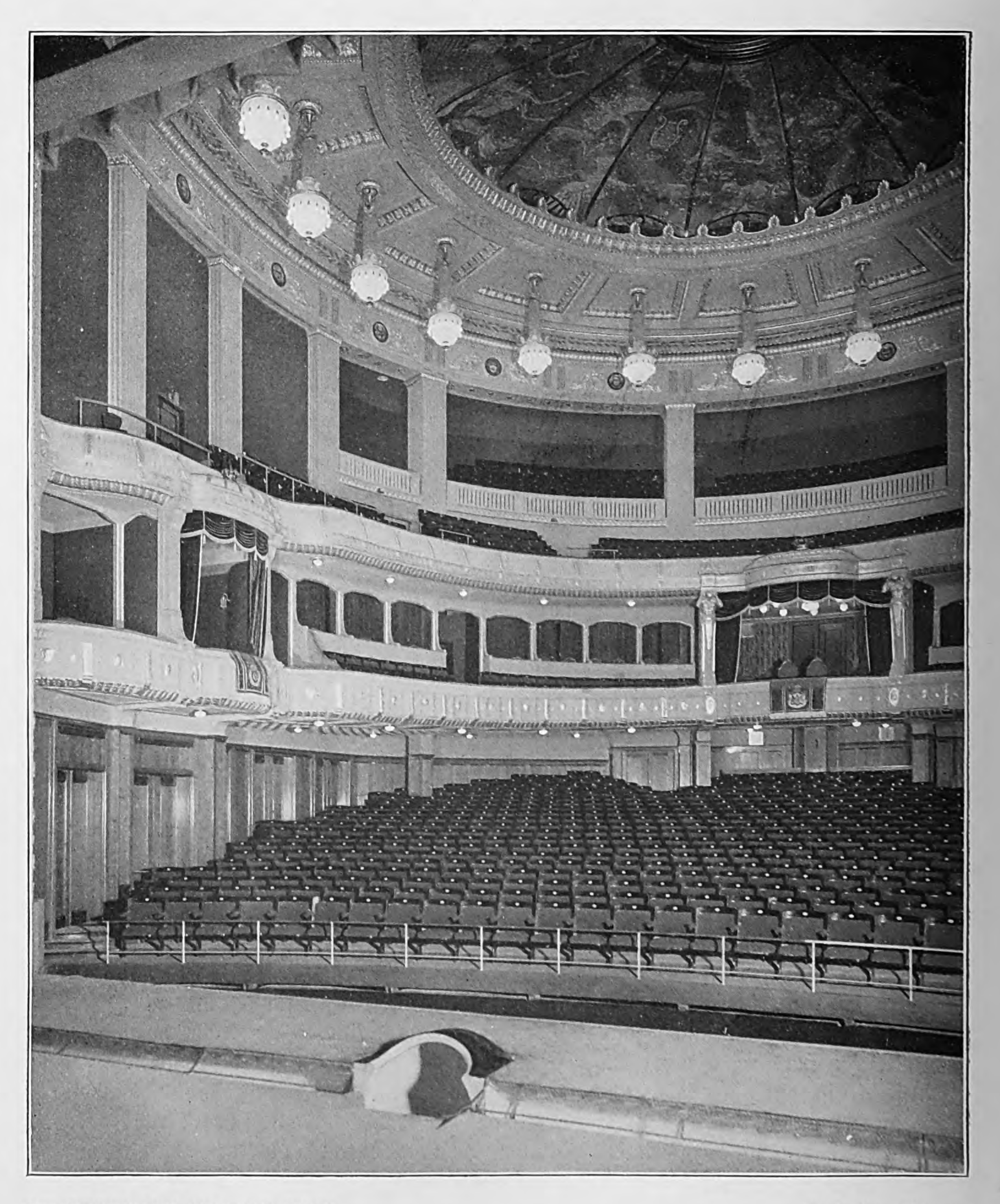
danke festsetzte, für den Neubau zwei Häuser durchzusetzen, ein großes und ein kleines. Die Teilung des Spielplanes sollte aber nun nicht in herkömmlicher Weise nach Oper und Schauspiel erfolgen, sondern aus dem Geiste der Werke heraus: für die große Oper und das große Drama ein großes Haus, für das intime Drama, das Konversationsstück, das moderne Problemdrama, für die Mozartopern und Spielopern ein kleines Haus. Es bleibt das große Verdienst des Barons Putlitz, diesen Gedanken allen Widerständen zum Trotz durchgehalten zu haben. Schon in ihm liegt ein bedeutsamer Fortschritt, den z. B. in Berlin zu erreichen trotz aller Mühe bislang unmöglich war. Trotzdem man gelegentlich die Erfahrung machen mußte, wieviel besser Spielopern im engen Rahmen des Königlichen Schauspielhauses zur Geltung kamen, als im großen Opernhause, hat man sich bis heute nicht entschließen können, den Spielplan aus solchen Gesichtspunkten heraus auf die beiden Häuser zu verteilen.

Man muß die Gründe insofern billigen, als in der Tat sich sehr große Betriebsschwierigkeiten ergeben. Da war es der glückliche Gedanke des erprobten Münchner Theaterbaumeisters Max Littmann, nicht zwei Häuser zu bauen, sondern ein Doppelhaus, und dieses architektonisch und sachlich durch die Verwaltungsgebäude so zu verbinden, daß in einem einzigen großen Gebäudekomplex innerlich und äußerlich zusammengeschlossen und doch sachlich getrennt der ganze Theaterbetrieb vereinigt wurde. Dieser durchaus gesunde Gedanke hat durch seinen Urheber eine, soweit alles Technische in Frage kommt, mustergültige Lösung gefunden. Über die Bedeutung dieser für die finanzielle Seite und den gesamten Theaterbetrieb wichtigen Errungenschaft mögen uns die Ausführungen des alten Theaterfachmanns Ernst von Possart (Die deutsche Bühne, IV, 13) belehren:

„Die Parallelstellung beider Theater und ihre Verbindung durch einen quer dazwischenliegenden großen Mittelbau, der sämtliche Nutzräume enthält, und zwar das Elektrizitätsgebäude, die gesamten Dekorations-, Möbel- und Kostüm-Magazine, die großen Ankleideräume für die Chorherren, Chordamen, Statisten und Statistinnen, ferner den Ballettsaal, den Chor-Probesaal, die Rüstkammer, die Malerateliers, die Bibliothek, die Intendanz- und Beamtenbureaus, die Kassengewölbe und die Billettschalter für den Tages- und Abendverkauf. Es ergibt sich von selbst, welch außerordentliche Ersparnis an Betriebskosten es bedeutet, wenn alle diese Räumlichkeiten, die zwei Theatern dienen, nur einmal hergestellt zu werden brauchen. Es ist aber ebenso klar, daß die Arbeit in den nebeneinander liegenden beiden Häusern eine eminente Schonung der physischen und psychischen Kräfte aller Verwaltungsorgane und des gesamten technischen Personals in sich birgt.

Der Gewinn, welcher aus der unmittelbaren Nähe des Dekorationsmagazins entsteht, ist ein ganz bedeutender. Die Malerei wird dadurch geschont, weil die Dekorationen nicht mehr über die Straße zu transportieren sind, sondern nur in den gleichmäßig temperierten Räumen der beiden, durch einen heizbaren Gang verbundenen Bühnen hin und her getragen werden.

Nichts ist für die Haltbarkeit der Farbe wichtiger als die Gleichmäßigkeit der Temperatur. Wenn Dekorationen und Kulissen, wie man das bei räumlich getrennten Häusern ja oft zu bemerken Gelegenheit hat, stundenlang in Schnee, Regen und Nebel auf der Straße stehen, so leiden Farbe und Leinwand darunter;



Der Zuschauerraum des großen Hauses — Prof. Max Littmann

eine Dekoration, die sonst vielleicht erst nach fünf Jahren einer Auffrischung und Übermalung bedürfte, wird beim ständigen Transport über die Straße bei der oft wechselnden Witterung schon nach zwei Jahren so brüchig, daß sie eine Erneuerung braucht.

Hier werden also im Laufe der Jahre schon Tausende und aber Tausende an Material gespart. Dazu gesellt sich der Umstand, daß ja bei räumlich getrennten Häusern ein eigenes Dekorationsmagazin gebaut werden müßte, so daß zum Transport der großen Kulissenstücke und der Vorhänge mehrere Transportwagen erforderlich werden. Ein solcher Transportwagen kostet allein schon zirka 5000 ℳ; er bedarf eines Gespannes von je vier Pferden und stellt sich in seinem Fuhrlohn täglich auf zirka 20 ℳ.

Dasselbe gilt auch für den Transport von Requisiten und Garderobegegenständen, für welchen ungefähr 2000 ℳ jährlich an den Fuhrwerksbesitzer zu entrichten sein werden. Das sind zusammen zirka 9000 ℳ Transportkosten für ein Jahr!

Alle diese Posten kommen durch das verbindende Mittelhaus zwischen den beiden Parallel-Theatern völlig in Wegfall.

Auch die Abnutzung der Garderobe, besonders der Damengarderobe, ist beim Transport derselben in Körben über die Straße eine wesentlich höhere, als wenn die Kleider nur aus den Magazinen von den betreffenden Garderobegehilfen geholt und, im gleichen Hause, in die Ankleideräume gebracht werden. Es liegt auf der Hand, daß, wenn man zum Exempel die reichgestickten Kleider der Königin in den Hugenotten oder die Staatstoilette der Gräfin in Figaros Hochzeit in einen Korb wirft, dann bei Wind und Wetter in den Transportwagen spediert und über die Straße fährt, diese kostspieligen Toiletten oft einer vollständigen Neuherrichtung bedürfen. Daß die Stoffe dadurch nicht besser werden, bedarf keiner besonderen Betonung. Also auch in diesem Punkte wird eine geringere Abnutzung und dadurch eine wesentliche Ersparnis im geschäftlichen Betriebe erzielt.

Das Doppelhaus bietet aber noch andere ganz bedeutende materielle Vorteile.

Die Anzahl der Theaterarbeiter wird (gegenüber dem Betriebe zweier an verschiedenen Stadtteilen liegender Häuser) eine Einschränkung erfahren können, da es sich bei Doppelvorstellungen leicht einrichten läßt, daß die Arbeiter in beiden Häusern Dienst tun. Dasselbe betrifft die Zahl der Ankleider, der Ankleiderinnen und der Requisiteüre, die sich gleichfalls verringert.

Einen überaus kostspieligen Punkt bei unseren heutigen theatralischen Darbietungen sowohl auf dem Gebiete der Oper wie des großen Schauspieles bietet ferner die Bühnenmusik. Wir werden gar bald keinen Schriftsteller mehr haben, der ein Drama ohne Bühnenmusik schreibt; wenigstens beweisen die Erfahrungen, die ich hierin während der 48 Jahre meiner Tätigkeit an der Münchener Hofbühne gemacht habe, daß die Ausgabe für Bühnenmusik in den letzten Dezennien um das Sechsfache gestiegen ist. 8—10 Musiker, welche — um ein Beispiel anzuführen — im Opernhause am gleichen Abend im ersten Akte des Freischütz die Musik beim Schützenfeste zu spielen und dann in dem kleinen Theater die Ballmusik zu Mosers ‚Veilchenfresser‘ auszuführen haben, verlangen, weil dies in räumlich getrennten Häusern geschieht, zweifache Besoldung. Man wird in den meisten Fällen von vornherein gar nicht auf die gleichen Musiker rechnen, weil die

Sicherheit rechtzeitigen Eintreffens bei getrennter Lage beider Häuser nicht garantiert werden kann. Wenn die Musiker aber unter ein und demselben Dache bleiben und nur durch den Wandelgang von einer Bühne zur anderen zu gehen haben, können sie für beide Leistungen nur ein Honorar verlangen.

Auch die Kosten für Beleuchtung und Heizung werden sich bei zentralem Betriebe um ein wesentliches geringer stellen als bei getrennter Lage der Maschinenhäuser.

Wenn die angeführten Punkte auch im einzelnen vielleicht keine allzu große Rolle im Ausgabe-Etat des Theaters spielen, so bilden sie in ihrer Gesamtheit doch einen erheblichen Posten, dessen Beseitigung um so energischer anzustreben ist, als derselbe für Dinge ausgegeben werden soll, die ohne jeglichen Einfluß auf den Wert der künstlerischen Darbietung sind.

Aber zu diesen finanziellen Vorteilen gesellt sich noch eine wichtige Errungenschaft für den Betrieb: die Beaufsichtigung beider Häuser und der darin zu leistenden künstlerischen und technischen Arbeit durch die Zentralstelle, d. i. durch den Intendanten, die Regisseure und den Maschineriedirektor.

Hier lassen sich, speziell an Tagen, wo durch Erkrankung der Mitglieder Abänderungen stattfinden, derartige mißliche Zwischenfälle viel leichter reparieren, als dies selbst mit Hilfe des Telephons bei räumlich getrennten Häusern möglich ist.

Dadurch, daß die Dekorationsräume im Hause liegen und Kulissen und Prospekte nicht erst aus einem entfernten Magazin geholt werden müssen, beheben sich die Schwierigkeiten einer schnell zu schaffenden Ersatzvorstellung wesentlich leichter.

Das fällt um so mehr ins Gewicht, als ja die meisten Doppelvorstellungen an Sonn- und Feiertagen stattfinden, wo die Sonntagsruhe noch ein erschwerendes Moment beim Ersatz einer abgeänderten Vorstellung bildet."

Bei einem schon so oft glänzend bewährten Theaterpraktiker wie Max Littmann, dem Erbauer des Prinzregententheaters, des Schauspielhauses und des Künstlertheaters in München, des Weimarischen Hoftheaters, des Charlottenburger Schillertheaters, der Stadttheater in Hildesheim und Posen, versteht es sich von selbst, daß für den Bau der Bühnenhäuser und die gesamten maschinellen Einrichtungen alle die bewundernswerten geistvollen Errungenschaften der neuen Theatertechnik Verwendung gefunden haben. Da sind Hinterbühnen und Seitenbühnen, auf denen während des Spiels bereits die neuen Szenen gestellt werden können, so daß die Verwandlungen des Bühnenbildes sich in Sekunden vollziehen. Der szenische Rahmen selbst ist nach Belieben verstellbar. Ganze Teile der Bühne lassen sich versenken und erhöhen, kurzum das Ganze ist ein Muster von Übersicht, Zweckmäßigkeit und Ausnutzung aller nur denkbaren Möglichkeiten. In der Hinsicht hat es ja unsere moderne Architektur wirklich herrlich weit gebracht.

Bemerkenswerter noch an dieser inneren Einrichtung, die ja der Allgemeinheit nie zu Gesicht kommt, scheint mir die von einem schönen sozialen Fühlen gegebene Fürsorge für alle Mitwirkenden. Was man in der Hinsicht an älteren Theaterbauten erleben muß, spricht oft nicht nur allen gesundheitlichen und moralischen Forderungen hohn, sondern birgt auch für jeden Unglücksfall eine stete Gefahr in sich. In Stuttgart sind aber in jedem Betracht für die Schauspieler, das



technische Personal, die Arbeiter, ja die Putzfrauen gesundheitliche Einrichtungen getroffen, daß selbst verwöhnte Ansprüche vollauf befriedigt werden können. Dabei hat man überall — und auch darin zeigt sich das hohe architektonische Vermögen des Baumeisters — das Gefühl einer reichen Geräumigkeit.

Diesen glücklichen Eindruck des Geräumigen hat der Architekt überhaupt erreicht; er beherrscht uns vor allem im „großen Hause“. Schon in der Kassenhalle, zu der sieben große Doppeltüren von außen hineinführen, überkommt uns dieses Gefühl des Festlichen, Strahlenden und Großartigen. Dabei ist alles außerordentlich übersichtlich, denn schon hier trennen sich die Wege nach den verschiedenen Rängen sowie nach rechts und links zum Zuschauerraum, der also als „Herz“ des Theaters mit gliedernder Kraft auch auf diese äußeren Räume wirkt. Auch daß die zu Wagen Ankommenden mit den Fußgängern sich nirgendwo stoßen und im Wege stehen, gehört wie die geräumige Garderobe zu diesen scheinbar äußerlichen, aber doch für die Gesamteinstimmung sehr wichtigen Vorzügen. Breite Marmortreppen führen zum Foyer. In diesem Foyer des großen Hauses, das als Wandelraum gedacht ist, gipfelt der festliche, wenn man will auch höfische Charakter. Unsere Architekten sind ja gerade im Herausholen reizvoller Farbenzusammenstimmungen durch Holz, Gestein, Teppiche, Wandbekleidungen, wie in der glücklichen Lichtanlage sehr weit vorgeschritten. Hier erheben sich von goldgelbem Marmorboden auf dunkelgrünen Marmorsockeln altgolden gemaserte Säulenpaare. In goldenen Nischen stehen die leuchtend weißen Marmorhermen von Goethe, Schiller, Shakespeare, Wagner, Beethoven und Mozart. Ihr Schöpfer Paul Epple bewährt sich in ihnen als geistvoller Charakteristiker. Ein weißer Marmorfries ziert die Wände. Ein schwerer blauer Smyrnateppich bringt im Verein mit den kostbaren gelben Vorhängen Ruhe und Geschlossenheit in den Raum, der von überreichem Lichte, das aus kristallenen Glaslüstern entspringt, durchflutet wird.

Nicht so prunkvoll wie dieser Raum, aber doch von ausgesuchter Vornehmheit und reich geschmückt durch Kunstwerke württembergischer Maler und Bildhauer, sind auch die verschiedenen Räume, die sich für den Hof, für die Intendanz an die entsprechenden Logen angliedern. Es ist hier mit großem Glück der Eindruck des Reichtums und des luxuriösen Lebensgenusses ohne alle Protzerei, ohne jede Aufdringlichkeit verwirklicht.

Nicht so voll befriedigt mich der Zuschauerraum des großen Hauses. Allerdings ist auch hier Festlichkeit und Großartigkeit der Gesamtstimmung erreicht. An sich ist die hier getroffene Farbenzusammenstellung reizvoll, aber der Raum ist zu sehr nur als Raum behandelt, man hat nicht an die Besucher gedacht. Unsere heutigen Theaterbaumeister fliehen das durch Jahrhunderte bewährte Rot, weil man es eben jahrhundertelang gebraucht hat. Nun, vor den gelben Wänden wirkten auch die glänzendsten Toiletten bei den Festaufführungen matt, und nicht nur die Kleider verloren ihren Glanz, auch die Trägerinnen. Etwas Mattes, Fahles legte sich auf die Gesichter, und so gewiß die reiche Versilberung im Laufe der Zeit eine schöne Patina anlegen und dann sehr zart und vornehm wirken wird, gegen das festlich leuchtende Gelb wird niemals aufzukommen sein. Sehr schön ist auch hier das Licht angebracht, und Mössels riesiges nächtlich blaues Zodiakallichtbild an der Decke schließt den Raum nach oben ruhig und feierlich ab.



Indes, eine Wandbespannung läßt sich ja ändern. Schwerer wiegt das grundsätzliche Bedenken, daß nun auch Littmann den amphitheatralischen Bau aufgegeben hat. In seiner bei Alexander Koch in Darmstadt erschienenen, reich illustrierten Veröffentlichung über die Königlichen Hoftheater in Stuttgart, der wir auch fünf unserer Abbildungen entnehmen durften, setzt er sich mit der Frage „Amphitheater oder Rangtheater?“ eingehend auseinander. Er, der die bedeutendsten modernen Amphitheater geschaffen hat, kommt nach eingehender Würdigung der Vorzüge derselben zu dem Ergebnis, daß sie sich vorzugsweise zu Festspielen eignen, außerdem auch da gutzuheißen seien, „wo — wie im Volkstheater — alle Rang- und Klassenunterschiede fallen und das demokratische Prinzip durch die Einheit der Plätze versinnbildlicht werden soll ... Überall da aber, wo es sich um ein Repertoiretheater handelt, das den verschiedensten Kunstgattungen zu dienen hat, und bei dem die ... Art der wiederzugebenden Dichtungen und Kompositionen einen intimen Raum verlangen, da, wo eine Teilung der Besucher aus gesellschaftlichen oder anderen Gründen wünschenswert erscheint, oder wo eine sehr beschränkte Baustelle zur Verfügung, und wo — wie bei einem reinen Geschäftstheater — die Baukosten auf ein Minimum herabgedrückt werden müssen, überall da wird der Architekt nicht umhin können, immer wieder beim Rangtheater anzuknüpfen“.

Man sieht, auch Littmann hat sich hier historischen Überlieferungen beugen müssen. Vielleicht muß man sogar sagen: historischen Resten. Denn ich glaube, es geht nicht mehr an, aus der Art der Besucher die Gesetze für den Theaterbau abzuleiten, die darf nur das Kunstwerk diktieren. Und nun war ja hier in Stuttgart die Rücksicht auf das intime Kunstwerk auszuschließen, da dieses sein eigenes Haus erhielt. Die gesellschaftlichen Fragen hätten sich sicher auch im Amphitheater lösen lassen. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß das Drama großen Stils nur in der großen, ausgedehnten Fläche seine volle Wirkung tun kann. Darum, so freudig man auch alle Schönheiten dieses großen Hauses anerkennen mag, ist es doch schließlich nur eben ein Theater mehr, eine außerordentlich geschickte, aber keine persönliche Kunstleistung. Die völlige Einheit von Form und Inhalt hat hier nicht zur Erfüllung werden können.

Daß diese Tatsache von jedem Besucher empfunden wird, konnte jeder beobachten, der den Festlichkeiten beiwohnte, als am Vormittag des zweiten Tages das „kleine Haus“ eröffnet wurde. Hier gab es nicht mehr ein Aufzählen schöner Einzelheiten, nicht ein Bewundern gelungener technischer oder auch künstlerischer Neuerungen — hier herrschte heller Jubel über ein Kunstwerk. So köstlich dieser Raum an sich ist, er ist doch eben nur Raum, der sein Leben durch das in ihm erstehende Kunstwerk, durch die diesem Kunstwerk beiwohnende Zuschauerschaft erhält. Kauffmanns Berliner Theaterbauten (Hebbeltheater und Kammerspiele) haben wertvolle Anregungen gegeben, sind aber hier weit übertroffen. Die Wände und Ränge des Innenraumes sind fast ganz mit dunkel leuchtendem Kirschholz bekleidet, das einen prächtigen Rahmen zu dem leuchtenden Grün des die Rückwände der Logen und Ränge überziehenden Brokats gibt. Das schmucke Weiß der Decke, das Mattgold des Lüsters, die schwarzen Rahmenleisten um das braunrote Holz, alles gibt einen fröhlichen, behaglichen und doch vornehmen Ton.

Die Vorräume, die Gänge, das kleine, mit hellem amerikanischen Birkenholz getäfelte Foyer stimmen in den vom Zuschauerraum ausgehenden Grundton harmonisch ein. Als hier die fröhlichen und schmachtenden Weisen aus Mozarts „Figaro" erklangen, wurde eine ideal schöne Kunst lebendig. Das war nicht mehr irgendeine Theateraufführung — das war Kunsterlebnis: ein echtes Festspiel, nur statt des Großartigen, Erschütternden, Überwältigenden Verschönerung des Lebens, Durchsonnung, Freude. In diesem kleinen Hause hat der Erbauer sein Meisterstück geliefert.

Bei den großen Gegensätzen in der Zweckbestimmung der hier zu einem gewaltigen Gebäudekomplex vereinigten Innenräume bot die Außengestaltung große Schwierigkeiten. Ein großes Festspielhaus, ein intimes Theater und ein Verwaltungsgebäude zur Einheit zusammenzuschmelzen, war eine Aufgabe, vor die sich bislang noch kein Baumeister gestellt gesehen hat. Littmann hat diese Aufgabe sehr gut gelöst, und zwar dadurch, daß er im Äußeren auf Schmuck im einzelnen fast ganz verzichtete und nur nach großer Flächenwirkung strebte. Dann hat er auch darauf verzichtet, im Äußeren den Gegensatz der beiden Theaterhäuser zum Ausdruck zu bringen, sondern hat hier den Gedanken einer Weihestätte der Kunst in den Vordergrund gestellt, ja er hat dieses Tempelhafte beim kleinen Hause stärker betont als beim großen, wo durch den halbrunden Vorbau mit seinen schönen ionischen Säulenpaaren und den sechs großen Plastiken auf der Attika eine mehr weltliche Festlichkeit betont wird. Wie unsere das Modell des Theaters zeigende Abbildung beweist, ist die Verbindung der beiden Häuser durch das große Verwaltungsgebäude von feiner Eigenart und einprägsamer Charakteristik. Darin offenbart sich das Glückliche dieses Baugedankens, daß er sich unvergeßlich jedem einprägt, der einmal seine Verwirklichung gesehen hat.

Nun haben diese Stuttgarter Theater noch eins vor fast allen anderen voraus: die ganz wunderbare Lage. Wie das große Haus hinter dem Schloßgartenteich aus dem Grün der alten Bäume herauswächst und in dem leuchtenden Gelb seiner Sandsteinquadern aufleuchtet, das ist ein malerisches Bild von einer Schönheit und Freudigkeit, wie sie im neudeutschen Städtebau seit Jahrzehnten kaum irgendwo erreicht worden sind. Mögen diese schönen Tempel der Kunst echte Weihestätten bleiben zum Heile der Kunst und des sie genießenden Volkes!



Die neuen Stuttgarter Hoftheater (Modell) Prof. Max Littmann



F. Strich-Chapell

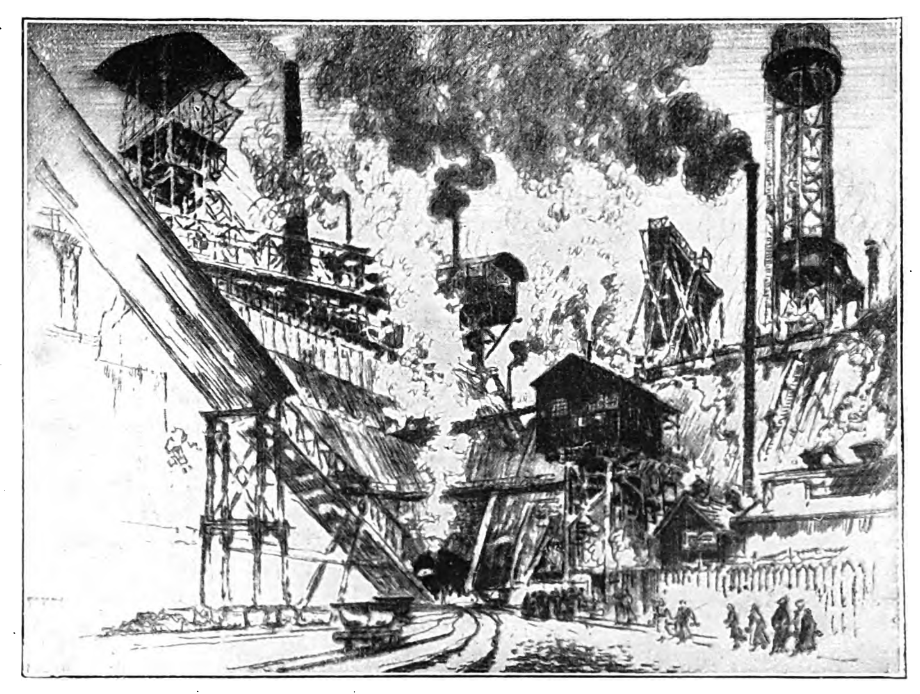
Stuttgarter Hoftheater (Grosses Haus)

Stätten der Arbeit

Dürers Wort: „Alle Kunst liegt in der Natur, und wer sie daraus mag reißen, der hat sie", läßt sich dahin ergänzen, daß in aller Natur auch Kunst stecke, wenn nur der kommt, der sie entdeckt und danach herauszureißen vermag. Sehen wir die Entwicklung der Kunst daraufhin an, so kann auch niemandem diese Erweiterung oder auch oft nur Verschiebung des Kunstgebietes verschlossen bleiben. Am deutlichsten erweist sie sich uns auf dem Gebiete der Landschaft. Verhältnismäßig spät erst hat die Landschaft überhaupt für die Künstler solchen Wert gewonnen, ist sie ihnen so „schön" erschienen, daß man sich um ihre Darstellung mühte. Wie hat sich dann die Idealanschauung von der malerischen Landschaft gewandelt. Und sind wir nicht eigentlich heute so weit, daß uns alles in der Natur als malerisch gilt? Daß keine Landschaft so arm an Form, an Linie, ja unter Umständen auch an Farbe ist, daß nicht das begnadete Künstlerauge — vielleicht sogar gerade aus der Armut — höchste Stimmungsreize zu gewinnen weiß?

Und wie könnte es eigentlich anders sein? Wie das gottfreudige Herz, der gläubige Sinn schon lange im Kleinsten und Unscheinbarsten die Hand des Schöpfers erkannten, wie schon der Psalmist sagt, daß die ganze Welt in allen ihren Abstufungen und Erscheinungen das Lob des Schöpfers verkünde, so muß nun umgekehrt auch der durch seine Schöpferkraft gottverwandte Künstler überall jene Kräfte und Werte entdecken, an denen sich sein Schöpfervermögen entzünden kann.

In weitem Abstande hinter der Natur kommt auch hier das Werk des Menschen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch Zeugnisse seines Daseins schafft, daß er selbst in großen Arbeitsleistungen Werke vollbringt, die von einer barbarischen Häßlichkeit sind. Vielleicht



Eingang zum Schacht — Josef Pennell

sagen wir besser: voll Schönheitsfeindschaft sind Das liegt nicht etwa an Armut, Kleinheit; oft vielmehr gerade am Gegenteil. Die tiefste Ursache der Häßlichkeit von Menschenwerken liegt zumeist in der Selbstsucht, in der Lieblosigkeit, mit der sie in die Natur eingestellt sind. Durch gemeine materielle Gier erniedrigt sich der Mensch unter sich selbst. Er ertötet mit ihr geistige und seelische Kräfte, die für die Harmonie des Organismus „Mensch" unerläßlich sind, und deshalb gelingt es der sogenannten „Krone der Schöpfung", Werke von einer inneren und äußeren Unschönheit zu schaffen, wie sie der natürlichen Welt von sich aus fremd sind, fremd sein müssen. Man kann geradezu sagen, daß die Zivilisation in ihrer Einseitigkeit den Menschen überhaupt erst zu dieser Art von Häßlichkeitserzeugung befähigt hat, wie denn in der Tat die Naturvölker, die „Wilden", in ihren Bauleistungen niemals etwas zustande gebracht haben, was so schamlos und so wüst in der Welt steht, wie unzählige protzig große Bauwerke, die sogenannten Zivilisationszwecken dienen.

Es gelingt den Menschen sogar, nicht nur etwas an sich Häßliches zu schaffen, sondern damit auch die vorhandene Schönheit der Umwelt zu zerstören. Das brauchen keineswegs Fabrikanlagen oder dergleichen zu sein, an die wohl die meisten Leser jetzt denken. Ich kenne Villenbauten in schönen Gegenden, die nicht nur in sich selbst Musterstücke von innerer und äußerer Unwahrhaftigkeit und Harmonielosigkeit sind, sondern die auch so aufdringlich und widersinnig in die umgebende Natur hineingestellt sind, daß sie einem die Schönheitswerte zerstören.

Solchen Erscheinungen gegenüber ist natürlich auch der Künstler machtlos; höchstens der Satiriker, der Karikaturist wird hier mit den Mitteln des Gegensatzes Stimmungsauslösungen herbeiführen können, die als künstlerisch zu bezeichnen sind.

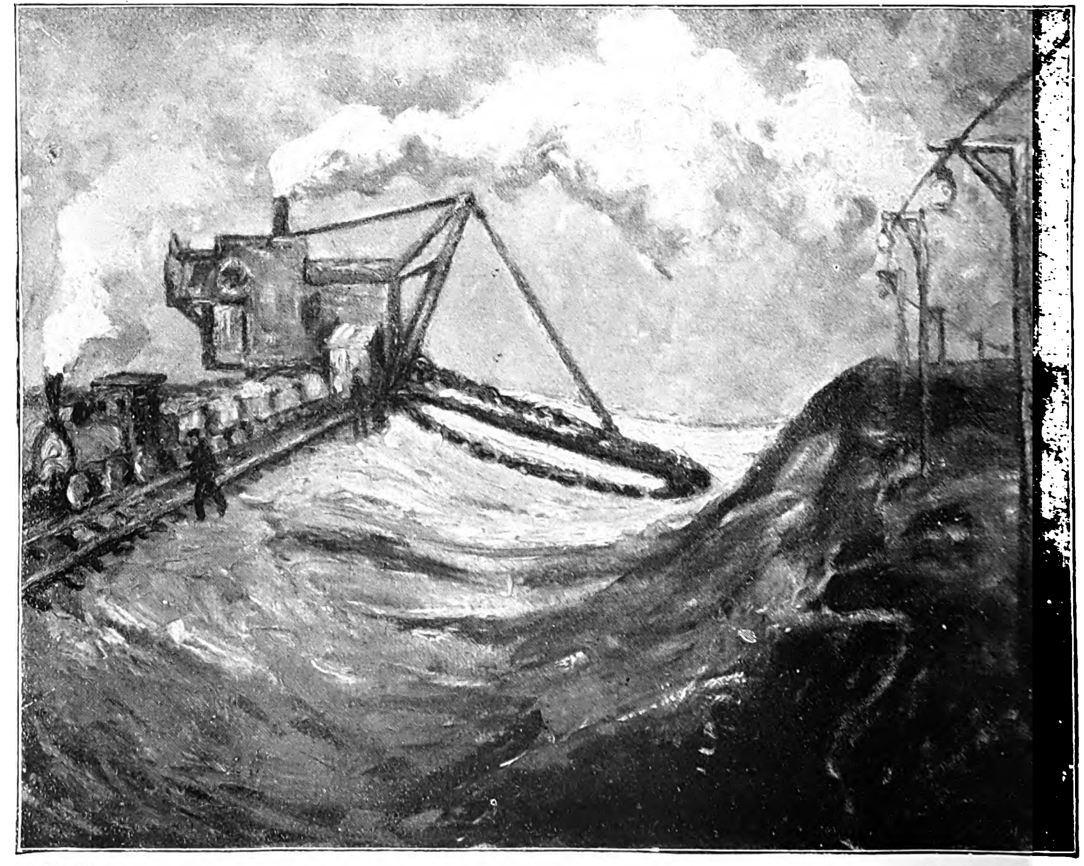
Das zugegeben, bleibt auf der anderen Seite doch auch hier die Tatsache, daß auch im Menschenwerk dort noch Schönheiten stecken, wo man sie zunächst übersah, wo man vielleicht zuerst sogar Häßliches sah. Auch hier zeigt sich die Macht der Zeit im Wandel des Empfindens. Nur daran erinnern will ich, daß zeitweilig auch die Kunstleistungen gewisser Zeitalter geradezu als unschön gebrandmarkt wurden. Wer hat noch bis vor wenigen Jahrzehnten das Barock leiden können? Wie haben manche Gotiker, z. B. Heideloff, bei der Restauration alter Kirchen sinnlos und grausam gegen alles Nichtgotische gewütet?! Aber dann weiter. Wer hätte früher arme deutsche Dörfchen für malerisch gehalten, die heute die Freude jedes Malers und weiter Volkskreise bilden?

Und die Eroberung geht weiter. Man muß nur die rechten Augen haben, oder es muß der rechte Mann kommen, der sie uns öffnet. Immer noch, wenn eine Bahnlinie durch ein bislang unberührtes Tal gelegt wird, erklingt der Jammer über die Zerstörung der Romantik, der Naturschönheit. Und wie ein Schreckgespenst wird einem hingestellt, daß künftig an diesen grünen Hängen entlang ein schwerer Eisenbahnzug hindonnern wird. Gewiß, es werden Werte zerstört. Aber werden nicht auch neue geschaffen? Ich meine auch rein künstlerische Schönheitswerte? Man sehe nur einmal recht zu, wieviel Schönheit der Bewegung darin liegen kann, wenn sich die ungeheure schwarze Schlange durch das Gelände schiebt. Man beachte, welch tolle Gebilde der an den Talwänden hängenbleibende Rauch entwickelt, wie reizvolle Farbenspiele durch ihn entstehen. Und erschließen sich nicht auch aus dem inneren Gegensatz dieses verschiedengearteten Lebens der ruhigen Landschaft zu dem Verkehrsungeheuer geistige und seelische Werte künstlerischer Art? Hans Baluschek, und in besonderem Maße der leider nur zu jung verstorbene Hermann Pleuer haben uns die Augen für diese künstlerische Schönheit geöffnet, oder haben uns wenigstens zum Bewußtsein gebracht, was wir vielleicht schon lange empfunden hatten, und nur in der Bequemlichkeit überkommener Anschauungen nicht wahr haben wollten.

Vor einem reichlichen halben Jahrhundert schon hat Gustav Freytag für sein literarisches Schaffen den Grundsatz verkündet, das Volk „bei der Arbeit" aufzusuchen. Er hat da-

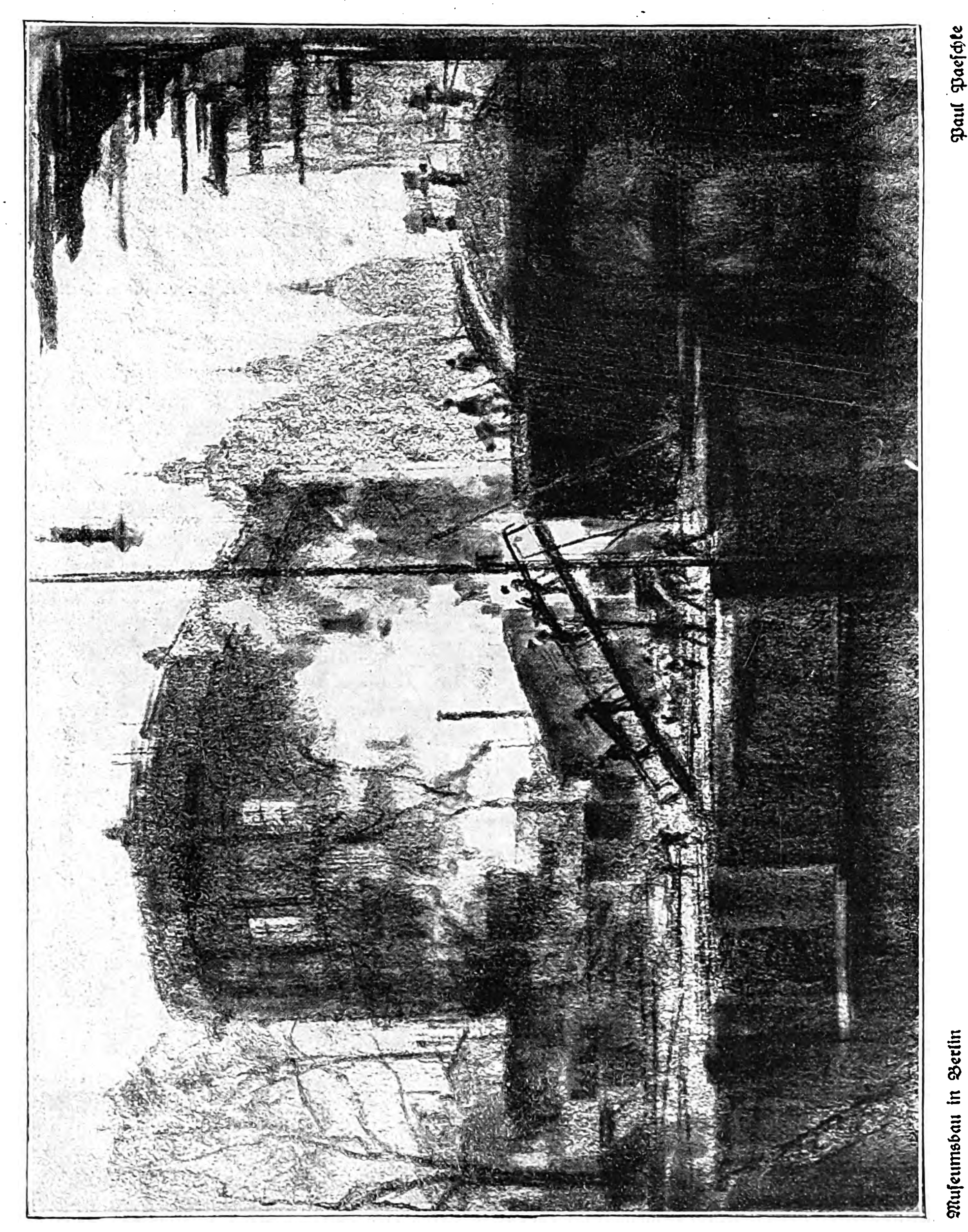
mals im wesentlichen den bürgerlichen Kaufmannsbetrieb im Auge gehabt. Inzwischen hat die Literatur diesen Grundsatz nicht mehr aufgegeben, und von Zola ist er zur wissenschaftlichen Systematik der Gesamtdarstellung aller Stände und Berufe durchgebildet worden. Die bildende Kunst hat ihrerseits diesen Weg genau so getreulich abgeschritten, nur daß es uns hier nicht so auffällig wird, weil gerade das gute Kunstwerk uns mit begrifflichen Auseinandersetzungen verschont. Zur selben Zeit wie etwa Gustav Freytag, hat François Millet die Größe und Schönheit der Bauernarbeit aufgezeigt. Ich meine der richtigen harten, schweren Bauernarbeit, nicht der fröhlich aufgeputzten ländlichen Feste. Dann hat Konstantin Meunier in der Minengegend des Hennegaus und dem Industriegebiet Lüttichs diese ureigenste Welt der Neuzeit für die Malerei entdeckt. Aber doch eigentlich nur als Umwelt, in der er die Seele des Arbeiterproletariats verstehen lernte und von jenem sozialen Mitleid erfaßt wurde, das ihn zum Wissen führte und die Größe auch dieser Arbeit erkennen lehrte. So wirkt bei ihm diese Umwelt der Industriewerke mehr als geistige Kraft, erschütternd, niederdrückend, mitleiderregend. Nicht malerische Schönheit wollte Meunier hier sehen, sondern auf dem Wege über Elend und Mühsal die große Tragik und ein leidendes Heldentum.

Das hat sich inzwischen gewandelt. Hier zeigt sich einer der guten Einflüsse der Großstadt auf die Kunst, und danach auch eine der wertvollen Wirkungen des impressionistischen



Sandbagger Franz Heggendorf

Sehens. Wohl tragen die meisten in der Großstadt wohnenden Künstler die Sehnsucht nach draußen im Herzen, nach der freien Natur. Aber das malerisch sehende Auge ist ja nie ge-



Museumsbau in Berlin — Paul Paeschke

schlossen, und wenn erst der innere Gegensatz zum großstädtischen Leben schwieg, mußten sich diesem Auge Bilder von neuen eigenartigen Reizen bieten. Nicht jene Bilder der Gesellschaft,

die ja schließlich nur eine Abwandlung des alten Gesellschaftsbildes sind, wie es schon Renaissance und Rokoko gepflegt hatten. Zunächst war es wohl das Leben der Straße, das die Augen fesselte, das wilde Hin und Her, das Treiben und Hasten, das bunte Vielerlei. Danach war es die Straße selbst mit den eigentümlichen Luft- und Lichtwirkungen an den langen Häuserfronten, im naßglitzernden Asphalt, der mannigfaltigen künstlichen Beleuchtung. Und schließlich erkannte man auch die Schönheit der großstädtischen Arbeit.

Adolf Menzel war hier wohl einer der ersten. Kein anderer hat immer so scharf gesehen, kein anderer hatte immer so die arbeitsbereite Hand, keinem anderen war alles, was sich dem Auge bot, so merkwürdig, daß es ihn dazu drängte, es mit dem Zeichenstifte festzuhalten. Und wenn er manches als Studium für andere Zwecke trieb, wenn er etwa die nächtliche Tätigkeit der Feuerwehr oder die nächtlichen Straßenarbeiten der Asphaltleger hauptsächlich darum studierte, um die Feuersbrunst im grauenden Morgen des Überfalls bei Hochkirch malen zu können — es mußte ihn doch dieses neuentdeckte Land um seiner selbst willen reizen. Schon 1875 liegt das Gemälde „Auf dem Bau". Im gleichen Jahre hat er das riesige „Eisenwalzwerk" vollendet. Der Städter war in das Industriewerk gegangen.

Sicher ist es auch hier mehr das Leben und Treiben der Menschen, was den Künstler reizte. Uns liegt ja natürlich die Arbeit näher, als die Stätte der Arbeit. Aber allmählich hat sich nun auch die Schönheit der neuzeitlichen großindustriellen Arbeitsstätten dem Künstlerauge erschlossen. Hüttenwerke, Fabriken, die man früher wohl geradezu als Paradigmen des Unkünstlerischen hinstellen mochte, sind heute zahlreichen Künstlern dankbare Vorwürfe. Eins wollen wir dabei gleich bedenken. Es gibt gewiß unsagbar häßliche Fabrikgebäude; manche sind geradezu mit einem Fanatismus des Häßlichen in die Landschaft gestellt, mit aufdringlicher Färbung, schreiend und frech. Aber gerade das große Industriewerk ist an sich eine Meisterleistung der Zweckmäßigkeit. Diese höchste Zweckmäßigkeit bedingt Wahrheit. Man kann da nicht verkleben, vertuschen, nicht anders scheinen wollen, als man ist. In dieser unbedingten Ehrlichkeit, in dieser Volltreue einem Inhalt gegenüber — denn ein solcher ist der Zweck — liegen künstlerische Werte. Sie galt es zu entdecken, und — sie sind entdeckt.

Es ist das Verdienst der Galerie Arnold in Dresden, diese Neuentdeckung der modernen Malerei uns so recht zum Bewußtsein gebracht zu haben. In einer großen Ausstellung unter dem Namen „Stätten der Arbeit" hat sie an vierhundert Werke der verschiedensten Künstler zusammengebracht. Die Ausstellung ist seit dem letzten Jahre in mehreren Städten gezeigt worden und ist noch weiter auf der Wanderschaft. Wer sie nicht aufsuchen kann, findet eine große Auswahl der in ihr vereinigten Bilder in dem von Arthur Fürst herausgegebenen Buche „Das Reich der Kraft", das als dritter Band der Sammlung „Leuchtende Stunden" erschienen ist (Verlagshaus Vita, Berlin-Charlottenburg. ℳ 1.75). Der Verfasser ist ein gewiegter technischer Schriftsteller und versteht es auch, dem Fernerstehenden die Größe dieser Art von Arbeit als Erlebnis zu vermitteln. Wir brauchen hier nicht näher auf die einzelnen Bilder einzugehen, die ja natürlich durchaus nicht alle Meisterwerke sind. Gerade hier findet sich auch leicht vom Stoff aus der Weg zur rein künstlerischen Betrachtung. Man erkennt, was hier den Künstler reizte. In der Architektur diese Fülle von Überschneidungen, von Linien und mannigfachen Formen. Dieses scheinbare Zerfallen in hundert Einzelheiten, das doch wieder zur Einheit gebunden wird durch den einen großen Zweck. Im Innern ist es dann der arbeitende Mensch selbst, der reizt, vor allem aber auch wieder der Raum, die seltsamen Formen der Maschinen, das Gewirr von Stangen und Riemen und die Bewegung. Fast hört man die Sinfonie dieser tausendfachen Geräusche. Ferner steht als eigenartiges Problem die Luft und das Licht in diesen hohen überdachten Räumen mit den oft riesigen Lichtquellen, die z. B. in Gußstahlwerken durch das feurige Metall aufgetan werden. In anderen Fällen ist wieder die Maschine der einzige Lebensbringer in einer scheinbar erstorbenen Landschaft. Etwa, wenn so ein Sandbagger in seiner grotesken Form in der einförmigen Sanddüne steht, den Dampf



der Maschine über die Ebene hinwälzt und in stetem Rollen durch seine Fangkästen den Sand in den Eisenbahnzug füllt.



Kohlenkarrer an der Elbe — Max Frohberg

Es liegt für mein Gefühl etwas ungemein Trostreiches in dieser Sammlung von Gemälden und Radierungen, die beweisen, daß Kunst überall dort wachsen kann, wo Leben ist, daß die Quelle der Schönheit in der Persönlichkeit liegt und darum so lange bestehen und immer

wieder auferstehen wird, als es Persönlichkeiten gibt. Es scheint mir da eine falsche Einstellung, wenn Fürst in dem erwähnten Buche das Märchenhafte, das Abenteuerliche und Große in den Maschinen sieht. Nein, diese sind nüchterne, kalte Schöpfungen, an sich wesenlos, eben Maschinen. Aber wenn das Künstlerauge auf sie fällt, dann entstehen aus ihnen Wunderwesen. Und wie der Geist vergangener Zeiten die ganze Welt mit menschenähnlichen Fabelwesen bevölkerte, um sich das Leben der Natur zu erklären, so sucht die Kunst jetzt nach Mitteln, das Werken und Schaffen dieser Maschinen „einzumenschen" und dadurch auch zum seelischen Besitz des Menschen zu machen. Diese Gegenstände sind zu kalt, zu klar, zu nüchtern, stehen zu deutlich im grellen Lichte, als daß man hier Fabelwesen erfinden könnte, um sie zu erklären. Hier gilt es, mit anderen Mitteln die Eroberung zu vollziehen: Die Wunderwelt der Farbe, des Lichtes, der Linie, der Form tut sich auf; ihr vermag auch das Sprödeste nicht zu widerstehen.

Karl Storck

Der Impressionismus vor Gericht

Das Gericht der Ästhetik und der strengen geschichtlichen Wahrheit ist gemeint. Geübt wird es in einem umfangreichen Buche: „Die Herabwertung der deutschen Kunst durch die Parteigänger des Impressionismus", von Theodor Alt (Mannheim, F. Nemnich). Dieses Werk (522 Seiten Großoktav) hat bei der Kritik durchaus nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Die Gründe sind leicht einzusehen. Es ist dem Feuilletonismus, der heute die journalistische Kunstkritik beherrscht, höchst unbequem, sich mit einem philosophisch so wohlbegründeten und an geschichtlichem Wissen wie an genauer Bilderkenntnis so reichen Werke auseinandersetzen zu müssen, das schonungslos die Dinge beim rechten Namen nennt und der heute so beliebten Spielerei mit „differenzierten" und „aparten" Empfindungen die gleißnerische Maske vom Gesicht reißt. Auf der anderen Seite ist Theodor Alts Werk der eigentlichen akademischen Wissenschaft wohl zu frisch und bei aller Gründlichkeit zu sehr aus der Praxis des wirklichen Kunstlebens herausgewachsen. So laufen wir Gefahr, daß ein Buch beiseite gebracht wird, das außerordentlich viel zu jener Klärung unserer Kunstbegriffe, zu jener Reinigung unseres ganzen Kunstlebens beitragen könnte, die unbedingt kommen müssen und auch kommen werden.

Alt macht sich und uns die Arbeit nicht leicht, und es wäre im Interesse der Sache zu wünschen gewesen, daß das Buch weniger gewichtig ausgefallen wäre. Aber andererseits kann man dem Verfasser nachfühlen, daß er das ganze Material beibringen wollte, daß er von vornherein jenen beliebten Einwänden begegnen mußte, die heute so gern vorgebracht werden, um jeder grundsätzlichen ästhetischen Auseinandersetzung den Boden abzugraben, sobald diese den Modegrößen zu Leibe rückt. So hat denn Alt, nachdem er zunächst die innere Art des ästhetischen Urteils untersucht hat, in einem ersten Teile die Grundzüge der praktischen Ästhetik aufgezeigt. In sieben Kapiteln entwirft er sein System: Das Wesen der Kunst; die Einteilung der Künste; die Gesetze der selbstschöpferischen bildenden Kunst; die Gesetze der nachahmenden bildenden Kunst; die Persönlichkeit des Künstlers und der Stil; Ästhetik und Kunstgeschichte; der gegenwärtige Besitzstand der Ästhetik.

Diese „praktische" Ästhetik erhält ihren besonderen Wert durch eine eigenartige Mischung von akademischem und journalistischem Geiste. Der Verfasser verfügt über eine ausgedehnte Kenntnis der philosophisch-ästhetischen Literatur und besitzt eine scharfe hegelianische Schulung des Geistes, die ihn sehr wohl zur Ausarbeitung eines ganz abstrakten Systems befähigte. Dazu steht er aber mit viel zu leidenschaftlicher Anteilnahme im wirklichen Leben der Kunst, und man sieht, wie die Anregungen auch zu den scheinbar entferntesten Gedankengängen aus Anlässen des Tages gewonnen sind. So wird die Gesamtentwicklung immer wieder unter-

brochen durch Aus- und Einfälle über und gegen die Kunstverhältnisse des Tages. Ich halte das für einen Vorzug des Buches, dank dem auch diese mehr allgemeinen Abschnitte vom Leser mit einer gewissen leidenschaftlichen Anteilnahme aufgenommen werden.

Nachdem so die Gesamtgrundlage geschaffen ist, behandelt Alt im zweiten, für uns wichtigeren Teile seines Buches, den Impressionismus, und zwar zunächst Begriff und Wesen des Impressionismus; danach gibt er eine Kritik der Theorien und behandelt zuletzt die Urfrage aller künstlerischen Einschätzung in dem Abschnitte: Stoff und Form im Kunstwerk; deutsche und französische Kunst. Eine eindringliche Beschäftigung mit diesem zweiten Teile des Buches müßte sich jeder zur Pflicht machen, der in den verworrenen Kunstverhältnissen unserer Tage mitsprechen will. Gegenüber der tiefsinnig sich gebärdenden, durchweg recht nebelhaften Phrasendrescherei der heutigen Kunstkritik ist Alt von einer schlagenden Klarheit. Die Art, wie er z. B. die ästhetische Unfähigkeit eines Meier-Graefe aufdeckt, wie er den historischen Konstruktionen dieses und anderer „Entwicklungs"-Geschichtler zu Leibe rückt, ist geradezu erfrischend. Dabei wird überall mit Tatsachen gekämpft.

Der Gegenstand des Buches geht viel tiefer, als mancher nach dem Titel zunächst vermuten mag. Unter der Herabwertung der deutschen Kunst versteht Alt weit weniger die pekuniäre Schädigung, die unser Kunstschaffen durch die Bevorzugung der Fremde erlitten hat, als die geistige. Er weist nach, wie wir auf diese Weise um das Beste und Eigenartigste deutscher Kunstauffassung, deutschen Kunstschaffens geschädigt werden.

Noch einmal: Ich wünsche diesem tapferen, wohlausgerüsteten Buche sehr viele aufmerksame Leser. Es wird allen denen, die aus innerstem deutschen Gefühlsinstinkt gegen die meisten Erscheinungen der sogenannten „modernen Kunst" sich auflehnen, die scharfen Waffen verstandesmäßiger Erkenntnis und geschichtlicher Begründung in die Hand geben. St.



Bilderschmuck für Eisenbahnabteile

So ist es gerecht und schön, daß der Kampf gegen die Vernüchterung, die der Geschäftsgeist über uns gebracht hat, nun von dem weiter entwickelten Geschäftssinne selbst aufgenommen wird. Wieviel Schönes wird heute auf dem Gebiete des Plakatwesens geleistet, und wie haben diese Bemühungen auch auf die freie Kunst anregend gewirkt! Freudig begrüßen wir darum einen Aufruf zur Erlangung von Bilderschmuck für Eisenbahn-Abteile. Die Schönheiten deutscher Städte und Landschaften in künstlerischer Weise der breiten Öffentlichkeit vor Augen zu führen, unternimmt damit der rührige Bund Deutscher Verkehrsvereine, indem er Bilder in Eisenbahn-Abteilen anbringen will! Nachdem die Verwaltungen der preußischen und hessischen Staatseisenbahnen und der Reichslande Rahmen zur Verfügung stellten, wird soeben ein Ausschreiben zur Erlangung geeigneter Entwürfe veröffentlicht. Es ist erlassen worden von dem Bunde Deutscher Verkehrsvereine e. V., der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, dem Deutschen Buchgewerbeverein und der Firma R. Voigtländers Verlag, sämtliche in Leipzig. Die Absicht des Wettbewerbs ist es, Bilder für den vorbesagten Zweck zu beschaffen, die dem Bedürfnis des Verkehrs dienen sollen und geeignet sind, die Reiselust zu beleben. Im Gegensatz zu den für den gleichen Zweck von einigen außerdeutschen Ländern verwandten Photographien oder Dreifarbendrucken soll künstlerisch Vollwertiges geschaffen werden. Die Veranstalter des Ausschreibens sind der Meinung, daß ihre zunächst rein praktische Absicht sich in künstlerischer Form vollkommener und zweckdienlicher erreichen läßt. Zunächst handelt es sich um die Wagen erster, zweiter und dritter Klasse von D- und Eilzügen. An dem vorliegenden Preisausschreiben sind bisher folgende Orte mit zusammen 58 Bildern beteiligt: Bielefeld, Binz a. Rügen, Bremen,

Breslau, Cassel, Danzig, Düsseldorf, Elberfeld, Erfurt, Grafschaft Glatz, Göttingen, Gummersbach, Heidelberg, Köln, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Marburg a. d. L., Bad Oeynhausen, Osnabrück, Potsdam, Schwerin, Solbad Segeberg, Stettin, Trier, Westerland a. Sylt, Bad Wildungen, Zeitz, Zoppot und vier Marinebilder. Außerdem beteiligen sich außerhalb des Wettbewerbs Flensburg, Hamburg, Halberstadt, Weimar und Elsaß-Lothringen zusammen mit 16 Bildern.

Die Bilder erhalten das Format 17×28,5 cm. Das Dargestellte soll zu leichter Orientierung in deutlicher Schrift auf den Bildern angebracht werden. Zur Vervielfältigungsart ist die Lithographie bestimmt.

Das Preisrichteramt haben übernommen: Friedrich Gontard, Kaufmann und erster Vorsitzender des Bundes Deutscher Verkehrsvereine, Franz Hein, Professor an der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, Horst-Schulze, Professor an der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, Max Klinger, Geheimrat Dr. Dr., Karl Lebrecht, Rechtsanwalt und Schriftführer des Bundes Deutscher Verkehrsvereine, Max Seliger, Professor und Direktor der Kgl. Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, die Inhaber der Firma R. Voigtländers Verlag und Dr. Ludwig Volkmann, Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins. Die Firma R. Voigtländers Verlag hat dem Preisgericht die Summe von *M* 1000.— zur Verfügung gestellt, die auf alle Fälle außer dem auf jedes gewählte Bild fallenden Honorar zur Verteilung von Preisen verwendet wird.

Die Bedingungen des Wettbewerbs versendet die Firma R. Voigtländers Verlag, Leipzig, Hospitalstraße 10, kostenlos an alle Künstler, die sich dafür interessieren. Die Herren werden gebeten, sich direkt dahin zu wenden.

Die Zusammensetzung des Preisgerichts sowohl, wie die Mitwirkung der Behörde, der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, des Deutschen Buchgewerbevereins und nicht zuletzt des Bundes Deutscher Verkehrsvereine gewährleistet vorzügliches Gelingen des großangelegten Unternehmens, dessen Unterstützung wir den deutschen Künstlern anempfehlen möchten. — Daß der „geschäftliche“ Zweck so offen eingestanden wird, ist auch für die künstlerische Lösung der Aufgabe wertvoll. Hoffentlich hat das Unternehmen weitere Folgen. Vielleicht erwägen unsere Behörden einmal, in welch entsetzlich nüchternen Räumen ihre Beamten täglich lange Stunden verbringen. Wie leicht wäre dahinein etwas Schönheit zu tragen, sicher nicht zum Schaden der Arbeit.



Unsere Bilder

Der größte Teil der Bilder des vorliegenden Heftes gehört zu Aufsätzen und findet in diesen seine Erklärung. Von den neuerbauten Stuttgarter Hoftheatern hat Professor S t r i c h - C h a p e l l auf unseren Wunsch die beiden Außenansichten des großen und kleinen Hauses geschaffen, die unsere Leser davon überzeugen werden, daß diese architektonisch wirksamen Bauten auch als starke malerische Werte in der Landschaft stehen. Vor allem das von uns farbig wiedergegebene große Haus dürfte in der Hinsicht unter den deutschen Theatern kaum einen ernstlichen Nebenbuhler haben. Der Künstler selbst ist den Türmerlesern kein Fremder. Er hat die im Besitze vieler unserer älteren Abonnenten befindliche Lithographie „Der Türmer“ geschaffen, von der wir eine verkleinerte Nachbildung im Oktoberheft 1907 brachten. Ein Schüler Schönlebers, besitzt auch Strich-Chapell die tiefe Herzlichkeit des Naturempfindens und vereinigt mit einem sicheren Erfassen aller formgestaltenden Kräfte eine lebendige, überzeugende Farbigkeit.

Die verschiedenen Innenansichten der beiden Hoftheater sind mit Erlaubnis der Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt veröffentlicht worden, bei der eine reich illustrierte

Sonderpublikation über die Königlichen Hoftheater in Stuttgart erschienen ist. Diese auch literarisch bedeutsame Arbeit Professor Max Littmanns wird noch mehr als in den grundsätzlichen Auseinandersetzungen in den technischen Erläuterungen für alle jene von höchstem Werte sein, die sich in irgendeiner Richtung mit dem inneren Theaterbetrieb befassen.

Die kleine Gesamtansicht des Theaterbaues endlich, die gerade in ihrer Kleinheit am besten zeigt, wie es gelungen ist, die so ganz verschiedenartigen und auseinandergehenden Zwecken dienenden Gebäude einheitlich zusammenzubringen, ist der Festschrift entnommen, die vom Verlag des Neuen Tagblatts in Stuttgart „Zur Weihe der neuen Königlichen Hoftheater“ herausgegeben worden ist. Dieses sehr hübsch ausgestattete Büchlein verdient über den Anlaß hinaus Beachtung. Aus dem mannigfachen Inhalt sind neben der Beschreibung der neuen Häuser von Pafl Wittko besonders hervorzuheben eine geschichtliche Darlegung von Archivrat Rudolf Krauß über die Entwicklung der Stuttgarter Hoftheater, ferner Otto Harnacks „Schiller auf der Stuttgarter Hofbühne“ und „Erinnerungsblätter“ von Richard Voß, Paul Lindau und August Junkermann, sowie recht unterhaltsame „Erfahrungen aus der Hoftheaterkanzlei“, die der Bibliothekar von Stockmayer mitteilt.

Die sechs Bilder, die uns verschiedene Stätten der Arbeit zeigen, sind der in dem zugehörigen Aufsatze bereits gewürdigten reich illustrierten Schrift „Das Reich der Kraft“ von Arthur Fürst entnommen, die im Verlagshaus „Vita“ zu Charlottenburg als dritter Band der von uns bereits früher empfohlenen Sammlung „Leuchtende Stunden“ erschienen ist.

Die drei übrigen Bilder — die farbenglühende herbstliche Parklandschaft und die beiden Ansichten vom Denkmal Alexanders II. in Moskau — erhalten jetzt den Charakter eines besonderen Gedenkens an den Schöpfer dieser Kunstwerke. Denn vor wenigen Wochen ist Paul v. Joukowsky in Weimar gestorben. Wir haben im letzten Dezemberheft mit einer größeren Zahl von Abbildungen nach Werken dieses der breiteren Öffentlichkeit wenig bekannten Künstlers eine Darstellung seines Lebensganges und Wertung seiner Persönlichkeit veröffentlicht und wollen heute das dort Gesagte nicht wiederholen. Mit Joukowsky ist eine prachtvolle Edelmannsnatur von uns gegangen, ein Mann von einer wunderbar schönen Bescheidenheit und vornehmen Zurückhaltung, der einer ganz seltenen Hingabe fähig war. Selbst Richard Wagner, der von der Selbstlosigkeit seiner Freunde wirklich viel zu verlangen gewohnt war, hat für diese selbstlose Treue, die doch, wie ich glaube, kein blinder Kurvenalglaube, sondern tiefgegründete Brünhildentreue war, immer die höchste Anerkennung gehegt. Liszt aber war dem ja beträchtlich jüngeren, aber früh harmonisch ausgeglichenen Manne „unbeschreiblich gut“, wie Adelheid von Schorn in ihrem soeben erschienenen Buche „Das altklassische Weimar“ hervorhebt.

Das große Denkmal für Alexander II. hatte Joukowsky auf Befehl des ihm sehr nahestehenden Kaisers Alexander III. übernommen. Dieser war mit den Ergebnissen dreier Konkurrenzen sehr unzufrieden, und Joukowsky übernahm seit 1890 das große Werk, das ihn als Maler vor eine außerordentlich schwere Aufgabe stellte. Die Einstellung in den beherrschten Rahmen des Kremls bedingte eine im wesentlichen architektonische Lösung, für die Joukowsky die italienische Renaissance wählte, da die umliegenden Gebäude meist von Italienern des sechzehnten Jahrhunderts erbaut worden waren. Der Mittelbau ist aus rötlichem Granit und Bronze, die Säulenhallen von weißem Sandstein, die Bastion aus roten Mettlacher Ziegeln. Alle Dächer glänzen in vergoldeter und grüner Bronze, die Gewölbe sind mit venezianischem Mosaik bedeckt. Sie zeigen auch in dreiunddreißig Medaillonporträts russische Monarchen, die in Venedig nach Joukowskys Entwürfen angefertigt sind. Die große Statue des Kaisers war nach Angaben Joukowskys von dem Bildhauer Opekuschin geschaffen worden. Das Denkmal hat bei der Kritik vielen Widerspruch gefunden und ist bei den gebildeten Kreisen bis auf den heutigen Tag wenig beliebt. Das Volk dagegen hat sich rasch dafür entschieden und bevorzugt die Kolonnaden mit ihren Bänken zu schattigem Aufenthalt.





Beethoven der Held

Zu Paul Bekkers Beethoven-Buch

Von Dr. Karl Storck

Die aufrichtigste Bewunderung für die grundlegende Arbeit, wie sie in Alexander Wheelock Thayers Biographie und in Gustav Nottebohms Skizzenforschungen niedergelegt ist, kann die Erkenntnis nicht unterdrücken, daß die fruchtbringende Betrachtung einer Erscheinung wie Beethoven doch erst in der Umschmelzung des gewonnenen Materials zu einer künstlerisch bildhaften Anschauung liegen kann. Mag diese Anschauung als Erzeugnis subjektiver Betrachtungsart keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben können, mag sie das Zeichen der Vergänglichkeit in sich tragen — wohnt ihr die Kraft inne, die zur Beachtung und Auseinandersetzung mit ihr zwingt, so hat sie zunächst ihre Existenzberechtigung für die Gegenwart erwiesen und damit ihren Zweck erfüllt."

So Paul Bekker im Vorwort zu seinem großen Buche „Beethoven" (Berlin, Schuster & Loeffler; Prachtausgabe 25 *M*, Textausgabe 10 *M*). Das Ziel, das er seinem Buche in den Schlußzeilen dieser Ausführungen setzt, hat er in höchstem Maße erreicht. Es wird niemand an diesem Werke vorübergehen können, und ich kenne wenige Bücher, die so zu eigener Stellungnahme zwingen und die Auseinandersetzung mit dem Verfasser herausfordern, und zwar im allerbesten Sinne. Während ich das Buch las, war mir dauernd, als wäre ich mit seinem Verfasser zusammen, stände ihm persönlich Auge in Auge gegenüber. Und ich mußte jener köstlichen Jugendtage in den letzten Gymnasialjahren oder als junger Student denken, wo man mit Freunden Nächte durch sich über die Probleme, die einen am stärksten bewegten, herumschlug, wo man in geradezu erbitterten Meinungskämpfen sich zu schroffsten Widerspruchsformen hinreißen ließ, so daß man sogar gegenseitig persönlich ausfallend wurde, wo das alles doch bloß ein Zeichen war

innigster Freundschaft, vollständigen Zusammengehens im Streben, sich das Beste und Höchste für das Leben einzufangen.

Ich muß vorausschicken, daß ich für das Buch und seinen Verfasser, unbeeinflußt durch persönliches Bekanntsein, sondern lediglich eben aus dem Rahmen dieses Buches heraus, die höchste menschliche und künstlerische Achtung hege, daß ich nach Kräften dazu beitragen möchte, daß sein Werk von jedem denkfähigen Musikfreunde gelesen würde. Ich betone das so stark, um den Mißverständnissen und unbeabsichtigten Folgen vorzubeugen, die eine scharfe Stellungnahme gegen das eine und andere Ergebnis, in höherem Maße aber gegen den Weg, auf dem zu diesen Ergebnissen gelangt wurde, hervorrufen könnte. Auch weil ich das Werk und seinen Verfasser so hoch schätze, muß ich das Gegensätzliche um so schroffer betonen. Das kann sich natürlich nicht gegen abweichende ästhetische Bewertungen richten, denn die werden in diesem Buche so persönlich vorgetragen, daß es dem Verfasser das Recht persönlichen Empfindens bestreiten hieße, wollte man gegen die von seinem Standpunkte aus immer prachtvoll begründeten und mit höchster Sorgfalt entwickelten Meinungen überhaupt Stellung nehmen. Bekker sagt von seinen Absichten stolz und bescheiden zugleich: „Ich versuchte mich auf den Standpunkt des ausübenden Musikers zu stellen, der aus seinem persönlichen Empfinden heraus Beethovens Werke interpretiert. Nur war das Ausdrucksmittel, dessen ich mich zu bedienen hatte, nicht das Klavier, das Orchester, die menschliche Stimme, sondern das geschriebene Wort. Einzig auf diese Reproduktion mittels des Wortes war mein Streben gerichtet.“ Wer kann gegen einen solchen Künstler schriftstellerischer Reproduktion rechten? Man wird von ihm hingerissen und damit beglückt, oder seine Suggestionskraft versagt in dem einen und anderen Falle, und da vermag man eben dieses Stück Weges nicht mit ihm zu gehen. Darüber gibt es kein Rechten. Man könnte nur die Reproduktion einer anderen Auffassung gegen die seine stellen. Worüber ich mit Bekker dagegen zu rechten und zu streiten habe und es am liebsten in der meiner Erinnerung erwachten Art des Meinungsaustausches bei dem auch von Beethoven hochgeschätzten Becher Wein täte, das betrifft die Einstellung zu den Grundproblemen der Biographie.

Bekkers Buch zerfällt in zwei Hauptteile. Das erste Buch ist überschrieben: „Beethoven, der Mensch“, das zweite: „Beethoven, der Tondichter“. Jenes reicht bis Seite 58, das zweite ist sechseinhalbmal so umfangreich. Man sieht, daß Bekker schon äußerlich auf die Reproduktion der Werke ein unendlich schwereres Gewicht legt, als auf die bildnerische Gestaltung ihres Schöpfers.

Ich persönlich bin da ganz anders eingestellt. Mir ist immer und überall der Mensch wichtiger als sein Werk. Edles Menschentum ist für mich der höchste und beglückendste Besitz der Menschheit, und ich betrachte Fälle, wie den Shakespeares, wo wir von dem Künstler als Menschen nichts wissen und ihn uns bloß erschließen können aus seinen Werken, als einen schwereren Verlust für die Menschheit, als er im Abhandenkommen soundso vieler Werke eines Künstlers liegt. Wir tragen an dem Verlust gewöhnlich nicht so schwer, weil wir uns eben aus den Werken die Menschlichkeit ihres Schöpfers unwillkürlich konstruieren, so daß z. B. jeder, der hintereinander die Werke der griechischen Tragiker Äschylos, Sophokles und Euripi-

des liest, die drei grundverschiedenen menschlichen Individualitäten wie aus persönlicher Bekanntschaft zu besitzen vermeint, trotzdem wir ja auch da über das Menschliche fast nichts wissen.

Jenes Goethewort, daß das höchste Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit sei, verstehe ich dahin, daß dieses Glück für uns andere besteht, nicht für denjenigen, den das Geschick oder die weise Vorsicht einer leitenden Macht mit dem Charakter der Persönlichkeit belastet hat. Denn eine Last ist sie, eine schwere Last für den Träger, dem das leichtgepflückte Glück einfacher Menschenkinder nicht beschieden ist. So bleibt mir — ich muß dieses Persönliche des Verhältnisses betonen, weil es natürlich mir auch Grenzen auferlegt — das Höchste beim Genuß des Kunstwerkes, hinter dem Werk den Schöpfer zu fühlen. Denn der Künstler ist noch nicht entstanden, in dem die Schöpferkraft so göttlich stark gewesen wäre, daß sein Werk so groß, so reich, so schön in die Erscheinung hätte treten können, wie es in der Menschlichkeit seines Schöpfers lebte. Das Unzulängliche des Menschen wird in alledem Ereignis, was er tut; sein Wollen und Empfinden dagegen kann in die Höhe des Göttlichen reichen.

Daraus ergibt sich für mich mit zwingender Notwendigkeit, daß, so herrlich und groß Kunstwerke sein mögen, herrlicher und größer die Menschlichkeit des sie schaffenden Künstlers sein muß. Und so beglückend, erhebend und veredelnd der Besitz an Kunstwerken für die Menschheit ist — erhebender, veredelnder und beglückender muß es für diese Menschheit sein, wenn es gelingt, ihr die Persönlichkeit, die Menschlichkeit des Künstlers zum Besitz zu machen. Für einige der größten Genies der Menschheit ist das auch ohne weiteres klar. Am höchsten für Christus. Aber auch bei einem Goethe, der so unendlich viel geschaffen hat, ist heute schon unser aller Bewußtsein, daß der Mensch Goethe das ist, was in alle Ewigkeit die Menschheit stolz und glücklich machen muß.

Goethe war es denn auch, der als erste Forderung für den Biographen „parteiischen Enthusiasmus" verlangte. Unter diesem parteiischen Enthusiasmus kann Goethe nichts anderes verstanden haben, als diesen unerschütterlichen Glauben an die hohe und reine Menschlichkeit des Künstlers. Niemals wäre es dem unbedingten Wahrheitsmenschen Goethe, diesem rückhaltlosesten aller Bekenner, eingefallen, vom Biographen eine Parteilichkeit zu verlangen, die Tatsachen im Leben eines Künstlers verhüllte, Charaktereigenschaften an ihm umdeutete, um dieses Leben, seine Persönlichkeit der Allgemeinheit „sympathischer" zu machen. Der parteiische Enthusiasmus ist etwas ganz anderes, viel Größeres. Er ist der unbedingte Glaube an die große Menschlichkeit des Künstlers.

Aus diesem Glauben heraus stellt sich die Aufgabe des Biographen dahin, durch alle Außenerscheinungen des Lebens eines Künstlers hindurchzudringen bis zum Urgrunde seiner Persönlichkeit und aus dieser Persönlichkeit heraus jene Erscheinungen des Lebens zu erklären. Ich habe in jahrelangem Bemühen der Ergründung des Menschlichen im Leben unserer großen Menschen die wunderbar trostreiche Überzeugung gewonnen, daß der große Mensch immer recht hat, mag alles Äußere noch so gegen ihn sprechen; daß das Gute in ihm verkörpert ist, mag sein Handeln der Welt auch schlecht erscheinen. Schöpfer-

kraft ist ein Göttliches, und der Schöpfer ist göttlich. Das aber heißt vollkommen und gut.

Aufgabe des Biographen ist zu zeigen, worauf alle jene Erscheinungen gründen, die dem zu widersprechen scheinen. Noch ist der Fall nicht dagewesen, daß ein wirklich großer Künstler als Mensch durch die Forschung jemals eingebüßt hätte. Es kommt nur darauf an, die Maßstäbe zu finden, die für ihr Größenmaß reichen. Darin liegt nach meiner Überzeugung auch die höchste Aufgabe des Biographen im menschlich-sozialen Sinne. Glück der Menschheit und darum ihr tiefstes Verlangen, ihre Sehnsucht, ist es, Helden (im weiten Sinne des Edelmenschen) zu besitzen. Des Biographen Aufgabe ist es, der Welt dieses Heldentum ihrer Genies zum sicheren Besitz zu machen gegen die scheinbar widersprechenden Erscheinungen im Leben und Tun der betreffenden Persönlichkeiten. Eine Biographie, die aus anderem Geiste unternommen wird hat das höchste Ziel verfehlt.

Die rechten Maßstäbe! Wir müssen uns doch darüber klar werden, daß die Moral der Menschheit nach allen Richtungen hin ein Übereinkommen nach unten darstellt. Die Moral ist nichts anderes, als die Etikette für das geistige, seelische, soziale Leben. Nun stellt die Etikette keineswegs die höchste und schönste Form eines geselligen Verkehrs dar, sondern sie beschneidet die individuellen Schönheitsmöglichkeiten der Besten zugunsten eines auch von den Mittelmäßigen und Schlechten erreichbaren und erlernbaren Durchschnitts. Was hier auf halb gleichgültigem Gebiete allgemein angenommen wird, gilt auch für das entscheidende Gebiet der höchsten Moralfragen. Die Moral trägt ihre Berechtigung in sich durch die Ziele, die dank ihr erreicht werden sollen, und die wir als ein schönes, edles soziales Leben bezeichnen können.

Für den Menschen aber, dem durch die ihm verliehene Größe ein höheres Ziel gesteckt wurde, ist das Erreichen dieses Ziels persönliches Pflichtgebot. Seine ganze Lebensmoral ergibt sich aus dieser Verpflichtung, zu dem ihm gesteckten Ziele zu gelangen. Insofern trifft also unbedingt der oft bestrittene Satz zu, daß das Genie seine eigene Moral habe.

Ich will ein triviales Beispiel wählen: die Anpumpereien Richard Wagners. Kein Mensch konnte in seinen Kreis eintreten, ohne daß er unbarmherzig ausgebeutet wurde. Man muß das ganz schroff aussprechen und nicht beschönigen. Es ist manchmal beim Lesen der Briefe nicht zu ertragen. Diese Ausbeutung erstreckte sich nicht nur aufs Pekuniäre, sondern auf den ganzen Menschen, alle seine Kräfte. Man ist sehr oft empört, manchmal geradezu entsetzt. Ich halte es für anmaßend und dumm, es einem einzigen Zeitgenossen zu verübeln, wenn er sich das nicht gefallen ließ, wenn er in alledem Größenwahn erblickte oder wahnwitzige Anmaßung eines einzelnen Menschen. Aber wir Heutigen, wir müssen einsehen und haben dafür die unwiderlegbaren Beweise, daß, wenn Richard Wagner nicht so gewesen wäre, er seine Aufgabe nicht erfüllt hätte. Wir können durch alle Schleier hindurch sehen, daß diese scheinbar wahnwitzige Selbstsucht letzten Endes noch Aufopferung war, fatalistische Hingabe an die innere Berufung. Und was als höchster Hochmut erscheint, ist ebenso tiefste Bescheidenheit, zu fassen etwa

in die Worte: „Ich, das Individuum Richard Wagner, bin das Gefäß, in das hineingelegt ist die Fähigkeit, das und das Kunstwerk zu gestalten. Das Werden dieses Kunstwerkes ist Notwendigkeit. Höchstes Moralgebot für mich ist, alles zu tun, um diese Notwendigkeit zu erfüllen." Das ist oft recht unbequem, ja schmerzlich für die übrige Menschheit. Aber Großes wird überhaupt nur aus Schmerzen geboren.

In der Tatgeschichte der Menschheit haben wir längst diese Moral anerkannt. Skeptiker nennen sie die Moral des Erfolges. Der Erfolg stellt sich aber im Gesamtleben der Menschheit nicht ein, wenn er nicht notwendig ist. Notwendig für die Entwicklung der Menschheit, notwendig für ihr Glück, zu dem es oft unumgänglich ist, daß erst zertreten werden muß, was nachher erhöht werden soll, daß der Boden mit Blut gedüngt werden muß, der Frucht und Blüte hervorbringen soll.

Es gibt kein höheres Schaffen, als das des Künstlers. Während das Tatgenie aus den gegebenen Verhältnissen der Umwelt heraus und in ihrer Bedingtheit bleibend sein Werk in langsamer Entwicklung vollbringt, schafft der Künstler, gleich Gott, seine Welt aus dem Chaos und trägt die Grenzen seines Werkes nur in sich selbst. So kann es auch kein höheres Menschentum geben, als das des Künstlers. Nur der heilige Philosoph, wie Christus und Buddha, ist ihm vergleichbar, für den das eigene Leben das Kunstwerk ist, das er zu einer vollkommenen Schönheit zu gestalten sucht, um es so zum nachlebbaren (darin liegt eine Parallele zur Reproduktion) Vorbild der Menschheit zu gestalten. Des Künstlers Schöpfung erfüllt auch am meisten jene höchste und schwerste Forderung an die Leistungen des Genies: er bringt Werke hervor, die von Dauer sind (Goethe an Eckermann).

Das Wesen des Ewigen beruht darin, daß es immer Gegenwart sein kann. Der Ewigkeitsgehalt des Kunstwerkes bewährt sich darin, daß jede Zeit einen Weg zu ihm finden kann. Diese Wege wechseln beständig. Das Verhältnis der Menschheit zum Kunstwerk ist so dem Wechsel und der Begrenztheit unterworfen, wie der gewöhnliche Mensch überhaupt. Aber das Kunstwerk selbst besteht, ist dauernd lebendig und vermag dauernd lebendig erfaßt zu werden. In noch höherem Maße gilt das von dem Menschen, der dieses Kunstwerk geschaffen hat. Auch zu ihm können die Menschen ein stets wechselndes Verhältnis finden. Aber — und deshalb ist der Künstler-Mensch für die Menschheit wertvoller, als das Kunstwerk — da in jedem Menschen der Zug nach dem Ewigen liegt, das Verlangen nach dem Unsterblichen, so vermag der Mensch aller Zeiten das ewig Große im Menschen zuerst zu erfassen.

Hier weiten sich seine Grenzen. Das Heroentum entspringt derselben Quelle wie das Göttliche. Das Menschenverhältnis zu beiden ist im Wesen das gleiche. So ist der Geniemensch in noch höherem Maße unsterblich und ewig, als das Geniewerk. Höchste Aufgabe des ein Vergangenes durch die Fülle seiner Forschung, die Eindringlichkeit seiner Psychologie, die phantasievolle Gestaltungskraft reproduzierenden Historikers muß es demnach sein, der Menschheit den Geniemenschen möglichst eindringlich und erkennbar vor Augen zu stellen.

Oft hört man sagen: Zwar die Werke eines großen Künstlers, die vermöchte oft erst die Nachwelt wirklich zu erkennen und zu würdigen; erst die Nachwelt sei vor allen Dingen imstande, das Gesamtschaffen eines Künstlers wirklich

zu kennen. Aber den Menschen, den könne niemand besser beurteilen als der Zeitgenosse, weil der doch den Lebenden sah, mit ihm verkehrte.

Ach, „wie er sich räuspert und wie er spuckt“, das vermögen die Zeitgenossen abzugucken. Den Geniemenschen zu erkennen, sich in ihn einzufühlen, ist unendlich schwerer, als die Erkenntnis eines genialen Kunstwerkes. Im Gegenteil. Das Zusammensein im Leben, in der Alltäglichkeit behindert eher in der Erkenntnis der menschlichen Größe. Darum sind die Kammerdiener die Verelender alles Schönen und Großen in der Weltgeschichte. Und nur der Freundschaft, der Liebe, eben dem parteiischen Enthusiasmus, gelingt es, schon bei Lebzeiten die Größe eines genialen Menschen ganz zu erfasssen. Daher jene rückhaltlose Hingabe, die wahrhaft Große fast immer bei einzelnen Menschen gefunden haben, jene Treue, die, ob sie die blinde Hingabe Kurwenals oder die tiefbohrende Einsicht Brunhildes ist, stets an das höchste Recht glaubt beim großen Menschen und für ihn Partei nimmt gegen die ganze Welt, gegen die sichtbarsten Gegenbeweise des äußerlichen Seins.

Gewiß, der Biograph ist Historiker, und für den Historiker sind die Berichte der Zeitgenossen Quellen ersten Ranges. Aber doch nur für die Außenseite der Dinge, zumal wo das innerlich Menschliche in Betracht kommt. Und auch alle Berührungen, die der Geniemensch mit den anderen Menschen hat, z. B. in seinen Briefen, sind nicht absolute Zeugnisse, sondern nur als relative, zu messen auch am Empfänger der Briefe, am Menschen, mit dem der Geniemensch zusammentrifft. Unser vorzüglichstes Mittel zur Erkenntnis des Geniemenschen als Mensch sind seine Werke und ferner die Höhepunkte seiner Äußerungen an die Welt. Denn in diesen Höhepunkten liegt das ihm Eigene, nach ihnen ist die Gesamterscheinung zu bewerten. Was darunter liegt, ist das Zufällige des Lebens, bewirkt oder hervorgerufen durch das Milieu. Hier tritt der Historiker als Psychologe ein, der zu erklären hat und durch die noch so widersprechenden Außenseiten auf den Kern gelangen muß, den er als Wesen erkannt hat. Der Biograph soll nichts verschleiern. Es ist von besonderem Reize und eindringlichster Lehrkraft, das Menschheitsbild des Künstlers hinzustellen, wie es dem Zeitgenossen erscheinen konnte. Es wird oft eine Rechtfertigung für das Verhalten der Zeitgenossen in dieser Darlegung des Künstlers als Alltagsmenschen liegen. Aber was haben wir Spätere davon? Wir könnten über alles das als zufällig, als wertlos, als Schein und Nicht-Sein des Geniemenschen hinweggehen, wenn nicht die Verkleinerungssucht, die Froschnatur der Masse dauernd an diese Außendinge sich klammern würde, um den Besitz der hohen Geniemenschlichkeit uns zu verkümmern.

So ist es die freudige Aufgabe des Biographen, durch seine psychologische Kunst zu zeigen, daß der Geniemensch trotz aller dieser widersprechenden Erscheinungen der Edelmensch, der Held gewesen ist, als den wir ihn verehren. Ja, ich bin so durchdrungen von der idealen Notwendigkeit im Wesen der Großen, daß ich glaube, daß es dem wirklich bis ins Tiefste eindringenden Biographen gelingen muß, zu beweisen, daß die ganze Lebenserscheinung, wie sie sich uns erschließt, notwendig war für die Daseinsmöglichkeit des betreffenden Genies.

* * *

Paul Bekker steht nicht auf diesem Boden Carlylescher Heldenverehrung. Wie schon aus manchen Stellen seiner an Anregungen ungemein reichen Studie „Das Musikdrama der Gegenwart" hervorgeht, setzt er sich über die ethische Seite des Künstlertums leicht hinweg, wie ich glaube, aus der Überzeugung, so dem Kunstwerk an sich gegenüber eine freiere Stellung zu gewinnen. Hier beginnt Bekker seine Charakteristik des Menschen Beethoven mit den Worten: „Das Bestreben, die Persönlichkeiten bedeutender Menschen stets aus idealisierender Perspektive zu betrachten, hat allmählich eine Beethovenvorstellung geschaffen, die sich mit der Wirklichkeit nur noch in wenigen Punkten deckt." Ich brauche nicht erst besonders nachzuweisen, daß diese falsche „idealisierende" Art mit dem „parteiischen Enthusiasmus" nichts zu tun hat. Jenes „Idealisieren" ist ein Vertuschen, während der parteiische Enthusiasmus höchste Klarheit erstrebt in der Überzeugung, auch das zunächst Widerstrebende erklären und begründen zu können.

Es ist ganz selbstverständlich, daß Bekker von der Absicht ausgegangen ist, mit erreichbarer Sachlichkeit ein möglichst wahres Bild des Menschen Beethoven zu schaffen. Aber seine von vornherein gewonnene Einstellung gegen die bisherige idealisierende Darstellung, wie er sie nennt, hat bei ihm eine Sehweise hervorgerufen, die nicht mehr realistisch, sondern naturalistisch ist. Gleich zu Beginn haben wir das Gesamturteil: „daß wenige Musiker eine ähnlich klare und sachliche Auffassung der Außenwelt gehabt haben, daß Beethoven in der Beurteilung seiner Mitmenschen sich selten zum Guten, häufig zum Schlimmen irrte, — gewiß kein Charakteristikum eines idealistischen Träumers. Seine Lebensführung, so seltsam sie auch zuweilen erscheinen mag, entspricht einer bewundernswürdigen Zweckmäßigkeit und zeugt von einem scharfblickenden, alle realen Verhältnisse richtig und nüchtern beurteilenden Geist."

Ich könnte sagen, daß damit Bekker auf die Seite der parteiischen Enthusiasten tritt. Der Künstler hat recht, auch wenn es das Gegenteil scheint, selbst in den Realien des Lebens. Aber die ganze Einstimmung Bekkers ist entgegengesetzt. Er ist frei von der moralinsauren Besserwisserei Thayers und kommt doch im Grunde zu einem übleren Menschenbilde, als der Amerikaner. Man müßte Zeile für Zeile durchgehen, um das zu zeigen, und könnte dann nachweisen, wie eine ungünstige Voreingenommenheit — vielleicht würde man besser sagen: der Widerspruchsgeist gegen die allgemein verbreitete Auffassung — alles in eine Beleuchtung rückt, die das Menschenbild Beethovens verkleinert, nach meiner festen Überzeugung aber noch nicht einmal den objektiven Tatbestand wiedergibt. Ich greife einige Teile heraus: „In Wirklichkeit ist Beethovens Verhalten in Geldfragen einer der angreifbaren Punkte in seinem Charakter und keineswegs dazu angetan, ihn in vorteilhaftem Lichte erscheinen zu lassen ... Er legt in Geldfragen zuweilen eine Skrupellosigkeit an den Tag, die sich nicht mit beschönigenden Redensarten rechtfertigen läßt ... Die Vorstellung von dem geschäftlich unerfahrenen Beethoven, der von allen Seiten übervorteilt wird, gehört ins Gebiet der Fabel. Beethoven ist im Gegenteil einer der ersten Musiker, der den Verlegern gegenüber seine Selbständigkeit behauptet und aus seinem Schaffen den erzielbaren höchsten Gewinn schöpft. Doch begnügt Beethoven sich nicht immer mit der Wahrung sachlich be-

rechtigter Ansprüche. Er wird nicht selten wortbrüchig, gibt Zusagen und macht sie wieder rückgängig, sobald andere Anerbieten an ihn herantreten, empfängt Vorschüsse auf Werke, die er nicht liefert, erweckt aus eigennützigen Motiven Hoffnungen, deren Unerfüllbarkeit ihm wohlbekannt ist. Es gibt kein unerfreulicheres Bild als das Wettrennen der Verleger nach der großen ‚Messe', die Beethoven fast gleichzeitig sechs Firmen verspricht, um sie schließlich einer siebenten zu übergeben. Und das vom Sterbelager aus nach London gesandte, in den beweglichsten Worten abgefaßte Unterstützungsgesuch war eine bewußte Entstellung des Sachverhalts, die dadurch nicht entschuldbar wird, daß Beethoven sie aus Liebe zu den Neffen aussprach."

Ich weiß nicht, ob Bekker sich die ganze Tragweite dieser unmittelbar hintereinander aufgestellten Behauptungen klargemacht hat. Jedenfalls hat er selber die Folgerungen daraus nicht gezogen. Denn diese Folgerungen würden eine völlige Vernichtung des Menschen Beethoven ergeben. Die Bezeichnung „Schattenseiten im Charakter" würde dafür nicht ausreichen, wo es sich um Betrug und Lüge handelt. Es wäre nach meinem Dafürhalten bei solchen schroffen Anklagen zunächst notwendig gewesen, die Anklagepunkte einzeln aufzuführen und zu belegen. Dann hätte sich schon manches ganz anders gemacht, als so bei dieser scharfen Aufzählung. Nun aber scheint mir die ganze psychologische Einstellung verkehrt und hier geradezu verhängnisvoll. Es ist doch absurd, einen Menschen als geschäftstüchtig hinzustellen, der sechs Firmen Verlagsrechte verkauft und sie nachher einer siebenten gibt. Das ist geradezu ein kindisches Geschäftsgebaren und läßt sich aus der Kinderpraxis hundertfältig belegen. Beethoven wäre jedenfalls höchst erstaunt gewesen, wenn einer der betreffenden Verleger sich auf Rechte berufen hätte, und wenn dem ganz so wäre, wie Bekker es hinstellt, so würden einzelne der betreffenden Verleger auch kaum gezögert haben, ihre Ansprüche gerichtlich geltend zu machen. Daß das nicht geschehen ist, daß aber auch die Bekannten Beethovens ihn allenfalls als in diesen Dingen verrückt und verschroben, aber niemals als betrügerisch ansahen, beweist zur Genüge, daß die aus den Briefen konstruierte Anklage Bekkers auf tönernen Füßen steht. Gleichfalls psychologisch vollständig verkehrt ist die geradezu ungeheuerliche Anklage, daß der sterbende Beethoven bei seinem Unterstützungsgesuch nach London die dortigen Freunde bewußt belogen habe. Bekkers Begründung wird jedenfalls auf das ersparte Kapital von achttausend Gulden verweisen, das ja für alle Notfälle vorhanden war. Ja, nun mag man über Beethovens Auffassung, daß dieses Kapital um des Neffen willen nicht angetastet werden durfte, denken, wie man will, er hatte sie jedenfalls. Beethoven hat doch die betreffenden Bettelbriefe nicht selbst geschrieben, er mußte sie diktieren. Und die Annahme ist doch ganz ungeheuerlich, daß er als schwerkranker Mann in Diktaten vor seinen Bekannten, die genau über seine Verhältnisse unterrichtet waren, die auch von dem ersparten Kapital wußten, bewußt gelogen haben sollte. Ich meine, es wäre ein leichtes, diese gewiß im ersten Augenblick auffällige Erscheinung psychologisch zu erklären, und darin sehe ich die Aufgabe des Biographen. Denn, wie schon gesagt, diese Anklagen bedeuten die Vernichtung des Menschen Beethoven, wenn sie als berechtigt anerkannt werden müssen. Sie stimmen aber

durchaus nicht zum sonstigen Verhalten Beethovens und erklären sich außer aus den angeführten Gründen noch aus der Tatsache, daß kein Mensch eine so arme und mit steten Sorgen erfüllte Kinderstube zu überwinden vermag, wie sie Beethoven gehabt hatte. Derartige Leute sind immer von der Sorge erfüllt, für böse Tage nicht genug zu haben.

Wie hier wirkt die Einstellung Bekkers auch auf andere Fragen. Da ist eine Stelle: „Daß seine (Beethovens) Moral nicht von strengster bürgerlicher Ausgeschlossenheit war, wie noch Wagner behauptet, bezeugen Beethovens eigene Worte: ‚Sinnlicher Genuß ohne Vereinigung der Seelen ist und bleibt viehisch, nach selbigem hat man keine Spur einer edlen Empfindung, vielmehr Reue.‘ Als reiner Tor ist Beethoven somit sicherlich nicht durch das Leben geschritten.“ Bekker folgert also, weil er aufs menschlich Ungünstige eingestellt ist, aus dieser Äußerung Beethovens, daß sie gewissermaßen in einem moralischen Katzenjammer gefallen sei. Es ist absolut nicht einzusehen, weshalb das der Fall sein muß. Wir haben von den verschiedensten Menschen Hunderte von moral-ethischen Äußerungen über die schwersten Verbrechen, und es wäre doch absurd, anzunehmen, daß man sich dieses Verbrechens hätte schuldig machen müssen, um die daraus erfolgenden Reuegefühle festzustellen. Selbst wenn wir einzelne zeitgenössische Berichte, wie die des Arztes A. Weißenbach, nicht als unbedingte Zeugnisse gelten lassen wollen, Bekker hat jedenfalls keine gegenteiligen. Und das will ungeheuer viel heißen. Das „Wien“ der Lebenszeit Beethovens war von höchster moralischer Laxheit, aber auch von übelster moralischer Nachrede. Schon Mozart und später Schubert, um bei den Musikern zu bleiben, haben das aufs schlimmste erfahren müssen. Nun stelle man sich aber Beethoven vor, dessen groteske Persönlichkeit überhaupt nicht imstande war, etwas heimlich zu tun, an den sich ferner wegen seiner Rücksichtslosigkeit sicher die üble Nachrede mit besonderer Freude geheftet hätte, — ich meine, in einem solchen Falle ist das Fehlen von ganz bestimmten Anklagen ein so außerordentlich starkes Zeugnis für die unbedingte Reinheit, daß man keinesfalls aus einem allgemein grundsätzlichen Ausspruch wie dem oben zitierten das Gegenteil erschließen dürfte.

So ist noch vieles, beinahe alles, was über den Menschen gesagt wird, wobei ausdrücklich betont sei, daß Bekker auch manches Schöne anerkennt und lebhaft betont, wobei es ohne innere Widersprüche nicht abgeht. Der Mensch Beethoven, den er uns so hinstellt, hat eine ganze Masse gröbster Alltäglichkeiten an sich hängen. Das ist nie bestritten worden. Aber man hat nach meinem Gefühl mit Recht Beethoven im Kampfe mit dieser Alltäglichkeit gesehen, darunter leidend und sie zuletzt auch sieghaft überwindend. Jedenfalls wird das Gesamtbild Beethovens in dieser naturalistischen Modellierung durchaus nicht lebensprühender und faßbarer, als es bisher gewesen ist. Es bleibt rissig, brüchig, ja, es klaffen noch viel schärfer die Widersprüche zwischen dem so geschilderten Menschen und seinem Schaffen. Und es wäre unschwer, manche Ausführungen Bekkers über den *Menschen* durch seine eigenen über den *Künstler* zu widerlegen oder doch jedenfalls als vermutlich nicht zutreffend nachzuweisen. Ich denke mir, daß Bekker selbst manchmal dieses Gefühl hatte, und erkläre mir so den Schlußsatz in seinem Vorworte:

„Für die Aufnahme des Buches hege ich nur einen Wunsch: Möge es nicht mißverstanden werden."

Gegen folgenschwere Mißverständnisse hat sich Bekker selbst geschützt durch die folgenden Abschnitte seines Buches. Wie schon bemerkt, nimmt die Darstellung des Lebens- und des Charakterbildes Beethovens nur einen kleinen Bruchteil des Buches ein, einen zu kleinen, wie man wohl sagen muß gerade aus der Überzeugung heraus, daß ein breiteres Auseinanderlegen der jetzt in möglichster Gedrängtheit vorgetragenen Anschauung zu einer Veränderung derselben geführt haben würde. Rückhaltlos freuen kann man sich des großen zweiten Teiles des Buches: „Beethoven der Tondichter". Nicht daß man zu allem und jedem ja und Amen sagen möchte. Auch hier zeigt sich oft, vor allem im ersten Abschnitt „Die poetische Idee", die Neigung, aus zutreffenden Einzelheiten verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen, und eine gewisse Freude am Anders-sehen, als man es gewohnt ist, birgt die nicht immer vermiedene Gefahr in sich, anders sehen zu wollen. Aber ich würde es für durchaus verkehrt halten, hier auch nur in einem einzigen Falle die abweichende Auffassung zu betonen, angesichts der außerordentlichen Fülle von wirklich tiefdringender, im höchsten Sinne reproduzierender Analyse des Beethovenschen Schaffens, angesichts der von edelster Begeisterung getragenen Entwicklung der geistigen Welt Beethovens, angesichts des scharfgeistigen Aufbaues der großen Zusammenhänge, der wunderbaren Einheitlichkeit des vielgestaltigen Lebenswerkes. Besonders erfreulich ist, daß hier dem Verfasser die Sprache als williges Instrument gehorcht. Es ist ihm, zumal in den Analysen, eine Eindringlichkeit des Wortes gegeben, die diese ästhetische Entwicklung musikalischer Inhalte von so überzeugender Kraft macht, daß die in Fachkreisen weitverbreitete Abneigung gegen diese Form musikalischer Entwicklung sich hier jedenfalls willig der Erkenntnis beugen wird, daß ein Sprachkünstler, der wirklich tief in das Wesen musikalischer Kunstwerke eingedrungen ist, mit dem Instrument des geschriebenen Wortes Werke ebenso überzeugend interpretieren kann, wie der reproduzierende Musiker durch sein Spiel oder auch die größeren Mitteilungsmittel des musikalischen Ausdrucks. Gerade in dieser Richtung ist Bekkers Buch eine bedeutende Merkstufe unserer gesamten Musikliteratur.



Der ferne Klang

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir wie Glocken dumpf und matt:
Ach, sie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich versenken in den Widerschein.
Und mir ist, als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderstadt hinein.

Im Angelpunkt der dramatischen Handlung in Franz Schrekers dreiaktiger Oper „Der ferne Klang" steht eine Ballade von einem König, der eine seltsame Krone trug. Die Krone ist verflucht, denn wenn im Herzen des Königs sich ein Hauch von Liebe regt, so

fängt die Krone zu glühen an. Doch getreu seiner Pflicht für Thron und Reich duldet einsam der bleiche König, bis eines Tages eine heiße Liebe sein Herz mit Macht ergreift. Von der Liebsten kann er nicht lassen. Da wirft er die Krone, die ihn zu verbrennen droht, hinab ins Meer. „In brandenden Wogen erlischt die Glut, doch aus der Tiefe klingt es wie Zimbeln und Hochzeitsgeläut: auf steigt da eine blasse Frau mit irrem Blick und mit nassem Haar. Sie langt nach dem König und zieht ihn hinab."

In ganz merkwürdiger Weise vermengen sich bei Franz Schreker symbolische und naturalistische Elemente. Denn so seltsam es anmuten mag, daß diese düstere Ballade von einem als Lebemann gekennzeichneten, allerdings wohl von starker Leidenschaft ergriffenen Kavalier in einem tollen Ballhause zum besten gegeben wird, sie birgt doch in sich den tragischen Gehalt des ganzen Werkes. Freilich nicht so, daß man nun einfach aus der vorgeführten Handlung Stück um Stück neben Verse stellen könnte, die ihr Gleichnis sein sollen. Das geht schon deshalb nicht, weil noch ein zweiter Gedanke sich symbolisch hindurchzieht, dem Wilhelm Müller in den zu Eingang mitgeteilten Strophen seiner Ballade „Vineta" so unvergeßlichen Ausdruck geliehen hat.

Der ferne Klang! Wer hat ihn nicht einmal vernommen? Taucht er als Glockenstimme auf aus des Herzens tiefem, tiefstem Grunde; lockt er wie zirpendes Harfengetön aus weiter, weitester Ferne; ist's wie ein Erinnern aus ferner, unfaßbarer Vergangenheit; ist es ein Ahnen einer im nebligen Dunst verschwimmenden Zukunft —, ein Lockbild ist es, innerster Inhalt oft eines ganzen Lebens, Heiligstes der Sehnsucht, narrend bis zur Verzweiflung, und doch auch wieder die Rettung in wüstester Lebensbedrängnis. An Schopenhauer möchte man denken und in diesem fernen Klang die I d e e sehen eines Kunstwerkes, einer großen Schöpfung, eines Gedankens. Du sollst sie formen, Gestalt ihr geben, daß sie zur Mitteilung gelange an die Welt. Ist aber die Gestaltung vollbracht, so ist es kein Abbild, ein Zerrbild nur; mögen die andern jubeln über das schöne Lied, der Schöpfer fühlt: was ihm aus der Ferne geklungen, steht nicht darin. Oder liegt darin die Antwort auf die Frage: Was ist Kunst? Ist es das Kennzeichen wahrer Künstlerschaft, daß der ferne Klang einmal zum nahen Liede wird?

Franz Schreker hat die kecke Hand des Theatralikers, der zugreift und gestaltet, unbekümmert darum, ob die Idee ganz dramatische Form geworden ist. Das ist ein Glück für ihn und für uns. Ein Glück, weil man trotzdem aus allem spürt, daß er den fernen Klang so stark gehört hat, daß er ihm sicher nicht verstummen wird unter den lärmvollen Akkorden eines naheliegenden Erfolges. Es ist ein Glück für uns. Die deutsche Kunst leidet auch an den fernen Klängen, die ihre höchste Schönheit ausmachen. Im Streben nach diesem Fernen versäumte sie oft das Nahe. In der Mühe, etwas, was vielleicht nur deshalb so schön ist, weil es wirklich unfaßbar bleibt, zu fassen; in der Mühe, ein rein Seelisches und gerade darum so ewig Lebendiges in die sinnliche Form zu zwängen, vergeudet sie unendliche Kräfte. Und wenn die Sehnsucht das Kostbarste ist, so verlangt doch das tatsächliche Leben Erfüllung. Und wird ihm diese nicht zuteil auf dem Wege, den die Sehnsucht geht, so holt es sie sich eben anderswo. Ins nüchtern Tatsächliche, soweit das Theater in Betracht kommt, übertragen, heißt das, daß wir Deutsche im Ringen um das ewig Dramatische zu leicht und zu oft das Theater verloren haben.

Das Theater hat niemals und wird niemals vom großen Drama leben können, schon deshalb nicht, weil sich das höchste Dramatische in Sphären vollzieht, die der theatralischen Aktion, der Sinnlichkeit des Ausdrucks widerstreben. Die höchste Tragik des Lebens liegt in so innerlichen Vorgängen, daß kaum die Lyrik imstande ist, sie auszudrücken, geschweige denn der körperhafte Mensch und körperhafte Vorgänge. Und wir dürfen es nicht verkennen: was man gemeinhin als „dramatisches Verlangen" bezeichnet, ist im Grunde T h e a t e r verlangen, nicht Verlangen nach dem Drama. Dieses Verlangen nach dem Drama wird uns befriedigt außerhalb des Theaters, fast nie im Theater. Da ist das Theater immer Verkleinerung, selbst für das in dramatischer Form geschaffene Werk. All das Verlangen nach Festspiel, die Hoff-

nung, durch besondere Umstände des Ortes und der Zeit jene höchste dramatische Weihe auslösen zu können, ist im Grunde nur das Eingeständnis, daß das Theater sie nicht bieten kann. Das Theater ist notwendigerweise eine so furchtbare Verrohung des Dramatischen, daß es niemals jene höchsten Stunden zu verleihen mag, die wir in einsamer Stube, im einsamen Zusammensein mit dem dramatischen Kunstwerke erleben können, wo wir aus innerer Sehnsucht mit den gelösten Kräften der Phantasie auch in sinnlicher Gestaltung schauen, was der Dichter, der Musikdramatiker in die symbolischen Zeichen des Wortes und des Tones bannte.

Es gibt zu denken, daß gerade wir Deutsche, die wir am wenigsten theatralische Kultur besitzen, die wir zuletzt unter den modernen Literaturvölkern ein Theater erhalten haben, bei denen dieses Theater niemals jene volkliche Bedeutung gewonnen hat, die es bei den Romanen schon dank ihrer Rasse besitzt, dauernd nach dem Phantom des Dramatischen jagen und das ausgesprochen Theatralische als eine Verminderung, wenn nicht gar Entweihung empfinden. Daher kommt es aber dann, daß unser wirkliches leibhaftiges Theater in so beschämender Weise von der Fremde beherrscht wird, von jener Fremde, die weiter nichts sein will, als Theater.

Vielleicht kann uns die Erlösung zuerst vom Musikdrama her kommen. Ich weiß, daß das musikdramatische Ringen seit Richard Wagners Tod fast immer ein vergebliches war. Zum Teil doch auch, weil die Sehnsucht immer nach dem Musikdrama ging und die Oper verachtete. Aber ich meine doch, daß gerade für die deutsche Art, für dieses Verlangen nach dem seelisch Dramatischen, nach der dramatischen Idee, die Musik die erlösende Erfüllung bringen könnte, die Musik, die nach des genannten Philosophen Schopenhauers Wort im Gegensatz zu den anderen Künsten es vermag, die Idee selber zu geben. Mag doch dann mit dieser Musik die Handlung des betreffenden musikdramatischen Werkes sich als ein bloßes, der Welt und ihrem täglichen Geschehen abgesehenes Abbild vereinen.

Ein Werk, wie diese dreiaktige Oper „Der ferne Klang“ von Franz Schreker, wirkt hier beredter, als die eindringlichste ästhetische Untersuchung. Mephistos Wort: „Blut ist ein besonderer Saft“ gilt im höchsten Maße vom Theaterblut. Hier ist einer, in dessen Adern dieses Theaterblut kraftvoll und munter fließt. Das könnte gefährlich werden und zur äußerlichen Mache, eben zur Theaterei verführen, wenn er nicht gleichzeitig ein Vollblutmusiker wäre. Franz Schreker ist 1878 geboren, also vierunddreißig Jahre alt, und dabei soll dieses Werk, das am 18. August die erste Aufführung erlebte, schon sieben Jahre vollendet sein. Man spürt es auf jeder Seite, daß es sein Lebensbekenntnis ist. Dem Musiker klingt dieser ferne Klang; er ist ihm Seligkeit, er ist sein Leiden. Er ringt um sein Gestalten, er sucht ihn einzufangen in Linie und Farbe aller Töne und Instrumente. Dieses Ringen, das halbe Erhaschen, das Wiederverlieren, das Näher- und Fernergehen — dieses Erlebnis der Künstlerseele wird gerade für den Musiker zum wirklichen Geschehen; es ist geradezu die Quintessenz seiner Kunst. Und was so die große dramatische Idee seines musikalischen Schaffens ist, findet für diesen Mann, dank seiner theatralischen Natur, ein Lebensabbild. Mit einer Keckheit, die sich nicht darum kümmert, ob nun das gewählte Symbol bis in alle Einzelheiten mit dem Gedanken sich deckt, verbindet er jene dramatische Idee mit dem naturalistischen Vorgang. Die Liebe, noch immer die stärkste Entbinderin künstlerischer Kräfte, wird ihm geradezu eins mit dem fernen Klang, und die Tragik im Leben des Künstlers, wie ihn Schreker uns vorführt, liegt darin, daß er Liebe und Kunst als zwei feindliche Kräfte ansieht. Wenn die Liebe den ganzen Mann für sich begehrt und die Kunst den ganzen Mann verlangt, so ist dieser Zwiespalt zu lösen, wenn Liebe und Kunst eins sind. Sieht man in ihnen das Getrennte, opfert man das eine, um dem andern sich ganz hinzugeben, so ist das Opfer umsonst; verloren geht auch das so heißumworbene Ziel.

In dumpfe Verhältnisse führt uns der erste Akt. Die drückende Luft der kleinen Umgebung lastet auf Fritz, der die ihn heiß liebende Grete verläßt, weil er nicht „Ruhe findet zu Glück und Genuß, nicht Ruhe zu Liebe und Seligkeit, ehe er ihn nicht hat und hält, den rätsel-

haften, weltfernen Klang, der zu ihm herübertönt, als ob der Wind mit Geisterhand über Harfen streiche". Diese Harfe sucht er, die den Klang gebiert; im Besitze des Klanges will er wiederkommen. So jagt er dem Künstlertraum nach hinaus in die Welt, und es vollzieht sich das Schicksal seiner Geliebten. Der trunksüchtige Vater hat im übermütigen Kegelspiel die Tochter an den Wirt verspielt. Die Bande kommt lärmend, die Braut zu fordern. Da flieht sie aus dem Elend des Elternhauses, dem Geliebten nachzueilen. Sie findet ihn nicht mehr, aber die Versuchung findet sie in Gestalt eines alten kupplerischen Weibes.

Zehn Jahre später spielt der zweite Akt. Grete ist die gefeierte Schöne der „Casa di maschere", eines galanten Hauses auf einem Eiland im Golf von Venedig geworden. Ein tolles Fest ist im Gange. Unter den Bewerbern um Grete ist der stürmischste ein Graf; aber gerade den stößt sie, die sonst für jeden zu haben, zurück. Ein Etwas in ihm erinnert sie an den höchsten Inhalt ihres Lebens, an Fritz. Dieses Etwas will sie sich nicht rauben lassen. Und ein später Gast kommt in das Haus, ein Düsterer in die Mitte der lärmenden Freude. Ihn hat ein Klang hergenarrt, ein Klang, den er seit zehn Jahren sucht, um den er sich gemüht hat in atemlosem Ringen, und den er doch nicht gefunden. So trifft Fritz Grete wieder. Schon sind sie sich nahe, da erkennt er in ihr die Dirne und verstößt sie. Er stürzt in die Nacht, in das Leben hinaus; sie folgt den Lockungen des Grafen.

Der dritte Akt spielt in der kleinen Theaterstammkneipe einer großen Stadt. Es ist der Premierenabend des letzten großen Werkes von Fritz: „Die Harfe." Ein Chorist, der die Pause des zweiten Aktes benutzt, berichtet von dem Riesenerfolg. Da führt ein Polizist eine Frau herein, sie ist im Theater ohnmächtig geworden. Es ist Grete, die die Neugier nach dem Werke ihres einstigen Geliebten ins Theater führte, in dem sie sonst als tiefgesunkene Straßendirne nichts zu suchen hat. Von Bekannten aus alter Zeit, Genossen ihres Vaters, wird sie wieder erkannt. Von Reue geplagt, möchten die ihr helfen. Inzwischen hat sich das Schicksal des Werkes vollzogen. Der dritte Akt hat den Erfolg der beiden ersten zunichte gemacht und dem schwerkranken Komponisten die Niederlage eingetragen. Er trägt sie gefaßt, er hat das Beste gegeben, was er zu geben hatte. Daß ihm das Lied der Not und der Sehnsucht gelang, daß er aber das Glück nicht besingen konnte, liegt in seinem eigenen Leben. Furchtbar lastet die Schuld auf ihm, daß er die wiedergefundene Geliebte verstieß um der äußeren Schande willen. Und jetzt in diesen Stunden hört er wieder den Klang, den er so lange nicht vernommen. Näher und immer näher. Sie bringen ihm die Geliebte ins Haus. In ihren Armen umbraust ihn in vollen Akkorden mit nie gehörter Stärke, in greifbarster Nähe der einst so ferne Klang. Jetzt kann er das Lied gestalten — könnte es, denn nun ist für ihn das Lied zu Ende.

Man sieht, Franz Schreker gestaltet mit einer glücklichen Unbekümmertheit. Er quält sich nicht mit psychologischen Begründungen und läßt das Märchenhafte ruhig in die nackte Wirklichkeit hineingreifen. Er darf es, weil jenes Märchenhafte seelische Wahrheit ist. Und die psychologischen Wandlungen glauben wir ihm ohne weiteres, weil auch sie im Rahmen eines seelischen Erlebens liegen, dessen innere Wahrheit von geradezu typischer Geltung ist. Aber das kann nur der Musikdramatiker; der des Wortes dürfte es nicht. Von ihm würden wir die Rechenschaft aus den Tatsachen, aus den Charakteren verlangen, wo hier die Musik die Antwort gibt: weil sie uns in diese Lebenssphäre hineinzwingt, weil wir selber mit ihr nach dem fernen Klang suchen, den sie uns im Herzen erklingen läßt; weil aus uns selbst wie aus einer versunkenen Stadt die Glockentöne aufsteigen, die uns hinablocken in diese schönere geträumte Welt. So vermischt sich zwanglos die keckste Realistik des Alltags mit der Märchenpoesie des Waldes und der Phantastik des erhitzten Künstlergehirns.

Nicht daß ein restloses Meisterwerk hier entstanden wäre. Es wäre kinderleicht, zahlreiche brüchige Stellen nachzuweisen. Mag's tun, wer will; mag's tun, wer die Aufgabe der Kritik darin sieht, Schwächen und Schäden aufzuzeigen. Ich bin beglückt, daß endlich einer

wieder da ist, bei dem man sagen kann: dem ist die Bühne Notwendigkeit, der braucht das Theater, um sich selbst zu geben. Und dieses Selbst ist ein Wertvolles.

Auch als Musiker. Man muß sich gegenwärtig halten, wie jung der Komponist war, als er das Werk schuf, muß sehen, wie er in diesen drei Akten selber wächst, um das Übernommene oder besser Überkommene nicht zu hoch, das unverkennbar Eigene aber bedeutsam genug einzuschätzen. Wir leben auch für die Musik in einer Zeit, in der die technischen Probleme sich so in den Vordergrund drängen, daß kein am wirklichen Leben teilhabender Musiker sich ihnen entziehen kann. Ja es ist leicht begreiflich, wenn diese berückende Fülle technischer Möglichkeiten die sich dem heutigen Musiker aus der gesteigerten Farbigkeit des Orchesters und den unerschöpflichen geistigen und formalen Möglichkeiten der Linienführung einer aufs höchste gesteigerten Polyphonie ergeben, den Musiker so gefangennehmen, daß er in ihnen schließlich die Musik selber sähe. Es sei nun gleich vorausgeschickt, daß Schreker in den entscheidenden Augenblicken seines Werkes, auch im rein Tonlichen, einen überzeugenden Ausdruck findet. Es steckt sicher in ihm auch eine ursprüngliche melodische Kraft, wenn sie auch in diesem Werke nicht so stark hervorleuchtet und vor allem nicht zu einer wirklich charakteristischen thematischen Bildung von Themen geführt hat. Aber es genügt, daß die lyrische Sprache in einzelnen Augenblicken diese persönliche Note des musikalischen Kernmaterials zeigt. Unser musikalisches Schaffen nach Wagner, Brahms und Bruckner zeigt ja durchweg diese Armut des eigentlichen thematischen Stoffes. Auch hier haben wir die Parallele der Musikentwicklung zu der der Malerei, und wenn wir aus der Entwicklung der Malerei schließen dürfen, so werden wir auch in der Musik den Rückschlag erfahren.

Wie sehr auch im innerlich dramatischen Sinne dieser Mangel an wirklich einprägsamer Thematik schadet, oder doch wie viele Möglichkeiten dadurch beschnitten werden, zeigt auch unser Werk. Sein geistiger Gehalt erinnert an Berlioz' „phantastische Sinfonie" gerade durch die Verbindung des künstlerischen Ideals (idée fixe) mit der Geliebten. Nun wird man ja Berlioz niemals den großen Thematikern der Musik zuzählen; dennoch ist es ihm gelungen, für die „idée fixe" ein so einprägsames Melodiegebilde aufzustellen, daß er nachher imstande ist, alle Schicksale, die das Ideal und die Geliebte durchmachen, in den Veränderungen, die das Thema erleidet, uns miterleben zu lassen.

In Franz Schrekers Oper war eigentlich ein ganz ähnliches Problem gegeben. Das künstlerische Ideal, das im fernen Klang dem Künstler sich auftut, bleibt mit der Geliebten so innig verbunden, daß die Schicksale dieses Weibes auch die des Kunstideals werden. Schreker läßt uns das ja auch musikalisch mitempfinden, aber es liegt mehr in der Färbung. Das Thema des fernen Klanges selbst ist nicht einprägsam und entwicklungsfähig genug, um in der Linie als solcher bereits so wesentliche charakteristische Abwandlungen durchmachen zu können.

Überhaupt die Rückführung auf die Linie! Jene ganze musikalische Entwicklung, die wir als eigentlich „moderne" bezeichnen können, von Berlioz über Liszt zu Richard Strauß, aber nun gar erst die modernen Franzosen, wie Debussy und Dukas, vertragen sie nicht oder nur unter schwerer Schädigung. Die Klavierauszüge aller dieser Werke geben nur eine schwache Vorstellung ihrer wirklichen Reize. Auch hier muß man ja auf Schritt und Tritt an die moderne Malerei denken. Auch von Schrekers „fernem Klang" gibt der Klavierauszug, der, von Alban Berg sehr gut bearbeitet, im Verlage der Universal Edition zu Wien erschienen ist, nur eine unvollkommene Vorstellung. Seitenlang wirkt hier in einer gewissen Gleichförmigkeit, was durch die stets wechselnde farbige Zusammensetzung des Orchesterklanges ununterbrochen fesselt. Schreker ist der geborene Kolorist. Es ist nicht schwer, seine Ahnen, von Berlioz angefangen, aufzuzählen. An Richard Wagner denkt man mehrfach auch für die innere dramatische Erfassung des Bühnenbildes. So erinnert der Schluß des zweiten Aktes sowohl an die Herankunft Lohengrins, wie an die innere ekstatische Erregtheit der Senta beim Nahen des Fliegenden Holländers. Hier könnte man sogar noch die Verwendung einer Ballade zur Erregung der

Gesamtstimmung anführen. Vom Schluß des Werkes führt eine Brücke zu „Tristan und Isolde" hinüber. Der Orchesterkunst von Richard Strauß vermag sich kein Lebender zu entziehen. In der Verwendung des Kleinmaterials im Pointillismus dieser polyphonen Technik denken wir an Charpentier und Puccini, an deren „Luise" bzw. „Bohême" übrigens auch die Bühnenvorgänge vielfach gemahnen. Die neuesten französischen Koloristen habe ich bereits als Anreger genannt. Aber trotz- und mit alledem bleibt Schreker ein eigener. Es sind ganz zaubrische Klänge in diesem Orchester entbunden, mit einer instinktiven Sicherheit, die nicht gelernt werden kann, die einfach angeboren ist. Das ist das natürliche Schalten eines Künstlers mit dem ihm angewachsenen Material.

Dann aber hat Schreker noch eins, was für den Bühnendramatiker von höchstem Werte ist, das ich geradezu als topographische Verwendung der Musik bezeichnen möchte. Der Akt in der „Casa di maschere" ist in der Hinsicht ein Meisterstück, zu dem sich kaum ein Seitenbeispiel findet. Wie hier die Mannigfaltigkeit gleichzeitiger Lebensäußerungen zu einem Ganzen gebunden ist, das ist nicht nur geradezu entzückend schön, sondern auch von einer ursprünglichen Sicherheit der Gestaltung, für die sich einem das viel mißbrauchte Wort „genial" in seiner höchsten Bedeutung als urschöpferisch aufdrängt. Das ernste lyrische Erleben zwischen Grete und dem Grafen und nachher Fritz eint sich mit dem vielfältigen Treiben auf dem Balle, der selbständig weitergeführten Unterhaltung einzelner Gruppen, der Tanzmusik, mit Rufen vom Meere her und ganz fern herschwebenden Klängen zu einem durchaus natürlichen und nirgendwo verworren wirkenden Ganzen. Wer dieses gestalten konnte, ist nicht nur Theatraliker, der ist Dramatiker, und zwar echter Musikdramatiker. Denn mit den Mitteln einer anderen Kunst läßt sich derartiges gar nicht geben.

Es gebührt der Frankfurter Oper, die schon mit Waltershausens „Oberst Chabert" im letzten Jahr eine bedeutsame Uraufführung zu verzeichnen hatte, das Verdienst, Franz Schrekers erstes Bühnenwerk in einer ganz ausgezeichneten Aufführung herausgebracht zu haben. Wir nennen im allgemeinen im Türmer reproduzierende Künstler nicht, da unserer Leserschaft ja die örtlichen Beziehungen zu diesen Künstlern fehlen. Aber hier scheint mir doch eine Ausnahme am Platze. Es ist ein höchstes Verdienst, wie Herr Dr. Rottenberg dieses schwierige Werk als Dirigent herausgearbeitet und übersichtlich gegliedert hat. Und aus der großen Zahl der durchweg ihre Aufgaben erfüllenden Darsteller sind Herr Gentner und Frau Sellin als geradezu ideale Vertreter für Fritz und Grete mit warmem Gedenken zu nennen.

Mögen die Bühnen unserer größeren Provinzstädte sich durch die glücklichen Erfolge, die die Frankfurter Oper gerade in letzter Zeit durch ihr wagemutiges Vorgehen gewonnen hat, zu einer gleichen Unabhängigkeit vom Berliner Vorbilde anfeuern lassen, und durch tüchtige selbständige Arbeit unserm Opernrepertoire jene Auffrischung und Vermehrung verschaffen, deren es dringend bedarf.

Karl Storck



Ein Schubert-Roman

Ich glaube, wir fangen heute erst an, Franz Schubert den Menschen und Künstler uns ganz zu erobern. Der feinsinnige Paul Bekker hat es einmal ausgesprochen, daß der Weg zur tiefsten Kunst Schuberts über die volle Erkenntnis Beethovens führe. „Erst wenn wir den Spuren des gewaltigsten Intellekts, den die Musikgeschichte kennt, bis an die äußerste Grenze nachgegangen sind — erst dann wird unser Blick frei werden für das große, unmeßbare Jenseits des Intellekts, das Schuberts Reich ist."

Das ist nun so der Kehrlauf der Dinge und liegt weniger an den großen Künstlern und ihren Werken selbst, als an uns. Sie sind die Ewigen, wir die Beschränkten, und aus unserer

Begrenztheit und Beschränktheit suchen wir uns jeweils einen anderen Weg zu ihrer Ewigkeit. Denn Ewigkeit ist nichts anderes als stete Gegenwart. Und so lange ist ein Künstler, ein Kunstwerk in voller Wirkung, als jede Zeit sich einbilden kann, sie allein habe den richtigen Weg zu ihm gefunden, ihr gehöre der Künstler ganz, wie er wirklich war. Wir Heutigen, die wir zur Kunst und besonders zur Musik belastet kommen, mit Intellekt belastet, und ein Geistiges in der Musik zu gewinnen suchen, selbst dann, wenn dieses Geistige in der milden Form des Poetischen auftritt, vermögen nur schwer, tatsächlich wohl erst, nachdem wir das andere überwunden haben, jenes Reich überschwenglicher Gefühlsseligkeit zu gewinnen, in dem einzelne frühere Geschlechter ganz natürlich geatmet haben. Und wie es für jene Zeitalter so schwer war, sich in ein Geistiges der Musik hineinzufinden, so ist es dem heutigen Menschen nur in glücklichen Stunden einer in ihren Ursachen meist unergründlichen Gefühlserregtheit möglich, unbehindert in das Meer der Gefühle unterzutauchen.

Zwei Namen drängen sich uns auf: Mozart und Schubert. Ich spüre es aber ganz deutlich, viel überzeugender, als ich es begründen könnte, daß Schubert von den beiden der Moderne ist. Der Moderne von morgen, nicht von heute. Übermorgen, nach Schubert, mag dann wieder Mozart kommen: denn Schubert ist die Sehnsucht, Mozart ist die Erfüllung. Schubert ist selbst durch Beethoven durchgegangen, oder müssen wir hier sagen: Beethoven durch ihn. Wie ein gewaltiger Feuerbrand hat der Titane in Schubert gewühlt und hat ihn zerwühlt. Kein anderer Zeitgenosse hat Beethoven so angesehen, wie der kleine Schulmeisterssohn aus Wien. Keiner hat gerade das Titanische und Problematische in Beethoven so stark gefühlt, so heiß bewundert und wohl sich selbst auch so glühend ersehnt, wie Schubert, dem jenes Heldische der Tat, aus dem allein ein Beethoven geboren werden konnte, ganz versagt war, dem dafür eine geradezu buddhistische Fähigkeit des Sich-versenkens in sich selber verliehen war.

Schubert und Mozart sind in Jahren gestorben, in denen auch für früh begnadete Genies erst die Zeit der vollen Ernte anhebt. Wohl sind die Kornkammern beider bis zum First gefüllt, aber bei beiden haben wir die Empfindung und die volle Sicherheit, daß sie aus der höchsten Kraft der Schaffensmöglichkeit hinweggerafft wurden. Aber bei Mozart haben wir schon bei den Werken des Jünglings, jedenfalls aber bei allem, was er nach seinem zwanzigsten Jahr geschaffen hat, immer ein Gefühl des vollen Gereiftseins, des in sich Fertigen und Abgeschlossenen, eben des Vollendeten. Selbst die größten, reifsten und tiefdringendsten Werke Schuberts tragen dagegen als ureigenste Schönheit ihr Jungsein in sich. Es ist immer die Überfülle, der große, schwere, beinahe lastende Reichtum der Jugend. Es ist die Sehnsucht. Mozart Apollo, Schubert Dionysos. Das Trunkensein von Schönheit ist Schubert. Mozart ist so göttlich, daß die Schönheit sein Naturzustand ist. Schuberts Schönheit hat dagegen die Schwere irdischer Wonne, zuweilen auch ihre Last. Wenn ihm seine Freunde schon einen Scherznamen anhängen wollten, so hätten sie als Freunde sich nicht an seine körperliche, sondern an seine seelische Fülle halten und statt „Schwammerl“ ihn „Hummel“ nennen müssen. Denn wie so eine von Blumenschönheit und Blütenduft selig-schwere Hummel wirkt Schubert, der sich auch vollsog und volltrank an allen Schönheiten der Welt und noch aus ihren Niedrigkeiten Süße sog.

Es mag ja sein, gewiß ist es so, daß wir heute ganz anders in ein Bildnis Schuberts hineinschauen, als seine Zeitgenossen den wirklich lebendigen Menschen ansahen, auch wenn diese Zeitgenossen gute Freunde waren. Das Bildnis selbst ist ja, mag es eine noch so bescheidene Zeichnung oder Lithographie sein, auch bereits eine Loslösung vom Zufälligen, grob Materiellen. Schwammerl oder auch Pilzerl nannten sie das kleine Männchen mit dem großen Kopf, das sein Äußeres meistens grob vernachlässigte und auch jene Pflege der Hände, der Zähne vermissen ließ, die selbst dem Ärmsten möglich ist. Es muß schon wirklich in seiner Natur gelegen haben, daß er seine übergroße Bescheidenheit geradezu zu einer Vernichtung seines



äußeren Seins trieb. Die späteren Urteile der Freunde betonen diese äußerliche Unscheinbarkeit so sehr, daß aus der Vernachlässigung alles Schönen beinah ein angreifend Häßliches wird, das sicher auch bei dem lebendigen Schubert niemals vorhanden war.

Hier wirkt so etwas wie Rettung vor dem mahnenden Gewissen mit. Man will damit vor sich selber entschuldigen, daß man das Genie nicht hoch genug bewertete, daß man den prächtigen Menschen trotz aller Freundschaft nicht stark genug liebte, daß man ihm jedenfalls die Achtung schuldig geblieben war, und daß man vielleicht gerade dadurch mitschuldig war an jener äußeren Vernachlässigung und an der völligen Erfolglosigkeit im Leben. Sonst hätte Moritz von Schwind, der ihn doch geliebt hat wie ein Bruder und bei der Nachricht von seinem Tode weinte wie ein Kind, doch ein anderes Wort gefunden als das geradezu rohe: „Er sah aus wie ein betrunkener Fiaker."

Wenn wir in die Bildnisse hineinsehen, gerade auch in die Zeichnungen von Schwind, — wir sehen ganz etwas anderes. Diese mächtige, schön gebogene Stirn, der sinnlich frohe Mund, das kraftvoll vorgeschobene Kinn — das alles ist stark und bedeutend. Aber wenn wir nun in das liebe Gesicht schauen, in dem sicher gute Rehaugen standen und die fleischige Nase fast lustig herauslugt, und die lockigen Haare seidig um die Stirn spielen sehen, so drängt ein Gefühl jedes andere zurück: das ist ein Kind, ein großes, gutes, reines, liebes Kind. Mag dieser Mensch erlebt haben, was er will: ob ihn das Leben in schlammige Tiefen oder auf luftige Höhe getragen hat, er ist ein Kind gewesen und geblieben. Ein Junge, ein Knabe, ein Kind. Ein Kind mit dem ganzen überreichen, überquellenden Herzen der Kinder, durchgegangen durch ein Leben, das überall Schönheit, Liebe und Güte *in der Ferne* zeigte, wie die Kinder die Herrlichkeiten des Märchens erschauen und so heftig an sie glauben, trotzdem sie nie zu erreichen sind.

So hat auch Schubert alle Freuden verzehnfacht durch das, was er aus Eigenem hinzutat, haben dagegen auf ihn alle Enttäuschungen nicht verbitternd gewirkt, und er sagte sich dann nur, daß er wohl selber anderswo daheim sein müsse. Darum ist er denn so früh von der Erde weggegangen, über die er aus unerschöpflichem Füllhorn, ein rechter kindlicher Verschwender, seinen reichen Märchenbesitz ausgegossen hat.

Rudolf Hans Bartsch, in dem das Österreichertum heute seinen sonnigsten Dichter besitzt, hat soeben einen Schubert-Roman veröffentlicht unter dem Titel „*Schwammerl*" (Leipzig, L. Staackmann; brosch. 4 M, geb. 5 M). Bartsch ist eine urlyrische und wohl auch stark musikalische Natur. Das fühlt man aus allen seinen bisherigen Büchern heraus. Dann hat er die leidenschaftliche Liebe zum Österreichertum: zur verklärenden sinnlichen Lebensfreudigkeit, der weichen, etwas üppigen Schönheit, aber doch auch der sonnigen Kraft, der fröhlichen Lebensenergie und der weichen Güte, die auch das Leiden und die Schmerzen mit Schönheit verklärt. So kann man es sich leicht denken, daß es ihn in besonders starkem Maße zu Schubert hinzieht. Die bewußte Pflege und Verherrlichung des Wien nach den Freiheitskriegen zeigt sich seit mehreren Jahren auf allen künstlerischen Gebieten. Die Schönheit Alt-Wiens wird jetzt, obschon ein guter Teil davon zerstört ist, in allen Tönen gepriesen. Die Maler der Biedermeierherrlichkeit sind stark in Mode gekommen, und Wien, das so oft nur Wunschstätte und Wahlheimat künstlerischer Genies gewesen ist, besinnt sich mit besonderem Stolz auf Schubert, Grillparzer, Schwind und ihren Umkreis voll starker Begabung, weil diese echte Wiener waren und also das Wienertum im Blute hatten.

„Schwammerl" nennt Bartsch seinen Roman. Und was er gibt, ist eigentlich die Erklärung dafür, daß selbst seine Freunde einen Schubert so nennen konnten; ist die Erklärung dafür, daß bei aller Freude an den künstlerischen Gaben dieses genialen Jungen die meisten sich doch überlegen dünken konnten oder doch wenigstens sich „vertraulich" an ihn heranwagten. Und diesen Schwammerl hat Bartsch sehr fein vor uns erstehen lassen, wie es noch keiner Biographie und auch nicht den Bildern, nicht einmal Schwinds Lachner-Rolle, gelungen ist. Es

ist bezeichnend, daß man die in den Band eingestreuten Zeichnungen Alfred Kellers als durchaus am Platze empfindet, Zeichnungen, die ebensogut in einer richtigen Biographie Schuberts stehen könnten. Das Buch ist in der Tat ein Stück Biographie. Es läßt Schubert in seiner Umgebung erstehen. Die Darstellung dieses Rahmens ist meisterhaft und von einer köstlichen Liebenswürdigkeit, der man es nicht gram nimmt, wenn sie auch einmal etwas selbstgefällig bei Dingen beharrt, die kaum zur Sache gehören (die Wiener Episode des Urpapageno ist entschieden viel zu breit geraten). Aber die Biographie gibt eben nur den Schwammerl, sie will nicht mehr geben. Nicht daß Bartsch den Schubert nicht fühlte, daß er diesen Schubert nicht bewunderte! Aber er wagt nicht den Versuch, uns zu erklären, weshalb dieser Schubert und der Schwammerl eins waren. Sobald der Schubert auftaucht, bleibt Bartsch, der dem Schwammerl so vertraulich unter den Arm griff, scheu in der Ferne stehen und spricht von Schubert, über ihn mit jener innigen Liebe und bewundernden Ehrfurcht, in der es auch der Ästhetiker, der Musikhistoriker tut.

Ich glaube, er hat recht gehabt, nicht mehr zu versuchen. Daß diese beiden eins sind, der göttliche Schubert, der zu Recht neben Beethoven begraben liegt, und das Schwammerl, das — wir müssen schon das Wort noch einmal aussprechen — aussah wie ein betrunkener Fiaker, bleibt unerklärlich, ist eines jener Geheimnisse, die jedes echte Künstlertum bietet. Töricht, zu glauben, daß uns das Genie Goethes dadurch klar geworden sei, daß die Goethe-Philologen jedes Stäubchen von seinen Schuhsohlen abgekratzt und untersucht haben. Und es ist ein Glück, daß dem so ist.



Wagners Opern in Berlin

Im Laufe des Streits um die Frage, ob Bayreuth ein Sonderrecht für die Aufführung des Parsifal erhalten soll, hat man berechnet, daß dieses Festspiel in Bayreuth seit dem Jahre 1882 genau 163mal aufgeführt und von etwa 270 000 Personen, darunter etwa 160 000 Deutschen, besucht worden ist. Ohne Zweifel haben bisher verhältnismäßig nur sehr wenige Deutsche das Glück gehabt, die erschütternde Wirkung dieses Bühnenweihfestspiels unmittelbar empfinden zu können.

In den größeren Städten Deutschlands stehen die andern Opern Wagners ständig auf dem Spielplan und erweisen sich außerordentlich zugkräftig, auch in Berlin. Allein nirgends sind Wagners Opern so wenig bekannt wie in der Reichshauptstadt. Die Hofoper hat von Wagner und seinen Erben gegen Zahlung der üblichen Gebühren das Aufführungsrecht der Wagnerschen Opern nicht nur für die Stadt Berlin, sondern für ganz Großberlin, also für einen Bevölkerungskreis von über drei Millionen, beansprucht, obwohl sie nicht in der Lage ist, auch nur die Nachfrage aus der Stadt Berlin selbst befriedigen zu können. Für einen Berliner, der nicht eine teure Eintrittskarte kaufen kann, ist es seit vielen Jahren so gut wie unmöglich, eine Wagnersche Oper zu hören. Alle Karten zu mäßigen Preisen sind stets ausverkauft, anscheinend an Begünstigte. Mindestens haben viele Leute auf Vorbestellungen so häufige Ablehnungen erhalten, daß sie schließlich jeden Versuch, eine Wagnersche Oper zu hören, aufgegeben haben.

Das Monopol der Berliner Hofoper auf die Wagnerschen Musikdramen wird in Groß-Berlin unmutig empfunden, und zahlreiche Wagnerfreunde sehen mit Ungeduld dem Ende dieses im Grunde genommen nicht einmal gerechten und in jeder Hinsicht unzulänglich ausgeübten Opernmonopols entgegen.

Dasselbe Monopol besitzt die Berliner Hofoper für alle neuen Opern. Allein es macht sich nicht fühlbar, weil die Berliner Hofoper neue Opern nur sehr selten zur Aufführung bringt

und zum Überfluß noch minderwertige Erzeugnisse italienischer, französischer und sogar tschechischer Tonsetzer bevorzugt. Diese Rückständigkeit der Berliner Hofoper sollte einmal eingehend dargetan werden. P. D.



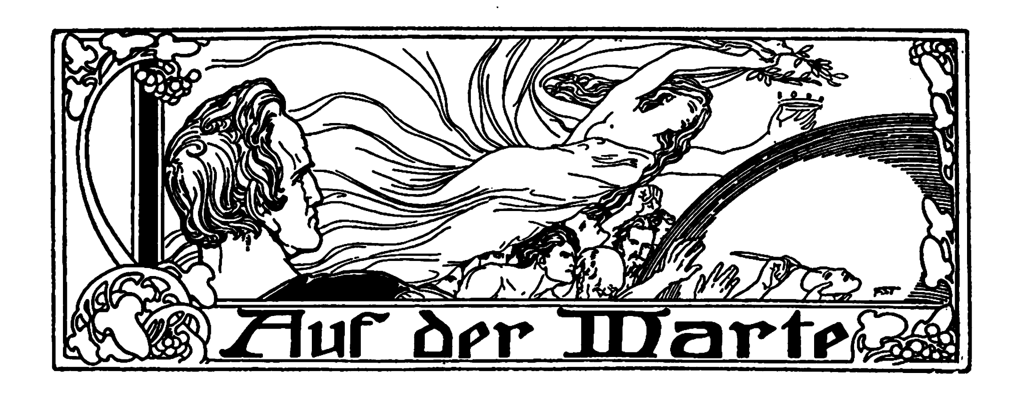
Zur Notenbeilage

Maria Joseph Erb, dem unsere Leser die beiden Stücke unserer heutigen Notenbeilage danken, ist ein engerer Landsmann Friedrich Lienhards, dessen „Glaube" er so schwungvoll vertont hat. Am 23. Oktober 1860 zu Straßburg geboren, war er Schüler des Niedermeyerschen Instituts für Kirchenmusik in Paris und wirkt seit 1880 als geschätzter Musiklehrer, Klavier- und Orgelspieler in seiner Vaterstadt. In der langen Reihe von Kompositionen Erbs stehen mehrere Opern (Der letzte Ruf, Der Taugenichts, Abendglocken), die trotz schöner Erfolge über den engern Heimatkreis ihres Schöpfers nicht hinausgedrungen sind. Das hat den letzten Grund in der Schwerfälligkeit unseres Opernbetriebs und der üblen Gleichgültigkeit der hauptstädtischen, die Erfolge „machenden" Presse gegen die Arbeit der kleinen Provinztheater.

Schwer zu begreifen ist, daß Erbs große F-Dur-Symphonie für Orchester und Orgel nicht öfter in unsern Konzerten zu hören ist. Das viersätzige Werk behandelt in eindringlicher, schlagkräftiger Thematik den unerschöpflichen Vorwurf symphonischen Schaffens: „durch Nacht zum Licht" in farbiger, stark persönlicher Weise. Die glänzend behandelte Orgel bringt ein eigenartiges Element hinzu, das nicht nur rein instrumental, sondern auch geistig ausgenutzt ist. — Die Orgel scheint überhaupt das Lieblingsinstrument Erbs zu sein. Seine Sonate über Choralthemen der katholischen Liturgie ist ein groß angelegtes und kraftvoll durchgeführtes Werk, und von ergreifender Innigkeit und zartester Farbigkeit ist ein Tonstück „Gib uns heute unser täglich Brot" für Violine und Orgel. In diesen Kreis gehören auch die Kirchenkompositionen Erbs, unter denen eine große sechsstimmige Festmesse (op. 78) für vier Männer- und zwei Diskantstimmen mit Orgel weitaus zum Bedeutendsten gehört, was die katholische Kirchenmusik im Zeichen des Cäcilianismus geschaffen hat. Die strengsten Anforderungen der „Kirchlichkeit" sind hier aus neuzeitlichem Geiste heraus erfüllt, und die Anregungen, die Franz Liszt der katholischen Kirchenmusik gegeben hat, sind hier auf fruchtbaren Boden gefallen.

Freunde edler häuslicher Kammermusik mache ich auf die Sonate in E-Moll und eine Suite für Violine und Klavier nachdrücklich aufmerksam (op. 21 und 45, beide in der Universal-Edition in Wien). Ganz besonders ergiebig fürs musikalische Haus ist Erbs Klaviermusik, die hauptsächlich bei Johann André in Offenbach erschienen ist. Ich möchte das verpönte Wort Salonmusik nicht anwenden, andererseits ist in diesen Stücken etwas gesellschaftlich Fröhliches, was der Hausmusik aus dem Kreise derer um Schumann abgeht. Hier ist ein guter Einfluß französischer Grazie und Lustigkeit zu verspüren. Gediegene Form ohne Gelehrsamkeit, prickelnde Rhythmik und eine sinnfällige Melodik sollten diesen durchweg gut spielbaren und sehr wirksamen Stücken weite Verbreitung im Hause verschaffen.





Zum Kapitel von der „starken Monarchie“

Wir haben in Preußen-Deutschland eine starke – sogar eine sehr starke — Monarchie. Der König von Preußen regiert nicht nur, er herrscht auch. Herrscht auch als Deutscher Kaiser, und zumal im auswärtigen Terrain gilt er als der eigentlich leitende Mann. Sein eigener Kanzler. Da ist es einigermaßen schmerzlich zu beobachten, wie oft er gerade in kritischen Zeitläuften sich dieses Herrschaftsrechts begibt. Das Kommando über das Reichsschiff ganz oder teilweise anderen — in diesem Fall wirklich subalternen — Händen überläßt. So war's im Vorjahr um die Zeit der Agadirwirren; so wieder jetzt, da die Posten aus Europens Wetterwinkel den Kaiser nicht aus seiner Romintener Jagdeinsamkeit zu scheuchen vermochten. Für all die ernsthaft sorgenden Patrioten aber, die dem offiziösen Trug nicht glauben wollten, daß ein Krieg um das türkische Erbe uns „nur sehr indirekt interessieren“ würde, war's ein magerer Trost, zu vernehmen, daß auch für die folgenden Wochen der Festkalender der Majestät reichlich besetzt sei. Inmitten unserer täglich von neuem anhebenden Unruhe, des Schwankens zwischen Furcht und Hoffnung, lasen wir, daß unser kaiserlicher Herr sich u. a. — unter anderen! — den Hamburgern zur Kirchweih, dem Fürsten Hatzfeld zur Jagd, dem sächsischen Großherzog zur Kindtaufe und Egon Fürstenberg zur Hochzeitsfeier versprochen hätte.

Gibt es unter den vielen bis in den Tod getreuen Royalisten die doch offenbar die kaiserliche Majestät umgeben, wirklich niemand, der auf die Gefahren solchen Absentismus hinwiese? Herrschaftsrechte, die man nicht ausübt, veralten. Eine starke Monarchie? Eh bien. Nur darf dann ihr Repräsentant nicht just in den Momenten, wo aller Augen sich auf ihn richten, das Steuer aus der Hand legen. Sonst werden leicht — natürlich nur scheinbar — jene schlechten Leute ins Recht gesetzt, die überhaupt keine starke Monarchie wollen und, indem sie nach dem parlamentarischen Regime streben, nach der Versicherung in Staats- und gelehrten Sachen erfahrener Männer „die Axt an die Wurzel des alten Preußens legen“.

R. B.

*

„Und wenn Europa Ruhe hat“...

Am Freitag, den 4. Oktober 1912, verbreitete zu nächtlicher Stunde der offiziöse Wolffische Draht folgende — sagen wir einmal — Note: „Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat sich gestern abend zu kurzem Aufenthalt nach Linderhof begeben. Er folgt damit einer vor längerer Zeit angenommenen Einladung des Prinzregenten von Bayern. Der Reichskanzler hat diesen Besuch nicht in letzter Stunde absagen wollen, um nicht der grundlosen Beunruhigung wegen Gefährdung des Friedens unter den Großmächten durch die Balkanwirren Nahrung zu geben.“ Die gravitätische Geste dieses Mannes, der offenbar gar nicht spürt, wie unendlich komisch er wirkt, ist hier und da in den Blättern spöttisch glossiert worden. Wenn man sich's richtig überlegt: zu Unrecht Das

deutsche Volk kann in der Tat nie ruhiger sein, als wenn es Herrn v. Bethmann procul negotiis beim edlen Waidwerk oder sonst einer seiner Veranlagung entsprechenden Hantierung weiß. Nur wenn er zu Wasser oder zu Lande, in inneren oder auswärtigen Geschäften den Staatsmann mimt, schafft er uns stetig neue Qual und Unruhe ... R. B.

*

Ein Dollar-Kronprinz

Unter der Überschrift: „Eine angenehme Fahrt" liest man telegraphiert, daß Herr Alfred Vanderbilt, der Sohn, sich derzeit auf der Überfahrt von England nach Neuyork befinde, um am 20. Oktober, wenn er dreißig Jahre alt werde, nach Testamentsbestimmung die zweite Hälfte der väterlichen Erbschaft anzutreten, 25 Millionen Dollars, was in unserem Geld so viel wie 100 Millionen Mark sei.

Armselige Schlucker, die in imaginäre Lustschauer bei der Vorstellung einer solchen Fahrt nach dem Glück geraten! — Könnte man sie doch auf 24 Stunden in den Smoking so eines modernen Midas stecken, damit sie an sich selbst das alte Märchen erfahren, an das sie sonst doch niemals glauben, und es kennen lernen, wie viel von diesen maßlosen Annehmlichkeiten bei der Relativität aller Dinge dann übrig bleibt. Besonders aber, wenn einer schon vorher 100 Millionen hatte, so daß es nicht einmal den Reiz der Neuheit hat. In dem Erwerb eines großen Vermögens, also in der Genugtuung des Mannes, der seine Energie von ungewöhnlichem Erfolg gekrönt sieht, kann gewiß ein subjektives Glück sein. Das bloße Haben ohne diese Voraussetzung vermag etwas derartiges nicht mehr zu schenken, und man sieht es ja schon im kleinen, wie es viel mehr zum Lastenträger, abermals nach der innersten subjektiven Empfindung, macht.

Aber ein anderes: Sollte es denn wirklich nicht möglich sein, daß man diese Lakaiennachrichten, die ewig die Privatangelegenheiten der Reichen umspähen, ungedruckt ließe, auch wenn sie als Telegramm einlaufen? Da man doch sonst auf Standesachtung hält und der gebildete, hochstehende Journalist so häufig über eine Geringschätzung von seiten der oberen Klassen zürnt, die nicht an seinem Beruf, wohl aber noch immer an seinem Stande haften bleibt. Und immer sind dabei auch solche Zeitungen, die im Ton der Entrüstung den „Materialismus" der Sozialdemokratie bekämpfen. Man kann sie aber nicht bekämpfen, wenn man ihr, daß ihre Kritik recht habe, so unwillkürlich verrät.

Ed. H.

*

Sozialdemokratische Freiheit

In einem Artikel der „Neuen Zeit", der den Ausschluß des Herrn Hildebrand rechtfertigen sollte, äußerte sich Herr Karl Kautsky also über die Grenzen sozialdemokratischer und kirchlicher Toleranz:

„Sie (die Sozialdemokratie) hindert niemand am freiwilligen Austritt. Wir fordern auch von niemand, daß er sozialdemokratisch denken soll. Hildebrand mag denken und sagen und schreiben, was er will. Wir verkümmern niemand das Recht, seine Meinung frei zu äußern. Wir können nur unmöglich jedem einzelnen das Recht geben, nach Belieben zu entscheiden, welche Meinungen sozialdemokratische sind oder nicht. Das Recht, darüber zu entscheiden, kann nur die Partei allein als Ganzes oder ihre höchste Vertretung, der Parteitag, haben, nie ein einzelner.

Wenn die Kirche ein Ketzergericht einsetzte, hatte dieses zu untersuchen, inwieweit die Anschauungen des Ketzers von denen der Kirche abweichen, um zu entscheiden, ob er gezwungen werden solle, seine Äußerungen darüber zu widerrufen oder nicht. Weigerte er sich, dann sollte ihm jegliche Möglichkeit weiteren Forschens und Lehrens genommen werden. Wo die Kirche die nötige Macht hatte, sei es die katholische oder eine protestantische, scheute sie zu diesem Zwecke selbst vor der Todesstrafe nicht zurück."

Man spürt es den Zeilen ordentlich an, wie leid es dem Großinquisitor der Marxkirche tut, daß der Ketzer Hildebrand nicht auch verbrannt, gevierteilt und auf das Rad geflochten werden kann. Nur aus solcher Gemütsstimmung ist es zu verstehen, daß

dieser scharfe Logiker (soweit nämlich Talmudgelehrte überhaupt logisch zu denken vermögen) den grundlegenden Unterschied übersah: daß die Sozialdemokratie mit dem stolzen Anspruch in die Welt kam, die Menschheit von jeder Gebundenheit zu erlösen und sie so frei zu machen, wie sie zuvor noch niemals war. R. B.

*

Hotel Wartburg-Kulm

Die Beteiligten des Neubaus bei der Wartburg haben verstanden, rechtzeitigen Gegenaktionen des Heimatschutzes zu entschlüpfen. Andere werden von ihrer Taktik und ihren angenehm beschwichtigenden Bulletins lernen. Denn schon ist die Dividendarum sacra fames sich ganz klar, welche Störung ihr in jener Bewegung entstanden ist.

Politik ist, die schwierigen Punkte in Vorteil zu verwandeln. Auch die Bulletins dessen, was man auf der Wartburg vorhabe, waren gut durchdacht. Man werde, damit der geplante Bau sich bescheidener ausnehme, den Felsen um mehrere Meter abtragen. Das entwaffnet. Wie wäre man statt dessen erschrocken, hätte die Lesart gelautet: um die erwünschte größere Baufläche zu gewinnen, sei allerdings nicht zu vermeiden, daß das natürliche Felsbild um eine Anzahl Meter abgetragen wird.

Ich weiß noch, wie verblüfft ich als tumbes Füchslein war, das im Herbstrauschen der Semesterfahrt zur Wartburg hinanstieg, dort oben ein ganzes Restaurationsgebäude vorzufinden. Und dabei — wie nett war noch dieses, an seitherigen Maßstäben gemessen! In einer taktvolleren Zeit erbaut, wirkte es wie ein gleichgültiges Nebengebäude der alten Landgrafenburg, das man nicht zu beachten brauchte. Seit jener Oktoberwanderung habe ich Burschentage und Feste auf der Wartburg mitgemacht, und wir haben einmal, viele hundert, vielleicht über tausend Menschen, in der alten Restauration fröhlich beim Wein gefrühschoppt, weil uns die Stadt Eisenach hierzu eingeladen hatte.

Ach nein, es war Raum für Wartburgbesucher genug dort, solange man es nicht anders erkennen wollte. Was fehlte, waren lediglich die „angemessenen Säle und ausreichenden Fremdenzimmer“, die man im Ton der notgedrungenen Sorgfalt jetzt vermißt und schaffen will. Wie Viele in Wirklichkeit haben sie denn je vermißt? Man konnte übrigens dort logieren. Was soll ein Mehr da oben, was sollen Säle, falls es nicht ein Grand Hotel geben soll? Wozu braucht man eine „geräumige Terrasse“ mit freiem Umblick? War nicht die Burg und ihr Turm da, war es nicht unendlich schöner, in die waldigen Kuppen und nach dem Hörselberg hinauszuschauen, wenn man im Innenhof auf der Mauer sitzend sich all diesen Stimmungen und Geschichtlichkeiten überließ? Anstatt beim Kellner auf der Zement-Esplanade und mit der Wein- und Sektkarte auf dem Tisch. Die womöglich ein Bild der heiligen Elisabeth, wie sie den Armen spendet, verziert.

Gut kalkuliert ist der Plan gewiß, denn Thüringen mit seinem traditionellen Anreiz und Zauber, seiner zentralen Lage, seinen Hochflächen für den Sport, hat immer noch neue Zukunft. Das Reisepublikum tut ja zu allem mit, und die wenigen, die ihre schmerzlich gestoßenen Fühlhörner einziehen, mögen nur immer als gekränkter dummer Schneck den Automobilen und der sicher auch kommenden Zahnradbahn aus dem Wege kriechen. „Geschäft ist Geschäft“, das ist der Wahlspruch des neuen deutschen Reichstums geworden, darum dreht sich unsere auswärtige Politik, die Flottenrüstung, der Übergang des Hochadels in das Unternehmertum, ihm gilt es im Inland die vorhandenen Imponderabilien, seien es nationale, monarchische, oder seien es romantische, geschichtliche, zu adaptieren. Wenn wir so berühmte Burgen haben, wie sollte der nationale Unternehmungsgeist noch länger zögern, aus ihnen dasselbe zu gestalten, was aus ihren Bergen um Luzern die schon früher aufgestandene Schweizer Verkehrsindustrie gemacht?

Allerdings vorläufig — sachte. Bis es soweit ist; dann heraus mit den Plakaten auf jeden Bahnhof, mit den kleinen bunten Diptychons in jeden Speisewagen. Man fing mit Heidelberg und seinen Hotels near the

castle an, jetzt kommen ihrer mehrere dran, die noch etwas Unentweihtes zu verlieren haben. Es ist nicht der schwarzseherische Ärger, der auch für das Wartburghotel den hier so besonders verletzenden internationalen Betrieb, der zwar den Sängerkrieg und Luthers Tintenfaß nicht zu knapp auf die Rechnung setzen wird, prophezeien läßt. In der Stadt Eisenach gibt es ebenso angenehme als ausreichende Gasthöfe, wie in der Stadt Heidelberg ja auch. Hier würden die unbequemen, isolierenden Berghotels sich wahrscheinlich gar nicht fristen können, wenn man nicht den Flohmheringsfang aus dem Ausland dorthin dirigierte. Man frage, wer nicht Bescheid weiß, den Guide through Europe der Hamburg-Amerika-Linie. Heidelberg, wonderful castle ruins. Hotels: die zwei überm Schloß. 18 Zeilen im Text zu deren denkbarster Empfehlung. Große Inserate. Die beiden Kästen abgebildet, das Schloß gar nichts neben ihnen. Dann, durch Absatz von jenen gesondert, ein paar Nennungen derer in der Stadt, die nicht im gleichen Maßstab inserierten, weil sie es auch nicht brauchten. Ed. H.

*

Die deutsche Fremdmannsucht — Anno 1515

In den Schriften des berühmten Nürnberger Ratsherrn Wilibald Pirkheimer findet sich eine Epistel aus dem Jahre 1515, die heute noch verblüffend zeitgemäß klingt. Der vielgewanderte und -bewanderte Staatsmann und Feldherr (Pirkheimer führte 1499 die nürnbergischen Truppen in dem unglücklichen Kriege gegen die Schweiz), der Freund Albrecht Dürers, des deutschesten Meisters, spricht sich über die deutsche Fremdmannsucht also kräftig aus: „Wer aber ferners der Teutschen achtet, der findet einen sondern Fürwitz und Mangel an ihnen, daß sie aller Dinge eher Acht haben suchen, nachfragen und bewundern, denn ihres eigenen Dings; durchwandern alle Welt bis zu den äußersten Inseln, erspähen neugierig alles Fremde, und von sich selbst wissen sie nichts Und so geht es, je nach der Welt Brauch, mit den Teutschen zu, daß sie immerzu wähnen, des anderen Kuh habe ein größer Euter, und besser Getreid steh' auf der Nachbarn Acker. Aus diesem ist geflossen, daß die Teutschen eher von Indianern wissen zu sagen, denn von Teutschen. Kunst, Sprach, Weisheit in Reden und Taten, die lassen sie gern demütig andern, ja geben es ihnen selbst, und rühmen und bewundern, aus einer sonderlichen, fast törigten Demut, anderer Rat, Tat, Bücher, Lehre, Red, und gefällt einem Teutschen in summa nichts, was sein eigen ist, sondern nur fremde Sitten, Sprachen, Kleidung, Geberden. Sogar daß etliche mit Kunst aus gelbem oder weißem Haar, darum daß es teutsch ist, schwarzes, französisches, welsches oder spanisches lassen machen, mit seltsamen beschornen Köpfen, verkehrter Sprach, welche sie, so sie es gleich reden, ungenau und ungeschickt, als könnten sie es nimmer, reden; und in summa wie die Affen sich anmaßen, also daß Germania itzt voll teutscher Franzosen ist. Ein Franzos wünscht sich nicht, daß er gieng', red't' wie ein Teutscher. Ein Ungar nähme einen teutschen Rock nicht geschenkt. Ein Teutscher hat aber dess' ein Wollust, mag nit sein eigen Sprach, Sitten noch Kleidung." — Das ist nun bald vierhundert Jahre her ...

H. K.

*

„Mir kann keener"

Mit diesem guten alten Berliner Wort läßt sich ungefähr die rechtliche Stellung der Reichspost innerhalb unseres Staatswesens fixieren. Ob diese Ausnahmestellung aus eigenen Gnaden rechtliche Gültigkeit hat, unterliegt zurzeit der Nachprüfung durch die ordentlichen Gerichte. Es wäre wohl nie so weit gekommen, wenn die Post nicht bei ihren zahlreichen Differenzen mit dem Publikum gottlob mit einem Rechtsanwalt zusammengeraten wäre. Sie hat den Anwalt von der Teilnahme am Fernsprechnetz ausgeschlossen, weil er, über die mangelhafte Bedienung seines Apparats in Verzweiflung versetzt, mehrere Telephonistinnen beleidigt haben soll. Statt also, wie jeder Staatsbürger es tun müßte, sich auf dem Wege der Klage Genugtuung

zu verschaffen, hat die Reichspost zu dem verwerflichen Mittel des Boykotts gegriffen. Da sie das Monopol besitzt, kann ein solcher Boykott für den davon Betroffenen unter Umständen den wirtschaftlichen Ruin nach sich ziehen.

Allein das ganze Verfahren paßt wunderhübsch zu der drakonischen Strenge, mit der die Post das leichteste Versehen ihrer Kundschaft ahndet. Der umfangreiche Strafkodex fängt schon bei der Marke an, die man aufzukleben vergißt, bei dem Bruchteil eines Gramms, das den Tarif überschreitet.

Wie gar anders aber schaut es aus, wenn die gestrenge Post selbst sich ein Versehen zuschulden kommen läßt! Siehe, da ändert sich das Bild mit einem Schlage. So rücksichtslos und schulmeisterlich sie bei der Festsetzung von Strafen gegen andere ist, so mild und nachsichtig wird sie, wo sie selbst gefehlt hat. Setzen wir den Fall, ein in einem Orte Mitteldeutschlands aufgegebenes Telegramm hätte 5 Stunden gebraucht, um nach seinem Bestimmungsort zu gelangen. Der Absender, empört über solche „Bummelei“, wird natürlich eine geharnischte Beschwerde an die Behörde richten. — Er soll's lieber bleiben lassen. Denn er hat kein Recht dazu. In den amtlichen Vorschriften steht nämlich: „Die Telegraphenverwaltungen leisten für richtige Überkunft (!) und Zustellung der Telegramme innerhalb bestimmter Frist keine Gewähr und haben Nachteile, welche durch Verlust, Entstellung und Verspätung entstehen, nicht zu vertreten.“

Man stelle sich eine Privatfirma vor, die ihre Kunden nach diesen Grundsätzen bedienen wollte!! Sie könnte von vornherein einpacken.

Aber es soll der Post kein Unrecht getan werden. Sie ist großmütig. Sie gesteht dem Kunden ein Beschwerderecht zu. Sie zahlt sogar unter Umständen die Gebühren zurück. Ja, das tut sie, wenn innerhalb Deutschlands eine Depesche mehr als 12 (zwölf) Stunden unterwegs ist.

Nobel, nicht wahr? Aber halt: ehe wir triumphierend die Gebühr für unser zwölfstündiges Bummeltelegramm zurückfordern, haben wir einen andern Paragraphen der Vorschriften zu beachten. Dieser besagt, daß für Anträge auf Erstattung von Telegrammkosten eine Gebühr zu entrichten ist, im deutschen Verkehr 20 ₰, im außerdeutschen 40 ₰. Die Gebühr wird zurückgezahlt, wenn sich der Antrag als begründet erweist.

Ist das nicht, um den „Postkoller“ zu bekommen? Wahrhaftig, auf ihr Wahrzeichen, das Posthorn, sollte die Reichspostverwaltung als Devise setzen: Mir kann keener!

L. H.

*

Gelehrtenrepublikanisches

Beim internationalen Gynäkologen-Kongreß zu Berlin wurde „die Ernennung von 41 Herren aus 14 Staaten zu Ehrenpräsidenten vorgeschlagen und von der Versammlung gutgeheißen“.

Einundvierzig Präsidenten! Man sieht, die trefflichen Frauenärzte wissen auch männliche Schmerzen zu entbinden. Im übrigen konnten sie sich einer kosmetischen Sitte, die schon eingerissen ist, wohl kaum entziehen.

Es war immer ein Ideal von mir, wenn ich einmal eine Republik einrichten dürfte, dann die alte Hypothek der Egalité einzulösen durch die Ernennung sämtlicher Anteilberechtigten zu Exzellenzen. Wir könnten so für eine kleine Zeit sehr glücklich sein. Und wenn sich das dann allmählich auch wieder trübte, so machte man männiglich zu Präsidenten. Weil das prae noch über das ex geht und offenbar recht eigentlichst demokratisch ist und der Präsident schon jetzt in republikanischen Ländern mit spielender Leichtigkeit zum bürgerlichen Titel wird, wenn man es nämlich von einem Klub, einem Ausschuß, einem Verein ist, man braucht hier nicht bloß an Tartarin von Tarascon, „le président“, zu denken. Ist es schließlich in der Idealrepublik mit den Präsidenten auch nichts mehr, so kann man noch jedermann zum Primus inter pares ernennen.

Weiter reicht meine Vorsehung vorläufig nicht. Es bleibt ihr aber stets das Mittel, Kongressen von Männern der freien Wissenschaft mit Weisheit zuzuschauen, was die erfinden.

*

Ed. H.

Viele und gesunde Kinder

Auf der Weimarer Wanderversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft hat man die Zunahme des Zweikindersystems bei den Völkern der „Kultur" bedauert, sie als eine wahre Pest bezeichnet und es namentlich beklagt, daß sie sich auch schon auf dem flachen Lande zeigt.

Dem soll hier gewiß nicht malthusianisch widersprochen werden. Nur das Volk hat geschichtliche Zukunft, welches viele und gesunde Kinder zeugt. Aber mahnt man zu dieser Vaterlandspflicht, klagt man mit so starken Worten an, so sollte man auch entsprechend deutlich sich die Gründe der Erscheinung in ihrer subjektiven Berechtigung überlegen. In den Zeiten, als Deutschland zu roden und besiedeln übrig hatte, als sein Überschuß die Länder östlich der Elbe germanisierte, da gab es viele und — gesunde Kinder. Und auch später noch, solange die Qualität der Leistung galt und den einzelnen voranbrachte (wie sie jetzt ihn oftmals hemmt), der Tüchtigkeitswert der Unzähligen nicht anonym in den Schlund des großen Molochs Kapital verschwand, der Knecht und der Arbeiter noch Naturalbezüge unter ihrem Lohn empfingen, der kleine Bürger noch sein Eigen hatte und mit seiner Familie einfach und ehrsam und herzensfröhlich lebte, nicht jeder Erbbesitz, der größere wie der kleine, beständig durch fortgesetzte wirtschaftliche Übersteigerung und Überhitzung weggeschmolzen ward. Zu allen jenen Zeiten gab es kein Zweikindersystem, keine spätrömische Entvölkerung, nicht die Gewissensbedenken in den Häusern, Menschen in die Welt zu setzen, die zur Mehrung der Nöte der Eltern werden und im übrigen doch nur verurteilt bleiben würden, zeitlebens die Kulis aller Art eines entnervenden Zustands und seine Proletarier zu sein.

Man hat in Weimar ausgesprochen: „Die Mittel gilt es zu finden, um die Fruchtbarkeit der Tüchtigen zu erhalten." Ein dringlicheres, aber auch — gewaltigeres Problem konnte nicht wohl in so kurzen Worten aufgestellt werden. Es wäre schon viel gewonnen, wenn nun wirklich so viele gelehrte und wohlmeinende Herren diese ungeheuren Fragen jeder persönlich mit allen Bedingungen und Folgerichtigkeiten durchdenken möchten. Allerdings müßte dann wohl manche Meinung, die bisher die Erreichungen der „Kultur" rühmend mit patriotischen und zeitgenössischen Gefühlen pries, in Zweifel und Anfechtung geraten. Ed. H.

*

Dreadnoughts und Krebsforschung

Auf der diesjährigen Naturforscherversammlung in Münster hat Geheimrat Prof. Czerny, der Vorsteher des Krebsinstituts in Heidelberg, die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge mit einem Bericht über den heutigen Stand der Krebsforschung eröffnet. Der Vortrag kommt zu dem Ergebnis, daß die operative Behandlung des Leidens in bezug auf Dauererfolge noch sehr viel zu wünschen übrig lasse, und daß ein spezifisches Heilmittel gegen den Krebs bisher immer noch nicht gefunden sei und vielleicht überhaupt niemals gefunden werde. „Es wäre zu begrüßen," sagt der Vortrag, „wenn die hochzivilisierten Nationen England und Deutschland sich einmal dazu entschlössen, je einen Dreadnought weniger zu bauen und die dadurch ersparten 40 Millionen für 40 Krebsinstitute im Lande auszugeben."

Ein etwas verwunderlicher Vorschlag, der trotz des „lebhaften Beifalls", der nach dem Zeitungsbericht ihm folgte, zu einigen Bedenken Anlaß gibt.

Zunächst mutet bei einem Manne wie Czerny der Hinweis auf zu ersparende Dreadnoughts auch in diesem Zusammenhange doch seltsam an, weil er ein schon sattsam aufgebrauchtes und im letzten Grunde leeres Schlagwort ist, mit dem sozialdemokratische Volksbeglücker in ihren Versammlungen die Leidenschaften der Menge für ihre Zwecke aufzuwiegeln pflegen. In ernsten wissenschaftlichen Versammlungen aber sollte man mit solchen billigen, nur auf Augenblickswirkung abzielenden Wendungen zurückhaltender sein.

Das bestreitet in Deutschland ja niemand, daß es viele und höhere Aufgaben gibt, für die das Geld, welches wir jetzt für den Bau von Kriegsschiffen ausgeben, besser angebracht wäre. Aber ebenso wird niemand, der die Logik der Tatsachen anerkennt, es leugnen wollen, daß für die Existenz unseres Volkes der Bau von Kriegsschiffen eine bittere Notwendigkeit ist, auf deren Ende wir so bald nicht hoffen dürfen. Mit England zu einer Einigung über Einschränkung der Flottenrüstungen zu gelangen, ist für die nächste Zukunft noch ein ganz utopischer Gedanke.

Aber glaubt Czerny überhaupt, durch Einstellung höherer Geldmittel und vermehrter Arbeitskräfte eine Lösung des Krebsproblems gewährleisten zu können? Werden 40 Krebsinstitute mit 40 Männern wie Czerny an der Spitze leisten, was jetzt dem einzigen Krebsinstitut, wo alle Fragen und Forschungsergebnisse zusammenlaufen, versagt ist? Doch kaum! Viel Kleinarbeit freilich, und oft nützliche Kleinarbeit wird da geleistet, um so mehr natürlich, je zahlreicher die Institute sind. Aber so lange der große schöpferische Gedanke, der intuitiv das Rechte trifft, fehlt, bleibt alle Arbeit ohne Frucht. Und große Gedanken wachsen — man denke an Rob. Koch allein — in der Stille und reifen ohne großen Apparat. Auch das einfachste Krankenbett in der täglichen Praxis stellt Fragen genug, und das bescheidenste Laboratorium kann zum Finden und Nachprüfen der Antworten hinreichend sein, um unter den vielen Forschern, die heute allerorts am Werke sind, auch den sich entwickeln zu lassen, der mit genialem Scharfblick aus der Fülle der Erscheinungen den Kernpunkt der Lösung aufdeckt.

Und wenn erst so die Lösung des schwierigen Problems, dem Krebs, dieser grausamsten aller Volkskrankheiten, wirksam zu begegnen, einigermaßen gesichert ist, dann braucht sich in Deutschland niemand den Kopf darüber zu zerbrechen, wie die Gelder für die Nutzbarmachung der Entdeckung aufzubringen sind. Dann finden sich Menschenfreunde wohl genug, die von ihrem Reichtum für das schöne Ziel Mittel zur Verfügung stellen — auch ohne daß wir „einen Dreadnought weniger zu bauen" brauchten. Z.

*

Der Kraftwagen in den Alpen

Am 1. September stürzte ein italienischer Kraftwagen auf der Straße über den Großen St. Bernhard (Turin—Aosta) 15 Meter tief in den Abgrund. Von sieben Insassen wurde einer sofort getötet, die übrigen lebensgefährlich verletzt. Derartige Unfälle werden noch häufig vorkommen, da die Führer und Insassen der Kraftwagen es nicht unterlassen können, selbst die schönsten Alpenstraßen mit äußerster Geschwindigkeit zu durchrasen.

Mitte August ging ich von Macugnaga (1257 m), dem italienischen Zermatt, nach Piedimulera (244 m) hinab. Die Fahrstraße ist neu, aber mäßig und schmal; sie durchläuft das schöne Anzaskatal, führt an engen und wilden Schluchten vorüber durch Tunnels und ausgesprengte Felsen, oft hoch über der abgrundtiefen Talsohle, und hat einen großen Höhenunterschied zu überwinden. Nur langsam schreitet der Fußgänger vorwärts, um die malerischen Reize und herrlichen Ausblicke dieser Straße ganz in sich aufzunehmen.

Plötzlich ertönt in der Nähe das Grunzen eines Kraftwagens. Man flüchtet rasch zur Seite, was in den Tunnels und an vielen schmalen Stellen mit steilen Abfällen nicht leicht ist. Vorüber saust, mit modernster Gesellschaft beladen, Staub und Gestank hinter sich, in größter Eile der Kraftwagen. Mehr als ein Dutzend solcher Begegnungen störten, gefährdeten und entrüsteten mich auf der etwa 30 km langen Straße.

Nicht wundern würde ich mich, wenn auch dort ernste Unfälle vorkämen. Ein kleiner Zwischenfall genügt, und der Kraftwagen mit seinen Insassen stürzt nicht 15, sondern 100 und mehr Meter in die Tiefe. Vielleicht liegt darin für die blasierten Insassen der Kraftwagen ein gewisser Reiz. Denn für die Landschaft haben sie nichts übrig, sie fliegt ihnen schnell vorüber, und sie sehen davon nicht mehr als von dem Fenster eines Luxuszuges.

Verschloßnen Augs die Wunder nicht zu schauen, durchrasen sie Italiens holde Auen!

Schon hat man in Tirol und der Schweiz den Kraftfahrern die meisten Straßen zweiter Klasse verschlossen. Vielfach werden noch weitere Beschränkungen verlangt, nicht zuletzt von den Gastwirten, die zwar die Insassen der Kraftwagen zu schätzen wissen, aber auf den abnehmenden Verkehr der ungleich zahlreicheren Fußgänger und Postreisenden nicht verzichten wollen.

Mit erheblichen Kosten hat der Deutsch-Österreichische Alpenverein eine Fahrstraße von Heiligenblut (1279 Meter) nach dem Glocknerhause am Ende des Pasterzengletschers (2143 Meter) gebaut. Er gestattet den Kraftwagen die Benutzung dieser Straße gegen eine Gebühr von 40 Kronen (35 M). Indessen sind Kraftwagen dort nur sehr selten anzutreffen, da die Herrschaften diese Gebühr zu hoch finden oder aber grundsätzlich jede Gebühr für die Benützung von Straßen ablehnen. So haben sie einige Straßen in Mitteldeutschland, wo Gebühren für Kraftwagen eingeführt wurden, in Verruf erklärt!

Sicherlich gibt es auch Kraftwagenführer, die etwas von der Natur genießen und langsam fahren wollen. In den Alpen habe ich indessen nur Schnellfahrer angetroffen. Der Kraftwagen will so rasch als möglich vorwärts kommen, und die Insassen fügen sich der Maschine. P. D.

*

Körperverletzung durch Zeitungsartikel

Daß gedruckte Worte mitunter wie Dolchstöße oder Keulenschläge wirken können, ist allgemein bekannt, aber man nahm's bislang symbolisch damit. Neuerdings nun ist dieser Begriff im regelrechten Gerichtsverfahren der Symbolik entkleidet worden: ein westfälischer Verleger wurde kürzlich wegen fahrlässiger Körperverletzung verurteilt, weil er durch einen von ihm veröffentlichten Zeitungsartikel angeblich einen städtischen Beamten an seiner Gesundheit geschädigt hatte. Die eine Instanz hatte sogar die Bestimmung des § 230 Abs. 2 des Strafgesetzbuchs angewendet, wonach eine höhere Strafe einzutreten hat, wenn der Täter zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet war.

Somit ist also das gedruckte Wort in das Verzeichnis gefährlicher Werkzeuge einzureihen und mit Stöcken, Schlagringen, Revolvern, Klappmessern usw. auf eine Stufe zu stellen. Allein bei der Bestrafung wegen Körperverletzung hat es keineswegs sein Bewenden gehabt. Bei einer soliden Körperverletzung machen sich Folgen bemerkbar. Was Wunder, daß der Beamte die Konsequenz zog und flugs noch eine Klage auf Schadenersatz einleitete? Er hat behauptet, durch den Ärger und die Aufregung über den Artikel sei seine Gesundheit so zerrüttet worden, daß er sich habe in den Ruhestand versetzen lassen müssen. Mit der Klage verlangt er von dem Verleger Ersatz des Unterschiedes zwischen seinem früheren Gehalt und dem jetzigen Ruhegehalt, und zwar für die Dauer von 18 Jahren, was im ganzen eine Summe von ungefähr 45 000 M ausmacht. Das Landgericht und kürzlich auch das Oberlandesgericht haben den Anspruch für begründet erklärt. Sie teilen jedenfalls die Ansicht, daß ein Zeitungsartikel ein zum Hervorrufen einer Körperverletzung geeignetes Mittel ist. Das Oberlandesgericht meint, allerdings dürften allgemein interessierende Mitteilungen, wie Kriegs- und Börsennachrichten, auch dann veröffentlicht werden, wenn sie zu Erregung Anlaß gäben, die zu Gesundheitsschädigungen führen könnte, im vorliegenden Falle habe es sich aber lediglich um persönliche Angriffe gegen den Beamten gehandelt.

Die Sache geht ans Reichsgericht. Ob es dem Unsinn gelingen wird, die letzte Hürde deutscher Rechtspflege zu überspringen ...?

*

Humanität

Das Ereignis, daß sich in Amerika ein Verein zur schonenden Behandlung der Tierseele beim Austernverzehren gebildet hat, hat auch bei uns Erörterungen angeregt, was den Austern wohl das Unangenehmste

beim Verspeistwerden sei. Gestützt auf Autoritäten hat man festgestellt, daß die Auster voraussichtlich am meisten durch das Öffnen leide, weil dies den großen Schließmuskel gewaltsam zerreiße, aber „auch die Reizung durch Aufträufeln von Zitronensaft möchte ihr Nervensystem schwach beeinflussen."

So leuchtet die alles erforschende Zeit wieder einmal von Gesinnung und Gewissenhaftigkeit. Nur einen Gedanken scheint sie bei diesen zarten Untersuchungen zu vergessen: ob nicht auch eine größere Anzahl von menschlichen Lebewesen, die tagtäglich in den Telephonämtern, an den Nähmaschinen, in den Gifthütten und in den Bergwerken usw. der Oberschicht der Austernesser frohnden müssen, manchmal sogar noch mehr als „schwach" in ihrem Nervensystem beeinflußt werden? Ed. H.

*

Reklameseuche

Soviel man auch dagegen kämpft, der Bazillus der Reklameseuche wuchert munter weiter. Der schöne freie Rhein ist leidlich davon gesäubert, aber entsetzlich wütet längs des Basler D-Zuges die Reklamefritzenpest. Aus den lieblichen Wiesen des Hessenlandes, aus den Geländen der Bergstraße, im Schwarzwald, in der ganzen Rheinebene, überall schnellen aus Kraut und Gras plötzlich die unbeschreiblich häßlichen Halbfiguren von Husaren, Mohren, Köchinnen empor. Reklamefritze, 2, 3 und 4 ₰-Zigarette! Die Reklamefritze-Zigarette würde sicherlich ebenso reiche Verbreitung erlangen, wenn ihre Reklame sich auf die Bahnhofsräumlichkeiten beschränkte. Wenn nicht uns, so sind wir es doch den Fremden schuldig, unser Land nicht planmäßig zu verschandeln. Man beachte, wie maßvoll die Schweizer ihre Reklame anbringen. Civis

*

Pleitemachers „Tragödie"

In Berlin krachte kürzlich wieder einmal ein Bankhaus zusammen. Eine Sammlung wurde veranstaltet. Für die Geschädigten —? I, keine Idee! Für die Herren Bankerotteure selbst natürlich. Sie waren doch bedauernswerte Opfer tragischer Verwickelungen — nach der Auffassung gewisser Kreise wenigstens. Nicht weniger als 100 000 ℳ brachte ein „fashionabler" Klub im Handumdrehen für sie auf, um die „erste Not" zu lindern. Die Brutalität des Gerichts, das die Herren wegen Depotunterschlagung und Bilanzverschleierung in Haft setzte, trieb manchem Westberliner die Träne tiefen Mitgefühls ins Auge. Eine Zeitung wehklagte, der ältere von beiden sei ein Muster von Edelmut gewesen und hätte allezeit seine milde Hand aufgetan, denn mitzuteilen war er da (mit zu teilen sicher!). Daneben aber hätte er sich durch eine wahrhaft bescheidene Lebensführung ausgezeichnet, lediglich standesgemäßen Aufwand getrieben und zum Beispiel **nur** eine Wohnung zum jährlichen Mietspreise von 6000 ℳ bewohnt — — —

Ja, die Umwertung aller Werte ist weit vorgeschritten. Früher hätte man die armen Teufel bedauert, die ihr Geld bei dem Fallissement verloren haben. Heute gilt das Mitleid dem Pleitemacher. Er ist „tragische Figur" geworden.

*

Theater — Tee — Mode

Dr. Rudolf Lothar ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, diese drei modernen, unterhaltenden Dinge miteinander zu einem Fünfuhrtheater zu verbinden, um so dem Berliner Komödienhaus ein stärkeres finanzielles Rückgrat zu geben. Er hofft sicherlich, die Theatermisere so zu beheben. Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Da gibt's zuerst einen Einakter. In der Pause ist Teebüfett, wie man es zu gut Deutsch nennt: Five o'clock tea. Nach der Pause werden die Probierdämchen erster Konfektionshäuser — die für diese Reklame selbstverständlich genügend zahlen müssen — die Bühne bevölkern und die neuesten Moden zur Schau tragen. Gewisse Berliner Kreise und auch manche Damen der Provinz werden von dieser Neuerung entzückt sein. Man wird sich nicht genug tun können: Einakter zu sehen, Tee zu schlürfen, Gebäck zu vertilgen und

Toiletten zu bekritteln. Und dies ist dann „das moderne Theater ein Reklameinstitut“ frei nach Schiller von Rudolf Lothar.

E. M.

*

Jenseits der Selbstgerechten

„Als man,“ so schließt Gottfried Kellers Meisternovelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, „später unterhalb der Stadt die Leichen fand und ihre Herkunft ausgemittelt hatte, war in den Zeitungen zu lesen, zwei junge Leute, die Kinder zweier blutarmen zugrunde gegangenen Familien, welche in unversöhnlicher Feindschaft lebten, hätten im Wasser den Tod gesucht, nachdem sie einen ganzen Nachmittag herzlich miteinander getanzt und sich belustigt auf einer Kirchweih. Es sei dies Ereignis vermutlich in Verbindung zu bringen mit einem Heuschiff aus jener Gegend, welches ohne Schiffleute in der Stadt gelandet sei, und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlassene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der umsichgreifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften.“

Auch neulich hat man wieder Ähnliches in den Zeitungen lesen können. In Lemberg hatte ein deutscher Diplomat, den soeben die Berufung in ein höheres Amt ereilt hatte, sich und seine Geliebte getötet, und laut scholl durch die Blätter der Selbstgerechten die Klage über die „umsichgreifende Entsittlichung“. Und war doch weiter nichts geschehen, als daß zwei arme Menschen, denen das Leben das Rückgrat zerbrach, gemeinsam in den Tod gingen, weil sie zusammen nicht hatten leben dürfen ... Zwei arme Menschen, die zudem in ihrer Sphäre Ausnahmen darstellten. Denn so steht es mit nichten, daß das Beispiel des Lemberger Konsuls verwirrend wirken könnte auf unsere jungen Assessoren, Offiziere uud Legationsräte. Denen gebricht es im allgemeinen keineswegs an der erforderlichen Lebensklugheit, und wenn sie sich unter den Töchtern des Landes umzusehen beginnen, bleiben sie hübsch in ihrem Kreise und fragen zuvor fürsorglich, in wieviel Teile es geht. Also: „Lehren zu ziehen“ sind aus diesem tragischen Begebnis beim besten Willen nicht, und an die beiden Toten reicht all unser Moralisieren nicht heran. Die sind, als sie innig vereint sich zum Gang in das Tal des Todes entschlossen, vielleicht glücklicher gewesen, als ringsum die Mehrzahl der Allzukorrekten. Vermutlich so glücklich, wie der Dorfromeo Sali, da er zu seinem Vrenchen sprach: „Es gibt eines für uns, Vrenchen, wir halten Hochzeit zu dieser Stunde und gehen dann aus der Welt — dort ist das tiefe Wasser — dort scheidet uns niemand mehr, und wir sind zusammen gewesen — ob kurz oder lang, das kann uns dann gleich sein“ ...

R. B.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Einsendungen usw. sind **ausschließlich an den Herausgeber oder an die Redaktion des T.**, beide **Berlin-Schöneberg, Bozener Straße 8,** zu richten. **Für** unverlangte Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Kleinere Manuskripte** (insbesondere **Gedichte** usw.) werden **ausschließlich** in den „**Briefen**“ **des** „**Türmers**“ beantwortet; etwa beigefügtes Porto verpflichtet die Redaktion weder zu brieflicher Äußerung noch zur Rücksendung solcher Handschriften und wird den Einsendern auf dem Redaktionsbureau zur Verfügung gehalten. Bei der Menge der Eingänge kann **Entscheidung über Annahme oder Ablehnung** der einzelnen Handschriften **nicht vor frühestens sechs bis acht Wochen** verbürgt werden. Eine frühere Erledigung **ist nur ausnahmsweise** und **nach vorheriger Vereinbarung** bei solchen Beiträgen möglich, deren Veröffentlichung an einen bestimmten Zeitraum gebunden ist. **Alle** auf den **Versand und Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen richten: Greiner und Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man bezieht den „Türmer“ durch **sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch durch die Verlagsbuchhandlung.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin, Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



L. v. Zumbusch



XV. Jahrg. | Dezember 1912 | Heft 5

Der Balkankrieg und das Deutschtum

Von Dr. Richard Bahr

Von einer sehr ernsten und, wie mir scheinen will, ungemein deutschen Angelegenheit möchte ich hier reden, die inmitten des Kriegsgeschreis dieser letzten Wochen von uns schier vergessen worden ist: von der Bedeutung der großen Auseinandersetzung auf dem Balkan für das Deutschtum. Von allem anderen ist an dieser Stelle, wo man nicht am Tage dem Tagesereignis folgen kann, noch nicht zu sprechen. Denn alles ist zur Stunde, da ich dies schreibe — nach den Siegen von Kirk Kilisse und während der Kämpfe vor den Toren Adrianopels — noch im Fluß. Dieses aber ist jetzt schon zu erörtern, und von Rechts wegen sollten wir alle es sogar sehr [illegible] erörtern: Welche Interessen stehen da unten, wo die vier Heldenkönige — Helden von verschiedenem Ausmaß und nicht durchweg gleichartiger Anciennität — just dabei sind, den ein wenig morsch und gebrechlich gewordenen Großtürken aus Europa hinauszuwerfen, für uns Deutsche auf dem Spiele? Wobei ich gleich eine Einschränkung machen möchte: an den Untersuchungen über das wirtschaftspolitische [illegible] [illegible] mit Erfolg an die Bulgaren, Serben und [illegible] probieren, ob wir [illegible] Tiefland [illegible] Montenegriner würden verkaufen können, gedenke ich mich nicht zu beteiligen. Solche Untersuchungen haben in diesen Tagen in die Politik [illegible] angestellt. Vielleicht sogar mehr [illegible] verschlagene [illegible] erscheint, daß der [illegible] Verlauf [illegible] nung; sintemalen es [illegible]



L. v. Zumbusch



XV. Jahrg. Dezember 1912 Heft 3

Der Balkankrieg und das Deutschtum

Von Dr. Richard Bahr

Von einer sehr ernsten und, wie mir scheinen will, ungemein deutschen Angelegenheit möchte ich hier reden, die inmitten des Kriegsgeschreis dieser letzten Wochen von uns schier vergessen worden ist: von der Bedeutung der großen Auseinandersetzung auf dem Balkan für das Deutschtum. Von allem anderen ist an dieser Stelle, wo man nicht am Tage dem Tagesbegebnis folgen kann, noch nicht zu sprechen. Denn alles ist zur Stunde, da ich dies schreibe — nach den Siegen von Kirk Kilisse und während der Kämpfe vor den Toren Adrianopels — noch im Fluß. Dieses aber ist jetzt schon zu erörtern, und von Rechts wegen sollten wir alle es sogar sehr ernsthaft erörtern: Welche Interessen stehen da unten, wo die vier Heldenkönige — Helden von verschiedenem Ausmaß und nicht durchweg gleichartiger Anciennität — just dabei sind, den ein wenig morsch und gebrechlich gewordenen Großtürken aus Europa hinauszuwerfen, für uns Deutsche auf dem Spiele? Wobei ich gleich eine Einschränkung machen möchte: an den Untersuchungen über das wirtschaftspolitische Zukunftsproblem, ob wir nicht auch mit Erfolg an die Bulgaren, Serben und die bis ins Tiefland verlängerten Montenegriner würden verkaufen können, gedenke ich mich nicht zu beteiligen. Derlei Untersuchungen haben in diesen Tagen in die Politik verschlagene Kaufleute schon genügend angestellt. Vielleicht sogar mehr als genug; sintemalen es nicht eben ausgeschlossen erscheint, daß der spätere Verlauf den

voreilig Kalkulierenden auch darin eine Enttäuschung bringt. Dafür möchte ich das Thema nach einer anderen Richtung ausweiten und von den Interessen des Gesamtdeutschtums sprechen. Einem Dinge, das es am Ende doch wohl auch noch gibt, und das als nationale Angelegenheit zur Not neben der von der preußischen Staatsregierung beschlossenen Enteignung von 1900 Hektaren polnischen Bodens rangieren darf ...

* * *

Die öffentliche Erörterung, ich sagte es schon, ist — in Deutschland und vielfach auch in den deutschen Teilen Österreichs — an diesem Problem, dem gewichtigsten mit von allen, die dieser Krieg uns aufgegeben hat, wortlos, vielleicht sogar achtlos vorübergegangen. In Deutschland schon darum, weil seine Behandlung höheren Ortes nicht beliebt machte, und weil der Fernstehende gar keine Ahnung hat, wie sehr die publizistische Aussprache über auswärtige Fragen von den kleinen Legationsräten beherrscht wird, die im Auswärtigen Amt über große Politik informieren dürfen. Herr v. Kiderlen — er selber hat es so oder ähnlich vor nicht langer Frist einem Interviewer erklärt — macht zudem grundsätzlich nur eine Politik der kleinen Gelegenheiten. Sich darüber den Kopf zu zerbrechen, ob nicht eine Schicksalsstunde deutschen Wesens heraufdämmerte, die Enkeln und Enkelkindern verderblich werden könnte, ist nicht seine Art. Für diese der Gegenwart — nur ihr — zugekehrte Methode fand Herr v. Kiderlen und fand auch der im Auswärtigen dilettierende Kanzler bei der Zeitgenossenschaft überraschendes Verständnis. Wir sind zur Stunde vielleicht das am rastlosesten arbeitende der Völker, und der Mühe Preis bleibt im allgemeinen nicht aus. Den wünschen wir aber auch nicht aufs Spiel zu setzen, die reichlichere Atzung und Kleidung nicht einen Tag zu entbehren. Schlimm genug, daß an der Börse ein paar schwarze Tage Millionen verschlangen. Um so heißer gilt es festzuhalten, was blieb; um so emsiger sich zu mühen, daß die „Ruhe fürs Geschäft", wie der verstorbene Georg v. Siemens zu sagen pflegte, nicht noch mehr gestört werde. Und geht es nicht mit dem Statusquo, mit dem die Diplomatie naive Zeitungsschreiber und gutgläubige Leser genarrt hatte, dann mit dem Status quo ante (das heißt dem vor viereinhalbhundert Jahren) oder irgendeinem anderen Status oder gar keinem. Nur sorgt, daß die Ruhe wiederkehre in Banken und Börsen und wir mit Pauken- und Drommetenschall mittsommers das Jubiläum dieser glorreichen Regierung feiern können. Wir haben uns in diesen Wochen — und an sich gewiß durchaus mit Recht — über das kleinbürgerliche Gebaren der Sozialdemokratie entrüstet, die, weil sie aus Grundsatz keinerlei nationale Interessen anerkennt, den Völkern — insonderheit Deutschlands und Österreichs — zurief: den Frieden zu bewahren sei unter allen Umständen das höchste Gebot. Aber Hand aufs Herz: war das Verhalten unserer Bourgeoisie so viel klüger, tapferer, weitsichtiger? Wer es unternahm, weil er Rußland kennt und die nationale Struktur Österreichs mit dem südslawischen unruhevollen Völkergewimmel, auf die Zusammenhänge zwischen den Fragen deutscher Zukunft und der Entwicklung auf dem Balkan hinzuweisen, erlebte bittere Enttäuschungen. Mir sind in zwanzig Jahren ausgedehnter publizistischer Tätigkeit nicht so viele Aufsätze von superklugen Redakteuren lautlos in den Papierkorb

gesenkt worden, wie in diesen wenigen Wochen. Über Nacht war man zu einem säbelrasselnden Chauvinisten, zum Nationalen in Anführungsstrichen geworden. Wie die Dinge in Wahrheit liegen, wußten die unterschiedlichen Spezialkorrespondenten uns ja auch viel besser zu deuten, die sich wie Heuschreckenschwärme über die südslawischen Residenzen und Hauptquartiere gelagert hatten, und je weniger sie in ihrer Internierung von den Kämpfen zu berichten vermochten, zu deren Schilderung sie entsandt waren, um so eifriger das Lob aller dieser Itsche und Wicze sangen, in deren Hand sie nun gegeben waren. Jeder frühere Winkeladvokat und Soldschreiber von Rußlands Gnaden, der einmal an der unteren Donau einen Ministersessel mehr oder weniger geziert hatte oder noch ziert, ein Staatsmann bismärckischen Kalibers. Jeder emeritierte Königsmörder ein Moltke. Wer aber daran zu erinnern wagte, daß Deutschland und Österreich hier so ziemlich an derselben Linie lägen, im tiefsten Grunde die gleichen Interessen zu verteidigen hätten, dem ward — ich fürchte, nicht ganz ohne hohe obrigkeitliche Bewilligung — bedeutet: die Österreicher sollten nur hübsch stille sein. Für die hätte Deulschland Opfer ohne Ende gebracht. Ohne die Annexion aus dem Jubeljahre des Bündnisses hätte es überhaupt keinen Balkankrieg gegeben ...

* * *

Ich glaube, man könnte eine andere Reihe kausaler Verknüpfung aufzeigen. Etwa diese: Algeciras, Agadir, Tripolis, Balkankrieg. Aber ich denke auch gar nicht, mich hier für die Pfade österreichischer Diplomatie einzusetzen. Die handelt in diesen Verwicklungen sicher nur als Balkaninteressentin; nicht etwa aus irgendwelchen national-deutschen Impulsen heraus, die sich seit 1866 die österreichischen Staatsmänner bis auf spärliche Ausnahmen in steigendem Maße abgewöhnt haben. Und sicher brauchte kein Deutscher weder bei uns im Reich noch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle Viktoria zu schießen, wenn Österreich bei dem großen Teilen, das nun doch wohl angehen wird, sich den Novi-Bazar oder Stücke Albaniens angliederte. Unsere Stammesgenossen in der Habsburger Monarchie — wenigstens die nachdenklicheren unter ihnen — haben vor drei Jahren schon den Erwerb Bosniens und der Herzegowina nur mit mäßiger Freude begrüßt, und sie haben recht daran getan: jede slawische Provinz, die der Kaiserstaat an der Donau seinem Gefüge einordnet, verschiebt die nationalen Zahlenverhältnisse noch mehr zuungunsten des Deutschtums, lädt ihm zu den alten, nach seinem Erbe gierig lungernden Feinden neue auf. Nur daß Todfeindschaft und Erbschaftslüsternheit — das ist der tragische Konflikt, in den das Deutschtum hier gestellt ward — sich nicht eben dadurch vermindern, daß vor den Toren Wiens ein großes südslawisches Imperium oder ihrer zwei oder ein ganzer, von der Gloriole schnell erraffter Siege umwobener Staatenbund erwachsen. Wir im Reich wissen ja leider so wenig von Österreich, von seiner nationalen Schichtung und von den Bedingnissen seines Lebens. Es ist leider nicht richtig, was Erich Marcks im Jahre der bosnischen Krise in einem klugen und feinen, von dem heißen Drang eines stolzen Herzens getragenen Aufsatz schrieb: „Es ist ja eine unbestreitbare Wahrheit, daß wir Deutschen hüben und drüben uns heute nach Gefühl und Kulturleben sehr viel näher stehen als in den Zeiten der äußeren Gemeinschaft im alten Reiche und im alten Bunde, daß diese

Kultur- und Herzensgemeinschaft unablässig gewachsen ist und wächst.“ Das mag für einen kleinen Kreis Höchstgebildeter gelten und für die Historiker vom Fach, die, je mehr sie in den Stoff eindringen, um so stärker von der Erkenntnis ergriffen werden, die sich vielfach nur erst als schwermütige Ahnung zu äußern wagt, daß die deutsche Frage Anno 1866 und 70 am Ende doch nicht restlos gelöst wurde. Für die Mehrzahl bleibt Österreich das Land, in dem man zur Ferienzeit für verhältnismäßig billiges Geld hohe Berge erklettern und liebliche Täler durchwandern kann, und das man im übrigen nach dem sicher unerfreulichen Wiener Dekadententum, nach Kabarettsängern, Kaffeehausliteraten und schwülstigen, der Natur und allem wirklichen Leben entfremdeten Ästheten vom Schlage der Hofmannsthal beurteilt. Wer den Boden, auf dem das Nibelungenlied erwuchs, als die Heimat so vieler sympathischer Züge der deutschen Volksseele liebt, die uns im Norden fremd wurden (oder immer fremd waren), und zudem Kenntnis hat von den tapferen Kämpfen, die hier täglich und stündlich von deutschen Männern und Frauen gekämpft werden, über die keine Regierung schützend und lohnend die Hand hält, weiß es freilich besser. Weiß auch, daß Österreich immer noch — wennschon seinen Machthabern unbewußt und vielleicht nicht einmal willkommen — eine nationale Mission hat. Daß es im Grunde heute nicht viel anders steht als in den Zeiten des zerfallenden alten Reichs, wo Preußen die Wacht in Nord und West und die Habsburger die gegen Süden und Osten hielten, und daß jeder schmächtige Leutnant, der am Eisernen Tor oder an der dalmatinischen Küste unter Fremdsprachigen in freudlosem Garnisondienst sich abmüht, ein Pionier deutscher Kultur ist. Um diese im deutschen Sinne nationale Mission Österreichs aber geht es jetzt; was sich hier anzuspinnen beginnt, ist vielleicht der Anfang des großen Entscheidungskampfes zwischen Slawentum und Germanentum. Ein tschechischer Reichsratsabgeordneter mit deutschem Namen — die Gattung ist nicht eben selten — hat in einem Artikel, der neulich ungestraft in reichsdeutschen Blättern abgedruckt werden durfte, behauptet: die in Österreich inkorporierten Südslawen, die Winden und Kroaten wären im Grunde die harmlosesten Gesellen von der Welt. Sie wollten nur ihr bißchen illyrisches oder großkroatisches Staatsrecht; dann wären sie saturiert für alle Zeiten. Die Geschichte der letzten dreißig Jahre zeigt freilich ein wesentlich anderes Bild. Zeigt, wie die Slowenen, die vor einem Menschenalter noch kaum wußten, daß sie überhaupt existierten, in Steiermark vorgedrungen sind und Krain sich unterworfen haben und zumal auf die innerpolitischen Geschicke der Habsburger Monarchie einen Einfluß üben, der zu ihrem Bestand von rund 1 200 000 Köpfen schlechterdings in keinem Verhältnis steht. Ein noch beträchtlicheres Element der Unruhe und ständiger slawischer Aspirationen aber stellt der serbo-kroatische Stamm, der in den beiden Reichshälften insgesamt 4½ Millionen Angehöriger zählen mag. Diese Südslawen im engeren Sinne haben immer schon nach der Vereinigung mit den „serbischen Brüdern“ gestrebt und offene Hände — gleich offen zum Geben wie zum Nehmen — nach Rußland hinübergestreckt. Sie werden es als eine Etappe in ihren eigenen nationalen Kämpfen begrüßen, wenn der Friedensschluß den Siegern die Erfüllung ihrer Wünsche bringt, und das Konspirieren und Intrigieren, das Zerren an dem bisherigen Staatsverband wird nun erst recht

und mit ganz anderem Elan anheben. Nun weiß ich wohl, was man dagegen anführen kann, weil man es immer gegen uns Schwarzseher angeführt hatte: den konfessionellen Unterschied zwischen Kroaten und Winden auf der einen Seite und Serben auf der anderen, den Widerstand des Madjarentums, das in gleicher Weise daran interessiert wäre, die Slawenmacht nicht zu groß werden zu lassen, und das Selbständigkeitsverlangen der Bulgaren, die — von Haus aus ein finnisch-ugrischer Stamm — bislang von der russisch-österreichischen Gegensätzlichkeit profitierten und im Moment der letzten Entscheidung Neigung verraten würden, sich russischen Gelüsten und panslawistischen Umklammerungen zu entziehen. Aber ich fürchte: das sind Argumente von ehegestern, die angesichts der letzten Erfahrungen verblassen. Hat man uns auch nicht immer gelehrt, daß die Balkanföderation eine Utopie sei und die Bulgaren auf dem Wege nach Konstantinopel Rußland stets als Gegner finden würden? Auch unterschätzt man, wie mir scheint, die Anziehungskraft des großen Körpers, die nicht nur im Leben der Parteien ihre Bedeutung hat. Darum, wie immer der schließliche Ausgang des Verteilungsgeschäfts sein möge: die slawische Gefahr ist uns näher gerückt; näher der Augenblick, wo die Nordslawen, wo Russen und Tschechen, zu denen sich später wohl auch noch die Polen gesellen werden, und die 12 Millionen Südslawen einander die Hände reichen können. Was sie heute noch trennt, ist neben Madjaren und Rumänen der schmale Streif deutschen Blutes, der sich zwischen Tschechen und Südslawen zwängt, und das Gewicht der hinter ihm stehenden, im Reich zusammengeschlossenen 60 Millionen Stammesgenossen. Das würde ausreichen, wenn man in den Wiener und Berliner Staatskanzleien erkennen lernte, daß neben dem völkerrechtlichen Bündnis, auf das ihre Lage im Herzen Europas beide Reiche hinweist, für sie auch nationale Gemeinsamkeiten existieren, deren dauernde Vernachlässigung eines vielleicht gar nicht so fernen Tages das eine wie das andere an der Wurzel treffen könnte. Heute fehlt an solcher Erkenntnis noch viel. Nämlich alles.

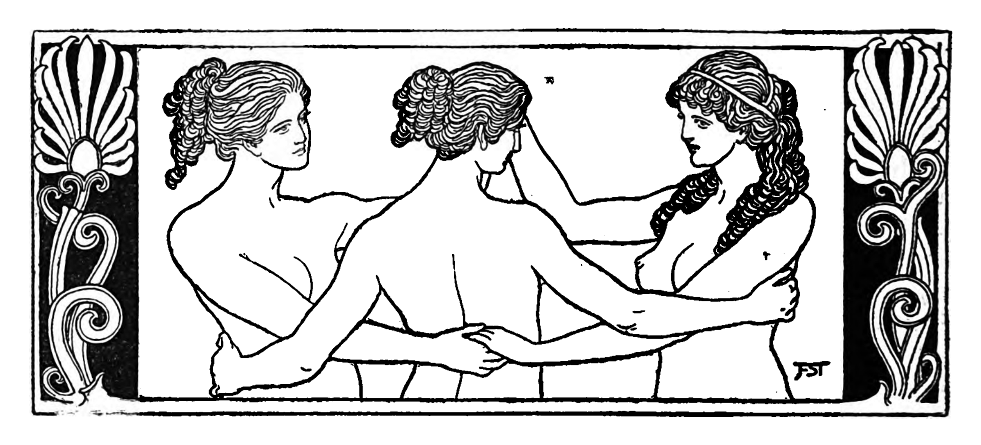


Fahrt durch die Weihnacht · Von Hans Schmidt

Die Felder sind scheckig von weißen Flecken,
Wie armer Leute zerlumpte Decken.
Wie Sorge und Not liegt schwarz und schwer
Sternlose Dunkelheit drüber her.
Da sieh, ein Häuschen! Es leuchtet und lacht
Mit gelbglänzenden Fensterlein hell in die Nacht.

Nun fliegt es vorüber, geschwind wie ein Traum —
Ein Glanz von den Lichtern am Weihnachtsbaum.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

Paris, 30. April.

Seit drei Tagen bin ich wieder hier. Während der fünf Wochen, die ich in Rußland war, ist es Frühling geworden. Die Bäume sind grün, die Gärten voller Blumen, die Fontänen spielen. Auf der Straße leuchten die hellen Kleider ... Vor meinen Augen liegt ein helles, verlockendes Paris, strahlend in der Frühlingssonne! Das Licht, der Lärm, die blendende Schönheit der Stadt in der Frühlingsstimmung berauschen mich. Sobald ich mich erholt habe, werde ich die Aufträge der Tante erfüllen —, und dann gehe ich nach Boucicaut.

4. Mai. Wenn eine Frau irgendwo die Bitte des Vaterunsers: „Führe mich nicht in Versuchung", recht innig sprechen soll, so auf der Schwelle der Modetempel von der Rue de la paix. Die Bezeichnung der Straße ist falsch. Was herrscht hier für ein Frieden!! Jene verführerische Schönheit in den Fenstern raubt einem die letzte Seelenruhe.

Rue de la mode müßte diese Straße heißen.

Worth, Worth ... Kleider von Worth. Dieser Name löste in meiner Kindheit die Vorstellung von etwas unnennbar Schönem, Idealem, Unerreichbarem aus — fast von etwas Märchenhaftem.

Ich erinnere mich, daß in Jaroslaw auf die schöne junge Frau eines Millionärs gezeigt wurde und gesagt: „Sie trägt Kleider von Worth!" Ich öffnete dann meine Augen weit und fragte völlig verständnislos: „Was bedeutet das?"

Worth ist bereits tot — in Paris ersetzen ihn Paquin, Ducé, Felix.

Ich trat bei Paquin ein. Es war ein Märchenland! Die ganze Einrichtung war weiß. Weiße Logen, Wände, Treppen. Die leichten Verzierungen gaben ihnen etwas ungemein Zierliches, Lebendiges. Es schien, als wäre ich in einen weißen Tempel getreten ... Und in diesem Tempel wurde mitten in allen leisen Gesprächen zum Modegott andächtig gebetet. Über die weichen Teppiche glitten leicht und graziös die schlanken, schönen Gestalten der „essayeuses" in den ver-

schiedensten Toiletten. Balltoiletten in Gaze, mit Gold und Silber bestickt, leuchteten von den Ständern — daneben sah man Promenadekostüme, lässige müde Schärpen, Deshabillés aus dem dünnsten Batist, mit Valenciennespitzen. Es waren keine Kleider mehr, Gedichte in Farben, Geweben ... ebensolche Kunstwerke wie die Bilder im Louvre.

Vor diesem bunten, phantastischen Gewirr schwindelte einem der Kopf ... Diese blendende Schönheit hypnotisierte einen und zog unwiderstehlich an.

Ich blieb unbeweglich stehen ... ich konnte kaum begreifen, warum ich hierher gekommen war, als eine Verkäuferin auf mich zutrat und nach meinem Wunsche fragte.

Einen Sommerüberwurf für eine ältere Dame!

Längs der Wand hingen in offenen Schränken die Modelle, andere lagen an der Seite in großen Haufen auf den Tischen. Die Käufer traten heran, musterten sie, suchten aus, während die Inspektrice die unbeschäftigten Essayeusen heranrief und ihnen die Kleider umwarf. Die Damen saßen und folgten diesen lebenden Bildern mit den Augen und suchten die Wirkung des Kostüms abzuschätzen.

Die Verkäuferin trat an einen Schrank.

„Hier ist ein Modell", sagte sie und nahm aus den vielen Gegenständen eine Art Chiton heraus, aus rosa Crêpe de chine, mit griechischen Ärmeln, aus denen sich eine Fülle von schwarzen Spitzen und Sammetbändern ergoß. Ich erwog rasch, ob es bei uns möglich wäre, so etwas zu tragen ...

„Mademoiselle Léontine!" rief die Verkäuferin.

Ein junges Mädchen in glattem schwarzen Seidenkleid mit schmalem Halsausschnitt trat hinter einem Vorhang heraus und stellte sich vor uns hin.

Sie wirkte wie eine lebende Puppe, wie die Büste eines Friseurgeschäfts. Der Teint — vollendet, die Frisur — tadellos, das Gesicht unbeweglich wie eine Maske, ohne Gedanken, ohne Ausdruck.

Ihre ganze Daseinsberechtigung schien in der schlanken Grazie ihrer Gestalt zu liegen; diese allein lebte.

Die Verkäuferin warf ihr den rosa Umwurf über.

„Oh! wie schön!" rief ich unwillkürlich aus. Die Verkäuferin nickte zufrieden.

Es war ein Umwurf nach antikem Muster. Seine ganze Schönheit lag in der Leichtigkeit des Faltenwurfs. Die Falten flossen graziös die Schultern hinab und traten durch das schwarze Sammetband noch plastischer hervor. Die große Kunst der Römer, ihre Toga zu drapieren, schien von den Franzosen mit „Pariser Raffiniertheit" aufgegriffen worden zu sein. Ich hatte die Gewandung antiker Statuen seit jeher geliebt.

Die lebende Puppe stellte sich graziös hin und drehte sich bald nach rechts, bald nach links. Es schien, als hätte sie in Rom das Licht der Welt erblickt und nie etwas anderes getan, als sich im Peplum drapieren.

„Paßt Ihnen das Modell?" fragte die Verkäuferin.

Hier fiel mir ein, daß sich die schwerfällige russische Kaufmannsfrau wohl kaum in einem antiken Gewand machen wird.

„Nein, zeigen Sie etwas anderes; die Dame ist zu korpulent. Der Umwurf muß die Fülle verbergen und zugleich solide sein."

Die Verkäuferin griff meinen Vorschlag sofort auf.

„Etwas Besseres als dieses hier werden Sie kaum finden." Und schon zog sie der Essayeuse ein seidenes Jackett in Masson mit schwarzer Garnitur und Ärmeln in der Mode der dreißiger Jahre über.

„Dieses Jackett läßt sich auch in schwarzem Crêpe de chine herstellen auf geblümtem Mauvefutter."

Und sie zog eilig einen Karton mit leichter Seidengaze heraus und drapierte ihn graziös auf schwarzem Seidenstoff.

„Können Sie sich vorstellen, wie schön das wirken muß!"

Unwillkürlich mußte ich ihr beistimmen.

Es war schön, solide — und effektvoll.

„In die Ärmel setzen wir echte Points d'Alençon."

„Für welchen Preis?"

„Fünfhundertfünfzig Franken. Die Umwürfe sind bei uns von fünfhundert Franken an zu haben — billigere gibt es nicht. Sehen Sie, wie gut das Material ist — die besten Spitzen, die beste Seide. Fünfhundertfünfzig Franken sind nicht viel dafür."

In russischem Gelde wären es gegen zweihundert Rubel, dachte ich, und wußte nicht zu entscheiden, ob es viel oder wenig sei. Meine Meinung in bezug auf Sittlichkeit und Unsittlichkeit der Einkäufe einer reichen alternden Frau auszusprechen, erschien mir völlig zwecklos.

So sagte ich: „Ja, gut. Doch will ich noch bei Worth und Duçé ansehen, falls ich dort nichts Passendes finde, komme ich zurück."

Die Verkäuferin verbeugte sich würdevoll.

„Sie werden nichts Besseres finden!"

Ich ging zu Worth und Duçé. Der berühmte Schneider der Kaiserin Eugenie lebte in einer schmucklosen Wohnung, die Säle waren leer. Bei Duçé dagegen war ein starkes Gedränge; und in den hellen Sälen tauchten die Essayeusses, wie bei Paquin, auf. Ich sah eilig einige Modelle an und kehrte, als ich nichts fand, zu Paquin zurück.

Hier war unterdessen eine amerikanische Familie eingekehrt. Eine Mutter, zwei Töchter, eine alte Dame — eine Gouvernante. Sie nahmen den größten Teil des Salons ein, wie gewohnte Stammgäste. Die Essayeuse in einem einfachen Baumwollkleid schritt vor ihnen auf und ab.

„Wieviel kostet es?" fragte die Dame mit kehliger Stimme und englischem Akzent.

„Vierhundert Frank."

Dieses Mal schien mir der Preis für ein Baumwollkleid zu hoch angesetzt... Als ich jedoch näher hinsah, erwies es sich, daß es Batist feinster Qualität war, die einfache Fasson künstlerisch hergestellt. Und gegenüber dem Gedanken, es sei Verschwendung, so viel dafür auszugeben, fand ich die Rechtfertigung: dafür ist es schön, wie ein Kunstwerk!

Die Verkäuferin, im Glauben, daß ich noch mehr kaufen werde, zog einen Karton mit Spitzen und Blusen heraus. Der allerbilligste Einsatz kostete hundert Franken, eine Bluse hundertfünfzig Franken. Ich sah darauf hin und konnte es nicht verstehen, wie man für ein nichtiges Stück Zeug so viel Geld verausgaben kann. Mit den Preisen für die Kleider hätte ich mich noch einverstanden erklären können, aber mit denjenigen dieser Kleinigkeiten nicht.

Ich sagte der Verkäuferin, daß ich nur einen Wunsch hätte, schrieb den Namen meiner Tante auf, ihre Adresse, und entfernte mich rasch aus diesem Hause, wo sich der Unterschied zwischen den Begriffen teuer und billig, moralisch und unmoralisch verwischt: Schönheit und Luxus verschmelzen hier so mit der Kunst, daß man jeglichen Maßstab verliert.

6. Mai. Heute fuhr ich ins Krankenhaus Boucicaut.

Wie schön wirkt es in den hellen Frühlingstagen. Die kleinen roten Pavillons schimmern überall durchs Grün, — in der Ferne rauscht die Fontäne.

Ich trat in den Flur des Pavillons zur Rechten. Es war niemand da, nur die Kranken kamen in ihren weißen Kitteln heraus, um sich in der Sonne zu wärmen.

Ich setzte mich hin. Erst jetzt fühlte ich, wie ermüdet ich war — physisch, moralisch. Einer der Kranken fragte neugierig, wen ich zu sprechen wünsche.

„Herrn Lencelet."

„Ach — er wird gleich mit dem Oberarzt vorbeikommen, man hört sie schon, sie kommen aus dem Zelte."

Nach einigen Minuten hörte man ihre Schritte wirklich im Korridor; eine Gruppe von Herren in weißen Kitteln ging eilig an mir vorüber in der Richtung zum Pavillon.

„Worauf warten Sie? Monsieur Lencelet ist eben vorbeigegangen", sagte der Kranke.

„Ich habe ihn wirklich nicht bemerkt", suchte ich mich zu rechtfertigen.

„Warten Sie, ich werde gleich hinlaufen!" Und indem er die Enden seines Kittels zusammenfaßte, eilte er den Herren nach.

Ich sah, wie sich eine Gestalt abteilte und rasch auf den Pavillon zukam. Es war Lencelet.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein! Sind Sie schon lange aus Rußland zurück?" klang mir die wohlbekannte Stimme entgegen.

„Seit ungefähr einer Woche."

„Wollen Sie eine Weile auf mich warten? In einer halben Stunde kann ich hier sein."

„Gern, mein Herr."

Schon ging er weg. Ich saß unbeweglich auf der Bank... Es war so warm im Sonnenschein. Ich bemerkte nicht, als er zurückkam. Wie das vorige Mal, gingen wir in das andere Gebäude; wieder in das Zimmer, in dem ich im März gewesen war. Durchleuchtet vom Sonnenlicht, erschien es mir noch reizvoller.

„Und wie geht es Ihnen?" fragte er und schob mir einen Stuhl hin.

Ich fühlte, wie all mein Stolz, alle meine Energie zu Ende war ... ich hatte keine Kraft mehr ... und schluchzte auf wie ein Kind.

„Oh! Ich bin so müde, so schrecklich müde."

Er sprach etwas, ich hörte nichts, es war mir ganz gleichgültig; nur meine Tränen flossen unaufhaltsam.

„So beruhigen Sie sich doch, liebes Fräulein. — Wenn Ihre Familie nicht gut zu Ihnen gewesen ist, vergessen Sie sie doch einfach. Jetzt sind Sie in Paris. Sie haben eine Arbeit vor sich, haben Ihr Examen vorzubereiten — nun also, nehmen Sie sich zusammen, fangen Sie an zu arbeiten ..." Endlich begann ich auf ihn zu hören und ihn zu verstehen.

Und dann fiel mir plötzlich ein, daß ich ihn noch keinmal honoriert hatte — und ich weiß nicht einmal, ob ich ihn bezahlen muß oder nicht.

„Herr Doktor, ich habe vergessen, Ihnen es zu sagen — diese Besuche — sind sie kostenlos?" Schluchzen erstickte meine Stimme und mein Kopf sank schwer auf die Tischplatte.

Seine Hand legte sich leicht auf meine.

„Wollen Sie wohl schweigen? Lohnt es sich, darüber noch Worte zu verlieren? Glauben Sie denn, daß bei uns in Frankreich die studierende Jugend, die Künstler, Schriftsteller, nicht auch kostenlose medizinische Behandlung beanspruchen können, ebenso wie in Rußland?"

„Aber ich bin Ausländerin."

„Ist das Unglück nicht das gleiche in allen Ländern?" sagte er vorwurfsvoll. „Lassen Sie dieses Gespräch ein für allemal, hören Sie. Sprechen wir von ernsthaften Dingen. Denken Sie jetzt an die Arbeit, die Ihnen bevorsteht."

„Ich habe Ihnen aus Rußland ein Bild von Tolstoi mitgebracht; ich habe es aber nicht bei mir; ich wußte nicht, ob ich es Ihnen zur Erinnerung geben darf."

„Das ist Ihre ganze Schuldigkeit bei mir, mein Fräulein!" sagte er lebhaft, „bringen Sie es mir, bitte."

Ich beruhigte mich ein wenig. Der Schleier verbarg meine Tränenspuren. Es war Zeit, zu gehen.

Als er mich zur Tür begleitete, sagte er: „Sie müssen viel an die frische Luft, Paris ist jetzt so schön. Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein. Kommen Sie nur ruhig wieder."

Ich trat aus dem Krankenhaus heraus, und während ich bis zur Haltestelle ging, sah ich auf die Bäume mit ihrem ersten jungen Grün, und den blauen Frühlingshimmel.

Ich fühlte mich leichter, ruhiger, als wäre ein Sonnenstrahl in meine Seele gefallen.

„Paris ist so schön jetzt!"

Warum soll ich selbst hingehen und ihm das Bild abgeben?

Ich bin so müde ... Wozu? Die Gänge sind so unnütz. Ich will ihn fragen, was für eine Krankheit mein Bruder gehabt hat, daß sein Erzieher sie mir nicht nennen wollte. In welchem medizinischen Buch kann man darüber nachlesen?

12. M a i. Ich schlief noch, als an meine Tür geklopft wurde. Ein eingeschriebenes Paket! Eine merkwürdige Einrichtung, daß die Briefboten die versicherten Briefe persönlich abgeben müssen. Daher kommen sie um jede Zeit hinein. Ich warf mein Peignoir über und öffnete die Tür, nahm das Buch und schrieb meinen Namen hinein. Zusammen mit dem Paket reichte er mir einen Brief; es war ein weißes Kuvert, die Handschrift war mir fremd. Ich öffnete das umfangreiche Paket. Nadja schrieb mir über die endgültige Bestätigung des Testaments und die Teilung des Vermögens. Das alles interessierte mich wenig — ich griff neugierig nach der unbekannten Handschrift.

Von wem konnte der Brief sein?

Ich riß das Kuvert los und las:

Verehrtes Fräulein!

Mit dem lebhaften Danke für die Mühe, die Sie sich mit der Übersendung des schönen Bildes von Tolstoi gemacht haben, muß ich Ihnen leider auch den betrüblichen Unfall mitteilen, den das Bild auf dem Wege über die Post bis zu mir erlitten hat. Der Papierrand ist gebrochen worden und ist an mehreren Stellen zerrissen. Da das Übel sich doch nicht heilen läßt, habe ich mich bei der Post nicht erst beschwert. Aber Ihnen sollte ich eigentlich böse sein, weil Sie mir das Bild nicht selbst gebracht haben. Indes ich werde es so bewahren, wie es ist, und beim Ansehen niemals die Schäden sehen, sondern nur die Schönheit der Gedanken und den Adel des Antlitzes Tolstois.

Ich will nicht versuchen, hier mit einigen Worten Ihnen Mut zuzusprechen. Kommen Sie lieber einen Vormittag oder Freitag abend nach dem Essen nach Boucicaut. Dann können wir über alles sprechen, was Sie mir geschrieben haben. Sie müssen über sich Herr werden, und es wird Ihnen auch gelingen. Mit den schönsten Empfehlungen

Ihr ganz ergebener

11. Mai 1901. E. Lencelet.

NS. Wenn Sie es wünschen, kann ich Ihnen gern einige medizinische Werke leihen. Ich halte das aber nicht für gut. Die Gründe werde ich Ihnen mündlich auseinandersetzen.

Es war ein herrlicher Maientag. Mein ganzes Zimmer war hell. Ich saß auf dem Bett mit diesem Brief in den Händen, und las und las mit unendlicher Freude.

Wie gut er schrieb!

Übrigens ist das kein Wunder! Die Franzosen sind alle glänzende Stilisten und geborene Redner ... Die Handschrift ist fein, elegant, klar. Wie schön schrieb er das D! So hatte keiner meiner Korrespondenten geschrieben; der kleine Strich in der Mitte, und dann der Bogen ist mit so viel Geschmack geschlungen.

In meiner Seele war es wie eine große Erleichterung, er schrieb, ich solle ins Krankenhaus kommen. Ich werde ihm schreiben, daß ich am Freitag komme. Ein Tolstoibild kann ich ja noch aus Rußland erhalten.

1 4. M a i. Heute ist der vorletzte Einzahlungstag in der Universität. Ich ging hin. An der juristischen Fakultät sind wenig Frauen — im ganzen zwei.

Kornewskaja die einzige im ersten Kursus, ich die einzige im zweiten. Wir verschwinden ganz in der Studentenmenge. Und wie langweilig es ist! Die Studenten scheinen sich in allen Ländern gleichzubleiben. Keine andere Fakultät hat so viele reiche, beschränkte, faule Studenten aufzuweisen. Die französische Studentenschaft gehört durchweg dem Bürgerstande an. Sie sind alle gut gekleidet, haben einen Wechsel von hundertfünfzig bis zweihundert Franken im Monat und halten sich dabei noch für bemitleidenswert. Im ersten Kursus sind die meisten zwischen siebzehn und zwanzig Jahre alt. Da ich keine Vorlesungen besuche, kenne ich fast niemand. Doch vor dem Examen ist es notwendig. Ich traf heute Kornewskaja; sie kennt mehrere Studenten und wird mir Bekanntschaften vermitteln.

17. Mai. Als ich die Treppe zum Eßzimmer hinunterging, sah ich schon von weitem in meiner Briefabteilung ein Kuwert mit der schönen Handschrift, also von ihm.

„Verehrtes Fräulein! Ich bitte Sie aufs dringlichste, daß Sie kein anderes Tolstoibildnis aus Rußland kommen lassen. Ich werde das zerbrochene bewahren, als ob es ganz unverletzt wäre.

Über die medizinischen Bücher, die Sie von mir wünschen, muß ich erst mit Ihnen sprechen. Ich muß Ihnen erst allerlei erklären, was Sie so aus dem Buche heraus nicht verstehen können.

Kommen Sie bitte nicht am morgigen Freitagabend, da ich nicht im Krankenhaus bleiben kann. Aber wenn es Ihnen Samstag, nachmittags vor sechs Uhr, möglich wäre.

Seien Sie versichert der vorzüglichen Wertschätzung Ihres ganz ergebenen
16. Mai 1901 E. Lencelet.

Sonnabend werde ich ihn wiedersehen! Ach, es geht nicht! Kornewskaja wollte mit dem Franzosen zu mir kommen. Wie ärgerlich! So muß ich ihm abschreiben.

19. Mai. Sonntag. Schon im Herbst hatte mich ein zugereister Russe mit seinem Freunde, einem Chemiker, namens Drill, bekanntgemacht. Dieser junge Mann ist gutmütig, liebenswürdig — doch haben wir wenig Berührungspunkte. Er ist vor allem Spezialist; immer beschäftigt mit seinen Retorten, Kolben — und sagte einmal, als der Gesetzvorschlag über Frauenadvokaturen durchgegangen war: „Nun gut; können aber die weiblichen Advokaten auch gute Mütter sein?" — „Ach, welch ein Unglück!" sagte ich teilnehmend und antwortete im selben Ton: „Können denn die männlichen Advokaten gute Väter sein?"

Er wurde verlegen und wußte darauf nichts zu antworten.

Und doch ist er ein guter Mensch. Daher treffen wir uns, wenn auch selten. Nach seiner Rückkehr habe ich ihn noch nicht besucht und ging daher heute zu ihm hin.

Er hatte schon längst die Absicht gehabt, Deutsch zu lernen als Austausch gegen Französisch, daher wunderte ich mich nicht, als ich einen deutschen Studenten bei ihm traf.

Er stellte uns vor. Hermann Karlsen — Student einer der vielen deutschen Universitäten.

„Wir hatten die Absicht, nach Saint-Clou zu fahren. Das Wetter ist so schön. Sollen wir nicht gemeinsam fahren?" sagte Drill.

Ich war einverstanden. Und während er ein Notizbuch suchte, sah ich zerstreut auf den Schreibtisch. Es lag darauf die Beilage der „Presse Médicale", ein Verzeichnis der Pariser Krankenhäuser, ihrer Ärzte — der Internen und Externen.

Ich ergriff es und suchte instinktiv Boucicaut.

Welch eine große Liste! Welch ein Gewirr von Familiennamen! Hier war die Rubrik der Internen: Gresson, Chifoliau, Heitz, Meuriot, Pécharmant ... wo war sein Name ...?

Ja, hier unten links stand „Boucicaut" — und dort „Lencelet". Welch schöner Name! Es ist, als bestände er aus lauter zärtlichen Lauten — er ist der schönste unter allen — wie klingen die anderen so grob: Pécharmant ... Carriques ... oder gar Bisch ... fast komisch.

„Geben Sie mir dieses Blatt!" bat ich Drill.

„Warum?" fragte er erstaunt.

„Als statistisches Material. Eine Medizinerin und ich interessieren uns schon lange dafür, was für ein Prozentsatz Externer in Paris angestellt ist —"

„Mit Vergnügen, bitte. Ich brauch' es nicht mehr", sagte der gute Drill.

Ich schämte mich fast meiner Lüge. Und aus Dankbarkeit war ich liebenswürdig und aufmerksam und suchte ihm und dem Deutschen die Fahrt bis Saint-Clou aufs angenehmste zu vertreiben.

Der Deutsche war eine echt romantische Seele. Anfangs war er schüchtern und sprach nur wenig — zum Schluß jedoch zitierte er Heine und sagte beim Abschied feierlich, solch eine Frau habe er noch nie gesehen.

23. Mai. Hermann Karlsen hat um die Erlaubnis gebeten, mit mir verkehren zu dürfen, und war hocherfreut, als ich ihn in der rue des Feuillantines besuchte. Er zog sofort sein Album hervor und zeigte mir die Bilder der Angehörigen und der Damen, in die er verliebt gewesen war. Ich war mit zweiundzwanzig Jahren ernster als er. Als ich seine Bekenntnisse angehört hatte, seine Erinnerungen, seine Zukunftspläne, geriet er in begeisterte Stimmung, er sagte, er fühle eine tiefe Zuneigung zu mir und wünsche nichts sehnlicher, als mir einen Dienst zu leisten.

„Nun, ich werde Sie beim Worte nehmen! Soll ich Ihnen einen Auftrag geben?" fragte ich.

„Ich wünsche mir nichts Besseres!" rief er leidenschaftlich.

„Gut. Ich werde gleich ein paar Zeilen schreiben. Morgen früh fahren Sie ins Krankenhaus Boucicaut, bitten Sie Herrn Lencelet heraus und warten Sie dann auf eine Antwort."

Ich lachte innerlich. Die Enttäuschung auf seinem Gesichte beim Worte „monsieur" wirkte zu komisch. Zu seiner Beruhigung mußte ich ihm sagen, daß ich ihn zu einem Internen nach Büchern schicke. Auf diese Weise erhalte ich sie am raschesten.

Sobald ich ihm die Sache aufgeklärt hatte, erhellten sich seine Züge, und in der Überzeugung, daß hier „nichts sei", trug er mir eilfertig Papier, Feder und Tinte herbei.

Freitag, 24. Mai. Um 11 Uhr klopfte Hermann Karlsen an meine Tür.

„Herein!"

Er trat strahlend ein. Ich wußte, daß es ihn freuen würde, wenn ich auf seine ausführliche Erzählung hörte. Nicht umsonst wird dem Deutschen Umständlichkeit nachgesagt. Er begann damit, daß er die Pferdebahn suchte, anfangs in eine falsche geriet, bis er die richtige fand. Endlich, wie er in Boucicaut anlangte, wie man ihn empfing, hineinließ, wie er im Pavillon wartete. „Und dann trat er ein. Ich gab ihm den Brief. Er nahm ihn, las ihn, fragte, wie Sie sich fühlen; ich sagte, ich wüßte es nicht. Dann verschwand er und brachte die Antwort; hier ist sie."

Hermann Karlsen zog aus seiner Tasche einen Zettel, auf dem „Consultations gratuites" stand; unten las ich: „Kommen Sie heute abend nach dem Essen. Ihr ganz ergebener E. Lencelet."

„Aber hören Sie, Fräulein," fügte der ehrliche Deutsche hinzu, „das ist ein schöner und gediegener Mensch."

„So, ist er hübsch?" Ich habe sein Gesicht daraufhin noch nicht angesehen, daher konnte ich dem Deutschen ganz aufrichtig sagen: „Ich weiß es nicht. Sooft ich bei ihm war, befand ich mich in solcher nervösen Erregung, daß ich meine Augen kaum aufschlagen konnte." Und ich dankte dem Deutschen herzlich.

Um acht Uhr zog ich mich an, um nach Boucicaut zu fahren. Der anbrechende Sommer ließ mich mein Trauerkleid ablegen und ein leichtes weißes anziehen; dazu setzte ich einen großen weißen Hut à la bergère auf. Zum erstenmal im Leben zog ich mich mit Vergnügen an: der Spiegel zeigte mir eine reizende junge Frau, die mir fröhlich entgegenlächelte.

Die Elektrische ging mir zu langsam, und dann mußte ich auf dem Bahnhof Montparnasse noch zehn Minuten warten, da die Elektrische Saint-Germain des Prés Vauves überfüllt war.

Jetzt endlich: rue Lecourbe — und dort, ein bißchen weiter, Boucicaut ...

Wieder die unvermeidliche Frage des Portiers:

„Wohin, mein Fräulein?"

„Doktor Lencelet?"

„Erster Stock, rechts."

Bevor ich klingelte, sah ich auf das kleine Schild, auf dem mit schwarzen Buchstaben „interne de garde" stand; nebenbei auf einer Tafel mit Kreide: Lencelet.

Also deswegen ist er am Freitag hier! Es ist sein Empfangstag. Ich klingelte. Ein Stubenmädchen öffnete.

„Herr Lencelet bittet Sie, ihn hier zu erwarten", sagte sie, indem sie mich in die Bibliothek führte.

Die Tür des benachbarten Zimmers öffnete sich, und Lencelet trat heraus.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein. Bitte, warten Sie einen Augenblick in meinem Zimmer. Wir gehen eben zum Essen ..."

„Bitte schön."

Wir gingen in sein Zimmer. Er drehte den elektrischen Knopf — das Fenster war offen, ein ganzer Strom Mailuft zog ins Zimmer.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie allein lasse. Sie lesen natürlich Deutsch?" fragte er und reichte mir „Frau Sorge" von Sudermann.

„Ja."

„So lesen Sie es. Wenn Sie wünschen — hier sind auch medizinische Bücher. Ich werde bald zurückkommen."

Und er ging rasch hinaus.

Als ich allein war, sah ich mich neugierig um. Die Türen des Glasschrankes waren leicht geöffnet. Ich warf einen Blick hinein. Es standen da umfangreiche Bücher in schönen Einbänden ... Der Toilettentisch war leer. Keine Sachen, keine Kleider ... nichts! Wie merkwürdig. Je mehr ich mich ins Zimmer hineinsah, desto mehr gewann ich den Eindruck von etwas Doppeltem — als ob es nur einem zeitweisen Aufenthalt diene. Der Schreibtisch war überladen mit Büchern, Zeitschriften; zwischen ihnen lag ein Haufen verstaubter Visitenkarten. Ich nahm eine und las: E. Lencelet. Interne de médecine des hôpitaux. 5, rue Brézin.

So lebte er nicht hier, sondern irgendwo in der Stadt. Die Laden des Schreibtisches waren nicht völlig geschlossen. Eine Menge von Papieren, Briefen lag darin.

Ich schloß die Lade und blätterte zerstreut in einem umfangreichen medizinischen Buch. Ein Zeichen glitt heraus — ein schmaler Papierstreifen.

Ich hob ihn auf, um ihn zurückzulegen, dabei las ich die Worte: „nicht zu Hause getroffen".

Ein Brief von einer Frau ...

Und jetzt erst bemerkte ich, daß es elegantes hellblaues Kartonpapier war, ein schmales Format, wie ich es noch nicht gesehen hatte.

„Also doch ..."

Ich drehte es in meinen Händen, sah noch einmal hin. Die Handschrift war sehr undeutlich. Nur die Worte „nicht zu Hause getroffen" waren leserlich, wahrscheinlich eine Entschuldigung, daß er sie nicht zu Hause getroffen hatte. Oben stand das Datum 2. II. 1900.

Ich fühlte mich beschämt, daß ich, ohne es zu wollen, diesen Satz aus einem fremden Briefe gelesen hatte. Wie konnte ich es wissen, daß dieses eigentümliche Format ein Brief sein sollte. Ich hätte ihn dann nicht in die Hand genommen. Warum benutzt er ihn auch als Buchzeichen?

Ich setzte mich an den Tisch und schlug „Frau Sorge" auf. Wie war es behaglich in diesem hellen Zimmer! Schon der Gedanke, daß ich hier einmal früher gewesen, wirkte beruhigend auf mich. Ich habe „Frau Sorge" vor längerer Zeit gelesen und erinnere mich nur des Märchens am Schluß.

Ich hatte kaum begonnen, als Lencelet eintrat.

„Haben Sie viel gelesen? Ich bitte Sie recht sehr um Entschuldigung. Es ist heute besonders spät geworden."

Ich dachte bei mir, daß er sich auch hätte beeilen können, doch die Stunden des Frühstücks und Mittags sind dem Franzosen heilig; sie dürfen nicht gekürzt werden.

Aus Höflichkeit antwortete ich laut:

„Aber, ich bitte Sie, mein Herr; übrigens muß ich bald gehen ..."

„O nein. Jetzt bin ich frei; Sie können bis zehn Uhr bleiben ... Ich habe Ihnen ein medizinisches Buch versprochen ... ich hole es Ihnen gleich."

Er kehrte nach einigen Minuten mit einem dicken Band zurück.

„Ich war in einiger Verlegenheit. In unserer Bibliothek gibt es solche Bücher nicht ... und ich weiß auch nicht, worum es sich handelt.“

„Ja, ich weiß es auch nicht; der Erzieher meines Bruders weigerte sich, mir zu sagen, was meinem Bruder fehlte.“

„Ich wundere mich. Warum wollte er es nicht sagen? Törichte Vorurteile!“ Und er setzte sich mir gegenüber und begann in einem Buch zu blättern.

„Sehen Sie, ich weiß nicht, ob Ihnen dieses Buch nützlich sein wird. Sie werden es wohl kaum verstehen!“

„O nein, nein, — ich werde es schon verstehen!“

„Wie Sie wollen. Hier ist die Rede von den Geschlechtskrankheiten der Männer, vom Einfluß dieser Erkrankungen auf das gesamte Nervensystem.“

Er sprach, ich sah ihn an. Der Lampenschein erhellte seinen Kopf. Er hatte feine, regelmäßige Züge. Die dunklen, schönen Augenbrauen erschienen fast schwarz, und die blauen Augen mit den langen Wimpern sahen ernst durch die Pincenezgläser. Das schwarze Sammetmützchen der Internen stand ihm gut. Es war ein so auffallend sch[illegible]er Kopf, wie ich ihn noch nie gesehen.

Ich hörte auf seine Worte, sah ihn an und erlebte eigentümliche Augenblicke. Der Mensch, der mir so viel Gutes erwiesen hat, ist so sympathisch! Er erschien mir wie eine Art Vollkommenheit, in der äußere und innere Schönheit harmonierten. Diese Erkenntnis gewährte mir einen tiefen, unaussprechlichen Genuß — seine ganze Wesenheit schien von einem besonderen Leben getragen zu sein.

Ja, der Deutsche hat recht!

„Ich glaube kaum, daß Sie davon etwas haben werden. Und dann sind Sie ja auch fern von Ihrem Bruder. Konzentrieren Sie lieber Ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich selbst. Denken Sie daran, daß Sie ein Ziel haben, das Sie erreichen müssen ... Arbeiten Sie zum Examen!“

„Ich bin so müde. Es scheint mir, daß ich zu nichts fähig bin; mein Gedächtnis versagt ...“

„Das scheint Ihnen nur so. Sie haben den Willen zeitweise verloren, das Gedächtnis wird sich wieder einstellen, fürchten Sie nichts. Bestärken Sie sich nicht in Ihren Gedanken. Sie sind ein intelligenter Mensch; Sie wollen den Frauen nützen.“

Wenn er eine Ewigkeit so gesprochen hätte, ich hätte ihm zugehört. Seine Worte stützten, belebten mich.

Sein Rat, mich zu verheiraten, fiel mir ein, und wie sich dann in Moskau eine Gelegenheit dazu geboten hatte. Ich erzählte es ihm.

„Von Ihrer Seite ist es ganz natürlich, daß Sie wegfuhren, als Ihnen der junge Mann nicht gefiel. Heiraten muß man nur aus Liebe und aus gegenseitiger Sympathie.“

„Aus Liebe! Ich weiß, was Liebe ist. Haben Sie in Schopenhauers ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘ das Kapitel über die ‚Metaphysik der Geschlechtsliebe‘ gelesen?“

„Ja.“

„Nun, sehen Sie, das ist eine richtige Vorstellung der Liebe. Ich halte sie

für Illusion, für einen Betrug", sagte ich in Verzweiflung, da ich fühlte, wie die schrecklichen Erinnerungen in mir aufstiegen.

„Ja, ja", sagte er besänftigend.

Ich wollte wissen, wie seine Ansichten über die Ehe sind!

„Und dann — die Ehe! Mit einem Menschen, der seine Jugend gründlich ausgekostet hat, mit dem man es riskiert, betrogen zu werden — das lasse ich in der Ehe nicht zu —"

„Ich auch nicht."

„Wenn man heiratet, verliert die Frau nach Ihren Gesetzen das Recht über ihre Person. Ihr Eigentum gehört dem Mann. Das ist empörend, das ist ungerecht!"

„Ich finde es vollkommen gerecht. Das Geld ist nicht von der Frau erarbeitet — die Aussteuer gibt ihr der Vater, dann ist es auch gerecht, daß sie darüber nicht zu verfügen hat, sondern ihr Mann."

Das berührte mich schmerzlich ... Warum sprach er so? Ich konnte mich nicht enthalten und sagte vorwurfsvoll:

„Ist es denn möglich, einen erwachsenen Menschen mit Gewalt zu bevormunden? Soll denn die Frau, sobald sie verheiratet ist, als Kind behandelt werden? In Rußland scheinen mir die Gesetze in dieser Hinsicht gerechter: das Eigentum von Mann und Frau ist getrennt ..."

„Ich weiß nicht, wie es bei Ihnen in Rußland ist; bei uns steht die Durchschnittsfrau unter dem Mann — sie darf daher auch keine Rechte in der Ehe beanspruchen. Sehen Sie auf unsere Lyzeen. Sie sind leer, nur die Töchter der Beamten besuchen sie."

Ach, warum spricht er so! Das ist ja grob, ungerecht, eng, egoistisch.

Und dann die Hauptsache — e r spricht so!

Der Zeiger zeigte drei Viertel zehn. Ich mußte weggehen. Er hatte anscheinend nicht bemerkt, was für einen Eindruck seine Worte auf mich gemacht hatten. Und als er mich zur Tür begleitete, sagte er:

„Wir alle leiden mehr oder weniger. Und der einzige Trost ist — Gutes zu tun. Gutes tun und denen helfen, die leiden. Wissen Sie, ich habe in den verschiedensten Kreisen gelebt und die entgegengesetztesten Meinungen gehört. Da bin ich ein gründlicher Skeptiker geworden. Alles wiederholt sich im Leben. Wir sind Staub auf Erden.

Wir traten in den Hof und gingen der Straße zu. Er widerspricht sich ja selbst, dachte ich. Wenn die Menschen Staub sind, warum soll ihnen Gutes erwiesen werden?

„Dann verliert ja das Leben jeglichen Sinn!" rief ich aus.

„Und worin sollte sein Sinn bestehen?" fragte er, schmerzlich lächelnd.

„Wenn auch nur darin, immer fortzuschreiten. Das Ziel des Lebens ist das Gute."

„Und was ist dieses Gute?"

„Das Gute? Das ist die Gerechtigkeit!" sagte ich mit Überzeugung.

„Für mich besteht das Gute darin, den Leidenden zu helfen. Seinen Nächsten zu unterstützen, das ist unsere Aufgabe. Wir selbst sind zu nichtig. Wir sind nur Staub."

Wir standen auf dem Balkon. Es war eine warme Sommernacht — schwül, träumerisch lag sie über Paris. Und in dieser Stille, inmitten dieser anbrechenden Nacht klangen die Worte des jungen Skeptikers besonders freudlos, als ob ihn die Schwere der eigenen Überzeugung erdrückte ... Wir sind Staub auf Erden!

Ich senkte den Kopf und dachte nach ...

„Ich muß mich verabschieden, gnädiges Fräulein“, sagte er leise.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie aufhalte.“ Und als ich mich von ihm verabschiedete, ging ich leise den Bürgersteig hinunter. In der Ecke stand eine Gruppe von Menschen und wartete auf die Elektrische. Ich stellte mich zu ihnen hin.

Nach einiger Zeit trat ein Herr mit Zylinder und Pincenez auf mich zu.

„Guten Abend ... Warten Sie hier auf die Elektrische?“

Es war Lencelet. Er hatte sich bereits umgezogen.

Gewiß trägt er einen Zylinder, weil er ihm so gut steht.

„Ich habe Sie an Ihrem weißen Hut erkannt. Warten Sie hier auf die Elektrische?“

„Ja.“

„Das ist eine falsche Haltestelle. Sie müssen noch fünfhundert Schritt weiter gehen. Ich werde Sie begleiten. Ich fahre nach Mont-Rouge zu einem Freunde, der erkrankt ist.“

Er wartete, bis die Elektrische kam, half mir hinein und verschwand dann in der Dunkelheit der einsamen Straße. Ich fuhr in einer eigentümlichen Stimmung nach Hause; sie erstickte mich fast.

Und als Madame Odobez in der Pension mir mitteilte, zwei Russen hätten nach mir gefragt, war es mir ganz gleichgültig ...

Sonntag, 26. Mai. Ich lese das medizinische Buch. Ich verstehe nichts — nicht ein Wort! Die Fachsprache klingt mir wie Chinesisch. Im Lexikon fehlen die Worte — es ist auch langweilig, nachzuschlagen. Vielleicht erklärt er mir das, was ich nicht verstanden habe.

Donnerstag, 30. Mai. Heute morgen war ich in der Universitätsquästur. Ich zog das Los, auf welchen Tag mein Examenstermin fällt. Ich erhielt die Nummer 1029.

„O, das ist in der letzten Woche!“ sagte der Beamte.

Ich war damit sehr zufrieden; so kann ich noch lange in Paris bleiben und — ihn sehen!

Ich habe ihm heute einen Brief geschrieben. Wenn ich bis Freitag drei Uhr keine Antwort erhalte, so heißt es, daß ich ihn besuchen kann.

Freitag, 31. Mai. Ich zog mich an, um nach Boucicaut zu gehen. Gestern abend wurde mein graues Kleid gebracht. Ich habe es selbst entworfen. Es wird anschließend — mit einem Marie-Antoinette-Kragen. Ich liebe diese Art! Sowenig die russischen Schneiderinnen den Damen entgegenkommen und ihre Wünsche erfüllen, um so mehr die Pariser Schneiderinnen. Jede ist Künstlerin. In diesem Augenblick machte es mir große Freude, mich anzukleiden — ebenso große Freude wie ein Jahr vorher etwa das Studium der Laurentiushandschrift.

Ich freute mich an meinem Spiegelbilde, und das Bewußtsein, daß ich hübsch bin, ließ neue Empfindungen in mir aufkommen.

Wie hatte ich so lange leben können, ohne an mein Äußeres zu denken!

Ich setzte den Hut auf, als Frau Odobez an die Tür klopfte.

„Petit bleu! Aber Sie sind ja eine vollendete Pariserin geworden!“ sagte sie und reichte mir eine Stadtdepesche. Ich erriet gleich, daß sie von ihm war.

„Verehrtes Fräulein! Kommen Sie heute abend nicht. Wir würden keine Zeit haben, zu plaudern. Glauben Sie, daß es mir recht leid tut, und empfangen Sie die Versicherung der höchsten Wertschätzung Ihres ergebenen E. Lencelet.“

Am Abend kam der Deutsche zu mir. Wir gingen zum Observatoire. Er sprach — ich hörte nichts. Eine schwere Stimmung lastete auf meiner Seele; ich konnte mir keine Rechenschaft geben — warum ...

2. Juni. Pfingsttag. Warum denke ich immer häufiger an ihn? Ist es möglich, daß ich ihn lieben sollte?! Bis jetzt wußte ich nicht, was Liebe war. Ich habe es ja nicht verstanden. Nun — alles in diesem Leben muß durchlebt sein — die Liebe ist für mich etwas Neues, Neues ...

Ein freudiges, stolzes Gefühl bewegt meine Seele. Es scheint mir, als hätte ich bis jetzt immer nur gewartet — — jetzt fängt das Leben an.

(Fortsetzung folgt)



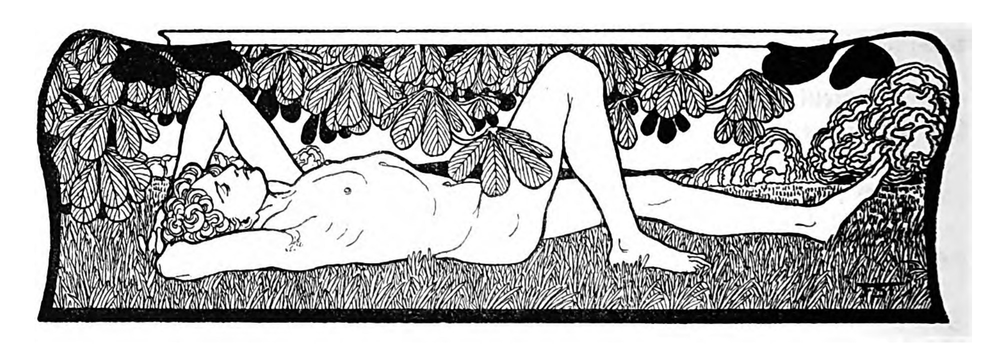
Kinderland · Von Arthur Pusch

Hier ist der Frieden, hier ist die Ruh',
Hier küssen Engel die Augen mir zu
Und tragen auf schneeweißen Flügeln mich fort
Ins Land meiner Träume, zum seligen Ort,
Und tragen mich fort in das Sommerland,
Wo einst die Wiege des Kindes stand,
Wo die Träne nicht quillt, wo der Schmerz nicht wohnt,
Wo in Myrtenhainen die Jugend thront.

Dort betten sie mich auf blumiger Au,
Und zu Häupten setzt sich die Märchenfrau
Und singt mir das Lied, mit dem einst zur Nacht
Die Mutter das Kind zur Ruh' gebracht ...
Und Cherubim wandeln in weißem Gewand,
Goldglänzende Palmen in ihrer Hand ...

Und dann —?
Mein guter Engel erscheint
Und beugt sich zu mir und weint und weint ...





Lag das Paradies am Nordpol?

Von Dr. Georg Biedenkapp

Es unterliegt heute wohl keinem Zweifel mehr, daß das Menschengeschlecht bereits Zeuge jener furchtbaren Zeiten war, da todhauchend mächtige Gletscherströme sich von den Gebirgen Europas in die Ebenen schoben. Viermal, so nimmt man an, wuchs im Verlauf der letzten Jahrhunderttausende die Vereisung, und ebenso oft wich sie vor milderem Klima. Die Tagebuchaufzeichnungen der Erde, die aus jener Zeit stammen, bestehen zum Teil aus Ablagerungen und Schichtungen in Höhlen und weisen hier unwiderleglich die Spur niedrig stehender Menschenarten nach. Gegen das Ende der Vereisungen und Abschmelzungen finden wir zu einer Zeit, da weder Nil noch Euphrat noch Jangtse schon den Kulturmenschen kannten, in zahlreichen südfranzösischen und nordspanischen Höhlen viele Hunderte von Zeichnungen und Malereien an den Wänden, verblüffend naturgetreue Darstellungen von Tieren, die in historischer Zeit jenen Gegenden unbekannt waren, von Mammut, Renntier, Wisent. Schon diese Tatsache widerspricht der Behauptung, das Paradies, die Urheimat des Menschengeschlechtes, könne einzig und allein nur in Mesopotamien gelegen haben. Dem gegenüber hatte schon in den achtziger Jahren der gelehrte Amerikaner Dr. Warren in einem Buche, das viele Auflagen erlebte, aus der Bibel und den Überlieferungen sämtlicher Kulturvölker Beweise dafür gesammelt, daß das Paradies am Nordpol gelegen haben müsse, natürlich zu einer Zeit, wo der Nordpol eisfrei und Schauplatz eines milden, befruchtenden Klimas war. Solche Zeiten hat es fraglos gegeben, denn die Polarfahrer haben Versteinerungen von Pflanzen und Tieren da oben gefunden, die eine unwiderlegliche Sprache reden. So können vor den Eiszeiten sowohl als auch in der letzten Zwischeneiszeit Menschen am Pol gewohnt haben, und eine Widerlegung gibt es nicht einmal für die Behauptung, daß zur Zeit der letzten Vereisung Europas der Pol selbst eisfrei gewesen sein möge und Heimat der heutigen Kulturvölker. Man hat diese Heimat, also die Heimat der Indogermanen vor allem, früher südlich in Asien gesucht und sich allmählich durch massenhafte Altertumsfunde gezwungen gesehen, die indogermanische Urheimat mehr und mehr in Europa und nordwärts zu suchen. Penka, Wilser, Much und andere Forscher ließen, statt die Germanen aus Indien oder einem Indien benachbarten Lande, die Inder aus Germanien kommen.

Im Anschluß an W a r r e n hatte der britische Kulturforscher R h y s auf Grund vergleichender Mythenforschung ebenfalls die Urheimat der Indogermanen in polare Breiten verlegt. Dazu wären noch namhafte Forscher zu nennen, die überhaupt die Wiege des Menschengeschlechtes im Norden suchten, weil anthropologische und tiergeographische Gründe dazu zwangen. Alles in allem liegt also eine stark zunehmende Bewegung vor, das Paradies mehr nordwärts zu suchen. Da trat vor einigen Jahren der Inder Tilak mit seinem Buche „The arctic home in the Veda" auf den Plan und brachte darin eine Fülle von Beweisen aus den heiligen Schriften der Inder und Iranier, daß wenigstens die Arier, wenn nicht überhaupt alle Kulturvölker, vom Nordpol hergekommen sein müßten. Tilak ist eine interessante, moderne Persönlichkeit, ein Vorkämpfer seines Volkes gegen englische Mißwirtschaft, und ein Gelehrter, für den sich der berühmte Max Müller erfolgreich verwandte, als Tilak eine lange Kerkerhaft aufgebrummt erhielt. Das Tilaksche Buch erfuhr weder eine Widerlegung noch große Verbreitung: wie es meist Büchern geht, die kraft ihres Inhaltes mehreren Wissenschaften angehören und über den Horizont der Spezialisten hinausragen. Eine knappe Darstellung seines Inhaltes und weitere Beweise findet man in meinem Buche „Der Nordpol als Völkerheimat" (Jena 1906, Costenoble).

Das Charakteristische des Nordpols ist im Winter das tage- und wochenlange Verweilen der Sonne u n t e r dem Horizont und im Sommer die andauernde, durch keine Nacht unterbrochene Helle. Ununterbrochene Winternacht und ununterbrochener Sommertag ziehen sich um so länger hin, je näher wir dem Nordpole kommen. Eigenartig und von höchstem Reiz ist die Dämmerung, die sich je nach dem Breitegrad tage- oder wochenlang mit ihrem hellsten Punkte um den Horizont ringsum bewegt, so daß man von Dämmerungstagen oder kurzweg Dämmerungen reden kann, wie wir von 24stündigen Tagen reden. Man versetze sich im Geiste an den Nordpol und sehne nach langer Winternacht die Sonne herbei! Welch Glücksgefühl, wenn der Horizont sich zu hellen und zu röten beginnt und die Dämmerungsfarben wochenlang die Landschaft umsäumen! Damit vergleiche man die rasch verblassende Dämmerungserscheinung der gemäßigten oder gar der heißen Zone: im Norden der Erde ein langwährendes, seelisch ergreifendes Schauspiel, südlich eine flüchtige und meist verschlafene Erscheinung. Ist es da nicht auffällig, daß Lieder an die Morgenröte in der Weltliteratur in größerer Zahl nur im ältesten Liederbuch der Menschheit und sonst nirgends mehr vorkommen, daß der „Göttin" Morgenröte 20 Hymnen gewidmet sind und ihr Name mehr als 300mal im Rigveda erwähnt wird, d. h. in einer Liedersammlung, die bereits vor 3000 Jahren abgeschlossen war und für das Erzeugnis göttlicher Offenbarung, für unentstanden und unvergänglich gehalten wurde? Der Rigveda, das beweist uns Tilak, enthält Verse, die im Polargebiet gedichtet sein müssen, in demselben Gebiet, wo die Morgenröte tage- oder wochenlang anhält. Wird da nicht mit einem Male verständlich, warum sich so zahlreiche Lieder an die Göttin Morgenröte nur in der ältesten Literatur finden? Und warum im Rigveda von Morgenröten in der Mehrzahl gesprochen wird, wie wir von Tagen reden als 24stündigen Zeiträumen? Daß die den ältesten Ariern bekannte Dämmerung keine Erscheinung

rascher Vergänglichkeit, sondern längerer Dauer war, beweist eine Stelle aus den ältesten indischen Ritualschriften. Vor Beginn des Kuhgangopfers, welches symbolisch den Jahreslauf der Sonne begleitete, mußten in der Zeit vom ersten Dämmerungsschimmer bis zum Sonnenaufgang 1000 Strophen aufgesagt werden. Diese Rezitation war so lang, daß der Priester sich dabei stärken mußte; trotzdem kam es aber vor, daß sie lange vor Sonnenaufgang beendet war und zur Ausfüllung der Zeit noch weitere Opfer und Rezitationen angesetzt wurden. Im Notfalle solle der ganze Rigveda (eine Liedersammlung von Lexikonsbanddicke) hergesagt werden. Alle diese Angaben schließen es völlig aus, daß sie sich auf eine uns geläufige Art von Dämmerungen beziehen, sie werden vielmehr nur verständlich unter der Voraussetzung, daß jene Morgenröte tage- oder wochenlang anhielt. „In früheren Zeiten", so heißt es an anderer Stelle, „dämmerte die Göttin Dämmerung beständig"; weiter finden sich Hinweise auf ein einträchtig geschlossenes Band von 30 schwesterlichen Dämmerungen, was nur als eine 30 Sterntage währende Dämmerung verständlich wird, eine solche aber gibt es nur nahe dem Pol.

Dies waren wahrlich viele Tage, welche
Zuvor (man zählte) bei dem Sonnenaufgang —

Diese Rigvedaverse klingen wie barer Unsinn, erhalten aber Sinn und Verstand unter der Annahme, daß polare Verhältnisse zugrunde liegen. In einem Gebet an Gott Varuna, er möge begangene Sünden verzeihen und den Flehenden nicht für die Sünden andrer büßen lassen, heißt es: „Viele Dämmerungen fürwahr sind nicht ganz aufgeleuchtet. Gib, o Varuna, daß wir in diesen am Leben bleiben." Nach unsern Begriffen muß jede Dämmerung aufleuchten, das heißt zu einem Sonnenaufgang führen; hier heißt es aber, daß viele Dämmerungen nicht ganz aufgeleuchtet, das heißt zu Tagen geworden sind. Vielleicht sind auch die folgenden Verse auf die schreckliche, lange Polarnacht zu beziehen:

Was lebt, sucht Rast in ihr, von der kein Ende
Zu sehen ist, noch wer getrennt sie halte.
Laß unverletzt, o weite, dunkle Nacht, uns
Dein Ende schaun, dein Ende schaun, du Holde.

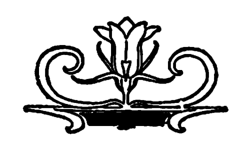
Während in den niederen Breiten des Polargebietes zwischen der langen Winternacht und dem langen Sommertag eine Reihe von Tag- und Nachtwechseln kommt, wie wir sie gewohnt sind, besteht das Jahr unmittelbar am Pol selbst nur aus einer einzigen Nacht und einem einzigen Tag, jedes von sechs Monaten Dauer, wobei allerdings durch die Strahlenbrechung der Tag auf Kosten der Nacht einen Zuwachs erhält. Nun findet sich in der indischen Literatur häufig der Ausdruck Tag und Nacht der Götter: ein Jahr ist ein Tag und eine Nacht der Götter; die Nordwanderung der Sonne ist der Tag, die Südwanderung die Nacht. Im Heldengedicht Mahabharata heißt es vom Meru, d. i. dem Berg, der als nördlichster galt, daß daselbst Sonne und Mond alltäglich rings von der Linken zur Rechten gehen und ebenso alle Sterne. Und weiter heißt es: „Durch seinen Glanz besiegt der Berg so sehr das Dunkel der Nacht, daß die Nacht kaum vom Tag zu unterscheiden ist." Und anderswo: „Den Bewohnern des Ortes sind Tag und

Nacht zusammen gleich einem Jahr." Da muß man sich doch erstaunt fragen: Wie kamen solche Sätze, die für Polarverhältnisse geradezu charakteristisch sind, in die alten indischen Schriften, während doch ganz ausgeschlossen ist, daß die alten Inder etwa Polarexpeditionen ausgesandt hätten? Im Avesta, der heiligen Schrift der Iranier, kommt ebenfalls, und zwar an einer Stelle, die auch noch aus andern Gründen nach dem Nordpol weist, ein Satz vor, der durchaus polarcharakteristisch ist: „Da kann man Sterne, Mond und Sonne nur einmal auf- und untergehen sehen, und ein Jahr erscheint nur als ein Tag." Sterne und Sonne gehen zwar nicht am Pol auf und unter, wohl aber kann man ihr Sichtbar- und Unsichtbarwerden so bezeichnen. Am Pol besteht das Jahr tatsächlich nur aus einem Tag, der natürlich Tag und Nacht zusammenfaßt, wie wir ja auch Tag und Nacht zusammen einen Tag nennen. Derlei Stellen, die einen guten Sinn bekommen, wenn man den Mut hat, von der Nordpolhypothese anszugehen, bringt Tilak nun viele herbei. Er behandelt das Kuhgangopfer, das in ältester Zeit nur zehn Monate, später aber zwölf Monate dauerte und als Symbolik des jährlichen Sonnenlaufes somit erkennen läßt, daß es im Leben der ältesten Inder eine Zeit gab, wo die Sonne nur zehn Monate über dem Horizont erschien, zwei Monate aber überhaupt unsichtbar blieb. Das Hundertnachtopfer stärkte den Gott, der, um die Sonne zu befreien, die hundert nächtlichen Burgen des schlangenhaften Dämons der Finsternis zerstören muß. Dies deutet auf eine ununterbrochene Winternacht von hundert Tagen hin. Eine Fülle solcher Beweise aus dem Opferritual und den Mythen bringt Tilak zusammen, und es ist kein Widerspruch, wenn die Winternacht einmal nur einige Tage, dann zwei, dann über drei Monate dauert; alle diese Varianten kommen mit der Annäherung an den Nordpol in der Natur vor. Außer dem Veda, der Bibel der Inder, schöpft Tilak seine Beweise auch aus dem Avesta, der Bibel der alten Perser. Er weist nach, daß von den sechzehn Ländern, die nacheinander die Heimat der Arier waren, weil jedesmal der böse Geist seine Plagen über das neu besiedelte Gebiet sandte, das erste Land, das Arierparadies, am Nordpol zu suchen sei: denn jetzt solle dort zehn Monate lang Winter und nur zwei Monate Sommer herrschen, während vor der Verschneiung und Vereisung dieses Landes durch die Tücke des bösen Geistes das Arierparadies ein schönes Land mit vermutlich zehn Monaten Sommer und zwei Monaten Winter war. Diese Charakterisierung paßt nur auf den Nordpol, und wir sahen oben, daß auch Sonne und Sterne dort nur einmal im Jahr auf- und untergingen. Im Lichte der Polarhypothese gelesen erweist sich sogar eine Stelle des Avesta als eine Erinnerung an den Hereinbruch der Eiszeit, die die Arier zur Südwanderung zwang. Während also früher es als auffällig vermerkt wurde, daß kein Bericht über die Eiszeit sich in der Überlieferung der Menschheit erhalten habe, hat man von jetzt ab die von Tilak in das rechte Licht gerückte Stelle des Avesta als die einzige Erinnerung an die Eiszeit zu betrachten.

Wem unsre äußerst knappe Darlegung eines kleinen Bruchteiles des vorhandenen Beweismateriales nicht genügt, der wolle nicht vergessen, daß man nicht auf wenigen Druckseiten den Inhalt von mehreren Hunderten von Druckseiten in lesbarer Form zusammenfassen kann. Daß die Arier oder Indogermanen und

vielleicht die Ahnen aller Kulturvölker einmal am Nordpol gewohnt haben, scheint mir erwiesen. Unter dieser Voraussetzung versteht man auch die hohe Entwicklung der Astronomie und der Gestirnreligion bei Ägyptern und Babyloniern am besten. Denken wir uns die Kulturträger dieser Völker als vom Nordpol gekommen, so mußten ihre Priester und Weisen, nachdem sie am Pol die Himmelserscheinungen in sonst nirgends vorhandener Ebenmäßigkeit und Ganzheit der Kreise während einer monatelangen Nacht zu beobachten Gelegenheit hatten, bei ihrer Südwanderung nun allmählich das Schiefwerden der Weltachse und das Hinabsinken des Himmelspols wahrnehmen. Auch auf die Erfindung des Rades und auf den naturwidrig schlechten Ruf der großen Schlangen fällt durch die Polarhypothese erhellendes Licht. Die oft schlangenhaft über den Himmel der Polarnacht sich ringelnden elektrischen Lichterscheinungen, die gewissermaßen über die wochenlang unter dem Horizont weilende, dort gefangen gehaltene Sonne triumphierten, mögen wohl den Anlaß zur Erdichtung des schlangenhaften Dämons der Finsternis gegeben haben, der die Sonne und das Tageslicht gefangen hält und dessen Besiegung durch Gott Indra erfolgen muß, ehe es wieder dämmert und Tag wird: die Polarlichter verschwinden natürlich mit dem Hellewerden.

Ist es aber zum Beispiel denkbar, daß sich Überlieferungen oder Erinnerungsspuren von dem Nordpolparadies sollten 6 bis 10 Tausende von Jahren erhalten haben? Ganz gewiß, denn die indischen Brahmanen haben Verse und Prosatexte, die zusammen den mehrfachen Umfang der Bibel hatten, erweislich nur durch Gedächtniskunst die letzten 3000 Jahre hindurch Wort für Wort bis auf unsre Zeit überliefert. Was 3000 Jahre sich erhielt, davon kann ein Hundertstel auch sechs- oder zehntausend Jahre alt sein. Und wenn man fragt, warum behielten die Inder und Iraner etwas von der zertrümmerten Polarkultur, und warum nicht die Germanen, die doch auch da oben gewohnt haben müssen — dann ist zu antworten, erstens, daß erwiesenermaßen die Germanen vor 4000 Jahren schon ein Kulturvolk waren, und zweitens, daß ja nicht alle auf die Südwanderung getriebenen Stämme von gleichem Glück begünstigt waren. Doch knappe Beantwortungen sind vielleicht schlimmer als gar keine. Fassen wir uns also dahin zusammen, daß ein beträchtliches Beweismaterial erbracht worden ist, kraft dessen das Paradies, die Wiege der Kulturmenschheit, am Nordpol zu suchen ist, in einer Zeit natürlich, die dem Glanze babylonischer und ägyptischer Herrlichkeit um Jahrtausende voraufgeht. Die Sage von Phaethon, das Märchen von Rotkäppchen, die Moseslegende und viele andere Mythen und altheidnische Gebräuche erhalten von der Polarhypothese neues Licht.





Die Kinder des Sebastian Grün

Novelle von Hero Max

1.

In einer halbdunklen, leeren, abgelegenen Kammer des kleinen Hauses hatte man die Leiche der Meistersfrau aufgebahrt. Einige Sonnenlichter suchten Einlaß durch das grüne Weinlaub des hochgelegenen vergitterten Fensters in die abgeschlossene Stille des länglichen Raumes. Zu Häupten der Toten brannten zwei Kerzen, und schufen ein beengendes Zwielicht. Ein schlichtes braunes Sterbekreuz hielt sie in den schmalen verschränkten Händen.

Das glattgescheitelte schwarze Haar über dem feinzügigen Gesicht, in das ein stilles Leiden seine Linien eingegraben hatte, gaben der Verblichenen, mit dem dunklen Kleid, das man ihr angezogen, etwas Puritanisches, Nonnenhaftes.

Verstärkt wurde dieser Eindruck durch einen gewissen Zug um den strichhaften Mund, dem man es ansah, daß er im Leben wenig oder gar nicht gelacht hatte.

Die Augenlider, über die der verirrte Sonnenflimmer suchend hinglitt, warfen so tiefe Schatten auf die Wangen, daß man einen Augenblick glauben konnte, es sickerten Tränen unter den Wimpern hervor.

Es war so still in der Kammer, daß das Brummen der großen braunen Hummel, die man hier mit eingesperrt hatte und die nirgends mehr einen Ausgang fand, so mächtig klang, wie das Brausen eines Orgelspiels.

Aber die Nerven der Toten störte das nicht mehr.

Nach einer Weile ging die einzige Tür der stillen Kammer auf, und Buchbindermeister Sebastian Grün trat herein.

Sein langes Gesicht mit dem dunklen Spitzbart, der ihm etwas Leidensvolles, Christusähnliches gab, war kaum belebter als das der im Sarg Ruhenden.

Er kam, um den letzten Abschied zu nehmen von der Toten. Denn vor der Tür warteten schon die Männer, die den Sarg schließen und forttragen sollten.

Mit dem Meister traten die drei ältesten seiner vier Kinder herein.

Marie, die zehnjährige, die eine große Ähnlichkeit mit der toten Mutter besaß, weinte so herzbrechend in ihr Taschentuch, als könnte sie nie wieder Trost finden in ihrem fassungslosen Schmerz.

Sie hatte unter den dreien das tiefste Verständnis für den großen Verlust, den ihre Kindheit durch den Heimgang der Mutter erlitt.

Der achtjährige Frieder hielt die Hand seines Vaters fest gefaßt, blickte mehr zu dessen Gesicht hinauf, als auf das der toten Mutter, die ihm seltsam fremd erschien in dieser feierlichen Aufstellung. Und weil er den Vater nicht weinen sah, hielt auch er sich standhaft zusammen.

Die sechsjährige Eveline hatte ihre Hand in das schwarze Trauerkleidchen ihrer größeren Schwester eingekrallt. Auf ihrem blonden Sonnenscheingesichtchen lag der Schatten der Beängstigung über all das Seltsame und Fremde, das mit dem plötzlichen Sterben der Mutter in die Ruhe des Hauses gekommen war.

Noch fehlte es ihr an Verständnis und Weitsichtigkeit, sich in die trüben Folgen des Geschehnisses hineinzudenken. Auch war ihr leichtes Vogelherz nicht für das Verweilen im Schmerz geschaffen. Ihr Sinn glitt über die Trauer, in die sie die andern versenkt sah, tastend hin, wie der grüngoldene flimmernde Sonnenstrahl vom Fenster über das starre Gesicht der Leiche. Eine gewisse Neugierde an den äußeren Geschehnissen mischte sich in ihre Empfindungen.

2.

Als der Meister eine Weile vor der leblosen Hülle seines Weibes gestanden, öffnete sich die Tür noch einmal.

Eine kräftige Frauengestalt trat herein mit munteren, dunklen, jetzt von tiefer Teilnahme verschleierten Augen.

Ein frischer Luftstrom des tätigen Lebens wehte mit ihr in die Kammer.

Ihr von Trauer gedämpfter Blick streifte das Gesicht des Meisters, das in stummem Schmerz versteinert schien.

Ein Wille, zu trösten und zu helfen, ging von ihr aus.

Elise war die Jugendfreundin der Toten. Eine jener selbständigen Frauen, die sich ihr eigenes Leben mit starker Hand bauen, und, mehr tätig wie leidend, sich ihr Schicksal selber gestalten.

Elise und Marie hatten sich schon in der Schulzeit gewissermaßen ergänzt. Dann traf ihr Leben auf einen Kreuzweg, der sie beide schied.

Marie ging die Straße der Anlehnungsbedürftigen, die in der Ehe ihr Ich hinzugeben sich sehnen. Sie nahm den Buchbindermeister Sebastian Grün zum Mann.

Elise schritt kühn den Weg der freien Berufstätigkeit. Sie fand Genüge in dem selbstgewählten Fach als Reformschneiderin, deren Atelier bald bekannt und gesucht wurde.

Die Eheleiden der Freundin blieben ihr erspart. Aber auch deren kleine Lebensfreuden blieben ihr verschlossen. Als eine persönlich Unbeteiligte nur erlebte sie mit, was Marie traf, Glück und Leid, Kinderfreuden und -sorgen.

Sie stand, als Hausfreundin, auch in diesen schweren Tagen dem verwaisten Hause treulich helfend bei.

Auf ihrem Arm trug sie das jüngste Kind der Verstorbenen in die Kammer herein. Ein prächtiges Bürschchen von anderthalb Jahren.

Einige Minuten standen sie alle stumm in dem dämmerigen Raum. Dann scheuchte der Brummer sich wieder auf, umflog die brennenden Kerzen und stieß gegen das vergitterte Fenster, wie eine Seele, die stürmisch nach Freiheit verlangt.

Der kleine Jörg bog sich aus dem Arm, der ihn hielt, herab. Als er gewahrte, daß die Sonnenflimmer im Lufthauch wie große gelbe Blumen über die Stirn der Mutter spielten und zitterten, stieß er ein Jubelgeschrei aus und langte mit beiden Händen nach dem Licht.

Der Blutstrom der Toten rauschte in dem kleinen Herzen, das unter dem nun stille stehenden entstanden war, weiter, in ungeminderter Kraft. Das Jauchzen des kleinen Burschen schwebte wie ein sieghaftes Jungadlergeschrei des Lebens über dem Räuber Tod.

Die starre Trauer schien durchbrochen. Die Tränen der kleinen Marie stockten. Elise und der Meister sahen sich ergriffen in die Augen.

Nur einige Flügelschläge lang herrschte der Triumph.

Der Brummer hatte am Gitter einen Ausweg in die Freiheit gefunden. Der verirrte Sonnenflimmer verließ die Stirn der Toten und zog sich hinter die graue Mauer zurück. Die letzten Grüße des äußeren Lebens waren verstummt, erloschen.

In die Tür traten die schwarzen, unheimlichen Gestalten, die die entschlafene Mutter forttrugen in die ewige Finsternis.

3.

Tag für Tag schaffte der Meister in seiner kleinen Werkstatt mit Kleister- und Farbentopf, Goldarabeskenstift und Presse. Mancher individuelle Kunsteinband entstand unter seinen geschickten Händen.

Nicht nur der Mensch, so dachte er, verlangt nach seiner Eigenart gekleidet zu sein. Bücher wollen ebenso behandelt werden.

Eine andere Hülle verlangt ein Bändchen maiengrüner Lyrik, wie ein diogenesgraues Buch voll philosophischer Essays. Eine kirchenpolitische Streitbroschüre nimmt sich vielleicht in einem braunen Kapuzinermantel gut aus, während ein modernes Drama, je nachdem, das farblose Weiß mit Goldverzierung oder einen mit den feurigen Flammen des Inferno überloderten Einband bedingt.

Anders will ein Buch voll naiver Märchen als ein frivoler französischer Roman behandelt werden.

Sieht man nicht den verschiedenen Ständen unter den Menschen ihre Stellung schon an dem charakteristischen Exterieur der Kleidung ab? Nicht schon etwas vom inneren Charakter und Wesen? Den Künstler, den Beamten, den Bauer, den Sozen, den Stutzer — erkennt man sie nicht daran, wie den Vogel an den Federn?

Der schöpferisch denkende Buchbinder muß ein nicht minder spezialisierender Kleiderkünstler sein. Er schafft den geistigen Individualitäten ihre wandelbare Schlangenhaut. Vom silberbeschlagenen antiken Schweinsleder bis zum schillernden bemalten Seidenstoff, vom roten Saffian bis zum nelkenbunten Glanzpapier; in tausend Nuancen, Farbenharmonien und -disharmonien, und auf Kleisterpapier phantasievoll hingezauberten Mustern, fertigt er ihre künstlerischen Gewänder an.

Ein Streichholz, ein Fingerhut, eine Bürste, die Ecke irgend eines Schachteldeckels und so fort, die unscheinbarsten und unwahrscheinlichsten Dinge, müssen seiner erfinderischen Phantasie dienen, Muster und Formen auf dem mit Farbenkleister überstrichenen Umschlagpapier hervorzubringen.

Je feiner der Wein, je künstlerisch wertvoller muß das Glas sein, aus dem man ihn schlürft.

Anders wird uns zumute, wenn wir den schweren Flügel einer geschnitzten Kirchentür zurückschlagen, als wenn wir die leichte Rokokoschließe eines Pavillons aufdrücken. Die äußere Bauart gibt uns einen leisen präludierenden Vorgeschmack dessen, was wir im Innern zu erwarten haben.

Und dann die Vorsatzpapiere, die gewissermaßen das Vorzimmer, die Vorhallen des Hauses bilden, wo wir erst einen Augenblick zaudern, ehe wir ganz eintreten. Eine wie unendliche Fülle von künstlerisch individualisierenden Verschiedenheiten schließen sie ein.

Die Vorhalle einer Bibel soll uns etwas von der weihevollen Kirchenstimmung vermitteln. Das Vorhöfchen eines Narrenspiegels soll schon Lustiges ahnen lassen. Und in der modernen Diele eines Gesellschaftsromans soll es uns je nachdem behaglich und gemütlich, oder pikant und spannend auf die Bewohner des Hauses und ihre seltsamen Schicksale, anwehen.

4.

Tag für Tag saß der Meister in solche und ähnliche Gedanken vertieft unter seinen Gebilden, die er liebte wie eigene Kinder, die man, ungewiß ihres Schicksals, wohlausgerüstet hinausschickt in die Fremde. Von denen man nicht wußte, ob sie in zartbesaitete Hände kommen würden oder in Barbarenfäuste fallen.

Immer feinsinniger stattete er sie aus.

Aus dem mystischen grauen Vorhang von Hofmannstals Tor und Tod ließ er den Tod schauen, der über der Stirn einen weißverblätternden Rosenkranz trug. Aus Rückerts Liebesfrühling ließ er duftige silberne Märzkätzchen sprießen. Auf der blauen Samtdecke eines modernen Breviers stand in Golddruck das Sternbild des Orion.

Seit dem Tode seiner Frau fing der Meister an, sich mehr und mehr in die Seele dieser stillen Kinder zu versenken.

Zuerst tat er es, um seinen Schmerz über den Verlust der Gattin zu betäuben. Und dann aus Lust an der Lektüre selbst. Kein interessantes Werk belletristischer Natur kam mehr in seine Hände, das er nicht in den Mittags- oder Abendstunden verschlang. Tiefgebeugt saß er darüber, oft bis in die tiefe Nacht. Und es kam vor, daß ihn die Morgendämmerung über dem Schluß der Buddenbrocks überraschte. Das alltägliche Außenleben trat ihm dagegen immer mehr zurück. Es war, als habe sein totes Weib alles Interesse daran mit ins Grab genommen.

So kam es, daß Sebastian Grün auch seiner vier lebendigen Kinder gar oft vergaß. Sie wuchsen auf, wie sie wollten. Er überließ sie ausnahmslos der Obhut einer alten halbtauben Verwandten, der Base Babette, die seit Frau Mariens Tod im Hause schaltete.

Elise zeigte sich nur selten noch, seit er Witwer geworden war. Ihr eigener Beruf nahm sie immer mehr in Anspruch.

So ging alles seinen eigenen Gang in dem kleinen Hause.

Zweimal schon hatte der Apfelbaum, der seine Zweige gegen die Mauer neben der Werkstatt drängte, geblüht, rotbackige Äpfel getragen und sein Laub abgeschüttelt.

Der Geselle, der neben dem Meister arbeitete, pfiff, je nachdem, seine Frühlings-, Sommer- und Herbstlieder. Er war ein lustiges Blut. Aber des Meisters oft mit hypochondrischem Trübsinn gemischte Weltverlorenheit wollte nicht weichen. Und seine trostlose Einsilbigkeit. Sein ohnehin nie frisches Gesicht nahm einen gelben, kränklichen Ton an.

Die drei Ältesten betrachteten den Vater oftmals während des Essens von der Seite. Sie waren scheu geworden ihm gegenüber, und sprachen nur untereinander manchmal heimlich über sein verändertes Wesen.

„Mutter fehlt ihm", sagte dann Marie altklug zu den beiden Geschwistern, wenn diese immer wieder fragen konnten: „Was hat Vater nur?"

Am wenigsten, ja gar nichts machte sich der kleine Jörg daraus, dessen Jubelgeschrei am Sarg der Mutter über den Tod triumphiert hatte, der nun schon wacker in Garten und Haus herumlief und das Leben einstweilen nur von der genußreichen und spielerischen Seite auffaßte.

5.

Der Winter war ins Land gezogen. Ein lauer Winter, ohne Schnee und starken Frost, der eine grüne Weihnacht vorahnen ließ.

Seit der Mutter Tod war das Christkind zweimal über die Dächer der Stadt geflogen.

Auch diesmal rüsteten sich die Kinder Sebastian Grüns, wie in den vergangenen Jahren, am Frühnachmittag des Heiligabends zum Gang auf den Friedhof an der Mutter Grab. Das war ihnen ein Akt größter Wichtigkeit geworden, die Mutter am Heiligabend besuchen.

Die alte Babette hatte einen schwarzweißen Perlenkranz und einen grünen Tannenkranz mit Papierrosen besorgt, und überdies hatte Evelinchen darauf bestanden, daß diesmal noch ein kleines Tannenbäumchen dabei sein mußte, mit Kerzen von einem Wachsstock daran, wie sie es auf den andern Gräbern gesehen hatten.

Der Friedhofsbesuch erhielt diesmal noch ein besonderes Gewicht. Der kleine Jörg durfte zum erstenmal mitgehen. Weil sie aber seinen kaum dreijährigen Beinchen noch nicht eine solche Strapaze zutrauten, denn der baumumwachsene Friedhof lag entfernt vor der Stadt, so setzten ihn die Schwestern zuunterst in ihren größeren Puppenleiterwagen, den er gerade ausfüllte.

Die beiden Kränze legten sie über ihn her und das lichtergeschmückte Tannenbäumchen mußte er in den Arm nehmen.

Gar frisch und lebenslustig schaute der kleine Kerl in seiner feuerroten Wollkappe mit der Fasanenfeder unter den zwei Totenkränzen herauf. Denn es dünkte ihm noch alles ein Vergnügen, was in der Welt vorging.

Unter den Ermahnungen der alten Babette, die Haushaltungsgeschäfte

zu Hause zurückhielten, setzte sich das kleine Gefährt in Bewegung, Marie und Frieder zogen. Evelinchen lief hinterdrein.

Wo sie jemand begegneten in den stilleren Außenstraßen, blieben die Leute ein wenig stehen und blickten ihnen voll Humor oder voll Rührung nach.

6.

Endlich waren sie an dem Ziel ihrer Wanderung angelangt und fuhren durch die schwarzeiserne Eingangspforte hinein.

Viele Gräber standen schon im Schmuck treuer Erinnerungen. Manche lagen kahl und vergessen an der Mauer, mit verrosteten Kreuzen und geborstenen Steinen.

Der Totengräber stand an der Seite des Mittelweges und schaufelte neben einem großen Monument ein herrschaftliches Grab aus. Er wollte sie zurechtweisen. Aber sie dankten freundlich, sie wußten ihren Weg.

Das Grab der Mutter lag an einem der schmäleren Seitenwege, die still und bescheiden waren.

Als sie dort halt machten, bückte sich Marie erst und las einige verwelkte Blätter, die die Esche noch abgeworfen hatte, vom Efeu des Grabes ab. Dann befreiten sie Jörg von den Kränzen. Den schwarzweißen Perlenkranz lehnten sie an das gußeiserne Kreuz an. Den Tannenkranz mit den roten Papierrosen legten sie zu Füßen nieder. Das Tannenbäumchen pflanzten sie mit einiger Mühe mitten aufs Grab. Jörg kletterte aus dem Wägelchen heraus und wollte mithelfen. Aber sie wehrten ihm und hießen ihn abseits stehen. Als das Bäumchen endlich fest und gerade mitten im Efeu aufragte, zog Frieder die Streichhölzer aus seiner Hosentasche und zündete die kleinen Wachsendchen an.

Bald brannten alle Kerzchen mit freundlichem weihnachtlichen Funkeln.

Feierlich faßten die Kinder sich an den Händen und standen davor.

„Nun weiß Mutter auch, daß Weihnacht ist“, sagte Marie endlich mit einem Würgen in der Stimme.

„Sie liegt ja unten im Grab und kann es nicht sehen“, entgegnete Frieder.

„Sie sieht es vom Himmel“, berichtigte ihn Eveline, die noch nicht skeptisch war.

„Wir wollen Mutter ein Weihnachtslied singen“, sagte wieder Marie.

Und Frieder: „Aber welches?“

Evelinchen rief: „‚O du fröhliche, o du selige‘ wollen wir singen!“

„‚O du fröhliche‘ ist aber kein Lied für den Friedhof,“ kritisierte Frieder, „es muß etwas Ernstes sein.“

„Ja, ja,“ gab ihm Marie recht, „etwas Ernstes.“

„Aber Weihnachten ist doch ein frohes Fest. Alle Menschen freuen sich. Warum soll Mutter sich nicht freuen dürfen dazu?“ rief Evelinchen in ihrer lebhaften, durchdringenden Art.

Dagegen wußten die andern nichts Schickliches und Bedenkliches vorzubringen.

So wurden sie nach einigem Zögern einig, daß sie der toten Mutter im Grab das Lied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ singen wollten.

7.

Hell und frisch klangen die Stimmen der Kinder durch die nebelfeuchte Luft über die stillen Gräber hin.

„Freue dich, freue dich, o Christenheit!" klang es weich und herrlich aus.

Die Lichtstümpchen waren herabgebrannt. Noch standen die Kinder.

„Ob es Mutter gefreut hat?" fragte endlich Evelinchen leise.

Und Frieder sagte: „Es ist doch traurig, daß sie nie wiederkommen kann."

Und Evelinchen: „Und daß wir keine Mutter im Hause haben."

Und Frieder: „Ja, auch keine andere, wie Konditor Küchlers Kinder."

„Eine andere?" stieß Marie erschrocken hervor.

„Ja, weil diese doch nie wiederkommt."

„Eine andere —" machte Marie noch einmal, als suche sie einen innern Halt für dieses schwerwiegende, auf und ab schwankende Wort.

Frieder stellte es fest:

„Eine, die bei uns bleibt, und die für Vater sorgt."

„Ja, Vater sieht so krank und traurig aus, seit keine Mutter mehr im Hause ist," mit diesen Worten trat nun auch Evelinchen für die Idee von Frieder auf, „er lacht nie mehr, und andere Kinder haben so lustige Papas, die mit ihnen spazieren gehen."

Die traurigen Verhältnisse zu Hause leuchteten auch Marie ein.

„Aber wo sollen wir eine neue Mutter herbekommen?" fragte sie endlich nachdenklich.

„Vater wird sich darum nicht kümmern können, er hat zu viel zu schaffen", gab Frieder zu bedenken.

„Wir müssen uns selber eine suchen," stieß Evelinchen hervor, „und eine gute, schöne!"

„Schön braucht sie nicht zu sein, nur gut", bemerkte Frieder.

„Ja, aber woher eine bekommen?" fragte Marie wieder die Geschwister.

„Wir wollen Tante Elise um Rat fragen, die kennt viele Leute."

Aber über Evelinchen kam bei diesem Ausweg Frieders eine helle Eingebung.

„Können wir sie denn nicht selber fragen, ob sie es werden will?"

„Tante Elise?" machte Marie erstaunt, die selbst nie an diese gedacht hätte.

„Sie war doch Mutters Freundin —"

„Aber sie wird nicht wollen und hat keine Zeit dazu. Sie muß Kleider machen für vornehme Leute. Sie macht schöne Kleider aus Samt, Seide und Spitzen", erklärte Marie.

„Wir brauchen sie ja nur zu fragen", entschied Frieder mit einem Ton von Bestimmtheit, der alle Bedenken der Schwestern aus dem Felde schlug.

„Wir wollen sie gleich fragen," jubelte Evelinchen mit der ganzen Fröhlichkeit eines frischen Entschlusses, „wir wollen gleich zu ihr hingehen!"

Marie stimmte zu. Die drei waren einig. Nun galt es noch die Zustimmung des kleinsten Bruders zu erhalten, den sie doch nicht übergehen mochten bei einer so wichtigen Sache.

Sie wandten sich zu Jörg, der sich, unbekümmert um die Beratung, damit beschäftigte, herumliegende Steine in seine rote Wollkappe mit der Fasanenfeder zu sammeln und auf einen Haufen zusammenzutragen. Sie nahmen ihn in ihre Mitte.

„Jörgle," begann dann Marie schmeichelnd, „möchtest du wohl wieder eine neue Mutter zu Hause haben?"

„Eine, die dir bald neue Hosen statt deinem Kittel macht", fügte Frieder hinzu.

„Und die dir manchmal Schokolädle und Gutsle gibt", bekräftigte Evelinchen die Verlockungen.

Jörg schaute mit verlangenden Blicken um sich und sagte nur:

„Mutter, Schokolade haben!"

Das war genug der Bestätigung für die Geschwister.

Sie stülpten ihm seine rote Wollmütze mit der Fasanenfeder wieder auf die braunen Härchen, setzten ihn in das Wägelchen zurück und verließen das Grab der toten Mutter, wo sie einen so inhaltschweren Beschluß gefaßt hatten.

Sie fuhren nach der Stadt, der Wohnung von Elise zu.

8.

Die Laternen brannten schon in der frühen Abenddämmerung, als Frieder die Schelle an Elisens Glastüre zog.

Die Kunstschneiderin war nicht wenig erstaunt und erschrocken, als sie die vier in dem halbdunkeln Korridor vor sich erblickte.

„Ist etwas passiert?" fragte sie ihnen entgegen.

„Nein," antwortete Frieder, den die Schwestern zum Sprecher ausgewählt hatten, und drehte seine Pelzmütze in der Hand, „wir wollen dich nur etwas sehr Wichtiges fragen."

„So kommt herein ins Zimmer!"

„Aber wir wollen allein mit dir reden, da, wo die Lehrmädchen es nicht hören."

„Nun, so kommt ins Probierzimmer, das ist gerade leer."

Nun standen die vier vor ihr mit ihrem schweren Anliegen.

Frieder ergriff wieder das Wort:

„Tante Elise, könntest du wohl von jetzt an keine Kleider mehr für vornehme Leute machen, von Samt und Seide und Spitzen?"

„W a s meinst du, Frieder?"

„Wir meinen, ob du aus deinem Hause fortgehen könntest und ganz zu uns ins Haus ziehen."

„Zu euch ins Haus? Ja, aber Frieder —"

„Als unsere neue Mutter!" riefen nun die drei unisono.

Und Jörg, der sich bei dem Worte an das verlockende süße Versprechen erinnerte, lallte wie ein Echo hinterher:

„Mutter, Schokolade haben!"

Elise stand, mit einer widerstreitenden Verlegenheit und Verwunderung kämpfend.

„Aber ich verstehe das alles nicht, Kinder. Weiß euer Vater, daß ihr hier bei mir seid? Wer hat euch geschickt?"

„Niemand", beteuerte nun Frieder kräftig, „wir kommen von allein, um dich das zu fragen."

Marie vervollständigte seine Antwort:

„Wir haben es unter uns ausgemacht am Grab der Mutter, wo wir eben gewesen sind."

„Und weil es bei uns zu Hause immer so traurig ist, ohne Mutter!" klagte Evelinchen.

Elise stand gerührt, ja erschüttert.

„Und euer Vater weiß gar nichts davon?"

„Gar nichts. Er hat zu viel Arbeit und hat uns nicht mehr lieb. Aber wir wollen lieb gehabt sein von jemand!" Es klang trotzig und herausfordernd aus Frieders Mund.

Und Jörg wiederholte noch einmal eindringlicher:

„Mutter Schokolade haben!"

Die Bedrängte fand, daß sie in der seltsamsten und schwierigsten Lage sei, in der je eine Frau sich befunden, der der Mann, um den es sich handelte, nie Anlaß zu solchen Gedanken gegeben.

Das nächste, was sie tat, war, daß sie wortlos einen eichenen Eckschrank aufschloß und jedem der vier Kinder Sebastian Grüns ein Stück Schokolade gab.

Vielleicht hoffte sie damit die weiteren Wünsche von sich abzulenken.

9.

Die Kinder schmausten schweigend.

Wenn Elise aber geglaubt hatte, ihre Wünsche damit befriedigt zu haben, so irrte sie.

Nachdem die Schokolade verzehrt war, fing Frieder, von den Schwestern durch heimliches Puffen dazu ermuntert, alsbald wieder an:

„Tante Elise —"

„Ja?"

„Möchtest du uns nicht nun eine Antwort geben?"

„Oder selber gleich mitkommen?"

„Es ist ja Weihnachtsfest heute!" bat Evelinchen schmeichelnd.

„Oder du könntest uns, wenn du selbst nicht Mutter bei uns werden willst, jemand anders angeben, den wir fragen könnten", mahnte der praktische Frieder.

Elise besann sich eine Weile auf einen Ausweg aus der seltsamen Lage.

„Ich will euch wohl nach Hause bringen, denn es ist fast Nacht geworden, und ihr könnt nicht mehr allein gehen. Aber — euere Fragen kann ich heute nicht beantworten. Wir wollen die Sache einstweilen schön unter uns behalten und niemand etwas davon sagen. Auch Vater nicht. Wollt ihr mir das fest versprechen?"

Sie versprachen es, mit einem bekräftigenden Eid und gaben sich einstweilen zufrieden.

Sie waren so glücklich, daß die Gefragte sie nicht gleich ganz abwies.

Sie hatten nun ein Geheimnis mit Tante Elise.

10.

Schon einige Stunden brannten an dem frühdunklen Abend die Gasflammen in der Werkstatt des Meisters. Den Gesellen hatte er schon entlassen. Die Hauptarbeit war bewältigt und abgeliefert. Er allein bastelte noch an einigen diffizilen Liebhabereinbänden herum.

Über einen besonders konnte er sich nicht einig werden. Er sollte in die Hände eines ganz besonders verwöhnten Bücherfreundes kommen, der nur Originaleinbände in seiner kleinen ausgewählten Bibliothek aufstellte. Die Ausführung hatte er dem bewährten, gediegenen Sinn des Meisters überlassen.

Es war ein Band Gottfried Kellers, um den es sich diesmal handelte. Er enthielt das Sinngedicht und die Sieben Legenden. Seinen ganzen Vorrat an Mustern hatte Sebastian Grün schon durchgekramt, ohne sich schlüssig werden zu können. Etwas Neues wollte ihm just nicht einfallen. Zerstreut blätterte er in dem Buche herum, als müsse ihm irgend eine Idee aus den Zeilen aufsteigen. Oft schon war es so gekommen, daß ihm das Passende einfiel.

Immer wieder kam er zu dem kleinen Gedicht Goethes zurück, das die Herzenskatastrophe im Sinngedicht abschließen hilft:

Fühle, was dies Herz empfindet — ja empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet — ja bindet,
Sei kein schwaches Rosenband.

Wie der Dichter die Goethesche Strophe im Munde des sächselnden pechdrahtziehenden Schusters zu köstlichstem Schelmenhumor verwandelt, verfehlte auch auf ihn seine erheiternde Wirkung nicht. Ein Lächeln huschte um den streng geschlossenen Mund des Meisters, wie ein verirrter Sonnenstrahl, der durch Weinlaub fällt ...

Da wurde die Tür zur Werkstätte mit einem Ruck geöffnet, und die Base Babette erschien auf der Schwelle. Unter dem dunklen Tuch, das sie um den Kopf gebunden trug, sah ihr Gesicht mit der aufgestumpften Nase noch käuzchenartiger hervor wie gewöhnlich.

„Meister," fauchte sie etwas asthmatisch heraus, „die Kinder sind noch nicht zurück!"

„Die Kinder?" fragte er, wie aus fernem Traum zurückkehrend, etwas unsicher, und sein schmales Gesicht mit dem dunklen Spitzbart, der ihm einen leidensvollen, christusähnlichen Ausdruck gab, erschien wieder lichtlos und blaß.

„Sie werden wohl gehen und sie suchen müssen!"

„Suchen?"

„Ja. Ich selber bin noch nicht mit Reinemachen fertig und kann's unmöglich."

„Aber ich verstehe das nicht, Babett. Wohin sind denn die Kinder?"

„Die Kinder sind doch schon am frühen Nachmittag auf der Meisterin ihr Grab — und sind als noch nicht daheim. Alle vier, der Kleine mit."

Sebastian Grün schnellte empor und ließ den Band Keller auf den Tisch fallen. Wie ein Schatten huschte der schmale Raum mit dem Sarg seiner Frau

an ihm vorüber, als der kleine Jörg die Sonnenlichter haschen wollte, auf seiner toten Mutter Gesicht.

Er griff nach seiner Mütze am Nagel und eilte wortlos hinaus ins Dunkel, wo die Laternen spärlich und ängstlich flackerten in dem feuchtschweren Dunst.

In planloser Verwirrung schritt er weiter, zuerst nicht wissend, nach welcher Richtung er sich wenden sollte. Der Weg dünkte ihm endlos lang.

Bis an die Ecke der nächsten Straße kam er, dann schallte ihm ein fröhliches Geplapper entgegen.

Von Frieder und Marie gezogen, von Eveline geleitet kam das Gefährt auf ihn zu, gefolgt von einer dunklen, hohen Frauengestalt, die wie der mütterliche Schutzengel hinter ihnen herschritt, vor der er im ersten Grauen entsetzt zurückfuhr.

Da beleuchtete das milde Licht eines Schaufensters die Gruppe.

Sein wildschlagendes Herz beruhigte sich. Er sah, es war Elise, die ihm die Kinder zurückbrachte.

11.

In der Seele Sebastian Grüns hatte sich durch den schnellen heißen Schrecken und die unerwartete Erlösung daraus etwas gelöst, das jahrelang wie ein starrer Bann um sie gelegen.

Was seit dem Tode seiner Frau nicht wieder geschehen war, geschah heute. Er blieb am Heiligabend im Kreis seiner Kinder am runden Tisch sitzen nach dem Abendbrot. Elise gegenüber, die auf seine Bitten hin dablieb.

Sie, mit ihrer geschickten und lebensgewandten Art, hatte schnell den rechten Ton in der allgemeinen Dissonanz gefunden. Bald war die Stimmung harmonisch ausgeglichen und von einer gewissen behaglichen Wärme getragen, die von ihrem sicheren, bestimmten Wesen ausströmte. Vom Heiligabend freilich merkte man nichts. Es waren weder ein Baum noch Überraschungen für die Kinder vorgesehen. Der Meister hatte im Drang der Arbeit nicht daran denken können. Und die vielgeplagte Babette war noch immer nicht mit dem Reinemachen zu Ende gelangt.

Elise, die in ihrer bisherigen Einsamkeit eine solche Feier nicht mehr gewöhnt war und sie kaum vermißte, beklagte es dennoch für die Kinder, daß sie sie entbehren mußten. Der heimliche Gedanke dämmerte in ihr auf, daß das nicht wieder geschehen dürfe.

Die Kinder standen an den dunklen Fenstern des Nebenzimmers und lugten nach den gegenüberliegenden Gebäuden des Pferdemarktes, wo das kleine Haus lag. Wo sich Baum um Baum entzündete hinter unverhüllten Scheiben. Ein Glitzern von Freude und Leben drang mit dem fröhlichen Lichtschimmer auf die nasse schwarze Straße heraus. Und hie und da stahl sich der verlorene Klang eines Weihnachtsliedes durch das stiller werdende Geräusch der Wagen und Fußgänger.

Der Meister war allein mit Elise am Tisch unter der verschleierten Hängelampe sitzen geblieben. Er war aufgetaut. Er war, was sonst nie geschah, sogar gesprächig geworden.

Er erzählte von seinen Büchern, die er liebte wie Kinder, die man, ungewiß ihres Schicksals, wohlausgerüstet hinausschickt in die Fremde. Von denen man nicht wußte, ob sie in zartbesaitete Hände kommen würden oder in Barbarenfäuste fallen.

Es war das erstemal, daß der Meister mit einer Frau in so vertrauensvoller Weise über seine Berufsarbeiten sprach. Frau Marien gegenüber hatte er es nie getan. Es hatte bei ihm bisher für Mann und Weib nur ein getrenntes Arbeitsfeld gegeben, in das einer dem andern nicht hinübergreifen sollte.

In allen diesen Dingen war immer eine absolute Fremdheit zwischen ihm und Frau Marie gewesen, ohne daß er ihr die tieferen Gründe hätte klar machen oder sich selbst Rechenschaft darüber hätte geben können. Es war das althergebrachte Verhältnis der Geschlechter, das er ohne Kritik respektierte und nachlebte.

Vielleicht war es die berufliche Selbständigkeit Elisens, die ihn zu dieser Vertrauensäußerung anregte; gewiß aber sprach ein Glaube an ihr Interesse und Verständnis mit. Auch die Dankbarkeit, daß gerade sie es war, die ihm seine Kinder zurückbrachte, war beteiligt dabei.

Elise zeigte in der Tat viel kluges Eingehen bei den Erklärungen des Meisters. So, daß er schließlich aufsprang, in die Werkstatt hinüberlief und das Buch, das ihm am Abend zuvor so viel Kopfzerbrechen gemacht, herbeiholte.

Sie sollte ihre Ansicht entwickeln, sie, die in künstlerischer Bekleidung keine Unwissende war.

Dazu aber hätte sie des Buches Inhalt kennen müssen, der ihr unbekannt war, meinte sie. Denn, so erklärte sie, einer Lehrerin habe sie noch nie ein Kleid im selben Stil verfertigt wie einer Künstlerin, und so fort. So ähnlich müsse es wohl auch mit Inhalt und Einband der Bücher sein. Ein Buch brauche ein Eigenkleid, so gut wie der Mensch.

Sebastian Grün freute sich so sehr über dieses rasche Ergreifen seiner Ideen, daß wieder das helle Lächeln auf seinem Gesicht erschien, das aussah wie ein Sonnenstrahl, der durch Weinlaub fällt.

Er bedeutete Elise, daß er sie ja nur mit einem Teil des Buches bekannt zu machen brauche, um ihr einen Begriff vom Geist desselben und von der herzerquickenden Art seines Urhebers zu geben.

Er fing auch sogleich an, ihr nach kurzer Vorerzählung das Schlußkapitel vom Sinngedicht vorzulesen. Elise schüttelte verwundert lächelnd den Kopf über des Dichters Art, das Schicksal zweier eigenartiger Menschen, die sonst nicht zusammenfinden, so gewissermaßen an einem Pechfaden zu wenden. Sie meinte dann, ein Einband in dunkelgrün Leder, mit einer Kette von goldenen Ringen umschlungen, die als Schloß ein Rosenkränzlein trügen, müsse sich nicht übel ausnehmen dazu. Der Meister spendete ihr eifrig Lob und versprach, den anregenden Gedanken, der ihm selber schon ähnlich gedämmert, zu verwerten.

Dann kam er noch einmal auf das von Gottfried Keller so köstlich gebrauchte Goethesche Gedicht zu sprechen, das er schon von seinen Wanderjahren her kannte, wo es ihm in einer Mondnacht ein wandernder Steinmetzgeselle auf der Walze singen lehrte als Volkslied.

So erzäh.end, stand er auf und langte ein dünnes Heftchen Wanderlieder, aus jener Zeit, vom Bücherbrett herunter. Mit viel Empfindung las er ihr dann das kleine Lied Goethes „Kleine Blumen, kleine Blätter“ unverfälscht vom sächsischen Idiom vor.

12.

Inzwischen waren die Christbäume in den fremden Häusern am Pferdemarkt erloschen. Die Kinder kehrten deshalb, gelangweilt von dem Ausblick auf die leerer und leerer werdenden Straßen und von dem ungewohnten Ereignis, ihren Vater vorlesend zu sehen, angelockt, an den Tisch zurück.

Sie standen und hörten mit offenen Mündern und weit aufgerissenen Augen die Strophen des Goetheschen Gedichtes mit an.

Nur Jörg, der nichts davon verstand, schien interesselos dabei.

Wie nun der Meister an die Schlußstelle kam:

Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband —

und unwillkürlich, um der Wirkung des Gedichtes willen, Elise anblickte, und sie ihm, für den seltenen Genuß dankend, die Hand über den Tisch reichte, da packte auf einmal Frieder den Arm Mariens rechts und den Arm Evelinchens links und schrie kräftig heraus:

„Seht ihr's, nun bleibt sie doch hier als unsere neue Mutter!"

Und Jörg, der dastand, ohne zu verstehen, hörte nur das wohlbekannte Stichwort, dachte an das süße Versprechen und seinen Erfolg, lief zu Elise hin, schlang seine Arme um ihren Leib und rief schallend:

„Mutter! Schokolade haben!"

Die Erschrockene suchte ein heißes Erröten, das ihr Gesicht überflutete, zurückzudrängen. Dann — lachte sie hell heraus.

Unwiderstehlich lachte und lachte sie über das verblüffte Gesicht des Meisters.

Kein Weihnachtslicht des Verstehens ging ihm auf.

Er wurde böse über das seltsame, unschickliche Gebaren seiner Kinder und schickte sie mit harten Worten, die ein sonderbarer Kontrast zu seiner vorhergegangenen Stimmung waren, zu Bett.

13.

Sebastian Grün begleitete Elise in ihr Haus zurück. Auf dem langen Wege sprachen sie viel und eingehend miteinander. Aber was sie sprachen, ist Geheimnis der verschwiegenen Heiligen Nacht geblieben. Vermutlich sprachen sie über die alte Babette, das Haus, die Abschiedsstunde vor dem Sarg von Frau Marie, über die Kinder des Hauses und die Kinder der Werkstatt.

So viel aber wurde gewiß, daß die Unterhaltung eine Folge nach sich zog.

Elise entschloß sich, keine Kleider mehr von Samt, Seide und Spitzen für vornehme Leute zu nähen, sondern ganz in das Haus des Meisters überzusiedeln, wie es seine Kinder von ihr gewünscht hatten, als neue Mutter.

Vom nächsten Jahr ab brannte wieder ein Christbaum in dem kleinen Haus am Pferdemarkt für die vier Kinder von Sebastian Grün.

Im Herzen dankte er seinen Büchern, die er wie eigne Kinder liebte, als den Vermittlern zwischen sich und Elise, die ihm an jenem Weihnachtsabend das Glück ins Haus gezaubert hatten.

Ein Glück des Verstehens, das er bisher nicht einmal geahnt hatte, zwischen Mann und Weib.

Aber das eine, die ganze Lösung, daß seine leiblichen Kinder schon vorher zu Freiwerbern geworden waren für ihn, sollte er erst viel, viel später erfahren.

Denn es ist für Kinder außerordentlich reizvoll, mit der neuen Mutter ein wichtiges, schönes Geheimnis zu teilen.

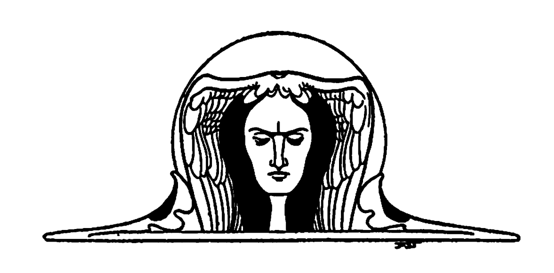


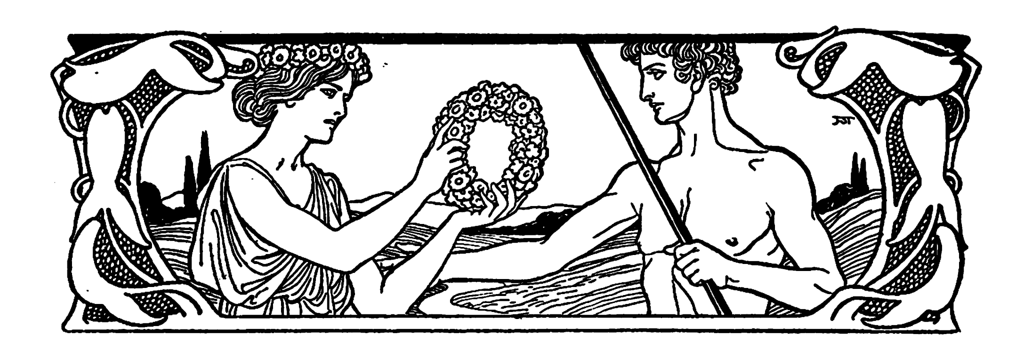
Flucht nach Ägypten · Von Ernst Bertram

Immer lebt ein König, der brütet: „Ein böser Stern
Ging gestern auf. Er dräut uns mit einem neuen Herrn.
Die Weisen sprachen dunkel. Die Zeit ist voll Gefahr:
So schlachtet mir die Knaben von diesem ganzen Jahr!"

Immer ziehen Henker mit Königsworten aus,
Sie tragen Blut und Jammer in der Mütter Haus,
Sie opfern alle Jugend in Treue ihrem Herrn,
Doch über keinem Dache gewahren sie den Stern.

Und immer hat ein Klingen die Hüter aufgestört,
Sie beugen sich der Stimme, die silbern sie gehört:
Sie führen unter den Sternen im dürftigen Gewand
Den zarten König schlafend in sein Ägyptenland.





Von der Pflicht

Schweiget ihr Saiten voll süßen Wohllauts in neinem Innern. Ich will kein Lied singen, sondern klare, harte Worte sprechen, auf daß aller selige Dunst und alle rosigen Nebel, die sanft über meiner Seele liegen, sich heben, und auf daß ein herber Bergwind durch meine Brust streiche.

Die Pflicht ist das Rückgrat des Menschen, und wer dieses Rückgrat bricht, der stirbt zwar nicht, aber alle Stärke ist in ihm gelähmt, und er führt nur noch ein Leben voller Verächtlichkeit. Wer aber an die Pflicht glauben will, der muß vorher an anderes glauben. Er muß daran glauben, daß jeder hier unten an seinem richtigen Platz ist, und daß alle Härten und Unbilden des Lebens nur Felsenstufen sind, an denen wir uns halten können, um in die Höhe zu klettern. Und wir sollen dankbar sein, wenn diese Felsenstufen recht hart sind und nicht aus bröcklichtem Gestein bestehen, das unter unseren Händen bricht, wenn wir uns daran halten wollen.

Ich will euch eine Geschichte erzählen von der Pflicht.

Dieser Tage war ich auf einem Fechtboden, um die Muskeln meines Körpers zu stählen. Der Fechtmeister war ein junger Mann, der dem Michelangelo wohl als Modell für seinen David hätte dienen können. Durch seinen enganliegenden Fechteranzug sah man die mächtigen Muskeln spielen. Und aus seinem Gesicht strahlte die Schönheit kraftbewußter Jugend. Und gestern trugen sie diesen jungen Mann zu Grabe. Eine Musikkapelle spielte einen rührenden Trauermarsch, als sie seinen mächtigen Körper in die kühle Erde senkten. Und seine Braut konnte nur mit Mühe zurückgehalten werden, ihm ins Grab nachzuspringen. Er hatte seinem jungen Leben durch einen Schuß selber ein Ende bereitet. Er hatte über sie ein anderes Mädchen vergessen, das er früher geliebt hatte, und wie eine hohe Bergwand hatte sich nun sein Gewissen vor ihm aufgetürmt. Er war ein weicher, gutmütiger Mensch, und in seinem Athletenkörper steckte ein überzartes Gemüt. Die Muskeln seines Pflichtgefühls hatte er nie geübt. Und so verließ ihn vor dem mahnenden Gewissen der Verstand. Er vergaß seine Pflicht gegen Vater und Mutter, gegen Brüder und Schwestern und gegen die zwei Frauen, die er geliebt hatte, und schlug in der Verzweiflung das dunkle Tor auf, aus dem man nie

wieder heraustritt. Wenn er gewußt hätte, was die Pflicht ist, dann wäre es ihm nicht zu schwer gewesen, noch ein Leben voller Nützlichkeit für die Seinen und für sich zu führen. Das ist kein Stein, den ich ihm ins Grab nachwerfe; denn ich hab' ihm eine große, schöne Rose auf den Sarg gelegt. Aber wir sollen nie vergessen, aus den Fehlern der andern, die wir nicht richten sollen, mit Liebe für uns zu lernen.

Und noch eine andere Geschichte von der Pflicht möchte ich euch erzählen.

Ich kenne einen Mann, der eine Frau sehr lieb hat. Er weiß, daß er nie mit ihr wird zusammenleben können; denn sie ist verheiratet und hat Kinder. Ohne daß sie es weiß, ist sie um ihn in allem seinem Tun und Lassen. Er lebt mit ihr und für sie und kann's doch kaum zeigen. Und er vergißt über seine stille große Liebe nicht, was das tägliche Leben von ihm verlangt. Vielleicht zweifelt sie manchmal deswegen an seiner Liebe; denn auch sie liebt ihn. Diese beiden Menschen können sich des Glücks nicht freuen, aber ihre Liebe ist auch kein Unglück für sie. Sie hält sie alle beide in bitteren Stunden aufrecht, und ich glaube gewiß, daß, wenn sie einst gestorben sind, Gottes Hand sie als Engel im Himmel zusammentun wird.



Weihnachten · Von Karl Schmidt

Dämm'rung wechselt mit des Tages Helle,
Zitternd über eines Stalles Schwelle
Tritt Maria. Ihre müden Glieder
Sinken auf die Streu des Lagers nieder;
Brennend reden über bleichen Wangen
Dunkle Augen von der Seele Bangen.
Sie erwartet nach des Engels Kunde
Ihre schwere, schmerzensreiche Stunde.
Joseph kniet und faltet fromm die Hände.
„Herr, mein Gott, die Trübsal gnädig wende!“ —
Seufzt er, und mit himmlischem Gepränge
Füllt die heil'ge Nacht des Stalles Enge.





Berufung

Von Alwine von Keller (Hellerau)

Der junge Pfarrer saß vertieft in seiner Arbeit. Er schrieb seine Predigt auf. Er wollte sie sorgfältig bis ins kleinste ausarbeiten und genau memorieren, ehe er sie hielt.

Wenn er zum Nachdenken zwischen den schönen, feierlichen Sätzen einmal aufschaute, schweifte sein Blick durch das großscheibige Fenster über eine grünende Ecke des Kirchhofs hinaus und die Dorfstraße entlang, deren kleine weiße Häuser in der Maisonne blendeten. Hier und da saß ein Weib, Netze flickend, vor der Schwelle. Die Männer waren auf Fischfang. Der Pfarrer sann, beugte sich über seine gelblichen Foliobogen und schrieb mit großen, starken Buchstaben. Sein Text war Petri Fischfang, und da es die erste Predigt war, die er im regelmäßigen Gottesdienst seiner Gemeinde zu halten hatte, arbeitete er mit dem Bewußtsein, daß er die bedeutsamen Eindrücke, die er ihr in Probe- und Einführungspredigt gemacht hatte, durch sie erneuern und befestigen müsse. Er schrieb langsam und las jeden Satz mit der Frage durch: wie wird er wirken?

Die Predigt war gut. Nicht schwer, aber auch nicht zu leicht, nicht anspruchsvoll, aber auch nicht zu bescheiden. Sie war anschaulich und doch erbaulich. Man nahm davon etwas mit nach Hause, dünkte es dem Schreiber; auch wurde es einem daraus klar, daß er, der Pfarrer, wohl auf allen Pfaden der heiligen Geschichte bewandert war. Er war mit sich zufrieden, legte die Blätter sorgsam zusammen, Ecke auf Ecke, erhob und reckte sich. Er war ein großer, stattlicher, blondbärtiger Mann, dem man es ansah, daß er einem gesunden, nordischen Geschlecht entstamme. Man hätte ihn eher für einen Landmann als für einen Theologen gehalten. Er streckte sich, als wolle er die Decke der weißgetünchten Stube berühren, machte mit den Armen ein paar kräftige Turnübungen und hob dann ein schweres silbernes Kreuz von dem Bücherschrank, der schräg die große Ecke des Zimmers füllte. Dieses Kreuz war als Andenken von der Gemeinde, die er eben verlassen, ihm, dem jungen Hilfsprediger, zum Abschied geschenkt worden. Behutsam und nicht ohne Selbstgefälligkeit sah er sich die Unterseite des Sockels an,

wo eingraviert stand, daß die evangelische Gemeinde B.... ihrem verehrten Herrn Hilfsprediger Claus Hallern dieses Kreuz als ein kleines Zeichen ihrer Dankbarkeit überreiche und als Erinnerung an die unvergeßliche Zeit seiner Wirksamkeit in ihrer Mitte. Der Pfarrer strich mit Vergnügen über die Buchstaben und dachte einen Augenblick an die guten Fräulein Budde, die für ihn geschwärmt hatten, und an das Bibelkränzchen in ihrem Hause. Dann gab er sich einen Ruck, stellte das Kreuz wieder auf, schloß die Fenster seiner Stube und begann seine Predigt zu memorieren, wobei er acht gab, daß seine Stimme voll und maßvoll tönte.

Am Sonntag war die Kirche wie am Einführungstage gedrängt voll. Rechts die Frauen, anders anzuschauen als am Alltag, wenn der Meereswind mit blonden und braunen Haaren unter den hellen Tüchern zu spielen liebte, während die braunen entblößten Arme kräftig in die Arbeit griffen. Unter runden oder unter Kapotthüten blickte man verstohlen zu den Männern hinüber, die in dunklen Anzügen steif und schwer in ihre Hüte hineinbeteten, ehe sie sich setzten. Dann wandten sich alle Augen vor Beginn des Liedes auf die Pfarrbank, wo sich vom dunklen Hintergrund des Gestühls die kleine, zarte Gestalt und das schmale Kindergesicht der jungen Pfarrfrau licht und sonnig abhoben. Flimmernde Strahlenbahnen fielen schräg durch die großen Kirchenfenster, der Flieder vom Kirchhof duftete zu den offenen Türen herein, und die Narzissen auf dem Altar leuchteten wie kleine Sonnen; hin und wieder tönte das Anrauschen der Wellen, ein Möwenschrei, ein verflattertes Lerchenlied. Dann setzte die Orgel ein, man sang, die Stimme des Pfarrers und die Antwort der Gemeinde ertönte; schließlich während des Liedes trug Becker den Klingelbeutel herum, und der Pfarrer bestieg die Kanzel und begann zu predigen. Man hob den Kopf, freute sich an dem schmucken Mann, der dort soldatisch gerade stand, hörte die Disposition und ein paar volle Sätze, und wußte, daß alles in bester Ordnung sei. Die Frauen setzten sich behaglicher zurecht, glätteten die Röcke oder legten sich ihr Taschentuch über die Knie und falteten darüber die heißen Hände. Die Mienen glätteten sich, sie wurden zufrieden, andächtig und schläfrig. Die schöne Stimme sprach ihre schönen, erbaulichen Sätze, die so voll tönten, und beschrieb das gelobte Land, das weit weg ist. Man lauschte, als handle es sich ums Paradies, über das besonders feierliche Gedanken zu haben des Pfarrers Aufgabe und Recht ist. Öldruckartig tauchten die Bilder des Heilands in seinen wallenden Gewändern auf und befriedigten die Zuhörer, über deren gesenkte Häupter die Morgensonne in die Kirche hineinspielte, auf den alten herrlichen Kerzenhaltern und Blakern ruhte und auf dem Dreimaster, der klein und stattlich getakelt im Mittelschiff hing. Draußen rauschten sommerlich die Wellen, Schmetterlinge tanzten über die Kirchhofsgräber, und der neue Pfarrer sprach und sprach. Es wurde heißer in der Kirche, man wischte sich den Schweiß von der Stirn und seufzte. Dann tönte die Pfeife des Dampfers, seit Jahren das Signal, daß es halb elf und die Predigt nunmehr gleich vorbei sei; einer der Gemeindeältesten räusperte sich, der Pfarrer sagte Amen, man hüstelte, schnaubte sich, scharrte mit den Füßen, die Orgel setzte ein, der Pfarrer verlas seine amtlichen Nachrichten, sprach Gebet und Segen, der letzte Vers des Hauptliedes wurde gesungen, — die Kirche war aus.

Die Frauen gingen durch die Dorfstraße in die kleinen Häuser, wo Kinder und Arbeit, oft aber auch Krankheit und Not ihrer warteten, und die Männer schlenderten in den Hafen. „Mit den Pfarrer, dat geit“, sagte einer. „Dat geit gut“, war die Antwort, und ein Murmeln im Kreise stimmte bei. Dann sprachen sie von Fischpreisen und von Winden, standen breitspurig, kauten, prahlten, zankten, und ließen sich's wohl sein. Nur ein paar ganz alte Leute meinten: „Er et noch to jung.“

Im jungen Eheglück ging den Pfarrleuten der Sommer hin mit seinen heißen Tagen und den langen, lichten Abenden, wo das Meer opalschimmernd gleißt, ein silberner Spiegel, über dem das Licht zittert und strömt. Der Herbst kam mit langen Wanderungen durch die Dünen, bei denen Klaus Hallern oft die junge Frau hoch in seine Arme hob, damit sie fern die See sah, tiefblau mit den weißen Schaumkronen. Zusammen gingen die beiden über Land, zusammen ins Dorf; nur bei den Besuchen trennten sie sich. Einmal, ganz zuerst, hatten sie zusammen einen seelsorgerischen Besuch gemacht, waren zusammen in die gute Stube und aufs Sofa genötigt worden, während die Fischerfrau, die Schürze um die Arme gewickelt, vor ihnen stand, und der Fischer ihnen gegenüber, schwer und breit auf dem Stuhle saß, die Augen auf einen Punkt der Diele gebohrt, wo eine rostige Stecknadel lag. Der Pfarrer hatte gefragt, die Leute hatten geantwortet, ein stockendes aber freundliches Gespräch kam in Gang, der Pfarrer leitete es ins Geistliche über, die Leute hörten zu und nickten. — Bei diesem Besuch hatte die junge Pfarrfrau eine Abneigung bekommen gegen gute Stuben und sonstige Herrlichkeiten. „Klausepeter,“ sagte sie, „das ist nichts für mich, geh du man allein.“ So machte jeder für sich seine Besuche im Dorf. Der Pfarrer nachmittags, im Gehrock zuerst, dann aber allmählich etwas familiärer, in der Alltagsjoppe, kam vor allen Kindstaufen, Hochzeiten und Beerdigungen und war immer, wo er glaubte, daß man seiner bedürfe: gewissenhaft, leutselig, ein bißchen steif.

Die Pfarrfrau zu jeder Tageszeit, wo der Wunsch sie ankam, wie sie ging und stand, in ihren hellen Sommerkleidern, die einfach waren wie Kinderkleider, oder im wollnen Winterjäckchen, Verbandzeug oder Äpfel und Pfeffernüsse im Arm. Der Pfarrer traf sie dann manchmal auf irgend einer Diele oder in den dunklen Küchen, mit Kindern spielend, einer Greisin vorlesend oder zusprechend, oder hilfreich am Bette eines kranken Kindes, die Hand einer weinenden Mutter in der ihren.

„Sprachst du ihnen vom Heiland?“ fragte sie der Pfarrer einmal, als sie müde und blaß von einem Sterbelager heimkam. „Nur ganz selten kann ich das,“ sagte die junge Frau, „ich bin so dumm, so dumm“ — und die Tränen rannen ihr —, „ich kann nichts tun als sie lieb haben, und —“ Sie faltete die Hände und war still.

Während sie aber immer heimischer im Dorfe zu werden schien, mit Vertraulichkeit und tausend kleinen Anliegen empfangen wurde, behielt er allmählich von seinen Gängen ins Dorf ein fröstelndes Gefühl im Herzen zurück. Es vertiefte sich langsam. Er kam unzufrieden von seinen Besuchen heim. Worüber, wußte er kaum. Er wurde überall ehrerbietig aufgenommen und war sich bewußt, in

den überheizten Stuben manch gutes, gesalbtes Wort gesprochen zu haben. Aber ging er dann am frühen Winterabende durch die Dorfstraße dem Pastorate zu, klang ihm aus dem Gasthause das Grammophon entgegen und die lauten Stimmen der Trinker, taumelte dort ein Fischer, schimpfte dort ein Weib, sah er hier einen Fleißigen bei der Arbeit, dort durch die Scheiben ein trauliches, ordentliches Bild: Mann und Söhne beim Handwerkszeug oder an den Netzen, Frau und Töchter über Flickerei gebeugt — dann kam's ihm vor, als fragten diese Menschen nichts, aber auch gar nichts nach ihm und seiner Botschaft vom Heile in Jesu, als läge das ganz abseits ihres Lebens und als sei kein Zusammenhang zwischen ihm und ihnen, kam gleich alles regelmäßig Sonntags zu ihm in die Kirche.

Da kam ein neuer Ton in seine Predigt. Er arbeitete länger an ihnen als früher, und wenn er sie memorierte, zitterten die Glasscheiben seines Bücherschrankes, auf dem das Kruzifix stand. Er hielt sie mit laut erhobener Stimme in der kleinen Kirche, in die im Winter der Ton des Meeres oft orkanartig anschwellend hereinbrauste und deren Schindeln im Winde klapperten, so oft der Wind über die Dünen fegte. In ihr hielt er seiner Gemeinde ihre Sünden vor. Erst väterlich und ermahnend, im Laufe der Monate aber immer grollender werdend, wählte er starke Worte, die nichts verschleierten, und sprach unverhohlen von Saufen und Unzucht, Leichtsinn, Hartherzigkeit und Habgier, die in ihrer Mitte groß seien.

Es erregte seine Gemeinde. Was fiel dem Pastor ein? Tat ihm einer etwas zuleide? Bekam er nicht sein gutes Gehalt? Es wurden jetzt oft drohende Worte gegen ihn laut; wenn er des Abends allein durchs Dorf ging, lachte man frech hinter ihm her, grüßte ihn nicht oder riß den Hut so vom Kopfe, tief dabei dienernd, daß der Pfarrer den Hohn der jungen und den Mißmut der älteren Leute wohl fühlen mußte. Einige Kirchenplätze wurden im Laufe des Winters leer.

Fromm saßen nur die Tugendhaften und Geretteten vor ihm in den Bänken; wer einen besaß, hatte die Füße im Fußsack, und vor jedem Aufstehen gab's ein Scharren. Die Öfen glühten die zunächst Sitzenden an; alle sahen satt und schläfrig aus; erhob er seine Stimme zu besonderem Nachdruck im Bußton, schielten sie nach diesem oder jenem Mitchristen hinüber, als dächten sie: „Gut, daß er's mal zu hören bekommt", nickten seinen Worten zustimmend zu und standen mit ihm im Bunde gegen die Sünde der Welt und des Fleisches.

Klaus Hallern hatte sich zuerst gefreut, die üblen Elemente, die nicht ins Gotteshaus paßten, entfernt zu haben, und geglaubt, daß nun ein regeres Leben und regere Gemeinschaft in seiner Gemeinde erwachen würden. Da aber nur die allgemeine Behaglichkeit in den Kirchengehern zugenommen hatte, im übrigen aber das Alltagsleben seinen vom Sonntag völlig unbeeinflußten Charakter beibehielt, begannen seine Augen geschärft auf die Frommen im Kirchenschiff zu schauen, und die Worte blieben ihm im Halse stecken, die er ihnen sagen wollte, um sie in ihrem Gutsein zu bestärken. Anstatt dessen sprach er ihnen von den getünchten Gräbern, die von außen freundlich aussehen, innen aber voll Unreinigkeit sind.

„Schimpf' nicht so viel, Klausepeter," sagte seine Frau, „es ist so viel Elend im Dorf, seitdem die Fische ausbleiben, man muß helfen. Schreib' an Fräulein

Budde, daß sie uns Geld für Maukens leiht!" „Er Mauke säuft, und sie ist auch nur äußerlich auf rechtem Wege", grollte der Pfarrer. „Die Kinder haben nichts zu essen, und die Stube ist ungeheizt", sagte die Frau mit einer stillen, kleinen Stimme, die dem Pfarrer weh tat.

Er tat sein Äußerstes, die hereinbrechende Armut lindern zu helfen, sprach den Leuten Mut und Trost zu, sammelte Geld, richtete Armenkassen ein, borgte den Tüchtigen und half denen, die in den harten Zeiten ihr Brot außerhalb des Dorfes suchen mußten. Als aber der Sommer kam, die Männer auf See waren und Geld wieder ins Dorf floß, mußte er sich sagen, daß zwischen ihm und der Gemeinde kein näheres Band sich geschlungen hatte; daß ihn selbst zwar mancher wackere Mann schätze, Gott aber durch ihn keine Seele gewonnen worden war.

Das Predigen wurde ihm je länger je mehr zur Last. Es schien ihm zwecklos. Schimpfen wollte und durfte er nicht mehr, und seinen Ermahnungen lauschte man mit derselben Verständnislosigkeit, mit der man einer Bachschen Kantate gelauscht hatte, die ein Kantor ihnen vor dem Hauptliede spielte.

Er wußte nicht mehr, was zu sagen. Das Kruzifix mit der schönen Inschrift nahm er vom Schrank herunter und schloß es ein; die Worte ärgerten ihn: „Lauter Vergißmeinnichtsuppe tischte ich denen vor, und sie riefen bravo! Damit ist hier nicht gedient! Womit weckt man die hier auf? Harte Worte stumpfen ihre Seelen ab, und sanfte schläfern sie ein! — Was willst du eigentlich?" fragte er sich dann selbst, „du hast eine volle Kirche, volle Abendmahlstische und eine doch im ganzen nicht ungesittete Gemeinde!" Aber es war in ihm etwas erwacht, das zeigte ihm, daß etwas fehle, etwas Wesenhaftes, was allein sein Amt rechtfertigte, ihm Kraft und Sinn verlieh. Was war's? Er begann seine Predigten mit Anekdoten zu würzen, sie apart und spannend zu machen; aber das Vergnügen, das sie nun machten, verstimmte und demütigte ihn; er schämte sich, ein geistlicher maître de plaisir zu sein. Er las viele fremde Predigten, ja, er hielt große Teile aus solchen, von denen er gehört hatte, daß sie unvergeßliche Eindrücke hinterlassen und Bekehrungen vollbracht hatten; seine gewohnheitsgemäß kommende schlichte Dorfgemeinde zeigte dasselbe undurchdringliche Gesicht. Er tat das Fremde von sich, nahm nichts als die Bibel vor und vergrub sich in die heiligen Bücher. Ein stärkerer, lebendiger Kontakt mit seiner Gemeinde kam nicht zustande. Die paar alten Fischer, die ihn von Anfang an als „to jung" abgelehnt hatten, schüttelten nach wie vor verneinend den Kopf, wenn er wieder einmal bildreicher und kräftiger aus sich herausging, und seine kleine Frau im großen Kirchengestühl hob über den gefalteten Händen ihr blasses Gesicht zu ihm empor mit einer bangen Frage in den Augen.

Er hatte es so satt. „Lieber Steine klopfen!" sagte er sich, wenn er wie geschlagen aus der Sakristei wieder in seine Arbeitsstube kam. „Was soll das alles? Was soll das?" schrie er dann, warf die Bücher auf die Erde und trat darauf, oder setzte sich todmüde in seinen Stuhl. Zweifel an seine Berufung als Geistlicher waren bei ihm längst heimisch. Nun wallten ernstere auf und bestürmten ihn. Er verdoppelte seine Bibelstudien. Er ließ sich Kommentare kommen, orthodoxe und liberale. Je mehr er las, desto unruhiger wurde er. Dinge, die ihm unumstößlich gewesen waren, und die er nie befragt hatte, wurden ihm problematisch, Fest-

stehendes wurde ihm wesenlos, wie der zerrinnende Seenebel vor seinen Fenstern. Er verbrachte jede freie Minute bei seinen fruchtlosen Studien, alle anderen Pflichten zurückstellend, und rang sich die Seele wund mit seinen fieberhaft ungeduldigen Gedanken, mit denen er Gott bald anrief, bald ihn leugnete, während im Nebenzimmer sein junges Weib die Hände im Gebet zusammenpreßte oder beim Nähen der winzig kleinen Kindersachen oft stundenlang die Seele sammelte in einem Flehen.

Sie hatte in diesen Monaten wenig von ihrem Mann, trotzdem sie nie heißer nach der Gemeinschaft mit ihm verlangt hatte. Er ließ sie nicht an sich heran, teils in dem Bedürfnis, sie zu schonen, die in dieser Zeit besonderer Liebe und Sorgfalt bedürftig war, teils weil er, zerrissen vom inneren Dialog, keine Kraft zum mitteilen in sich fühlte. Ohne Aussprache erriet sie ihn. Ihr sonniges, impulsives Kindergesicht bekam feine, verschwiegene Leidenszüge und trug einen mütterlichen Ausdruck tapferer Heiterkeit, wenn sie ihm gegenübersaß. Nur wenn er ein seltenes Mal ihr zärtlich übers Haar strich, senkte sich das blonde Haupt und die feinen Augenlider preßten sich fest zu, um drängende Tränen zurückzuhalten.

Es bedurfte seiner ganzen korrekten Pünktlichkeit und Rücksichtnahme in diesen Wochen, um zu den Mahlzeiten zu Hause zu sein und das mit ihm zu besprechen, was sie freundlich anregte. Ihr Anblick war ihm ein Vorwurf. Er atmete auf, wenn er allein war. Es trieb ihn auf die Düne heraus, fern an den Strand, wo er allein war und laut zu sich sprechen konnte, laut aufstöhnen, wenn die Qual der Gedanken und der Wahl auf ihm lag, und laut beten; wo er auch, ungestört von den vertrauten, schmerzerweckenden Bildern seines Heims, Pläne machen konnte, rechnen, mit der Zukunft ringen um eine neue Existenz.

So kam zum drittenmal, seitdem Klaus Hallern in der Gemeinde war, der Dezember heran. In ihm war es langsam ruhig geworden. Er wußte, was er zu tun hatte. Er wollte die Weihnachtsarbeit, die Sylvester- und Neujahrsgottesdienste erledigen, dann aber seinen Beruf niederlegen. Er glaubte an nichts mehr, was dazu nötig war, ihn voll auszufüllen. Gottes Existenz war ihm, wenn auch philosophisch nicht zur Frage, doch persönlich zur Unwirklichkeit geworden, über die er auf der Kanzel nichts zu sagen hatte. Zur pädagogischen Arbeit an Erwachsenen fühlte er sich nicht berufen, da er immer deutlicher sah, wie wirkungslos die ethischen Ermahnungen letzthin waren, in denen jetzt seine seelsorgerische und kirchliche Wirksamkeit gipfelte, trugen sie auch manchmal die Illusion eines Erfolges. Die Sakramente, an die er nicht mehr glaubte, schämte er sich, auszuteilen. — Es war alles zu Ende. Er war es alles müde. Nur noch den Amtsdienst dieses Monats zu erfüllen, schien ihm Pflicht, um nicht den grellen Ton seiner Notwendigkeiten in des Jahres schönstes Fest hineinzutragen.

Er war ruhiger geworden. Das Herz lag ihm zwar noch wie ein unheimliches Gewicht in der Brust, und die ganze weihnachtliche Tätigkeit seiner Frau für Arme und für Verwandte, das Backen im Hause, die Ankunft der Feriengäste, das Schmücken der Weihnachtsbäume, all diese Fröhlichkeiten anderer Jahre quälten ihn und nannten ihn heimlich einen Verräter und Betrüger. Es war ihm, als dürfe er an nichts mehr teilnehmen, und nur scheu und heimlich nahm er seiner

Frau diese und jene Last des Tages ab, wenn ihr müdes Gesicht ihm verriet, daß es auch ihr eine Last sei. Der Gedanke an das Leid, das er ihr bereiten würde, an den Kampf mit seinen Eltern und Schwiegereltern, an das Niederlegen seines Amtes war ihm immer gegenwärtig, und die Zukunft, seine Studienjahre, seine Lehrerlaufbahn waren ohne Lockung.

Als er am 24. Dezember erwachte, schien ihm der Tag endlos. Ihm graute vor der winterlichen Schwere all dieser Stunden bis zur späten Nacht, vor dem Klang der Lieder, die die Kinder in seiner hell erleuchteten, tannengeschmückten Kirche singen würden, strahlend, dem Altare zugewandt, ihm graute vor der Predigt, die er halten, vor den Bescherungen, denen er beiwohnen mußte. Er raffte sich auf: „Nur noch heute, nur noch am 25., 26., 31. und am ersten, nur noch sechsmal, dann ist's vorbei", flüsterte er gequält beim Anziehen. Es schien ihm eine lange Zeit.

Der Tag war voll tätigen Tuns. Nachmittags, als alles erledigt, ging er aus. Die Dorfstraße lag ruhig unter der frischen Schneedecke, in den Häusern war lebendiges Wirken. Im Hafen zogen die Männer die Kähne hoch, stauten Ruder und Pfähle und zogen in Kompanien heim.

Der Pfarrer ging hinaus auf die Mole. Das Meer lag still unter dem silbernen Winterlicht, die fernen Ufer schimmerten weiß. Es war ganz still hier draußen. Das Meer schäumte gegen die Brückenpfosten und brandete eintönig und ruhig ans Ufer. Langsam senkte sich die Dämmerung, grau und fahl. Lichter im Hafen brannten auf. Wenige zuerst, dann auch aus den kleinen Fenstern der Fischerhäuser hervorschimmernd.

Ganz draußen am äußersten Ende der Mole, außerhalb des Dorfes, wo die Winde kalt über die Steine streichen, saß der Pfarrer und blickte aufs Dorf. Nach den Monaten seines Werbens um die Gemeinde hatte er es mit Haß, mit harten Vorwürfen wegen all der Dinge, die es ihm schuldig geblieben war, angeschaut, dann allmählich mit Stumpfheit, als eine Aufgabe, mit der er nichts anzufangen wußte. Jetzt aber, wie da in der kalten Dämmerung des Dezembertages Licht auf Licht aufleuchtete und den armen, kleinen, flatternden Schein in die große Nacht hinausschickte, überwältigte es ihn plötzlich: was war er diesen Menschen schuldig geblieben! Waren sie denn wirklich so anders wie er? Quälten sie sich nicht gleich ihm unter der Dumpfheit des Lebens, eng hineingebunden in die Bande der Notdurft, von Zwang und Unwissenheil belastet? Waren sie nicht alle mit ihm auf denselben ewigen mühseligen Menschheitswegen, staubig, suchend? Ein bisher unbekanntes Gefühl der Einheit mit ihnen allen überkam ihn, schmerzlich, heiß. Er starrte durch die tiefer hineindringende Dämmerung hinüber zu den winzigen Fenstern. Bild auf Bild tauchte in ihm auf; es war aber, als wenn ein jedes anklagend käme, heimlich sprechend: Warum hast du mich nicht geliebt, mich nicht nah an dein Herz genommen, mir nicht den Weg gezeigt? Vergangenes, das er übersehen und verachtet hatte, wurde lebendig und zeigte ihm, wie er als Prahler und Richter hier einhergegangen war unter lauter Bedürftigen, immer fordernd, aber keine Kräfte verleihend, zu all der Bürde, die ein jeder trug, neue hinzufügend, ohne Erkenntnis und ohne Liebe. Er dachte an die Ablehnung des

einen Teiles seiner Gemeinde, aber anstatt sich dadurch gerechtfertigt zu wissen, erkannte er sich plötzlich an deren Ausschweifung und Verlotterung so schuldig wie an der Selbstgerechtigkeit und Heuchelei vieler seiner Kirchgänger. Wie war er an ihnen allen schuldig geworden! Blitzartig erhellte sich das vor ihm. Aber woher nehmen, wenn man nicht hat? Es brach das Bewußtsein seiner Armut plötzlich über ihn hinein, und mit ihm in dieser harten Stunde das Wissen, daß er in dieser seiner Armut und Not wie in einer Sackgasse stände, und daß das Leben, das vor ihm lag mit allen verwirklichten Plänen, die er jetzt geformt, doch kein neues sein würde, sondern eine Fortsetzung des alten, selbst wenn er Amt und Gemeinde am zweiten Neujahrstage auf immer verließe. Diese Armut würde mit ihm gehen, ihn schuldig machen an Weib und Kind und an den Schülern, die auf den Schulbänken vor ihm sitzen sollten.

Da brach etwas in ihm zusammen. Er sprang mit einer jähen Bewegung aus seiner gebeugten Stellung empor und lehnte die geballten Hände auf die feuchtkalten Steine der Mole. „Mein Gott, wo ist ein Ausweg aus all diesem?"

Da klang's wortlos durch die stille Nacht: „Hier bin Ich — ergreife mich!"

Ein Entsetzen kam über ihn, wie nie zuvor in seinem Leben. Das Wissen, daß er vor einer Wahl stände: Hier der alte Weg —, dort ein neuer...

„Hier bin Ich — ergreife mich!"

Ein kurzes Ringen, ein atembeklemmender Augenblick der Wahl, ein Schaudern vor dem Alten, ein Zurückbeben vor dem Neuen, das ihn forderte. Ein Entsetzen durch alle Fibern seines Wesens. Dann spannte er sich und lauschte nach der Stimme, wie ein Durstiger nach Quellenklang. „Hier bin ich," schrie seine Seele als Antwort, „was soll ich tun?"

Da kam das Neue. Es strömte über ihn hinein. Er wußte nicht, woher es kam und kannte keinen Namen dafür. Er hatte dies nie gerufen, denn er hatte nicht gewußt, daß es dies gibt. Dieses Wunder. Aber es war da. Um ihn. In ihm. Offenbar. Wortlos, begrifflos, gegenwärtig. Es machte ihn ganz klein. Es brach allen Stolz und Hochmut, legte ihm alle Schuld zur Last, gab ihm alle Verantwortung, lockte Träne über Träne, heiß, unaufhaltsam, wie nicht seit Kindertagen. Und zugleich nahm es alle Bürde und alle Not hinweg, tröstete, wie eine Mutter tröstet, durchstrich die Schuld, schuf alles von Grund auf neu, so daß er sich erheben konnte, ein Gebrochener und doch Neugeschaffener, aufgerüttelt und doch gestillt, geborgen in so großem Lieben, daß er dem Dorfe zuschreiten konnte als ein Inbrünstiger und Liebender, überwunden und doch leuchtend zu neuem Beginnen.

Leise war die Stimme, die abends in der weihnachtlichen Kirche von der Kanzel herab sprach. Und doch war ein Etwas in ihr, das ließ einen aufhorchen, daß die blasse Pfarrfrau nach einem kurzen Aufblick ihr Gesicht in den Händen barg, und die Alten in den hintersten Reihen die steifen Finger falteten. Arm und holprig waren die Worte, wie keiner sie je von Pfarrer Hallern gehört hatte. Den Sätzen fehlte jede bildhafte Schönheit und feierliche Steigerung. Aber es war in ihnen jene Beredsamkeit, die keiner sich geben kann. Da hieß es aufhorchen, als stände dort oben nicht der Pfarrer, als spräche dort einer ihresgleichen, einer, dem es

schlecht gegangen war, der sich den Fuß wund gestoßen hatte, der überall gefehlt hatte, wenn er auch sein Bestes tat, einer, arm wie sie, staubig, strauchelnd, mühselig, trotz allem, womit er es zu vergessen suchte. Und dann sprach dieser da wie einer, der den Weg heraus weiß aus diesem Dunkel, der ihn nicht weiß aus klugen, fertigen Gedanken heraus, sondern weil er einen Führer fand, dem er sich anvertrauen durfte, nicht als einem Fremden, sondern als dem eigenen lebendigen Licht seiner Seele. Diese Predigt galt nicht diesem Nachbar oder jenem, sie galt einem selbst, sie ging einen selbst an.

Altvertraut war die Verkündigung der Weihnachtsverheißung, aber sie klang heute wie die eines neuen, gegenwärtigen, inneren Geschehens.

Man lauschte. Gott ward in den Herzen groß. Weihnachtsahnung senkte sich auf die volle, lichtergeschmückte Kirche. —



Nach Hause · Von Kurt Arnold Findeisen

Auf jeder Straße ist einmal
Ein lieber Wunsch gegangen.
An jedem Kreuzweg sitzt die Qual
Und das tiefe Bangen
Nach Hause.

Auch unsre Seele wird einmal
Sich ängsten im Abendwinde. —
Beten wir, daß sie im Strahl
Des letzten Lichts sich finde
Nach Hause!





Die Seele des modernen Arbeiters

Adam Smith findet, der kleinste Zug im Leben eines großen Mannes sei so bedeutsam, daß er sich glücklich schätze, zu wissen, Milton habe Schnürschuhe und nicht Schnallenschuhe getragen. Dagegen äußert Bernhard Shaw, der vielleicht kein schlechterer Psychologe ist, ganz summarisch: „Wenn wir einen großen Mann begreifen könnten, dann würden wir ihn hängen ..."

Indes, wie hoch man auch immer den Standpunkt der heroischen Geschichtsbetrachtung einschätzen mag: zuzugeben wird auf alle Fälle sein, daß ohne Kenntnis der typischen Massenzüge eine umfassendere Lebensorientierung undenkbar ist. Schon aus dem Grunde, weil die Bekenntnisse der Großen, mögen sie selbst der heldenhaften Aufrichtigkeit eines Rousseau oder Strindberg abgerungen sein, viel zu viel Hemmungs- und Siebungsprozesse zu passieren haben, um auf den Normalmenschen, der auch im Allergrößten immer nur sich selbst wiederfinden will, völlig unvermittelt wirken zu können. Ihnen gab die ferne, seltene Gottheit, die auserwählten Leiden des einen, des einzigen Genius zu künden — das Alltagsweh, das die keuchende Brust des Arbeitsmenschen sprengt, redet mit der gesammelten Wucht vieltausendstimmiger, erdverhafteter Menschenchöre. Und das betäubende Echo wird um so komplizierter und deutungsbedürftiger, je massenhafter es an unser Ohr schlägt, je beharrlicher es längst gestellte Fragen zu wiederholen scheint: wie denn die unendlichen Wiederholungen im ungeheuren Rhythmus der Natur tiefere Rätsel bergen, als ihre noch so wunderbaren Einmaligkeiten.

Wir behelfen uns hier wie dort mit der mehr oder minder willkürlichen Festsetzung von Einschnitten und Grenzen, um das Chaos zu teilen, zu organisieren. Und auf solchem Wege ist kürzlich auch eine von privater Seite veranstaltete Untersuchung über die sozialpsychologischen und psychophysischen Einwirkungen des modernen Großbetriebs auf die Arbeiterschaft zu ihren Problemstellungen und Ergebnissen vorgedrungen. Man mag an den Schlußfolgerungen, die Adolf Levenstein in seiner bei Ernst Reinhardt in München erschienenen „Arbeiterfrage" aus den Ergebnissen seiner umfassenden Enquete gezogen hat, im einzelnen manches auszusetzen haben: die im ganzen methodischen Bedenken treten zurück hinter der Bedeutung der Tatsache, daß hier zum ersten Male Massenuntersuchungen vorgenommen wurden auf einem Gebiet, das gerade deshalb, weil es uns so greifbar nahe liegt (und wohl auch wegen der scheinbaren Gleichwertigkeit der zu erwartenden Resultate) von der Gesellschaftswissenschaft bisher allzu wenig berücksichtigt worden ist: auf dem Gebiet der Arbeiterpsychologie.

Und es war Mühe, die sich überreichlich lohnte. Wer nicht durch Leben und Beruf der kostbaren Erkenntnis nähergebracht wurde, — hier bietet sie sich ihm in tausenden schlichten

Proletarierbeichten überzeugend an: der große Menschheitsausschnitt, der tagläglich am Triebrad und Selfaktor, an der Drehbank und in der Grube mit monotonen, seelenlosen Handgriffen Güter und Werte schafft, er ist keine unterschiedslose Masse — es ist nur der gleiche Druck der Ermüdung, die gleiche Ungunst der sozialen und ökonomischen Verhältnisse, was hier wie ein grauer Staubton die individuellen Unterschiede innerhalb einer gestaltenreichen Millionenschicht verwischt. Laßt den einzelnen sich aussprechen, seine Freude und Traurigkeit, seine Wünsche, seine Hoffnungen, seine Verzweiflung künden: und aus dem formlosen Chaos erhebt sich das Individualschicksal, bunt von der Farbe des Lebens, bedeutend und interessant durch die Tragik und Glorie des Kämpfenmüssens...

* * *

Die fragmentarischen Autobiographien der Arbeit, die hier gesammelt vorliegen, bilden in ihrer Gänze einen höchst wichtigen Beitrag zur *Psychologie des modernen Großbetriebs*, die zu ihrer Vollendung freilich noch eine gleich systematische Behandlung des Unternehmertums und der seelischen Wechselbeziehungen zwischen diesem und der Arbeiterschaft voraussetzen würde. Hier galt es zunächst auf induktivem Wege Unterlagen zu gewinnen für die Beantwortung des Fragenbereiches: Welche Art von arbeitenden Menschen wird durch die moderne Maschinenkultur und den modernen Großbetrieb geprägt? Und sind es vorwiegend Kräfte des Aufstiegs oder der Entartung, die sie entbinden?

Die Erhebung umfaßte drei beruflich getrennte Kategorien der politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft sozialistischer und freigewerkschaftlicher Richtung: die Gruppe der *Bergarbeiter* des Ruhr- und Saargebiets und Schlesiens, die Gruppe der Berliner und Forster *Textilarbeiter* und die Gruppe der *Metallarbeiter* in Berlin, Solingen und Oberstein. Nach entsprechender Vorbereitung des Terrains durch einen ausgebreiteten persönlichen und brieflichen Verkehr wurden 8000 Erhebungsformulare an die Enquetierten versandt. Die 26 Fragepunkte erfassen den Arbeitenden sowohl in rein materieller Beziehung, als auch — und zwar vorwiegend — in seinen durch das Arbeitsverhältnis geschaffenen seelischen Dispositionen; sie gehen auf die persönlichen Wünsche und Beschwerden des Arbeiters, auf seine Stellung zur Familie und zu den sozialen Problemen, auf seine literarischen und künstlerischen Neigungen und auf sein Verhältnis zu Natur und Glauben ein und geben so ein Kulturbekenntnis im allerweitesten Sinne.

Die Enquete wurde am 24. August 1907 eröffnet und am 1. April 1911 geschlossen. Im ganzen waren innerhalb dieses Zeitraums 5040 (63%) ausgefüllte Erhebungsexemplare eingegangen; davon entfielen auf die Bergarbeiter 2084, auf die Textilarbeiter 1153 und auf die Metallarbeiter 1803. Levenstein hat, um zu einer Erfassung der verschiedenen psychologischen Typen innerhalb der drei Arbeiterkategorien zu kommen, eine Vierteilung des gesamten Materials in der Weise vorgenommen, daß er eine „*intellektuelle*“, eine „*kontemplative*“, eine „*verbildete*“ und eine „*Massenschicht*“ unterscheidet. Der Einteilungsgrund ist durchaus subjektiver Art und wird mancherlei Anfechtungen unterliegen; aber das wäre schließlich auch bei jeder andern Gruppierungsmethode der Fall. Bedenklich erscheint es immerhin, wenn etwa aus der Kargheit und Monotonie der Antworten auf die Zugehörigkeit zur vierten Gruppe geschlossen wird, oder wenn irgend ein Schalk, der auf die Frage: „Was würden Sie sich für Dinge anschaffen, wenn Sie das nötige Geld hätten?“ erwidert: „Vier Frauen“, kurzerhand zur „Schicht der seelisch Toten“ verdonnert wird. Andererseits ist gewandtes Vortragen von Programmsätzen nicht unbedingt ein Zeichen von Intelligenz. Der „verbildeten“ Schicht dürften unschuldigerweise auch viele Elemente von Durchschnittsintelligenz zugeführt worden sein, denen lediglich eine gewisse Unbeholfenheit im Ausdruck zur Last fällt. An sich ist ferner die witzige Antwort eines Bergarbeiters, der auf die Frage: „Gehen Sie oft in den Wald?“ einfach das behördliche Verbot zitiert („Das Betreten des Waldes ist bei Strafe verboten“), keineswegs ein zureichender Grund, den Mann als „verbildet“

einzuordnen. Sicherlich ließen sich noch zahlreiche andere Einwände erheben; sie betreffen aber lediglich Fragen der Methode und Einordnung, nicht aber das Material und die rein menschliche Tendenz der Untersuchung, deren hervorragender Wert unbestritten bleiben soll.

* * *

Vor allem wird jede künftige Forschung über den fortschreitenden Mechanisierungsprozeß in der Sphäre des modernen Großbetriebs auf die hier niedergelegten Gutachten maßgeblichster Urteiler zurückgreifen müssen. Ist der Mensch noch Beherrscher der Maschine oder ist sie nicht selbst bereits seine tyrannische Herrin geworden? Bedeutet die moderne Maschinenarbeit eine Herabdrückung oder Befreiung der geistigen Persönlichkeit? Atomisiert die moderne Arbeitsteilung bloß die Arbeit oder auch den Arbeitenden? Steht es wirklich so, daß die Maschine, die den Warenpreis verbilligt und dem Manne die Konkurrenz der Frauen- und Kinderarbeit an den Hals hetzt, die Lage des Arbeiters nur erschwert, den Wert seiner Arbeit nur herabgesetzt hat? Daß die Entgeistigung der Arbeit heute einen Gipfel erreicht hat und die Einzelarbeit auf die Stufe einer rein mechanischen Tätigkeit herabgedrückt ist?

Da schreibt ein 27jähriger Metalldrucker: „Ich mag und will nicht zur Maschine degradiert werden! Lieber 20 Mark anstatt 36 Mark verdienen, aber nicht tagtäglich mit Ekel zur Arbeit gehen müssen.“ Ein Metallschleifer: „Ich finde kein Interesse an meiner Arbeit, und sehe ich am Feiertage auch nur die Schornsteine unserer Fabrik, dann ist es mir, als würde ich an etwas recht Ungehöriges erinnert.“ Ein Metalldreher, der seit sechseinhalb Jahren tagtäglich dieselben Stücke dreht, bringt unter dem Drucke der auf ihm lastenden Monotonie seine Maschine öfters mit Gewalt zum Stillstand und läuft in die Schmiede oder in die Schlosserei; ihm bereitet es eine wahrhafte Freude, wenn die Maschine plötzlich versagt, obgleich er als Akkordarbeiter dadurch Verluste erleidet. Ein Maschinenschlosser wirft gelegentlich, um das Vergnügen der Abwechslung zu empfinden, den Antriebsriemen herunter; oder er ölt die Maschine, bis sie überläuft — bloß, um nachher das Öl wieder abwischen zu können! Ein Berliner Plüschweber zum Kapitel Arbeitsteilung: „Ich verrichte immer dieselbe Arbeit: Doppelplüsch. Der Widerwille dagegen richtet sich ... gegen die ganze Umgebung. Die Zeit vergeht zu langsam. Eine Stunde Arbeitszeit wird zur Ewigkeit. Und dann: die Arbeit ist ganz weiß. Alles weiß: die Kette, die Poile, der Schuß, alles weiß. Die gewebte Ware auch weiß. Das Auge hat keinen Anhaltspunkt. Ein Haß gegen die bestehenden Einrichtungen erfüllt die Seele, weil gar kein Mensch die Anstrengungen sieht, immer gleich der Maschine auf dem Posten sein zu müssen.“ Ein anderer: „Zu der langen Arbeitszeit und dem niedrigen Verdienst kommt noch die den Geist verblödende Eintönigkeit und Gleichmäßigkeit der Arbeit selbst ... Ich betrachte die Maschine als meinen Feind ... Die Maschine ist ganz aus Stahl, nur Stahl, hat weder Herz noch Nerven, kennt keine Müdigkeit, keine Angst, keinen Schmerz, keine Wut. Steht aufrecht und kann ewig aufrechtstehen und arbeiten. Dieses verdammte Stahlgeschöpf, es muß siegen in einem Kampf, der kein Kampf ist. Herausreißen möchte ich das Stahlherz, das so unbarmherzig und leidenschaftslos schlägt!“ ... Bei den Bergarbeitern wirkt insbesondere die Trennung der Gehirnarbeit von der harten Muskelarbeit niederdrückend. „Das Menschentum wird schimpflich inmitten eines brutalen Arbeitsprozesses“, schreibt ein Kohlenhauer. „Wenn ich als Lohnarbeiter in dem Getöse der Grubenarbeit verhüllt darüber nachgrüble, wie es kommt, daß der Fluch der Arbeit so bleiern auf mir lastet, dann möchte ich aufschreien, wild, gellend vor Wut und innerem Groll ... Täglich heruntergerissen in die geologischen Tiefen des verkohlten Urwaldes, kühle ich die gemarterte Stirn an dem Gefels des Jura. Wahrhaftig: ein niederträchtiger Fluch hängt sich an diese Arbeit ...“

* * *

Daneben stehen, in vereinzelten Fällen, Äußerungen, die wirkliche Arbeitslust bekunden; meist dort, wo der Rhythmus oder die Abwechslung in der Arbeitstätigkeit Lust-

gefühle erzeugt. So schreibt ein Forster Weber: „Ich habe der Maschine gegenüber nicht die Empfindung, als sei sie ein übergeordnetes Etwas, deren wohlfeilster und entbehrlichster Teil ich bin, sondern sie erscheint mir als ein willfähriges Werkzeug oder als mein „Brotpferd", wie ich schon öfters scherzend gesagt habe... Sogar Vergnügen macht mir die einförmige Arbeit am Webstuhl. Wenn die Webschützen fast unsichtbar hinüber und herüber gleiten und auch sonst alles seinen gewohnten Gang geht, wenn der dumpfe Stoß und Schlag der Treiber Takt in das Tohuwabohu der tastenden Maschinen bringt, dann ist es mir oft, als ob der rasche Takt der Maschinen sich mir mitteilte und einen inneren Anschluß herstellte." „Die Arbeit an sich macht mir sehr viel Freude", bekundet ein Werkzeugschlosser. „Ich glaube sogar, sie zur Erhaltung meines Gleichgewichts zu bedürfen. Es ist dies allerdings nicht der Fall, wenn ich anhaltend monotone Arbeit verrichten muß." Als bedeutsam und einer näheren Untersuchung wert mag die Tatsache verzeichnet werden, daß bei den Berg- und Metallarbeitern die Arbeitsunlust gegenüber der Arbeitslust beiläufig um das Vierfache, bei den Textilarbeitern dagegen um mehr als das Zehnfache überwog. Für die beträchtliche Unterbilanz an Lustgefühlen in der Weberkategorie dürfte in erster Linie der Mangel an entsprechender Muskelbetätigung verantwortlich zu machen sein, der in den beiden andern Fällen immerhin ein gewisses Gegengewicht gegen das allzu starke Überwiegen der Unlustaffekte schafft. Daß die Akkordarbeit von durchschnittlich mehr als zwei Dritteln der Arbeiterschaft abgelehnt wird — während sich bloß 10,7% bis 19% ausgesprochen für sie erklären —, ist in Anbetracht der viel engeren Bindung an Maschine und Arbeitsmaterial, die dieses System im Vergleich zum Stundenlohn mit sich bringt, durchaus begreiflich.

Einen psychologisch belangreichen Fragepunkt bildet in diesem Zusammenhange das Problem der Ermüdung. Als Folgeerscheinung (zum Teil aber auch als Ursache) von physischen Schädigungen, von Unterernährung, Schlafmangel, Nachtarbeit und freudloser Arbeitstätigkeit (Zerstückelung des Arbeitsobjekts!) treten Unlustaffekte auf, denen der Arbeiter wehrlos unterliegt. Manche dieser Ermüdungszustände bieten das charakteristische Bild von Psychosen. Ein alter Metallarbeiter, der von der stilleren Hausindustrie in den lärmvollen Fabrikbetrieb verschlagen wurde, klagt: „Ich schwitze den ganzen Tag, bekomme Angstgefühle. Ich weine öfters wie ein kleines Kind, kann die Nacht nicht mehr schlafen. Ich habe jetzt zur Nachtzeit ein Licht brennen, und dadurch tue ich meine Gefühle besser erhalten." Lichtelektrische Ermüdung und das flimmernde Einerlei heller Farben erzeugen beim Textilarbeiter Druck in den Augenhöhlen und andere pathologische Erscheinungen, wie Funken- und Mücken-Sehen, allmähliche Abnahme der Sehschärfe, Trockenheit des Auges und Kopfschmerzen. Ähnliche Sehstörungen ruft während der Grubenarbeit das ewige Flackern der kleinen Benzinlampen hervor: Zittern der Pupille und Unsicherheit im Griff. Auf Körpern und Seelen lastet hier der Atmosphärendruck. „Wir Bergleute," berichtet ein Hauer, „beschäftigen uns viel mit der Sterbetafel in der Bergarbeiterzeitung. Bei mindestens 70% der Dahingeschiedenen lautet der Vermerk immer: Lungenschwindsucht. Wenn ich diese Tafel durchlese, krampft sich mir jedesmal das Herz zusammen, und ich fühle schon den mordenden Bazillenbiß in meiner Brust." Ein Pferdetreiber, der seit zehn Jahren mit einem Pferde namens „Viktor" im Bergwerk arbeitet, erzählt: „Wenn ich, die Augen geschlossen, halbwegs einschlafe, glaube ich immer nachts, ich sei wieder in der Grube, und viele Male rufe ich dann, wie meine Frau versichert: ‚Hoi, Viktor. Jö!' Ich mache also zwei Schichten jeden Tag und erwache gewöhnlich in Schweiß gebadet." Durchschnittlich erklären die Bergarbeiter fünf Stunden, die Textil- und Metallarbeiter acht Stunden als das erträgliche Maximum der täglichen Arbeitszeit. Aber in den Tabellen kommt auch die Aussage eines Saarbergarbeiters mit drei Kindern, fünfundzwanzig Mark Wochenlohn und vierzehnstündiger Arbeitszeit vor, dessen sehnlichster Wunsch es wäre, sich einmal „hinzulegen und die Glieder ausruhen zu lassen..."

* * *

So bedürfen diese Menschen, um nicht innerlich zu veröden, einer heftigen Reaktion. Sie sinnieren bei der Arbeit, nähren überschwengliche Wünsche und Hoffnungen, spinnen Träume und bauen Luftschlösser. Wie wenige unserer heutigen Sozialpolitiker ahnen etwas von den Tragödien des Denkens, die sich tagtäglich inmitten des modernen Arbeitsprozesses abspielen! „Das Denken ist in meinem Milieu ‚Leiden'", schreibt ein Bergarbeiter, „weil ich durch das Denken eben weiß, wie elend und unglücklich ich bin. Läge noch der Fluch der Unwissenheit über meinem geistigen Auge, wahrhaftig, mein Herz fühlte nur halb so sehr dies Wehe des irdischen Leids." Wie glücklich sind dagegen die Unempfindlichen, in ihrer Berufsarbeit bereits geistig Erstickten! Ein anderer frägt sich: „Ist das Denken Wohltat oder ist es Plage für das arbeitende Volk?" „Verflucht ist das Denken," ruft ein Metallarbeiter; „jetzt bin ich unglücklich und könnte erst dann wieder glücklich werden, wenn ich alle meine Kräfte darauf verwenden könnte, die anderen heraufzuziehen. Dieser jetzige Zustand des Erkennens ist scheußlich! Es muß etwas geschehen, oder die Misere des Denkens richtet mich zugrunde."

Daß durch die Mechanisierung des Arbeitsprozesses auch vielfach geistige Kräfte frei werden können, indem die Maschine gewisse Funktionen von den Arbeitenden übernimmt, zeigt ein Blick auf die von Webern herrührenden Dokumente. Hier finden wir den größten Prozentsatz derer, die sich während der Arbeit mit „außerberuflichen Problemen" befassen (20,9% gegen 5,1% bei den Bergarbeitern und 17,6% bei den Metallarbeitern). Weder Verdienst, noch Familie, noch die berufsmäßige Arbeit oder Fragen der Organisation und Politik beschäftigen die Arbeiter dieser Kategorie in gleichem Maße. Und diese „außerberuflichen Probleme" sind oft ganz ungewöhnlicher und auserlesener Art. Das eine Mal sind es Lichtjahre, Syriusweiten, Milchstraßensysteme, die den Philosophen am Webstuhl beschäftigen, das andere Mal die Geschichte der Erdepochen oder das Leben der einfachsten Organismen. Ein alter Forster Spinner spinnt seit Jahren am Faden einer äußerst komplizierten Katastrophentheorie, die in der Lehre gipfelt, daß die nördliche Halbkugel unseres Planeten absolut nicht mehr imstande sei, eine Höherentwicklung der Gesamtmenschheit zu tragen . . . Zweifellos begünstigt die Beschäftigung am Webstuhl auch den Hang zu Reimereien: davon zeugen 817 von den Textilarbeitern eingelieferte Gedichte. Bei den Metallarbeitern ist es nicht selten der tosende Rhythmus der Maschinen, der die schöpferische Phantasie erregt. „Man hört auf, anders als in Rhythmen zu denken", schreibt ein Arbeiter. „Man dichtet, und der Treibriemen skandiert. Wie manches Gedicht verdanke ich dem metallenen Klingen der Drehbank." In den meisten Fällen freilich richten sich die Gedanken dieser Kategorie während der Arbeit auf höchst nüchterne Probleme: auf Fragen des Verdienstes (27,8%) und der berufsmäßigen Tätigkeit (25,5%); erst in ziemlich weitem Abstande folgt die Beschäftigung mit politischen und Organisationsfragen (12,8%) und mit Familienangelegenheiten (3%). Den größten Prozentsatz gedanklich Indifferenter erzeugt die Grubenarbeit (42,8% gegen 14,8% bei den Textilarbeitern und 13,3% bei den Metallarbeitern).

Sieht man jedoch von der zeitlichen Beschränkung auf die eigentliche Berufstätigkeit ab, so bietet sich ein völlig anderes Bild: der Mißmut über die Abhängigkeit vom Brotherrn, die Sorge um die Zukunft der Kinder, der seelische Druck der niederen Lebenshaltung nehmen alsdann den breitesten Raum im Gedankenleben des Normalarbeiters ein. Je niedriger aber diese Lebenshaltung, desto mehr wird die materielle Abhängigkeit als drückend, als persönliche Unfreiheit empfunden, am wenigsten also bei den Metallarbeitern, am stärksten dagegen bei den Bergarbeitern. „Ich fordere Remedur von euch!" ruft einer aus. „Der Fluch: der Meißel, die Kelle in die nervige Faust. Aber diese Faust gehört einem Menschen. Achtet darauf! Bitter rächt sich unterdrückte Kraft!" „Das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Arbeitgeber verbittert mich, hat aus mir einen reizbaren Menschen gemacht", grollt ein Weber. Und ein anderer: „Früh sieben Uhr beginnt die Fabriksirene zu pfeifen. Es sind die Pfeifen meines

Brotherrn ... So werde ich herangepfiffen, wie der Herr seinem Hunde pfeift. Fünf Minuten später wird das Fabriktor geschlossen oder der Markenautomat gesperrt, und ich bin im Zuchthaus drin."

So weit die Untersuchung reicht, konnte festgestellt werden, daß die Erwerbsfrage fast immer nur im Zusammenhang mit dem Schicksal der jungen Generation erörtert wurde; im übrigen spielten die rein materiellen Gesichtspunkte an sich durchaus keine überwiegende Rolle. Am stärksten ist die Freude an Familie und Heim bei den verhältnismäßig am besten gestellten Metallarbeitern ausgebildet (45,3%; bloß 5,1% gaben dem Wirtshaus den Vorzug). Die Reihenfolge ist hier wieder dieselbe wie die für das Abhängigkeitsgefühl konstatierte: von den Textilarbeitern votierten nur noch 38,2% für die Familie, dagegen 9,2% für das Wirtshaus, und bei den Bergarbeitern schließlich rücken die beiden Zahlen noch näher zusammen (29,5% gegen 19,6%). Die gleiche Gesetzmäßigkeit spricht auch aus der Alkoholstatistik. Für entbehrlich erklären den Alkoholgenuß 69,2% der Metallarbeiter, dagegen nur 65% der Textilarbeiter und 51,7% der Bergarbeiter; für unentbehrlich: 5,6%, 5,9% und 19,7%. Auffallend ist, daß 13,9% der Textilarbeiter den Alkohol zugestandenermaßen als Arbeitsstimulans gebrauchen (gegen 8,8% der Bergarbeiter und 6,6% der Metallarbeiter). Daß zahlreiche Arbeiterfrauen in nicht immer sehr zärtlichen Randglossen zum Fragepunkt „Alkohol", und auch bei andern, noch heikleren Anlässen ihren Ehemännern, wo es darauf ankommt, ziemlich unverhohlen und derb die Leviten lesen, erhöht noch den Reiz der Spontanität und Ungeschminktheit, den diese ganze Generalbeichte atmet.

* * *

Was wünscht, was erhofft der Arbeiter persönlich vom Leben? Welchen Anteil nimmt er an den höheren Kulturbestrebungen dieser Zeit?

Wo nicht die drückendste Sorge um das Existenzminimum die natürliche Willenselastizität schwächt, ist der Bogen des persönlichen Wünschens und Erwartens hier kaum weniger weit gespannt, als in jeder andern modernen Gesellschaftsschicht, ja er umfaßt eine um so reichere Fülle des Lebens, als die Wunschäußerung des Proletariers triebhafter, ungebrochener ist als die des gesättigten Kulturmenschen. Die Frage: „Was würden Sie tun, wenn Sie genügend Zeit und Geld hätten?" wurde in einer erstaunlich großen Zahl von Fällen mit dem Wunsch nach Kunstbetätigung beantwortet. „In der Malerei drücke ich aus, was ich am Tage gewaltsam unterdrücken muß", schreibt ein Teppichweber. Ein Färber gesteht, daß er am liebsten den ganzen Tag zeichnen und malen würde. Ein anderer würde sich, wenn es anginge, ganz der Musik widmen. Ein vierter möchte Dirigent sein. Andere wieder wollen schnitzen und modellieren, oder sie ersehnen im allgemeinen eine Betätigung von individuellem Charakter, die künstlerisches Interesse und Schönheitssinn erfordert. In einer Arbeiter-Dilettanten-Kunstausstellung, die der Veranstalter der Enquete vor etwa drei Jahren in Berlin eröffnete, waren einige zum Teil recht ansehnliche Proben dieser Kunst zu sehen, die für viele zu einem unentbehrlichen Gegengewicht gegen die Hatz, den Schmutz und die Enttäuschungen des Werktags geworden ist. Über den Weg, der ihn zur Kunst führte, schreibt ein Maschinist: „Verletzt durch die Manieren meiner Altersgenossen, abgestoßen von der Inhaltlosigkeit ihrer Bedürfnisse, zog ich mich bald von allen zurück. Ich fing an, zu malen, um meiner selbst willen malte ich. Es war mir ein Trost und ward mir zur Fundgrube der köstlichsten Freude. Dem Spott von seiten meiner Frau trotzte ich, und schweigend verzieh ich der, die mich nicht verstand. Ich male und zeichne nach zehn- bis zwölfstündiger Arbeit an der Maschine ... Die Sorge ums tägliche Brot und die Zukunft ist unser Gast, doch ich bin heiter, ich bin glücklich ..."

In politischen und wirtschaftlichen Fragen werden Wunsch und Hoffnung naturgemäß stark durch die Parteizugehörigkeit beeinflußt, und auch die wissenschaftlichen und Weltanschauungsdirektiven stammen zum größten Teil von dieser Seite her. Ein Bergarbeiter hofft, daß bei der nächsten Reichstagswahl sämtliche Mandate den Sozialisten

zufallen werden. Ein zwanzigjähriger Dreher findet, der Zeitpunkt sei nicht mehr allzu fern, „wo wir uns den Himmel auf Erden gönnen werden". Ein Forster Weber wiederum meint, es bestehe gar keine Veranlassung, sich über das drückende Arbeitsverhältnis traurige Gedanken zu machen, „da die kapitalistische Entwicklung ja ihrem Untergang zutreibt." In unzähligen Varianten kehrt der neo-messianische Glaube an die Gottheit „Evolution" wieder. Manchmal freilich klingt der ernüchternde Unterton einer allzu rechnerischen Betrachtung durch: „Hätten wir darauf keine Hoffnung, würden wir nicht bezahlen", läßt sich beispielsweise ein krasser Realist aus Schlesien vernehmen ... Viele weisen zwar die Zukunftsideale der Bewegung von sich, erklären aber die praktische Gegenwartsarbeit von Partei und Gewerkschaft für wertvoll. In einer Minderheit von Fällen, — die relativ am stärksten in der Bergarbeiterschicht hervortrat — war teilweise oder völlige Hoffnungslosigkeit festzustellen, eine Hoffnungslosigkeit, die sich von trockenem Zweifel und elegischer Resignation bis zum pathologischen Verzweiflungsausbruch steigert. In einem sehr bemerkenswerten Einzelfalle wird dem einseitigen Streben nach politischer Macht, der Verkündigung eines fertigen Gesellschaftsideals die Forderung nach gleichzeitiger bewußter Umgestaltung der wirtschaftlichen Grundlage, nach Vereinigung von Wirklichkeit und Ideal auf dem Boden der Genossenschaft und der Familie gegenübergestellt.

Nebenher treibt eine Flut persönlicher und ins allgemeine gehender Wünsche und Neigungen. Hier möchte ein junger Grubenarbeiter, wenn er mehr Zeit und Geld hätte, täglich mit seinem Schatz spazierengehen, dort ein schlesischer Kohlenhauer fleißig die Kirche besuchen und Seelen retten (wie denn überhaupt die katholischen Bergarbeiter Schlesiens nebst den Obersteiner Metallarbeitern unter allen in Betracht kommenden regionalen und Berufsgruppen das prozentuell stärkste Kontingent von Gläubigen stellen). Hier steht im Brennpunkt des individuellen Wünschens und Hoffens ein Zweirad, dort fehlt es an einem Mikroskop oder an den Werken Darwins, Häckels und Ostwalds zur Fortführung naturwissenschaftlicher Studien. Dieser sucht Zerstreuung im Wirtshaus, jener liebt die Waldeinsamkeit. Der eine erstrebt Vertiefung in die Parteiliteratur, der andere eine Hühnerzucht. Dem ist Kindererziehung höchste Freude, jenes Ehepaar hinwiederum ersehnt Aufhören des Kindersegens ...

Ein Kapitel für sich — und kein sehr erfreuliches — bildet die Arbeiterlektüre. Unstreitig haben Gewerkschaftsvorträge, Arbeiterbildungsvereine und Volksbibliotheken auf den Geschmack des lesenden Arbeiterpublikums verbessernd eingewirkt: im ganzen handelt es sich hier aber doch — günstigen Falls! — um eine Lektüre, wie sie von normalgebildeten 15- bis 20jährigen jungen Leuten in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts getrieben wurde. Und man möchte beinah glauben, daß zum Teil sogar eine einseitige, von außen herstammende Direktive dem völlig unbeeinflußten Lesen noch bei weitem vorzuziehen ist. Denn begegnet man irgendwo in den Tabellen einem solchen Einzelgänger, so kann man ziemlich sicher sein, daß seine Lektüre sich im wesentlichen auf okkultistische und „teosovische" Schriften, oder auf den Doktor Bilz, wenn nicht gar auf Nick-Carter-Romane beschränkt. Die erwähnten günstigsten Fälle betreffen vorzugsweise die Klassiker, Abhandlungen über den historischen Materialismus, „Das Kapital" von Marx, Bebel und andere Parteischriftsteller, Büchners „Kraft und Stoff", einige Naturforscher und Philosophen und strichweise die Belletristik von der Marlitt bis zu Clara Viebig. Daß 37 Metallarbeiter, 16 Textilarbeiter und 2 Bergleute Nietzsche gelesen haben, ist nur symptomatisch für das heiße, unbeirrte Suchen und Ringen einer gehemmten Lebens- und Willensbejahung. Gleich daneben las man die „Nacktheit" und die „Schöne Matuschka"....

* * *

Massendokumente der verschiedensten und verschiedenwertigsten Art ... Es ist nötig und nützlich, ins Detail einzugehen. Wer im Auge des Menschen dieser Zeit nach einem Urteil



über Wert und Unwert des Lebens forschen will, darf sich nicht scheuen, auch seine Haushaltbücher zur Nachprüfung heranzuziehen. Im Haushaltbuch der Arbeiterseele aber nehmen die Debetposten einen großen, einen übergroßen Raum ein. Man braucht durchaus nicht, wie es hier geschah, in Form einer buchhalterischen Aufstellung die ziffernmäßige Bilanz aus Lust- und Unlustgefühlen zu ziehen, um im Leben des modernen Arbeiters ein ausgesprochenes Defizit auf Kosten der körperlichen und seelischen Energien feststellen zu können: die Tausende von Einzelergebnissen, die hier zur Aufhellung eines vielfach noch dunklen psychopathologischen Fragengebietes an den Tag gefördert wurden, überzeugen die Zeitempfindung aufs nachdrücklichste, daß ein solches Defizit vorliegt. Wenn die bisher angewandten Mittel, hier einen Ausgleich zu schaffen, nicht ausreichten, so liegt dies vielleicht weniger an den Mitteln, als am Ziel...

Dr. Max Adler (Berlin)



Verblüffen!

(Zum Thema Weltstadtkultur)

Manche halten es vielleicht für ein offenes Geheimnis. Aber für die allermeisten scheint es doch ein ewig versiegeltes Geheimnis zu sein: daß eines vor allem unter den Kindern der Welt zum Siege führt: das Verblüffen.

Militärisch nennt man das wohl die moralische Wucht der Offensive. Es ist gerade in diesen Tagen offenkundig wie nur je zuvor, daß der jäh und unerschrocken losschlagende Angreifer stärker ist als der Gegner mit doppelt so vielen Armeekorps. Auf Jüdisch soll die Zaubergabe, durch edle Dreistigkeit zu verblüffen, den Namen Chutzbe führen. Die Amerikaner nennen die Wirkung der gleichen Gabe, die im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten des öftern erprobt zu sein scheint, kurz und schlicht: Bluff. Bei uns könnte man etwa von des Verblüffens Zauberkraft sprechen.

Ein Zauber muß unbedingt dabei im Spiel sein. In unsrem herrlichen Nationalkulturzentrum Großberlin dringen Beweise dafür beinah täglich in die breiteste Öffentlichkeit. Unter Ausschluß der Öffentlichkeit, im ganzen weiten Bereich des offenen und des verhüllten Erwerbslebens ist der Zauber hier ohne Zweifel stündlich, minütlich vielfältig am Werk. Zwei hübsche Beispiele aus der allerneuesten Tagesgeschichte erhellen das mit sozusagen überwältigender Beweiskraft.

Seit kurzem verfolgten den Zeitungsleser in Blättern verschiedenster Richtung große Anzeigen, die das Bild eines wohlgescheitelten, bartlosen, bekneiferten Herrn mit sanftem Blick und konfisziertem Lächeln brachten und in längerer Darlegung ohne greifbaren Gehalt von den wunderbaren Erfolgen dieses Herrn sprachen. Er heißt G. J. Macaura F. R. S. A., und wenn bei uns kaum ein Mensch weiß, was F. R. S. A. bedeutet, so haben die vier Buchstaben — erst recht ihren Zweck erfüllt. Der Mann kommt, woraus er keineswegs ein Hehl macht, aus Amerika zu uns; die unverständlichen vier Buchstaben bezeugen die Echtheit des Imports. Das gehört zu dem Zauber. Das Unerforschte, charakteristisch Fremde reizt die Neugier der Menge, und so einem ganz waschechten Yankee alle Teufelskünste zuzutrauen, sind wir harmlosen Deutschen ja allemal geneigt. G. J. Macaura F. R. S. A. behauptet, einen Apparat erfunden zu haben — den „Pulsoconn" —, eine „eklatante" Erfindung, die bereits auf der ganzen Welt bekannt sei „und die sich infolge ihrer großartigen Erfolge zur Besiegung von Rheumatismus, Lähmung und einer gewissen Art von Schwerhörigkeit einen Namen gemacht hat".

Der edle Menschenfreund stellt dabei sein Licht — wenigstens das Licht seiner smartness — entschieden unter den Scheffel. Er hat in England schon durch den gleichen Reklamefeldzug seinem Pulsoconn einen Namen gemacht. Und ein Freund, der eben von einer mehrwöchigen

Reise durch Frankreich zurückgekehrt ist, erzählt uns, daß man dort ebenfalls in keiner Zeitung dem Konterfei und den Lockungen des F. R. S. A. entgehen kann. Von den Erfolgen in England behaupten die Anzeigen, „Pulsoconn" sei im größten Vortragssaal Londons vorgeführt worden und habe „solch wunderbare Resultate erzielt, daß die 20 000 Leute, welche derselben beiwohnten, ihrer größten Freude Ausdruck gaben. So etwas hatten sie noch nicht erlebt . . ." Der Apparat wurde dann, wie Macaura mit immerhin vorsichtiger Wahl des Ausdrucks mitteilt, „in der englischen Königsfamilie angewandt" und soll die Gemahlin des Lord Roberts von achtjährigem Rheumatismus in kurzem so weit geheilt haben, daß sie nicht mehr gefahren und getragen zu werden brauche.

Den Berlinern war durch diese ausdauernde Reklame unter der Spitzmarke „Bekämpfung von Rheumatismus und Lähmung auf mechanischem Wege" ein so heftiges Interesse für Macaura F. R. S. A. und den Pulsoconn beigebracht worden, daß die beiden öffentlichen Vorführungen, die an zwei aufeinanderfolgenden Tagen stattfanden, tatsächlich überlaufen wurden. Der große Raum des Wintergartens konnte die Menge der Einlaßbegehrenden nicht aufnehmen; Hunderte mußten vor den Toren umkehren. Und der Andrang zu der sofort errichteten Berliner Verkaufsstätte — Verzeihung: zu dem sofort eröffneten „Institut" — war (und ist vielleicht sogar in diesem Augenblick noch) gewaltig.

Was ist nun „der Pulsoconn", die angeblich patentierte eklatante Erfindung des amerikanischen Menschenfreundes? Ein Berliner Arzt und ein Fabrikant medizinischer Apparate haben sich den Rummel angesehen. Der Arzt erklärt (in der B. Z.):

„Es ist nicht zu glauben, aber es ist wahr, so wahr es ist, daß die Macaura-Pilger ‚Wurzen' sind: der Pulsoconn ist ein Instrument, das ich schon über zehn Jahre im Gebrauch habe; es ist der einfache, harmlose Handapparat für Vibrations-Massage, den jeder in jedem Geschäft, in dem man medizinische Waren erhält, für 12 bis 15 Mark, je nach der Feinheit der Ausführung, kaufen kann. Der Apparat, den uns der Manager gezeigt hat und der fünfzig Mark kostet, war sicher nicht made in Germany; dafür war er zu schäbig ausgeführt . . ." Der deutsche Arzt gibt schließlich dem amerikanischen Medizinmann den erfrischend deutlichen, wiewohl nicht gerade anmutig stilisierten Rat: „Kaufen Sie sich Ihre Ihnen — wie Sie zu sagen wagen — patentierten (wo?) Pulsoconn-Apparate hier in Berlin bei irgend einem Fabrikanten medizinischer Apparate; sie werden dann schöner und handlicher sein als bisher. Allerdings, sie werden dann nicht mehr aus Amerika sein — und damit ist der ganze Zauber zum Teufel!"

Der Schluß dieses Schlusses trifft freilich nicht ganz den Kern der Sache. Die Herkunft des Apparates ist minder wichtig als die Dreistigkeit des Bluffs. Die Reklame für den schäbigen Massage-Apparat hat Hunderttausende gekostet; sie wurden kaltblütig riskiert im dreisten Vertrauen auf die blinde Hörigkeit der Massen gegenüber jedem verblüffend sicher und geschickt auftretenden Doktor Eisenbart, besonders gegenüber einem mit dem mystisch überseeischen Zusatz „F. R. S. A.".

Da die Masse sich selbst nicht helfen kann und arme, bresthafte Menschenkinder begreiflicherweise gern jegliches angepriesene Heilmittel probieren, so haben diejenigen, auf deren Schutz die Masse sich vertrauensvoll verläßt (und für deren Schutz sie großenteils sogar Lasten trägt), die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, vorzusorgen, daß besagte Masse, und namentlich die Menge der Leidenden, nicht aufs Dreisteste „geblufft" und ausgebeutet werde. Jetzt, nach der einträglichen Massensuggestion (um ein überaus mildes Wort zu wählen), scheint die Polizei sich allmählich mit der Sache zu beschäftigen. Jetzt, nach der Eröffnung des „Instituts", hat ein Arzt den Schwindel enthüllt. Konnte nicht vorher etwas dagegen geschehen?

Der Mann, oder vielmehr die Gesellschaft, die offenbar dahinter steht, geht doch offenkundig genug zu Werke. Man brauchte sich bloß, nach dem Erscheinen der ersten deutschen

Anzeige, in England oder bei unseren Vertretern in Amerika zu erkundigen. Die Ärzte brauchten bloß geschlossen vorzugehen und durch die Polizei das erklären zu lassen, was jetzt der eine festgestellt hat. Aber es fehlt uns offenbar noch die Organisation der Absicht, uns nicht verblüffen zu lassen.

Die Amerikaner haben sogar einen deutschen oder mindestens in Deutschland approbierten Arzt in ihren Diensten; er sucht die Patienten heraus, die mit dem „Pulsoconn" zu behandeln sind. „Man hat wahrhaftig," schreibt der ärztliche Enthüller, „einen Arzt gefunden, der sich dazu hergibt, diese Komödie mitzumachen. Wie groß muß das Elend bei manchen Ärzten sein!" Die ärztlichen Standesvereinigungen, die sonst ihre Berufsinteressen so energisch zu schützen wissen, daß beispielsweise die Tagespresse es fast niemals wagt, Angriffe gegen schlechte, menschenmörderische Ärzte zu veröffentlichen, diese Standesvereinigungen werden ja nun wohl auch hier eingreifen. Aber leider erst nachträglich. Bis Ernstliches geschieht, wird der Raub längst in Sicherheit gebracht sein. Der Bluff ist wieder einmal glänzend gelungen.

Wir greifen nur hinein ins volle Berliner Menschenleben und packen gleich einen Fall, einen durchaus einheimischen Fall ganz anderer Art, der doch einen nicht minder grotesken Beweis dafür liefert, wie — kinderleicht die ach so kluge Großstadtwelt sich verblüffen läßt. Dem „großen" Macaura F. R. A. S. stellen wir den „kleinen Tipper" gegenüber. Also nämlich sprach soeben der Gerichtsbericht Berliner Blätter — (er spricht am besten für sich selbst):

„Der kleine Tipper". Ein zwölfjähriger Rennbahnbesucher, der seinem eigenen Onkel über 6000 Mark entwendet hatte, mußte sich in der Person des Schülers O. H. vor der Jugendstrafkammer des Landgerichts I verantworten. Mitangeklagt war die Konfitürenhändlerin Charlotte V. Der Angeklagte H., der etwa einen Meter groß ist und kaum über die Schranke der Anklagebank hinwegsehen konnte, hat es fertig gebracht, längere Zeit hindurch den „Kavalier" zu spielen. Die hierzu erforderlichen Geldmittel stahl er seinem Onkel, einem Schlächtermeister, aus der Tageskasse, die dieser in seinem Schlafzimmer aufbewahrte. Er fing hierbei mit kleinen Beträgen an, zuletzt eignete er sich jedoch Beträge von 300 bis 400 Mark an. Da sein Onkel einmal davon gesprochen hatte, er solle wegen seiner kleinen Gestalt Jockei werden, ließ der Zwölfjährige sich zuerst in einem vornehmen Tattersall des Westens Reitunterricht erteilen. Bei einem Spazierritt im Tiergarten ließ er sich dann auch mit dem Stallmeister hoch zu Roß photographieren. Außerdem war der kleine „Kavalier" ständiger Rennbahnbesucher. Er fuhr in Begleitung der Mitangeklagten V. im Automobil nach den Rennbahnen, wo er unter dem Spitznamen „der kleine Tipper" schon allgemein bekannt war. Er wettete mit Sachkenntnis am Totalisator und soll dabei erhebliche Beträge gewonnen haben. Nebenbei unternahm der Zwölfjährige in leichtsinniger Gesellschaft Fahrten durch verschiedene Weinlokale, wo er den freigebigen Kavalier spielte. Erst nachdem die Diebstähle die Höhe von über 6000 Mark erreicht hatten, erfolgte die Entdeckung. Der Staatsanwalt beantragte gegen die Angeklagte V. Freisprechung, da nicht festgestellt sei, daß sie von der Herkunft des Geldes Kenntnis gehabt habe. Gegen H. wurde unter Anwendung der bedingten Begnadigung auf zwei Monate Gefängnis erkannt. —

Ein Kind, ein Zwerg also kann es in Torheiten und übelsten Unsitten einem Erwachsenen gleichtun, und obendrein mit gestohlenem Geld, wofern es oder er nur durch die Sicherheit seines Auftretens verblüfft! Natürlich waren hier mancherlei erwachsene Individuen beteiligt, die sich um unsauberen Gewinnes willen sehr gern verblüffen ließen. Aber bei einem so offen betriebenen Unwesen müssen doch auch viele unbeteiligte, anständige Menschen auf den protzigen Zwerg aufmerksam geworden sein, ehe die Entdeckung der lange fortgesetzten Diebstähle dem widerlichen Treiben ein Ende machte. Doch in der Welt der Rennschieber ist man nach keiner Richtung hin empfindsam. Da läßt man, was gelten will, gelten, solange die Polizei nichts dagegen hat. Höchstens deutet man durch einen wohlfeilen Spitznamen einen Abstand zur Mehrheit an.

Weder aus Mitleid mit einem irregehenden Kind noch aus Reinlichkeitsgefühl faßte jemand den Mut, diesem plumpen Bluff auf den Grund zu gehen! Eine saubere Sorte Öffentlichkeit! Da sprechen die nackten Tatsachen eine so beredte Sprache, daß Worte der Entrüstung oder des Ekels den Eindruck nur abschwächen könnten.

Um weitere Beispiele ist man, wie gesagt, hier in Großberlin und auch anderswo nicht leicht in Verlegenheit. Bei uns könnte man vom unausrottbaren Geschlecht der Hochstapler mit falschen und echten Titeln erzählen, oder von der eben abgestraften „Meineidsfabrik“, oder von manchen Großtaten künstlerischer und kunstwidriger Reklame, von „Millionengründungen“ ohne Geld. In Paris hat Camille Mauclair neulich enthüllt, wie der talentvolle Kunsthandel (natürlich nur in Paris!) mit schamloser Dreistigkeit systematisch „Haussen“ in Künstlernamen, meist in modernsten, macht, und wie bereitwillig vor allem die deutschen Käufer sich verblüffen lassen usw. usw. usw.

Gegen des Verblüffens Zauberkraft ist schlechterdings kein Kraut gewachsen, außer jenem, das da heißt: Selbsterziehung — Selbsterziehung zur redlichen Trennung von Schein und Wirklichkeit draußen und drinnen, zur Besonnenheit auch gegen die eigenen Eindrücke und zum frühen Mißtrauen gegen jede Absicht des Verblüffenwollens.

Wolfg. Rieth



Jugendwehren

Die Jugendwehren bestehen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und Italien, hier als Turnvereine mit militärischer Organisation, ferner in manchen dem Sportbetrieb verwandten Kreisen Englands und sind neuerdings in den in fortschreitender Bildung begriffenen Schülertruppen Rußlands im Begriff, zu einer gesetzlich geregelten, für das gesamte russische Reich obligatorischen Institution zu werden. Der deutsche Kriegsminister widmet bekanntlich der militärischen Jugenderziehung sorgfältige Beachtung und hat in einer programmatischen Erklärung Stellung genommen zu der Denkschrift des Abg. v. Schenkendorff, des Vorsitzenden des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland. Diese Denkschrift handelt über nationale Erziehung durch Leibesübungen und beschäftigt sich mit der Frage der Erhöhung der körperlichen Tüchtigkeit der Jugend durch die Erziehung und den in letzter Zeit sich geltend machenden Bestrebungen auf Errichtung von Jugendwehr und Milizen usw. Demgegenüber entrollt der Minister ein eigenes positives Programm. Mit der Bewertung der militärisch organisierten Jugendwehren erklärt sich der Minister einverstanden und bemerkt: Vom Standpunkt der Heeresverwaltung aus müsse er die bestmögliche körperliche Vorbereitung des Heeresersatzes als Endziel aller Jugendpflegemaßnahmen bezeichnen. Soweit aber auf Exerzieren und Schießen in dem Übungsplan ein Hauptwert gelegt werde, könne er sich nicht verhehlen, daß eine derartige Ausbildung sich für militärische Zwecke weniger nützlich erweisen werde als eine planmäßige Durchbildung des Körpers, wie sie in den Vereinen für Körperpflege betrieben werde.

Damit trifft der Minister für unsere deutschen Verhältnisse offenbar das Richtige. Denn eine militärische Organisation und Ausbildung der Jugendwehr lenkt die Jugend zweifellos sowohl von der Erfüllung der Zwecke des Schulunterrichts, wie auch von den Aufgaben ab, die unmittelbar nach erfolgtem Schulbesuch in den mannigfachen Zweigen der Erwerbstätigkeit an sie herantreten, und vermag nur militärisch minderwertige Resultate zu erzielen. Das Scheitern der Schülerbataillone und der als Ersatz für sie gedachten militärischen Jugendvereine in Frankreich hat beides bewiesen. Die militärische Bedeutung der Jugendwehren in

den verschiedenen Ländern ist verschieden. Denn für Länder, deren Bevölkerung es an eingewurzeltem Sinn für das Militärwesen mangelt, wie z. B. in Italien, England und Rußland und in neuester Zeit infolge der antimilitaristischen Bestrebungen auch in Frankreich, besitzen die Jugendwehren eine ganz andere Bedeutung als für solche, wo dieser Sinn noch vorhanden ist, wie z. B. in Deutschland, dessen Heer 71 000 zweijährig und dreijährig Freiwillige besitzt. Trotzdem kann militärischer Sinn und Verständnis bei unserer Jugend noch dadurch erheblich gesteigert werden, daß ihr, wie der Kriegsminister veranlaßte, bei militärischen Paraden und sonstigen militärischen Feierlichkeiten Plätze angewiesen und die nötigen freien Stunden gewährt werden. Ferner könnten die Jungens in den neuerdings vermehrten Schulferien hier und da Gelegenheit bekommen, bei einem freiwilligen Ausmarsch ins Gelände einer einfachen militärischen Übung beizuwohnen. Geben dabei die meist militärisch geschulten Lehrer die nötigen Unterweisungen, so erhalten sie derart einen Teil des schon von Graf Haeseler beim XVI. Armeekorps angewandten und nunmehr vom Kaiser angeregten „Anschauungsunterrichts", der fortan den Rekruten bei ihrer Ausbildung im Gelände zuteil wird.

In Italien bestehen bereits seit längerer Zeit militärisch organisierte Turnvereine von wesentlichem Wert nicht nur für die Körperentwicklung, sondern auch für die Pflege des militärischen Sinnes. Allein da nur etwa 70 % der dem Verband angehörenden schulpflichtigen Knaben auf einige Jahre die Schule besuchen, so bleibt er ohne weitreichende Wirkung, obgleich alles geschieht, um durch schmucke Uniformen und Musikkorps zum Beitritt zu reizen. In ähnlicher Richtung zielen die militärisch organisierten Schützenvereine Italiens, und neuerdings ist man bestrebt, nach schweizerischem Beispiel durch Jugendvereine (Jugendwehren) den militärischen Sinn, und durch die gymnastischen Übungen der Turnvereine die körperliche Entwicklung zu fördern. Für Italien aber ist dies noch mehr geboten wie für Frankreich, weil die Zahl der körperlich Untauglichen und zeitlich Untauglichen in den letzten Jahren auf 50 % stieg, ja von einer namhaften militärischen Autorität sogar auf 57 % berechnet wird. Zwar regelt das Gesetz über den Turnunterricht von 1909 bereits das Turnwesen; allein die darin enthaltenen Bestimmungen sind noch nicht zur Anwendung gelangt, und die Abneigung des italienischen Soldaten, über die gesetzlichen beiden Jahre hinaus bei der Fahne zu dienen, ist groß. Während man also zunächst von der italienischen Jugenderziehung und Körperausbildung nur geringe Erfolge erwarten kann, verspricht die jetzt von Rußland verfolgte Methode außerordentlich bedeutsam für die militärische Jugenderziehung zu werden. In der Fachpresse wird darüber berichtet, daß die militärische Vorbereitung der Jugend und die Bildung von Schülertruppen in Rußland immer weitere Fortschritte mache. Vor kurzem sei in Aschabad das erste transkaspische Schülerregiment gebildet worden. Die zu diesem Zweck erlassenen Bestimmungen beziehen sich hauptsächlich auf die den militärischen Schülern, den „Patjäschnyje", zustehenden Rechte und auf ihre Ausbildung. In erster Hinsicht heißt es: Jeder Patjäschnyje darf sich als künftiger russischer Soldat betrachten und hat sich demgemäß außer Dienst zu verhalten. So darf er auch alle seine Vorgesetzten, Kameraden und Bekannten militärisch grüßen und das gleiche von ihnen beanspruchen. Es wird kein Unterschied in Herkunft und Religion gemacht. Alle Patjäschnyje dürfen im Verbande ihres Truppenteils an allen feierlichen Gelegenheiten, Paraden usw. teilnehmen, und erhalten ihren Platz auf dem linken Flügel der Aufstellung. Leichtere Vergehen in und außer Dienst werden durch Verweise, schwerere durch Verlust des Kreuzes oder Entlassung bestraft. Alle Patjäschnyje haben das Recht, sich zu jeder Tageszeit um Hilfe und Rat an alle Offiziere und Kameraden ihrer Truppen zu wenden, desgleichen an die Militärärzte. Gutes Verhalten während des ganzen Dienstjahres wird mit einem metallenen, auch außer Dienst an der linken Brust zu tragenden Abzeichen belohnt.

In bezug auf die Ausbildung ist bestimmt: Alle Schülertruppen betreiben ganzen Infanteriedienst durch Exerzieren, Feld-, Garnison- und inneren Dienst, ferner Gymnastik, Hilfe

bei Unglücksfällen, Verwundungen usw. nach dem bestehenden Reglement, Fechten mit Gewehren und Rapieren; die beiden ältesten Kompagnien haben auch Schießen mit Gewehren kleinen Kalibers und schwacher Pulverladung. Außerdem wird Unterricht in der russischen Sprache, Geographie, Geschichte und im Rechnen erteilt. Die älteren Patjäschnyje müssen mit den Taten der hervorragendsten russischen Feldherren, sowie mit den Beziehungen Rußlands zu den anderen Großmächten, besonders Frankreich, England, Deutschland, Österreich-Ungarn und Japan vertraut gemacht werden. Zur Deckung der Kosten für Bekleidung und anderen Bedarf, Gerätschaften, Fahnen, Musik und dergleichen, lassen sich die Offiziere derjenigen Truppenteile, bei denen derartige Jugendwehren errichtet worden sind, monatlich kleine Gehaltsabzüge machen. Ferner werden die Musikkorps und Lehrer zum Unterricht in der Musik sowie Exerzierplätze und Reitschulen zur Verfügung gestellt. Beisteuern zu den Kosten werden auch von Privatpersonen und ganzen Korporationen geliefert Die Jugend widmet sich der Sache mit voller Begeisterung, und man verspricht sich von diesen Bestrebungen so gute Resultate, daß angeblich bei der Duma das Projekt vorliegt, die ganze Einrichtung, wie erwähnt, nicht nur für das gesamte Reich gesetzlich zu regeln, sondern sie auch obligatorisch zu machen, vielleicht mit Rücksicht auf die Tatsache, daß die Desertion im russischen Heer noch in letzter Zeit durchschnittlich jährlich etwa 7½ % der Mannschaftsstärke betrug.

Rogalla von Bieberstein



Anonyme Briefe

Kürzlich machte eine Beschwerde eines höheren Staatsbeamten der Provinz Hannover ihren Weg durch die Presse. Es wurde darin Klage geführt über die beständig im Wachsen begriffene Unsitte, die Behörden mit anonymen Briefen zu belästigen, und es hieß am Schluß, daß das Schreiben anonymer Briefe „einer niedrigen und heimtückischen Gesinnung entspränge". Auch Dr. Albert Hellwig, der in der „Österreichischen Rundschau" die Mittel untersucht, die der modernen Kriminalistik im Kampf gegen den „feigen Urheber der anonymen Schmähschrift" zur Verfügung stehen, vertritt offenbar die Anschauung, daß der anonyme Brief eine durchaus nur schädliche Erscheinung und unbedingt zu verdammen sei.

Da ist es nun zu begrüßen, wenn von berufener Seite dieses schroffe Urteil auf das richtige Maß zurückgeführt wird. In der „Monatsschrift für deutsche Beamte" legt der Amtsanwalt Laufer die Kehrseite der Medaille dar, nämlich daß der anonyme Brief neben allerhand Schaden doch auch sehr viel Gutes stiften kann, ja auf dem Gebiete kriminalpolizeilicher Tätigkeit seit Jahren gar nicht zu unterschätzende Mitarbeit leistet.

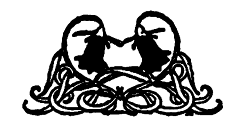
Als langjähriges Organ einer Polizeibehörde hat der Verfasser sich tiefer in die Psychologie des anonymen Briefschreibers versenkt und kommt zu dem Ergebnis, daß anonyme Beschwerden oder Anzeigen fast nie jeglicher Grundlage entbehren. Vielmehr ist in den meisten Fällen „was dran": Natürlich war der Sachverhalt vielfach entstellt und übertrieben. Aber häufig machten diese Briefe doch in schicklicher Form auf unbekannte Übelstände aufmerksam, deren Beseitigung im öffentlichen Interesse lag. Diejenigen anonymen Briefe, welche Warnungen enthalten, sind meistens gut gemeint. Sie verraten manchmal ein hochentwickeltes Rechtsgefühl, nicht selten Edelmut.

Als wirklich schädlich haben sich nur diejenigen Briefe erwiesen, die von entlassenen Beamten oder von Frauen aus „besseren Kreisen" stammten. Diese Frauen waren meistens hysterisch oder sonst geistig nicht ganz einwandfrei.

Warum aber unterzeichnen die Leute die Briefe nicht mit ihrem Namen, wenn Wahres darin enthalten ist? Laufer gibt darauf folgende Antwort: „Nehmen wir an, der Mann, der einen Mörder bei seiner nächtlichen Fahrt beobachtete, hätte es getan. Begab er sich dadurch nicht in Lebensgefahr? Denn der Mörder würde, da er nicht gleich festgenommen wurde, nicht gezögert haben, dem Briefschreiber etwas anzutun, ihn wohl gar zu beseitigen. Und so ist es in den meisten, in vielen Fällen. Man macht eine wertvolle Beobachtung, oder glaubt sie gemacht zu haben. Man liest die Bekanntmachung der Staatsanwaltschaft oder Polizei, welche um Mitarbeit und Mitteilung alles Zweckdienlichen ersucht. Aber man hat nicht nur Furcht vor der Rache des Beschuldigten, sondern auch Furcht vor dem ganzen peinlichen Gerichtsverfahren, der sogenannten ‚Lauferei'. Und ist diese Furcht nicht begründet? Der Verbrecher schreckt nicht zurück, den durch Uniform, Waffe und Sondergesetze geschützten Polizeibeamten anzugreifen, oder gar niederzuschießen, um wieviel weniger fragt er danach, einem solch gefährlichen Zeugen eins auszuwischen?"

So kommt es, daß in einigen Großstädten, namentlich aber in Berlin, ständig eine Anzahl Morde und schwere Verbrechen unaufgeklärt bleibt, obwohl zweifellos die Verbrecher in den meisten Fällen Spuren hinterlassen haben, die von einer Anzahl von Personen wahrgenommen sind. Diese Wahrnehmungen, die zur Entdeckung der Täter hätten führen können, gelangen eben deswegen nicht zur Kenntnis der Behörden, weil die Wissenden aus Furcht vor der Rache des Verbrechers und seines Anhangs die Meldung — auch durch anonymen Brief — einfach unterlassen. Dagegen sind bei leichteren, namentlich Eigentumsvergehen, die Fälle sehr zahlreich, in denen anonyme Briefschreiber der Behörde auf die Spur der Täter verhelfen. Laufer führt aus seiner amtlichen Praxis eine ganze Reihe solcher Fälle an, aus denen wir einen als typisches Beispiel herausgreifen wollen: „Ein Emaillierwerk, welches Küchengeschirr herstellte, wurde nach und nach in empfindlicher Weise bestohlen. Alles Aufpassen von seiten des Geschäfts und der Polizei war vergeblich. Da lief ein anonymer Brief ein: „Sie suchen die gestohlenen Emaillesachen. Gucken Sie mal dem Fabrikarbeiter N. N. unters Bett und sehen Sie sich den großen Reisekorb an, den der Bote W. alle Freitage nach B. mitnimmt." — Die Polizei guckte natürlich unter das Bett, und was fand sie? Einen kellerartigen Raum, durch eine Falltüre verdeckt, angefüllt mit gestohlenem Geschirr, von dem allwöchentlich ein großer Reisekorb voll nach B. an einen Hehler gesandt wurde."

Anzeigen dieser Art, auch Warnungen und Beschwerden, laufen täglich bei den Polizei- und Sicherheitsbehörden ein. Es erwächst den Beamten dadurch eine beträchtliche Arbeit, aber sie lohnt sich, und man wird dem Verfasser zustimmen können, wenn er dem anonymen Brief einige Berechtigung zubilligt: „Am Kampfe gegen den Verbrecher soll der Bürger um so mehr teilnehmen, als er auch der inneren Wehrpflicht unterliegt und die verhältnismäßig schwache und leider nicht allwissende Polizei seiner Mithilfe bedarf. Die bisherige Mitarbeit des Bürgers ist aber eine kaum wahrnehmbare und dabei nicht einmal einwandfreie — die anonymen Briefe. Soll man nun auch noch diese geringe Unterstützung zurückweisen, weil die Form tadelnswert ist? Kann es dem die Untersuchung führenden Beamten nicht gleichgültig sein, warum und von wem der Bericht geliefert wurde, wenn er nur wahr ist? Polizei und Justiz brauchen in vielen Fällen Hilfe — Helfer — Mitarbeiter. — Besser eine schlechte Hilfe, als gar keine."



Eine Gefängnispresse

Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, bedient sich zur Besserung und Hebung seiner Strafgefangenen unter anderem auch der Gefängnispresse. Georg Stammer berichtet uns darüber in seinem jüngst erschienenen, sehr lesenswerten Buch „Strafvollzug und Jugendschutz in Amerika“ (R. v. Deckers Verlag, Berlin), das die Eindrücke wiedergibt, die er auf dem im Oktober vorigen Jahres in Washington abgehaltenen VIII. Internationalen Gefängniskongreß und der diesem Kongreß vorausgehenden Gefängnisstudienreise gewonnen hat, und das uns um so interessanter sein dürfte, als es uns die Einrichtungen des amerikanischen Gefängniswesens, vom Standpunkte des deutschen modernen Strafvollzugsbeamten aus betrachtet, schildert. Ich gebe zu, manches — oder sagen wir ruhig: vieles — von der amerikanischen Strafvollstreckung mutet uns echt „amerikanisch“ an. Mit unseren Anschauungen von dem Ernst des Strafhauses läßt es sich einfach nicht vereinbaren, daß in den dortigen Gefängnissen aus uniformierten Sträflingen Musikkapellen zusammengestellt und auf flotte Marschmusik eingedrillt werden, daß die Insassen amerikanischer Strafanstalten unter Trompetenschall und Paukenschlag mit wehenden Fahnen, das Holzgewehr geschultert, in Reih und Glied aufmarschieren und allerhand Exerzitien ausführen, oder andere militärische Spielereien treiben. Auch die Ausstattung vieler amerikanischer Gefängniszellen mit Schaukelstühlen usw. will unseren Ansichten über den Strafvollzug wenig entsprechen. Aber „eines schickt sich nicht für alle“; wir dürfen hier eben nicht unsere Verhältnisse zugrunde legen, sondern müssen mit den Anschauungen und Lebensgewohnheiten des „freien Amerika“ rechnen.

Trotz alledem birgt das amerikanische Gefängnissystem vieles, was recht beachtenswert, manches, was direkt nachahmenswert erscheint.

Zu diesen nachahmenswerten Einrichtungen des amerikanischen Strafvollzugs rechne ich die „Gefängnispresse“ — freilich: mutatis mutandis! Wenn es sich dort um Zeitschriften handelt, die, wie uns Stammer berichtet, in den Gefängnissen von Gefangenen nicht nur gedruckt und gelesen, sondern auch von ihnen verfaßt und redigiert werden, so dürfte das meines Erachtens zu weit gegangen sein. Ebenso erscheinen mir — auf deutsche Verhältnisse übertragen — die Sportsnachrichten und die Bekanntmachung von Telegrammen durch Veröffentlichung an besonders sichtbaren Stellen der Strafanstalt — Extrablätter — unnötig. Aber „nehmt alles nur in allem“, die Presse ist im Gefängnis ohne Zweifel ein sehr wichtiges Hilfsmittel in dem Bestreben, die Rechtsbrecher nach verbüßter Strafe nicht nur „hinauszulassen“, sondern sie in jeder Hinsicht gefördert und wohlgerüstet der Freiheit wiederzugeben. Sie könnte die sozialethische Aufgabe des Strafvollzugs erleichtern und, vereint mit Religion, Arbeit, Disziplin, Unterricht, Bibliothek und Entlassenenfürsorge, ein recht brauchbarer Bundesgenosse sein im Kampf gegen den Rückfall.

Dieser Gedanke ist nicht neu! Geheimrat Krohne ist schon vor vielen Jahren — in seinem „Blaubuch für Gefängniskunde“ — für das Lesen von guten Zeitungen eingetreten. Strafanstaltsdirektor Dr. med. Pollitz sagt darüber in seinem jüngst erschienenen Buche „Strafe und Verbrechen“ (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig): „Um den Gefangenen, je nach seiner sozialen Stellung, in Beziehung zu dem Außenleben zu halten und ihm den Eintritt in alle Lebensbedingungen zu erleichtern, ist die Lektüre einer Zeitung oft von größter Wichtigkeit, nicht nur zur Belehrung über die laufenden Ereignisse, sondern besonders auch, um die Kenntnis wirtschaftlicher und geschäftlicher Vorgänge zu vermitteln.“

Diesen Anforderungen sind auch die Vorschriften unserer Strafvollstreckung insoweit bereits entgegengekommen, als es Gefangenen bei guter Führung in Rücksicht auf ihre soziale Stellung oder ihr weiteres Fortkommen gestattet werden kann, auf eigene Kosten Tages-

zeitungen oder Fachzeitschriften sich zu halten. Abgeschlossene Jahrgänge belehrender oder unterhaltender Zeitschriften haben auch mehr oder weniger zahlreich bereits Eingang in unsere Gefängnisbibliotheken gefunden. Aber — wie schon aus dem eben Gesagten hervorgeht — wer kein Geld hat, ist von dieser Bevorzugung ausgeschlossen, und dann der wichtigste Punkt: Welche Zeitschrift, vor allem Tageszeitung, ist ohne weiteres für die Strafhäuser geeignet?! Man hat bereits versucht, die schwierige Frage zu lösen durch Herausgabe einer besonderen Gefängniszeitschrift; es ist die Halbmonatsschrift „Kompaß", volkstümliche Blätter für zeitgemäße Belehrung und Unterhaltung (Herausgeber: Eduard Eggert), die in sicher sehr anerkennenswerter Weise zur Belehrung und Unterhaltung der Gefangenen beiträgt, die aber nach meiner Ansicht doch noch nicht den Anforderungen entspricht, die von einer Gefängnispresse erfüllt werden müssen.

Wenn es sich darum handeln soll, unseren Gefangenen eine Zeitung in die Hand zu geben, die allen etwas bringt, dann werden wir wohl von den Zeitschriften der „freien Presse" absehen müssen, und es wird eine eigens „für die Welt hinter den Mauern" herausgegebene „Gefängniszeitung" sich nötig machen. Damit wäre ja andererseits das Halten von Tageszeitungen und Fachzeitschriften, wie es bisher gestattet war, nicht ausgeschaltet. Diese „Gefängniszeitung" müßte neben einem ausgesucht guten belletristischen Teil und den Tagesneuigkeiten Arbeiten über unsere sozialen Einrichtungen, Aufklärungen über Arbeiterorganisationen, ständige Berichte über den Arbeitsmarkt, Beiträge aus Handel und Gewerbe, Gesundheitspflege, Technik usw. bringen, außerdem aber sollte sie auch, und das scheint mir ganz besonders wertvoll, Arbeitgebern und Stellenvermittlern ihre Spalten öffnen, um den vor der Entlassung stehenden Gefangenen Gelegenheit zu geben, sich nach einem geeigneten Arbeitsunterkommen beizeiten umzusehen. Auf die einzelnen technischen Fragen einzugehen, in welcher Weise eine derartige Zeitung geleitet und geschaffen werden und wie vor allen Dingen die Stellenvermittlung damit Hand in Hand gehen könnte, dazu dürfte hier nicht der Platz sein. Jedenfalls würden diese Fragen keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten, und: „Wo ein Wille, da ist auch ein Weg".

Es besteht wohl kaum ein Zweifel, daß eine solche Zeitung als regelmäßige Lektüre für unsere Gefangenen unendlich viel Gutes schaffen könnte, indem sie nicht nur zur Belehrung und sittlichen Förderung beitragen würde (das geschicht ja auch durch die Bibliotheken und den Unterricht), sondern indem sie vor allen Dingen den Entlassenen wohlvorbereitet und mit der Zeit fortgeschritten der Freiheit zurückgeben könnte — und gerade dies, dünkt mich, ist eine der vornehmsten und wichtigsten Aufgaben unseres Strafvollzugs.

Ein Strafvollzugsbeamter





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

„Unbewußtes Christentum" und „moderner Atheismus"

Im vorigen Türmer-Jahrgang (XIV. Jahrg. Heft 7) spricht Pfarrer Dr. G. Beißwänger über „Unbewußtes Christentum". In diesem Artikel las ich mit gelinder Empörung (ich sage „gelinder", da der Autor sonst gewiß nur aufrichtigste Anerkennung verdient für den wahrhaft christlichen Geist der Versöhnung und des Allverzeihens!) folgenden Satz: „Dennoch, mündet nicht auch Häckels Kampf wider das Christentum in den Versuch aus, eine neue Religion zu gründen, ‚die Religion des Wahren, Guten, Schönen?'"

Und dies nach dem vorhergehenden Satze: „Man mag es gar nicht nachsprechen, was Häckel über Gott und Jesus Christus und die Unsterblichkeitshoffnung der Christen gesagt hat!" — Mit desto größerer Befriedigung las ich dagegen das hier eingefügte Wort des „Türmers": „Darf das aller Mystik entkleidete Nüchternheitsideal Häckels noch Religion genannt werden?" — Wenn dieses Wort ein Turmsignal von der Zinne hoher Warte wäre, so würde ich ein Antwortsignal von einer anderen Warte in die Lande rufen: Nein! Häckel und seine Schildknappen haben nicht das Recht, von Religion zu sprechen, wenn ihre ganze Welt- und Lebensanschauungslehre alles „Wahre, Gute und Schöne" in der Welt mit Füßen tritt, alle Ideale niederreißt (trotz Häckels „Nüchternheitsideales" seiner „Zukunftskirche"), und nicht allein dem Christentum, sondern überhaupt jedem Gottesglauben, jedem Gottsuchen, jedem höheren, über das Niveau radiolar-biologischer Studien hinausführenden geistigen Streben die Daseinsberechtigung abspricht, ohne allen diesen Lebenswerten etwas anderes, Besseres entgegensetzen zu können, als eine Sumpfblase — ein Nichts.

Nein, hochverehrter Herr Dr. Beißwänger, auch die Nihilisten der Wissenschaft sind keine Christen, keine Gottsucher, keine Religionsgründer — sondern einzig und allein nur Religionszerstörer! — Eine andere Frage ist, ob Religion zerstört werden kann? Es können Kirchen zerstört, Dogmen für null und nichtig erklärt werden, die Religion aber, der Geist, der über den Wassern des irdischen Lebens schwebt, das Streben aller im Daseinskampfe stehenden Seelen nach der Erkenntnis der höchsten, ewigen Schöpfungsquelle dieses Daseins, kann nicht zerstört werden! — Nenne ihn nicht Jehova, nicht Rha, nicht Ormuzd, nicht Brahma, nicht Jupiter, nicht Allvater Odin —: nenne ihn mit keinem Namen! Seine Werke verkünden ihn dennoch lauter, als alle Gottesdienste aller Tempel und Kirchen aller Jahrtausende es je vermochten!

In der bekannten Biographie Häckels von W. B ö l s c h e finden sich Aussprüche über Gott und Christentum, die keinen Zweifel darüber lassen, daß ein getreuer Jünger eines Mannes, „der eine neue Religion sucht“ nicht so spöttisch und wegwerfend über Fragen der Religion urteilen würde, wenn er nicht genau wüßte, wie kongenial er in diesen Fragen mit seinem Herrn und Meister denkt! Ein Kapitel dieser Biographie Häckels schließt mit dem Kriegsruf an die Nicht-Häckelianer, d. h. an alle diejenigen, denen die „Häckelsche Entwicklungslehre“ noch nicht die Augen darüber geöffnet hat, daß es mit Gott, Religion und Christentum bald aus und vorbei sein wird: „Die Bombe (!) ist geworfen, — wann wird sie platzen?“ (!) — Sollte mit dem „Platzen der Bombe“ wirklich der Triumph einer „neuen Religion“ gemeint sein? Oder nicht vielmehr der Triumph des Häckelschen Nüchternheitsideals in seiner ganzen wüstendürren, jeden geistigen Schleiers baren Nacktheit?!

Trotz der im Innern der Gesteine kochenden Arbeit der Atome, die nach neuesten Forschungsergebnissen nicht nur in den radioaktiven Gesteinsarten, gleich dem Uran, Radium, Polonium, Thorium u. a. vor sich geht, beginnt — trotz Häckel — das Reich der fühlenden Wesen erst bei den organischen Geschöpfen, die Pflanzen nicht ausgeschlossen. Nur durch das große Geheimnis des T o d e s kann auch dem geringsten Geschöpfe, das da f ü h l t, daß es i s t, jener göttliche Odem genommen werden — zu ewiger Ruhe oder zu höherem Sein, wie wir Nicht-Häckelianer es glauben wollen — trotz allem: „Si Deus pro nobis, quis contra nos?“

Elfriede v. Haage



Graf Zeppelin als Kundschafter 1870

Der gleichnamige Aufsatz im Oktoberheft des „Türmers“ enthält eine Angabe, die der Richtigstellung zu bedürfen scheint. Es ist dort gesagt: „A l s G r a f Z. s i c h n i c h t m e h r v e r f o l g t s a h, s t i e g e r v o m P f e r d e u n d l i e ß e s f r e i. D a n n l e g t e e r a m s e l b e n A b e n d u n d i n d e r N a c h t z u F u ß d e n w e i t e n W e g i n d i e P f a l z z u r ü c k.“

Selbst wer nichts Näheres über den Vorgang weiß, legt sich schon beim Lesen dieser Zeilen unwillkürlich die Frage vor: Warum hat Graf Z., als schneidiger Reiteroffizier, dies getan? Er wurde nicht mehr verfolgt, hatte somit keinen Grund, etwa durch Benutzung eines Versteckes, auf das Pferd verzichten zu müssen; es konnte ihm doch nur zum raschen Fortkommen dienlich sein?!

Meine Kenntnisse des Vorganges sind abweichend, scheinen mir aber mehr der Natur der Verhältnisse zu entsprechen. Mein Gewährsmann ist der bayerische General a. D. L., welcher vor einigen Jahren beim Austausch von Erlebnissen während des Feldzuges 1870/71 gegen mich sich etwa folgendermaßen äußerte:

Ich stand in jenen denkwürdig schwülen Tagen vor Ausbruch der Feindseligkeiten als Leutnant und Kommandant einer Feldwache im Wißlautertale, an der Straße von Bobental nach Weißenburg. Mir wurde vom Doppelposten vorn an der Straße ein Fuhrwerk gemeldet, das sich von Bobenthal her nähere und auf welchem neben dem Fuhrmann auf dem Bock ein Uniformierter sich befinde. Ich ging selbst zum Examinieren vor, doch konnte ich beim Näherkommen die Uniform nicht sofort erkennen, ja es schien mir zunächst eine französische zu sein, in welcher Auffassung ich auch durch das dem Fuhrwerk folgende und an demselben angebundene Pferd mit französischem Sattelzeug bestärkt wurde. Es war Hauptmann Z. vom württembergischen Generalstabe, welcher von jenem denkwürdigen Erkundigungsritt bei mir die deutschen Vorposten passierte. Er kam aber durchaus nicht als Triumphator, sondern war recht niedergeschlagen über den verlustreichen Ausgang seiner Mission. Es schien ihm eine Erleichterung



zu sein, die Vorwürfe, die er sich machte, einem Kameraden nunmehr mitteilen zu können, und er schien den Wert dessen, was er an Beobachtungen mitbrachte, nicht hoch genug einzuschätzen. Die nächsten Tage mögen ihn eines anderen belehrt haben. Sch.



Noch einmal die theosophische Bewegung

Ein kurzes Schlußwort zu diesem Thema!

1. Ich hatte im Septemberheft des „Türmers" gebeten, dieses schwierige Problem sachlich und vorsichtig zu behandeln. Wenn nun ein gebildeter Schriftsteller wie Dr. Rudolf Steiner, der im Goethe- und Nietzsche-Archiv gearbeitet hat, der von vielen geehrt wird, der seine Überzeugungen in die Formen prägt, die ihm die notwendigen erscheinen — mit Cagliostro verglichen wird, so kann man das abermals nicht sachlich nennen, sondern die Absicht der Herabsetzung springt zutage.

2. Wenn jemand schreibt, die delikate Frage, ob neben der üblichen Forschungsmethode neue Erkenntnisorgane denkbar wären, sei von ihm (Freimark) „im voraus erledigt" durch den „Hinweis, daß die Subjektivität des innerlichen Schauens auch durch eine Mehrzahl von Schauenden nicht in Objektivität verwandelt wird" — so rührt er damit an ein Grundproblem der Geistesgeschichte. Die Art, wie er dieses Erkenntnisproblem berührt, legt den Verdacht nahe, daß ihm die Größe und der Umfang dieses Problems gar nicht bewußt sind. Er würde sonst diese Kardinalfrage, die von Plato bis Plotin, von Plotin bis Kant-Swedenborg („Träume eines Geistersehers") und überhaupt von der neueren Philosophie eines Fichte, Hegel, Schopenhauer und Hartmann bis herab zur Gegenwart die Geister beschäftigt, nicht so ohne weiteres „erledigen".

3. Zu diesen geistigen Faktoren kommt dann noch ein Gemütsfaktor. Freimark hat nun zweimal seiner Mißachtung Steiners Ausdruck gegeben. Ich habe beobachtet, daß andere Menschen diesen Forscher als ihren Lehrer und Förderer herzlich lieben und verehren, mit ihm befreundet sind und ihm öffentlich ihren begeisterten Dank aussprechen: so z. B. der bekannte französische Schriftsteller Eduard Schuré in der Einleitung seines neuesten Buches „L'évolution divine".

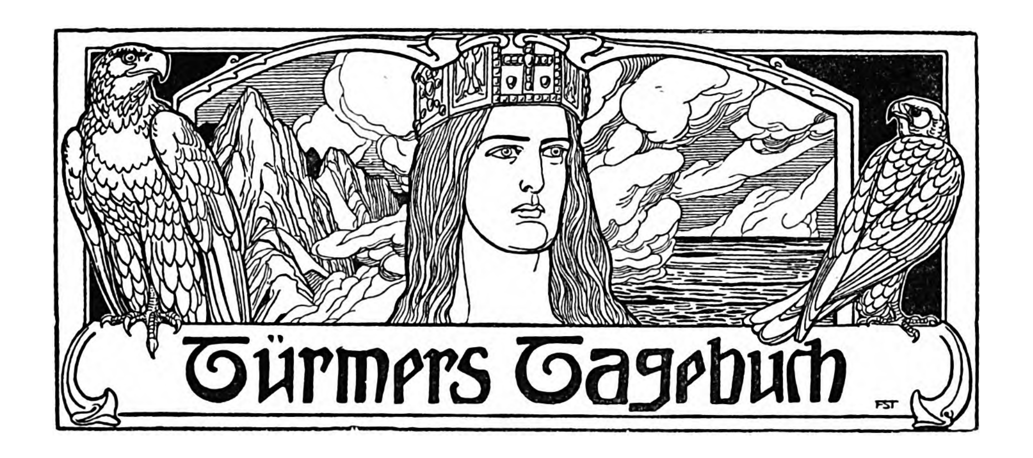
— Wer sich sachlich über diese Fragen unterrichten will, greift vielleicht am besten zu dem Buche von Ludwig Deinhard, „Das Mysterium des Menschen" (Berlin, Reichl); etwa auch zu der Einführung von Präcursor, „Das Unsichtbare" (Leipzig, Altmann); von Steiners nicht leicht zu lesenden Büchern („Theosophie", „Geheimwissenschaft") wäre vielleicht am ersten das Buch zu nennen: „Wie erlangt man Erkenntnis höherer Welten?" (Berlin, Philosophisch-theosophischer Verlag, Motzstraße 17). Durch die Lexikonbände der Blavatzky sich durchzufinden, dürfte jedem Laien schwer fallen.

Die ganze chaotische Frage verlangt äußersten Takt, Zurückhaltung und Sachlichkeit.

F. Lienhard







Balkan

Wer uns das gesagt hätte, in unserer Kinderstube, am warmen Ofen, beim behaglichen Verschlingen eines der vielgelesenen romantischen Schmöker aus der Zeit der Türkenherrschaft in Europa oder im Heiligen Lande! Daß wir, gerade wir ausersehen sein würden, dem letzten Akte des weltgeschichtlichen Dramas beizuwohnen! Der Augenblick ist groß genug, sich das gewaltige Problem in seiner geschichtlichen und völkerrechtlichen Entwicklung vor das Bewußtsein zu rücken, um recht zu ermessen, welch ein Schicksal sich da eigentlich vollzieht. Nicht sachlicher und eindringlicher aber glaube ich diesem Zwecke dienen zu können, als wenn ich hier des Professors Philipp Zorn, Geheimen Rats und Königlichen Kronsyndikus, Darlegungen wiedergebe, die er schon vor den entscheidenden Ereignissen im „Tag" in einer Artikelreihe („Die orientalische Krisis") veröffentlicht hat.

„Im unmittelbaren Anschluß an die Religionsgründung des Islams fand jener gewaltige Vorstoß der Heerscharen Mohammeds aus Arabien statt, der ganz Nordafrika dem Islam gewann und die hohe Kultur jener Stätten des Glanzes der antiken Welt so gut wie völlig vernichtete. Erst das neunzehnte und der Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts haben diese Länder wieder unter die Herrschaft europäischer Kulturmächte gebracht. Hier soll nur daran erinnert werden, daß die Sturmflut des Islams sich Anfang des achten Jahrhunderts nach Spanien ergoß (711), nach Vernichtung des Westgotenreiches in das Herz des Frankenreiches vordrang, bis es Karl Martell in der Schlacht von Tours und Poitiers 732 gelang, die wilden Horden der Mauren zu besiegen und weiterhin über die Pyrenäen zurückzutreiben. Europa war damit vor der Überflutung durch den Islam gerettet.

In Spanien aber erhielt sich die Herrschaft der Mauren und des Islams noch lange Zeit; erst Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde das Reich der Omajaden in Spanien völlig vernichtet und die Bekenner des Islams sodann mit grausamer Härte aus dem Lande vertrieben; ihre Reste zogen sich nach Nordafrika zurück, wohin die Spanier ihnen kämpfend folgten. Die in den jüngsten Streitigkeiten

um Marokko mit zäher Energie geltendgemachten spanischen Ansprüche bilden den letzten Rest jenes ersten großen weltgeschichtlichen Prozesses der Auseinandersetzung der europäisch-christlichen Kulturwelt mit der Welt des Islams. Ganz Nordafrika aber blieb noch für ein Jahrtausend Bestandteil der Staatenwelt des Islams, geteilt in eine Reihe islamitischer Staatsgebilde, die weiterhin in mehr oder minder enge staatliche Verbindung mit der Türkei kamen. Erst das neunzehnte Jahrhundert brachte hier eine vollständige staatliche Umwälzung, die ihren äußeren Abschluß mit dem nunmehr nach langen Mühen zustande gebrachten italienisch-türkischen Frieden von Lausanne erreicht haben dürfte.

Ohne Zusammenhang mit diesem ersten großen Zusammenstoß zwischen Europa und der Welt des Islams erfolgte sodann seit Mitte des 14. Jahrhunderts (1355) der zweite große Vorstoß der mohammedanischen Völker nach Europa, der bis zu dieser Stunde nachwirkt, und der von Anfang bis zum jetzigen Augenblick eine immerwährende Gefahr für den Frieden Europas war. Von Kleinasien drangen die Türken über den Bosporus in die Balkanhalbinsel ein und zertrümmerten die ganze Staatenwelt der reichen Länder jenes Gebietes, vernichteten das Reich der Bulgaren (1396), das große serbische Reich (1448), eroberten Griechenland und erstürmten Konstantinopel (1453), die Reste des einst so gewaltigen Oströmischen Reiches über den Haufen werfend ... Die gesamte christliche Staatenwelt jener reichen und schönen Länder war seit 1453 völlig vernichtet und an ihre Stelle der Staat des mohammedanischen Eroberers, die Türkei, getreten; in drei Weltteilen beherrschte der Staat der Türken ein ungeheures Gebiet, wohl die schönsten und reichsten Länder der Erde umfassend. Das türkische Staatswesen beruhte selbstverständlich auf den Grundsätzen des Korans; die christliche Bevölkerung trat zu einem kleinen Teile zum Islam über; die große Hauptmasse der von den Türken unterworfenen Völker aber hielt am christlichen — griechisch-katholischen — Glauben fest. Die Türken bildeten in ihrem europäischen Staatswesen von vornherein der Zahl nach nur die Minderheit; die das weite Land bewohnende Bevölkerung war überwiegend christlich — die „Rajah" (Herde) —, etnographisch eine bunte Masse von verschiedenen Stämmen slawischen und griechischen Ursprunges. Die türkische Eroberung aber begnügte sich nicht mit der Balkanhalbinsel; auch die Länder nördlich der Donau, vor allem Ungarn, kamen unter türkische Botmäßigkeit, bis der türkische Siegeszug vor Wien zum Stillstand gebracht — Wien wurde zweimal, 1529 und 1683, von den Türken vergeblich belagert — und die Türken seit der zweiten Belagerung Wiens allmählich wieder unter schweren Kämpfen nach der Balkanhalbinsel zurückgedrängt wurden, wo sie ihre Herrschaft dauernd zu behaupten vermochten ... Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts beherrschte der türkische Staat immer noch eine ungeheure Ländermasse in Europa, Asien und Afrika ...

Das Staatsgebiet der Türkei umfaßte im Anfang des 19. Jahrhunderts die gesamte Balkanhalbinsel einschließlich der Europa zugerechneten Inselwelt des Ägäischen Meeres; die nördlichen Grenznachbarn der Türkei waren Ungarn und Rußland. Bereits in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts beginnen nun die Freiheitskämpfe der christlichen Balkanvölker, die bis zu diesem Augenblick ihren

Abschluß noch nicht gefunden haben. Nur das kleine, tapfere Volk der schwarzen Berge im Nordwesten der Halbinsel, die Montenegriner, hatten die Türken nie völlig zu unterwerfen vermocht; die Kämpfe mit diesem kleinen Bergvolk serbischen Stammes haben nie aufgehört und nie zu einem vollen Resultat geführt, trotz ihrer Dauer von Jahrhunderten; die Hauptmassen der Serben (Bosnien, Serbien, das weiter südliche Gebiet bis Albanien) waren dagegen türkische Untertanen. Das völkerrechtliche Verhältnis Montenegros zur Türkei wurde endgültig erst durch den Berliner Vertrag von 1878 im Sinne voller Unabhängigkeit des Fürstentumes, das sich dann weiter bis zum Königreich erklärte, festgestellt.

Der erste große Freiheitskampf der christlichen Rajah gegen die Türken war der eines anderen Teiles des serbischen Volksstammes, des nordwestlichen Grenzgebietes der Türkei, von 1804—12; er hat in keinem Geringeren als Leopold Ranke seinen Geschichtschreiber gefunden. Das übrige Europa blieb von diesen Kämpfen, angesichts der damaligen Weltlage, unberührt; und das Ende des Kampfes war die Unabhängigkeit des Fürstentumes Serbien, jedoch in dem eigentümlichen Verhältnis der sogenannten Suzeränität zur Türkei, d. i. innere Selbständigkeit des Staatslebens, aber völkerrechtliche Unterordnung unter die Türkei. In diesem staats- und völkerrechtlichen Verhältnis verblieb Serbien bis zum Berliner Vertrag von 1878; durch die mittels dieses Staatsvertrages durchgeführte Neugestaltung der Staats- und Gebietsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel erhielt Serbien eine nicht sehr erhebliche Gebietserweiterung und die völkerrechtliche Stellung als vollkommen unabhängiger Staat in endgültiger Lösung jeder staatsrechtlichen Verbindung mit der Türkei; bald darauf erklärte Serbien sich als Königreich. Die Hauptmasse des serbischen Volksstammes aber verblieb auch nach der Umgestaltung von 1812 und weiterhin unter türkischer Herrschaft. Die innere Entwicklung des neuen Staatsgebildes Serbien war keine günstige, so daß man von lebhaften Sympathien Europas für den serbischen Staat kaum sprechen kann. Immerhin hatte Serbien seinen Rückhalt an der großen slawischen Vormacht Rußland, und bei allen Mängeln des serbischen Staates wird ein gerechtes historisches Urteil doch zugeben müssen, daß die Staats- und Volkszustände des unabhängigen Staates Serbien trotz der bekannten skandalösen Vorgänge weit höhere Kulturzustände waren und sind als unter türkischer Herrschaft. Die unmittelbare Grenznachbarschaft Serbiens mit Österreich-Ungarn nötigt, was schon hier festgestellt sein soll, zur Anerkennung des Grundsatzes, daß die Gestaltung des Staates Serbien die Lebensinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie aufs stärkste berührt.

Die zweite große Freiheitsbewegung führte zur Loslösung der nordöstlichen Gebiete der Balkanhalbinsel vom türkischen Staate, der damals sogenannten Donaufürstentümer Moldau und Walachei, des heutigen Königreiches Rumänien. Auch hier wurde die Türkenherrschaft als unerträglich empfunden, und die Aufstände der zwanziger Jahre hatten zur Folge, daß auch diesen Donaugebieten die innere staatliche Unabhängigkeit unter der Suzeränität der Türkei, wie bei Serbien, zugestanden werden mußte. Auch von diesem Freiheitskampfe wurde das übrige Europa wenig berührt; nur Rußland, der mächtige Grenznachbar, machte seinen

starken Einfluß zugunsten der Unabhängigkeit der Fürstentümer geltend. Die staatliche Entwicklung dieser Länder, deren Bevölkerung überwiegend nicht slawischen, sondern lateinischen Ursprunges ist, war anfangs ebenso wie bei Serbien keine günstige. Erst in den letzten Jahrzehnten, unter der Regierung eines deutschen Fürsten aus dem Hohenzollerngeschlechte, hat der neue Staat, unter dem offiziellen Titel Rumänien, eine bedeutende militärische und kulturelle Entwicklung genommen, so daß heute kaum ein Zweifel darüber bestehen kann, daß Rumänien an innerer Ordnung und äußerer Haltung alle übrigen Balkanstaaten weit überragt. Das Suzeränitätsverhältnis zur Türkei, materiell schon früher zum bloßen Scheine geworden, wurde durch den Berliner Vertrag von 1878 auch formell beseitigt, und Rumänien als Königreich bildet heute ein ebenbürtiges Glied der völkerrechtlichen Staats- und Kulturgemeinschaft. Als dem rumänischen Volksstamme zugehörig werden die unter türkischer Herrschaft in Mazedonien angesessenen Kutzowalachen betrachtet.

Ganz Europa dagegen wurde in Mitleidenschaft gezogen durch den griechischen Freiheitskampf von 1821. Wie im Nordwesten und Nordosten so wurde auch im Süden des türkischen Staates, an den alten Stätten der größten antiken Kulturwelt, Hellas und Peloponnes, das türkische Joch als unerträglich empfunden, und 1820 begann der große Freiheitskampf, der nach einem Jahrzehnt denkwürdigster Kämpfe und Ereignisse zur Gründung des heutigen Königreiches Griechenland führte. Auf die wechselvollen Kämpfe braucht nicht näher eingegangen zu werden. Der Freiheitskampf der Griechen war von Anfang an von der machtvollen Sympathie der europäischen Völker — nicht der Regierungen! — getragen.

Zwei Jahre hatten die aufständischen Griechen der starken türkischen Heeresmacht tapferen und erfolgreichen Widerstand geleistet und 1822 ihre Unabhängigkeit feierlich verkündet; nun aber war ihre Kraft gegenüber dem so viel stärkeren Gegner erschöpft. In ihrer Not wandten sich die Griechen an den 1822 in Verona versammelten Kongreß der Großmächte mit der Bitte um Hilfe in ihrem Verzweiflungskampfe. Die Bitte war vergeblich; der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, der damals die europäische Politik vollständig beherrschte, sah in dem Kampfe, der für die Griechen ein verzweifelter Kampf ums Dasein war, eine Revolution gegen den legitimen Herrscher, den Sultan, und war viel eher geneigt, dem Sultan Hilfe zur Unterdrückung der griechischen Revolution als den Griechen Hilfe im Kampf um ihre Freiheit und Existenz zu leisten. Der Kongreß zu Verona weigerte die erbetene Hilfe; die Gesandten der Griechen wurden nicht einmal zugelassen.

Es ist lehrreich, heute nach fast hundert Jahren auf jene Vorgänge zurückzublicken. Mit tiefer Entrüstung gegen Metternich und die ‚Wiener Starrsucht' hat sie Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts geschildert. Und daß das Weltgericht der Weltgeschichte ein vernichtendes Urteil über die damalige Politik, die der österreichische Staatskanzler Europa diktierte, gefällt hat, ist heute zweifellos. Auch der Griechenstaat, der weiterhin entstand, hat die Hoffnungen derer, die damals Hab und Leben in hoher Begeisterung für ihn opferten, nicht erfüllt und ist im ganzen bis jetzt ein kümmerliches Staats-

wesen geblieben; aber darüber besteht doch wohl nirgends ein Zweifel, daß die Wiederauslieferung der Griechen an die Türken, wie sie die Folge der Metternichschen Politik gewesen wäre, als eine Barbarei von unerhörter Brutalität hätte verurteilt werden müssen. Die Betrachtung der damaligen Metternichschen Politik gibt eine ernste Lehre auch für die damalige orientalische Krisis.

Und noch eine zweite Lehre entnehmen wir den damaligen Vorgängen. Seit der ersten Haager Friedenskonferenz geht eine starke Bewegung durch die Welt, die mit dem Schlagwort: La paix par le droit die Forderung erhebt: alle Konflikte der Staaten müßten durch ein Welttribunal ‚nach dem Recht' entschieden werden. Und in Konsequenz dieses Gedankens wurde besonders von amerikanischer Seite gefordert: die Staaten müßten sich gegenseitig durch Staatsvertrag ihren Gebietsstand garantieren. Noch jüngst fand hierüber auf dem Genfer Kongreß der Interparlamentarischen Union eine interessante und lehrreiche Verhandlung statt. An den griechischen wie überhaupt an allen orientalischen Vorgängen des 19. Jahrhunderts erkennt man die Unmöglichkeit jener Gedankengänge, die man um das Schlagwort La paix par le droit gruppiert, für unsere heutige Zeit und Staatenwelt. Ich muß mich auf kurze Andeutungen beschränken. Aber man wird zugeben müssen — wenigstens kann man sich dieser Folgerung nur durch einen Salto mortale des Gedankens entziehen —, daß die modernste Staats- und Völkerweisheit, die in dem Wort La paix par le droit sich zusammenfaßt, in der Frage des Griechenaufstandes einfach zu dem Metternichschen Resultate geführt hätte; der Repräsentant des ‚Rechtes' war der Padischah in Konstantinopel, der ‚legitime' Herrscher, indes die Griechen juristisch als Revolutionäre erschienen, die unterworfen und bestraft werden mußten. Auch darin liegt eine überaus wertvolle Lehre jener Vorgänge der Vergangenheit für die Gegenwart, die Lehre, daß es für die Staaten und Völker über dem formellen Rechte ein höheres Gesetz gibt, das mit den Formen und Formeln des Rechtes nicht erfaßt werden kann, sondern sie im gegebenen Momente sprengt.

Die Folge des Verhaltens der Großmächte gegen die Griechen war dann jene gewaltige Bewegung des Philhellenismus, die ganz Europa durchflutete, und deren markanteste Träger der bayerische König Ludwig I. und der englische Dichter Lord Byron waren. Der Philhellenismus gab den Griechen durch Zuführung von Geld und Mannschaften die Kraft, abermals den Kampf gegen die Türken aufzunehmen und mehrere Jahre lang zu bestehen. Als dann aber ein ägyptisches Heer den Türken zu Hilfe kam, schien der ungleiche Kampf endgültig für die Griechen verloren. Nunmehr aber lösten sich, um den Untergang der Griechen durch ihre Unterwerfung unter die Türken zu verhindern, Rußland, Frankreich und England von der Metternichschen Politik los und brachten den Griechen durch Vernichtung der türkisch-ägyptischen Flotte im Hafen von Navarin die Rettung (1827).

Aber auch jetzt noch verweigerten in langen Verhandlungen die Türken die Freigabe Griechenlands aus dem türkischen Staatsverband: kein Land, auf dem

eine Moschee stehe, könne von der Türkei freigegeben werden. Die Verhandlungen mußten abgebrochen werden, und nur mit Waffengewalt vermochte Rußland seine Forderungen zugunsten Griechenlands durchzusetzen. Ein russisches Heer unter Diebitsch überschritt den Balkan, und erst als die Russen vor den Toren Konstatinopels standen, entschloß sich 1829 die Türkei zum Frieden von Adrianopel, der das heutige Königreich Griechenland, in völliger Unabhängigkeit von der Türkei, geschaffen hat.

Die Hauptbestandteile des alten Griechenland, Hellas und Peloponnes, nebst den unmittelbar anliegenden Inseln, sind seitdem unabhängiger Staat. Aber Millionen von Griechen auf dem Festland wie auf den Inseln blieben auch jetzt noch unter türkischer Herrschaft. Zweimal noch hat dann das Königreich Griechenland nicht unerhebliche Gebietserweiterungen nach Norden erfahren, zuerst nach dem Russisch-Türkischen Kriege von 1877, weiterhin im Jahre 1897 nach einem unglücklichen Kriege gegen die Türkei, der die militärische Überlegenheit der Türken in eklatanter Weise zur Erkenntnis brachte. Immer aber blieb noch bis heute ein sehr großer Teil der Griechen unter Türkenherrschaft. Die altberühmte Insel Kreta hat zwar ihre Unabhängigkeit von der türkischen Staatsgewalt durchgesetzt (1898), aber die Verbindung mit Griechenland bis jetzt nicht vollziehen können. In gemeinsamer Vormundschaft hindern Rußland, England, Frankreich, Italien einerseits ein militärisches Einschreiten der Türkei gegen Kreta, andererseits den von der Bevölkerung stürmisch verlangten Anschluß an Griechenland. Die mazedonische Frage ferner, die mit in erster Linie zu der gegenwärtigen Krisis geführt hat, ist wesentlich eine griechische Frage.

So waren 1830 Serbien, Rumänien, Montenegro und Griechenland frei von türkischer Herrschaft als selbständige Staatswesen eingerichtet; die Bevölkerung aller dieser Staaten gehört wie die Russen dem griechisch-katholischen Glauben an; die Serben und Montenegriner sind Slawen; die Selbständigkeit von Rumänien und Griechenland war das unmittelbare Werk russischer Diplomatie und Waffenhilfe.

Der staatliche Emanzipationsprozeß auf der Balkanhalbinsel erfuhr sodann eine Unterbrechung für Jahrzehnte, ... die Kämpfe aber zwischen Türken und Christen auf der Balkanhalbinsel haben das ganze 19. Jahrhundert hindurch nie geruht; es hat wohl noch nie in dieser ganzen Zeit eine längere Periode gegeben, in der nicht Blut in diesen Kämpfen floß. Trotz der selbständigen Staatsgestaltung jener vier christlichen Staaten war der tiefe Völker- und Rassengegensatz gegen die Türkei immer vorhanden und führte fortwährend zu neuen blutigen Kämpfen, denn die Mehrheit der Bevölkerung des türkischen Staates bestand nach wie vor aus der gewaltsam unterworfenen und in gewaltsamer Unterwerfung fortdauernd geknechteten christlichen Bevölkerung. Die Türken, im Besitze aller Machtmittel und erfüllt mit dem fanatischen Glaubenshochmut als auserwähltes Volk Gottes und seines Propheten, übten ihre Vormacht über die unterworfenen Völker als unbedingte Gewaltherrschaft aus; der Daseinskampf der Unterworfenen nahm dadurch, selbst abgesehen von dem Glaubens- und Rassengegensatz, vielfach den Charakter eines Kampfes mit allen, auch unlauteren und unehrlichen Mitteln an

gegen einen Feind, dem es nach den Glaubenssatzungen des Korans geradezu verboten ist, den Ungläubigen, d. i. den Christen, Treue zu halten, ein Zustand, der sich aus den Verhältnissen erklärt, der aber dennoch im Abendland die aufständischen Christen als Räuberbanden erscheinen ließ und im allgemeinen in den zivilisierten Ländern Europas zu einer harten, aber gewiß vielfach ungerechten Beurteilung jener Völkerstämme, anderseits zu einer gleichfalls ungerechten, viel zu günstigen Beurteilung der herrschenden Türken führte. Daraus erklärt sich auch die grenzenlose Verwirrung, die in der europäischen und besonders in der deutschen Presse bei der Beurteilung der gegenwärtigen Vorgänge auf der Balkanhalbinsel bis vor kurzem herrschte. Die Bulgaren haben in den wenigen Jahrzehnten des Bestehens des bulgarischen Staates gezeigt, was in geordneten Verhältnissen und unter richtiger Führung die christlichen Balkanvölker des Orients zu leisten fähig sind; und vielleicht in höherem Grade noch gilt dies von den Rumänen.

Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts begannen nun neuerdings im Nordwesten des türkischen Staates die Freiheitskämpfe gegen die Türken, immer mit der Begründung, das türkische Joch sei bis zur Unerträglichkeit gesteigert, und immer zunächst in der Weise räuberischer, hinterlistiger Bandenkämpfe gegen eine Herrschaft, die als brutale Gewaltherrschaft empfunden und angeklagt wurde. Man war zuerst geneigt, diese Kämpfe als eine geringwertige Erscheinung zu betrachten, die nun eben einmal im Orient zum täglichen Leben gehöre. Das ‚bißchen Herzegowina' und die ‚Knochen des pommerschen Grenadiers' wurden bei uns zum geflügelten Wort. Aber bald griffen diese Bandenkämpfe serbischer Leute auf den Staat Serbien über; ein kurzer serbisch-türkischer Krieg endete mit einer schweren Niederlage der Serben (1876). Daraufhin erzwang die russische Volksstimmung das Eingreifen Rußlands. Aber auch dem gewaltigen russischen Heere zeigten die Türken sich militärisch gewachsen, ja überlegen; einer militärischen Katastrophe entging Rußland bei Plewna nur durch das Eingreifen Rumäniens. Dies aber war der Wendepunkt des Krieges; abermals wie 1829 überschritten die Russen den Balkan und standen wieder wie damals vor den Toren von Konstantinopel. Am 3. März 1878 mußte die Türkei den Frieden von San Stefano unterschreiben.

Der Friede von San Stefano änderte an den Verhältnissen der bereits bestehenden christlichen Balkanstaaten nichts Wesentliches; nur Serbien und Montenegro erhielten einen erheblichen Gebietszuwachs. Der Kernpunkt des Friedens von San Stefano war die Gründung des neuen Staates Bulgarien. Ein neuer Staat Bulgarien wurde durch Rußland geschaffen, der, die nördliche Türkei südlich von Serbien und Rumänien umfassend, von der Donau aus über den Balkan bis hinab zum Ägäischen Meere sich erstrecken sollte; die Küste des Ägäischen Meeres mit der großen Hafen- und Handelsstadt Saloniki war die Südgrenze des neuen Staates. Als türkischer Staat in Europa sollte künftig nur mehr Konstantinopel mit seiner unmittelbaren Umgebung sowie — territorial von Konstantinopel völlig abgeschnitten — das westliche Gebiet Bosnien, Albanien, Mazedonien erhalten bleiben.

Eine ungeheure Aufregung entstand in Europa nach dem Bekanntwerden

dieses russisch-türkischen Friedensvertrages. England, lebhaft unterstützt von Österreich-Ungarn, erklärte den Frieden von San Stefano rundweg als Kriegsfall. Nach langen und schwierigen Verhandlungen brachte Bismarck, der ‚ehrliche Makler', die Berliner Konferenz zustande, welche durch den Staatsvertrag vom 13. Juli 1878 die Gegensätze, was niemand mehr zu hoffen gewagt hatte, ohne Krieg löste.

Die Änderungen, die der Berliner Vertrag am Frieden von San Stefano vornahm, waren folgende: 1. der Gebietszuwachs von Serbien und Montenegro wurde erheblich beschränkt; 2. der neue Staat Bulgarien sollte zwar errichtet werden, aber nur von der Donau bis zum Balkan reichen; 3. südlich des Balkans sollte unter einem christlichen Statthalter eine autonome Provinz Ostrumelien mit unabhängiger innerer Verwaltung, jedoch getrennt von Bulgarien, hergestellt werden, in einer territorialen Begrenzung, die die Küste des Ägäischen Meeres mit einem erheblich weit nach Norden reichenden Gebiete bei der Türkei beließ; 4. Bosnien und die Herzegowina sollten behufs Herstellung geordneter Verhältnisse und in Anerkennung des hier obwaltenden österreichisch-ungarischen Lebensinteresses von Österreich-Ungarn ‚besetzt oder verwaltet' werden.

Damit war immerhin der Hauptpunkt des Friedens von San Stefano: die Herstellung des selbständigen Staates Bulgarien — zunächst unter türkischer Suzeränität — gesichert. Andererseits aber war durch den erhaltenen Gebietszusammenhang von Konstantinopel mit den westlichen Landesteilen der Türkei auch ein lebensfähiger türkischer Staat verblieben, der insbesondere das gesamte bisherige Küstengebiet, auch das des Ägäischen Meeres mit Saloniki, behielt. Außerdem war den gebieterischen Interessen von Österreich-Ungarn Anerkennung und weitgehende Berücksichtigung zuteil geworden.

Damit löste sich die furchtbare Spannung, die mehrere Jahre hindurch Europa aufs schwerste bedrückt hatte.

Der Berliner Vertrag aber hatte noch eine ganze Reihe schwerwiegender weiterer Folgen, die aufs tiefste in die Daseinsbedingungen fast aller europäischen Großmächte eingriffen. Unbeteiligt daran ist nur das Deutsche Reich, das in einer, man möchte sagen, unerhörten Selbstlosigkeit diese ganze weitere Entwicklung sich vollziehen ließ, ohne in sie irgend erheblich einzugreifen.

Was zunächst England angeht, so war Lord Beaconsfield auf dem Berliner Kongreß der letzte Vertreter der alten traditionellen englischen Orientpolitik, deren Quintessenz die Erhaltung des Statusquo in der Türkei war, und die den englischen Handels- und Weltmachtinteressen ohne jeden Zweifel weitaus den meisten Vorteil bot. Mit dem Sturz der Toryregierung (1880) war diese Orientpolitik definitiv und für alle Zeiten zu Grabe getragen. Disraelis Antipode und Nachfolger Gladstone hatte in seinen ‚Bulgarian atrocities, die furchtbarste Anklageschrift gegen die barbarischen türkischen Staatszustände geschrieben; die spätere englische Orientpolitik sowohl der Whigs wie der Torys ist nie mehr zu den Prinzipien zurückgekehrt, die Lord Beaconsfield auf dem Berliner Kongreß als Lebensinteressen Englands gegen Rußland vertreten hatte. — Die englische Orient-

politik nach dem Berliner Kongreß ist vielmehr durch folgende historische Tatsachen gekennzeichnet: 1. England schloß im unmittelbaren Anschluß an den Berliner Vertrag mit der Türkei einen Vertrag des Inhalts, daß England der Türkei militärische Hilfe gegen weiteres Vordringen der Russen in Kleinasien zusicherte, wogegen die Türkei die Insel Zypern an England zur Verwaltung und Verwendung übergab; 2. im Verfolg seiner seit 1870 eingeschlagenen Politik der Verdrängung Frankreichs aus Ägypten schlug England 1882 mit Waffengewalt eine ägyptische, auf Autonomie gerichtete Bewegung nieder — Beschießung von Alexandria —, besetzte sodann im Zusammenhange mit den kriegerischen Vorgängen im Sudan die wichtigsten ägyptischen Plätze und traf alle Einrichtungen englischer Oberhoheit über das Land unter nomineller Erhaltung der Scheinherrschaft des Khediven, aber unter völliger Beseitigung der bisherigen Oberherrschaft der Türkei. Dieser tatsächliche Zustand steht heute in voller Kraft, und seine Änderung liegt außer jeder Wahrscheinlichkeit. Rechtlich allerdings sind diese ägyptischen Verhältnisse auch heute noch völlig unklar. Zwar hat Frankreich auf seine früher so machtvolle Stellung in Ägypten zugunsten Englands durch den berühmten Vertrag vom 8. April 1904, das diplomatische Meisterstück König Eduards VII. von England, verzichtet; aber weder die Türkei noch die übrigen Großmächte haben bis jetzt formell und öffentlich — vielleicht in Geheimverträgen — die englische Oberhoheit über Ägypten anerkannt. Es muß — wohl auch für England selbst — als unter allen Umständen wünschenswert bezeichnet werden, daß die staats- und völkerrechtliche Stellung Ägyptens eine klare und feste Formulierung findet. Jedenfalls hat England nach dem Berliner Kongreß in Zypern und dem alten Pharaonenlande zwei wichtige Länder des bisherigen türkischen Staatsbestandes unter seine Botmäßigkeit gebracht und damit die alte englische Orientpolitik der Erhaltung des Statusquo in der Türkei völlig aufgegeben.

Einen weiteren Verlust erfuhr die Türkei durch Aufrichtung der französischen Herrschaft in dem bisherigen türkischen Vasallenstaate Tunis im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Tunis, das Nachbarland des bereits seit 1830 unter französische Herrschaft gebrachten Algier, wurde 1881 zum französischen Protektoratsland erklärt, und dieses Protektorat ist, unter Widerspruch der Türkei, der aber keinerlei Berücksichtigung fand, von den Mächten anerkannt. — Inzwischen hatte sich Frankreich auch ein gewaltiges Kolonialreich in Nordwestafrika geschaffen, das nunmehr von Tunis über Senegal und Dahomey bis zum Kongo sich erstreckt. Nur Marokko war noch frei von französischer Herrschaft, der im übrigen der weitaus größte Teil von Nordwestafrika gehorchte. Daß nunmehr die französische Politik sich mit aller Kraft auf die Einverleibung Marokkos richtete, ist wohl verständlich; England erkannte durch den oben erwähnten Vertrag vom 8. April 1904 das Alleinrecht Frankreichs auf Marokko gegen das Zugeständnis Ägyptens an England an; die weiteren Schwierigkeiten, zu denen die Marokko-Frage speziell mit Deutschland führte, sind in allgemeiner Erinnerung und haben ihre Lösung durch den Novembervertrag von 1911 gefunden.

Die Aufrichtung der französischen Herrschaft in Tunis hatte in Italien leidenschaftliche Erregung hervorgerufen; ein Blick auf die Karte macht dies wohl ver-

ständlich. Zwar kam es nicht zum Kriege zwischen Italien und Frankreich; die tunesischen Vorgänge aber waren bekanntlich ein für die seitherige Politik Italiens sehr bestimmendes Moment und scheinen zur Folge gehabt zu haben, daß seitens der übrigen Mächte der Vorrang Italiens in bezug auf Tripolis und die Cyrenaika anerkannt wurde. Von diesem Anerkenntnis hat Italien nunmehr 1911 den Gebrauch gemacht, jene beiden Länder mit bewaffneter Hand für sich in Anspruch zu nehmen; der hieraus entsprungene Türkisch-Italienische Krieg ist durch den Frieden von Lausanne beendigt; Tripolis und die Cyrenaika sind damit für die Türkei endgültig verloren, und auch dieser Verlust muß als eine der weiteren Folgen des Berliner Vertrages von 1878 bezeichnet werden. Tripolis war zweifellos staatsrechtlicher Bestandteil des türkischen Staates, wenn auch in vollständiger Verwahrlosung, und ohne daß die Türkei auch nur annähernd ihre Staatspflicht gegen das Land erfüllt hätte. Man hat Italien über sein plötzliches Vorgehen in Tripolis schwere Vorwürfe gemacht. Nach formellem Recht läßt sich dies Vorgehen allerdings nicht begründen. Aber trug es einen anderen Charakter als das Vorgehen Englands in Ägypten und das Vorgehen Frankreichs in Tunis und Marokko? Und Italien mochte mit Recht befürchten, daß Gefahr im Verzuge sei.

Mit der Besitznahme von Tripolis durch Italien ist die ganze Küste von Nordafrika wieder unter europäische Oberhoheit gestellt und die Staatsgewalt des Islams, insonderheit der Türkei, in diesen Gebieten beendet. Zwar wird die staatliche und kulturelle Neugestaltung dieser Länder den drei daran beteiligten Großmächten noch Arbeit und Opfer genug kosten; aber die weltgeschichtliche Entscheidung über das staats- und völkerrechtliche Schicksal von Nordafrika ist, soweit Menschengedanken heute reichen können, endgültig gefällt.

Ein Nachspiel hatte endlich der Berliner Vertrag noch für Bosnien und Herzegowina. Diese Länder waren durch den Vertrag an Österreich-Ungarn gegeben zur ‚Besetzung und Verwaltung' unter formeller Aufrechterhaltung der türkischen Oberhoheit; zugleich war das Gebiet bis Mitrovitza, *der Sandschak Novibasar, als österreichische Interessensphäre gekennzeichnet.* Die Hauptmasse der Bevölkerung dieses ganzen Gebietes ist serbisch. — Österreich-Ungarn hat in wenigen Jahrzehnten für jene Länder eine große Staats- und Kulturarbeit geleistet; in Wirklichkeit war das Gebiet seit 1878 Bestandteil der österreichisch-ungarischen Monarchie, und der türkische Staat war dort völlig verschwunden. Unter diesen Umständen war es erklärlich, daß man nach drei Jahrzehnten schwerster Arbeit in Österreich-Ungarn den Wunsch hatte, an Stelle des Scheines die Wirklichkeit zu setzen und Bosnien-Herzegowina dem österreichisch-ungarischen Staatswesen einzuverleiben. Dies geschah dann 1908 mit Zustimmung der Türkei, aber unter heftigster Aufregung im Königreich Serbien und bei einigen Großmächten, besonders Rußland; man stellte sich hier auf den formellen Rechtsstandpunkt, daß der Berliner Vertrag nicht ohne Zustimmung der beteiligten Mächte abgeändert werden könne. Schließlich wurde der Streitfall, hauptsächlich infolge der festen Stellungnahme Deutschlands, ohne Krieg, aber auch ohne Konferenz im österreichischen Sinne erledigt, allerdings *unter formeller Preisgabe des österreichischen Anrechtes auf*

den Sandschak Novibasar. Jedenfalls hatte Österreich-Ungarn bei seinem Vorgehen 1908 den Rechtstitel, den eine 30jährige angestrengte Kulturarbeit gab, während die drei Großmächte, die Nordafrika nahmen, diesen Rechtstitel nicht hatten; nur Frankreich hätte ihn für Ägypten geltend machen können (Lesseps, Suezkanal, die Reformen der 60er Jahre).

Endlich muß noch eine letzte Nachwirkung des Berliner Vertrages verzeichnet werden, die sich auf Bulgarien bezieht. Der Berliner Vertrag hatte ein unter der Suzeränität der Türkei stehendes Fürstentum Bulgarien bis zum Balkan und eine unter einem Statthalter stehende autonome Provinz Ostrumelien geschaffen, die Bulgaren südlich des Balkans zusammenfassend. Diese Gestaltung erwies sich schon nach wenigen Jahren als unhaltbar. Nach mehrfachen Wechselfällen schwieriger Anfänge des neuen Staates Bulgarien trat eine ruhige, gesunde und kraftvolle Entwicklung ein, als der jetzige König, zweifellos ein ganz außergewöhnlich hervorragender und weitblickender Staatsmann, zum Fürsten erwählt wurde. In rascher Folge vollzog sich, ohne daß hieraus schwere europäische Verwirrungen entstanden wären, die Entwicklung dahin, daß 1885 Ostrumelien eines schönen Tages seine Vereinigung mit Bulgarien erklärte, daß dieses Bulgarien die Oberhoheit der Türkei aufhob und daß es endlich sich als unabhängiges Königreich dem Staatensysteme der Balkanhalbinsel und Europas einfügte. Weder konnte die Türkei noch wollten die Großmächte diese Entwicklung hindern: so wurde in überaus kurzer Zeit aus dem unter türkischer Herrschaft völlig verwahrlosten Bulgarien ein kraftvoller moderner europäischer Staat, dessen Entwicklung in wenigen Jahrzehnten jedenfalls zu den hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiete der Staatengeschichte der Welt gerechnet werden muß.

Das Jahrhundert von 1804 — dem Beginn des serbischen Freiheitskampfes — bis 1912 hatte somit den Territorialbestand des türkischen Staates dahin verändert: daß die sämtlichen nordafrikanischen Gebiete der Türkei verloren gingen, und daß von dem ehemals die ganze Balkanhalbinsel umfassenden türkischen Staatsgebiete in Europa nur mehr das westliche Stück Albanien und Mazedonien sowie das von hier nach Osten reichende Land bis zum Bosporus und den Dardanellen den Staat der Türkei in Europa darstellte. Von diesen Gebieten ist das Gebiet um Konstantinopel sowie Albanien überwiegend von Mohammedanern, Mazedonien überwiegend von griechisch-katholischen Christen bewohnt: das Gesamtverhältnis der Christen und Mohammedaner im damaligen türkischen Staate in Europa mag wohl mit einem Drittel Mohammedaner und zwei Drittel Christen annähernd richtig bezeichnet sein. Die christliche Bevölkerung in dem heutigen Reste des türkischen Staates ist überwiegend griechisch; ein erheblicher Teil aber gehört auch dem bulgarischen, ein anderer dem serbischen Volksstamme an; die Kutzowalachen endlich werden von Rumänien in Anspruch genommen.

Wenn man wohl geglaubt hatte, der türkische Staat werde nunmehr in dem ihm nach der Neuregelung durch den Berliner Vertrag verbliebenen Gebiete eine intensive Staatstätigkeit entwickeln und sicher geordnete Verhältnisse herstellen, so erwies sich dieser Glaube und diese Hoffnung bald als vollständige

Täuschung. Die Türkei hat militärisch im 19. Jahrhundert nicht wenige bedeutende, öfters hervorragende Leistungen in das Buch der Geschichte eingeschrieben: es sei nur an den serbischen Krieg von 1876, den griechischen von 1897 und vor allem an die schwere Krisis des russischen Krieges vor Plewna 1877 erinnert ...

Auf dem Gebiete des Staatsrechts und der inneren Verwaltung hat die Türkei völlig versagt, und deshalb ist der allgemeine Zustand des türkischen Staates immer unerträglicher geworden ... Die Staatsgrundlage der Türkei war und ist eine grundsätzlich andere als diejenige aller übrigen europäischen — und amerikanischen — Staaten der Völkerrechtsgemeinschaft. Der Koran ist nicht nur das Religionsgesetz, sondern auch das Staats- und Rechtsgesetz des Islams; auf jeder Seite fast bringt der Koran den schärfsten Gegensatz zu den Christen, den ‚Gefährten des Höllenfeuers', zum Ausdruck; dieser Gegensatz beherrscht alle Staats- und Rechtseinrichtungen der islamitischen Welt und damit das ganze tägliche Leben der dieser Welt zugehörigen Staaten und Völker, also insbesondere der Türkei; nur der Gläubige darf die Waffen tragen, nur der Gläubige kann Richter und Beamter sein; nur der Gläubige darf Herrscherrechte ausüben, der Ungläubige hat nur die Pflicht des Gehorsams und muß dem Staate Steuern und Abgaben entrichten; immer wieder wurde in den Verhandlungen des 19. Jahrhunderts von den türkischen Staatsmännern betont, daß das Religionsgesetz eine grundsätzliche Veränderung des Rajahzustandes unmöglich mache. Wohl konnten schon seit längerer Zeit diese Sätze nicht mehr in ihrer vollen Schroffheit zur Anwendung gebracht werden; den christlichen Religionsgemeinschaften wurde ein gewisses Maß von Rechten zum Schutze ihrer Angehörigen eingeräumt. Aber diese Zugeständnisse erfolgten nur zögernd mit Widerwillen und Widerspruch; wo immer dies möglich war, wurden sie nicht beachtet, und an den im Koran, dem ‚heiligen Gesetz', enthaltenen Staatsgrundlagen erfolgte keine Änderung. Bis zum Jahre 1908 wurde — dies darf ruhig behauptet werden — kein ernsthafter Versuch in dieser Richtung gemacht.

Als in den drei ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts jene drei großen Freiheitskämpfe der Serben, Rumänen und Griechen dem türkischen Staate die großen Gebietsverluste im Norden und im Süden des Reiches gebracht hatten, erkannte wohl Sultan Mahmud, der von 1808 bis 1839 über die Türken herrschte, daß die Existenz des türkischen Staates nur dann gesichert sei, wenn durch große Reformen die Türkei auch innerlich dem europäischen Staatensystem eingefügt werde. Mit der gewaltsamen Unterdrückung der Janitscharen leitete Mahmud die große Reformarbeit ein und versuchte dann mit großem, starkem und gutem Willen seinen Staat nach modernen europäischen Gesichtspunkten zu erneuern, wenn er auch nicht daran dachte, die Grundlage des Staates, das ‚heilige Gesetz', umzustürzen. Vergeblich. An dem ‚heiligen Gesetz', das vom Volke mit fanatischer Treue festgehalten wurde, scheiterte Mahmuds ganze Reformarbeit. Moltke hat in seinen herrlichen Briefen aus der Türkei diese Vorgänge meisterhaft geschildert und das Ergebnis der ganzen Reformarbeit seines Freundes Mahmud in den ergreifenden Satz zusammengefaßt: ‚Sultan Mahmud hat ein tiefes Leid durchs Leben getragen; die Wiedergeburt seines Volkes war die große Aufgabe seines Daseins, und das Mißlingen dieses Planes sein Tod.'

Das war 1839. Der Einfluß Rußlands war zu jener Zeit infolge des Feldzuges von 1829 und des Friedens von Adrianopel der mächtigste am Goldenen Horn und blieb dies bis zum Krimkrieg. Es ist für unseren Zweck nicht erforderlich, nach den Ursachen dieses großen und blutigen Krieges (1854 bis 1856) im einzelnen zu forschen: im letzten Ende war es doch der in diesen orientalischen Dingen unüberbrückbare und unausgleichbare Gegensatz zwischen England und Rußland, der dahin führte, daß sich unter Führung Napoleons III. jene englisch-französisch-sardinisch-türkische Koalition gegen Rußland bildete, die nach schweren Kämpfen in der Krim das besiegte Rußland zu dem demütigenden Pariser Frieden von 1856 zwang.

Von diesem Pariser Frieden von 1856 existiert heute nichts mehr; er ist völlig in Fetzen gerissen, wie dies der russische Zar Alexander II. am Grabe seines Vaters Nikolaus, dem Rußlands Mißerfolge im Krimkriege das Herz gebrochen hatten (1855), gelobt haben soll. An dem vorhandenen Staatsbestande der Balkanhalbinsel änderte der Pariser Friede nichts; sein Hauptinhalt bestand aus zwei Punkten: einmal der Fesselung Rußlands im Schwarzen Meere und sodann der Aufnahme der Türkei als europäische Großmacht unter dem in hochtrabenden Worten gegebenen Versprechen großartiger Reformen in der Türkei. Zur Einführung der Reformen wurde ein umfassendes Gesetz erlassen, das aber in seinem vollen Umfange toter Buchstabe blieb — genau der gleiche Gang der Dinge wie bei den Reformen des Sultans Mahmud. Der mit Strömen Blutes erkaufte Pariser Friede von 1856 war und blieb ein eitles Nichts; es wird in der Weltgeschichte wenige so völlige Fehlschläge geben wie der berühmte, unter ungeheurem Kräfteaufwand erkämpfte Pariser Friede.

Angesichts der Wirklichkeit klangen die Worte von der ‚beständigen Fürsorge des Sultans für das Wohlergehen seiner Untertanen ohne Unterschied von Religion und Rasse' wie bitterster Hohn. Schlimmer als je zuvor wurden bald nach dem Frieden von 1856 die staatlichen Zustände in der Türkei, bis es schließlich wieder zu jenen schweren Aufständen kam, die dann in den Russisch-Türkischen Krieg von 1877 und den Berliner Vertrag von 1878 ausmündeten.

Auch bei diesen neuesten welthistorischen Vorgängen spielen die ‚Reformen' in der Türkei eine Hauptrolle. Nachdem die Türken über die Serben gesiegt hatten, verlangten die europäischen Großmächte durch ihre Botschafter in Konstantinopel behufs Vermeidung der Wiederkehr von Aufständen der christlichen Bevölkerung gebieterisch Reformen im ganzen europäischen Staatsgebiet der Türkei; diese aber lehnte das von den Botschaftern hierfür entworfene Statut rundweg ab, so daß die sämtlichen Botschafter Konstantinopel verließen; zu kriegerischem Einschreiten entschloß sich aber, ebenso wie 1829, nur Rußland, und es folgten der Friede von San Stefano und der Berliner Vertrag.

Im Zusammenhange mit den in Konstantinopel damals geführten Reformverhandlungen erließ dann aber die Türkei von sich aus eine konstitutionelle, von Midhat-Pascha ausgearbeitete Verfassung, die sich als in Ausführung des ‚heiligen Gesetzes' erlassen bezeichnete, aber dennoch die Gleichheit aller Angehörigen des ‚ottomanischen Volkes' ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses aussprach.

Auf Grund dieser Verfassung trat auch ein ottomanisches Parlament zusammen. Aber nach kurzen Verhandlungen war die konstitutionelle Herrlichkeit wieder zu Ende, Midhat-Pascha starb in der Verbannung, das Parlament wurde aufgelöst und nie wieder berufen: die ganze Verfassung blieb leeres Blendwerk ohne wirklichen Erfolg. Im Berliner Vertrag ist von der Verfassung nicht mehr die Rede, wohl aber werden wieder in feierlicher Weise — in Artikel 23 — Reformen versprochen. Volle innere Unabhängigkeit sollte durch diese Reformen den christlichen Völkerschaften, ebenso wie dies für Kreta seit 1868 geschehen war, gewährt werden. Dieses letzte Stück der türkischen Reformära nahm einen sehr merkwürdigen Verlauf. Auf Grund des Berliner Vertrages wurde 1880 ein großes Reformgesetz ausgearbeitet, aber es wurde nicht einmal der Versuch seiner Ausführung unternommen; auch dieser Gesetzentwurf blieb nur ein Stück Papier. Als die Türkei völlig untätig blieb, nahmen wenigstens für Mazedonien die Mächte selber die Angelegenheit in die Hand, und es wurde dort eine internationale Gendarmerie errichtet, welche unter einem italienischen General und europäischen Offizieren begründete Hoffnung bot, in dem unglücklichen, zerrütteten Lande allmählich Ruhe und Ordnung herzustellen. Aber als diese Entwicklung der Dinge sich in einem durchaus hoffnungsvollen Stadium befand, erfuhr sie plötzlich ein jähes Ende. Durch die Revolution der Jungtürken im Jahre 1908 wurde Sultan Abdul Hamid des Thrones entsetzt und die Verfassung, die 1876 nur ein ephemeres Dasein gehabt hatte, wieder hergestellt, das Parlament auch sofort berufen und eine konstitutionelle Regierung unter einem neuen Sultan eingerichtet. Diese Umwälzung hatte zur Folge, daß das ganze von den Großmächten unternommene Reformwerk in Mazedonien eingestellt und die Ausführung der erforderlichen Reformen der neuen türkischen Regierung selbst überlassen, die internationale Gendarmerie aber aufgelöst wurde. Damit aber wurde das Reformwerk abermals zu Grabe getragen. Es kann kein Zweifel bestehen, daß es den Jungtürken voller Ernst war mit der Einführung der konstitutionellen Reformen in westeuropäischem Sinne; daß diese Reform eine völlige Beseitigung der religionsrechtlichen Grundlagen des Korans in sich schließen müsse, war ihnen völlig klar und war ihr bewußter Wille. Die Jungtürken waren des festen Willens und des guten Glaubens, daß es ihnen gelingen werde, den türkischen Staat auf modernen Grundlagen wieder aufzurichten unter Zurückdrängung des Korans auf das rein religiöse Gebiet, zumal da sie sich getragen wußten von der Sympathie der westeuropäischen Völker und der Zustimmung hervorragender Männer, die als Diplomaten und Heerführer mit der Türkei in nahe Beziehungen getreten waren.

Die große Hoffnung erwies sich aber als eitel, da die jungtürkische Reform nicht den nötigen Rückhalt im türkischen Volke fand. In Konstantinopel wurde die jungtürkische Herrschaft gestürzt und in den Provinzen, besonders in Albanien, trat das altgläubige Türkentum in schärfsten Gegensatz gegen die modernen Reformen, ja schritt selbst zur Revolution mit den Waffen. Abermals war die diesmal mit so großen Hoffnungen und mit dem aufrichtigsten guten Willen unter-

nommene Reform gescheitert: das ‚heilige Gesetz' des Korans war stärker als der glühende Reformeifer der jungtürkischen Staatsmänner und Offiziere. Auch von der Türkei als Staat gilt, wie die Geschichte aller Reformversuche im 19. Jahrhundert beweist, der Satz: Sint ut sunt aut non sint.

*

„Wie lange", erinnert Theodor Schiemann in der „Kreuzztg.", „hat man nicht den Tag vorhergesagt, der jetzt vor uns aufgeht? Alle diejenigen, die, um mit dem Herzog von Wellington zu reden, gewohnt waren, ‚zu erraten, was auf der andern Seite des Berges vor sich ging', haben das Ende des ‚kranken Mannes' angekündigt. 1807 haben Napoleon und Alexander I. in Tilsit den Plan entworfen, wie sein Mantel verteilt werden sollte, 1808 Caulaincourt und Rumjanzow darüber gestritten, wem Konstantinopel zufallen solle, 21 Jahre danach stand Diebitsch an den Pforten Konstantinopels, und nach wenig über einem halben Jahrhundert standen die Russen wiederum an derselben Stelle; aber Kraft und Entschluß reichten nicht aus, um das Kreuz an die Stelle des Halbmondes zu setzen. Jetzt sind die Bratuschki, die kleinen Brüderchen, im Begriff, es zu tun und die Frucht zu pflücken, nach der schon Oleg gelangt hatte, als er, wie die Sage erzählt, im Jahre 907 seinen Schild an das Haupttor Konstantinopels schlug. Auch heute ist die Frage, wem Konstantinopel zufallen soll, brennend. Zwar, die slawischen Gesellschaften in Petersburg und Moskau scheinen nichts dagegen zu haben, daß auch dieser Siegespreis den Bulgaren zufällt. In der ‚Nowoje Wremja' wird der Tag, da sie ‚über den Kuppeln das rechtgläubige Kreuz schimmern lassen', sogar in nicht üblen Versen gefeiert. Aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß das offizielle Rußland eine solche Lösung nicht wünscht und alles daransetzen wird, sie zu verhindern. In der Tat würden Bosporus und Dardanellen, deren Besitz kaum von dem Konstantinopels zu trennen ist, die Macht Bulgariens so erheblich steigern, daß die politische Vormundschaft, die Rußland über Bulgarien als historisches Recht beansprucht, sich auf die Dauer nicht würde behaupten lassen. Im Besitz von Konstantinopel und Saloniki muß Bulgarien früher oder später Seemacht werden, und selbst wenn wir uns vorstellen, daß die Meerengen neutralisiert werden, was keineswegs unmöglich ist, muß doch als ausgeschlossen gelten, daß das Schwarze Meer in Zukunft ein mare clausum für die Kriegsschiffe der andern Nationen bleiben könnte. Konstantinopel in Händen einer völlig geschwächten Türkei muß in Petersburg um so mehr als eine erwünschte Lösung erscheinen, als die Pforte dann noch weniger als jetzt einem diplomatischen oder militärischen Druck Rußlands Widerstand leisten könnte. Auch wäre nicht undenkbar, daß der alte Gedanke des ersten Napoleon, der sich Konstantinopel als europäische Freistatt vorstellte, wieder auftaucht, was jedoch ebenfalls nur mit einer Öffnung der Meerengen verbunden sich ausführen ließe. Jedenfalls liegt hier ein Problem, an dem nicht vorübergegangen werden kann, und der von mehreren Seiten ausgesprochene Gedanke, Konstantinopel mit möglichst kleinem Territorium den Türken zu lassen (with a strip of territory schlägt z. B. der ‚Economist' vor), scheint uns der bedenklichste von allen zu sein, weil er mit Notwendigkeit in einen neuen Krieg ausmünden muß und der Türkei die Aussicht nimmt, auf

asiatischem Boden sich zu regenerieren. Aber auch wir beanspruchen nicht, zu sehen, ‚was hinter dem Berge vorgeht‘, und wissen aus Erfahrung, daß die Wirklichkeit an die Stelle all der Möglichkeiten, die man erwägt, eine neue, völlig übersehene zu setzen pflegt.

Nächst dieser Konstantinopeler Frage, die, historisch betrachtet, ohne Zweifel die wichtigste ist, rückt jetzt die serbische in den Vordergrund. Sie versucht sogar, sich zu einer europäischen aufzubauschen, wozu an sich nicht die geringste Berechtigung vorliegt. Es ist der selbe Größenwahn, der die Serben im Herbst 1908 in der bosnisch-herzegowinischen Frage plagte und eine Zeitlang ganz Europa in Atem hielt, weil sie politische Gegensätze der Großmächte zu ihrem Vorteil ausspielen wollten. Heute scheint die Rechnung die selbe zu sein. Sie fordern einen Hafen an der Adria und wollen Albanien, das doch ebenfalls ein Balkanstaat ist, aufteilen, obgleich die Devise, unter welcher der Krieg begonnen wurde: ‚Der Balkan den Balkanstaaten‘ lautete. Der ‚Economist‘ nennt diesen Anspruch ‚an alarming and, we must add, an extraordinary foolish demand‘. Pasitsch habe seinen Anspruch damit begründet, daß die Albanesen ein primitives, unkultiviertes Volk seien. Er hätte hinzufügen können, daß sie kein Wort Serbisch verstehen, daß sie die Serben hassen und wahrscheinlich jenes Großserbien, das die Chauvinisten in Belgrad immer größer machen wollen, zugrunde richten würden. Der natürliche Ausweg Serbiens liege nicht im Westen, sondern im Osten. In San Giovanni, Alessio und Durazzo werde es nicht nur auf kämpfende Albanesen, sondern auf zwei Großmächte stoßen, endlich scheine Serbien zu vergessen, daß es finanziell hart am Bankerott stehe und für künftige Anleihen von den Märkten in London, Paris, Berlin und Wien abhänge. Es würde ein schwerer Fehler des Foreign Office und der britischen Presse sein, wenn sie den handelspolitischen Interessen Österreichs und Italiens entgegentreten sollten, die für ein autonomes und neutralisiertes Albanien eintreten.

Das alles ist sehr treffend bemerkt, nicht berücksichtigt wird nur, daß die auf einen Krieg drängende russische Presse den Serben den Rücken steift. Die ‚Nowoje Wremja‘ klagt, daß die österreichische Diplomatie das Drama, das sich auf der Balkanhalbinsel abspiele, mit einer schmutzigen Wiener Operette abschließen wolle, verspricht aber, daß dies nicht geschehen werde, da zu den Balkanstaaten noch Rußland stehe und hinter ihm Frankreich und England. Der ‚Golos Moskwy‘ vom 8. November konstruiert einen gegen Rußland geplanten Überfall von seiten Österreichs, das mit Rußland ebenso verfahren wolle, wie Bulgarien und Serbien der Türkei getan. Deshalb solle Rußland rüsten, das Bild werde dann bald ein andres sein. Deutschland werde dann nicht wagen, Österreich zu unterstützen, denn es riskiere zuviel. ‚Ein Mißerfolg — und die Revolution in Deutschland ist fertig.‘ Herr Poincaré habe erklärt, daß England und Frankreich fertig seien, und wenn das richtig sei, stehe Deutschland auch vor einer ökonomischen Katastrophe. Für Österreich aber bedeute ein Konflikt mit Rußland das Ende der habsburgischen Monarchie usw. Die ganze Tirade schließt mit den Worten: ‚Bereitet euch zum Kriege vor. Die ganze Macht Rußlands steht bereit und wartet nur dar-

auf, gerufen zu werden.' Den gleichen Gedanken hat General Parensow, der selbe, der als bulgarischer Kriegsminister so kläglich Fiasko machte, in der Petersburger slawischen Gesellschaft ausgeführt: die Einnahme Wiens werde sofort zum Zerfall der habsburgischen Monarchie führen, es sei aber nicht einmal notwendig, Wien zu nehmen, da es ein Grenzgebiet gebe, das von echten Russen bewohnt werde. Diese letztere Bemerkung, die auf Galizien hinweist, empfehlen wir den *österreichischen Polen*, die neuerdings höchst ausfahrend gegen Deutschland geworden sind, zu reiflicher Überlegung ..."

Die Sprache, an der sich hier die russische Presse erfreut, läßt sich ja kaum noch überbieten. Mit Recht betont der „Reichsbote", daß auch an dem alten Gegensatz zwischen Rußland und Österreich, dem Gegensatz, der heute die internationale Lage beherrsche und so kritisch gestalte, Rußlands zweideutige Haltung die Schuld trage: „Er machte sich schon 1849, als die allslawische Idee in der Balkanfrage wirksam wurde, nachhaltig geltend. Seitdem die serbische Omladina und die Österreich feindliche Verbrüderung der Balkanslawen, die bis dahin Rußland haßten, entstanden war, wurde die Nebenbuhlerschaft Österreichs und Rußlands auf dem Balkan eine die europäische Politik in hohem Maße beeinflussende Tatsache. Gerade das *allslawische Element* macht die Verständigung zwischen Österreich und Rußland auch in Zukunft so schwer. Entstände auf der Balkanhalbinsel ein kräftiges ‚großserbisches' Staatswesen, eine Schöpfung des Allslawismus, so könnte dies im Verein mit Rußland Österreich gefährden, das dann einem Angriff von Süd und Ost zugleich ausgesetzt wäre. Dem Großserbentum würde sich der *serbisch-kroatisch-illyrische Bund*, der ‚Illyrismus', gesellen, während im Norden das *Tschechentum* aufstehen würde. Dann wäre Wien in Nord und Süd von der *slawischen Hochflut* bedroht. Für ein auf deutscher Grundlage fortbestehen wollendes Österreich ist es ein Lebensinteresse, dem Eintritt einer solchen Hochflut, die sich mit der Entstehung eines großserbischen, bis an die Adria reichenden Staates vorbereiten würde, beizeiten vorzubeugen.

Der aus dem uralten Haß der Slawen gegen die Deutschen als ‚slawische Interessensolidarität' entstandene Allslawismus ist ein an sich recht widerspruchsvolles Wesen, weil es unter den Slawen niemals Gemeinsamkeit der politischen Bestrebungen gegeben hat, so daß sie alsbald einander selbst auf das grimmigste bekriegen würden, wenn sie, wonach sie streben, die ihnen hinderliche Machtstellung des Deutschtums vernichtet hätten. Wie es dann auf der Balkanhalbinsel zugehen würde, lehrt die mit Blut geschriebene Geschichte dieser Völker *vor* der türkischen Herrschaft. Das Fehlen wirklicher Interessensolidarität *darf aber die vom Allslawentum drohende Gefahr nicht geringschätzen lassen, denn der gemeinsame Haß gegen das Deutschtum einigt alle Slawen* für den Kampf. Rußland hat den Gedanken einer slawischen Interessensolidarität schon früh auszunützen versucht. Schon Peter der Große handelte in dieser Richtung, und seitdem ist das Rechnen mit den Sympathien der Balkanvölker ein Grundzug der russischen Politik geblieben, obwohl das rein allslawische Moment nicht immer vorherrschte. Leitendes Prinzip, Staatszweck ist die ‚slawische Mission' erst nach dem Krimkrieg geworden, der nach russi-

scher Auffassung einzig nur infolge der (als undankbar empfundenen) Haltung Österreichs so unglücklich geendet hat. Aus Rachegefühl gegen Österreich ließ die russische Regierung seitdem der Verkündung der slawischen Interessengemeinschaft alle Förderung zuteil werden. Rußlands ‚slawische Mission‘ wurde auf dem Moskauer Slawenkongreß von 1867 zum erstenmal in aller Form feierlich verkündet, und unmittelbar darauf folgten die vom Moskauer Allslawisten-Komitee veranstalteten bulgarischen Putsche, die von den Türken so blutig unterdrückt wurden. Andere Zettelungen der allslawischen Propaganda sorgten dafür, daß die Begeisterung für den Solidaritätsgedanken rege blieb, bis die russische Regierung schließlich dadurch in den großen und erfolgreichen Krieg von 1877/78 getrieben worden war. Mit Hilfe des Allslawismus hat die russische Diplomatie auch weiterhin so große Erfolge in der internationalen Politik erreicht, daß eine Absage an ihn nie zu erwarten ist, und dies heute um so weniger, als seine revolutionäre Macht eine Lossagung gefährlich erscheinen läßt.

Wäre es demgegenüber für Österreich möglich, auf friedlichem Wege den Allslawismus, der ausschließlich auf den Haß gegen Österreich spekuliert, durch eine ‚kluge und wohlwollende‘ Politik gegenüber Serbien und Montenegro unschädlich zu machen? Diese Frage muß verneint werden. Die längst schon antiösterreichische Haltung jener Völker entspricht so vollkommen dem urzeitlich überlieferten Deutschenhaß der Slawen und ist so innig gepaart mit engen, seit mehr als einem Menschenalter gepflegten Beziehungen zu Rußland, daß ein Bemühen, Wandel darin zugunsten Österreichs zu schaffen, ganz vergeblich bleiben müßte. Tatsächlich sind ja auch Zugeständnisse und Vergünstigungen, zu denen Österreich sich so oft schon herbeigelassen hat, stets als Zeichen von Schwäche aufgenommen worden, ist jedes Entgegenkommen mit um so unverschämteren Forderungen erwidert worden. Demgemäß müßte jetzt Nachgiebigkeit gegenüber der serbischen Herausforderung in Albanien als ein schlimmer politischer Fehler betrachtet werden, der um so schwerer wiegen würde, als solche als Schwächegefühl zu deutende Nachgiebigkeit das hinter Serbien stehende Rußland zu weiterem Vorgehen ermutigen müßte. Die Anstachelung und geheime Unterstützung der Balkanstaaten belastet Rußland mit der Verantwortung für einen europäischen Krieg. Diese zu tragen, mag seiner Gewissenlosigkeit leicht fallen, aber fragen muß man doch, ob das staatlich bereits in so weitem Maß desorganisierte Rußland blind dagegen sein kann, welches Unheil ihm ein abermaliger unglücklicher Krieg bringen würde. In der Tat zaudert ja die Regierung, aber es scheint, daß die revolutionäre Macht des Allslawismus dem Zarentum wieder einmal über den Kopf wächst.

Wie Österreich nicht dulden kann, daß ihm durch slawische Neubildungen auf der Balkanhalbinsel der Zugang zum Ägäischen Meere und der freie Weg nach Asien versperrt wird, so darf ihm auch nicht zugemutet werden, daß es durch Preisgeben Albaniens seine ganze albanische Politik verleugne und auf die Früchte langjähriger Kulturarbeit verzichte. Die ‚Wichtigkeit Albaniens für Österreich‘ ist vor wenigen Jahren in dem famosen offiziösen Artikel des Wiener ‚Fremdenblatt‘, der so großes Aufsehen erregte und in Italien sogar eine Interpellation in der

Kammer veranlaßte, eingehend behandelt worden. Darin hieß es auch: ‚Der Tag kann kommen, wo Österreich in Albanien sich verteidigen muß.‘ Bei einer anderen Gelegenheit hat Österreich auf sein durch die Wiener Verträge von 1815 garantiertes ‚historisches katholisches Protektorat über die Albanier‘ hingewiesen. Als Schutzmacht des römischen Katholizismus hat es im nördlichen Albanien viele Kirchen und Schulen errichtet und die Ausbildung geeigneter Lehrer durch Lehrkurse der albanischen Sprache organisiert, worin die Anwendung deutscher Schriftzeichen für diese bisher nur gesprochene Sprache gelehrt wird. Sehr charakteristisch für Österreichs Ziele! Dazu kommt, daß Österreich längst auch die Ausübung der Seepolizei in den albanischen Häfen und ebenso den Postverkehr daselbst an sich genommen hat. Der Österreichische Lloyd vermittelt die Postverbindung zwischen Medua, Durazzo, Valona, Parga und Prevesa. Soll Österreich aus dieser mit drei Strichen nur gezeichneten Stellung vor einem Serbien zurückweichen? Dies hieße auf alles Ansehen als Großmacht verzichten.

Es ist ein Schauspiel, wie wir es noch nicht erlebt haben: es wird gut sein, daß man die Erinnerung daran festhält. Fast über Nacht änderten die Großmächte ihre Stellung auf Grund der kriegerischen Erfolge, die die Balkanstaaten errungen hatten. Vor acht Tagen verkündete man noch, daß das türkische Reich ungeschmälert im Besitze seiner Länder bleiben würde, jetzt ist man damit einverstanden, daß Konstantinopel bulgarisch wird oder Hauptstadt einer autonomen Provinz. ‚Alles fließt.‘ Die großen Worte der Staatslenker verhallen im Winde. Der Selbstruhm der Offiziösen verweht wie Rauch. Aber wir suchen als Christen nach einem Standpunkt, der nicht alle acht Tage sich ändert, nach einem Urteil, das einen höheren Maßstab anwendet. Wie stellen sich, wie sollen sich die deutschen Christen zum Balkankriege stellen?

Wenn wir das Wort deutsch betonen, dann möchten wir zunächst bedauern, daß die Diplomatie des Deutschen Reiches eine große Schlappe erlitten hat. Wir gönnen es dem früheren Botschafter, Freiherrn v. Marschall, daß er dieses Trauerspiel nicht mehr miterlebt hat. Für das Deutsche Reich war die Türkei eine Reihe von Jahren hindurch ein wichtiger Faktor im diplomatischen Schachspiel. Gegenüber England war die Türkei schließlich die einzige Macht, die Deutschland im schlimmsten Falle einen ernsthaften Beistand zu gewähren schien. England hat sich auf Kosten der Türkei zur Genüge bereichert, Ägypten hat es ihr weggenommen. Die Türkei wäre in der Lage gewesen, mit ihren Truppen die Herrschaft Englands in Ägypten zu bedrohen und den Verkehr nach Indien zu hindern. Ob solche Berechnungen jemals verwirklicht worden wären, ist eine andere Frage. Aber man rechnete wenigstens mit Möglichkeiten; und auch dies tat schon wohl. Aber nun scheint dies vorüber zu sein. Die Türkei wird England nicht mehr gefährlich werden, zumal die britischen Kriegsschiffe anscheinend nach dem Bosporus fahren, um der Türkei beizustehen. So hat der Balkankrieg die Aussichten der deutschen Diplomatie erheblich verschlechtert.

Sollen wir darum als geschädigte Nation nun einstimmen in den Chor derer, die sich selbst einreden, nicht geschädigt zu sein, die sich in die eigene Tasche lügen? Oder sollen wir darauf bestehen, daß die Balkanstaaten mit ihrer Kriegserklärung

unrecht getan haben, und sie schelten? Ja, man erklärt, daß sie formal im Unrecht waren; aber angesichts ihrer offenkundigen Überlegenheit wagt man doch nicht zu fordern, daß sie ihre Siegesbeute fahren lassen. Manche Leute, die sonst auf gute Formen besonders hohen Wert legen, sind jetzt sogar bereit, ein höheres Recht in der Geschichte anzuerkennen. Niemand steht heute mehr auf dem Standpunkte des alten Metternich. Bekanntlich war der darüber erzürnt, daß sich im neunzehnten Jahrhundert die Griechen gegen den türkischen Sultan zum Freiheitskampfe erhoben. Der war doch ihr legitimer Herr, also waren die Griechen Revolutionäre. Aber das Volk Europas empfand nicht mit den damaligen legitimistischen Staatsmännern, sondern erkannte das göttliche und menschliche Recht der Griechen an, die Fremdherrschaft abzuwerfen; und zuletzt haben ihnen sogar die Großmächte dabei geholfen. Es war das christliche Gemeingefühl, das dabei mitredete. Die Erinnerung machte sich geltend, daß alle die Länder des Balkans einmal unter christlichen Herrschern gestanden haben, und daß die Türken Eroberer waren, die mit Feuer und Schwert eindrangen. Für das christliche Europa war es im Grunde eine Schande, daß die Türkenherrschaft solange geduldet wurde. Sie wäre auch längst beseitigt, wenn nicht Neid und Eifersucht unter den europäischen christlichen Mächten zur Erhaltung der Türkei beigetragen hätten. Dazu kam, daß die christlichen Balkanvölker unter der türkischen Mißwirtschaft selbst noch wenig Kultur besaßen. Aber das ist nun anders geworden. Die Bulgaren in erster Linie haben es bewiesen, daß sie von den westeuropäischen Völkern gelernt haben und ihrer Kraft sich bewußt geworden sind. Der Haß gegen die Türken, die mit unbeschreiblicher Verachtung auf die unterworfenen Christenvölker herabgesehen haben und noch heute voll Überhebung sind, hat dazu beigetragen, den heutigen Balkankrieg herbeizuführen. Wenn die Bulgaren jetzt mit dem Feldgeschrei ‚Krest‘ (Kreuz) in die Schlacht gehen, so mutet uns das zunächst mehr alttestamentlich als neutestamentlich an. Es erinnert an die Kreuzzugsstimmung, und der Aufruf des Königs der Bulgaren wollte auch die Stimmung seines Volkes in diesem Sinne beeinflussen. Er hat damit den Bulgaren nicht einen ihnen fernliegenden Gedanken eingeimpft, sondern nur ausgesprochen, was im Volke lebt. Wir neigen leicht dazu, darüber ein Verwerfungsurteil auszusprechen, da wir nichts von dem Haß zwischen den unterdrückten Christen und herrischen Mohammedanern wissen. Niemand wird bestreiten wollen, daß auch dabei Gottes Hand im Spiele sein wird, wenn einmal früher oder später auf der Hagia Sophia in Konstantinopel das Kreuz wieder zu seinem Rechte kommt und den Halbmond verdrängt. Wir sind Zeitgenossen weltgeschichtlicher Ereignisse, wenn die Stadt Konstantins, der das Christentum zur Staatsreligion der Mittelmeerländer erhob, wieder unter christliche Regierung kommt ...“

Der tiefe Riß, der durch unsere „Kultur“ und Weltanschauung geht, läßt sich nicht greller beleuchten, als wenn wir in schriller Dissonanz diese Stimme von der des Frankfurter „Freien Wortes“ begleiten lassen. Zwar, so heißt es dort, nennen wir uns Christen, aber vom Träger der Krone bis zum letzten Amtsdiener hinab würde uns jeder für irrsinnig halten, wenn wir ihm die Befolgung irgendeines der Gebote des Christentums zumuten wollten. „Unser Gott ist der Mammon,

der Wille zur Macht grinst hinter allen fadenscheinigen Masken hervor, die dem zwingenden Gebote der Heuchelei zuliebe angenommen werden, aber wir haben nichtsdestoweniger den Mut und die Stirn, unseren Plänen und Unternehmungen ein christliches Mäntelchen umzuhängen, und wenn wir die Repetiergewehre aus den Arsenalen hervorholen, so muß der Pfaffe unsere Waffen segnen, weil wir sie nur zur höheren Ehre Gottes, nur in seinem Dienste zu führen vorgeben. Dürfen wir uns da wundern, wenn die vier Balkankönige, die jetzt auf Länderraub ausgezogen sind, in den schwungvollen Proklamationen an ihre Völker nur von einem Kreuzzug reden, nur von dem Kampfe des Kreuzes gegen den Halbmond?

Gewiß, auch die Kreuzzüge des Mittelalters waren so heilig nicht, wie die Kirchengeschichte sie gern darstellen möchte, und Habsucht und Abenteuerlust hatten daran ebensogut ihren Teil wie der naive Glaube, das heilige Grab von den Ungläubigen befreien zu können. Aber damals gab es doch noch diesen naiven Glauben, wenigstens bei den fanatisierten Scharen, die von den predigenden Mönchen hingerissen wurden, und ein Wolfram von Eschenbach, ein Friedrich II., die im Muselman den ebenbürtigen Menschen achteten, waren weit vorgeschrittene Geister, denen von den Zeitgenossen nur die wenigsten folgen konnten. Heute gibt es keinen Regenten und keinen Staatsmann mehr, der den Islam nicht als sittlich hochstehende Lehre kennt ... Aber die Kriegsmanifeste predigen den Kreuzzug gegen den Halbmond, als ob dies Glaubenssymbol Hunderter von Millionen ein Zeichen verächtlicher Denkweise wäre. Und damit nicht genug. In dem diplomatischen Notenspiel, das dem Kriegsausbruch voranging, war mit keinem Worte von Landerwerb die Rede. Gott behüte, daß irgendeine dieser braven, zartbesaiteten Nationen die Integrität der Türkei antasten, dem kranken Manne den Garaus machen wollte! Nein, nur der Leiden ihrer christlichen Brüder haben sie sich erbarmt und Reformen von der Türkei verlangt, die der Padischah, dieser Christenhasser, verweigerte. In den andern Balkanstaaten geht es ja so musterhaft zu. In Montenegro, Serbien und Bulgarien wird nicht gemordet und geschändet, in den Schluchten des Olymp gibt es keine Räuber; nur der Türke ist ein geborener Verbrecher, der seinen andersgläubigen Nebenmenschen ohne Grund und Anlaß hinschlachtet, und der orthodoxe Russe, der jetzt seinem bedrohten Glaubensbruder um den Preis eines Weltkrieges zu Hilfe eilen möchte, hat nie einem Menschenkinde ein Haar gekrümmt, nie Pogrome veranstaltet, nie politisch Verdächtige gemartert und gehenkt. Es ist ein tadelloses Europa, das den Türken aus Gründen der Humanität und der Kultur vom europäischen Boden verjagen will ...

Politik, wird man sagen, war immer ein lichtscheues, egoistisches Metier und wird es immer bleiben. Politik ist nackte Interessenvertretung und kann sich nicht nach dem Kodex der individuellen, privaten Moral richten. Das sagt man so, aber warum heuchelt man dann? Warum gesteht man nicht den Völkern, den eigenen zum mindesten, was man will und für notwendig hält? Weil es dann auch die fremden erführen und sich darauf einrichten könnten? Oh, die Unschuld! Die fremden Diplomaten wissen gar nicht, was hinter den frommen Redensarten ihrer Rivalen steckt, und müßten es erst schwarz auf weiß haben, um ihre Gegenmaßregeln zu treffen! Oder es wären die ‚Beziehungen‘ nicht mehr aufrechtzuerhalten,

wenn man schon in Friedenszeiten alle Welt in seine Karten gucken ließe? Aber das verlangt ja gar kein Mensch; nur lügen und heucheln müßte man nicht. Der wahre Grund der Heuchelei liegt auch ganz wo anders. Eine freie Diskussion der Bestrebungen und ‚Interessen' der Mächte könnte auch die Völker selbst veranlassen, Erwägungen darüber anzustellen, ob das, was als Staatsinteresse bezeichnet wird, auch wirkliches Volksinteresse sei; ob es sich lohne, dafür eine teure Armee zu halten und schließlich die eigene Haut zu Markte zu tragen; ob nicht dynastische oder großkapitalistische Interessen mit denen der arbeitenden Millionen verwechselt werden..."

* * *

Und nun gar die Gefühle, die durch die Niederlage der türkischen Waffen bei unsern Nachbarn ausgelöst wurden! Sind sie nicht ein herrliches Zeugnis für den „christlichen Geist" in den Beziehungen der „christlichen Kulturvölker" zueinander? Eigentlich ist danach weniger die Türkei unterlegen, als Deutschland, der Türkei angeblicher militärischer Lehrmeister und Lieferant. „Die Furcht vor dem deutschen Schwert ist heute in Frankreich restlos dahin", läßt sich ein „höherer Offizier" in der „Post" über die Kriegsstimmung in Frankreich vernehmen. „Man betrachtet uns als ‚décadent' in der Ausnutzung der Wehrkraft, in der Qualität und der Führung der Truppe. Das sind Ansichten und Überzeugungen, die sich durch alles Gerede nicht beseitigen lassen, sondern nur durch die Tat! ‚Wir haben,' so sagte jüngst die ‚France militaire', ‚alle Vorkehrungen soweit getroffen, als das ohne direkte Provokation möglich war, und die Beratungen bei Poincaré und im Kriegsministerium haben eine weitere Steigerung der Bereitschaft zum Ziele gehabt.'"

Ist die Fabel von der angeblichen Niederlage Deutschlands in der Türkei eine der lächerlichsten, die je in der Weltgeschichte Gläubige gefunden hat, so ändert das nichts an ihrer Gemeingefährlichkeit. Was nützt es, daß die wahren Ursachen des türkischen Zusammenbruchs, wie sie u. a. der doch wohl unverdächtige Kriegsberichterstatter des „Daily Telegraph", Ashmead Bartlett, in erschütternder Weise aufdeckt, mit Händen zu greifen sind, — der Haß macht blind.

„Solange ich in Konstantinopel blieb und mit eigenen Augen den wahren Zustand der Armee nicht sehen konnte (der Berichterstatter war zu Anfang des Krieges krank), war ich gezwungen, die Erzählung der Türken von ihrer Kriegsbereitschaft als wahr hinzunehmen. Aber in dem Augenblick, da ich bei den Truppen ankam, zerplatzte die große Seifenblase und die große Illusion war zerstört. Ich fand, daß die militärischen Autoritäten in Konstantinopel die Welt mit Vorbedacht betrogen und sich auf ein riesenhaftes System der kühlen und überlegten Lügen eingelassen hatten, um zu verhindern, daß die Wahrheit ans Tageslicht komme, indem sie entgegen aller Wahrscheinlichkeit hofften, daß sie die Tapferkeit und Entschlossenheit des türkischen Soldaten in der letzten Stunde noch retten würde...

Es ist mir unmöglich, in Worten, die scharf genug sind, zu beschreiben, in welchem gänzlich chaotischen Zustand, in welchem Sumpf, in welcher Verwirrung sich alle Zweige des Heeres befinden. Hätte man dem türkischen Soldaten auch nur einen einzigen Zwieback den Tag gegeben, so hätte er vielleicht das Feld gegenüber dem Eindringling behaupten können. Ich bin überzeugt, daß seine Nieder-

lage mehr dem direkten Hunger als irgend einem anderen einzelnen Faktor zuzuschreiben ist.

Wenn ich auf die Tragödie der letzten Woche zurückblicke, ist es mir fast unmöglich, zu verstehen, wie der gemeine Soldat drei Tage lang ohne einen Bissen Nahrung, ohne irgendwelchen Schutz existieren konnte und sich dennoch mit Ruhm bedeckte. Das prächtigste Menschenmaterial ist auf dem Altar der Dummheit, der Einbildung, der Selbstgefälligkeit und der schlimmsten Unfähigkeit geopfert worden.

Das türkische Heer hatte nicht einmal einen Generalstab, der eine Dorfkirmes arrangieren konnte. Das türkische Heer hatte keine Generale, die selbst die elementarsten Grundsätze der modernen Kriegskunst begriffen zu haben scheinen. Das Heer hat keinerlei Verpflegungsamt, und dennoch wurden vier Armeekorps zu einer gewaltigen Offensivbewegung ausgesandt. Mit einer ganzen Eisenbahnstrecke zur Verfügung und in einer Entfernung von 50 Meilen von der Hauptstadt konnten die Behörden nicht eine Brigade ernähren. Und obwohl sie sich dieser Tatsache bewußt waren, machten sie mit wahrhaft orientalischem Gleichmut keine Anstrengungen, vier Armeekorps zu ernähren, sondern ließen sie hungern und vertrauten darauf, daß Allah Manna und Wachteln aus dem Himmel fallen und Wasser aus den Felsen sprudeln lassen werde.

Man begab sich in die größte Schlacht der Neuzeit unter diesen Verhältnissen mit einer frevelhaften Außerachtlassung der Folgen. Die Opfer wurden zur Schlachtbank geführt, ohne daß man die geringsten Vorbereitungen zur Rettung der Verwundeten gemacht hatte. Es gab nicht eine Feldverbandsstation, nicht ein Feldspital wurde errichtet, und die wenigen Ärzte an der Front waren aller notwendigen Dinge entblößt und mußten zusehen, ohne einen Finger rühren zu können, wie Tausende der Verwundeten dem Tode geweiht wurden, die sonst hätten gerettet werden können.

Die Artillerie mußte mit Munition, die auf ein paar Stunden reichte, in Aktion treten, während die Reservemunition fünfzig Meilen entfernt war, was zum Resultat hatte, daß der türkische Soldat am zweiten Tage der Schlacht praktisch ohne die Unterstützung dieser Waffe kämpfen mußte.

Ganze Bataillone und Brigaden unwissender Bauern aus Anatolien wurden nach Konstantinopel geschickt, dort in Khaki gekleidet, es wurde ihnen ein Gewehr gegeben, ein paar Hundert Patronen, Gepäck, das sie kaum auf den Rücken zu schnallen wußten, und dann wurden sie von den Behörden auf der Eisenbahnstation mit Vergnügen gezählt und offiziell als ‚unsere unbesiegbare Infanterie' beschrieben.

Tausende dieser Leute hatten nie ein Mausergewehr in der Hand gehabt; man mußte ihnen im feindlichen Feuer zeigen, wie sie die Waffe handhaben sollten. Ganze Bataillone, die mit dieser neuen Waffe nicht vertraut waren und die nie schießen gelernt hatten, verpulverten ihre ganze Munition in einer kurzen Stunde; sie trafen nur den Boden 50 Meter vor sich und fügten dem Feind nicht den geringsten Schaden zu."

Es sollte kaum lohnen, noch ein Wort über das alberne Gerede von der „deutschen Niederlage in der Türkei“ zu verlieren. Aber auch in England, schreibt Carl Peters aus London, „tut man so, als ob in der türkischen Armee zum wenigsten die Vorhut des deutschen Heeres vernichtet worden sei. Nicht nur betont die Presse bei jeder Gelegenheit, daß es deutsche Organisationen seien, welche von den Alliierten immer wieder zum Fliehen wie die Hasen gebracht werden, sondern auch, daß die Türken ‚elende Krupp-Kanonen‘ führten, die Bulgaren aber französische Schneider-Creuzot-Geschütze, welche etwa eine Meile weiter trügen. Auch unter meinen Freunden wird dieses ganze Thema, als mir peinlich, höflich vermieden. Ebenso vergleichen Zeitungen, wie die ‚Times‘, die ‚Daily Mail‘, die Siege der Balkanstaaten nicht etwa mit den Kriegen 1866 oder 1870, nein, niemals seit der Kampagne von Austerlitz hat Europa etwas Glänzenderes gesehen. Kurzum, es läßt sich nicht leugnen, daß Deutschland, neben dem realen Verlust eines eventuellen Bundesgenossen in einem zukünftigen Kriege, im Rücken Rußlands und in der Flanke der britischen Weltstellung, in diesem Oktober 1912 auch ein gut Teil seines militärischen Prestiges verloren hat ... Zwanzig Jahre deutscher diplomatischer Arbeit sind ‚für die Katz‘ gewesen, und gleichmütig sieht man zu, wie ihr Ergebnis über Bord gleitet. Wenn dies keine ungeschickte Hand bedeutet, so doch jedenfalls eine unglückliche; das Fazit wird allererst die Geschichte ziehen, welche die Dinge objektiv beurteilen kann.“

Seine positive Politik in Konstantinopel, „das glänzendste Blatt der deutschen Geschichte im letzten Vierteljahrhundert“, habe Deutschland aufgegeben, als es in der Marokkofrage und in der Tripoliskrisis kniff. „Herr v. Marschall schnitt in Konstantinopel mit einem klaren Fiasko ab; Großbritannien hatte das deutsche Erbe an der Hohen Pforte bereits übernommen, als Marschall nach London versetzt wurde. Jetzt sind wir augenscheinlich wieder einmal bei dem bequemen Wahlspruch: ‚Was ist uns Hekuba?‘ angelangt. Einem Wahlspruch, der vor einem Menschenalter am Platz gewesen sein mag, heute aber ein Hohn auf ein Vierteljahrhundert deutscher Geschichte ist. Es ist ein Jammer und vielleicht verhängnisvoll, daß in diesem Augenblick kein Staatsmann an der Spitze der deutschen Interessen steht.“

Mit noch größerer, mit auffallender, ja leidenschaftlicher Schärfe zieht die „Tägliche Rundschau“ gegen die Leitung unserer auswärtigen Politik vom Leder. Dort stößt „Lookout“ an leitender Stelle ins (Rolands-?) Horn:

„Und wir?“

„Während des Türkisch-Italienischen Krieges hat England als Provision für das Zusehen die Solumbucht eingesteckt. In dem Balkankriege verliert die Türkei ihr europäisches Gebiet an die Sieger, in Asien aber wünscht England — ‚zur Sicherung der ägyptischen Grenze und des Seeweges nach Indien‘ — sich Syrien und Arabien anzugliedern. Eine Kleinigkeit am Libanon oder der Hafen von Alexandrette könnte für Frankreich abfallen. Daß Rußland seine kaukasische Grenze bis weit in das armenische Hochland hinein reguliert, versteht sich am Rande.

Und wir?



Mit einer Verbitterung, von deren Tiefe unsere Regierenden anscheinend keine Ahnung haben, wartet die deutsche Nation auf Antwort. Was sie bisher gehört hat, ist immer wieder nur, daß wir eine Politik der sauberen Weste führen, wo das Volk auf große Politik harrt, von einer Morgenwache zur anderen. So kamen wir um Marokko. So sind wir allmählich als diejenigen abgestempelt worden, die bellen und nicht beißen; ein Gespött für die kühn zugreifenden Politiker aller anderen Großmächte einschließlich Italiens und Österreich-Ungarns. Nur um der sauberen Weste willen stehen wir jetzt auch — wogegen an sich nichts einzuwenden wäre — unserer Bündnispflicht getreu den Wiener Staatsmännern in der Balkanfrage zur Seite.

Um ein Haar wären wir in die groteske Lage gekommen, unseren Musketieren sagen zu müssen: wir ziehen mit Gott in den Krieg, allerdings nicht für Kaiser und Reich, aber dafür, daß die Serben nicht Durazzo kriegen. Mit Angstschweiß auf der Stirn hätte man es auch den Landwehrleuten vorerzählt.

Dieser Kelch scheint ja nun glücklich vorüberzugehen. Aber eine ähnliche Lage kann von heute auf morgen, kann über Nacht hereinbrechen. Was dann? Einem Krieg entgehen wir nicht, darum muß es ein von uns gewollter Krieg sein. Tappen wir in ihn hinein, obwohl er uns äußerst peinlich ist, so haben wir ihn schon verloren: wenn einer auf die Mensur gezerrt wird, so ist die Abfuhr ihm todsicher.

Die Italiener haben auf gut Blüchersch gesagt: ‚Wo liegt Tripolis? Dahier, dahier. Den Finger drauf, das nehmen wir!‘ Und heute haben sie Tripolis. Die Türken dagegen berufen sich in ihren weinerlichen Akklamationen Europas auf ihre saubere Weste; die können sie demnächst drüben an den ‚Süßen Wassern‘ aufhängen, — in Europa gibt ihnen kein Althändler auch nur fünf Pfennig dafür. Macht und nur Macht entscheidet im Völkerleben. Bismarck hat diesen Satz in die bekannten Worte von Blut und Eisen gekleidet. Unsere heutigen Bismärckchen wollen davon nichts wissen. Mit Hochdruck preßt die Wilhelmstraße in die ihr ergebenen Zeitungen und Zeitschriften die neue Lehre, daß die Federfuchser die Weltenretter sind, — eine Lehre, die uns zu allen großen Niederlagen unserer Geschichte geführt hat.

‚Wir müssen bemerken, daß nur durch die Kunst der Diplomatie, welche erreichbare und berechtigte Ziele verfolgt, eine Verständigung mit England über die Weltpolitik der beiden großen germanischen Völker möglich sein wird. Es ist kaum zu bezweifeln, daß England große Nachteile durch seine bisherige Ententepolitik (!) erlitten hat. Es wird deshalb auch in den englischen Regierungskreisen die Konzentration der englischen Seemacht in der Nordsee für eine Schwächung der Weltmachtstellung Großbritanniens gehalten.‘

Dieser Irrsinn steht in dem Novemberheft einer angesehenen deutschen Zeitschrift, die ständig die Politik unseres Auswärtigen Amts verficht.

Man krampft die Hände ...

Inzwischen vermehrt England seine Nordseeflotte durch zwei moderne Dreadnoughts, die für Rechnung der Türken auf Stapel gelegt worden waren.

Und Frankreich, über dessen B-Pulver wir nicht so stürmisch glücklich sein sollten, hat zurzeit elf neue Dreadnoughts im Bau.

Und wir?

Wir haben es erlebt, daß die Flottennovelle dreimal von den Hochweisen der deutschen Politik zusammengestrichen wurde, bis nicht mehr als die Hälfte von ihrem ursprünglichen Umfang geblieben war. Bis wir das Dreier-Tempo im Bau der Großkampfschiffe wirklich aufgegeben hatten, das allein uns sichern konnte, weil England zu einem Sechser-Tempo den nötigen Atem nicht hat. Die Folgen zeigen sich schon jetzt. Von 1898 bis 1912 sind wir den Engländern immer näher an die Gurten gerückt, jetzt aber fallen wir langsam zurück, weil wir mit dem Peitschenstiel eins vor den Kopf bekommen haben. Hört ihr es nicht wispern, was die ‚Kunst der Diplomatie' zu erreichen hofft? Doch noch ein Flottenabkommen mit England! Doch noch eine ‚Kontingentierung' der Seestreitkräfte! Nur einmal im Leben unserer Nation, in den bitteren Jahren der Schmach, wo Napoleon in Berlin befahl, haben wir ähnliches erdulden müssen: als Preußen nur die vorgeschriebene Zahl von Soldaten unter Waffen halten durfte.

Wenn die Zerstückelung der Flottennovelle wenigstens die entsprechende Summe für die Heeresvorlage freigemacht hätte! Aber auch da bleibt man in der Halbheit stecken. Die unumgänglich notwendigen Maschinengewehre sind zum 1. Oktober 1912 nicht angefordert worden, weil, wie die eine Pythia errötend sagt, wir nicht die nötigen Unterkunftsräume (!) dafür hätten, oder, wie die andere schamlos erklärt, die deutsche Waffenindustrie so viel auf einmal nicht liefern könne.

Wir müssen dabei ernst bleiben. Man lacht nur in London und in Paris.

Der Minister Churchill spricht von Deutschland nur noch mit geschürzten Lippen. Die Ironie in seiner letzten Rede war mit Händen zu greifen. Er will ‚der Flottenrivalität ein Ende machen', indem er ein sechstes Panzergeschwader auf Kriegsfuß setzt. Und was mir jüngst ein aktiver französischer Offizier geschrieben hat, das zu veröffentlichen, sträuben sich Feder und Papier.

In einer solchen Zeit aber herrscht ‚oben' bei uns nur ein einziges Bestreben: die charaktervolle Presse mundtot zu machen. Der Aufschrei der Nation wird zugedeckt mit offiziösen Waschzetteln; und in amtlichen Konventikeln wird der ‚gutgesinnten' Presse nahegelegt, sie möge doch alles tun, was sie könne, um den Leuten vom Wehrverein und ähnlichen Organisationen das Handwerk zu legen.

Wir wüßten nicht, was gleichgültiger wäre, ob gegen Äußerungen des nationalen Unmuts gekämpft wird oder nicht. Das aber wissen wir, daß die Nation noch nie so hoffnungslos dem Werke ihrer verantwortlichen Staatsmänner zugeschaut hat. Staaten gehen in Trümmer, Erdteile werden neu verteilt, Nationen schleifen wider uns das Schwert, bei uns aber heißt es: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Warum sind wir bei der Flottendemonstration in der Levante nachgehinkt? Jedermann weiß, daß das Einsetzen von Seestreitkräften nicht vom Flottenkommando abhängt, sondern von den Anordnungen des Auswärtigen

Amtes. Wenn wir also nicht sofort und nicht mit einer imposanten Macht in der Aegäis auftraten, so ist das bewußte Absicht unserer Regierung. Wer sich vordrängt, meint sie, kann einen Spritzer auf die Weste bekommen. Was würden wohl die Engländer, wenn sie in Berlin regierten, jetzt tun? Jetzt, wo die europäische Türkei ‚gewesen' ist, und Syrien, Arabien, Armenien zu folgen scheinen?

Sie würden erklären: 'dann übernehmen wir Staatsmänner von Berlin, weil wir von jeher die Organisatoren und Helfer der Türkei gewesen sind, jetzt das Protektorat über den Rest, über Kleinasien und Mesopotamien, zumal da wir dort die allergrößten wirtschaftlichen Interessen haben, nicht nur an der anatolischen und Bagdadbahn.

Und wir?

Niemand bei uns denkt an eine derartige ‚Vermessenheit', niemand bei uns denkt überhaupt daran, was wir haben müssen, wenn alle anderen Nationen sich bereichern und durch Landerwerb für ihre Enkel sorgen. Wir haben ja die beiden Kongozipfel; wir kriegen vielleicht einmal etwas von Portugiesisch-Afrika ...

Wohin diese Politik führt, das ist völlig klar: zur absoluten Entfremdung zwischen der Regierung und den nationalen Schichten des Volkes. Viel stärker, als die Herren am grünen Tisch ahnen, wirkt die äußere auf die innere Politik. Es ist kein Wunder, daß die preußische Kammeropposition der Konfliktsjahre am Tage von Königgrätz zusammenbrach. Es ist umgekehrt kein Wunder, daß 1912, im Jahre nach Agadir und dem nachherigen kläglichen Rückzug, 110 Sozialdemokraten in den Reichstag einzogen. Man hat keine Lust mehr. ‚Es ist doch alles vergebens!' So sprechen nicht junge Brauseköpfe, sondern weißhaarige Herren der geistig führenden Kreise, unserer höchsten Beamtenschaft selbst. Eine fressende Wut hat sie alle gepackt, weil Deutschland mit einem starken Heer und einer mächtigen Flotte nichts anzufangen weiß, ein geradezu rasender Zorn gegen die Verpasser aller Gelegenheiten. Wer wagt es, das zu bestreiten? Oder geben nicht vielmehr Zehntausende mir recht?

Vor drei Jahren sagte mir einmal Colmar Frhr. v. d. Goltz, unsere Armee sei derartig auf dem Höhepunkt der Leistungsfähigkeit angelangt, daß man ein solches Training kein Jahrzehnt mehr in gleicher Schärfe durchhalten könnte.

Inzwischen sterben die Generale mit Kriegserfahrung bei uns aus, und den letzten, der noch Pulver gerochen hat, wird man über kurz oder lang ins Panoptikum stellen. Was für eine Gefahr das ist, scheint man oben nicht zu begreifen. Ein Schüler, der nie ein Extemporale schreibt, nie geprüft wird, nie eine Zensur bekommt, muß allmählich faul werden, und eine Nation, die nie mit der Faust auf den Tisch schlägt, nie ihr Schwert — auch nur diplomatisch — in die Wagschale wirft, nie es auf eine Prüfung ankommen läßt, geht zugrunde.

König Ferdinand von Bulgarien hat 25 Jahre lang den harmlosen Schmetterlingssammler und Lokomotivführer gespielt, derweil aber rastlos an der Armee gearbeitet. Kaiser Wilhelm hat 25 Jahre lang Denkmäler enthüllt und Wissenschaften

gefördert, derweil aber das Landheer scharf gemacht und die Flotte von sechster an zweite Stelle unter den Seemächten erhoben. Es ist also alles da. Es fehlt nur an einer Kleinigkeit: an einem Bismarck. Wir haben korrekte Gentlemen mit sauberer Weste. Aber die Zeit schreit nach Männern!"

Man braucht den Wert einer „sauberen Weste" nicht zu unterschätzen, braucht sich nicht der These „Macht geht vor Recht" mit Leib und Seele zu verschreiben und wird doch nicht verkennen dürfen, daß in diesem Notschrei die Stimmung von mehr als Zehntausenden unserer Besten mitschwingt. Es handelt sich auch nicht um die simpel-brutale Alternative „Krieg oder Frieden", sondern um das Gebot nationaler Selbsterhaltung:

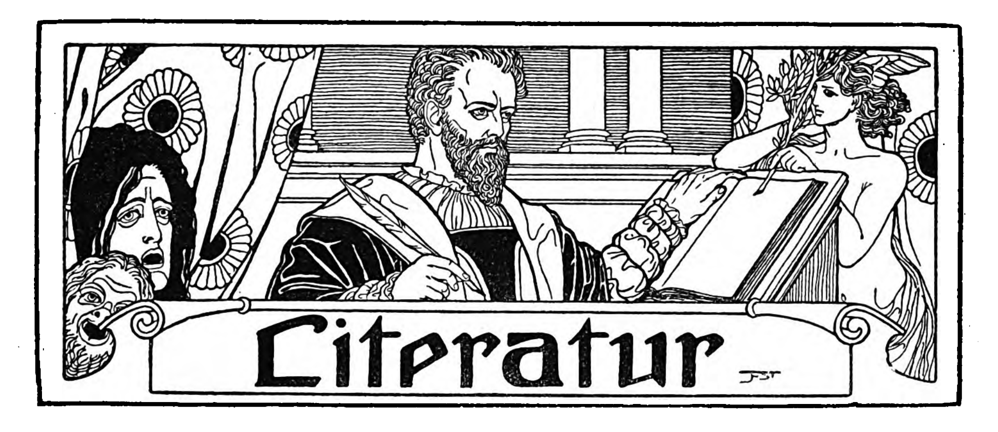
„Bereit sein!"

Und noch eins: „Es gibt Staaten außerhalb der Balkanhalbinsel, die von den Kriegsereignissen zwischen Mustafa-Pascha und Burgas allerlei Gutes lernen können. Die von allen an allen geübte Kritik ersetzt, sobald hart auf hart trifft, gläubige Zuversicht und vertrauenden Gehorsam nicht. Für die Entscheidungsschlachten, die keinem Volke erspart bleiben, zumal keinem beneideten und gesättigten Volke, ist ungebrochener, kriegerischer Geist wertvoller als Geistreichtum. Jeder für die Armee ausgegebene Groschen, jede Schießstunde, selbst jeder Griff auf dem Kasernenhofe lohnt sich am eisernen Tage hundertmal mehr, rettet hundertmal eher die Kultur als jahrzehntelanges Kulturgeschwätz. Aufklärung ist gut, doch Bereitschaft ist besser. Prägen wir uns in ernster Stunde, unbekümmert um goldiges Phrasengebimmel, immer wieder die eine Wahrheit ins Herz: Deutsche Gesittung, deutsche Bildung, deutscher Wohlstand und Fortschrittsdrang können nicht leben, zerschellen elend ohne deutsche Kanonen und Bajonette.

Machen wir uns fest! Erhalten wir uns in rauher Kraft! Sorgen wir, daß es dem Heere an nichts fehle; an Geld nicht, an Mannschaften nicht, an beherzten, klugen Führern nicht! Niemand weiß, wie nahe die Stunde der Prüfung gerückt ist. Wir werden ihr ruhig ins Auge sehen können, wenn wir neben und über all den neudeutschen Friedensbestrebungen den alten Schlachtengeist recht gepflegt haben."

Auch diese Mahnung Richard Nordhausens (im „Tag") zwingt uns nicht, die „neudeutschen Friedensbestrebungen" gering zu schätzen, nur dürfen wir deren Verwirklichung nicht für unsere Tage anstreben, weil solch Erwarten jeglicher Voraussetzung entbehrt, verhängnisvolle Selbsttäuschung, Wahnwitz wäre und sich nur in eine Wirklichkeit umkehren würde, wie sie furchtbarer und erbärmlicher nicht sein könnte. In unseren Tagen den Frieden um jeden Preis durchsetzen wollen, hieße nicht mehr und nicht weniger, als unser Volk in den Selbstmord treiben. Wenn anders man uns dann auch nur diese genügsame Auskunft noch in Gnaden bewilligen würde. Als politische Heloten wären wir ja immerhin ein wertvollerer „Artikel", denn als Kadaver.





Das Persönliche in Gerhart Hauptmanns Werken

(Zu seinem 50. Geburtstag, 15. November 1912)

Von Hermann Kienzl

Ob auch hinter seinem Werke verborgen, die Persönlichkeit des Schöpfers verleiht dem Werke Gewicht. Es war der Irrtum der deutschen Naturalisten in den achtziger Jahren, daß sie das Verbergen des dichterischen Subjekts verwechselten mit der Ausschaltung jeder Beziehung des Dichters zum Kunstobjekt. Sie stellten damals (Arno Holz: „Die Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze") die Forderung auf, daß die Dichtung eine bloße Schilderung von Zuständen sein müsse, und kein Verhältnis bestehen dürfe zwischen diesen Zuständen und dem Gemüt des Dichters. Als wenn nicht schon die Eingebung des rechten Stoffes eine Gnade der Liebe wäre! Und seltsam: der Dichter, den man alsbald zum Führer der naturalistischen Bühne ausrief, weil seine ersten Zustandsdramen den neuen Weg bahnten, und den man an die Spitze einer Partei stellte, obwohl er stets nur ein Genosse seiner selbst war, er ist der persönlichste unter allen Dramatikern und trotz der strengsten Objektivierung des eigenen Selbst — der subjektivste: Gerhart Hauptmann. Er mußte, wie übrigens jeder wahrhafte Dichter, die Stricke der Theoretiker in heillose Verwirrung bringen. Er, dem jedes keimende neue Werk neue Formen, neue Ziele auftrug; er, der sich vom Erfolge nicht hemmen ließ und der, nur dem inneren Drange folgend, vom Gelingen hinauswuchs in manches große Mißlingen; er, der nichts geschrieben hat, was nicht gelebt oder doch durchlebt gewesen wäre; er, der die mannigfaltigen Menschen sammelte, wie der Botaniker die Pflanzen der Länder, und dem Baum und Blume in der eigenen Erde Wurzel faßten; er, der in jedem Geschöpf sich selbst offenbarte und sich selbst verbarg.

Das mit dem inneren Wesen des Dichters vertraute Gefühl erkennt in allen Dichtungen Gerhart Hauptmanns sein Persönliches. Es erkennt ihn auch in den Zügen der vielen Menschengestalten, die der Physiognomie des Dichters

durchaus fremd scheinen, und die ein konsequenter Realismus ganz und gar aus dem Objekt gebildet hat. Denn Gerhart Hauptmann hat Merkmale, die unwandelbar blieben bei allen Verwandlungen des Milieus und des Stils in seinen Dichtungen; Merkmale, die wir deutlicher empfinden als begrifflich feststellen können. Die weiteste Distanz im Kreise der Menschenwelt besteht zwischen dem armen kleinen Hannele und der heißen Sünderin Elga, zwischen dem fürchterlichen Rächer Starschenski („Elga") und dem an seiner Schwäche zugrunde gehenden Johannes Vockerat („Einsame Menschen"), zwischen der mütterlich-weisen Frau Flamm („Rose Bernd") und der diebischen Klugheit der Mutter Wolffen („Biberpelz" und „Roter Hahn"), zwischen dem holden Raubelf Rautendelein („Versunkene Glocke") und der prächtigen Hausehre Griselda, zwischen der ruchlos begehrlichen Hanna Elias („Gabriel Schillings Flucht") und der in frommer Liebe ihr Blut hingebenden Ottogebe („Der arme Heinrich"), zwischen dem dumpf seinem Geschick erliegenden Fuhrmann Henschel, der in der Primitivität eines schlesischen Volksmannes einen Ödipuszug der Antike hat, und dem Helden Florian Geyer, der, in der Hand den Stumpf der schwarzen Fahne, den Rittern sein todjauchzendes „Her! Her!" entgegenruft. Man kann ja hervorheben, daß die Vorliebe Hauptmanns den Duldern gilt — und daß ihm jener Typus des Mannes am nächsten steht, den der Sprachgebrauch ohne gründliches Recht feminin nennt; das ist der Mann von so einseitiger Männlichkeit, daß er der Ergänzung durch das Weib, um Vollmensch zu werden, bedarf, und der entweder erlöst wird vom Weibe (Wilhelm im „Friedensfest", der arme Heinrich) oder am Weibe verdirbt (Johannes Vockerat, der junge Kramer, Gabriel Schilling, Kaiser Karl) oder auch aus des Weibes Hand (wie der Glockengießer Heinrich) den Becher mit dem roten Lebens- und den anderen mit dem dunklen Todeswein empfängt. Aber es läßt sich aus diesen Analogien, die von ganz anders gearteten Menschenschöpfungen durchbrochen werden, kein System bereiten. Nur eines offenbaren die leidenden sowie die kämpfenden Menschen Gerhart Hauptmanns: ein weiches Herz, das in der harten Welt Schmerzen leidet, ein unendliches Mitleid, eine lautere, alles verstehende Menschlichkeit.

Hauptmann ist nicht der predigende Evangelist der Menschenliebe, er ist absoluter Plastiker, und er läßt sich seine Menschengebilde von keiner zärtlichen Rücksicht fälschen. Er spricht in Gestalten. Wie ist es zu erklären, daß trotzdem aus seinen unverschönten, aus seinen natürlichen und zum Teil alltäglichen Menschen, die (in den naturalistischen Dramen) natürliche und alltägliche Gespräche führen, die mit unbeholfener Zunge Anakoluthe stammeln und die ihre häßlichen Blößen nicht verhüllen, — daß aus ihnen die Liebe des Menschenfreundes uns bewegt? Das liebende Auge des Dichters verweilt, wo das des Gleichgültigen vorüberwandelt, sein Blick dringt ein zu den wahren Wirklichkeiten und entdeckt auch in Laster, Elend und Schmutz, entdeckt an den „ausgesetzten Kindern der Sonne" einen klagend-anklagenden letzten Schimmer. Der halb vertierte Bruno Mechelke in den „Ratten" hat einen Mord begangen. Er flieht vor der Polizei. Aber noch einmal treibt es ihn zu seiner Schwester, zu dem einzigen Menschen, für den der

Verbrecher in seiner Stumpfheit eine Art Anhänglichkeit besitzt. Er begreift keine Reue. Es erregt ihn nicht sonderlich, daß sein Kopf verfallen ist. Doch wie er von der Schwester scheidet, kehrt er an der Tür nochmals um: „Wart ma Jette: hier is noch 'n Hufeisen! — Det ha ick jefunden! Det bringt Glück! Ick brauche ihm nich."

Hauptmann prägt nicht solche geflügelte Worte, die aus dem Munde des Dichters stolz über die Sphäre seiner Geschöpfe emporschweben. Im letzten Akt der „Weber", als die Verhungerten sich dem kurzen Rausch des erraubten Glücks hingeben, möchte sich der alte Baumert seines unrechten Gutes schämen. Und er besinnt sich der Folgen. Aber dann versteht er, wie es kam und kommen mußte: „Im Zuchthause is immer noch besser wie d'rheeme. Da is ma' versorgt; da braucht ma' nich darben. Ich wollte ja gerne nich mitmachen. Aber sieh ock, Gustav; d'r Mensch muß doch a eenziges Mal an' Augenblick Luft kriegen." Und der Fuhrmann Henschel sagt, ehe er sich aufhängt: „Schlecht bin ich gewor'n, bloß ich kann nischt dafier." — Die junge Kindesmörderin Rose Bernd ist wie Henschel von Schlinge zu Schlinge geraten. Jetzt, da alles Schreckliche geschehen, weiß sie: „'s hat een ken' Mensch ne genung liebgehabt." Und in diesem Drama spricht die Einfalt eines Hilflosen das Schlußwort, das allen Hochmut des Gerichtes bricht: „Das Mädel — was muß die gelitten han!"

Hauptmanns Wesen ist eben im Grunde von reiner Güte, und diese Güte ist nicht Schwäche, sie ist der seltene Opal, sie ist Größe. Auch wenn er uns in den entsetzlichen Dunstkreis des Elendsdramas führt: man wird ein besserer Mensch an seiner lieben Hand.

Und dann ist noch etwas, was von Gerhart Hauptmanns tiefster Natur ausstrahlt und als ein Glanz, von matten Augen kaum wahrgenommen, über seinen düstersten Dramen schwebt. Nennen wir ihn „Himmelssehnsucht" — diesen lichten Streif am Saum unseres Horizonts, so sich über dem Erdenweh wölbt. Als ich am 20. Oktober 1889 der historischen Uraufführung von „Vor Sonnenaufgang" beiwohnte, der Feuer-, Blitz- und Donnertaufe der Berliner „Freien Bühne" uud des jungen Dichters, gehörte auch ich noch halb und halb zu denen, die wehleidiger als mitleidig waren, und die der Fuselduft und Seelenstank des verkommenen Säuferdorfes von der Dichtung abstieß. Mein kritischer Niederschlag von damals beweist es mir. Doch sprach ich von einem Ingenium, das durch die Not zur Schönheit ringt, und ich sagte von Helene und der Liebesszene: „Ahnen wir die Bedeutung der Elendsdichtung, in die ein Strahl des Himmelslichtes fällt?"

Es war freilich ein Spiel mit Begriffen, dieses Deutenwollen der Bedeutung. Noch fehlte der Schlüssel zu Hauptmanns Seele, in der sich der Menschheit ganzer Jammer, die Not der Täler, mit dem Durst nach Licht und freien Höhen zum persönlichen Weltgefühl verband. Man kannte nicht Hauptmanns Jugenddichtung, das „Promethidenlos"; und man hätte auch in dem Epos, das in Allegorien und alten Formen durchaus ein lyrisches Geständnis gab, nur den einseitigen Eifer des jungen Dichters wahrgenommen, dem sich, als er durch den Garten Italiens wanderte, das Herz zuschnürte beim Anblick der Notleidenden, und der der Schönheit, die keinen Hunger stillt, entsagen wollte:



„So laßt in eurem Schmutz mich hocken,
Laßt mich mit euch, mit euch im Elend sein!“

Aber diese Schönheit war doch in ihm, unausrottbar, unüberwindlich. Sie erschien in der Gestalt der unversehrten, lieblichen Helene im Brodem des „Sonnenaufgang“-Dramas, und wider des Dichters Willen blieb von dieser Dichtung, die den Sieg der modernen naturwissenschaftlichen Lehren und die Unterwerfung des einzelnen unter die sozialen Ansprüche der Allgemeinheit verkündete, als stärkste Wirkung das tragische Mitleid mit dem Opfer, mit dem Los des Schönen. Immer mächtiger trieb es in den folgenden Dichtungen Hauptmann, das dritte Reich auf Erden zu suchen. In „Hannele“ findet er einen Weg, der durch den Naturalismus hindurch und über ihn hinaus führt; aber aller Erdentrost, der sich bietet, ist doch nur der Himmelstraum eines sterbenden Kindes! In seinem fast zwanzig Jahre später erschienenen Roman „Emanuel Quint“ endigt der Gottsucher als Narr in Christo. Nicht der Jenseitsglaube kann Hauptmann, dem Schüler Haeckels, die Illusion geben, nach der die Seele hungert. Er flüchtet ins Märchen und träumt in der „Versunkenen Glocke“ von den reinen Elementen der Natur, denen er ein neues Gotteshaus errichten will. Und im Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt“, seinem innigsten Bekenntnis, will er noch einmal der von Sorgen befreiten Schönheit glauben, die ihm glitzernd, glänzend durch Winters Schnee auf dem Pfad zum ewigen Frühling voranschwebt. Wie zerbrechliches Glas zerschellt die kleine Pippa. Ist die Welt nun dunkel? O nein! Wem gnädige Blindheit die Augen schließt, daß er Leid und Schmach nicht sehen kann, dem bleibt sie licht. Dem blinden Michel Hellriegel ist das schöne Mädchen nicht gestorben...

Nicht bloß in Mysterien sucht Hauptmanns Sehnsucht nach Erlösung. Sie regt ihren Fittich im Qualm der Armutshütte („Weber“), in der Qual des Alltags („Das Friedensfest“) und in erdrückenden Herzenswirren („Einsame Menschen“, „Kaiser Karls Geisel“, „Gabriel Schillings Flucht“). Ja, über dem Alltäglichen, das er so unerhört treu abschildert, sprüht hier und da ein feiner Duft, nicht in Worten zu sammeln, der von irgendwo fernher kommt: von Ufern der Sehnsucht. Wenn der kranke, erschöpfte Gabriel Schilling stumm die Arme gegen das ewige Meer ausbreitet, hören wir das leise Rauschen der Dichtersehnsucht. Mächtiger braust es im nächtlichen Seesturm. Dann weckt es Gabriel Schillings todmüde Seele, daß er sich vom Leben befreien und reinigen kann und freudig jenen Tod sucht, den der herzensweise Michael Kramer die mildeste Form des Lebens genannt hat.

Das Schlagwort hat Gerhart Hauptmann als „Stürmer und Dränger“ des deutschen Naturalismus abgestempelt. O, es ging ein Stürmen und Drängen durch das geistige Deutschland der achtziger Jahre! Die Lenz-Kumpane machten Revolution gegen den Winter welker Überlieferungen. Naturwissenschaft und Sozialismus eroberten die Dichtung und die Philosophie. Der Schöngeisterei und der Theaterlüge wurde der Krieg bis aufs Messer angesagt. Es war ein ernster Jubel, eine ernste Begeisterung. Aber abgesehen davon, daß diese Frühlingsstürmer, soviel Moder sie auch hinwegfegten, und soviel Samen sie über das Land trugen, keinen glorreichen Sommer der Literatur im Gefolge hatten: war denn Haupt-

mann seiner Natur nach ein Kämpfer? Was die Gemüter der ersten Zuschauer des „Sonnenaufgang“-Dramas so gründlich aufwühlte, das konnten doch wohl nicht die Ideen der Zeit sein, die theoretisch längst den Gebildeten vertraut waren. Hauptmann war als Theoretiker nicht radikaler als andere. Nicht die Meinung, sondern das Wesen des Dichters rief bei den einen Bewunderung, bei den anderen Entrüstung hervor.

Es wird der künftige Biograph, den keine Rücksicht auf Lebende mehr hemmt, die Beziehungen zwischen Gerhart Hauptmanns Lebensgeschichte und seiner Dichtung aufweisen. Leicht wird es ihm nicht gemacht sein; denn die meisten der Modelle, die Hauptmann benutzte, sind durchaus nicht porträtiert. Von manchen genügte ihm ein starker Zug, aus dem heraus er mit psychologischer Folgerichtigkeit einen anderen, neuen Menschen schuf. Einzelne Urbilder hat er persönlich nicht kennen gelernt, nur stumm beobachtet. So weiß ich, daß ihm der bloße Anblick eines fremden Mannes, der auf mächtigem Körper ein sorgengebeugtes Haupt trug, die Gestalt seines Fuhrmann Henschel lebendig machte. Andere Personen, die bedeutsam auf sein Leben und Gemüt eingewirkt haben, veränderten in mehreren Dichtungen proteusartig ihre Züge, so daß nur ein letzter Kern des Individuellen den dichterischen Gestalten gemeinsam blieb. Man könnte auch von Erfahrungen und Entwicklungen sprechen, sofern junge und alte, beglückende und verderbende Gestalten auf ein Urbild zurückzuführen sind. Es ist eine nicht zu beweisende Vermutung, daß die reine, hellfunkelnde Pippa und die siebzehnjährige Buhldirne Gersuind („Kaiser Karls Geisel“), die verderbte schöne Tänzerin im Roman „Atlantis“ und sogar der lemurenhafte Vampyr Hanna Elias in „Gabriel Schillings Flucht“ aus der Befruchtung durch ein weibliches Wesen entstanden sind.

Mehrere Figuren der Hauptmannschen Dramen können allerdings bei ihrem bürgerlichen Namen gerufen werden. Den „Webern“ gab der zu Salzbrunn in Schlesien geborene Dichter Widmungsworte an seinen Vater zum Geleit: „Deine Erzählung vom Großvater, der in jungen Jahren, ein armer Weber, wie die Geschilderten hinterm Webstuhl gesessen, ist der Keim meiner Dichtung geworden.“ Dem Vater Robert Hauptmann setzte der Sohn ein lebendiges Denkmal in dem Gasthofbesitzer Siebenhaar („Fuhrmann Henschel“). Aus seiner frühen Jugend nahten ihm die Gestalten der herrnhutischen Verwandten, die sich vergebens mühten, den kleinen Gerhart für Landwirtschaft und Katechismus zu gewinnen, — und sie sind die in aller Beschränktheit prachtvollen und rührenden alten Eheleute Vockerat in den „Einsamen Menschen“ geworden. Aus seiner Breslauer Kunstschülerzeit hat Hauptmann den Grundriß zum genialen und verbummelten Akademieprofessor Crampton gerettet. Als Hauptmann, der lange zwischen den Künsten schwankte, vom Hang nach plastischer Gestaltung in den Vorsatz getrieben war, Schauspieler zu werden, wurde er Schüler des ehemaligen Straßburger Theaterdirektors Alexander Heßler; dieses Original ist ziemlich haargetreu im Schmierendirektor der „Ratten“ aufgezeichnet. Aus der Züricher Studenten- und Sozialistenzeit und noch mehr aus dem jungdeutschen Freundeskreis, mit dem Hauptmann in der Mitte der achtziger Jahre in Erkner und Friedrichshagen verkehrte, kamen

einige klassische Zeittypen in seine ersten Dramen; gewiß der moderne Doktrinär Loth in „Vor Sonnenaufgang“, der schnuppige und radikale Braun und die russische Studentin Anna Mahr in „Einsamen Menschen“, vor allem aber der tiefmenschliche „Michael Kramer“, den Hauptmann dem Andenken seines Freundes Hugo Ernst Schmidt gewidmet hat. Paul Schlenther erzählt in seiner vortrefflichen Hauptmann-Monographie von dem Dreimädelhaus bei Dresden, wo drei BrüderHauptmann junge Bräutigame gewesen. Als der Dichter mit dem Freunde einmal im Eisenbahnzug an dem Heimatort seiner ersten Gattin vorüberfuhr, rief er: „Wenn ich je einen Sommernachtstraum schreiben sollte, so kann er nur dort oben spielen!“ Er hat die Tage von Hohenaus in dem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberge“ sich mit Hauch und Klang wiederzuschenken gesucht, als der Traum längst ausgeträumt war.

Und Gerhart Hauptmanns eigene Persönlichkeit? Sie lebt wohl in jeder seiner Dichtungen; hier unter der Tarnkappe, dort zu erkennen für jene, die ihn in einer bestimmten Phase seiner Entwicklung gekannt hatten ... Sind die Elemente, fremde und eigene, im Becher der Dichtung gemischt, so können sie schwerlich wieder voneinander geschieden werden. Und was nicht alles unternimmt ein Gestalter mit seinem eigenen Selbst! Er nimmt sich einen Schicksalstag und einen Zug des vielverschlungenen Wesens und stellt die Frage an das Schicksal, wie es hätte kommen müssen, wenn dieser Tag und dieser Wesenszug eine ungehemmte dauernde Wirkung erlangt hätten. Oder er überblickt das gewesene, seither gewandelte Ich (Johannes Vockerat). Oder er vertauscht sein Lebensalter und sein Zeitalter, sein Schicksal und seine Umwelt gegen andere Jahre, andere Zeiten, ein anderes Schicksal und eine andere Umwelt und erkennt doch den Rest des Persönlichen in der entfernten Gestalt (Kaiser Karl). Ja, Hauptmann ist Johannes Vockerat, ist der Glockengießer Heinrich, ist Gabriel Schilling ... Er ist jeder und ist keiner von ihnen ...

„Ich lege dieses Drama in die Hände derjenigen, die es gelebt haben.“ So steht auf der ersten Buchseite der „Einsamen Menschen“. Diese Worte grüßen uns, ungeschrieben, über dem Eingang zu jeder Dichtung Gerhart Hauptmanns.



Schiller und wir

In dem Literaturblatt „Eckart“ (Berlin SW. 68, Schriftenvertriebsanstalt) hat Cäsar Flaischlen über dieses Thema Gedanken ausgesäet, denen man nur wünschen kann, daß sie in fruchtbare Gemüter fallen. Hier eine Auslese:

Es ist ein kleines, unscheinbares Häuschen in einem abgelegenen Winkel Schwabens, in dem er zur Welt kam ... 56 Jahre vor Bismarck, in dessen Hand dann abermals 56 Jahre später zu Tat wurde, was Schillers Werk vorbereitet.

Und wir denken an seinen Kampf mit Enttäuschungen und Mühsalen und wie er alles, was er wollte, Jahr um Jahr einem nichtwollenden, widerstrebenden Körper abtrotzen mußte ... und wie es immer wieder der Glaube an das Gottesgnadentum in seiner Brust und sein auf die Knie zwingender Idealismus war, der ihn Schritt um Schritt zum Sieger werden ließ.

Es ist Schiller und immer wieder Schiller, der in Überlebensgröße am Toreingang des vorigen Jahrhunderts unserer Geschichte aufragt und gleich einem unsichtbaren Führer unser Volk von Jahrzehnt zu Jahrzehnt geleitet ... den Weg, den er selbst uns vorgegangen: per aspera ad astra.

Wie Rolandruf hallt sein Werk durch die Welt des zusammenbrechenden alten Reiches und weckt die Geister aus ihrer Gleichgültigkeit und einigt sie um das Banner einer großen Idee: das jahrhundertlang getragene Joch fremder Zwingherren endlich abzuschütteln und sich zu sich selbst zu suchen.

Und der unbeugsame Glaube an den Sieg des Ethischen im Menschen, an die alles zwingende Macht eines starken Willens, die ihn selbst zur Höhe getragen, führt uns von Aufstieg zu Aufstieg. Aber auch nachher, in den Zeiten der Reaktion und der Stagnation, immer wieder ist es Schiller, zu dem die wachgewordene Erkenntnis unseres Volkes flüchtet ... bis sie in dem Jubel seiner Hundertjahrfeier 1859 rückhaltlos durchbricht und bis dann Tat daraus wird und Bismarck mit dem Schwert in der Hand ihrer Sehnsucht Erfüllung erzwingt.

Es war Bismarck, der das Reich schuf, aber es war Schiller, der den Boden bereitete, auf dem es werden konnte.

Der Mann des Schwertes kam aus Norden, der Mann des Worts aus Süden.

* * *

Schillers Art ist antithetisch, zornig, die Gegensätze zusammenzwingend:

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
doch hart im Raume stoßen sich die Sachen!“ ...

überraschend, aufwirbelnd, stutzig machend und zum Widerspruch herausfordernd, wenn man nicht wie Schiller selbst darüber steht und sich freut an der Leichtigkeit, mit der er Worte und Gedanken meistert.

Goethes Art ist synthetisch, ruhig, die Gegensätze verbindend, vermittelnd, überbrückend und zum Ausgleich bringend.

Und wie im einzelnen und kleinen, so im großen und ganzen, und nicht bloß in ihrer Kunst, sondern auch in ihrem Leben.

Schiller muß sich durchsetzen, Goethe läßt sich treiben.

Schiller ist Kämpfer, Goethe von vornherein Sieger.

Schiller will, Goethe ist.

Diese zwei verschiedenen Arten zu sein und zu denken sind im letzten Grund vielleicht die zwei Auslösungsmöglichkeiten alles künstlerischen Schaffens überhaupt. Eine Analyse wird immer auf diese beiden Quellgebiete zurückkommen, obgleich sie sich ineinander überzweigen.

* * *

Wir kommen von hier aus auch zu einer Erklärung der immer müßigen, aber immer wieder auftauchenden Frage: Schiller oder Goethe? Wer ist größer?

Man könnte immer wieder dicke Bücher darüber schreiben, aber wir müßten nachgerade so viel Distanz zu beiden haben, um zu erkennen, daß wir beide nicht anders nehmen und verstehen dürfen, denn so, wie sie sich selbst deuteten und wie sie von Rietschels Meisterschaft verstanden und geformt in Weimar stehen: als Ein-Eines.

Es ist bekannt, wie wenig Schiller und Goethe sich zuerst vertrugen, wie ablehnend sie sich zueinander verhielten, trotz einzelner Besuche, und wie lange es dauerte, bis eine Annäherung zustande kam. Sie fühlten die Verschiedenheit ihres Wesens und Wollens und daß sie sich gegenseitig im Wege stünden. Und das war auch wohl so. Bis schließlich aber doch der Tag kam, an dem ihnen eine bessere Erkenntnis wurde.

Ich kenne kein ergreifenderes und erhebenderes Sinnbild, als dieses Denkmal der beiden Dichterfürsten, die sich erst als Gegner betrachteten, bis jeder von ihnen so reif geworden,

die Art des anderen in neidloser Größe anzuerkennen und mit eigener bester Kraft zu fördern und zum Siege zu tragen.

Und es ist ja nicht nur Schiller und Goethe, es ist unser deutsches Volk, das da oben steht, in Gestalt zweier seiner Besten, unser deutsches Volk, das sich auch lange genug feindlich gegenüberstand, bis dann endlich doch die Stunde schlug.

Es wäre wirklich an der Zeit, daß wir diese Primanerfrage, wer größer sei, endlich ausschalten und beide als Ein-Eines zu verstehen und zu empfinden lernten, als Verkörperung eines Geistes, nur eben in verschiedenen Phasen seiner Entwicklung, in Phasen, die wir alle, als Volk und als Einzelne, völlig parallel durchlaufen. Auch der Einzelne ist ja nicht bloß entweder oder, sondern immer Schiller und Goethe, jedes eben zur gegebenen Zeit. Sehnsucht und Erfüllung. Unsere Jugend ist antithetisch, unsere reiferen Jahre sind synthetisch.

* * *

Und noch eines.

Schiller starb im Alter von 45 Jahren. Man überdenke, was das heißt! Während Goethe ein Alter von 83 beschieden war.

Hätte Goethe dieses Schiller-Schicksal getroffen, so hätten wir vom Jahre 1794 an nichts mehr. Zu allererst Rietschels Denkmal nicht. Also weder ihren Freundschaftsbund noch ihren Briefwechsel.

Wir hätten einen großen Teil der besten Gedichte Goethes nicht. Wilhelm Meisters Lehrjahre wären Fragmente geblieben, Hermann und Dorothea ungeschrieben.

Wir hätten vor allem keinen Faust.

Wir hätten weder die Wahlverwandtschaften, noch Wahrheit und Dichtung, noch den westöstlichen Divan, noch Wilhelm Meisters Wanderjahre, noch den zweiten Teil des Faust, noch Eckermanns Gespräche.

Man überdenke, was das heißt!

* * *

Zu den Wandlungen in der Einschätzung Schillers:

Immermann schon schreibt in seinen Memorabilien, in denen er aus der Zeit von 1812 erzählt:

„Ich halte es als ein Hauptverdienst Schillers, der größere Jugendschriftsteller der Nation geworden zu sein. Unbeschadet meiner Berechnug für ihn darf ich wohl gestehen, daß die Zeit mir ziemlich nahe zu sein scheint, in welcher er dem männlichen Alter eben so wenig mehr bieten wird, als ihm z. B. Herder schon jetzt noch bietet."

Diese Bemerkung war mir immer interessant als frühes Symptom einer Erscheinung, die man heute auf den verschiedensten Seiten bemerken kann: Schiller sozusagen nur für die Jugend gelten zu lassen. Der Erwachsene glaubt über ihn hinaus zu sein und ihn überwunden zu haben.

Es war namentlich aber auch die Kritik Otto Ludwigs, die von Schiller abdrängte ...

und zuletzt dann die der Generation, die zu Anfang der achtziger Jahre zwanzig war und eine moderne Kunst zu schaffen suchte.

* * *

Aber die Gründe liegen tiefer und sind zugleich auch die Gründe, die Schiller der Welt von heute in der Tat etwas entfremdet haben: wir haben keine große einheitliche Weltanschauung ... es sei denn, man nenne den Materialismus eine solche.

Wir haben überall das Ziel verloren, in dem die Dinge sich zusammenschließen. Es ist alles schwankend geworden und gewissermaßen dem Belieben des einzelnen anheimgestellt. Ignoramus, ignorabimus!

Wir müssen zurück zu Schiller mit unserer Kunst, wenn wir wieder vorwärts kommen wollen! Zurück mit den Bereicherungen, die wir von uns und aus unserem veränderten Leben



neu gewonnen haben. Wir müssen zu einer großen Linie zurück! und nicht bloß unsere Kunst, unser gesamtes Leben!

Es sind völlig andere Bedingungen, unter denen sich das Dasein heute abwickelt, unser Seelenleben aber ist so gleich geblieben, wie es sich wohl immer gleich bleibt. Es ist die Form nur, die sich wandelt!

Wir haben uns mit einer fast beängstigenden Schnelligkeit in einer Zeitspanne von kaum zwei Generationen auf allen Gebieten zu einer Höhe emporgeworfen, deren sich jeder, der noch Erinnerung oder Empfindung für die Zeiten und Zustände vorher hat, nur mit immer neuem Staunen bewußt werden wird.

Unsere Naturwissenschaft hebt Schleier um Schleier und enträtselt Geheimnis um Geheimnis.

Unsere Forschung durchleuchtet die verborgensten Winkel, unterwirft Punkt um Punkt einer Revision und ruht und rastet nicht, was jahrtausendelang verschüttet und begraben lag, zu neuem Leben zu erwecken.

Unsere Künste haben sich zu einer Virtuosität und einer Verfeinerung durchgestaltet, die kaum noch weiter getrieben werden kann, wenn man mehr als bloße Seiltänzerei von ihnen will.

Unsere gesamte Lebensführung hat sich in einer Weise gesteigert, daß heute so gut wie fast allen möglich geworden ist, was zu Schillers Zeiten nur ganz wenigen möglich war.

Wir leben durch unsere Presse in unmittelbarem Zusammenhang mit der gesamten Welt, und jeden Morgen braust ihr ganzes buntes Treiben in unser stilles Zimmer.

Und doch und dennoch stehen wir da und haben trotz allem keine wirkliche innere Freude an unseren Triumphen. Der Augenblick berauscht uns, aber er schafft uns kein Genügen für morgen. Wir stehen voll Sehnsucht in der Brust und suchen nach allen Seiten und warten und warten ... als ob etwas kommen müsse, irgend etwas, das uns zurückgäbe, was wir einmal gehabt!

Solange Bismarck da war, ging es noch, aber seit er weg ist, ist niemand mehr da. Es gibt wohl viele, die politisch an die Spitze drängen, aber es ist niemand, der unserm Volk auch ethisch als Führer voranginge.

Wir müssen zurück zu Schiller, wenn wir wieder vorwärts kommen wollen!

Wir sind dem Glauben untreu geworden, der ihn zur Höhe trug und uns mit ihm! Wir wollen nichts Großes mehr gelten lassen und haben doch Sehnsucht danach! Wir zerzerren alles ins Kleine!

Wir haben alles aufgelöst, was wir aus früheren Zeiten als Ewigkeitswerte überkommen haben, zerdacht und zerlacht!

Wir sind so weit, daß wir das bloße Wort Ideal nur noch in Anführungszeichen zu sprechen wagen und daß man es nur noch mit Achselzucken beantwortet!

Verstand ist alles, Empfindung nichts!

Wir sind so gescheit und so gelehrt geworden, daß wir vor lauter Bäumen keinen Wald mehr kennen, und geraten immer hilfloser in eine immer unerquicklichere Spezialisterei, auf allen Gebieten, anstatt uns zur großen Linie durchzusuchen!

Wir denken alles auseinander, anstatt zusammen!

Wir müssen zu Schiller zurück!

Backsteine allein sind kein Haus! wir müssen endlich anfangen, an seinen Bau zu gehen!

Wir können, was man können kann! Wir haben Wissenschaft genug und auch Technik genug ... wir müssen endlich weiterkommen!

Auch das Automobil ist nur ein neuer Betrug und keine Erlösung!

Es ist völlig gleichgültig, ob ein Dampfschiff viereinhalb oder fünf Tage nach New York braucht ... es gibt wichtigere Dinge!

Wir müssen heraus aus diesem Industrialismus und aus dieser Rekordmeierei, die uns alle Werte verschiebt!

Wir müssen wieder Distanz gewinnen und die Dinge des Daseins in eine vernünftige Perspektive bringen!...

Wir müssen den Blick zur Ewigkeit wieder freibekommen und uns wieder begeistern können und auch dürfen! Auch das ist ein Naturrecht!

Was Begeisterung vermag, bewies der Tag von Echterdingen!

Da waren wir für ein halbes Jahr lang wieder einmal, die wir sein möchten! Da waren wir Schiller!

Und es war n o ch eine Zeit, vor zwölf Jahren: Die Zeit der Burenkriege! Auch da waren wir Schiller! Wir schämen uns heute dieser Begeisterung! Die Nicht-Schiller haben uns ihre Klugheit aufgezwungen! Gewiß! Gewiß!

Aber wir dürfen Schiller nicht zu bloßer Jugendschwärmerei werden lassen und uns zu Goethe flüchten!

Wir sind als Volk noch lange nicht reif für Goethe! Wenn wir es wären, griffen wir ganz von selbst zu Schiller! Wir können seiner nicht entbehren!

Wir sind in einer Zeit wie Goethe von 1788 an, da er von Italien zurückkam, bis er zu Schiller fand.

Er hatte die Lust verloren zu großem Schaffen und zersplitterte sich an hundert Dinge, die alle aber nur seinem Wissens- und Erkenntnisdrang Genüge taten, ohne ihm gemütlich und innerlich etwas zu geben, und — er mochte Schiller nicht, er fühlte sich ihm überlegen, nicht bloß den Jahren nach, sein Pathos mißhagte ihm, seine ganze ungestüme Art...

und da fielen ihm eines Tags „Die Götter Griechenlands“ in die Hände, und er ging zu ihm und suchte ihn von sich aus zu verstehen...

und neues Leben überkam ihn, und er fing wieder an, jung zu werden, und begann zu arbeiten und Schiller half mit...

Wir wollen es Goethe nachtun und uns Schiller holen! er hilft! er hat noch immer geholfen!...

Vom weihnachtlichen Büchertisch

1. Biographien

Wir legen in unserer diesmaligen weihnachtlichen Bücherschau den Nachdruck auf die biographische Literatur, weil gerade sie uns besonders zu Festgeschenken geeignet erscheint. In den letzten Jahren ist ein erneutes Wachsen der Teilnahme für die Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen unverkennbar. Es offenbart sich darin ein begrüßenswerter Rückschlag gegen den materialistischen Geist, der in der Milieutheorie das Drumherum als das eigentlich Ausschlaggebende, den einzelnen Menschen mehr als eine Folgeerscheinung hingestellt hat. Mochte es nun zuweilen den Anschein haben, als ob vielfach das Seltsame und Problematische heute ein ungebührliches Maß der Teilnahme auf sich vereinige, so zeigt sich in der Biographie doch erfreulicherweise auch der gegenteilige Zug. Einen so großen Raum die Neuveröffentlichungen von Kunstwerken einnehmen, die nicht durch ihr Maß von Vollendung uns fesseln, sondern durch rätselhafte, ja geradezu kranke Erscheinungen; ein so großer Raum auch in den jetzt so beliebten Memoirenwerken jenen zugebilligt wird, die man nach keiner Richtung als Vorbilder des Lebens aufstellen dürfte, — in der Biographie kommt doch vor allen Dingen das Verlangen nach Heldentum zum Ausdruck.

In unserer Zeit, so skeptisch sie sich gebärden mag, ist dieses Verlangen so stark wie nur je. Was ist auch natürlicher, als daß gegen die vielfältigen, einem steten Wechsel unterworfenen Anschauungen und Meinungen des Tages Hilfe gesucht wird in dem, was dauernd bleibt, im Menschentum selber. Und so ist beinah auf den Kopf gestellt, was der Materialismus verkündigte: das Milieu wird uns nun insofern wichtig, als an ihm gezeigt werden kann, wie der Geist, wie der einzelne sich mit ihm auseinandersetzte, durch seine Einflüsse gefördert oder gehemmt wurde, wie es ihm letzterdings gelang, aus dieser Umwelt eben in Höhen hinaufzuwachsen, in denen das Heldentum thront.

Je mehr manche jener moralischen Grundfesten, die durch Jahrhunderte als Erziehungsmittel gedient haben, vor der zernagenden Kritik unserer Tage zusammenbrechen oder doch in ihrer freudigen Kraft beschränkt werden, um so wichtiger ist es, daß wir neue Mittel dieser ethischen Stärkung des Menschentums gewinnen. Die Lebensbeschreibung tüchtiger Menschen ist sicher eines der vorzüglichsten.

So stelle ich an die Spitze dieser Betrachtungen ein Buch, das aus diesem Geiste heraus entstanden ist, wenn es ihn auch nicht scharf betont. Vielleicht liegt aber darin auch wieder ein Vorzug dieses Buches, das den bezeichnenden Titel führt: „Dreihundert berühmte Deutsche. Bildnisse in Holzschnitt von M. Klinkicht. Lebensbeschreibungen von Dr. K. Siebert". (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geb. ℳ 5.50.) Man läßt hier grundsätzlich nur das Tatsächliche zum heutigen Menschen sprechen. Die Bildnisse sind nach den besten authentischen Vorlagen und nur nach solchen mit großem Geschick in Holz geschnitten, und zu jedem steht auf der gegenüberliegenden Seite ein gedrängter sachlicher Text, der den Lebensgang und die eigentliche Arbeit des Dargestellten schildert. Die Nutzanwendung liegt dann beim Leser selbst.

Von Rudolph von Habsburg an bis auf die neueste Zeit führt diese Bildergalerie, ein stolzes Heer deutschen Mannestums, deutschen Talentes für Geist und Tat. Die Reihe hätte können vergrößert werden, sie konnte auch kleiner sein. Vielleicht brauchte man nicht so ängstlich zu sein, daß, wo kein beglaubigtes Bildnis vorhanden war, der Mann überhaupt nicht aufgenommen wurde. Unbillig ist es auch, daß keiner der deutschen Mystiker des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die doch so außerordentlich bedeutsam für das religiöse deutsche Leben waren, vor uns steht. Aber diese Mängel kommen einem kaum zum Bewußtsein vor der Fülle von Kraft und Schönheit, von Wollen und Vermögen, von Güte und Gewalt, von edlem Volkstum, das hier zu uns spricht. In Anbetracht des Gebotenen ist der Preis des Buches ganz ungewöhnlich billig, und es verdient auf dem Weihnachtstische dieses Jahres einen besonders bevorzugten Platz.

Die rund drei Dutzend Bände umfassende Zahl von Einzelbiographien, die hier natürlich nicht kritisch besprochen, sondern nur würdigend angezeigt werden sollen, erstrecken sich auf die entlegensten Zeiten und die verschiedensten Gebiete. Mit besonderer Freude verweise ich den gebildeten Leser auf ein zweibändiges Buch „Sokrates. Geschildert von seinen Schülern". (Leipzig, Insel-Verlag. Geh. 9 ℳ, geb. 12 ℳ.) Sokrates gehört zu den Männern, mit deren Namen sich für jeden die Empfindung verknüpft, einem der bedeutsamsten und epochemachendsten Geister aller Zeiten gegenüberzustehen. Trotzdem ist die wirkliche Kenntnis von ihm auch bei den Gebildeten durchweg sehr unvollkommen und ganz äußerlich. Dabei hat gerade die praktische Lebensweisheit, für die Philosophie doch im höchsten Sinne Moral bleibt, allen Grund, sich in diesen herrlichen Erzieher der Menschen, der in die nächste Nähe zu Christus rückt, zu vertiefen. Nun hat es ja niemals Schriften von Sokrates selbst gegeben, aber Schriften über ihn aus der Feder seiner Schüler und in diesen eine große Zahl lebendiger Gespräche, sind uns erhalten. Da nun obendrein diese Schriften von Xenophon und Plato an sich meisterhafte Werke sind, da in ihnen sich die höchste Bildungsstufe des edlen Griechenvolkes spiegelt, sollte man meinen, sie müßten Gemeingut sein.

Wie weit sind wir davon entfernt! Und doch sind die Fragen, die in diesen Schriften abgehandelt werden, jene Probleme, die den Menschen zu allen Zeiten gleichmäßig beschäftigen. Es gibt sicher nur wenige Gebildete, die imstande sind, diese Schriften mit vollem Genuß im Original zu lesen. Gewiß haben wir alle Griechisch gelernt. Aber selbst jene, die Lehrer des Griechischen sind, gelangen doch erst nach langer wiederholter Arbeit dahin, über das Sprachliche dieser Werke so vollkommen Meister zu werden, daß sie sich ganz der Tiefe ihres Inhalts und der Schönheit der Form hingeben können. Nun haben wir schon lange gute Übersetzungen. Aber auch sie sind nicht ohne weiteres zugänglich und bergen das Wesentliche vielfach neben Überflüssigem.

So ist es denn ein großes Verdienst, daß Dr. Emil Müller eine Auswahl der wichtigsten Schriften zusammengestellt, und in ein Deutsch übertragen hat, das man wirklich lieben kann und außerdem dazu alles übrige beibringt, was das Verständnis dieser Schriften fördert. Wir beginnen mit Xenophons Erinnerungen an Sokrates, also den Inbegriff dessen, was geschichtlich vom Verkehr des athenischen Weisen mit seinem Zeitgenossen feststeht. Außerdem erhalten wir die zwei weiteren freier entworfenen Lebensbilder, die Xenophon von Sokrates in der Kunst der Haushaltung und im Gastmahl gegeben hat. Von den Werken Platos aber bekommen wir die sechs wichtigen Dialoge, in denen des Sokrates Lehre, sein Wesen und Wirken geschildert wird (Protagoras, Gastmahl, Gorgias, Verteidigung des Sokrates, Kriton und Phädon). Müller selbst hat eine umfängliche Einleitung hinzugefügt, in der uns die Umwelt des Sokrates geschildert wird, der in das gesamte Geistesleben seiner Zeit eingestellt erscheint, wodurch auch sein tragisches Ende erklärt wird. Der Anhang bringt außer den Biographien von Xenophon und Plato eine Würdigung des Kritias, der erst ein Schüler, dann der Gegner des Sokrates war und indirekt sogar seine Verurteilung durch das athenische Volk verursacht hat. Anmerkungen, wo sie nötig sind, erfüllen die Aufgabe, auch die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen.

In die gleiche Welt führt uns „Platon. Sein Leben, seine Schriften, seine Lehre“. Von Konstantin Ritter. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Von den beiden Bänden ist bislang der erste erschienen, geh. 8 M, geb. 9 M.) Auch dieses Buch will „nicht etwa bloß den Fachgelehrten neue Anregungen geben, sondern allen Gebildeten, die Sinn für geistige Werte und Zeit zu geschichtlichen Studien haben, eine gründliche Bekanntschaft mit dem Manne vermitteln, dem unsere heutige Geisteskultur wohl mehr als irgendeinem anderen einzelnen zu danken hat“. Zu diesem Zwecke wird zuerst eine Schilderung der Persönlichkeit Platons entworfen und sein Leben erzählt. Dann folgt eine kritische Übersicht über seine Schriften und danach die Betrachtung der einzelnen Schriften.

So weit reicht der erste Band. Der zweite soll den Stoff unter allgemeinen Gesichtspunkten behandeln. Der Verfasser hat an dieses Buch eine Lebensarbeit gewendet und ist schon vor ihm mit einer Reihe wertvoller Einzeluntersuchungen hervorgetreten. Es ist um so erfreulicher, daß es ihm gelungen ist, in Sprache und Stoffwahl das Spezialistentum zu überwinden, und man merkt seinem Buche an, daß, wie er selbst im Vorwort sagt, „jede Stunde, die er sich um ein tieferes Verständnis Platons gemüht hat, Bereicherung gebracht und keine solche Stunde ihn gereut hat“. Diese Liebe zum Stoff, diese tiefe Ergriffenheit von der Aufgabe und die völlige Hingabe an sie erleichtert es auch dem Leser, die nicht geringe Arbeit des Studiums dieses Werkes zu erfüllen.

Gehört zu dieser innigen Beschäftigung mit Platon die Muße und die Zeit für Arbeiten, zu denen nicht die Forderungen des Tages drängen, so ist eine eindringliche Beschäftigung mit Johann Gottfried Herder eine Forderung, der sich heute kein Deutscher entziehen darf, dem es um die innere Entwicklung seines Volkstums ernst ist. Es ist eine ganz eigentümliche Erscheinung, daß, während wir von Herder ein verhältnismäßig schwaches Abbild in unserm

Innern tragen, jede Beschäftigung mit seinen Werken, zu der uns oft ein ganz äußerlicher und zufälliger Anlaß führen mag, eine Überraschung, ja geradezu eine überwältigende Entdeckung bedeutet. Es ist, als habe der Mann sich mit allen jenen Problemen befaßt, die auch uns aufs lebhafteste beschäftigen. Er muß ein Ahnungsvermögen und eine Gefühlsfähigkeit gehabt haben, zu dem ich nur, wenn auch auf ganz anderem Gebiete, in Joh. Seb. Bach das Gegenstück finde. Er ist so bei allen Dingen, die er aufgriff, an die Grundwurzeln ihres Wesens vorgedrungen, daß alles, was er fand, auch für alle Zeiten an das Grundproblem rühren muß, mögen die Folgerungen, das eigentliche Wissen von den Dingen auch oft versagen. Ein geistiger Reichtum, eine Urgewalt von Begabung war ihm verliehen, für die die höchste Bewunderung nicht übertrieben ist. Und ebenso entschieden war in Herder ein Idealbild dessen lebendig, wozu ihn diese einzigartige Begabung berief, und er hat ein Leben lang sich strebend bemüht, es zu verwirklichen. Wenn es ihm trotzdem in seiner Gesamterscheinung nicht gelungen ist, so kann das nicht nur in der übergroßen Aufgabe, die ihm gestellt war, liegen, sondern muß einerseits in der Zeit, in der Umwelt begründet sein, in die er hineingestellt worden ist, andererseits doch auch in Eigentümlichkeiten seines Wesens.

Eine aus dieser Erkenntnis heraus gestaltete Darstellung Herders gehörte zu den schönsten Aufgaben für den Biographen. Eugen Kühnemann hat sie in bedeutsamer Weise erfüllt in seinem Buche „Herder". (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. 8 ℳ.) Vor fünfzehn Jahren ist dieses Buch zum erstenmal erschienen. Damals hieß es in dem umfänglichen Vorwort: „Das Leben der großen Dichter und Denker gehört eigentlich dem Schriftsteller. Dem Manne, der weiß, wie Gedanken und Werke sich bilden, und wie in geistigen Bildungen das Leben aufgeht und beschlossen ist mit seinem Kämpfen und Leiden. Unmittelbares Verständnis für das schöpferische Arbeiten des Genius ist wichtiger, als belesen und gelehrt zu sein. Es ist der einzige wirkliche Zugang zu seinem Leben. In diesem Sinne habe ich Herder zu begreifen gesucht. Soll ich aufrichtig sagen, in wessen Händen ich mein Buch am liebsten fände? In den Händen derer, denen es nach ihrer ganzen Anlage am ernstesten um das Leben ist, in den Händen der jungen Künstler. Die andern wollen etwas im Leben erreichen, bleiben meist befangen im Bereich der Güter, die eigentlich nur Mittel zum Leben sind, einschließlich der gesellschaftlichen Ehren. Der Künstler will allein die Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und Werke schaffen, die das Leben selber sind."

Jetzt hat Kühnemann als gereifter Forscher die Arbeit wieder aufgenommen. Was er in begeisterter Jugend im Sturme erobern zu können vermeinte, suchte er als Mann in langsam ergründender Sachlichkeit aufs neue zu gewinnen. So ist die objektive Bewältigung des Stoffes zur subjektiven Erfassung der Herderseele gekommen, und so erhalten wir die Geschichte des inneren und äußeren Werdens des unvergleichlichen Anregers. Der Verfasser sagt in seinem neuen Vorwort: „Wir leben einmal wieder in einer Herderischen Epoche. Es ist das gleiche Gären einer mächtigen Übergangszeit, die den neuen und ursprünglichen Ausdruck für die nie erhörte Eigenheit ihres Lebens sucht. Es ist das gleiche Verlangen nach einer Erneuerung in allen Gliedern. Wieder werden Talente verbraucht, Propheten sprießen hervor und verdorren. Die seelische Feinfühligkeit steigt, das Verlangen nach künstlerischer Durchgeistigung unseres Daseins wird stark, eine religiöse Erschütterung durchbebt die Seelen. Alles aber ist Ahnung und Vorgefühl, und selbst die Ahnung erkennt sich noch kaum. Das Schicksal Herder berührt uns wie von heute. Vielleicht gibt es manchem, der heute sich selber sucht, etwas Verstehen und etwas Hoffnung." Ich glaube zuversichtlich, daß das Buch diese hohe Erwartung zu erfüllen vermag.

Für den gewaltigen Eindruck, den die Persönlichkeit des jungen Herder hervorrief, zeugt indirekt ein Buch von Günter Jacoby: Herder als Faust. (Leipzig, Felix Meiner. Geh. 7 ℳ.) Das Buch beabsichtigt den Nachweis zu führen, daß das Urbild der Goetheschen Faustgestalt eben Johann Gottfried Herder ist. Hören wir den Verfasser in seiner

Einführung: „Dies Buch heißt: Herder als Faust. Es will mit dieser Überschrift andeuten, daß im Entwurf das ganze Faustschauspiel und in der Ausführung der erste Teil des Faust bis zum Auftritt im Auerbachkeller der Gestalt Herders gewidmet sei. Diese Erkenntnis wird mit einem Beweisstoff gestützt, dessen Umfang bisher unbekannt war. Es läßt sich erweisen, daß nicht nur Anregungen aller Art, Worte und Gedanken des Faust in viel weiterem Ausmaße, als man bisher annahm, von Herder stammen; sondern vor allem, daß Fausts innere und seine äußeren Erlebnisse Herders Erlebnisse just zur Zeit der Faustentstehung und unmittelbar vorher gewesen sind. Damit stellt sich dies Buch in Widerspruch zu einer althergebrachten Überzeugung der Goethe-Forschung, und so sehe ich einer fröhlichen Fehde im Kreise der Fachwissenschaft wie im weiteren Kreise der Gebildeten entgegen. Möge der Kampf unsere wissenschaftliche Einsicht fördern! Der Satz: ‚Herder ist Faust' steht im Mittelpunkte des Buches, weil nur durch ihn der Beweisstoff zureichend erklärbar ist. Früher als man Anklänge an Herder nur zerstreut im Schauspiel glaubte, konnte man allenfalls aus der ‚Seelengemeinschaft' Herders mit Goethe erklären, daß er Dieses von Herder habe und Jenes. Jetzt ist es nicht mehr Dieses und Jenes, sondern fast alles. Und so stehen wir vor der Entscheidung: entweder sind die ersten Auftritte des Faust eine dichterische Ausplünderung Herders; oder Goethe hat in der Gestalt des Faust Herder selbst darstellen wollen. Ich habe mich für die letztere Annahme entschieden: nicht nur, weil die erstere befremdet, sondern vor allem weil der ganze Beweisstoff selbst in diese Richtung drängt."

Gegen den Einwurf „Goethe ist Faust" meint der Verfasser: „Wohl möglich, daß das Faustschauspiel den Eindruck des selbst Erlebten macht. Es hat damit immerhin seine Richtigkeit. Von allen menschlichen Gestalten, die Goethe in seinen Werken dargestellt hat, ist ihm seelisch keiner so nahe gewesen als Herder zur Zeit der Entstehung des ‚Faust'. Aus der eigentümlichen seelischen Gemeinschaft Goethes mit Herder erklärt sich der Eindruck, daß das Erlebnis Herders im Faust wie Goethes eigenes Erlebnis erscheint." Man wird es den Goethephilologen überlassen können, sich mit den philologischen Beweisführungen dieses Buches abzufinden. Auch die Goethephilologie hat ja schon oft behauptet, daß Einzelzüge der Faustnatur dem Vorbild Herders entsprechen. In der Richtung dieser Einzelheiten bringt Jacobys Buch entschieden eine Fülle des Neuen. Alles in allem aber zeigt sich im ganzen Unterfangen des Verfassers, wie ja in einem großen Teil unserer literaturgeschichtlichen Quellenforschung überhaupt, ein völliges Verkennen des dichterischen Schaffens. Wir wissen aus Goethes eigenen Zeugnissen, welch ungeheuren Eindruck die Persönlichkeit Herders auf ihn in Straßburg gemacht hat, und da ist es doch sehr naheliegend, daß sich dem jungen Studenten Goethe im Anblick Herders, seines ganzen Wesens, die Erkenntnis erschlossen hat, wie ewig wiederkehrend das Urwesentlichste der faustischen Natur sei. So wurde das Erlebnis Herder für Goethe zu einer Klärung und Gestaltung des Erlebnisses des Faustischen. Daher die Beziehung. Aber das ändert doch nicht einen Augenblick die Tatsache, daß der Faust durchaus Selbstbekenntnis Goethes ist. Immerhin, das Buch Jacobys bietet außerordentlich viel Anregung, wie ja überhaupt alle diese Quellennachweise im Kleinen und Größeren viel Reizvolles enthalten und auch von innerem Nutzen sein können, wenn man sie immer wieder einstellt unter größere Gesichtspunkte und sich durch alle diese fleißige Kärrnerarbeit nicht irremachen läßt in der Überzeugung, daß das Wesentliche des dichterischen Prozesses davon gar nicht berührt wird.

„Solche Menschen leben in ihrem eigenen Sonnensystem; darin muß man sie aufsuchen." Dieses Wort Nietzsches spricht das oberste Gesetz für die echte Biographie des Genies aus. Es steht als Motto vor dem Werke, das Richard M. Meyer, der bekannte Berliner Germanist, dem Präger des Wortes gewidmet hat: „Nietzsche. Sein Leben und seine Werke". (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 9 ℳ.) „Die deutsche Philologie als die Wissenschaft vom deutschen Geiste dürfte an dem größten neueren Deuter und Wegweiser dieses Geistes auch dann nicht vorübergehen, wenn er wirklich, wie man uns



aufreden will, kein Philosoph gewesen wäre." Es wird gewiß dem Verfasser niemand das Recht bestreiten, „daß nach Philosophen, Theologen, Ästhetikern auch der deutsche Philolog seinen Teil dazu beitragen dürfte, daß Nietzsche als deutsches Ereignis angesehen und gewürdigt werde." Es ist uns überhaupt ganz gleichgültig, woher einer kommt, wenn er nur etwas zu sagen hat. Meyer ist als kluger, ungemein wissensreicher Gelehrter uns aus seiner Deutschen Literaturgeschichte, seiner Stilistik, seiner Biographie Goethes und zahlreichen Abhandlungen bekannt. Daß er das gesamte stoffliche Material beherrscht, versteht sich am Rande. Daß ihn die philologische Methode dazu bewog, der Würdigung der Einzelpersönlichkeit Nietzsche vier Kapitel (Die große Wegscheidung, Typische Erlebnisse, Verwandte Naturen, Der Zeitpunkt) voranzustellen, in denen das, was in Nietzsche typisch oder zeitlich bedingt ist, als Hintergrund für das Einzelschicksal verarbeitet wird, erscheint mir sehr dankenswert. Gefährlich ist Meyers Bestreben, immer und überall „interessant" zu sein. Dadurch zieht er unendlich viele Einzelheiten in die Darstellung hinein, die an sich ganz nett und richtig sind, die aber doch vom Kern ablenken. Ich erwähne nur zwei Dinge auf zwei aufeinander folgenden Seiten aus der Darstellung des Lebens. Die Familie ist „eine langlebige, kinderreiche Familie, als deren Ahnherr ein Steuerbeamter dasteht, der, wie die berühmteren sächsischen Steuerbeamten Rabener und Weiße, ein sehr gesunder und frohmütiger Mann gewesen sein soll". Was soll hier nun die Einbeziehung von Rabener und Weiße, lediglich weil diese auch Steuerbeamte gewesen sind?! Ein paar Zeilen weiter unten, wo über die polnische Abstammung Nietzsches die Rede ist, die Meyer wohl mit Recht bekämpft, heißt es: „Sein starker Schnurrbart gab ihm etwas ‚Schlachtschitzenhaftes; doch die starken Schnurrbärte sind in jener Epoche wahrhaftig nicht nur polnisch. König Humbert von Italien hatte einen noch viel stärkeren." Da kostet es denn doch schon Mühe, sich das Lachen zu verhalten, wenn der gute König Humbert an seinen Schnurrbarthaaren in eine Nietzsche-Biographie hineingezogen wird. Der Verfasser hätte es doch viel näher gehabt, in der Berliner Schutzmannschaft oder unter den Feldwebeln eine Masse von Belegen für Riesenschnurrbärte aufzubringen. Auf der nächsten Seite ist betont, daß Nietzsche sich gelegentlich einer etwaigen Abstammung von polnischen Adligen freute. Dann heißt es weiter: „Übrigens ist es ein eigentümlicher Zug mancher bedeutenden Persönlichkeit, daß sie auch in genealogischer Hinsicht auf Aristokratie Gewicht legt: Paul de Lagarde hat wegen seiner Verwandtschaft mit dem Eintagskönig Theodor von Korsika sogar von Napoleon III. einen Orden erbeten, und Goethe sich als Kind in eine Abstammung von Kaiser Karl VI. hineingeträumt". Also eine Kinderspielerei Goethes muß hier diesen eigentümlichen Zug bedeutender Persönlichkeiten belegen helfen.

Solcher Fälle ließen sich Dutzende aus dem Buche aufzählen. Es ist eben die Arbeitsweise mit dem Schubfach. Ein Stichwort taucht auf, aus dem ungeheuren Zettelkasten wird alles das herausgebracht, was sich zu diesem Stichwort im Laufe der Jahre angesammelt hat. Man könnte diese Spielerei als solche hinnehmen, wenn sie nicht dauernd von der Sache selber ablenkte. Trotz des großen Wissens, trotz der emsigen Arbeit wirkt dann doch das Ganze mehr als ein Schaffen von außen her und nicht als ein Gestalten aus dem Innern der darzustellenden Persönlichkeit heraus.

In diesem Zusammenhange sei auch auf das große zweibändige Werk „Große Denker" aufmerksam gemacht (Leipzig, Quelle & Meyer. 14 ℳ, geb. 16 ℳ). Unter Mitwirkung von siebzehn Gelehrten hat es E. von Aster herausgegeben. In zwanzig Monographien werden uns die bedeutendsten philosophischen Systeme aller Zeiten dargelegt. Ich hebe aus den einzelnen Darstellungen heraus: Platon (von P. Natorp), Aristoteles (F. Brentano), Augustinus und Thomas von Aquino (Baumgartner), Giordano Bruno (R. Hönigswald), Spinoza (O. Baensch), Kant (Menzer), Hegel (Falkenheim), Schelling (O. Braun), Schopenhauer (R. Lehmann), Herbart (R. Lehmann), Nietzsche (A. Pfänder). Windelband behandelt zum Schluß die philosophischen Richtungen der Gegenwart.



In keiner anderen Wissenschaft steht die sachliche und historische Betrachtung in so engem Zusammenhang, wie in der Philosophie. Die Geschichte der Philosophie ist ein Weg zum philosophischen Verständnis. Daß trotzdem hier nicht einfach ein neues Kompendium der Geschichte der Philosophie geschaffen worden ist, scheint mir sehr begrüßenswert. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Historiker der Philosophie sich zu jenem System besonders hingezogen fühlt, zu dem er selber als Denker das menschliche Zugehörigkeitsgefühl gewonnen hat. Wir erhalten auf dem hier eingeschlagenen Wege deshalb viel gediegenere Darstellungen der einzelnen Systeme, und auch die Persönlichkeiten ihrer Schöpfer treten viel plastischer hervor, als es in einer allgemeinen Geschichte der Philosophie der Fall sein könnte.

Auch die Reihe unserer Dichterbiographien hat eine beträchtliche Bereicherung erfahren. Für Goethe weise ich auf vier Bücher hin, die für einzelne Abschnitte seines umfangreichen Lebens bedeutsam sind. Elisabeth Mentzel hat in ihrem Buche „Wolfgang und Kornelia Goethes Lehrer“ (9 Abbildungen, 12 Handschriftproben. Geh. ℳ 4.80, geb. 6 ℳ. Leipzig, R. Voigtländer) nach den Personen geforscht, die auf den jungen Goethe durch Unterricht starken Einfluß gewonnen haben. Der alternde Goethe hat, als er seine Erinnerungen schrieb, als Hauptlehrer und Hauptbildner seiner Jugend den Vater hingestellt. Aber schon Goethes Darstellung ließ erkennen, daß da noch andere Helfer vorhanden waren, deren Namen mit Ausnahme einiger bis vor kurzem vollständig verschollen waren. Der emsigen Arbeit der Verfasserin ist es gelungen, hier eine ganze Reihe bisher unbekannter Existenzen ans Licht zu ziehen. „Welch bunte Gesellschaft bilden diese Goethischen Lehrer für unser Auge! Zwei Lehrer der Geschwister wirkten am Gymnasium, ihre erste Lehrerin stand einer Spiel- und Strickschule vor, ein Lehrer unterhielt eine öffentliche, ein anderer eine Privatschule. Zwei weitere waren Mitglieder der städtischen Kirchenkapelle und empfingen später angesehene Stellen. Der Reitlehrer war Frankfurter Stallmeister, der Informator im Judendeutsch Sergeant beim städtischen Militär und zugleich Ordonnanz und Furier beim Kriegszeugamt. Unter den übrigen Lehrkräften befand sich noch ein Frankfurter Künstler, der Leiter einer dortigen Fechtschule, und ein Ausländer des gleichen Faches, sowie ein ehemaliger Dominikanermönch aus Neapel, ferner die Vorsteherin einer Handarbeitsschule, in der auch Französisch gelehrt wurde. Der Meister im Englischen kam von auswärts und blieb ungefähr nur ein Jahr in Frankfurt.“ So wächst das Buch über die immerhin bedeutenden Aufklärungen für Goethes eigene Biographie zu einer sehr lebendigen Darstellung eines fesselnden Ausschnittes aus dem Erziehungswesen einer großen Stadt des achtzehnten Jahrhunderts.

Die, wie ich glaube, abschließende Darstellung eines sehr wichtigen und ungemein populären Abschnittes aus Goethes Leben bringt das Buch Friederike Brion: Eine neue Darstellung der „Geschichte in Sesenheim“ von Adolf Metz. (München, C. H. Becksche Verlagshandlung. Geb. 4 ℳ.) Goethe hat einmal zu Eckermann gesagt (17. Februar 1830), „in den Wahlverwandtschaften sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden; dasselbe gelte von der Geschichte in Sesenheim“. So müssen wir uns darüber klar sein, daß die Darstellung, die Goethe von dem für sein ganzes Leben so nachhaltigen Erlebnis in „Dichtung und Wahrheit“ gegeben hat, ein Roman auf historischer Grundlage ist. Goethe hat später selber Einspruch dagegen erhoben, daß Briefe aus der Straßburger Zeit veröffentlicht wurden, weil die gute Wirkung der in „Dichtung und Wahrheit“ gegebenen Darstellung auf sinnige Leser „durch eingestreute unzusammenhängende Wirklichkeiten notwendig gestört werden müßte“. So gut man nun des Dichters Widerwillen gegen das Aufspüren von Modellen für seine Dichtung begreifen kann, so wenig darf sich die Forschung davon abhalten lassen, für bedeutsame Vorgänge in seinem Leben die wirkliche geschichtliche Wahrheit aufzudecken.

Adolf Metz untersucht nun mit großer Sorgfalt das Verhältnis zwischen Roman und Wirklichkeit. Es fällt da manche feine Bemerkung über die Art dichterischen Schaffens. Es

ist sehr fesselnd zu beobachten, wie der Dichter das selbst erlebte Material verwendet. Die Untersuchung führt zu dem Ergebnis, daß der Dichter „in der Tat die geschichtliche Wahrheit nicht nur nach dichterischen Gesichtspunkten gestaltet, sondern zum Teil aus persönlichen Gründen, aus dem eigenen Bedürfnis der Entlastung heraus verändert und die Schranken, die auch der dichterischen Biographie gesetzt sind, überschritten hat". Man sieht, daß man es hier nicht mit einem blinden Goethomanen zu tun hat, sondern mit einem Manne, dem es wirklich um die Darstellung der Wahrheit zu tun ist. Um so wertvoller wird dadurch der Abschnitt des Buches, der sich gegen jene traurige Literatur richtet, die unter dem Mantel der Wissenschaftlichkeit nur das Geschäft jener besorgt hat, die sich wohlfühlen, wenn es ihnen gelingt, das Strahlende zu schwärzen. Wir haben eine ganze Verleumdungsliteratur über Friederike Brion, und dieses arme Mädchen, das „den Strahl der Dichtung, der sie unsterblich machen sollte, mit dem Glück ihres Herzens bezahlen mußte", hat nachträglich ihre Unsterblichkeit noch damit bezahlen müssen, daß ihr auch die Ehre der Unbescholtenheit im Andenken der Nachwelt geraubt wurde.

Die eindringliche und scharfsinnige Darstellung von Adolf Metz zerreißt nun dieses Gewebe von Klatsch, Verleumdung, und kennzeichnet mit wohltuender Schärfe diese geradezu gemeine Art literarischer Mistkäferarbeit, wie sie sich in diesem Falle an den Namen Froitzheim knüpft. Auch Goethe gewinnt als Mensch nur bei dieser scharfen Beleuchtung. Die sittlich frivolen Verkünder sinnlicher Selbstherrlichkeit des Genies finden an ihm keine Stütze. So sei das schön ausgestattete Buch warm empfohlen. Dafür, daß die Widerlegung der Verleumdungen reichlich lang ausgefallen ist, wird man dadurch entschädigt, daß sie nun endgültig abgetan sind.

In jene Zeit reichen die Anfänge des Goetheschen „Faust" zurück. Die bereits ins Ungeheure angewachsene Faustliteratur wird um ein bedeutendes, glücklicherweise nicht nur philologisch reiches, sondern auch mit starker Einfühlungskraft geschriebenes Werk bereichert, das dazu angetan scheint, den weiten Kreis der Gebildeten und vor allem auch die studierende Jugend in das wirklich eindringliche Studium der herrlichen Dichtung einzuführen und durch sie hindurchzugeleiten. Es ist „Goethes ‚Faust'. Nach Entstehen und Inhalt erklärt von Ernst Traumann. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Von den beiden Bänden ist einstweilen der erste zum Preise von 6 M erschienen.)

Das letzte der Goethebücher, die ich hier besprechen möchte, führt uns auf „Entlegene Spuren Goethes". Goethes Beziehungen zu der Mathematik, Physik, Chemie und zu deren Anwendung in der Technik, zum technischen Unterricht und zum Patentwesen. Dargelegt von Max Geitel. (München, R. Oldenbourg. 35 Abbildungen.) — Die Allgemeinheit weiß von Goethes Arbeiten auf diesem Gebiete eigentlich nur, daß er in der Farbenlehre einen ganz anderen Standpunkt eingenommen hat, als ihn die exakte Wissenschaft bis heute verkündet. Die Maler freilich behaupten, daß sie aus Goethes Buch mehr lernen könnten, als aus den streng physikalischen Werken. Das mag seinen Grund darin haben, daß Goethe sich bei seinen naturwissenschaftlichen Studien ganz auf die Fähigkeiten der eigenen Sinne verließ und im übrigen auf rein philosophischem Wege zu bindenden naturwissenschaftlichen Schlüssen zu gelangen suchte.

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Hat auf diesem Gebiete der Farbenlehre die Wissenschaft mit ihrem Spotte nicht gekargt, so hat sie ihm doch dort, wo es nicht auf die Ergründung von Gesetzen, sondern auf die praktische Auswertung ankam, zuerkennen müssen, daß er eine Fülle wertvoller Anregungen und Darlegungen gegeben hat. Für den Menschen Goethe ist es bedeutsam, wie ernst und hingebungsvoll er sich seiner amtlichen Stellung, die ihn ja zur Leitung der Bergwerk-, der

Kriegs-, der Wasserbau- und der Wegebau-Kommission berief, hingegeben hat. Für den Dichter Goethe bezeichnend ist es, wie auch die Erfahrungen, die er in dieser Tätigkeit gewonnen hat, sich alle in seinem Dichtertum widerspiegeln. Es bleibt das Wunderbarste an diesem Menschen, wie alles, was er tut, selbst das scheinbar Abschweifende und Zersplitternde, ihm dadurch zum Nutzen gerät, daß er es wirklich erlebt, so daß manches, was bei anderen die Einheitlichkeit zerstört hätte, bei ihm nur dazu beiträgt, seine wunderbare, allumfassende Harmonie zu steigern.

Für Schiller habe ich auf zwei gute Biographien hinzuweisen. Ludwig Bellermanns „Schiller" ist in zweiter Auflage erschienen. (Leipzig, E. A. Seemann. Geh. 3 M, geb. M 3.60.) Das Buch ist mit sechzehn schönen Bildnissen geschmückt, von denen einige wenig bekannt sind, unter denen ich besonders auf das Jugendbild Schillers von Jakob Friedr. Weckerlin hinweise, das wohl das schönste Bild Schillers ist, das wir überhaupt besitzen. Bellermann hat seinen Beruf zu dieser Biographie durch eine vorzügliche Ausgabe von Schillers Werken und durch zahlreiche Einzelarbeiten betätigt. Es ist ihm gelungen, die Persönlichkeit Schillers aus seiner Zeit heraus begreiflich zu machen. Das Buch ist frei von Phrasen, aber von wohltuender Wärme.

Auch Albert Ludwigs „Schiller. Sein Leben und Schaffen dem deutschen Volke erzählt" (Berlin, Ullstein & Co. Geb. 3 M), ist ein gutes Buch. Die Art seiner Einstellung ist durchaus berechtigt. Niemand „darf das Leid abschwächen, das dem Lose dieses Dichters zugefallen ist, aber bitteres Unrecht ist ihm geschehen, als man ihm darum nur menschliches Bedauern zollte. Man hat da die Seiten seines Wesens übersehen, die als die stärksten, die heldenhaftesten gelten müssen — wo man das Opfer eines bitteren Schicksals beklagte, hätte man seinen heldenhaften Überwinder preisen sollen". Bei der Würdigung von Schillers Werken hat sich Ludwig ganz auf den Standpunkt der Gegenwart gestellt. Es bedeutet das bei ihm, der sich durch sein Buch über „Schiller und die deutsche Nachwelt" großen Ruf erworben hat, einen edlen Verzicht auf eindrucksvolles Gelehrttun zugunsten einer lebendigen Wirkung, die zum Werke des Dichters selber führt.

Neben dem Helden**mann** der Helden**jüngling**. Bald jährt sich zum hundertsten Mal Theodor Körners Todestag. Karl Berger, der vortreffliche Biograph Schillers, hat zu dieser Gelegenheit auch ein schönes Körnerbuch geschaffen. (8 Einschaltbilder, 64 Abbildungen im Text. Geb. 5 M. Bielefeld, Velhagen & Klasing.) Das ist ein sehr liebevolles, gründlich geschriebenes, bei der literarischen Würdigung durchaus nicht einfach verhimmelndes Buch, das alle Anwartschaft besitzt, das Volksbuch über diesen Liebling des Volkes zu werden.

Eine sehr schwierige Aufgabe glänzend gelöst hat Wilhelm Herzog in seinem Buche „Heinrich von Kleist. Sein Leben und sein Werk". (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. M 7.50.) Wir haben schon zwei bedeutende Werke über Kleist. Wilbrandts aus einer gewissen seelischen Verwandtschaft, wenigstens in diese verwandten Teile der Psyche Kleists, tief eindringende Studie und Otto Brahms gescheites Buch. Wilhelm Herzogs Werk stellt beide weit in Schatten und scheint mir überhaupt zu den besten Biographien zu gehören, die wir besitzen. Einige Stellen aus dem Vorworte des Verfassers mögen hier stehen: „Ich habe versucht, den Menschen Kleist in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, vor allem aber: wie er sie als Dichter nach außen abgespiegelt. Ich habe versucht, die Zusammenhänge zwischen dem Leben und dem Schaffen des Dichters, wo und wie ich sie sah, kenntlich zu machen ... Das Leben eines Künstlers ruht in seinen Werken. Daß er auch leben muß, wie die andern, daß er sich in den Gewöhnlichkeiten des Daseins mit ihnen zusammenfindet, er, der immer und überall einsam ist, daß er, wie Nietzsche einmal sagt, auch äußerlich sichtbar werden muß, ist nur in dem Maße interessant und darstellungswert, als er darunter leidet und wie er diesem Leiden Ausdruck

zu geben vermochte. Es galt, die durch übernommene Meinungen, Vorurteile und Mißverständnisse erzeugten Dünste zu zerstreuen, mit zweifelhaften Hypothesen und herkömmlichen Ansichten, die einer Prüfung nicht standhielten, aufzuräumen, und nur das Wesentliche des äußeren Lebens auf Grund der uns überlieferten Tatsachen festzuhalten. Worauf ich also abzielte, war: das ganz und gar Individuelle, das Einzigartige der Kunst Kleists aufzuzeigen, zu bestimmen, das Problem seiner Persönlichkeit, seines Schicksals, seiner Tragik zu analysieren, und auf sein äußeres Leben nur insoweit einzugehen, als es in Wechselwirkung mit seiner Kunst steht ... Ich wollte nirgends den philologischen Apparat sichtbar werden lassen. Die literarhistorische Forschung war mir immer Voraussetzung, nie Ziel meines Strebens."

Das Buch ist das Ergebnis eindringlichsten Studiums, genauester Kenntnis, aber vor allen Dingen auch einer seelischen Einfühlungsfähigkeit und einer hohen eigenen künstlerischen Veranlagung.

Wie einfach ist dagegen die Persönlichkeit Ludwig Uhlands! Einfach liegt darum auch für den Schilderer derselben die Aufgabe da. Dr. Artur Hartmann nennt seinen „Ludwig Uhland" (Stuttgart, W. Spemann. Geb. 2 ℳ) ein Volksbuch. In dem „vorliegenden Schriftchen soll nicht der Dichter als solcher geschildert werden, sondern als der Mann, der wegen seiner Charaktereigenschaften jedem Deutschen als Vorbild dienen kann. Ich suchte neben einer kurzen Gesamtschilderung einige Züge aus seinem Leben aufzudecken, die ihn besser kennzeichnen als große Abhandlungen, und die geeignet sind, ihn dem Herzen näherzubringen". Uhland ist wie seine Dichtungen schlicht und gut, ein echter Volksmann. Die zweite Hälfte des Buches bringt eine Auswahl aus Uhlands Gedichten.

Auch Franz Grillparzer stellt dem Biographen keine ungelösten psychologischen Probleme mehr, erst recht nicht, seitdem seine Tagebücher und Briefe in so großer Vollständigkeit vorliegen. Durch die Benutzung dieser neuen Quellen konnte die zweite umgearbeitete Auflage eines Buches, das aus der gemeinsamen Arbeit eines französischen und eines deutschen Gelehrten entstanden war, sich in noch erhöhtem Maße die Anerkennung verdienen, die es bereits in der ersten Auflage gefunden hat, eben die beste Darstellung von Leben und Werken Franz Grillparzers zu sein. Es ist das Buch von August Ehrhard und Moritz Necker. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. ℳ 7.50.)

Eine problematische Natur war auch Annette von Droste-Hülshoff, problematisch in den innersten Kräften ihrer eigenartigen und eigenwilligen Seele. Dagegen war es oberflächlich und äußerlich, in ihren Lebensgang, genauer genommen in ihr Verhältnis zu Lewin von Schücking, ein tragisches Problem hineinzutragen, wie es Karl Busse getan hat. Die ganze innere Haltlosigkeit dieser sich geistreich gebärdenden Art wird schlagend dargetan in der dritten Ausgabe des vor einem Vierteljahrhundert zum erstenmal erschienenen Buches von Hermann Hüffer: Annette von Droste-Hülshoff und ihre Werke. (Gotha, Fr. Andreas Perthes. Geh. 7 ℳ, geb. 8 ℳ. Mit 5 Bilderbeilagen und 2 Schriftproben.) Hermann Cardauns, dem wir die Ausgabe der Briefe der Dichterin verdanken, hat unter sorgsamer Wahrung des ursprünglichen Textes dieser um die Dichterin hochverdienten Arbeit doch überall die Ergebnisse der inzwischen stark angewachsenen Forschung über die Dichterin beigebracht und so aufs neue den Ruf des Werkes befestigt, die beste Biographie Annettens zu sein. Auf die besondere Bedeutung der Abschnitte über das Verhältnis zu Lewin von Schücking habe ich schon hingewiesen.

In denselben Kreis gehört ein liebenswürdiges, anspruchsloses Büchlein von Thekla Schneider: Schloß Meersburg, Annette von Drostes Dichterheim. (Titelbild, 14 Abbildungen und Handschriftenproben. Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung. ℳ 2.50.) Die Verfasserin ist oft Gast auf dem alten Bischofssitz am Bodensee und hat dort aus dem Munde der Nichten Annettens viele persönliche Erinnerungen über die Dichterin erhalten. Wir erfahren recht Anschauliches über den alten Freiherrn von Laßberg und das Leben auf der Burg.

Außerdem ist das Werkchen eine Werbeschrift für Annette, die vor allem in Süddeutschland noch immer nicht im gleichen Maße gelesen, wie bewundert wird. Als Festgeschenk auch für junge Mädchen verdient das Bändchen warme Empfehlung.

In die neuere deutsche Literatur führt uns „Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens" von Gertrud Storm. (Berlin, Karl Curtius. Geh. M 3.50, geb. 5 M.) Es ist das wohl nur der erste, die Jugendzeit umfassende Teil einer Darstellung des gesamten Lebens von Storm, die wir von seiner jüngsten Tochter zu erwarten haben. 1887, zum siebzigsten Geburtstag des Dichters, erschien die bekannte Würdigung von Paul Schütze. Ein Freund hatte dem Dichter gegenüber sich so geäußert, „das Buch müßte ‚Theodor Storm in seiner Dichtung' heißen; denn von deinem Leben hätte ich daraus doch gern mehr erfahren". Storm selbst hat daraufhin seine Aufzeichnungen über seine Jugendzeit aufgenommen. Er ist über den Anfang — veröffentlicht als „Nachgelassene Blätter von Theodor Storm" 1888 in der Deutschen Rundschau — nicht hinausgekommen. Dagegen hat nun Gertrud Storm in seinem Nachlasse „Skizzen von einzelnen gewichtigen Persönlichkeiten und Husumer Originalen gefunden, die von seinen Kindheitserinnerungen unzertrennlich sind". Sie sind in diese Arbeit aufgenommen, in der überhaupt die Verfasserin ihren Vater möglichst viel selbst erzählen läßt. Das anspruchslose Buch bringt das, was es verspricht — eine lebendige, liebevolle Darstellung von Storms Leben und seinem Werdegang. Auf die ästhetische und literaturgeschichtliche Würdigung ist, nicht zum Schaden des biographischen Reizes, verzichtet.

Hat hier die Tochter dem Vater ein Denkmal gesetzt, so hat Hermann Lingg ein solches von einer geistigen Verwandten erhalten. Frieda Port hat nicht nur in ihren Dichtungen eine innere Wesensverwandtschaft mit Lingg geoffenbart, sie hat ihm auch im Leben durch viele Jahre sehr nahe gestanden. So war sie denn durch genaue Kenntnis berufen, an der Hand eines umfangreichen Materials das lange und auch große Leben Linggs in seinen geringen äußeren und so starken inneren Geschehnissen vor uns aufzurollen. (München, Becksche Verlagshdlg., geb. 4.50). Auch Frieda Port läßt die eigene ästhetische und literaturkritische Arbeit zurücktreten. Aber auch für die engere Literaturgeschichte bietet sie sehr Wertvolles, weil sie die vielen Zusammenhänge zwischen Leben und Dichtung bei Lingg aufdeckt. Lingg selbst ist nach meiner Meinung bei weitem nicht genug geachtet. Seine Werke bergen so Schönes und Großes, seine Phantasie ist von einer oft so gewaltigen Art, daß man die Gewaltsamkeiten gern ertragen sollte, um zu ihr hinanzukommen. Frieda Ports Buch wird, da sie für den Menschen so überzeugend wirbt, auch dem Dichter neue Freunde zuführen.

Für die ausländische Literatur habe ich nur auf zwei Biographien zu verweisen. Dafür sind diese beiden an sich ausgezeichnete Werke und auch durch den Gegenstand, den sie behandeln, von besonderem Interesse. Roman Woerners Henrik Ibsen (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 2 Bände, geb. je 9 M), der bereits in der zweiten Auflage vorliegt, ist eine ausgezeichnete Würdigung der einzelnen Werke Ibsens und seiner Gesamtpersönlichkeit. Gründlichkeit, Geschmack, hohe Warte der Beobachtung, weltgeschichtlicher Standpunkt und doch nationales Fühlen sind die Kräfte, die den Verfasser zu seiner tiefeindringenden Arbeit, die in ihrer Art niemals überflüssig gemacht werden kann, befähigten.

Auch in zweiter Auflage, die freilich ein Menschenalter von der ersten getrennt ist, liegt der Beaumarchais von Anton Bettelheim (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Geb. 10 M). Eine Zeit, die gelernt hat, in Casanova mehr als den frivolen Abenteurer zu sehen und aus seinen früher lediglich pikanten Gelüsten dienenden Erinnerungen das Kulturbild einer Zeit herauszufühlen, muß für einen Beaumarchais eine noch viel größere Teilnahme aufbringen. Abenteurer und Glücksritter wie jener, ist Beaumarchais einer der geistvollsten Köpfe seiner Zeit, und vor allem doch auch wirklicher künstlerischer Schöpfer. Seine besten Werke leben keineswegs bloß dank der genialen Musik, zu der sich zwei der größten Meister aller Zeiten begeistert haben. Sie tragen eigene Lebenskräfte in sich. Aber man braucht

für dieses Buch nicht zu werben. Sobald es einer in der Hand hat, liest er es auch zu Ende. Es ist so unterhaltsam und fesselnd, wie wir es sonst nur von spannenden Romanen gewöhnt sind, und es entrollt ein Zeitbild von einer Farbigkeit, wie sie der Kulturhistoriker nur selten erreicht.

Unter den Biographien bildender Künstler nenne ich an erster Stelle das vom österreichischen Ministerium für Kultus und Unterricht herausgegebene große Prachtwerk über Joseph Führich von Moriz Dreger (Wien, Artavia & Co., 82 M). Das Werk zerfällt in zwei Teile: einen Textband in Großoktav, der mit 45 Bildern in Lichtdruck und Zinkätzung, darunter fünf farbig, geschmückt ist, und einen in großem Folioformat gehaltenen Tafelband mit 60 Bildtafeln in Lichtdruck und Heliogravüre. Dem großen äußeren Aufwand entspricht die geleistete Gelehrtenarbeit. Es ist hier alles an tatsächlichem Material verwendet, was irgendwie aufzutreiben war, und wird nach allen biographischen Richtungen hin Erschöpfendes geleistet. Auch die kulturgeschichtliche Einstellung Führichs ist trefflich. Über die Bewertung im einzelnen entscheidet natürlich zuletzt der Geschmack. Aber sicher wird dieser edle Künstler, dessen ganzes Streben so stark auf Verinnerlichung gerichtet ist, in der Zukunft eine noch stärkere Wertschätzung erfahren, als sie ihm bislang zuteil geworden ist. Ich hoffe, daß wir im Türmer recht bald einmal Bilder von ihm zeigen können.

Einem zu wenig Bekannten, der sich freilich trotzdem schon lange der Wertschätzung aller wirklichen Kenner erfreut, gilt das Buch: „Louis Gurlitt. Ein Künstlerleben des neunzehnten Jahrhunderts.“ Dargestellt von seinem Sohne Ludwig Gurlitt (Berlin, Julius Bard. Geh. 18 M. 50 Abbildungen und ein Faksimile). Der Geburtstag Gurlitts jährte sich in diesem Jahre zum hundertsten Male. Fünfundachtzig Jahre alt ist er geworden und hat in dieser Zeit mit hingebungsvollem Fleiße gearbeitet. Die Zahl seiner Werke ist denn auch kaum zu übersehen. Sein Sohn hat sich nicht die Darstellung der Kunstentwicklung und des Kunstschaffens des Künstlers zur Aufgabe gestellt, sondern eine möglichst genaue Schilderung seines Lebens, und zwar so weit es irgendwie anging, mit den Worten Gurlitts selbst. Stück um Stück rollt sich nun vor uns langsam dieses arbeitsame Leben eines deutschen Mannes und echt deutschen Künstlers auf, im Kampfe mit seiner Zeit, mit den Widerwärtigkeiten, die gerade den deutschen Künstler im letzten Jahrhundert so schwer belasteten, im Kampf auch für die Seinen, aber doch voll freudiger Tat und starken Glaubens. „Wenn ich wieder ins Leben käme, so würde ich wieder Maler werden“, hat er als Greis oft gesagt, denn es gehe doch nichts über das Glück des Künstlerlebens. — Auch diesen Künstler gedenken wir unseren Lesern bald näherzubringen, verweisen sie aber jetzt schon mit allem Nachdruck auf dieses schöne Buch seines Sohnes. Es ist voll der echten Pietät, nämlich dem Streben nach unbedingter Wahrheit.

Einem Vielgenannten, aber meistens doch nur in Einzelheiten Bekannten, gilt Oskar Levertins Studie „Jaques Callot“ (Minden i. W., J. C. C. Bruhns Verlag. Geh. 1.80 M, geb. 2.80 M). Callot ist entschieden nicht nur einer der eigenartigsten, sondern auch der tiefdringendsten Künder des Menschlichen, vor allem dort, wo es an die Geheimnisse des Kosmischen grenzt. Nicht umsonst hat E. T. A. Hoffmann ihn so leidenschaftlich geliebt. Levertins kleines Buch erschürft in feinem Nachempfinden des Künstlers Art, was eigentlich bereits die Überschriften seiner Kapitel ahnen lassen. Nach einer Umschreibung von Leben und Werk untersucht er das Spiel der Proportion und zeigt uns nacheinander Callot als Schöpfer im unendlich Kleinen, als Schilderer der Masse und des Krieges. Ein besonderer Abschnitt gilt dem überreichen Skizzenbuch in der Albertina zu Wien, das der Verfasser Callot selbst abspricht und mit guten Gründen seinem Schüler Stefano de la Bella zuweist.

Jetzt, wo wir daran gehen können, den Impressionismus des neunzehnten Jahrhunderts historisch zu würdigen, ist ein Buch sehr willkommen, das mit einer hier noch seltenen Sachlichkeit Edmond und Jules de Goncourt in ihrer Bedeutung für die Kunst des



neunzehnten Jahrhunderts untersucht (Leipzig, Xenien-Verlag, geh. 4 M, geb. 3.50 M). Das Ergebnis seines Buches kündet Dr. Erich Köhler bereits im Untertitel an mit den Worten: „Die Begründer des Impressionismus". In der Tat ist das Ergebnis dieser stilgeschichtlichen Studie zur Literatur und Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, daß die merkwürdigen, so vielfach rätselhaft wirkenden Brüder noch vor der impressionistischen Malerei deren Probleme psychisch erlebt haben und auch in ihren nicht zu unterschätzenden malerischen Schöpfungen bereits impressionistisch sind. Köhler stellt die beiden Männer in große geschichtliche Zusammenhänge, betrachtet sie als Kunstkritiker und Historiker, untersucht ihre Zeichnungen und Aquarelle nach dem Stofflichen und Formalen, betrachtet dann die Kunst als Zentrum des Lebens und wie die Goncourts in ihrer Persönlichkeit und ihren Lebensbetätigungen die typischen Bilder des Artistentums darstellen. So schließt das Buch logisch mit einer Beschreibung des Kulturideals der Goncourts. Die Untersuchungen sind so sachlich und wissenschaftlich ernst geführt, daß für jeglichen Standpunkt der Kunstbetrachtung wertvolle Ergebnisse zutage gefördert werden.

Auch für den Musikfreund deckt der Weihnachtstisch manche Biographie auf. Sie sind mit einer Ausnahme bei Schuster & Löffler in Berlin erschienen, und man kann das Gefühl nicht ganz zurückdrängen, daß der Wunsch des Verlegers, möglichst rasch über die bedeutenden Komponisten Biographien zu besitzen, bei den Veröffentlichungen mehr als billig mitspreche. Dazu rechne ich vor allen Dingen die überstürzte Herausgabe einer Biographie Franz Schuberts, und auch die Tatsache, daß über zwei kerndeutsche Männer Übersetzungen ausländischer Biographen dargeboten werden. Gewiß ist des Franzosen André Pirro Buch über Joh. Seb. Bach (geh. 5 M, geb. 6 M) eine liebevolle und auch verständnisinnige Arbeit. Aber sie bietet doch nichts, was nicht von deutscher Seite — denn dahin dürfen wir ja doch auch Schweitzer rechnen, der von seinem zuerst französisch geschriebenen Buch selber eine selbständige deutsche Bearbeitung herausgegeben hat — schon eindringlicher und stärker gesagt worden wäre. Sicher hat auch der sehr bewanderte Bearbeiter der deutschen Ausgabe, Dr. B. Engelke, in seine Übertragung manches Eigene noch mit hineingebracht. Aber man bedauert, daß diesem gründlichen Gelehrten und feinsinnigen Musiker nicht die volle Selbständigkeit überlassen worden ist. Indessen, wie gesagt, Pirros Buch bietet an und für sich betrachtet ein gutes Lebensbild Bachs und ist zumal für die Würdigung der Kantaten ein beredter Künder Bachscher Kunst. Gerade für den Liebhaber hätte ich allerdings gewünscht, daß die Klavierwerke ausführlicher besprochen worden wären. — Das Buch ist mit dreißig Abbildungen auf besonderen Tafeln geschmückt.

Hundertsechzehn Seiten Abbildungen enthält das Buch „Schubert" von Walter Dahms (geh. 12 M, geb. 14 M). Auf dem Titelblatte müßte auch der Name des Professors Alois Fellner stehen, denn das Wertvolle des Werkes stammt von diesem. Er hat ein ungemein reiches Material über Schuberts Lebensgeschichte und das Verhältnis seiner Zeit zu ihm zusammengebracht. Dahms eigene Arbeit liegt also in der musikgeschichtlichen und ästhetischen Würdigung von Schuberts Werken. Leider bleibt die ästhetische Beurteilung vielfach ganz an der Oberfläche haften, und für die historische fehlt dem Verfasser die ausgiebige Kenntnis der einschlägigen Gebiete. Es ist für die Geschichte des deutschen Liedes vor Schubert in den letzten Jahren so viel aufklärende Arbeit geleistet worden (von Friedländer, Kretzschmar u. a.), daß der Verfasser hier selbst aus zweiter Hand viel mehr hätte geben können. Und auch die Wiener Musik zweiten Ranges aus der Zeit unserer Klassiker hätte zur gerechten Beurteilung viel stärker herangezogen werden müssen. Man wird den Eindruck nicht los, als ob hier etwas überhastet gearbeitet worden wäre. Ich will bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß die Veröffentlichung eines dreibändigen Werkes über Schubert aus der Feder von Erich Deutsch im Verlag von Georg Müller, München, bevorsteht. Wenigstens die beiden ersten Bände sind noch für dieses Jahr angekündigt. Eines der nächsten Türmerhefte wird über beide Werke eindringlicher berichten können.



Besondere Teilnahme wendet sich für das kommende Erinnerungsjahr natürlich Richard Wagner zu. Da sei nochmals betont, daß wir zwei Biographien über ihn besitzen, die auch hinsichtlich des Preises die Bezeichnung „volkstümlich“ verdienen, und zwar die eine aus der Feder Ferdinand Pfohls aus dem Verlag von Ullstein& Berlin (geb. 6 M). Das Buch ist gut bayreuthisch. — Mehr Selbständigkeit strebt die Biographie von Dr. Julius Kapp an, der in 112 Abbildungen auch ein sehr wertvolles Bildermaterial beigegeben ist (Berlin, Schuster & Löffler, geh. 3 M, geb. 4 M). Das volkstümliche Buch über Wagner scheint mir keines von beiden zu sein. Ich meine, gerade das Volk stecke noch mitten in den Problemen des Kunstwerkes und bedürfe einer gründlichen Einführung in diese allgemeinen Fragen. Und zwar nicht nur als Darlegung der Gedanken Wagners, sondern kritisch in ihrem Wert für Vergangenheit und Zukunft. Wir sind nach meiner Überzeugung für die Entwicklung der Oper rettungslos verloren, wenn wir da nicht Klarheit schaffen. Denn wie soll der einfache Mensch darüber hinwegkommen, wenn auf der einen Seite immer gesagt wird, daß nur diese Form des Musikdramas die künstlerisch berechtigte sei, wo er doch auch von den anderen höchsten Genuß und künstlerische Erbauung findet. Das ist ein Zwiespalt, der durch eine volkstümliche Biographie Wagners nicht vermehrt werden darf, sondern gerade durch sie behoben werden kann. Wagner kommt weder für die Bedeutung seiner Werke, noch für die seines gesamten Schaffens zu kurz, wenn diese künstlerische Stellung seines Werkes möglichst scharf umschrieben und dadurch anders Gearteten ihr Platz gerettet wird.

Nun hat Julius Kapp ein kleineres Werk veröffentlicht: Richard Wagner und die Frauen (Berlin, Schuster & Löffler. 40 Abbildungen, geh. 3 M, geb. 4 M). Ich ärgere mich über den Untertitel: „Eine erotische Biographie“, einmal weil mir das Hereinziehen dieses Modewortes fast wie eine unwürdige Spekulation auf nicht ganz reine Instinkte vorkommt, die das Buch nicht nötig hat, und zweitens weil der Begriff „erotische Biographie“ sprachlich und logisch verfehlt ist; endlich aber auch, weil hier von einer großen Zahl von Dingen die Rede ist, die mit Erotik gar nichts zu tun haben. Also wozu? — Der Verfasser untersucht mit ehrlichem Streben, Licht und Schatten gleichmäßig zu verteilen, Wagners Verhältnis zu den Frauen. Naturgemäß treten Minna Planer, seine erste Gattin, Mathilde Wesendonck und Cosima von Bülow, seine spätere Gattin und Verwalterin seines Erbes, besonders in den Vordergrund. Kapp hat sich mit Erfolg bemüht, die stark einseitige Veröffentlichung des Briefmaterials, wie sie von Bayreuth aus betrieben wird, zu ergänzen, und bietet uns z. B. für das Verhältnis zu Minna ausgiebig auch die Auffassung dieser beklagenswerten Frau. Ich meine, er habe danach nicht genügend die Stellung des Biographen eingenommen und das unterbreitete Material von höherer Warte aus gewürdigt. Überhaupt fehlt mir diese zusammenfassende und klärende Tätigkeit des Historikers. Als Darstellung des Stoffes aber ist das Buch von Kapp willkommen zu heißen.

Über Johannes Brahms erhalten wir dann das englische Buch von J. A. Fuller-Maitland in einer deutschen Bearbeitung von A. W. Sturm. (Berlin, Schuster & Löffler, geh. 4 M, geb. 5 M). Auch dieses Buch ist mit dem reichen Schatz von 150 Abbildungen geschmückt. Ich glaube doch, daß wir jetzt, wo der ganze Briefwechsel vorliegt, über Leben, Denken und Empfinden von Brahms ganz anderes erfahren müssen, als hier der ja recht gut gemeinte erste Teil bringt, der auch im übrigen in allen allgemeineren ästhetischen Bemerkungen manchen Widerspruch herausfordert. Es dürfte dem Verfasser recht schwer fallen, nachzuweisen, daß z. B. Bach „eine warme Begeisterung für das Volkslied gehegt habe und daß seine eigenartigsten Themen auffallende Ähnlichkeit mit der echten Volksmusik aufweisen“. Auch bei Mozart müßte man dazu den Begriff des Volksliedes sehr dehnen (S. 45). Sehr gewagt ist doch auch die Behauptung: „Wer reich an Inspiration ist, findet die alten Formen für seine Zwecke völlig genügend.“ Beethoven hat doch gewiß genug Formen gesprengt, und Mozart war ebenso wie Bach auch in vielen Formdingen ein recht gewaltsamer Neuerer

— Besser als der erste ist der zweite Teil: die Würdigung und Analyse der einzelnen Werke.

Ganz ins Zeitgenössische greift Max Steinitzer mit seiner Biographie von Richard Strauß (Berlin, Schuster & Löffler. Geh. 5 *M*, geb. 6 *M*; 56 Abbildungen). Ich stehe in sehr vielen Fragen auf einem ganz anderen Standpunkte als der Verfasser, aber erkenne freudig an, daß hier ein sehr ernstes Buch geboten ist, das seine Stellung in der sicher noch riesig anwachsenden Straußliteratur niemals verlieren wird. Da der Verfasser sehr sorgfältig in der Sammlung der Literatur über Richard Strauß ist, wundert es mich eigentlich recht sehr, daß er meine Aufsätze im Türmer gar nicht kennt und nur meine gelegentlichen Arbeiten an anderer Stelle anzieht. Gerade für manche allgemeinen Gesichtspunkte hätte sich Steinitzer sicher mit meinen Meinungen ausführlicher auseinandergesetzt und der Meinungsaustausch hätte nur fördernd wirken können.

2. Zur Weltliteratur

Im fernen Osten hebt unser Weg an. Ex oriente lux. Aus dem Osten kommt das Licht. Noch scheint das tiefe geistige Leuchten und die Erhellung seelischer Urgründe nicht ausgenutzt, in die die Weisheit des Orients eingedrungen ist. Vielleicht stehen wir überhaupt erst am Anfang. Die genauere Kenntnis der östlichen Völker, der engere Verkehr mit ihnen erschließt uns langsam den Weg zu ihrer psychischen Kenntnis. Wir müssen überall erst an Hochmut verlieren, müssen uns selbstlos hingeben, dann erst kann die Erkenntnis beginnen.

Staunend sehen wir Ringe sich schließen, wenn wir uns in des Lao-Tse kleines Büchlein „Die Bahn und der rechte Weg“ versenken, wie es Alexander Ular der chinesischen Urschrift nachgedacht hat (Leipzig, Insel-Verlag. Geh. 4 *M*, geb. 5 *M*). Indem der Übersetzer die Sprache aus Nietzsches „Zarathustra“ übernahm, so scheint mir, daß ihn eine geistige Verwandtschaft zwischen dem alten Chinesen und dem zweieinhalbtausend Jahre jüngeren Deutschen dazu berechtigte. Lao-Tse ist aber dann der Größere, weil weniger Rhetorische, weil ganz vom Anthropomorphischen Freie. Ular spricht Gutes und, soweit einem Laien ein Urteil möglich ist, Überzeugendes über die inhaltliche Bedeutung der so vielfältig gedeuteten alten Texte. Gegen manche der allgemeinen Bemerkungen kann man lebhaften Widerspruch erheben.

Desselben Lao-Tse Werk ist unter dem Titel „Vom Sinn und Leben“ in der neuen Verdeutschung von Richard Wilhelm erschienen (Jena, Eugen Diederichs. Geh. 3 *M*, geb. 4 *M*). Schon der Titel zeigt, daß hier ins Moralethische übertragen ist, was bei Lao-Tse einfach sachlich abstraktes Denken ist. Wilhelm hat für die Übersetzung wie für die Erklärungen sich durchweg an die chinesischen Quellen gehalten. Man tut vielleicht gut, beide Arbeiten nebeneinander zu benutzen.

In der gleichen schönen Ausstattung wie dieser Band sind von dem gleichen Gelehrten übersetzt „Kung Futses Gespräche“ (Jena, Eugen Diederichs. Geh. 5 *M*, geb. *M* 6,20). Der Verfasser verweist für die Art dieses Buches sehr geschickt auf Eckermanns Gespräche mit Goethe und vielleicht noch sachlicher auf die sogenannte Loggia Christi. Es sind auch hier Aussprüche und Reden des Meisters, die die Grundlage der religiösen und ethischen Erziehung der konfuzianischen Gemeinde gebildet haben und noch bilden. Der Verfasser hat hier eine außerordentlich große Arbeit mit hingebungsvoller Sorgfalt geleistet. Er hat dieses bedeutsame Lun-Yü in seinem ursprünglichen Sinne zu erfassen gesucht und eine bei aller Treue auch echt deutsche Fassung angestrebt. Um das zu erreichen, ist er auf den Ausweg gekommen, eine doppelte Übersetzung zu geben und neben den möglichst getreuen Wortlaut eine sachliche Übersetzung in moderner Sprache zu stellen. Es ist dadurch auch dem Leser ermöglicht, gegebenenfalls seine eigenen Wege der Deutung zu gehen.

Aus diesem Bereich der schweren philosophischen Forschung in den einer fröhlichen Unterhaltung führen uns die „Chinesischen Geister- und Liebesgeschichten“, die Martin Buber übersetzt hat (Frankfurt a. M., Rütten & Loening. In Seide gebunden 6,50 ℳ). Dieses Buch bedeutet eine wirkliche Bereicherung dieses Literaturgebietes. So viele Geister- und Gespenstergeschichten wir auch besitzen, — die hier vertretene Art fehlte ganz. Da ist gar nichts von Grausen, von Unnatürlichem, eigentlich auch nichts von Übernatürlichem. Es gibt nichts Totes für diese Anschauung. Alles lebt, was in den Bereich meines geistigen Lebens tritt. So kann für mich alles wirkliches Leben werden und sich mit mir verbinden. Alles, was ich denke, sehe, phantasiere, tue. Der Mensch steht in alledem insofern im Mittelpunkt, als seine Gestaltform die Sehnsucht aller anderen Wesen zu sein scheint, als in Blume und Tier im Bilde wie im Gespenst im engeren Sinne das Verlangen nach dieser menschlichen Gestaltung herrscht und jede Gelegenheit wahrgenommen wird, zu ihr zu gelangen und durch den engeren Verkehr mit dem Menschen aus dem Schein zum Sein zu gelangen. Durch diese Einstellung verliert der Verkehr zwischen Mensch und Geist alles Unheimliche, und es entsteht ein wunderbar beglückendes Allumfassen der ganzen Welt, ob sie nun rein geistig, begrifflich oder materiell ist, zu einem einzigen großen Ganzen, in dem sich jegliche Formen des Lebens daheim wissen.

Diese Geister- und Liebesgeschichten sind im chinesischen Volke entstanden, wie etwa bei uns unsere Märchen. Dann hat sie Pu-Ssung-Ling von seinem Freunde Liu-Hsien, d. i. der Letzte der Unsterblichen, gesammelt und etwa um 1680 sein Werk vollendet. Der Titel dieses Buches „Liao-Tschai-Tschih-Yi“ würde wörtlich zu deutsch etwa „Merkwürdige Mitteilungen aus der Arbeitsstube Zuflucht“ lauten. Merkwürdige Mitteilungen sind in der Tat diese etwa vierhundert Geschichten der Originalsammlung, und eine Zuflucht bedeuten sie gerade dadurch, daß für jeden beladenen Menschen sich hier die Hoffnung auftut auf die Erfüllung seines geistigen Sehnens, sofern er dieses nur so stark zu verdichten versteht, daß es lebendig werden kann. Das Buch genießt in China klassisches Ansehen, und ich denke mir das Verhältnis seines Verfassers zu dem von ihm gesammelten Material ähnlich wie das Wilhelm Grimms zu unseren deutschen Märchen. Die köstliche Fassung gehört ihm.

Martin Buber hat sechzehn Stücke übersetzt. Zu einigen ließen sich auch von unserm Besitz Fäden hinüberspinnen. Aber gerade bei der Verwandtschaft einzelner Motive tritt das im innersten Wesen Verschiedene um so stärker hervor. Ich würde mich freuen, wenn sich der Übersetzer entschließen könnte, uns noch eine weitere Folge zu spenden.

Während für diese Werke aus dem Chinesischen auf die Originale zurückgegriffen wurde — auch Buber hat wenigstens unter Beihilfe eines Chinesen die Originale verglichen —, ist der altjapanische Roman der Murasaki Shikibu „Die Abenteuer des Prinzen Genji“ (Genji Monogatari) leider nur nach einer englischen Übersetzung übertragen (München, Albert Langen. Geh. ℳ 4,50, geb. 6 ℳ). Diese englische Übersetzung rührt selbst von einem Japaner her, der natürlich wieder die englische Sprache nicht so vollkommen beherrscht, wie es zu einer künstlerischen Leistung notwendig gewesen wäre. Wir sollten doch endlich mit diesen Übertragungen aus zweiter Hand aufhören. Wir rühmen uns immer so sehr unserer Übersetzerkunst und leben doch für das Ostasiatische von Gnaden der Franzosen und Engländer. Es handelt sich bei dem vorliegenden Buche um einen der bedeutendsten Sittenromane der ganzen Weltliteratur, gleichzeitig um die eindringliche Darstellung der klassischen Zeit Japans. Da sollte man uns nicht mit einem Surrogat abspeisen. Wenn das Werk nun schon nicht ganz gebracht werden sollte, so hätte ein deutscher Bearbeiter doch vielleicht eine andere Auswahl getroffen, und jedenfalls hätte er nicht die von englischer Prüderie aufgezwungenen Auslassungen nötig gehabt. Indessen wird man ja einstweilen sich mit dem Vorliegenden behelfen müssen, hoffentlich aber dauert es nicht lange, bis wir dieses Werk in einer getreuen Übertragung erhalten und dann auch das gleichzeitige und gleichwertige Seitenstück „Makura-Zoshi“ (Die Plaudereien unter dem Kopfkissen) der boshaft geistreichen Sei-Shonagon. Diese Werke sind

jetzt neunhundert Jahre alt, wirken aber mit verblüffender Frische und würden auch in einer Zeit, die für die Literatur des französischen Sonnenkönigtums so viel übrighat, dank ihrer Verwandtschaft mit derselben ein Publikum finden. Wenn unsere Übersetzer, statt immer wieder bereits Gewonnenes neu zu übertragen, sich dem noch Unbewältigten zuwendeten, so würden sie sich den Dank aller wirklichen Literaturfreunde verdienen.

Nachdem uns Friedrich Rosen vor wenigen Jahren seine ganz ausgezeichnete Übertragung der Sinnsprüche „Omars des Zeltmachers" aus dem Persischen gegeben hat, war es doch recht überflüssig, daß Hektor G. Preconi sich nochmals die Arbeit machte, zumal er nicht auf das persische Original zurückgehen konnte: „Omar Khayyam, die Sprüche der Weisheit" (Verlag von Rascher & Cie., Zürich. Geh. 1 ℳ, geb. ℳ 2,50). Dabei wollen wir dem Verfasser keineswegs die Anerkennung vorenthalten, daß es ihm gelungen ist, recht geistvolle Vierzeiler zu prägen.

Da lobe ich es mir, wenn alte gute Übersetzungen durch billige Neuausgaben allgemein zugänglich gemacht werden. So ist es sehr zu begrüßen, daß der Insel-Verlag zu Leipzig in seine Bibliothek der Romane die ganz ausgezeichnete Übertragung des Tuti-Nameh von Georg Rosen aufgenommen hat (ℳ ?,??). Das Papageienbuch gehört zu jenen Urquellen der Erzählungskunst, aus denen die Novellistik aller Zeiten und Völker geschöpft hat.

In diese orientalische Umgebung sind auch zwei Bücher einzustellen, für die wir Martin Buber aufrichtig zu danken haben: 1. Die Legende des Baalschem, 2. die Geschichte des Rabbi Nachman (Frankfurt a. M., Rütten & Loening. Geh. 6 ℳ bzw. 3 ℳ; geb. je ℳ 1,50 mehr). Buber erschließt uns hier einen Einblick in die Geisteswelt des Chassidismus, jener ganz merkwürdigen Mystik, die das Judentum vor über hundert Jahren in Podolien und Ukraine ausbildete. Buber bearbeitet frei die Volksüberlieferung, aber doch wohl mit der echten inneren Treue. Kenntnisreiche Einleitungen führen in diese Welt ein, die wir nicht nur aus allgemeinem Wissensdrang, sondern auch zur eindringlicheren Kenntnis der jüdischen Seele studieren sollten. Wie fremd ist uns doch oft das scheinbar so Nahe!

Viel vertrauter wirkt auf uns die antike Welt. Wenn man aus den Bemühungen des Verlagsbuchhandels auf das Verlangen der Leserschaft schließen darf, so muß parallel mit dem Kampf gegen das humanistische Gymnasium der Wunsch gehen, sich doch in Geist und Gemüt der antiken Welt zu versenken. Es handelt sich also dort offenbar mehr um eine Bekämpfung des rein Philologischen, hier um den Glauben, daß an die Stelle der mühseligen Beschäftigung mit den alten Sprachen die genußreiche mit den antiken Geistesschöpfungen treten sollte. Es ist ja in der Tat auch nicht zu leugnen, daß, von den Sprachwissenschaftlern abgesehen, heute nur wenige der akademisch Gebildeten, wenn sie erst die Schulbank verlassen haben, sich noch mit der Literatur der Antike befassen. Es liegt das sicher zum Teil auch an der Art, wie diese buchhändlerisch angeboten wird. Die Übersetzungen sind vielfach zu schulmeisterlich, keine wirklichen Verdeutschungen, und zumeist in ein Gewand gekleidet, das mehr dem verbotenen Umgang mit der Eselsbrücke unter der Schulbank, als einer künstlerischen Freundschaft entspricht. Es dürfte die Hoffnung nicht trügen, daß, wenn uns die Schriftsteller der Antike in gleicher Weise nahegebracht werden, wie die anderer Zeiten, der Literaturfreund sich wieder emsiger mit ihnen befassen wird. Ich glaube es zuversichtlich, denn jede auch nur vorübergehende Beschäftigung weckt aufs neue das Staunen vor dieser herrlichen Schönheit, vor dieser harmonischen Größe und auch vor dieser echten Lebensweisheit.

Wie reich an alledem sind doch die neun Bücher der Geschichte von Herodot. Welche Klarheit der Erzählung! Welche Anschaulichkeit der Schilderung! Welche Achtung vor dem Stoff! Und das ist doch in hohem Maße Objektivität. Und wie fein tritt die kluge und gebildete Persönlichkeit des Verfassers doch überall zutage! Wenn man dieses wahrhaft klassische Buch in der schmucken, prächtig klar gedruckten Ausgabe aus der von Heinrich Conrad herausgegebenen Sammlung „Klassiker des Altertums" (München, Georg Müller. Geh.

je 5 ℳ, bei der Subskription auf die ganze Reihe 1 ℳ billiger) in der Hand hält, möchte man am liebsten gleich stundenlang diesem so bedächtigen und auch innerlich warmherzigen Erzähler lauschen. Man hat ganz vergessen, wie unterhaltsam solch ein Alter sein kann. Die Übersetzung von Goldhagen ist ganz ausgezeichnet. — Ich will gleich noch den anderen Band aus dieser Sammlung nennen, der mir vorliegt. Es ist „Sueton, Die zwölf Cesaren“, in der vom Herausgeber aufgefrischten Übersetzung von Adolf Star (ein Band, geh. 5 ℳ). Diese kühn entworfenen, farbenreichen, dabei klar gezeichneten Charakteristiken sind gleichzeitig Sittenbilder von einprägsamer Lebendigkeit.

Unermüdlich ist das Ringen um Homer. Und wahrlich, der Gewinn ist so unvergleichlich, daß uns keine Mühe zu schwer sein darf, eine Übertragung zu schaffen, die ihn uns wirklich so nahe bringt, daß wir alles Fremdsein vergessen. Vielleicht ist Joh. Heinrich Voß für uns doch zu abgegriffen. Hunderte seiner Prägungen von bildlichen Beiworten sind zu einer Scheidemünze geworden, die man nur ungern in die Hand nimmt, bei der man jedenfalls nicht mehr auf die an sich schöne Prägung achtet. Vielleicht wäre es ja nicht unmöglich, den alten Voß sprachlich aufzufrischen. Jedenfalls sollte man, meine ich, das außerordentlich viele Gute, das er hat, nicht mutwillig preisgeben. Wenn sich neue Übersetzer an die schwierige Aufgabe machen, sollten sie sich nicht zum Ziele setzen, nun immer alles anders zu sagen, als Voß es getan hat, sondern sollten versuchen, auf dieser vorzüglichen Grundlage weiterzuarbeiten. Da wird man viel eher ans Ziel kommen.

Rudolf Alexander Schröder, der in schwierigen Formen so oft Bewährte, hat Homers „Odyssee“ neu übertragen (Leipzig, Insel-Verlag. Geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ). Es ist sicher eine ganz bedeutende Leistung, aber doch mutet mich manches fremd und gezwungen an, was mir bei Voß vertraut und behaglich war. Gewiß mag da die Gewohnheit mitsprechen. Aber man wird sich nicht leicht neu eingewöhnen. Nun kommt hinzu, daß auch Schröder eine Vorliebe für seltsame Wortbildungen und vielfach außer Gebrauch gekommene Formen hat, die einen schließlich ebenso aufhalten und doch vom Innersten ablenken, wie es das Veraltete bei Voß tut. Manches ist prächtig, vieles aber viel mehr im Worte steckend als die doch recht kräftige Anschaulichkeit des alten Voß. Es würde hier zu weit führen, das im einzelnen zu belegen. Da noch eine andere Übersetzung des ganzen Homer angekündigt ist, wird sich später Gelegenheit bieten, auf diese Fragen einmal eindringlicher zurückzukommen.

„Die Tragödien des Sophokles“, deutsch von Heinrich Schnabel (Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 2 Bde. Geh. 6 ℳ, geb. 7 ℳ). Das knappe Wort „deutsch“ im Titel sagt alles, was der Verfasser anstrebte und in hohem Maße erreichte. Gerade bei Sophokles haben wir auf der einen Seite die Pedanterie des Gelehrten, auf der anderen die schier sündhafte Vergewaltigung von bearbeitenden Dichtern. Wirkliche Umdichtungen ins Deutsche haben wir kaum. Auch Wilbrandt ist wohl zu selbstherrlich vorgegangen. Schnabel ist vom Geist der Treue beseelt. In manchem hätte sich eine noch höhere Formvollendung erreichen lassen. Doch ist es nach meiner Kenntnis jedenfalls die beste Gelegenheit, die Herrlichkeiten des klassischen Atheners zu genießen.

Von Xenophons „Gastmahl“ ist eine gute deutsche Übertragung von Benno von Hagen bei Eugen Diederichs in Jena erschienen (geh. 2 ℳ, geb. 3 ℳ). Der Band ist mit einer Silenmaske nach einer Terrakotta im Archäologischen Museum zu Jena geschmückt, in der die kostbare Häßlichkeit des Sokrateskopfes ins Freikünstlerische ausgenutzt ist.

Abgelegenere Stücke der griechischen Literatur, die zahlreichen Fragmente der Dramatiker, Komiker, Lyriker und reimenden Philosophen bietet Siegfried Mekler in seinem „Hellenischen Dichterbuch“ (Leipzig, Feit & Co. Geb. 3 ℳ). Die Übersetzungen sind ausgezeichnet. Es ist viel Weisheit und Klugheit in diesem Bande beschlossen, und die klare Anschaulichkeit der bildhaften Rede kann einen mit bewunderndem Neide erfüllen.

Freilich auch die hingebungsvollste Pflege der Antike darf uns nicht noch einmal von den Quellen unseres eigenen Wesens ablenken, d. h. wir sind ja noch gar nie zu ihnen vorgedrungen, kaum ahnen konnte bis heute die Allgemeinheit, welche Größe des Empfindens, aber auch des künstlerischen Könnens dem germanischen Geiste im nordischen Mittelalter bereits einmal beschieden war. Nun sehnen wir uns heute aus dem Wirrwarr und der Zerrissenheit, in die uns schließlich der vom Norden her eindringende Realismus Ibsens doch gestürzt hat, nach Größe und Stärke, nach epischer Kraft. Wir können sicher nur im Germanischen die Heilung finden. So geht denn ein Unternehmen des wagemutigen Verlages von Eugen Diederichs in Jena, die Schätze der altnordischen Literatur einem breiteren Leserkreise zugänglich zu machen, weit über die Bedeutung der bloßen Bereicherung einer Bibliothek der Weltliteratur hinaus. Und diese Bücher können von einer so gesunden Anregungskraft werden, wie kaum eine andere Literatur. Wie einst das Volkslied zum belebenden Gesundheitsquell für unsere neue Lyrik wurde. so kann diese altnordische, vorwiegend isländische Literatur ein stärkendes Heilbad werden für unsere erzählende Kunst.

Unter dem Gesamttitel „Thule, Altnordische Dichtung und Prosa“, herausgegeben von Prof. Felix Niedner, ist zunächst eine Folge von vierundzwanzig Bänden geplant. Drei liegen bis jetzt vor. An der Spitze steht mit Recht die „Edda“, übertragen von Felix Genzmer, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Andreas Heusler (1. Bd. geh. 3 ℳ, geb. ℳ 4,50). Mit tiefer Dankbarkeit darf man sagen: Jetzt endlich ist die Edda unser! Was Simrock, Jordan, Gering getan haben, soll ihnen gewiß nicht vergessen werden, aber ein wirkliches Bild von dieser großartigen altnordischen Poesie gibt uns erst diese neue Übertragung, die weder alt noch modern anmutet, sondern eben einfach echt ist. — Der dritte Band bringt die Geschichte vom Skalden Egil in einer Übertragung von Felix Niedner. Das Buch ist von echt heroischer Größe, um so heroischer, weil der Held ohne Heldenschönheit ist. Das scheint mir urdeutsch, dieses Wagnis, den körperlich Unschönen derartig ins Gewaltige, Allbezwingende zu steigern. — Als dreizehnter Band in der ganzen Reihe stehen die Grönländer und Faeringer Geschichten, die Erich von Mendelssohn übertragen hat (geh. 5 ℳ, geb. ℳ 6,50), ein Buch von recht buntem Inhalt, von erstaunlicher Mannigfaltigkeit der stilistischen Art. Es umschließt alles, was auf die gewaltigen Seereisen, die Entdeckung Amerikas, die Besiedelung Grönlands Bezug hat. Monumentale Einfachheit steht neben einer erstaunlichen Kompliziertheit des Charakters. Größe, List, Gewalt, Treue, Liebe, Haß — es ist, als seien die Urmächte am Werke. Ich verweise mit besonderem Nachdruck auf diese Sammlung, auf deren eindringlichere Würdigung ich mich freue.

Aus der englischen Literatur betone ich zunächst, daß die von uns wiederholt erwähnte neue Ausgabe von Shakespeares Werken, die unter dem Titel „Shakespeare in deutscher Sprache“ bei Georg Bondy in Berlin erscheint, rüstig vorwärtsschreitet. Hier liegt sie bis zum siebenten Bande vor. Die Arbeit Friedrich Gundolfs bleibt auf der Höhe. Bekanntlich benutzt er Schlegel und Tieck, greift aber bessernd ein. Seine Änderungen begründet er im Anhang. Einzelne Stücke hat Gundolf auch neu übersetzt. Die Ausgabe befriedigt die verwöhntesten Ansprüche an Ausstattung und ist im Hinblick auf das Gebotene nicht teuer. Der geheftete Band kostet jetzt, wo noch die Subskriptionspreise gelten, 6 ℳ und im einfachsten der verschiedenen Einbände ℳ 7,50. — Von Shakespeares Vorläufern erscheint Christopher Marlowe mit seiner urgewaltigen, überschäumenden Tragödie Eduard II., die Alfred Walter Heymel in einer neuen Übersetzung darbietet (Leipzig, Insel-Verlag. Geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ). Die Übertragung wirkt hier und da durch das Streben, den knappen Worten der englischen Sprache gleichartige deutsche entsprechen zu lassen, etwas gewaltsam, hat aber, wenn man sich erst eingelesen hat, eine besondere Kraft. Es ist ein prächtiges Stück wilden Lebens.

Zahm und gesittet wirken dagegen Tennysons Königsidyllen, aus denen

uns Emina Ibrahim drei Stück unter dem Titel: Arthurs Kommen, Lancelot und Elaine, Guinevere in gut lesbaren Versen vorlegt (Straßburg, H. J. Ed. Heitz).

Eine sehr schöne Übersetzung, die Treue gegen das Original mit feinem deutschen Sprachgefühl verbindet, hat dann Dr. Albert Gleumer von Longfellows „Sang von Hiawatha" geschaffen (Limburg a. L., Gebr. Steffen. Geh. 2 M, geb. 3 M). Eine biographische Einleitung weist nachdrücklich auf den Dichter und sein Werk hin, das heute entschieden zu wenig beachtet wird und den einstigen Überschwang mit allzu großer Gleichgültigkeit büßen muß.

Mit besonderer Freude verweise ich auf zwei Bände von Algernon Charles Swinburne, durch die dieser größte englische Dichter der Neuzeit einem weiteren deutschen Publikum nahegebracht wird. Der eine Band „Ausgewählte Gedichte und Balladen" ist aus den besten Übersetzungen zusammengestellt und gibt einen halbwegs ausreichenden Überblick über das ausgedehnte lyrische Schaffen des Dichters. Er ist mit einer gut unterrichtenden, allerdings der wirklichen Bedeutung des Dichters nicht gerecht werdenden Einleitung des Herausgebers Walter Unos versehen (Berlin, Erich Reiß. Geh. 5 M, geb. 7 M). Walter Unos hat dann auch eine gute Übertragung des Trauerspiels Chastelard gegeben (ebenda, geh. M 3,50, geb. M 4,50), und es wäre dringend zu wünschen, daß er recht bald die beiden anderen Teile dieser gewaltigen Stuart-Trilogie folgen ließe.

In schöner Ausstattung, geschmückt mit Bildern von Vogeler (Worpswede), und zum überraschend billigen Preise von 3 M legt dann der Insel-Verlag zu Leipzig die Erzählungen und Märchen von Oskar Wilde auf den Büchertisch. Diese prächtig geschriebenen, phantasievollen und gedankenreichen Schöpfungen gehören zu den schönsten Gaben der gesamten modernen Märchenliteratur, wenn sie auch nicht gerade für Kinder geeignet sind.

Etwas Rührendes haben die Bemühungen unserer Übersetzer um Dante; rührend, weil ich trotz mancher Büchererfolge nicht an den rechten inneren Erfolg glaube. Man achtet und bewundert Dante so sehr, daß man in scheuer Verehrung sich von ihm fernhält. Lesen, lesen! Ja, wenn es ohne die Kommentare ginge! Aber wie soll man sich mit den vielen Namen und dergleichen helfen? Ich glaube, es ist wohl ein gutes Mittel, zunächst mit Episoden aus Dante zu beginnen. Dadurch wird dann erfahrungsgemäß das Verlangen nach dem Ganzen geweckt. Gewiß liegt das, wodurch Dantes Gedicht einzigartig ist — das gewaltige Staats-, Kirchen- und Weltgebäude — im Ganzen und ist nur durch das Ganze zu gewinnen. Aber das Ewige in Dante liegt im rein Dichterischen; dadurch gehört er allen Zeiten und Völkern. Zu diesem aber führen uns zuerst einzelne Episoden. Aus diesem Gesichtspunkt hat Stefan George seine Übertragungen aus der „Göttlichen Komödie" gegeben (Georg Bondi, Berlin. Geh. 3 M, geb. M 4,50). Das sind ganz herrliche Stücke. — Umfangreicher und systematischer ist die Auswahl, die Franz Settegast getroffen hat: „Dantes Göttliche Komödie. Ausgewählte Abschnitte aus dem Gedicht mit Übersetzung, Erklärung und Einleitung" (Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung. Geh. 4 M, geb. 5 M). Etwa ein Fünftel des Ganzen ist geblieben, die Striche fallen auf das Scholastische und Theologische. In den Erläuterungen freut mich, daß der Verfasser an manchem Alten festhält und auch in Beatrice die leibhaftige Geliebte des Dichters sieht. Daß die Übersetzung in reimlosen fünffüßigen Jamben geboten wird, bildet mir — wie bei Witte und Philalethes — ein unüberwindliches Hindernis. „Der Übersetzung habe ich den Originaltext gegenübergestellt, in der Erwägung, daß eine Übersetzung, auch die beste, niemals das Original zu ersetzen imstande ist, und daß gerade der wunderbare, dem jeweiligen Gedanken aufs genaueste sich anschmiegende Klang der Dantischen Verse ein ganz wesentliches Element des Genusses bildet, den die Lektüre des Gedichtes dem empfänglichen und feinfühligen Leser gewährt." Settegast folgte mit diesem gut begründeten Gegenüber von Urtext und Übersetzung dem Vorgange Richard Zoozmanns, dessen vierbändige Ausgabe von „Dantes poetischen Werken" bereits in zweiter Auflage

vorliegt (Freiburg, Herder; geb. 20 ℳ). Für diese wunderschöne Ausgabe darf man die Lobestöne sehr hoch greifen, zumal Zoozmann in der Zwischenzeit nicht gerastet hat und seine fast dem einzelnen Worte folgende Parallelübersetzung hinsichtlich der Treue wie der Schönheit stetig verbessert hat. Die neue Ausgabe ist des weiteren vermehrt um Einführungen und Erläuterungen aus der Feder Franz Sauters, der seinen Beruf dazu durch eine vorzügliche Ausgabe von Dantes „Gastmahl" erwiesen hat. Buchtechnisch ist es sehr geschickt eingerichtet, daß man den Kommentar in besonderem Heft neben dem Buch liegen haben kann, daß er aber doch dem Buche fest eingeheftet ist. Ein prächtiges Festgeschenk. — Eine sehr willkommene Gabe ist auch der schön ausgestattete Band „Italienische Lyrik des Mittelalters" (Dresden, Alex. Köhler. Geh. 3 ℳ, geb. 4 ℳ). Die Übertragungen aus der klassischen italienischen Lyrik des 12.—15. Jahrhunderts, die Artur Altschul bietet, sind schön, die Auswahl zeugt von guter Sachkenntnis. Nur hätte ich sie wesentlich größer gewünscht, oder, wenn der Umfang nicht überschritten werden sollte, wären statt der Gedichte Dantes und Petrarkas, die man auch anderswo findet, andere zu wählen gewesen. Sehr willkommen wäre auch hier die Beigabe des Urtextes gewesen.

Aus der französischen Literatur erhalten wir die köstliche Novelle von „Aucassin und Nicolette" durch F. von Oppeln-Bronikowskis oft bewährte Übersetzungskunst (Leipzig, Amelang. 1 ℳ). In der ganzen mittelalterlichen Literatur steht diese wunderliebliche Liebesmär aus dem 13. Jahrhundert wie eine duftende La-France-Rose in einem Bauerngarten. — Sehr begrüßenswert ist auch die neue Übertragung von „Rameaus Neffe" des Diderot, die Gustav Rohn nach dem 1891 aufgefundenen Original gibt (Wien, J. Eisenstein. 3 ℳ). Goethes Übertragung ist unter Umständen zustande gekommen, unter denen eine wirklich treue Übersetzung unmöglich war. So, wie sie jetzt erscheint, wirkt diese Satire wie ein neues Werk und bestätigt erst recht Goethes Urteil: „Diderot ist Diderot, ein einzig Individuum. Wer an ihm oder seinen Sachen mäkelt, ist ein Philister." — Rousseaus „Emil" ist in einer zweibändigen Ausgabe in der trefflichen Volksausgabe bei Alfred Kröner in Leipzig (2 ℳ) erschienen. Leider hat uns das Jubiläumsjahr keine gute Ausgabe der „Bekenntnisse" gebracht. — Zum Abschluß gebracht ist jetzt auch vom Insel-Verlag in Leipzig die sechzehn Bände umfassende Ausgabe von Balzacs „Menschlicher Komödie" (je 4 ℳ der Band). Lassen manche Teile der Übertragung leider auch viele Wünsche unbefriedigt, so ist es doch sehr willkommen, dieses nach Plan und Ausführung riesenhafte Werk nun so bequem kennen lernen zu können. —

Zum Schlusse noch zwei Anthologien, die ihr Schwergewicht aus deutscher Literatur erhalten. „Von unten auf. Ein neues Buch der Freiheit. Gesammelt und gestaltet von Franz Diederich" (Berlin, Buchhandlung Vorwärts. 2 Bde., 6 ℳ). Der Verlag sagt schon, daß diese Sammlung aus der Lyrik der letzten anderthalb Jahrhunderte Tendenzen hat. Aber es ist keine Parteitendenz, sondern Weltanschauung. Darum sollte das Buch, das ein Symbol ist des dauernden Freiheitskampfes der Menschheit, auch Gegnern der sozialdemokratischen Partei willkommen sein. Man kann ihre Form des Freiheitskampfes mißbilligen und wird doch den Kampf selbst für nötig halten. Die Auswahl ist sehr geschmackvoll; das Buch ist mit vierundzwanzig Bildern von Klinger, Rethel, Fidus, Menzel, Steinlen, Thoma u. a. geschmückt.

Nachdrücklich empfehle ich „Garben und Kränze. Gute Kunst und Literatur für Schule und Haus. Herausgegeben von Heinrich Correy" (Leipzig und Aarau, Edw. Ew. Meyer. Geb. ℳ 6.50). Es ist hier im wesentlichen aus neuerer Literatur ein ausgezeichnetes, ungemein vielseitiges Lesebuch zustande gekommen, für Verstand und Seele eine kostbare Nahrung. 27 Bildertafeln, zum Teil farbig, liegen bei und bieten auch schöne Augenweide. Es kommt gar nicht darauf an, daß man selber vieles anders ausgewählt hätte. Die geleistete Arbeit ist gut, und wohlhabende Leute sollten jeder Volksschule alljährlich mehrere Stück dieses Buches für Preise stiften.

3. Neue Erzählungsbücher

Wir verweisen hier nur auf eine beschränkte Zahl von Werken, die auch durch ihre Stoffe aus dem Gewohnten herausragen und andererseits auch Dichter uns näher bringen, die bislang noch weniger bekannt sind.

Heinrich Federer: Pilatus. Eine Erzählung aus den Bergen (Berlin, G. Grotesche Verlagshandlung; geb. 4 M). Dieser Schweizer, der bis ins reife Mannesalter geschwiegen hat, spendet nun aus aufgehäuftem Reichtum. Den beiden ersten Büchern („Lachweiler Geschichten", „Berge und Menschen") folgt hier die reifere Gabe. Das bewußte Können ist gesteigert, aber die naive Frische ist geblieben. Ein wunderschönes Gemisch entsteht so, etwas von jugendlicher Überlegenheit und köstlicher Unbefangenheit, so daß man den Menschen hinter dem Künstler liebgewinnt. Wir haben nur ganz wenige solcher Verschwender, wie dieser Federer einer ist. Eine Fülle von Gestalten wandeln an uns vorüber, unbedingt sicher sind sie gesehen, mit wenigen Zügen festgehalten. Nur an der Hauptgestalt modelliert er lange. Die anderen sind gezeichnet — hier ist Bildhauerarbeit. Langsam entwickelt sie sich aus dem Ton. In den Umrissen ist sie von Anfang an sicher hingesetzt, aber dann beginnt jene Arbeit, bei der schließlich jeder Fingerdruck zum Charakterisierungsmittel wird.

Es hat noch kein Dichter so leidenschaftlich stark die Seele der Gebirgswelt mit der Menschenseele zur Einheit verbunden wie Federer. Dieser „Pilatus" trägt seinen Namen vom Heimatberge. Auf einer Matte an den Hängen des Pilatus steht sein Vaterhaus. Der ganze Trotz dieses Berges, aber auch die Nebeldünste, die verwirrenden, verdeckenden, enthüllenden und lockenden, die um das Felsgestein dieses trutzigen Alpenwächters brauen, liegen um Seele, Geist und Herz dieses Bergsohnes. Eigentlich ist der tiefste Zug seiner Natur eine überstarke Liebe, die nur deshalb sich nicht entfalten kann, weil die gleichstarke Gegenliebe fehlt. Kämpfen ist die innerste Lebensnotwendigkeit für eine so mit Kräften geladene Natur. Wo soll aber ein solcher Mensch hin, wenn sich kein Gegenkämpfer stellt? Da wird vieles, was köstliche Frucht tragen könnte, zur zerstörenden Kraft. So kann sich auch dieser menschliche Pilatus nicht freisprechen vom Tode eines lieben Freundes, vom frühen Hinsterben seines geliebten Weibes. Und sein kühner Kampf gegen die Gewalten der Natur steigert nur deren verheerende Kraft für das Gemeinwesen.

Ingrimm im Herzen, ein Hasser der Heimat aus übergroßer Liebe zu ihr, verläßt er sie und zieht ins Hochgebirge, mit dem er geradezu zur Einheit verwächst. Menschen, die das Bergheimweh im Herzen tragen, finden in ihm einen unvergleichlichen Führer, er in ihnen die verwandten Seelen, die das Leben ihm bislang vorenthalten hat. Und daraus wächst langsam in ihm empor die Liebe zu den Menschen, das Verlangen nach ihnen. Demut und Güte im Herzen, kehrt er in die Heimat zurück, die aber den Verwandelten noch weniger versteht und mit bitterem Hasse verfolgt. So wird er wieder ein Einsamer. Zuletzt ist es nur noch das Tier, ja eigentlich die leblose Kreatur, der er seine übergroße Liebe schenken kann, und in dieser Liebe opfert er sein starkes Leben für einen Einsatz, der der gewöhnlichen Welt als ein Nichts erscheinen muß.

Gerade darin, daß diese psychologisch schwer zu umschreibende Gestalt nur langsam zur Deutlichkeit herauswächst, offenbart sich die Meisterschaft des Erzählers. Der Künstler soll nicht deutlicher sein als das Leben, und wo dieses Rätsel gibt, soll er nicht voreilig Geheimnisse deuten wollen. Aber alle Offenbarungen des Lebens festzuhalten und durch ihre rechte Einordnung in die bestummauerte Seele Licht hineinzubringen, das ist sein Werk. Ich erquicke mich an dieser instinktiven Sicherheit, mit der dieser Erzähler seine Charakteristik anlegt und die Mittel dazu nutzt; wie er mit spielender Hand eine große Reihe von Menschen unvergeßlich charakterisiert, sie an einem einzigen kleinen Zuge, einer Redensart, einer Körperbewegung für immer kenntlich hinstellt; wie er verwickelteren Naturen aber auch selber mit

einer gewissen Scheu nahetritt und den Leser nur allmählich in die eindringen läßt, so daß dieser gewissermaßen die Menschenforscherarbeit miterlebt, die der Künstler geleistet hat.

Alfons Paquet: Kamerad Fleming. Roman. (Frankfurt, Rütten & Loening; geh. 3 M, geb. 4 M.) Der Verfasser dieses Buches tritt seit einiger Zeit bedeutsam hervor. Jeder der zahlreichen Aufsätze, die man von ihm findet, zeigt einen eigenartigen, wissensstarken, sprachkräftigen Mann, der eine tiefe Weltanschauung mit außerordentlich scharfer und farbenfreudiger Sehfähigkeit verbindet. Auch dieser Roman ist eine sehr ernst zu nehmende Leistung. Er gehört zu den wenigen Büchern, in denen das Erotische fast ganz fehlt und die ein durchaus in der Zeit liegendes Problem bei aller Berücksichtigung der Tagesgeschichte, frei von jedem journalistischen Geiste behandeln. Karl Fleming trägt sicher sehr viel von Alfons Paquet in sich, vielleicht sogar auch in der äußeren Entwicklung. „In wenigen langsam vorbereiteten Entscheidungen, die ihn dann jedesmal mit der Kraft elektrischer Schläge vorwärts trieben, hatte sich sein Jugendschicksal merkwürdig entfaltet.“ Nach der Schule, die ihn bis zum Einjährigen gebracht, ist er einige Jahre in einem Geschäfte tätig, geht dann nach Amerika, arbeitet sich dort schließlich bei einer Zeitung empor, faßt den Entschluß, nachdem ihm das Leben reichliche Erfahrungen gebracht hatte, nach Deutschland zurückzukehren, um zu studieren. Er fühlte „die Kraft und den Beruf in sich, statt Werkzeug irgend eines gelderdienenden großen Betriebes ein Erforscher der Erde zu werden“. Dann entschließt er sich für die Staatswissenschaften. In ernstem, hartnäckigem Studium gelangt er ans Ziel. Die Begegnung mit einer Bildhauerin bringt ihm ein eigenartiges erstes Erleben des Weibes. Eigenartig deshalb, weil ihre starke Seele ihn zur Freundschaft und doch wohl auch zu einer mehr verhaltenen Liebe zwingt, während ihn ihre unschöne Körperlichkeit abstößt. Erst als ein früher Tod sie hinweggerafft hat, fühlt er, daß sie doch seinem ganzen Wesen gehört hatte.

Unmittelbar vor dem Examen liest er Zeitungsberichte über die Ferrerunruhen in Paris. Was ist das: Straßenkundgebung? Ihn, in seiner Dumpfheit von Bücherwissen und ungetrauertem Schmerz wehte plötzlich das Wort an, wie der Klang einer großen Zeit. Was sollte er hier zwischen Büchern und Mauern? — Mit nicht mehr Gepäck, als in seinem Handkoffer Platz hatte und zweihundert Mark in barem Gelde fuhr er am selben Mittag nach Paris.“ Er will hier eine Woche lang den Beobachter spielen. Ohne recht zu merken wie, wird aus der beobachtenden die tätige Anteilnahme. Bei einer Demonstration hatte er aus persönlichen Gründen einen der angreifenden Polizeihunde niedergeschossen. Dadurch wird er so etwas wie ein Held für gewisse Kreise. Etwa ungünstige Folgen dieser Tat von anderen auf sich selber abzulenken, bringt ihn in die treibenden Kreise des Aufruhrs. Ohne eigentliche Leidenschaftlichkeit, mehr aus einem fast wissenschaftlichen Sachinteresse läßt er sich dazu gewinnen, unter den deutschen Arbeitsgenossen Propaganda für eine Demonstration zu machen und bei bevorstehendem Aufzug die Kolonne der Angeworbenen zu führen.

Ein ganz eigenartiges Leben und Empfinden umfängt ihn. „Hier ruhte er nun in seinem Bette in Paris, wie auf dem Rücken einer gigantischen Welle, mitten in der sich auseinanderspaltenden Stadt, die ihre Abgründe zeigte. Eine starke, neue, fruchtbare Idee hatte ihn in ihren Bann gezogen, doch gleichzeitig hielten ihn die Zweifel am alten Gedanken fest. Noch fühlte er sich stark genug zu einer bestimmten Wendung. Dieser Abend noch und der morgige Sonntag war ihm zum Sehen, zum Überdenken vorbereitet. Er wird durchführen, was er sich vorgenommen und dann wissen: entweder — oder.“ Er täuscht sich. Die Masse, der er sich hingegeben, läßt ihn nicht mehr los. Der zum Erkennen Berufene verlor sich selbst, indem er sich dem gärenden und formlosen Element auslieferte. Wohl wird er geistig frei, aber den Folgen seiner Handlung kann er sich nicht entziehen. In einzelnen seiner Augenblicksgenossen ist Mißtrauen und Haß gegen den selbständig nach eigenem Ermessen handeln wollenden Fremden erwacht, und so wird er unmittelbar vor der Abreise von einem Fanatiker erschossen.

Es ist ganz merkwürdig, wie ruhig und sachlich dieses Erstlingsbuch geschrieben ist.

Aber man fühlt auf jeder Seite, daß ein starkes leidenschaftliches Empfinden hier durch eine vielleicht frühreife, aber jedenfalls durchaus natürlich wirkende Selbstzucht und künstlerische Einsicht gebändigt wird. Nur ein Streben, alles und jedes zu jeder Zeit farbig und als übertragenes Bild sehen zu wollen, wobei es freilich zu sehr schönen Bildern kommt, könnte leicht zu einer Manier werden.

Hermann Kurz: Die Guten von Gutenburg. (München, Verlag Süddeutsche Monatshefte; 4 M.) Der Verfasser, der gut täte, seinem Namen zur Unterscheidung vom älteren Schwabendichter Basel oder Schweiz hinzuzufügen, wirkte schon in seinen ersten Büchern „Die Schartenmättler" und „Stoffel Hiß" unter den gleichzeitigen Erzählern durch seine Sprache, wie ein Holzschneider unter den farbenschillernden Malern und den nach malerischen Wirkungen strebenden Zeichnern und Radierern unserer Tage. Das erstgenannte Buch ist 1907 erschienen, und fünf Jahre sind für die heutige literarische Mode eine lange Zeit. Inzwischen ist das Erzählen als solches wieder mehr in Ansehen und Übung gekommen, das Stoffliche wird so stark in den Vordergrund gerückt, daß als neueste Errungenschaft der ganz Modischen der Abenteurerroman und die eindringliche Lebensdarstellung von internationalen Hoteldieben und ähnlichen Größen unseres Lebens bevorsteht.

Hermann Kurz hat also nur derselbe zu bleiben brauchen, um noch einmal ganz modern zu werden. Modisch wird er wohl nie sein, denn dazu ist er zu echt, ist seine Sprache zu wenig Mache, ist seine Darstellung von einem zu grimmigen Ernst erfüllt. Zwar sein Stil zeigt viel Bewußtes. Man vermeint, den Zwang zu spüren, den sich die Jugend antut, um ja nie überzuschäumen, nie weich zu sein, niemals üppig zu verschwenden. Bei jenen erstgenannten Büchern störte mich das, weil ich trotzdem zu stark den jungen Menschen fühlte, der sie schrieb. Bei den „Guten von Gutenburg" wirkt das Ganze natürlicher, weil notwendiger. Notwendig für den Verfasser, auf dessen Seele sich die Bitterkeit der zornigen Liebe niedergelegt hat. Kurz liebt mit ganzer Seele das Alemannenvolk in den badischen und schweizerischen Winkeln am Oberrhein, und aus dieser heißen Liebe entspringt der blutvolle Haß, der nur schwer verbissene Wut über die Schwächen, die kleinen und großen Schlechtigkeiten, die auch hier das ganze Leben durchdringen, die einen darüber stehenden Beobachter vielleicht um so mehr verärgern können, als das südlichere Blut zwar nicht zu einem befreienden Leichtsinn, wohl aber zu jenem Gehenlassen ausreicht, das das Kennzeichen des schlimmsten Philistertums ist. Da gibt's nun nur eins für den Künstler: er muß zum Humor gelangen.

Ich glaube, Kurz ist auf dem Wege dahin. Einstweilen ist er wohl noch zu jung dazu; er ärgert sich selber zu sehr und bekommt den bitteren Geschmack auf der Zunge nicht los. So bekommt denn auch der Leser noch des Galligen genug. Aber die Kraft der Schilderung von Vorgängen, der sicheren Gestaltung von Menschen, ist so bedeutend, daß sich eine große Zahl der Geschehnisse und Menschen aus diesem Buche einem unvergeßlich einprägen, wie eben Holzschnitte von der sicheren Hand altdeutscher Meister. An dieser unbedingten Sicherheit und Wahrhaftigkeit, mit der jeder einzelne Vorgang erfaßt ist, liegt es auch, daß sich die scharf getrennten Einzelbilder, deren jedes vollständig abgeschlossen in sich steht, nachher doch zum Ganzen runden. Aus Geschichten und Vorgängen in einem Dorfe wird die Entwicklungsgeschichte einiger Menschen. Ja hinter dieser Entwicklungsgeschichte einiger Menschen taucht sogar etwas wie Menschheitsgeschichte auf. Und darin liegt das Trostvolle. Hat man zunächst vielleicht mit einem gewissen Bedauern festgestellt, daß dieser Verfasser, der das Zeug in sich hätte, das Schildbürgerbuch von heute zu schreiben, so ganz auf das wohlige Behagen verzichtet, so freut man sich dessen am Schlusse, denn das Behagen am Schildbürgertum will keine Entwicklung zum Höheren. Dieser Zorn aber treibt aufwärts, und da er im Grunde nur eifernde Liebe ist, sieht er zuletzt auch überall die Zeichen eines trostreichen Besserwerdens.

Der heilige Judas. Roman von Ernst Hladny. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher; geh. 3 M, geb. 4 M.) — „Was ist das Deutsche, das

die Deutschen zu Deutschen macht?" — Das ist die Frage, die immer wieder aufgestellt und von jedem einzelnen nach seiner Art sowie nach den verschiedenen Entwicklungsstufen, auf denen sie sich befinden, anders beantwortet wird. Der Grundgedanke aber ist doch der mit Schillers Worten dem Buch vorangesetzte: „Der Geist ist's, der den Körper baut."

Der Held des Buches, Duschan Rokiantic, wächst als Sohn eines österreichischen Generals, eines geborenen Kroaten, heran und steht dank der systematischen Erziehung zum Slawen, die ihm sein Vater angedeihen ließ, als Fremder unter den deutschen Mitschülern in Wien. Seine geistige und seelische Veranlagung treibt ihn aber zum Deutschen, in dem er die Befriedigung seines innersten Verlangens findet. Vor allem ist es natürlich die deutsche Kunst, das deutsche Denken, was ihn gefangen nimmt. Nach dem Tode des Generals erfährt er, daß dieser nicht sein Vater gewesen, daß ihn seine Eltern zur Pflege angenommen haben, als er, ein Säugling, neben der Leiche seiner erschlagenen Mutter drunten in Kroatien aufgefunden worden war. Trotz aller Bemühungen gelingt es ihm zunächst nicht, Aufschluß über seine Herkunft zu gewinnen, aber immer entschiedener wird sein Wahldeutschtum. Freilich hat er damit bei den zielbewußten Erbpächtern des Deutschen wenig Glück. Seine starke Betonung des Gefühlsmäßigen ist den Realpolitikern ein Zeichen slawischen Blutes, und aus der eigenen, vielfach von Geschäftsrücksichten geleiteten Art folgern die meisten das Recht, die Lauterkeit seiner Absichten in Zweifel zu setzen.

Seine Liebe zur Tochter eines der Hauptführer der deutschen Bewegung treibt ihn aus seinem mehr geistigen Ringen ums Deutschtum zur praktischen Tat. Auf seinem slawischen Gute gründet er eine deutsche Ansiedlungskolonie. Sein Werk scheint zu gedeihen, als er nun endlich auch die Bestätigung seiner deutschen Blutsabstammung erhält. Aber die nationalen Schwächen auf der deutschen, der nationale Fanatismus auf der anderen Seite zerstören seine Arbeit und treiben ihn wieder in den breiteren Lebenskampf hinaus. Inzwischen hat ihm sein Gegner von der Schule her, ein politischer Führer der deutschen Partei, das Weib seiner Liebe weggewonnen. Duschan oder, wie er sich jetzt nach seinem wirklichen Vater nennt, Martin Echterhauser, gerät immer mehr in ein Einspännertum hinein, das ihn dem wirklichen Leben entfremdet. Das deutsche Ideal, dem er nachjagt, wird immer gedankenhafter, und sein ganzes Tun, so selbstlos und sachlich es in den inneren Trieben ist, entbehrt doch der wahrhaft lebendigen Liebe.

Das Buch greift dann in den letzten Kapiteln unserer Zeit vor. Es zeigt, wie unter der völligen Herrschaft des Slawentums das Deutschtum geschwächt wird bis zur völligen Ohnmacht. Und da versagt Martin. Seine *Liebe zum Deutschtum* ist zu einem Haß *gegen die Deutschen* geworden; er vertrutzt sich in starrer Einsamkeit gegen das Leben; er möchte die Heutigen zugrunde gehen lassen, um erst in der Zukunft mit einem neu herangewachsenen Stamme eines vergeistigten Deutschtums den Kampf doch wohl mehr für eine geistige Weltherrschaft wieder aufzunehmen. Aus diesem Verrat an der lebendigen Sache ist der etwas befremdende Titel des Buches gewonnen. Von allen Freunden verlassen, haust Martin einsam. Da schmilzt ihm im Erfühlen der deutschen Seele sein harter Hochmut zusammen. Er erkennt, daß die eigene Enttäuschung in der Liebe zu einem deutschen Weibe für sein ganzes nachheriges Denken bestimmend gewesen, daß es im Grunde also doch Selbstsucht war, wenn er sich seinem Volke entzog. Geläutert durch die innere Demütigung, gefestigt durch die Liebe zur Gesamtheit, tritt er dieser nun wieder nahe. Die Deutschen Österreichs haben inzwischen den Kampf gegen das slawische Joch aufgenommen. Die Geliebte seines Herzens ist frei geworden, und so liegt vor ihm eine freie Bahn zur Betätigung für den Deutschgedanken in Kampf und Liebe.

Die gesamte Führung des Buches ist nicht immer so klar, wie man es wohl wünschen möchte. Es ist auch hier zu viel Gedankenhaftes, zu wenig wirkliches Erleben. Darum wirkt die Entwicklung des Helden gerade an den entscheidendsten Punkten nicht so mit jener schlagen-

den Notwendigkeit, die man vom Kunstwerk heischen müßte. Aber als Zeichen der Zeit, als Beleg für den tiefen Ernst, mit dem unsern Volksgenossen in Österreich das Problem des Deutschtums und der Herrschaft des Deutschgedankens aufgegangen ist, ist das Buch ein wertvolles Zeugnis. Auch das gedankliche Material, das es in sich birgt, verdient ehrlich nachgedacht und empfunden zu werden. Es ist ein rechtes Männerbuch und kann eine gute Vorbereitung sein für Kämpfe, die wir sicher in nicht allzu ferner Zeit zu bestehen haben werden.

Valerian Tornius: Der goldene Christus. (Leipzig, Schulze & Co.; geh. 3 M, geb. 4 M.) Der goldene Christus ist der Spottname, mit dem der Fabrikant Mark Dorn in einem Kreise von Menschen belegt wird, die er für seine Freunde zu halten sich berechtigt glauben darf, von denen ihn aber keiner liebt, weil das viele, was Mark Dorn an Güte gibt, ohne echte Liebe ist. Ich habe das Gefühl, daß das Problem dem Verfasser nicht ganz ausgereift sei, oder genauer, daß das Problem ihm fertig dastand, aber nur nicht ganz mit der Gestalt, an der er es darlegen wollte, verwachsen sei. Man glaubt an diesen Mark Dorn nicht recht. Man vermag nicht recht diesem Mann zu glauben, der auf der einen Seite höchste Tatkraft ist, der durch Klugheit sich aus armen Verhältnissen zu einem der einflußreichsten Großindustriellen emporgeschwungen hat, und nun auf der anderen Seite so durchaus Schwäche und Unfähigkeit den Menschen gegenüber sein soll. Eher würde ich diesem Mark Dorn glauben als Erben eines ungeheuer großen Vermögens, der sich nun den Sport sozialen Wirkens leistet. Aber wer selber so schwer hat arbeiten und erringen müssen, wer in so hohem Maße Tatmensch war, der pflegt auch starker Menschenkenner zu sein. Von diesem Einwande abgesehen, ist das Problem des Buches fesselnd und künstlerisch durchgeführt.

Man muß in der Tat von einem Sport des Wohltuns reden. Dorn hilft diesen verschiedenartigen Geschöpfen, die sich an ihn herandrängen, oder mit denen ihn das Leben zusammenführt, weniger aus heiliger Liebe zu ihrer Not, als um seinen eigenen Drang zum Wohltun zu befriedigen. So liegt etwas Pharisäerhaftes in seinem Tun, obwohl nach außen hin alles Pharisäertum vermieden ist. Und so viel er auch gibt, niemals gibt er sich selbst. Wer aber nicht sich selber gibt, bekommt auch die anderen nicht. Und wenn ihm doch einer in Liebe entgegendrängt, so vermag er diese Liebe nicht zu erkennen und wagt sie vor allen Dingen nicht anzunehmen, weil er ja eben die Gegengabe dafür nicht hat. So kommt es denn auch, daß Mark Dorn gerade in den entscheidenden Augenblicken gegenüber den Menschen versagt, denen er lange geholfen hat, und daß er die Hand dann von ihnen zieht, wo er sie am innigsten lieben müßte. Da muß denn das Leben über ihm zusammenbrechen, und jener Reichtum, den er so oft gesegnet, weil er ihm die Mittel gegeben hat, Wohltaten zu spenden, erscheint ihm als ein Fluch. Der Scheiterhaufen, den er aus seinem Besitz aufrichtet, wird zum Brande, der ihn selbst verzehrt.

Ums Menschentum. Ein Schiller-Roman. Von Walter von Molo. 1. Teil. (Berlin, Schuster & Löffler. Geh. 3 M, geb. 4 M.) Mit diesem Buche wird sich Walter von Molo, der in den letzten Jahren rasch hintereinander eine Reihe von Büchern veröffentlicht hat, die Beachtung aller ernsten Literaturfreunde erzwingen. In einer groß angelegten Trilogie, von der leider vorläufig nur der erste Teil vorliegt, wird er das Leben Schillers behandeln. Dieser erste Teil ist ein in sich abgeschlossenes Buch und führt bis zu Schillers Flucht aus Stuttgart. Man kann ganz absehen von der historisch treuen und kulturgeschichtlich sehr lebendigen Darstellung der Welt, in der Schiller heranreift. Sie nimmt mit jeder Biographie den Wettbewerb auf. Der Hauptwert des Romans liegt in dem Feuer von geradezu vulkanischer Kraft, das in diesem Buche lodert. Der Verfasser versteht es, ohne Grellmalerei, ohne Aufdringlichkeit die innere Empörung, die in ihm selber glüht, auf den Leser zu übertragen, der in bebendem Mitgefühl die Knechtung des Menschentums erduldet, wie sie von einem Karl Eugen im ganzen Staate, ja in seinen Wohlfahrtsgründungen geübt wurde, wie sie als Zwang der Zeit auch den gutwilligen Vater zu einem Haustyrannen machte.

Wir werden ganz eingesponnen in diese Atmosphäre eines gedrückten Lebens. Wir sieden und kochen mit in dem Brodel aus jugendlichem Freiheitsdrang, aufgespeicherter Kraft, rasender Empörung, unentbundenen Empfindens, das schließlich in einem wilden vulkanischen Ausbruch alle Bande sprengen mußte.

Der Überschwang der „Räuber“ wird zur natürlichen Sprache. Keine Schiller-Biographie hat bis heute in diesem Maße uns die innersten Gründe von Außen- und Innenwelt so stark miterleben lassen, aus denen der Feuergenius Schiller herausgewachsen ist, wie dieses Buch, das wir darum auch in ganz besonderem Maße für die reifere Jugend empfehlen.

Gustav Falke: Die Stadt mit den goldenen Türmen. (Berlin, G. Grote. Geh. 4 M, geb. 5 M.) Gustav Falke hat uns mit diesem Buche sein bestes Prosawerk gegeben. Es ist die schlichte, ungeschminkte Erzählung seines eigenen Lebens und eigentlich ein prächtiger Entwicklungsroman. Der Lebensgang ist im Grunde einfach, und doch birgt er, wie jedes Menschenschicksal, des äußeren und inneren Geschehens genug, um tief zu fesseln, weil er eben mit überzeugender Kraft erzählt wird. Die glückliche Kindheit im Elternhause, dann die Schatten, die durch der Mutter zweite Ehe hineinfallen, danach die unfrohe Arbeit in dem widerwillig ergriffenen Berufe des Buchhändlers, hernach die Tätigkeit als Musiklehrer und das langsame Heranreifen zum Dichter. Freunde und Frauen greifen in die Entwicklung ein, die sich ohne schwere Katastrophe vollzieht. Ein glückliches Leben trotz vielfacher äußerer Beschränkung, wie der Dichter selbst dankbar gesteht. Und ein gesunder, lebenstüchtiger und gutmachender Optimismus strömt aus dem Buche auch auf den Leser über. Es tut wirklich wohl, in einer Zeit, in der die meisten sich so übermäßig bedeutsam gebärden und der Welt in grellen Farben die Schmerzen aufdrängen, an denen sie leiden, einer so braven warmherzigen Männlichkeit und gesunden Menschlichkeit zu begegnen.

Karl Storck



Jugendschriften

Jedes der letzten Jahre hatte eine Hochflut von Kinderbüchern und Jugendschriften aller Art und für jedes Alter gebracht; ein wahrer Wettkampf in dem Bestreben, das Beste, das Geeignetste und Billigste der deutschen Jugend darzubieten, war zwischen Künstlern und Dichtern, zwischen den Verlegern entbrannt. Die Vielseitigkeit dieser Produktion schien den Büchermarkt für ein Jahrzehnt mit künstlerischen Ideen und Motiven, mit Liedersammlungen, Bilderbüchern, mit Märchen und Erzählungen versorgt zu haben. Es ist vielleicht zu wünschen, daß nun, da so viel des Schönen und Eigenartigen geschaffen ist, Jahre der Ruhe folgen mögen, damit das Gute sich einleben kann. Mir scheint, als ob diese Einsicht auch hier und da in Verlegerkreisen besteht; denn ein gewisses Nachlassen in der Produktion ist in diesem Jahr zu bemerken. Namentlich scheint in der Herstellung von Bilderbüchern eine gewisse Stabilität eingetreten zu sein.

Wenn ich mit diesen für jüngste Kinder bestimmten Büchern meine Übersicht beginne, so kann ich mich kurz fassen; denn alle diese Bücher sehen sich ziemlich ähnlich. Man ist allgemein und mit Recht von dem phantastischen, in allen Farben schillernden Stil zu dem naiven, plastischen, in den Linien und Konturen kräftig, in den Farben frisch und keck, doch harmonisch wirkenden Stil zurückgekehrt. Ich hebe daher nur einige besonders empfehlenswerte Neuerscheinungen hervor.

Der Verlag Jos. Scholz-Mainz, zu dessen Mitarbeitern namhafte Künstler, wie Arpad Schmidhammer, E. Oswald, Hans Thoma, J. V. Cissarz u. a. zählen, hat folgende „Unzerreißbare“ diesjährig herausgebracht: „Mein Spielzeug“, Anschaubilder von E. Heins-

dorff; „Kikeriki“, Tierbilderbuch von Eug. Oswald (je 1 M); „Frohes Spiel“, lustige Kinderbilder von Schmidhammer, in Versen (1.50 M), und „Komm“, ebenfalls ein sehr drolliges Tierbilderbuch, mit Versen, von Eug. Oswald (3 M). Der künstlerischen Qualität und dem Unterhaltungswerte nach sind alle diese Bücher, die nur in der Menge des Gebotenen und in der äußeren Ausstattung sich unterscheiden, gleich zu empfehlen. Dasselbe gilt von den preiswerten und geschmackvoll ausgestatteten Bilderbüchern des Verlages Alfred Hahn, Leipzig. Szenen aus dem Leben des Kindes sind in dem liebenswürdigen Bilderbuch: „Für unsre Einjährigen“ (von Gertrud Caspari, mit Versen von Adolf Holst) dargestellt (unzerreißbar, 2.60 M). Das Buch „Auf der Bunten Wiese“, Kindergedichte von Paula Dehmel, mit bunten Bildern von E. Rehm-Victor (3 M), wirkt in seinen zarten, aparten Farben besonders fein und freundlich, während, in ihrer Art ebenso lustig und originell, die Bücher „Für die Kleinen“ (unzerreißbar), „Schöne Kinderlieder“ (Bilder von G. und W. Caspari, Verse von Holst, —.80 und —.60 M) eine Zierde für den weniger vornehmen Weihnachtstisch bilden mögen. Ich hebe weiter hervor das amüsante Bilderbuch „Strampelchen“ von Hedwig und Albert Sergel (1.75 M, auf Karton 3 M, Verlag Enßlin & Laiblin, Reutlingen) und einige Neuerscheinungen des Verlages Gustav Weise, Stuttgart: „Schnick-Schnack“ (mit Bildern von Reinhold Hansche, Versen von Julius Marfeld, 2.50 M), das naive und feinsinnige Märchen „Und sie verschwanden durchs grüne Tor“, mit Text von Fritz Herz (3 M), und „Rotkäppchen“, mit stimmungsvollen Bildern von Maria Hohneck (3 M). Diese zuletzt genannten Bücher berühren schon das Gebiet der Kinder, die anfangen, zur Schule zu gehen. Für dieses Alter sind auch die vortrefflichen Künstlerbilderbücher und vaterländischen Bilderbücher — mit Text — des Verlages Jos. Scholz bestimmt (je 1 M), „Die sieben Raben“, „Friedrich der Große“, „Zehn Jahre deutscher Not“ (1803—12) und „Nach Frankreich hinein“ (1814—15) u. a.

Wenn ich meinem persönlichen Geschmacke folgen würde, so würde ich kleinen und großen Kindern, auch alten Menschen, zum Weihnachtsfeste immer wieder empfehlen: Kauft und lest Märchen und wieder Märchen, sie sind der Born aller Poesie, aller feinen und eigenen Empfindung. Und keine neuen, noch so fein ersonnenen Märchen nehmen es mit den alten auf, die unter den Namen der Märchen von Grimm, Hauff, Bechstein und Andersen bekannt sind. Von diesen Märchenerzählern gibt es eine Reihe wundervoll — auch zum Teil mit Bildern — ausgestatteter Neuausgaben, die für große Kinder — und damit meine ich Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Frauen — bestimmt sind. Ich nenne die schöne Ausgabe der Gesammelten Märchen und Geschichten von Andersen des Verlages Eugen Diederichs, Jena (4 Bände mit Initialen und Bildern von Gudmund Hentze), ferner die kostbar ausgestattete Ausgabe der Grimmschen Märchen des Verlages Georg Müller, München. Derselbe Verlag hat auch eine vollständige Ausgabe von „Hauffs Märchen“, mit Illustrationen von Alfred Kubin herausgegeben, in großem Format, in starkem Leder gebunden, in Papier und Druck ein Wunderwerk der Buchausstattungskunst. Freilich, Kubins Art ist nicht für jedermann; aber hier zeigt er sich doch gerade als ein Stimmungsmeister, der zunächst durch seine Primitivität überrascht, bald aber psychisch fesselt, bis in aller Suggestivität die volle, reine Märchenstimmung empfunden wird. In demselben Verlage sind ferner, ebenfalls in vornehmer Ausstattung, der Brüder Grimm „Deutsche Sagen“ erschienen (herausgegeben von Hanns Floerke). Gerade diese ersten Sagensammlungen (der Gebrüder Grimm) scheinen jenem Bedürfnis der menschlichen Seele, sich in uralte Weisheit und Vorstellungssphären zu vertiefen, am meisten zu entsprechen: dies ist auch aus dem Zauber zu erklären, der seit altersher das Brüderpaar Grimm umweht, aus dem Persönlichkeitszauber, aus der immer wieder aus ihren Werken von der Nachwelt unmittelbar empfundenen Liebe, mit der sie, diese einzigen Menschen, ihre Werke geschaffen, ihre Mission erfüllt haben.

Ein großgedachtes Märchenunternehmen plant der Verlag Eugen Diederichs, Jena: „Die Märchen der Weltliteratur" — es soll nicht nur die Volksmärchen der Deutschen, der nordischen Völker, der Kelten, Franzosen, Italiener, Serben, Russen usw., die schönsten Kunstmärchen von Musäus, E. T. A. Hoffmann, Brentano, Tieck, Mörike, Andersen usw., sondern auch indische und arabische, chinesische und japanische, altägyptische, malaiische Märchen, Märchen der Indianer, Neger usw. umfassen. Herausgegeben werden die einzelnen Bände von Prof. Fr. v. d. Leyen, Dr. Paul Zaunert und anderen Gelehrten, in einheitlicher Ausstattung, dieser und jener Band mit Bildern von Schwind, Richter u. a. geschmückt. Bisher ist der Band „Deutsche Märchen seit Grimm" (herausgegeben von Paul Zaunert) erschienen. Er erschließt in der Tat einen ungeahnten Reichtum von noch unbekannten Märchenschätzen, von wundervollen alten Motiven, von Beziehungen zu bekannten Märchen und Sagen deutscher und anderer Völker. Ich kann hier auf dieses eigenartige Unternehmen, das sich durch diesen Band vortrefflich einführt, nur nachdrücklich hinweisen, indem ich mir eine ausführliche Würdigung vorbehalte, — es ist ein Werk für alle Volkskreise und für alt und jung. — Ebenso gehört eine originelle Sammlung „Indische Märchen" von A. Passow (Gustav Weises Verlag, Stuttgart, mit bunten und schwarzen Bildern) zu den eigenartigsten Darbietungen der letzten Jahre. Die Inder sind die ersten, welche ihre Märchen aufgezeichnet haben zu einer Zeit, als in Europa noch niemand daran dachte. So entstanden die Sammlungen Pantschatantra, Hitopadesa und der große Märchenschatz Kathasaritsagara, „Das Meer der Märchenströme", ganz in Versen und in Sanskrit, der klassischen Sprache des alten Indien, geschrieben. Im indischen Volke hat sich die Lust am Märchenerzählen bis auf den heutigen Tag erhalten, und es sind im Laufe der Jahrhunderte immer neue Märchen entstanden. Seit einer Reihe von Jahren haben die Europäer in Indien begonnen, diese Volksmärchen zu sammeln, und eine solche Sammlung beschert Frau A. Passow der deutschen Jugend. Eine englische Dame hat sie sich von indischen Frauen und Mädchen erzählen lassen; es sind also echte indische Märchen, ins Deutsche übertragen. Wie alle indischen Märchen zeichnen sie sich aus durch glänzende Phantasie, kunstvollen Aufbau und tiefe Lebensweisheit.

Neu sind einige sorgfältig unter Berücksichtigung des Geschmackes jüngerer Kinder ausgewählte Sammlungen, von denen ich folgende besonders empfehlen möchte: Märchen Hauffs (mit vielen farbigen und schwarzen Bildern von W. Claudius u. a., 2 M), Verlag von Enßlin & Laiblin, Reutlingen. „Die schönsten Kindermärchen der Brüder Grimm", mit vielem Geschmack ausgewählt von Paul Moritz, und ausgestattet mit farbigen und schwarzen Bildern. Diese ansehnliche Sammlung erscheint in größerem Format, besonders anzuerkennen ist der klare, große, angenehm zu lesende Druck, das starke, stumpfgetönte Papier. Das Buch erscheint in mehreren Ausgaben und zu verschiedenen Preisen (3 M bis 4.50 M). In demselben Verlag (K. Thienemann, Stuttgart) erscheint eine Anthologie: „Märchenwelt", mit farbigen Bildern, Aquarellen usw. von P. Grot Johann und R. Leinweber, enthaltend Märchen von Bechstein, Grimm, Hauff und anderen. Neben diesen sorgfältig ausgewählten Märchen bietet das Buch amüsante neue, wie z. B. das reizende von Heulpeterle. Das Werk ist vor allem für jüngere Kinder bestimmt. — Auf einige Neuerscheinungen, die namentlich für Mädchen geeignet sind, verweise ich später.

Die eigentliche Erzählung für die Jugend, der Roman für Knaben und Mädchen, ist durch interessante Neuerscheinungen nicht gerade zahlreich vertreten. Ich bedauere es, daß die alte gut geschriebene Indianer-Geschichte — im Stile Coopers — sich nicht mehr des Zuspruches wie früher zu erfreuen scheint. Ich kann es nicht zugeben, daß sie auf geistig gesunde Knaben verwirrend wirkt, im Gegenteil, sie erweckt Kräfte der Seele, des Gemüts, der Phantasie, sie erschließt ein ganzes Reich des Naturhaften, und die Erinnerung daran trägt unvergeßliche Eindrücke aus der Kindheit in das Leben hinein. Von Neuerscheinungen aus diesem Gebiete möchte ich, nicht allein wegen ihrer spannenden Darstellungsart,

sondern auch wegen ihrer ethischen Vorzüge, einige neue Bändchen der Serie „Bachems Volks- und Jugenderzählungen“ empfehlen: „Schawissant, der große Zauberer“, Erzählung aus den Oblatenmissionen in Britisch-Kolumbien von P. Humbert, und „Das Opfer“, eine historische Erzählung aus dem Zululande von Robert Streit, beide mit Bildern von H. W. Brockmann (je 1.20 M). Der Verlag K. Thienemann, Stuttgart, fügt seinen vielen bewährten älteren Erzählungen: „Conanchet, der Indianerhäuptling“, „Der Waldläufer“, „Der Prärievogel“ usw., eine mit schönen farbigen Bildern gezierte neue Erzählung: „Die Jagd des weißen Rosses“, nach Kapitän Mayne-Reid frei bearbeitet von Otto Hoffmann, hinzu. Die Erzählung spielt während des Krieges, den Nordamerika 1846 mit Mexiko führte, und zwar nicht auf dem Schauplatz selbst, sondern an seinem Rande. Kühne Abenteuer, prächtige Schilderungen von Land und Leuten sind in die Erzählung hineingeflochten.

Man könnte zu diesen exotischen Erzählungen auch die Robinsonaden rechnen. Von Neuerscheinungen ist mir nur eine vorzügliche Bearbeitung des alten „Robinson Crusoe“ Daniel Defoes, von Robert Münchgesang, mit vielen Bildern von F. Müller-Münster, bekannt geworden (Enßlin & Laiblin, Reutlingen; 2.50 M). Auch die weiteren Schicksale Robinsons und seiner Insel, ihre Besiedelung mit Weißen, der Ausbruch einer Meuterei usw., wie sie in den Nachträgen zum „Robinson“ geschildert werden, sind in diese Bearbeitung mit aufgenommen worden.

Diesem Typus stehen nahe die Abenteurer-, die Seemanns- und die Nordpolfahrer-Erzählungen. Eine verdienstvolle Abenteurer-Erzählung möchte ich die von den Erlebnissen eines deutschen Fremdenlegionärs handelnde: „Die Sklaven der Marianne“ von Gerh. Hennes, mit Bildern, Verlag von Bachem, Köln, nennen; sie wird Aufklärung über die entsetzlichen Verhältnisse dieser Truppe unter der Jugend verbreiten.

Von Seemanns- und Polarforschergeschichten hebe ich besonders zwei frisch und flott erzählte hervor: „Verschlagen in unbekannten Meeren“ von Franz Treller (mit Bildern von H. Susemihl; 2.75 M) und „Im Lande des ewigen Eises“ von E. Salgari, freie deutsche Bearbeitung von Prof. Arthur Wihlfahrt, Turin (mit 14 Tondruckbildern, 5 M) Beide erschienen im Stuttgarter Verlag Gustav Weise. Kapitän Emilio Salgari, der bekannteste Jugendschriftsteller Italiens (gestorben im April 1911), hat es verstanden, die Jugend mit seinen spannenden Reiseabenteuern zu begeistern, — war doch sein Leben selbst eine Reihe von Abenteuern, die nun in weiterem und reicherem Gewande aus seinen Erzählungen dem Leser entgegentreten. Seit 1887 erschienen seine Erzählungen: „Die Braut des Mahdi“, „Zweitausend Meilen unter Amerika“, „Das Schwert Buddhas“ u. v. a., denen allen selbsterlebte Schicksale zugrunde liegen. Aber Salgari ist nicht nur Erzähler, sondern auch ein feinfühlender Beschreiber der Natur; als Kenner der unzivilisierten Menschen, als Gegner habgieriger kolonisierender Mächte, — als Forscher und Erzähler tritt er dem Herzen nahe. Alle diese Vorzüge bietet auch die vorliegende Erzählung, die von der rätselhaften Welt des Nordens handelt, von der Gefangenschaft im ewigen Eis, von Schiffbruch, von Kämpfen mit Eisbären in der Baffinsbai von dem Leben der Eskimos usw.

Zurück in das Land der Märchen führt uns der Typus des ritterlichen Abenteurers. Grundtypus dieser Kategorie ist und bleibt der unsterbliche „Don Quixote“, der in jedem Jahre mehrfach neu aufgelegt wird Diesmal wartet der Münchener Verlag Martin Mörike mit einer empfehlenswerten Neuausgabe auf: es ist die alte, vortreffliche anonyme Übertragung von 1837 unter Benutzung der Übertragungen von Soltau und Tieck. Diesen starken, schön gedruckten Band (3.50 M) zieren die genialen Zeichnungen von Gustav Doré. Auch eine andere amüsante Neuerscheinung desselben Verlages gehört dieser Kategorie an, das Buch „Fröhliche Abenteuer“. Es enthält die Geschichten von vier der fröhlichsten Gesellen, die je von Dichtern geschaffen worden sind: von Ulenspiegel, Guliver, Münchhausen, Schelmuffsky, und zwar in den Originalfassungen (6 M. mit Bildern von Rolf v. Hoer-

schelmann). Wer diese Originalfassungen liest, wird freilich bald erkennen, wie wenig doch in Wahrheit davon bekannt ist und wie unrecht man tut, diese geistvollen, witzigen Werke nur als Jugendschriften anzusehen. Eine völlige Neuentdeckung wird für die meisten Schelmuffsky sein, der in der Tat eines der genialsten Werke der komischen Dichtung ist.

Der Don Quixote leitet auch über zur Rittergeschichte, zur Darstellung mittelalterlichen Lebens. Eine derartige Erzählung — voll Leben, Poesie und Humor — ist im Verlage von Alfred Hahn, Leipzig, erschienen: „Herr Henning oder Die Tönniesfresser von Hildesheim", geschichtliche Erzählung von Gustav Falke, mit Bildern von Benno Eggert (3 M). Die in einem kecken realistischen, „mittelalterlichen" Stil gehaltene Erzählung führt in das alte fürstbischöfliche Hildesheim, mit seinen berühmten Fachwerkbauten, seinen Wällen und Toren, den hohen Giebeln und Dächern, den kunstvollen Kirchen; wir blicken hinein in die engen, unregelmäßigen Straßen und Gassen, in die die Stadtmauer und die vorspringenden Stockwerke der Häuser nur wenig Luft und Licht lassen, wo frei umherlaufende Schweine große Löcher wühlen und die Bürger bei Regenwetter im Schmutz stecken bleiben. Das 15. Jahrhundert geht zu Ende, die Reformation hat die Geister noch nicht aufgerüttelt, in der Pfarrkirche zu St. Lamberti steht der Altar des heiligen Antonius; jedes Jahr sind von der Stadt zwei Schweine aufzuziehen und gut zu mästen, damit der Erlös für die Borstentiere, die das Volk Tönniesschweine (Antoniusschweine) nennt, auf den Altar des Heiligen niedergelegt werden kann. Diese Tönniesschweine spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte. Sie sind es, die den ehrenfesten Ratsherrn und Junggesellen Herrn Henning Bernheide in Versuchung führen und ihn und seine Kumpane, denen von Amts wegen die Obhut über die Tönniesschweine anvertraut ist, um Amt und Würden und guten Namen bringen. Wie das alles geschieht, wie das Wort „Tönniesfresser" dem sonst so tapferen Ratsherren einen furchtbaren Schreck in die Glieder jagt, das mag man nur in dem prächtigen, von feinem Humor getragenen Buche selbst nachlesen.

Eine Reihe wertvoller geschichtlicher Erzählungen sind neu in der beliebten Sammlung „Aus allen Zeiten und Ländern" des Verlages J. P. Bachem, Köln, erschienen (jeder Band mit 4 Bildern 3 M geb.). In die an sich schon interessante Zeit der Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden und dessen Landmeister Hermann Balk, den Gründer vieler preußischer Städte, versetzt die Erzählung „Hercus Monte" von Ad. Jos. Cüppers. Sie knüpft an den Namen eines sagenberühmten Heerführers der Preußen an und schildert im Verlaufe der eigentlichen romanartigen Handlung die Kämpfe dieses Helden mit dem Orden. — Zahlreicher sind neuerdings die Erzählungen aus den großen Epochen und bedeutungsvollen Kriegen der Neuzeit — das ist charakteristisch für das nationale Fühlen und Denken der Gegenwart. Namentlich Preußens Heldentaten 1813/14 und 1870/71 sind Gegenstand dieser Romane für den zum Jüngling heranwachsenden Knaben. Ich hebe aus der Reihe dieser Erzählungen ein paar hervor, die sich in gleicher Weise durch unterhaltsame Darstellung wie durch eine maßvolle Behandlung der nationalen und kriegerischen Momente, wie durch ethische und pädagogische Vorzüge, wie endlich auch durch eine solide, geschmackvolle Ausstattung vor anderen auszeichnen: „Aus eiserner Zeit", Erzählung aus der Zeit der Freiheitskriege (mit Bildern) von Emil Frank (J. P. Bachem, Köln), und „Helden", Erzählung aus dem letzten deutsch-französischen Krieg von Wilhelm Momma (mit vielen Bildern von Prof. Anton Hoffmann, München; Verlag von Enßlin & Laiblin, Reutlingen; 3 M). — Im Anschluß hieran will ich auf einige historische Werke hinweisen, die zum Teil aus Anlaß der hundertsten Wiederkehr jener glorreichen Gedenktage entstanden sind und die mit besten Gründen der reiferen Jugend empfohlen werden können. Der verdienstvolle Verlag Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW. 11, hat ein außerordentlich interessantes Büchlein herausgegeben, das von den schweren Erlebnissen eines preußischen Offiziers und seiner Reiter — während der Katastrophe 1812 — erzählt: „Major von Werder und seine Ula-

n e n“, Preußische Kriegs- und Heldenbilder aus dem Feldzuge des Jahres 1812, von Dr. Rudolf Peschke (mit mehreren Abbildungen und 2 Karten; 2.50 M). — Auch die durch ihre vorzügliche Reproduktionen von vielen Porträts, Schlachtbildern, Uniformbildern, durch die Beigaben von Zeitungen, Armeebefehlen, Briefen, Karten usw. besonders wertvolle Erinnerungsausgabe für das deutsche Volk: „Der Zusammenbruch Preußens im Jahre 1806“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena; 6 M geb.) kann der reiferen Jugend getrost in die Hand gegeben werden, weil hier das über die Nation hereingebrochene Unglück in allen seinen kulturellen Gründen wahrheitsgemäß und in sehr lebendiger Erzählung dargestellt wird. Gerade solche tragischen Ereignisse vertiefen die sich bildende Weltanschauung und das Empfindungsleben. Der ernsten Jugend geziemt es daher sehr wohl, derartige Schilderungen auf sich wirken zu lassen. Nationalen ethischen Erziehungszwecken dient auch das Buch: „Dreihundert berühmte Deutsche“, Bildnisse in Holzschnitt von M. Klinkicht, Lebensbeschreibungen von Dr. K. Siebert (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, geb. 5.50 M). Ein derartiges Nachschlagewerk in populärem Stil hat in der Tat gefehlt. Der von diesen und jenen Eindrücken in Schule, Haus und Leben angeregte Knabe wird in den an Aufschluß reichen, liebevoll geschriebenen Biographien unterhaltsame Belehrung finden. Die Sammlung beginnt mit Rudolf von Habsburg und endet mit Hermann von Wissmann; sie gibt Auskunft über deutsche Kaiser, Staatsmänner, Feldherren, Geschichtschreiber, Philosophen, Dichter, Künstler, Maler, Musiker, Erfinder, Techniker, Patrioten, kurz über hervorragende deutsche Männer aus jedem Kulturgebiet. Die einheitlich nach authentischen Vorlagen ausgeführten Holzschnitte sind anzuerkennen, namentlich auch in Bezug auf Ähnlichkeit mit dem Original — soweit ich dies beurteilen kann. Einige Porträts allerdings, wie z. B. die Liliencrons und Wildenbruchs, scheinen mir weniger gelungen zu sein.

Nachholend möchte ich noch einige aus diesen Gruppen herausfallende Erzählungen erwähnen. Das Buch „Heinz, der Lateiner“ ist der wohlgelungene Versuch, ethische Motive aus dem Knabenleben psychologisch wirksam und zugleich in gefälliger und für Knaben geeigneter Form zu behandeln. Es nennt sich mit Recht eine „Schulgeschichte für Knaben bis zu vierzehn Jahren“; es ist geschrieben von Emma Biller (mit 6 Bildern von Karl Mühlmeister, Verlag Thienemann, Stuttgart). Der Inhalt ist kurz: Nach dem frühen Tode seiner Eltern kommt Heinz zu seiner alten Tante und deren Mamsell. Als der strebsame Knabe in die Volksschule geschickt wird, wird der bisher muntre, sympathische Junge trübselig und verbittert. Aber ein Jahr muß er es ertragen, dann kehrt er in das Gymnasium zurück. Diese Erlebnisse, Übergänge usw. sind, wie gesagt, mit feinem psychischem Nachempfinden geschildert. — Kaum noch einer Empfehlung bedarf das Büchlein „Wenn die Sonne aufgeht“, eine Auswahl aus den Dorfjugendgeschichten von Meister Heinrich Sohnrey (mit Zeichnungen von F. Müller-Münster, Deutsche Landbuchhandlung, 1.25 M). Es sind herzerquickende, frisch und fröhlich erzählte kleine Geschichten, denen oft feiner Sinn und Lebenswert innewohnt. — Der neueste Band der „Mainzer Volks- und Jugendbücher“, Curt Geuckes Erzählung: „Der Steiger vom David-Richt-Schacht“ (mit Bildern von Willibald Weingärtner, Verlag von Jos. Scholz, Mainz; 3 M), ist ebenfalls mit Anerkennung hervorzuheben. Hier bietet sich dem Leser ein Bild der modernen Technik des Bergwerks und des Hüttenbetriebs. Wir sehen in das Getriebe des Hamburger Hafens, wir sehen den Welthandel sich vor unsren Augen abspielen und werden in die Kolonien geführt. Der Held der Geschichte muß sich durch alle menschliche Not hindurcharbeiten, und er erreicht durch Fleiß, Treue und Umsicht sein hohes Ziel. Der Gedanke der immer höheren seelischen Entwicklung des Menschen, der unmerkbar in das Ganze verwoben ist, wird den jugendlichen Leser lebensfroh stimmen. Das Buch vereinigt in sich alle Vorzüge der übrigen Mainzer Volks- und Jugendbücher: reiche Belehrung, naturwahre Darstellung, spannende Handlung und auch vorbildliche Buchausstattung.

Die Menge der speziell für Mädchen bestimmten Bücher ist naturgemäß nicht so groß als die der für Knaben geeigneten: ein Teil der letzteren wird immer auch von Mädchen in Anspruch genommen werden können. Dies gilt z. B. auch von den Märchenbüchern. Wenn ich nochmals auf das Märchen in diesem Zusammenhange zurückkomme, so geschieht es, weil ich hier einige Märchen empfehlen möchte, die ihrem ganzen Gehalt, ihrer ganzen Form und Ausstattung nach mehr für jüngere und auch ältere Mädchen geeignet zu sein scheinen als für Knaben. „Die Himmelsleiter“ nennt sich ein nach Art vornehmer Bilderbücher ausgestattetes Buch, das anmutige und drollige Erzählungen in Reimen, nach Art der Märchen, von Ernst Weber enthält — mit ganz köstlichen poetischen und phantasievollen farbigen Bildern von Joseph Mauder. Die feine, sinnige Art dieser Erzählungen wird zarte Mädchen besonders ansprechen (5 M). Dies gilt auch dem poetisch wertvollen Märchen: „Der Elfenraub“ — in Versen — von Marie Charlotte Siedentopf, mit farbigen Bildern und sonstigem Buchschmuck von Alexander Vollorth (6 M). Das außerordentlich geschmackvoll ausgestattete Buch mit den originellen, stimmungsvollen Bildern und Versen, deren Wohllaut an die bekannten Scherzballaden von Kopisch erinnert, ist eine Gabe von bleibendem Wert. Endlich aber kann ich mir kein zarteres Geschenk für Mädchen denken, als die unsterbliche Märchenerzählung „Undine“ von Friedrich de la Motte-Fouqué. Auch hiervon ist eine modern ausgestattete, vornehme Neuausgabe erschienen, und zwar mit den wundervoll pittoresken, in matten Farben gehaltenen Bildern des Engländers A. Rackham, eines geborenen Romantikers, eines Stilisten von unübertrefflicher Grazie in der Linienführung. Das Buch, dazu schön gedruckt, in großem Format, ist gewiß eine der hervorragendsten Neuerscheinungen auf diesem Gebiet (6.50 M). Diese drei Bücher sind erschienen im Verlage Georg W. Dietrich, München.

Zwischen den diesjährigen Neuerscheinungen finde ich übrigens noch ein zweites originelles Märchenbuch, das Arthur Rackham in seiner feinen, phantasievollen Art mit künstlerisch hoch zu bewertenden Bildern ausgestattet hat; es ist das Buch: „Alice im Wunderland“ von Lewis Carroll, deutsch von Helene Scheu-Ries (4 M). In ihrem naiven Ton, in dem sinnvollen, menschliche Beziehungen klug andeutenden Charakter, in der Vermenschlichung der Tierwelt, von Gegenständen usw. erinnern diese die Phantasie anregenden unterhaltenden Märchen an Andersens unsterbliche Dichtungen. — In demselben Verlage, Gustav Kiepenheuer, Weimar, sind noch zwei andere, vorzugsweise für Mädchen bestimmte Bücher neu erschienen. Das Buch „Märchen aus der Mutter Kindheit“, erzählt von Sophie von Ruhfitz, enthält altbekannte Märchen, wie Rotkäppchen, Schneewittchen, Frau Holle, Dornröschen, Hans im Glück u. a., aber gerade diese Auswahl altvertrauter, einfachster Märchen gibt dem Buche einen intimen Charakter. Hinzu kommt der reizvolle, feine Stil der vielen Zeichnungen von Joh. Sluyters. Diese Zeichnungen wirken wie die zarten farbigen Holzschnitte alter Märchenbücher, sie sind vielfach nur in Schwarz und Rot gehalten. Endlich möchte ich in diesem Zusammenhange noch desselben Verlags Bilderbuch „Tante Krinoline und andere Geschichten“ — Bilder und Verse von Helene Vrieslander — erwähnen, das mit seinen lustigen Szenen und drolligen Versen sich den besten älteren Bilderbüchern zur Seite stellt.

Für sechs- bis zehnjährige Mädchen bestimmt ist eine nicht nur fesselnde, sondern auch unmerklich durch die Handlung selbst belehrende Erzählung: „Regen muß sein!“ von Wera Niethammer (mit 4 Farbbildern, K. Thienemanns Verlag, Stuttgart). „Regen muß sein. Die Hauptsache ist, daß wir sonnig sind — dann kommt's auf das Wetter draußen nicht an.“ In einem großen Kreis kleiner Knaben und Mädchen vertritt Tante Lotte immer wieder diese Ansicht. Ihre kleine Nichte Trude steht ihr fest zur Seite. Diese bringt all den Sonnenschein ihren Freundinnen, darunter der armen blinden Lilli, ihren Eltern und dem jüngeren Bruder, der lange Wochen liegen muß, da er das Bein sich gebrochen hat. Ja, auch in die arme

Arbeiterfamilie versteht sie das Glück zu führen. — Besonders zu empfehlen sind ferner die beiden biographisch angelegten, übrigens bereits weit und breit bekannten und beliebten Erzählungen von Heinrich Sohnrey: „Fridesinchens Lebenslauf“ (31. Auflage, 4 ℳ) und „Grete Lenz, ein Berliner Mädchen“, Erlebnisse, von ihr selbst erzählt (8. Auflage, 4 ℳ); beide im Verlage der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin. Die erstere, eine von dem Dichter ersonnene anmutige, an Handlung und Episoden reiche Erzählung, spielt auf dem Lande, im Südhannoverschen, die andere ist ein „durchaus realistisches Lebensbild aus der Großstadt, das Zug um Zug nur wirklich Erlebtes wahrheitsgetreu darstellt, und zwar so darstellt, wie die leibhaftig lebende Grete Lenz es selbst dem Herausgeber schriftlich und mündlich im Laufe von drei Jahren erzählt hat“. — Ich nenne weiter noch zwei mit hübschen Bildern ausgestattete Bücher des Verlages Gustav Weise, Stuttgart: „Das Röseli im Ötztal“, eine Erzählung für jüngere Kinder, von der mit Recht beliebten Jugendschriftstellerin Berta Clément, und „Jugendglück“, Erzählung für junge Mädchen von Laura Scheer; ferner „Die Erbin von Udara“, dem Englischen nacherzählt von Anna Hilden (mit Bildern, Verlag J. P. Bachem, Köln). Sowohl in bezug auf den Inhalt wie auf die Art der Darstellung können diese Bücher den besten ihrer Art zugerechnet werden.

Für die reifere Jugend endlich nicht zu übersehen ist ein neues volkstümlich gedachtes Unternehmen: „Velhagen und Klasings Volksbücher“, eine Blütenlese großen Stils, die weit hinein ins Volk und in die Jugend wirken möchte und m. E. dazu auch mit allem Rüstzeug versehen ist. Vor allem ist der Verlag imstande, ein derartiges Unternehmen mit vortrefflichem Anschauungsmaterial zu versehen und es dennoch billig zu halten. Sodann ist ein Hauptvorzug dieser Hefte die knappe, leicht faßliche, das Interessante betonende textliche Darstellung. Mag der wissenschaftliche oder literarische Wert dieser Bio- und Monographien hier und da nicht bedeutend sein, der Zweck, in gefälliger Weise einzuführen, einen Überblick zu geben, wird fast jedesmal erreicht. Diese Volksbücherei will allen Gebieten menschlicher Kultur gewidmet sein. Von Dichtern sind u. a. bisher Schiller, Körner, Wilh. Raabe, Scheffel, Paul Heyse, Dickens, Kleist, von großen Malern Rembrandt, Tizian, Dürer, Holbein, Watteau, Hals, Rubens, von Fürsten, Feldherrn und Staatsmännern Blücher, Bismarck, Friedrich der Große, Napoleon, der Große Kurfürst in knappen, doch durchaus instruktiven Biographien gewürdigt worden. Besondere Monographien beschäftigen sich mit dem Schwarzwald, Deutsch-Südwestafrika, dem Telephon, der Luftschiffahrt, dem Mond, den Tierriesen der Vorzeit usw. Durch die sorgfältig ausgewählten Bilder, Porträts usw. wird jedem dieser etwa 30 Seiten — in Zeitschriftenformat — großen Hefte ein besonderer Charakter und oft intimer Reiz verliehen (Preis je —.60 ℳ).

Einige für die reifere Jugend bestimmte und durchaus vom künstlerischen wie vom pädagogischen Standpunkt zu empfehlende Anthologien hat der Stuttgarter Verlag Gustav Weise unlängst ediert. Das Buch „Der Jugend das Beste“, ausgewählt von Val. Tornius, enthält Meisterstücke deutscher Prosakunst, die sehr wohl von der Jugend gelesen werden können, u. a. „Das Märchen“ von Goethe, „Die Sage von Herzog Ernst“ von Gustav Schwab, „Aus dem Leben eines Taugenichts“ von Eichendorff, „Michael Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist, „Dietrich von Bern“ von Uhland, „Drollige Geschichten“ von J. P. Hebel. Die Bildnisse der Dichter, nach guten Vorlagen, bilden eine Zierde des Buches (3.50 ℳ). — Im Anschluß hieran nenne ich die elegant ausgestattete Anthologie — für junge Mädchen — „Die goldene Zeit“, die schönsten Blüten des Liebesfrühlings von Erika Lenz, mit erlesenen Gedichten von Schiller, Goethe, Chamisso, Rückert, Eichendorff, Uhland, Mörike, Heine, Lenau, Geibel und den Bildnissen dieser Dichter (4.50 ℳ). — Ebenso wird vielen die Sammlung „111 Fabeln“, herausgegeben von dem bekannten Fabelsammler und Dichter Theodor Etzel, mit bunten und schwarzen Bildern von Willy Planck (3 ℳ), willkommen sein; sie enthält Fabeln u. a. von Pocci, Hey, Hoffmann von Fallersleben, Christoph von Schmid,

Grimm, Möricke, Reinick, Rückert, Uhland, Grillparzer, Simrock, Gellert, Lafontaine, Äsop, auch von Theodor Etzel selbst.

Zu den hervorragendsten diesjährigen Neuerscheinungen gehört die gediegen ausgestattete Sammlung nationaler Dichtung von Friedrich dem Großen bis auf unsere Tage „Du mein Vaterland" — Reutlinger Verlagsbuchhandlung Enßlin & Laiblin — von Albert Sergel (mit bunten und schwarzen Bildern von Anton Hoffmann; 3.80 ℳ). Die umfangreiche Anthologie enthält die schönsten und interessantesten vaterländischen Gedichte, insbesondere Balladen, in historischer Anordnung, und kann, da sie literarisch wertvoll ist, als ein Bildungsbuch ersten Ranges gelten. Sie enthält viele bekannte Dichtungen von Arndt, Eichendorff, Fontane, Freiligrath, Geibel, Gerok, Hoffmonn von Fallersleben, Körner, Rückert usw., auch originelle von vergessenen Dichtern, wie Hugo von Blomberg, Fouqué, Gleim, Hesekiel, Schubert u. a.; aber auch moderne Dichter wie Liliencron, Falke, Holz, Schönaich-Carolath, Ompteda, Wildenbruch sind reichlich vertreten, und solche Gedichte, die letzte historische Ereignisse unter der Regierung Kaiser Wilhelms II. festgehalten haben.

Endlich möchte ich auf den neuen (IV.) Band des „Deutschen Jugendbuches" aufmerksam machen, unter Mitarbeit namhafter Schriftsteller und Künstler herausgegeben von Wilhelm Kotzde (3 ℳ). Verlag von Jos. Scholz, Mainz. Es wird in diesem für Kinder jeder Altersstufe bestimmten, stattlichen Buche nur Gediegenes geboten. Dichter wie Wilhelm Lennemann, Georg Ruseler, Leo Sternberg u. a. beteiligen sich daran. In buntem Wechsel bringt es Märchen, Geschichten, Lieder, Reime, farbige Bilder und Zeichnungen; Rätsel, Spiele und Aufgaben mancherlei Art geben dem Kinde Gelegenheit zu heiterer Beschäftigung. Es ist also ein rechtes Haus- und Familienbuch, in das auch die Eltern gern hineinsehen werden.

*

Nachträglich sind mir noch einige Neuerscheinungen zugegangen, auf die ich leider nur kurz hinweisen kann, die ich aber dennoch nicht zu übersehen bitte, da manches Eigenartige und Vortreffliche darunter ist. Die Sammlung „Lebensbücher der Jugend" des Verlages George Westermann, Braunschweig, ist um einige durchweg mit geschmackvollen oder belehrenden Bildern ausgestattete Bände bereichert: „Die Märchenwiese" (ℳ 2,50), Märchen, Geschichten und Gedichte von Elisabeth Dauthendey, einer mit Phantasie und poetischer Gestaltungskraft reich begabten Dichterin, — der Charakter dieser Märchen ist zumeist ein heiterer, doch auch das sinnvolle, nachdenkliche Moment findet Berücksichtigung. „Das fröhliche Buch für die Jugend", herausgegeben von Friedrich Düsel (ℳ 2,50), bietet eine gute Zusammenstellung der besten alten und neuen Schwänke, scherzhafte Erzählungen in Prosa und Poesie, Dichtungen von Hans Sachs, Geschichten vom Eulenspiegel, vom Doktor Eisenbart, Lieder, Balladen usw. von Goethe, Kopisch, Uhland, Chamisso, Pocci, Glasbrenner, Fritz Reuter usw. Knaben wird das Buch „Die Flammenzeichen rauchen" — Deutsche Männer im Freiheitskampfe gegen Napoleon — von Albert Sergel willkommen sein (ℳ 2,50), — es ist keine Nacherzählung eines, der nicht dabei war, sondern eine lebendige Kette zeitgenössischer Berichte derer, die jene Kämpfe von 1806 bis 1815 mitgekämpft, die alles, was sie erzählen, selbst erlebt und erfahren haben, — Aufzeichnungen von Nettelbeck, Gneisenau, Stein, Körner, Blücher, Arndt u. a. Das Buch „Frau Aja, Goethes Mutter" von Adolf Matthias (ℳ 2,50) dagegen mag vorzugsweise für Mädchen bestimmt sein.

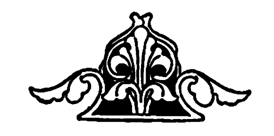
Eine ganze Reihe bemerkenswerter Neuerscheinungen legt der Verlag der Jugendblätter (Karl Schnell), München, vor, u. a.: „Mit Heidi und Tralala" — ein Bilderbuch für jung und alt von R. F. Günther, mit vielen Bildern nach Ideen des Verfassers von Harry Schults, das in seiner herzhaften Frische und Lustigkeit für lebhafte Knaben besonders geeignet ist, sodann das ausgezeichnete „Kaulbach-Güll-Bilderbuch" — Auswahl aus Friedrich Gülls Kinderheimat mit Bildern von Hermann Kaulbach, herausgegeben vom Be-

zirkslehrerverein München, 3 *M*. Professor Kaulbach hat damit dem Lehrer seiner eigenen glücklichen Kinderjahre, dem Kinderliederdichter Friedrich Güll, ein unvergängliches Denkmal gesetzt, dessen Vollendung ihm noch kurz vor seinem Tode gegönnt war. Ich finde vielleicht Gelegenheit, an anderer Stelle auf dieses künstlerisch wertvolle Buch ausführlich hinzuweisen. Ebenso ist das Buch „Alte liebe Lieder“ — nach Wort und Weise gesammelt und herausgegeben von Karl Henniger, Klavierbegleitung von Wilhelm Müller, und mit feinen Zeichnungen und farbigen Bildern von Jos. Mauder — anzuerkennen, wertvoll wird es besonders durch die Notenbeigaben. — Als 10. Band der bekannten „Bücher für die deutsche Jugend“ ist eine prächtige Auswahl aus den Volksbüchern von Ludwig Aurbacher unter dem Namen „Ein Volksbüchlein“ (*M* 1,50) erschienen, enthaltend u. a. Abenteuer der sieben Schwaben, Doktor Faustus, Legenden vom Ritter St. Georg und allerlei Historien. — Ein neues billiges Unternehmen des Verlages nennt sich „Quellen, Bücher zur Freude und Förderung“, herausgegeben von Heinrich Wolgast; jedes der kleinen, sehr gefällig auch mit holzschnittartigen Bildern ausgestatteten Bücher kostet nur 25 ₰. Bisher sind erschienen: „Gudrun“ (Bericht von Uhland, Übersetzung von Simrock), „Ernst, Herzog von Schwaben“, Trauerspiel von Uhland, „Robinson Crusoe“, „Gullivers Reise nach Liliput“, „Eines Knaben Kriegserlebnisse 1806—1814“ von Wilh. v. Kügelgen, „Balladen aus neueren Dichtern“, Schillers „Wallenstein“. — Das für die reifere Jugend bestimmte Buch „Bilder aus der Natur“ von Dr. Friedrich Goll beschäftigt sich mit interessanten Schilderungen aus dem Leben der Insekten und Pflanzen.

Erst jüngst ist der bekannte Berliner Verlag von Neufeld & Henius mit zwei vortrefflichen Büchern für reifere Knaben hervorgetreten. Beide sind mit schönen, farbigen Illustrationen ausgestattet. Das eine „Die Helden Afrikas“ (*M* 4,50) von Major a. D. W. Langheld, mit Vorwort von Prof. Carl G. Schillings, schildert in einzelnen ausführlichen Lebens- und Charakterbildern die Taten und Verdienste Slatin Paschas, Emin Paschas, Graf Samuel Telekis, Wißmanns, Stanleys u. a. Das andere — „Frohe Wanderfahrten“ von August Trinius (*M* 4,50) — mit schönen deutschen Landschaftsbildern, enthält eine Reihe glänzend geschriebener Reiseschilderungen: „Eine Moselfahrt“, „Durch den Spreewald“, „Über den Thüringer Wald“, „Hamburg mit der Waterkant“, „Im Fichtelgebirge“ usw.; Trinius, der bekannte, stets frisch und originell wirkende Erzähler, ganz erfüllt von deutscher Freude an deutscher Natur und Geschichte, bietet auch hier nicht nur Landschaftsbilder, sondern er erzählt auch alles das, was an Geschichte, Sage und Kunst von Bedeutung für die betreffende Landschaft ist.

Endlich möchte ich noch aufmerksam machen auf zwei Spätlinge des Verlages Enßlin & Laiblin, Reutlingen, auf zwei mit prächtigen Bildern ausgestattete Märchensammlungen: „Max Geißlers Tausendundeine Nacht, der Jugend erzählt“ (*M* 4,50) und „Heideprinzeßchen und andere Märchen für kleine und große Kinder“ von Anna Plothow (herausg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin; 3 *M*) — und auf die Auswahl aus Gedichten und Erzählungen von August Kopisch „Allerlei Geister“, besorgt von Leo Greiner, mit vielen Bildern von Rolf von Hoerschelmann (Martin Mörikes Verlag, München).

Dr. Hans Benzmann



Geschäft ist Geschäft

(Berliner Theater-Rundschau)

Geschäft ist Geschäft. Zur moralischen Rechtfertigung der Theaterstadt Berlin läßt sich mit einiger Genugtuung darauf hinweisen, daß die unsaubersten Theatergeschäfte mitunter die unglücklichsten waren. Was bei den jüngsten Direktionskrisen, denen in nächster Zeit noch einige folgen sollen, ans Tageslicht kam, gibt das Recht, von einer neuen Schwindelgründerperiode zu sprechen. Der Zusammenbruch Alfred Halms im Neuen Schauspielhaus und die groteske Katastrophe der Direktion Rudolf Lothars, der knapp sechs Wochen im Komödienhaus sein Lämpchen mit fremdem Öl nährte, das waren Ereignisse, die auch den Berliner Kritiker zwingen, einmal einen Blick hinter die Kulissen zu tun. Denn ist er berufen, künstlerische Absichten zu vertreten, so kommt es ihm auch zu, dagegen zu protestieren, daß mit Kunstdingen ein wüstes Hasardspiel, also mit höheren Interessen Schindluder getrieben werde. Freilich wäre es zunächst Sache der Behörde, die doch sonst gerne ihre Nase — am unrechten Ort (Zensur!) — in künstlerische Angelegenheiten steckt, dem schimpflichen Skandal vorzubeugen. Sie hat es ja in der Hand. Sie stelle, ehe sie zu einem neuen Theaterunternehmen die Konzession erteilt, die Bedürfnisfrage. Sie fordere von dem Unternehmer einen genau zu prüfenden Vermögensnachweis und die Hinterlegung einer Kaution, die hinreichen muß, den Gagenetat für ein ganzes Jahr zu decken. Nein, nicht bloß die Schauspieler müssen gesichert sein, sie, die sich der neue Unternehmer aus guten Stellungen holt, um sie dann, wenn sein Karren stecken bleibt, mitten im Spieljahr der Not zu überlassen; auch den Autoren, die ihre Stücke dem Direktor überließen, sollte materielle Bürgschaft geleistet werden. Gegen einen anderen Schaden sind sie ohnedies kaum zu schützen, — gegen den Verlust ihrer Chancen nämlich, den sie zu beklagen haben, wenn sie das Aufführungsrecht einem Unverläßlichen übertrugen. Rudolf Lothar, dieser bewegliche „Doktor Barnum", hat sein Komödienhaus mit einer Riesenreklame, aber mit keinem kaufmännischen Saldo fundiert. Siebenundachtzig Solisten für sein Schauspieler-Ensemble hat dieser Mensch engagiert und so viel Stücke erworben, beziehungsweise der Konkurrenz weggeschnappt, daß ein Theater für volle vier Jahre versorgt gewesen wäre. Aber schon am Eröffnungstage des Komödienhauses stak Dr. Lothar tief in der Unterbilanz, und wenige Wochen später mußte er seinen Bankrott ansagen. Kunstausbeuter scheuen dieses harte, aufrichtige Wort; man veröffentlichte, daß bei Einleitung der Sanierungsaktion im Komödienhaus Herr Dr. Lothar die Direktion „niedergelegt" habe. Ein Kaufmann, der seine Wechsel nicht einlösen kann, „legt sein Geschäft nieder"! — Suaviter in modo, fortiter in re: die in äußerste Bedrängnis geratenen Schauspieler haben wenig davon, daß der schuldige Mann seine Handlungsweise verschleiert. Eine Entschuldigung gibt es für seine gewissenlose Handlungsweise nicht — wohl aber eine Erklärung. Und die gerade ist das Bemerkenswerteste für den Kunsthistoriker: Dr. Lothar durfte sich nicht ohne Fug berufen auf gewisse epidemische Zustände des Berliner Theater-Handels und -Wandels. Er konnte, als er ohne einen Pfennig in der Tasche sein Komödienhaus eröffnete, so gut wie andere hoffen, daß die Schieber helfen werden. Seine besondere Schuld und sein besonderes Verdienst ist es nicht, daß die Welt durch diesen Zusammenbruch Einblick gewann in ein faules System.

* * *

Geschäft ist Geschäft. Torheit, Verleumdung, den Berliner Theatern insgesamt den Makel der einzelnen anzuheften. Torheit, Verleumdung, ihnen allgemein zuzumuten, daß sie auf künstlerischen Ehrgeiz und sauberes Gewissen pfeifen. Es gibt hier Theaterdirektoren in allen Farben. Einige von ihnen haben es auch gar nicht nötig, Barbaren zu sein; denn sie machen mit dem guten Geschmack gute Geschäfte. Und außerdem bestehen die Königlichen

Theater, die von den fürstlichen und staatlichen Zuschüssen den Tagessorgen entrückt werden. Sie hätten, wenn für sie ein künstlerischer Wille maßgebend wäre, die Arme frei, der Kunst zu dienen. Dem Königlichen Schauspielhaus ginge sein Publikum nicht durch, auch wenn man einmal einen anderen Vertreter der Moderne, als ausgerechnet Oskar Blumenthal zu Worte kommen ließe. Der Hofbühne jüngste Neuheit, des sehr unblutigen Oskar trauriges Lustspiel „Waffengang", schien, obgleich sein Vater es eben erst gezeugt hatte, aus dem verstaubtesten Winkel der Rumpelkammer zu kommen. Es pries den toten Benedix, wer den lebendigen Blumenthal erlebte. Man lobte aber auch den älteren Blumenthal im Vollgenusse dieses jüngsten; man erinnerte sich mit einer gewissen Ehrfurcht des „Weißen Rössels"... Kaum war mir diese unvorsichtige Wehmut entschlüpft, so packte mich schon der Teufel beim Kragen; es führte das Schillertheater wahrhaftig das „Weiße Rössel" auf! Nun, nun, gegen ein harmloses Theatervergnügen soll man nicht mit Kanonen schießen, und unter den sterblichen Schwänken ist der Blumenthalsche einer der gelungensten. Was mich reizte, des Schillertheaters zu erwähnen, ist die Beobachtung, daß diese große volkstümliche Kunstanstalt in der letzten Zeit den Freunden wenig Gelegenheit bietet, sich mit ihren künstlerischen Leistungen zu beschäftigen. Wem der Gedanke und die Vergangenheit der Schillerbühne kostbar dünken, der muß rechtzeitig vor einem Abgleiten auf das Niveau der Geschäftstheater warnen. Die vieltausendköpfige Gemeinde des Schillertheaters ist so treu, daß man ihr sogar Kunst zu bieten wagen darf...

* * *

Als Goethes Theaterdirektor seine vor neunzig Jahren noch recht schlichten Zaubermaschinen aufzog, da rief ein Teiresias den Namen „Max Reinhardt". Der leistet nun Ungeahntes in Himmelslichtern und Massensuggestionen, und die vielfältigen Einfälle, die er manchem geradlinigen Werke der Klassik aufpfropfte, bestätigten reichlich den Satz: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Sein Prinzip ist es, älteste Respektsdramen durch irgend einen verblüffenden Coup neu zu machen. Aber eines unterscheidet ihn wesentlich vom Herrn Kollegen im „Faust": den Dichter behandelt Reinhardt nicht als angestellten Diener; freilich dient auch er ihm nicht mit blindem Gehorsam. Er erhebt sich (manche sagen: er überhebt sich...), als schöpferischer Schauspieler den Schöpfer brüderlich zu grüßen. Es ist fast eine Sensation, wenn im Deutschen Theater einmal die Dichtung eines großen Alten ohne die Sensation einer jungen Eindichtung aufgeführt wird! Vor Shakespeares Genius hat sich Reinhardt jüngst mit Selbstlosigkeit gebeugt. Und seine Aufführung des zweiteiligen „König Heinrich IV." war schön. Sie überwand alle toten Punkte der Chronik, sie holte aus dem Schutte der Geschichte das Lebendig-Menschliche. Und das gelang ihm wunderbarerweise ohne Zange und Schere der Bearbeiter. Auf der rasch gedrehten Bühne wurde zum erstenmal seit Altenglands Tagen das unverkürzte Königsdrama gespielt. Der Kunst des Malers (Ernst Stern) ward ein voller Reiz nach dem anderen abgewonnen. Belebte Bilder schuf der Regisseur. Die Szenen in Witwe Hurtigs Wirtsstube — besonders das kannibalisch wohlige Zechgelage des zweiten Teils — schienen die Geister großer Niederländer aus der Ruhe der Gemälde zu elementarer Bewegung geweckt zu haben. Den gelehrten Krämern und den steifleinenen Überlieferungshütern der Hoftheater zum Trotze, hatte Reinhardt den Bann des Stildramas durchbrochen und in der menschlichen Tragikomödie, die alles Dichten Shakespeares ist, der Komödie ihr volles Recht gegeben. Der Humor Falstaffs und seiner Kumpane war so zügellos, wie er in Shakespeares Hirn sich ausgelebt hat, und ein überkühner Naturalismus des Gemeinen, aber zugleich des reinigenden Genies, stäupte jene zimperlichen Seelen, die den Gott Pan zu einem braven Pastor machen möchten. Falstaff triumphierte im Geiste der Aufführung, obwohl der dicke Ritter einen nur äußerlich feisten und innerlich mageren Vertreter gefunden hatte. Auch das ernste Drama, das zwischen dem Vater, König und dem Prinzen aus Genieland spielt, kam an Bedeutung nicht zu kurz, obwohl wiederum an

wichtigster Stelle der einzelne Schauspieler versagte. Die affektierte Gedankenblässe, die Moissi dem Prinzen Heinrich aufschminkte — Prinz Heinz könnte nicht seine tollen Sprünge tun, wäre er nicht mit all seinem verborgenen Adel ein Leichtfuß! — diese Verkehrtheit bedeutete mehr als einen Fehler — nämlich eine Entartung. Man hat den begabten jungen Künstler zum Flageolett-Virtuosen seiner süßen Kehle verbildet, und die Weiber von Berlin WW. drohen ihn zu verderben. Hat man die Mänadisch-Hysterischen im Vorlesesaal um den geliebten Jüngling brünstig rasen gesehen, so begreift man bedauernd, daß er auf der Bühne dem Selbstgötzenkult verfällt. Hier gilt's, daß sich ein edles Glied noch selber rette. Wie stark mußte die Gesamtmacht der „König-Heinrich"-Aufführung sein, daß sie große Schwächen mit großem Glanze überstrahlen konnte!

* * *

Fern dem Markte wollte Gerhart Hauptmann die Gestalten seiner stillen, feinen, vom Hauche der Unendlichkeit angewehten Dichtung: „Gabriel Schillings Flucht" erstehen sehen. Das ländliche Tempelchen Goethes zu Lauchstedt gab ihm die Gewährung. Nun aber holte sich doch auch das Berliner Lessingtheater, die alte Wiege der Hauptmannschen Bühnendichtungen, ihr Stammgut heim. Die Bühne und nicht das Publikum war dem Drama weh-seliger Erdenflucht geweiht. Was in unseren Premieren Frack oder Decolleté zeigt, das gleicht dem Geist, den es begreift, das hat nie die Sehnsucht nach der Reinigung des Lebens durch einen freien Tod gespürt. Das Drama ist in diesen Blättern von einem Mitempfinder gemessen worden, der für die kranke Schwäche des Gabriel Schilling, des am Weib und an sich selbst verdorbenen Künstlers, wenig Gnade, aber für das Flügelrauschen der Seele ein zartes Gehör hatte. Ich bescheide mich, festzustellen, daß das Berliner Publikum vorwiegend der Psychose und nicht der Psyche der Dichtung nachging, daß es daher nur interessiert, nicht bewegt sein konnte. Man bereitete dem Dichter immerhin widerspruchslose Ehrungen.

* * *

Einen starken Theatererfolg dagegen trugen Ludwig Thoma und das Kleine Theater mit dem Volksstück „Magdalena" davon; und voll Genugtuung sei es gesagt: Dichter und Bühne mit reinen, ehrlichen Mitteln. Ein Volksstück! Man denkt an das theatralische „Volk", das aus Klischeefiguren in Lodenrock und Kniehose besteht; und an ein „Stück", das für die Klischeezuschauer in feinerer Gewandung grob gepinselt ist. Thomas Volksstück ist Dichtung, geschöpft aus dem Volke der Einfachen; ist selbst einfach, aber in der Primitivität nicht arm, sondern reich, — reich an wahrhaftem Leben. Eine ähnliche Gegenstellung, wie sie Schmidtbonn für sein Jugendwerk „Mutter Landstraße" benützt hat, ist auf dem Grundriß des Dramas „Magdalena" ausgeführt. Hier wie dort der ehrsame, ehrgeachtete, im Konservativismus väterlicher Anschauung erstarrte Bauer, dem das eigene Kind scholle- und hausehrflüchtig geworden ist. Bei Schmidtbonn ist's der Sohn, bei Thoma die Tochter, die in der großen Stadt den Zusammenhang mit der Heimat verlieren. In beiden Dramen kehren die Kinder, in tiefer Verkommenheit, ins Vaterhaus heim. Nicht etwa lehrhaft predigt einer der Dichter das: „Bauer, bleib' du der Stadt fern!" Beide Dichter nehmen nur ein Stück Natur vor ihr seelisches Auge und betrachten es eiferlos. Sie nehmen wahr, daß die Stimme des Blutes schweigt, da Vater und Kind, einander räumlich wieder nahe, durch eine Welt getrennt bleiben. So groß ist die Fremdheit, daß Väter und Kinder sich taub geworden sind, so stark ist die Selbstsucht der Ehre und die Macht der gewohnten Moral, daß nicht einmal das Mitleid gegen den tiefen Gegensatz aufkommt. Aus diesem Grundthema entwickelten sich die zwei Schauspiele, die im übrigen keine Wesensgemeinschaft besitzen. In Schmidtbonns stillos verworrenem romantisch-sozialen Phantasiedrama drängt alles zur Verkündigung freimenschlicher Thesen gegen die Ordnung der Welt, und diesem Demagogendrang wird der Realismus der Charakterzeichnung geopfert: sein Vater Bauer ist ein Unmensch mit verborgenem weichen

Gemüt, und der Sohn ein Edelmensch mit den äußeren Zügen eines Lumpen. In Thomas Tragödie schrillt auch ein Unterton der Ironie gegen die Allzugerechten, die Hüter der Ordnung; doch keine vorgefaßte Absicht fälscht die Psychologie, seine Gestalten sind Menschen, nicht Tendenzorgane. Die Tochter Leni, die in der Stadt einem freien Gewerbe nachgegangen war, wird per Schub und vom Gendarmen ins Elternhaus gebracht. So schwer empfindet der makellose alte Vater diese Schande, daß er sein Kind lieber tot als unter seinem Dache wüßte. Noch überdies wird er von der Tücke seiner feindlichen Nachbarn schimpflich gehöhnt und gereizt, und seine gütige Frau, Lenis Mutter, stirbt vor Gram. Immerhin — gerade der äußere Widerstand verbindet ihn fest mit seiner Pflicht. Nur eisenstrenge, eisenkalte Pflicht zwingt ihn, der Tochter das Obdach und den Schutz eines häuslichen Gefängnisses zu gewähren. Die Liebe, die ein jedes braucht, kann er ihr nicht geben. Thoma widerstand der Versuchung, den anderen Teil, die Tochter, im Konflikte zu begünstigen. Magdalena trägt den Namen der Büßerin wie zum Spotte, sie ist kein böses, kein gutes, sie ist ein vollkommen amoralisches Geschöpf — wie die meisten Opfer der Straße. Wohlbegreiflich ginge die Forderung, daß der Vater die Unverantwortlichkeit des schuldlosen Tierchens begreife, gegen alle Voraussetzungen seiner Natur und seines Wissens. Es ist beste Dichterarbeit, wie diese Menschen aneinander vorübersprechen, vorüberleben, ohne sich zu verstehen! Leni nimmt, um aus der Qual der heimatlichen Verhältnisse fliehen zu können, ein paar Markstücke von einem begünstigten Burschen. Der Gentleman verbreitet's im Dorfe, wo Wut aufschäumt. Nun ja, die Sittsamen wehren sich gegen die Verteuerung der Lebensmittel ... Der heißblütige alte Mann, der Vater, hält Gericht ohne Verhör; er ersticht sein Kind. Ach, hätte er das Theatermesser doch nicht zur Hand gehabt! Es hat einen zu abgenutzten Griff, es wirft ein fremdes Blitzen in dieses Schauspiel, das so kernechte Bauern und Menschen herstellt, wie sie im Reich des Nagelschuhs seit Anzengrubers Tagen keiner mehr geschaffen hat. Gerade so ohne Falsch war auch die Vorstellung im Kleinen Theater: mit Centa Bré als Magdalena, Klein-Rhoden als altem Bauer und Ilka Grüning, die eine Mutter sterben ließ, daß uns das Herz bebte.

* * *

Die Privattheater sind an die Geschäftsmaximen mit ihrer Existenz gebunden, und wir müssen zufrieden sein, wenn sie mit der Kunst und nicht gegen die Kunst spekulieren und wenn nicht unter dem Vorwand künstlerischer Bestrebungen ein schmutziges Getriebe gedeiht. Aber es gibt einen Ausblick auf eine Entwicklung zu gesicherten Verhältnissen. In den Organisationen der freien Volksbühnen wird jenes Theater der Zukunft sichtbar, das der Privatspekulation entrückt und vom Volke erhalten sein und dem Volke gehören wird. Die „Neue Freie Volksbühne“ in Berlin, der gegenwärtig 60000 Mitglieder angehören, ist im Begriffe, ein großes Volkskunsthaus zu erbauen. Schon seit zehn Jahren bietet sie, die für ihre Mitglieder auch die Sonntagnachmittag-Vorstellungen von zehn Berliner Theatern gepachtet hat, in ihrem bescheidenen Heim in der Köpenickerstraße durchaus künstlerische Arbeit. Und jetzt hat sich als ihre Tochtergründung der Verein der literarischen Versuchsbühne gebildet, der die Aufgabe der historischen „Freien Bühne“ von 1889 übernahm, Dichter und Dichtungen entdecken will, die den Geschäftstheatern zu wenig Gewinn versprechen, und in Vorstellungen vor geladenem Publikum die Kunst befreien wird von den Schrauben und Ketten der Zensur. Das erste Gesellenstück der Volksbühne, das Schauspiel „Walter Volk“ des Deutschrussen Fedorow, war allerdings in keiner Hinsicht gefährlich. Ein verspätetes Problemdrama wurde uns gezeigt, das noch einmal die Frage aufwirft, ob der vorurteilsfreie Mann sich in der rauhen Wirklichkeit mit der Theorie der unbedingten Frauenfreiheit vertragen kann. Das ist, nebenbei bemerkt, niemals ein soziales, immer nur ein individuelles Problem, und auch nur persönlich wird es trotz der akademischen Debatten in dem Stück mit „nein“ gelöst. Der Freiheitsapostel Walter Volk geht an der Konsequenz seiner Lehre zugrunde. Das Schauspiel, das geistige Werte hat, wurde würdig dargestellt.

Das Volkstheater brachte außerdem zwei ältere literarische Werke für sein großes Stammpublikum heraus: die geistvolle satirische „Doppelgängerkomödie“ des höchst eigenartigen deutsch-schwedischen Dichters Adolf Paul, und Wilhelm Schmidtbonns Drama „Mutter Landstraße“. Es wäre zu wünschen, daß die Aufmerksamkeit unserer kritischen Kunsthorcher sich regsamer zuwenden möchte der Arbeit eines Instituts, das dem Worte „Geschäft ist Geschäft“ ein anderes entgegensetzt: „Die Kunst dem Volke!“

Hermann Kienzl



Lese

Die Unstetheit des Schriftstellers

In einer kleinen psychologischen Studie, die Georg Hermann in der „Voss. Ztg.“ veröffentlicht, wird die tragische Seite des Schriftstellerdaseins beleuchtet. „In der großen Organisation des Lebens und des Staates,“ heißt es da, „nimmt der Schriftsteller eine bedeutende Stellung ein, und doch scheint für ihn kein Plätzchen frei zu sein. Er ist ein wichtiger Faktor in der Gesellschaft und steht doch ganz außerhalb. Er betet das Leben an, das er bezweifelt, haßt und verflucht. Er schildert es, ohne ihm anzugehören. All sein eigenes Erleben ist zerrissen von Kritik und Selbstbeobachtung. Er fragt da, wo er schweigen sollte — und wird um Genuß betrogen. Und er schweigt da, wo er fragen sollte — und wird um Glücksgüter betrogen. Da er nie vergißt, daß das Leben ein Problem ist, vergißt das Leben zum Schluß ihn ...“ So wird alles, was für andere gilt, bei dem Schriftsteller aufgehoben oder ins Gegenteil verkehrt. „Jeder andere führt doppelte Buchführung, der Arzt, der Jurist, der Kaufmann, der Techniker. Er hat seinen Tag eingeteilt in Berufsstunden und in — ich will Lebensstunden sagen, in die Zeiten, da er Vater ist, Geliebter, Spaziergänger, Spieler, Dinergast, Hochtourist. Gewiß mögen die Sorgen auch aus dem einen in die anderen hinüberspielen, aber das spricht doch nicht gegen die reine Scheidung; und das eine ist ihm nie Problem für das andere. Beide fließen nicht ineinander, vereinen sich nicht zu einem unlösbaren Wirrwarr von Beziehungen, stehen nicht unter gegenseitiger Kontrolle, wie das beim Schriftsteller der Fall ist, bei dem nur allzu leicht die rein menschlichen Dinge unter dieser Zwitterstellung leiden, Emerson ruft nach dem Tode eines Sohnes aus, daß das Schlimmste daran wäre, daß es ihn nichts lehre. Ein Wort — wundervoll und grausig. Und Maupassant schreibt, daß er auf der Beerdigung eines Freundes ist, alle anderen weinen, auch ihm geht es nahe, aber er muß sehen, wie hart und blank die Lichter auf den Kirschlorbeerzweigen der Kränze sind, und muß hundert Einzelzüge bemerken und halbbewußt buchen.“ Der Verfasser führt aus, wie diese Unstetheit viele Schriftsteller in die Ehe hinein und wieder hinaus treibt, wie nicht wenige an ihr zu Nomaden werden, — um doch nicht aus dem Umhertreiben in der Welt, sondern aus Jugendeindrücken und Heimatserinnerungen das Wesentliche ihrer Lebenseindrücke zu beziehen.





Kinderbilder aus drei Jahrhunderten

Von Artur Dobsky

Wenn zu allen Zeiten das Kind einen wichtigen Anteil allen menschlichen Interesses für sich in Anspruch genommen und auch gefunden hat, so ist ihm die vielleicht weitaus bedeutendste Rolle, die es zu spielen hatte, in der Kunst und insonderheit in der Malerei zugefallen. Fern vom gewaltig brausenden Leben hat das Kind seine engumgrenzte Welt für sich, in die wir alle, wes Geistes wir auch sind, zuzeiten uns doch gern einmal zurückversetzen. In seiner keuschen Unberührtheit, seiner kindlichen Lieblichkeit, die sich in anmutigen Formen des Körpers, des Gesichts, in graziösen Bewegungen und drolligen Äußerungen der Sprache und Gebärde kundgibt, hat das Kind immer eine begeisternde Suggestion auf den Künstler ausgeübt und ihn zu Auslassungen in seiner Kunstbetätigung angeregt. Können wir doch schon in der Antike das Bild des Kindes, freilich seltener als selbständige Person von Bedeutung und Charakter, als vielmehr als mitwirkendes, untergeordnetes Glied zwischen den Gruppen der Erwachsenen finden. Nähern wir uns dann dem Mittelalter und kommen später auf das Quattrocento und Cinquecento zu, so tauchen hier und da unter den Werken der Botticelli, Ghirlandajo, des Broncino und Tizian und deutscherseits bei Holbein und Dürer u. a. Kinder in bestimmter Form, als Porträt oder handelnde Personen, auf. Gern würde ihnen allen, die in Tizians „Tochter des Roberto Strozzi" vielleicht die höchste Vereinigung von künstlerischer Meisterschaft und kindlich-lieblicher Anmut fanden, als wichtige Dokumente für die Kunst jener Zeitepochen Erwähnung gezollt werden, jedoch die räumliche Beschränktheit legt hier ein energisches Veto ein. So soll diese Abhandlung da einsetzen, wo sich von vornherein quantitativ wie auch qualitativ die aussichtsreichste Perspektive eröffnet: im 17. Jahrhundert. Soll die Welt der Kleinen und Kleinsten in ihren typischen Erscheinungen vor dem Auge vorüberziehen, und uns in die reine Atmosphäre kindlichen Seins und Geistes versetzen, aus der wir vielleicht, ich wage es zu sagen, am Ende nur ungern scheiden.

Glanzvoll sind die Namen der Künstler, die das 17. Jahrhundert hervorgebracht hat. Stellt es doch mit seinen holländischen und spanischen Meistern

den Höhepunkt der klassischen Malerei überhaupt dar, die zu Ende dieses Säkulums, als alle diese Künstler ins Grab gesunken waren, sich einem nicht wegzuleugnenden Verfall näherte. Unter den Großen jener Zeit ist einer der Größten Diego Velasquez (1599—1660), der mit dem Reiterbildnis des jugendlichen Prinzen Don Baltasar wohl eine der reifsten Schöpfungen seiner großartigen Kunst aufstellte. In vier Gemälden ist das von seinen Eltern zärtlich verhätschelte Kind von dem Meister dargestellt worden, einmal auch als Jäger, von allen aber ist das Reiterbild unstreitig das bedeutendste. Auch die kleine Infantin Margareta Theresia fand in Velasquez einen glänzenden Porträtisten. Kaum, daß das reizende Prinzeßchen auf den eigenen Füßen trippeln konnte, mußte der große Maler seine Kunst in den Dienst der kleinen Dame stellen, und es entstand jenes entzückende, an malerischen Qualitäten so reiche Kinderbild, das damals als Geschenk für die Großeltern bestimmt, heute noch im Hofmuseum zu Wien als eine seiner vollkommensten Leistungen prangt und bewundert wird.

Auch Velasquez' Landmann Bartolomeo Estéban Murillo (1618—1682), der fromme Heiligenmaler, der sein ganzes Leben lang in seinen Werken dem Kultus der Kirche diente, hat einige Kinderbilder geschaffen. Wer kennt sie nicht, die berühmten Sevillaner Straßenszenen, auf denen meist eine Gruppe armseliger Kinder sich beim Spiel oder bei der noch angenehmeren Beschäftigung des Essens vergnügt. Der hier abgebildete trinkende Knabe (Nationalgalerie, London) ist weniger bekannt, sicher aber ist er, vom rein künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, den bekannten Münchener Darstellungen ebenbürtig an die Seite zu stellen. Man möchte ihn um seiner ganz eminenten Charakteristik willen eher noch höher einschätzen. — Wie sein spanischer Kollege, so hat auch der Großmeister der Antwerpener Schule Anton van Dyck (1599—1641) gerade als Hofmaler Karls I. von England Gelegenheit gefunden, eine Anzahl Kinderbilder zu schaffen, die heute den Beschauer noch ebenso erfreuen als ehedem die fürstlichen Eltern. Und mit der gleichen Vollendung und Bravour, mit der der Künstler seine Aufgabe löste, wenn es galt, erwachsene Menschen darzustellen, hat er auch die fünf Bilder behandelt, auf denen die königlichen Sprößlinge der Nachwelt überliefert wurden. Trotz des großen künstlerischen Ernstes, trotz der beispiellosen Noblesse des malerischen Vortrages, wieviel kindliche Anmut und Drolerie ist über die allerliebsten Persönchen ausgegossen, mit welch feinem Empfinden hat er sich in die kindliche Seele versenken müssen, um zu solchen Resultaten zu gelangen. Ein anderes Bild sieghafter Dyckscher Schönheit, in dem der Künstler mit souveräner Beherrschung der technischen Mittel wohl mit sein Bestes gab, ist der „Prinz Wilhelm von Oranien". Leider ist das Bild allzusehr Paradestück geworden, und künstlerisch nicht minder wertvolle Bilder, wie das prachtvolle Porträt des Prinzen Ruprecht von der Pfalz (Galerie Wien), haben unter ihm leiden müssen. — Daß auch Peter Paul Rubens, der große, allseitige Träger der flämischen Kunst, unter der gewaltigen Zahl seiner unvergleichlichen Werke das Kinderbild nicht ganz vergaß, ist hocherfreulich. Hat er doch wieder eine ganz andere Kunst, eine ganz andere Malweise, die auch in dieser Richtung neuartige Schöpfungen erwarten läßt. So stellt er mit dem Gemälde seiner beiden Knaben aus der Ehe mit Isabella

Brant ein ebenso sympathisches als hochbedeutendes Werk auf, das unter allen Kinderbildnissen, die die Kunst je erzeugt, mit an erster Stelle steht. Die ganze Anordnung der Gruppen, das wundervolle Spiel der Farben, auf dem Licht und Schatten eine große Rolle spielen, stempeln das Gemälde zu einem Werke, in dem sich rührende Vaterliebe mit wahrhafter künstlerischer Meisterschaft zu einem großartigen Ergebnis vereint.

Die große Liebe, die der Künstler zu seinen Kindern gehabt haben muß, spricht auch mit ganz besonderem Nachdruck aus dem entzückenden Bildchen in der Berliner Galerie, das den kleinen blondlockigen Nikolaus, den Jüngsten der Geschwister, zeigt, wie er mit seinen fleischigen Patschhändchen sich bemüht, ein Springvögelchen fliegen zu lassen. Wie viele Tausende unserer modernen oft widerlich kitschigen Kinderbilder müssen vor diesem köstlichen Dokument echter, großer, ausgereifter Künstlerschaft die Segel streichen.

Frans Hals (1580—1665), der Maler lachender, lustiger Menschen, der fröhliche, immer liebenswürdige Zecher, auch er hat Kinderbilder gemalt. Er, dem die Wiedergabe des Lachens in allen Abstufungen, vom heimlich verhaltenen Schmunzeln bis zum hellaufjauchzenden, herzerschütternden Gelächter den Kulminationspunkt seiner einzigartigen Kunst bedeutete, hat Erwachsene wie Kinder mit Vorliebe unter den Eindruck mehr oder minder behaglichen Vergnügtseins gestellt. Wie dies ihm gelungen, das ist wohl am eindrucksvollsten in dem Gemälde des „Singenden Knaben“ (Berliner Galerie) dokumentiert. Man könnte diesem im Format kleinen, in der technischen Vollendung so großen Bilde gar viele Worte widmen, aber es spricht ja aus sich selbst heraus, und jeder, der es sah, wird diese Sprache vernommen haben. — Nicht allzuweit von diesem prächtigen Werke Halsscher Kunst entfernt hängt ein anderes Kinderbild, an dem wohl niemand vorübergehen wird, ohne aufrichtige Freude an den dargestellten allerliebsten kleinen Personen zu empfinden. Es sind die auch vielfach als „Königskinder“ bezeichneten Töchter von Cornelis de Vos (1585—1651). Freilich es sind in der Tat zwei reizende Geschöpfchen, die da kecken Blickes in die Welt ihrer kindlichen Träume hineinschauen, wohl geschaffen, daß ein Künstler, wie Cornelis de Vos es war, sie in einem Meisterwerke verewigte. Ein riesig drolliges Kinderbild vom selben Künstler besitzt das Frankfurter Städelsche Museum. Ein kleines Mädchen, das sicher ohne „Mellin's food“ zu solch prächtiger Entwicklung gelangte, sitzt stillvergnügt in seinem Stuhl und zerbröckelt mit den dicken Fingern das vor ihm liegende Gebäck. Es ist der Typ eines flämischen Kindes und vom Meister in seiner ganzen, etwas unbeholfenen Natürlichkeit mit derber Realistik dargestellt.

Eine Menge schöner und künstlerisch bedeutsamer Kinderbilder ließen sich aus den Werken der Ter Borch, Gottfried Schalken, Frans Mieris u. a. noch herausholen, doch der Raum erlaubt es nicht, und so soll mit dem Künstler, der über sie alle gigantisch hinausragt, mit Rembrandt van Rijn das 17. Jahrhundert seinen glanzvollen Abschluß finden. Die Bilder von ihm, die unter die Kategorie Kinderbild zu fallen haben, sind der Allgemeinheit durch ihre allzu entlegenen Aufenthaltsorte leider wenig erreichbar. Die Eremitage zu Petersburg, die dortige Galerie des Fürsten Jussupoff, die Wallace Collection in London und die Samm-

lung Rothschild in Paris sind die glücklichen Besitzer jener mit wahrhaft Rembrandtscher Meisterschaft gemalten Kinderporträts, die bezeugen, wie er, der alle Provinzen der Kunst unter seine Hände zwang, auch dem Kinde gegenüber der einzigartige geniale Künstler war. —

Von geradezu epochaler Bedeutung für die Entstehung einer schier unerschöpflichen Fülle entzückender Kinderbilder ist das 18. Jahrhundert. Und hier tritt England, das bis dahin von einer spezifisch eigenen Kunst kaum reden konnte, dessen Souveräne, wenn sie einen Hofmaler brauchten, sich die Malerfürsten anderer Länder kommen lassen mußten, mit einer Reihe glänzender Namen unvergänglichen Ruhmes an die Spitze. Wo immer Gainsboroughs Name genannt wird, da werden neben seinen unvergleichlich schönen Frauengestalten auch die Gestalten seiner Kinderbildnisse in der Erinnerung aufsteigen. Man denkt an das reizende Figürchen der kleinen Miß Haverfield, das unter dem riesigen Hute fast verschwindet, an den allerliebsten „pink boy“ und ganz besonders an den in der gleichen Sammlung (Wallace Collection, London) hängenden „blue boy“. Dort herzerfrischende kindliche Naivität, hier unkindliche, fast tragische Pose, die uns das eigenartige, fast visionär wirkende Kinderbild wohl nie vergessen lassen wird. Eine ganze Galerie Kinderbilder von der genialen Hand Gainsboroughs ließe sich mühelos zusammenstellen, zu der die Sprößlinge englischer Lords und Fürsten ebensogut Modell gestanden haben wie das schlichte Kind des Dorfes, und in allen werden wir den großen Meister wieder finden. Mehr aber noch als Gainsborough hat sein bedeutendster Rivale Sir Joshua Reynolds (1723—92), der erklärte Maler der Londoner Hofgesellschaft, sich dem Studium des Kindes gewidmet, dessen Ergebnisse für alle Zeiten eine Sonderstellung unter den Kinderbildern einnehmen werden. Wenn ich „Simplicity“, „Innocence“, „Love me, love my dog“ nenne, wenn ich an das wunderbare, so unendlich nobel gemalte aber wenig bekannte Porträt des jugendlichen „Lord Morpeth“ erinnere, so sind genug genannt. Sie allein genügen, um den Ruhm Reynolds' ,neben einem glänzenden Techniker, einem raffinierten Koloristen auch ein feinsinniger, tiefgehender Seelenschilderer gewesen zu seiu, hinreichend zu dokumentieren.

Von den großen Meistern der englischen Schule sind noch Thomas Lawrence (1769—1860) zu nennen, der mit seinem „Master Lambton“ vielleicht das eigenartigste, persönlichste Werk seiner sonst so liebenswürdigen Kunst bot. Man mag zu dem schönen, schwarzlockigen Knaben mit den großen, seelenvollen Augen immer mit seltsamem Empfinden emporschauen, ist es doch, als sei es eine eigene geheimnisvolle und ahnungsschwere Welt, in die dieses Kind träumenden Ernstes hineinsieht. — Dann käme noch George Morland (1763—1804) mit seinen drollig-heiteren Kindergesellschaften, John Hoppner (1759—1810), der mit den kleinen Prinzessinnen Mary und Sophie sich die denkbar reizendsten Modelle suchte, und Sir William Beechy (1753—1839), dessen „Little Mary“ geradezu der Inbegriff kindlicher Drolerie und Lieblichkeit ist. Es ist aber auch in der Tat ein süßes Wesen, diese kleine englische Lady in dem schlichten weißen Kleidchen, unter dem ganz ungeniert ein Paar spitzenbesetzte Höschen hervorlugen, und mit dem riesigen, rotbebänderten Hut, dessen Fasson unsere sechsjährigen girls von heute wieder genau

so gern tragen, wie damals ihre Schwestern vor hundert Jahren. — Wenn wir nun zu den Meistern der französischen Schule des 18. Jahrhunderts übergehen, so ist es beinahe selbstverständlich, daß Jean Baptiste Greuze (1725—1805) den Reigen eröffnet. Schauen wir uns das Oeuvre dieses äußerst produktiven Herrn an, so stellen kleine, süße, verträumte Mädchengestalten und Köpfchen in hunderterlei Variationen das Hauptkontingent seiner ganzen Tätigkeit dar. Freilich diese oft von stiller, ergebener Verzückung, oft von jammervoller Weinerlichkeit erfüllten Mädchenblumen sind wohl alle in ein endloses Meer von Sentimentalität untergetaucht, sie appellieren alle an irgendwelche weichen Regungen des Beschauers, aber sie haben den Ruhm ihres Meisters besser und nachhaltiger bewahrt als seine einst gepriesenen und heute vergessenen Sittenschilderungen. Neben Greuze haben auch Nattier und der kürzlich erst wieder viel gefeierte Fragonard einige ganz bedeutende Bilder aus dem Reiche des Kindes geschaffen, doch mit keiner ihrer Schöpfungen haben sie das erreicht, was ihr berühmter Vorgänger Antoine Watteau (1684—1721) mit seinem einzig dastehenden Bilde „Der Tanz“ erreicht hat. Diese im Besitze des deutschen Kaisers befindliche Perle Watteauscher Kunst ist gleichsam ein Preislied auf die reinste, vollkommenste Kindesunschuld. Wohl gibt es wertvollere, höher einzuschätzende Werke des Meisters, aber keines kann an inniger, herzerhebender Lieblichkeit dieser wahrhaft lieblichen Kinderidylle gleichkommen. Koloristisch geradezu bravourös behandelt ist die Figur des tanzenden Persönchens, das sich mit vollendeter Grazie nach den Klängen der Schalmei ihres jugendlichen Schäfers bewegt; unendlicher Liebreiz liegt über den beiden kleinen Knaben, von denen der eine mit kritischen, der andere mit wohlgefälligen Blicken der Tänzerin folgt. — Mit Jean Baptiste Chardins (1699—1769) so prächtig geschautem und trefflich gemaltem Kinderbild „Das Kartenhaus“ in der Eremitage in Petersburg, einem lieben, etwa zehnjährigen Knaben, der, am Spieltisch sitzend, Kartenhäuser baut, muß ich leider schon das 18. Jahrhundert schließen.

Das jetzt beginnende 19. Jahrhundert in seinen Wandlungen der Anschauungen und Ausdrucksformen, die in den letzten Dezennien fast eruptiv zum Ausdruck kommen, ist zu vielgestaltig, zu reich an Material, so daß es am besten in zwei Hälften geteilt wird. In seiner Gesamtheit aber wird dieses Jahrhundert unter einer fast ausschließlich deutschen Signatur stehen. Das, was einzelne Franzosen — ich nenne Jean Aubert Charderon, den bedeutenderen Bougouereau —, was einzelne Engländer, voran die Präraffaeliten Burne Jones, Watts, Rosetti u. a., was der große Menschenschilderer des modernen Holland Joseph Israels uns an Kinderbildern hinterließen, verschwindet, wenn wir nur das, was deutsche Kunst uns gab, recht würdigen wollen. Wenn ich noch ein Kinderbildnis von Sir William Dyce (1806—1864) nenne, der vielleicht weniger bekannt ist als alle die eben Genannten, so geschieht es, weil es sich in der Tat um ein hochbedeutendes Werk handelt. Das Bild stellt des Künstlers Sohn in Halbfigur dar, ist in frischen, kräftigen Farben der alten Holländer gemalt und bestrickt durch ungemein sympathische Schlichtheit in der Darstellung.

Doch jetzt zu den Deutschen. Da tritt Franz Krüger, der „Pferde-Krüger“, wie man ihn um seiner Pferde- und Paradebilder willen nannte, gleich mit einem

allerliebsten Kinderbildchen in die Erscheinung. Die Nichte des Künstlers, die spätere Gattin des Anatomen Billroth, ist als etwa zehnjähriges Mädchen dargestellt. Die zierliche Figur, an einem Tische sitzend und leicht angelehnt, ist in ein blau und weiß gestreiftes Kattunkleid gehüllt, aus dem altmodischen Halsbund schaut der feine, schlanke Hals hervor. Die klugen Augen blicken lebhaft auf den Beschauer, während die Hände einen Strauß frischer Blumen halten. In schlicht natürlicher Auffassung und trefflich im Kolorit ist es von ganz besonderer Anmut und innigem Reiz. Von Gottlieb Schick ist unter seinen vielen achtbaren, aber wenig bekannten Gemälden das Doppelbildnis der Adelheid und Gabriele von Humboldt wohl mit eine der tüchtigsten Leistungen. Kopf an Kopf sitzen die beiden Mädchen auf einer Steinbank unter dem weinbewachsenen Fenster, das den Blick in die schöne, frühlingsfrohe Landschaft führt. Ehrlich empfunden in der Beobachtung kindlichen Seelenlebens, farbig überaus feinakzentuiert, ist es ganz und gar typisch für Schicks zur Antike neigende Malweise. Auch Julius Hübner (1806—82), der, aus der Schule Wilh. von Schadows hervorgegangen, sich zu einem der Träger der Düsseldorfer Romantik entwickelte, hat neben seinem großen Kompositionsbild „Das goldene Zeitalter“ in der Dresdner Galerie manches hübsche Kinderbild geschaffen. Das Bild, das wir vorführen, stammt aus dem Jahre 1834. Ungemein amüsant ist es, das allerliebste kleine Mädchen in seinem steifen, sittsamen Kleidchen, seinen breiten, schwerfälligen Schuhen, der steif gestärkten Schürze mit seinen graziösen Geschlechtsgenossinnen zu vergleichen, die hundert Jahre vorher ein Watteau, ein Fragonard der Nachwelt überlieferten. Ganz wie dieses, so zeichnet sich auch das kleine Fräulein, in dem Ed. Steinle (1810—86), derals Historien- und Monumentalmaler sehr geschätzte Nachfolger Overbecks, seine Tochter vorstellt, durch jene typische Steifheit aus, die, leicht fürchterlich trocken und nüchtern erscheinend, die damalige Zeit und ihre Mode doch so trefflich charakterisiert.

Mit einem äußerst malerischen Kinderbild tritt noch Ferdinand von Rayski, der der Jahrhundertausstellung 1906 seine künstlerische Wiedergeburt verdankt, in die Erscheinung. Ein kleines Kerlchen aus altadeligem Geschlecht ist es, das breitspurig, die Hände in die Hosentaschen vergrabend, mit recht gut entwickeltem Standesbewußtsein zu sagen scheint: Der bin ich. Das Bild zeichnet sich, wie fast alles, was der von seiner Zeit kaum nach Gebühr geschätzte Künstler schuf, durch ungemein harmonische, noble Farbengebung aus, die in den meisten seiner Schöpfungen sich zu leuchtender Brillanz steigert.

Gewiß ließen sich noch viele Bilder entdecken, die für jene Kunstepoche von charakteristischer Bedeutung sind, doch es muß auch hier ein Ziel und Ende geben. Ein herzhafter Sprung muß uns zu jenen Künstlern führen, die, wohl aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts hervorgegangen, zum Teil noch unter uns leben und wirken und noch heute in der Zeit erregtester Strömungen auf ihrem souveränen Standpunkte sich siegreich behaupten, zum Teil erst in den letzten Jahren und Dezennien von uns gingen.

Zwischen diesen beiden Perioden, der frühen, der die Klassizisten, die Nazarener und die französischen Barbizonen ihr Signum verliehen, und der gegenwärtigen, die mehr und mehr ganz dem Impressionismus verfällt, steht ein Künstler.

Ein Neuerer, ein Eroberer neuer malerischer Probleme, ein kühner Phantast und Könner, der, ohne sich kaum selbst gefunden zu haben, die Perioden überbrückt — Anselm Feuerbach. In einer kolossalen Menge von Zeichnungen hat er das Wesen des Kindes, seine Natur und seine Seele durchforscht und ist zu Ergebnissen gelangt, die unter keine Vorgängerschaft einzuschachteln sind.

Wer kennt sie nicht, die einzig schöne „Idylle von Tivoli", wo zwei Kinder in lebendurchpulster Natürlichkeit in eine poesieumwobene Landschaft hineinversetzt ihre kindlichen Träume träumen? Und umflossen von ergreifender, zu Herzen gehender Innigkeit, von einem keuschen Lyrismus in uns das wohlige Gedenken an die eigene, selige Kinderzeit auslösen! Soll ich Feuerbachs Kinderbildern — es sind eine ganze Anzahl — noch mehr schöne Worte widmen? Gern, aber wo käme ich hin? Und zuletzt würde der sonnig heitere Reigen doch bange Reminiszenzen wachrufen an die düstere Tragik, die über des Künstlers Leben lag. —

Defregger. Knaus. Welche Perspektiven eröffnen sich beim Nennen dieser Namen dem erstaunten Auge! Von mildem Glanze umflossen steigen jene gemütvollen Zeiten wieder auf, da ein Bild von Defregger, Benjamin Vautier oder Ludwig Knaus das Haus jedes guten und kunstliebenden Bürgers zieren mußte. Wenn ich an Knaus denke, dann denke ich zunächst an seine wundervolle alte Judengasse und an den „Dorfprinzen". Und wenn der selbstbewußte, freche Lausbub die Erinnerung passiert hat, dann kommt auch gleich das „Gänseliesel", die „Karten spielenden Schusterjungen", kommt der meisterlich gezeichnete jugendliche „Freibeuter" und noch eine Menge lieber kleiner Menschlein in ernsten und heiteren Situationen. Und wie Knaus, dieser liebenswerteste unter den Meistern des Gutestubenbildes, so hat auch Defregger in seinem langen, gesegneten Wirken ein gut Teil seiner Tätigkeit dem Kinde und seiner Welt gewidmet. Das, was sie beide geschaffen haben, ist Gemeingut einer Nation geworden, und wenn man sie auch heute etwas in den Hintergrund drängen will, ganz und gar werden sie dem deutschen Empfinden nie zu entfremden sein. Hinter diesen beiden, die man nur mehr und mehr vom historischen Standpunkt aus zu betrachten sich gewöhnt, leuchtet der Name Franz von Lenbach. Die Bilder seiner Lieblingstochter Marion kennt heute jeder Mensch und schätzt sie nach Vorschrift. Aber sein wundervolles Erstlingswerk, den schlafenden „Hirtenknaben", der so viel, viel mehr Künstlerschaft enthält als die virtuos herunter gemalten Marionbilder, nicht, und deshalb sei er den Verehrern des großen Meisters dringend empfohlen.

Mit den Namen Kaulbach habe ich zwei Künstler zu erwähnen. Hermann Kaulbach, den Schöpfer all der urdrolligen Kinderszenen, die er mit wahrhaft rührendem Eingehen auf alle Gefühlsnuancen der kindlichen Seele schildert und damit in den meisten Fällen aufrichtiges Ergötzen seiner Bewunderer wachruft. Und dann den großen Porträtmaler Fritz August von Kaulbach, der in der Darstellung des Kindes aus der vornehmen Gesellschaft wahre Meisterwerke schuf, die freilich nicht immer ganz frei von einem Einschlag kühnen Virtuosentums blieben. Mögen seine Schöpfungen der letzten Jahre auch künstlerisch bedeutender erscheinen, die kindliche Seele zu erfassen und durch seine Bilder schauen zu lassen, das hat er früher doch besser vermocht. Den neuen Bildern, mögen sie auch

von noch so bestrickender Grazie und Anmut sein, haftet allzusehr der Stempel der vornehmen Herkunft und des vornehmen Malers an.

Hiervon spürt man gar nichts in Hans Thomas prächtigem „Kinderreigen", wo ein kräftiger, frischer Erdgeruch und helles, frohes Kinderjauchzen sich zu einem wahren Hymnus auf die glückliche Verschmelzung von Mensch und Natur vereinen. Ganz erfüllt an des Künstlers schöpferischem Ingenium und liebenswert wie kaum ein anderes. Thomas Kinderreigen ist das meistverbreitete Kinderbild, das je geschaffen wurde, und diese Tatsache ist dem Meister und auch uns erfreulicher als die bestgemeinten Worte.

Auch Franz Stuck, der Maler des stillen, weltfernen, von geheimnisvollem Zauber erfüllten Haines, in dem Zentauren und Faune ein ulkig ausgelassenes Dasein führen, hat in den letzten Jahren Kinderbilder geschaffen, die in der Zeichnung eminent flott, im Kolorit von schwellender Üppigkeit, ihres Schöpfers geniales Können mit tödlicher Sicherheit erkennen lassen.

Wie viele Namen müßten noch genannt werden, um nur einigermaßen der Vollständigkeit nahezukommen, wie viele Kinderbilder wären noch vorzuführen, die hellstes Entzücken hervorrufen würden. Doch wir müssen uns dies versagen und können von den Vertretern der neueren deutschen Kunst nur Raphael Schuster-Woldau, Adolf Hengeler, A. v. Zumbusch und Walter Firle durch Erwähnung den schuldigen Tribut entrichten. Wollen wir auch auf Max Liebermanns prachtvolle Kinderstudien, die sich in der Nähschule, der Kleinkinderschule glänzend verwandt wiederfinden, verzichten und auch auf Gotthardt Kühls „Lübecker Waisenhaus" mit seinen ärmlichen, aber vom Glanz der grell einfallenden Sonne wunderbar umstrahlten Insassen nur einen Blick werfen, so nähern wir uns zum Schluß einem ganz Eigenen, Abseitsstehenden — Fritz von Uhde. Da taucht schon in Gestalt eines durchaus fertigen Bildes eine „Studie" auf. Eine Mädchengestalt ist es, die Uhde mit bravouröser Lösung des technischen Problems in einem geschlossenen Raum gegen das Licht malte, da ist ferner die entzückende Zeichnung eines in seinem Stuhle eingeschlafenen Bübchens. Des weiteren das allerliebste „Heideprinzeßchen", als welches er ein kleines, sonnenverbranntes Bauerndirnlein vorstellt, und nicht zuletzt die einzigschöne Gruppe der drei Kinder in der Stuttgarter Galerie, die, gesehen mit dem tiefinnersten Auge, das frei und unbeirrt von Konvention und falscher Sentimentalität nur eine Kunst kennt und übt: Menschen darzustellen, wie sie eben sind, wohl die lebensvollste und lebenswahrste aller Kinderdarstellungen des Meisters ist. Es sind Kinder aus den Niederungen des Alltags, aber verschönt und verklärt durch das malerische Werk. Eines Bildes sei noch gedacht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen". Wohl nennt man es ein religiöses Bild, denn Christus, der Träger unserer Religion, steht im Mittelpunkt der Handlung. Er gibt dem Moment die Weihe und das erhaben Hoheitsvolle, das dort waltet, wo immer er auftritt. Und doch: in dieser schönsten Szene seines szenenreichen Lebens ist er Haupt- und Nebenfigur zugleich. Wir staunen und erbeben vor seiner schlichten Größe, vor seiner menschlichen Gottheit, aber in dieses Staunen, diese Ehrfurcht mischt sich ein herzinniges Wohlgefallen an diesen göttlichen und doch so menschlichen Kindern.



Rudolf Schäfers Bilder nach der Heiligen Schrift

Der große farbige Steindruck hat siegreiche Einkehr gehalten in unsere Häuser. Das ist froh und dankbar zu begrüßen. In viel höherem Maße als die meisten anderen Reproduktionsverfahren birgt dieses die segensreichen Kräfte des Originals in sich, zumal wenn nicht Übertragungen, sondern vom Künstler für den Stein Gedachtes gedruckt wird. Dabei eine Billigkeit, gegen die selbst dem schrecklichen Öldruck der Wettbewerb schwer fällt.

Die Vorzüge dieser Technik müssen auch unserm religiösen Wandbild zugute kommen. Manches ist schon geschehen; mit besonderer Freude begrüßen wir diese sechs Bilder von Rudolf Schäfer. Der Künstler hat schon seine Gemeinde; seine Bilder zu Paul Gerhardts Liedern haben sie ihm gewonnen. Zu diesen volkstümlichen Wandbildern war er so berufen, wie kein anderer. Das Volk darf gerade bei religiösen Bildern nicht über Außendinge stutzig werden. Bei Uhde und Gebhardt — von andern, denen ihre subjektive Willkür über alles geht, zu schweigen — ist das nicht zu vermeiden. Diese geistige, sagen wir schärfer verstandesmäßige Überlegung, zu der die Bilder der beiden Genannten durch Kostüm und Typik zwingen, ist sehr erschwerend für eine rein religiöse Empfindungs-Aufnahme beim Volke. Schäfer nimmt da eine besonders glückliche, weil ganz natürlich und gar nicht „überlegt" wirkende Mittelstellung ein. Sie sind konservativ und doch durchaus aus dem Heutigen heraus empfunden. Natürlich aus dem Heutigen eines gläubigen Gemütes. Es ist alles so stark auf den Empfindungsgehalt der immer „gegenwärtigen" Vorgänge eingestellt, daß alles Historische ausfällt. Schäfers künstlerische Stärke liegt in der einfachen, aber sehr eindringlichen Charakteristik und in der Behandlung des Lichtes. Die Farbengebung erhöht den Eindruck der zeichnerischen Kraft, auf die mit Recht der Nachdruck gelegt ist.

Von den sechs Bildern haben der barmherzige Samariter, Abendmahl und Weihnachten das große Format 75×55 cm, Jesus der Kinderfreund, die Hochzeit zu Kana und Bergpredigt das etwas kleinere von 60×50 cm. Die ersteren kosten je fünf, die letzteren je vier Mark. Außerdem sind alle sechs Bilder in Mappe für 24 M zu haben.



Unsere Bilder

Die Kinderbildnisse und Rudolf Schäfers „Weihnachten" gehören zu besondern Aufsätzen.

Des Düsseldorfers Georg Macco „Im ewigen Eise" hat auf der letzten großen Berliner Kunstausstellung berechtigtes Aufsehen erregt. Die Farbe und die plastische Form vereinigen sich zu einem unvergeßlichen Eindruck von der furchtbaren Gewalt, aber auch der erhabenen Größe der winterlichen Natur. Von dem Bilde ist eine alle Feinheiten des Originals aufs getreueste bewahrende farbige Faksimile-Gravüre in dem bekannten Kunstverlag Paul Sonntag, Berlin W., erschienen. Das Blatt, dessen Bildgröße 87×54½ cm beträgt, ist ein Wandschmuck ersten Ranges, wird überdies der ja immer wachsenden Zahl von Besuchern Spitzbergens ein herrliches Andenken sein an einen der größten Eindrücke, die die Natur bietet.

Über die Bilder, die wir unter dem Titel „Vor hundert Jahren" vereinigen, und ihren Schöpfer unterrichtet am besten der buchhändlerische Aufruf, mit dem seinerzeit das von 1831 bis 1843 erschienene Werk „Blätter aus meinem Skizzenbuche" angezeigt wurde.

„Der Verfasser dieser Blätter machte den Feldzug im Jahre 1812 gegen Rußland als Artillerieoffizier in der 25. Division (Württemberger) des dritten Armeekorps mit und ent-

warf als Augenzeuge der wechselvollen Begebenheiten dieses Krieges seine Skizzen an Ort und Stelle, deren Ausführung er vielfachen Aufforderungen zufolge im Jahre 1827 begann und im Jahre 1830 beendigte.

Der Bekanntmachung dieses Werkes liegt die Absicht zugrunde, in einer ungezwungenen Reihenfolge die mannigfaltigsten Szenen der verschiedenen Lagen, in denen sich die französische alliierte große Armee vom Anfange bis zum Ende dieses ewig denkwürdigen Feldzuges befand, treu und wahr wiederzugeben und den Zeitgenossen noch einmal vor ihren Augen das düstere Bild jenes Krieges vorüberzuführen, infolgedessen ein Heer, wie die Geschichte kaum ein zweites aufzuweisen vermag, nach zwanzigjährigen Siegen und den glänzendsten Waffentaten in dem fessellosen Kampfe mit allen Arten von Anstrengungen und Entbehrungen dem nordischen Winter unterlag.

Die 25. Division war dem dritten Armeekorps unter dem tapfern Marschall Ney zugeteilt, sie befand sich im Zentrum der großen Armee unter den unmittelbaren Befehlen Napoleons, nahm an allen Begebenheiten dieses Krieges einen rühmlichen und ausgezeichneten Anteil und half ihrem Marschalle in der Schlacht bei Mojaisk den Titel eines Fürsten von der Moskwa, ihrem Divisionsgeneral den eines französischen Reichsgrafen erkämpfen. Der Standpunkt dieser Division und somit auch der einzelnen Individuen derselben war demnach vorzugsweise geeignet, ein vollständiges Bild aller Wechsel und Erscheinungen dieses merkwürdigsten aller Feldzüge zu geben.

Denjenigen, welche Mitspieler in dem großen Drama waren, nicht minder als solchen, die dasselbe nur aus der Beschreibung kennen, bietet der Verfasser diese Blätter einesteils als eine lebendige Erinnerung an die gleich ruhm- und mühevollen Tage des Jahres 1812, anderenteils als eine vervollständigende Zugabe zu dem, was sie darüber gelesen, dar.

Den ersten ruft diese Sammlung die Bilder aller Lagen und Vorfälle dieses Feldzuges zurück, ihnen sowohl den Glanz der Taten, welche sie verrichten halfen, als auch die Strapazen, die sie erduldeten, und die Trümmer dieses ungeheuersten aller Schiffbrüche zeigend, aus welchen sich zu retten sie das seltene Glück hatten.

Den zweiten vergegenwärtigen jene Blätter, was keine Beschreibung auszudrücken vermag. Sie begleiten auf ihnen die Armee über den Niemen, sehen ihre Märsche und Biwaks, die Städte Polozk, Witepsk, Smolensk, Wiazma, Ghyacz im Hinwege, sie befinden sich auf den Schlachtfeldern von Ostrowno, Crasnoë, Smolensk, Valutina-Gora und Mojaisk, erblicken die Brandstätte von Moskwa und die unzähligen goldenen Kuppeln seiner dreihundert Kirchen, verlassen mit der Armee Moskwa, wenden sich gegen Kaluga, verlassen bei Borowsk diese Richtung, um die alte von Moskwa nach Smolensk führende Straße zu gewinnen, und kommen, Zeugen der tausend und abertausend Opfer an Menschen und Material, über die Schneefelder Rußlands nach Smolensk, Crasnoë und an die Beresina, überschreiten diese und erreichen endlich über Wilna, Ponari bei Kowno den Niemen usw. Der Verfasser der erläuternden Andeutungen hat dem Feldzuge 1812 in Rußland gleichfalls in der K. Württ. Artillerie angewohnt und spricht somit von den meisten der hier gegebenen Szenen als Augenzeuge."

Faber du Faur, der 1853 als General gestorben ist, hat aus seinem Skizzenbuche hundert Blätter veröffentlicht. Ich finde, daß in unserer Verkleinerung die starken künstlerischen Werte der lebendigen Erfassung viel beredter hervortreten, als in den Originallithographien von größtem Folioformat. Ein Waffengenosse des Zeichners, Major F. v. Kausler, hat übrigens einen erläuternden Text zu den an Ort und Stelle entworfenen Bildern geschrieben, auf den hier verwiesen sei. Die Bilder bedürfen ja keiner Erklärung; ihre Sprache ist sehr beredt und dürfte gerade jetzt gut verstanden werden, wo, nachdem Tausende den Schrecken des Krieges anheimgefallen sind, der Tod auf seinen Sondertriumph nicht verzichten will und wieder einmal mit den Schrecken der Natur und der furchtbaren Seuche die der Menschen übertrumpft.





Zum Vergnügen des Verstandes und Witzes · Über „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß

Von Dr. Karl Storck

Motto: Hier ist nichts rein! Hier kam alles zu allem
(Aus dem Text der Oper)

Jeder Leser, zu dem ich heute spreche, hat schon viele Urteile über die neue Schöpfung von Richard Strauß vernommen. War doch die ganze deutsche Kritik, ja auch die des Auslandes zur ersten Aufführung in Stuttgart versammelt. Der Draht spielte nach allen Richtungen die mannigfachen Stimmen, die sich zur Gesamtsinfonie des fachmännischen Urteils vereinigten.

Es ist ein bedrückendes Gefühl, abseits zu stehen vom Chore. Es ist mir nie schwerer gefallen, über ein neues Werk meine Meinung auszusprechen, als dieses Mal. Immer habe ich es als den vornehmsten Beruf des Kritikers erkannt, Werte zu entdecken. Immer habe ich freudig alle Bedenken zurückgedrängt, habe mich willig der Gefahr zu rückhaltloser Begeisterung ausgesetzt, wenn ich das Gefühl hatte, daß bejahende Kräfte am Werke waren. Und hier, wo ich willig ein schier beispielloses Können anerkenne, wo ich eine Fülle einzelner Schönheiten sehe, fühle ich mich im Gewissen verpflichtet, mit aller Kraft zu widersprechen, zu verurteilen. Ich bin nicht eitel genug, um mir von meinem Tun viel Erfolg zu versprechen. Aber wenn ich ehrlich sein soll, kann ich nicht anders, und Schweigen wäre Feigheit.

Ein derartiges Werk muß nach meiner Überzeugung für unsere gesamte künstlerische Entwicklung, für die Stellung der Kunst in unserem Leben, für den Wert der Kunst um das Menschentum als ein Fluch wirken.

Drei Gesichtspunkte drängen sich für die Beurteilung auf: 1. die Kulturerscheinung, 2. diese Schöpfung „Ariadne auf Naxos“ von Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauß als geschlossenes Kunstwerk, und 3. die Musik von Richard

Strauß. Daß man zu dieser Trennung in der Betrachtung gezwungen ist, zeigt, daß es sich um eine innerlich zerrissene, uneinheitliche, von keiner höheren Notwendigkeit gebotene Tat handelt. Dieses eine ist denn auch von den begeistertsten Lobrednern zugegeben worden. Aber das behindert sie nicht in ihrem Jubel, und hundert Ärzte preisen die Mittel zur Heilung dieses Gebrechens an, das ihnen im Äußerlichen zu beruhen scheint, während es in Wirklichkeit das Wesen des Werkes ausmacht.

Wir sind es gewohnt, daß die neuen dramatischen Werke von Richard Strauß zu den Sensationen unseres Theaterlebens gemacht werden. Die Kunstgeschichte hat niemals etwas Ähnliches erlebt. Vom ersten embryonalen Zustande einer neuen Schöpfung Richard Straußens bis zu ihrer endlichen Geburt wird jeder Zustand an die breiteste Öffentlichkeit gezerrt. Ankündigungen, Mutmaßungen, die am nächsten Tage wieder als falsch widerrufen werden, äußerliche Begleiterscheinungen werden schon Jahr und Tag vorher der widerstandslosen Leserschaft nicht nur der Fachblätter, sondern auch der Tageszeitungen aufgedrängt. Je näher der Geburtstag dieses von den sonst so scheuen Musen in frechster Öffentlichkeit gezeugten Kindes heranrückt, um so dichter wird der Hagel der Pressemeldungen.

Es liegt mir fern, Richard Strauß für den Urheber dieses widerwärtigen Getues zu halten. Aber ich meine, er müßte doch Mittel haben, es zu verhindern. Statt dessen steigert sich dieser Reklamerummel, den man früher abenteuerlichen Zirkusleuten vom Stile Barnums überließ, mit jedem neuen Werke. Wenn Richard Strauß wirklich der überlegene Satiriker ist, für den ihn viele halten, und nicht bloß ein vom Tage lebender Spötter, so muß sein Inneres von Hohn und Verachtung erfüllt sein gegen dieses ganze Treiben, durch das ein Kunstwerk mit dem widerwärtigen Geschleime geiler Geschäftsgier und lüsternen Nervenkitzels besudelt wird. Ich begriffe dann sein Losdonnern vor wenigen Wochen im Streit um den Parsifal und müßte mich dann nur wundern, daß er nicht ehrlich genug war, sein Verdammungsurteil statt gegen die Hausknechte gegen den ihn umjubelnden Bildungsmob loszudonnern.

Doch sei's drum! Laßt die Narren tanzen! Wenn das Kunstwerk heute zu jener Massenausstellung kommen soll, die allein eine rasche Wirkung verbürgt, so muß es den Geschäftsleuten des Kunstlebens ausgeliefert werden, und es ist eine Ungerechtigkeit, den Künstler für das Gehaben dieser Rotte verantwortlich zu machen. Vielleicht ist es auch ungerecht, vom Künstler zu verlangen, daß er, angewidert von dieser Sippe, sich fernhalte und abwarte. Nur die ganz Stolzen, die ganz von sich und ihrem Tun Überzeugten — der Musiker denkt mit verehrender Scheu an Wagner und Liszt — können warten. Ich habe von Richard Strauß einmal ein halb melancholisches Wort gelesen, wo er von der Zukunft seiner Werke spricht und offenbar nicht an ein langes Leben derselben glaubt. Da ist es ja begreiflich, daß er die Wirkung der Stunde, die ihm gehört, voll auskosten will. Aber das Bedauern muß doch ausgesprochen werden, daß ein vornehmes deutsches Hoftheater in einer Stadt, in der bisher am Theater wenig Lärm gemacht, dafür um so mehr gearbeitet wurde, daß das Hoftheater in Stuttgart dieses tolle Treiben mitgemacht hat. Man wollte wohl den neuen großen Theatern die allgemeine

Aufmerksamkeit erzwingen. Ich glaube, das Mittel war schlecht gewählt. Denn es heißt dem eigenen Vermögen nicht eben ein glänzendes Zeugnis ausstellen, wenn man alle maßgebenden Kräfte von auswärts zusammentrommelt und zum Gelingen des Ganzen selber weiter nichts beisteuert, als den Schauplatz, wo es sich vollzieht. Wenn man boshaft wäre, könnte man auf die Handlung des „Bürgers als Edelmann" anspielen, wo auch der reiche Protz nichts anderes kann, als sein Haus den anderen zur Verfügung stellen und das Vergnügen derer bezahlen, die ihn in seiner Dummheit ausnutzen und sich über ihn lustig machen. Die Art, wie die Dresdener Aufführung, die der Stuttgarter folgte, von der Presse fast gegen Stuttgart ausgespielt wird, dürfte eine Warnung sein.

Doch wir wollen nicht boshaft sein. Und so wollen wir dankbar annehmen, daß die Stuttgarter Hofbühne sich von dem idealen Gedanken leiten ließ, einmal einem Künstler für das Ans-Licht-treten seines Werkes alle Wünsche zu erfüllen, um so möglichst dem Idealbilde nahe zu kommen, das der Schöpfer von seinem Werke in sich trägt. Richard Strauß hat bei dem Bankett, das für manche Leute die Krönung der Stuttgarter Festtage bedeutete, ja auch erklärt, daß ihm hier ein Traum verwirklicht worden sei. Er hat dabei nur von der Bühne, ihrem Leiter und den mitwirkenden Künstlern gesprochen. Die von überallher herbeigeeilten Zuhörer, die fünfzig Mark für ihren Platz bezahlt hatten, hat er nicht erwähnt. Nehmen wir an, daß diese nicht zur Traumerfüllung gehörten. Freilich, ein Richard Wagner dachte immer bei seinen Werken an das Volk; und als sich ihm der Traum, um den er jahrzehntelang gekämpft, für den er ein Leben lang gelitten, im Festspielhause zu Bayreuth freilich nur mit herben Schmerzen erfüllte, da mußte er traurig erklären, daß ihm die Freude getrübt sei durch den Gedanken, daß er nicht imstande sei, dem Volk sein Werk zu schenken. Es wäre gut, wenn die Leute, die immer davon sprechen, daß Richard II. Richard I. fortsetze und vollende, in dieser kulturellen Hinsicht den „Fortschritt" ins rechte Licht setzen würden.

Doch halten wir an dem fest, daß eine erste deutsche Bühne zu jedem Opfer bereit war, um einem Künstler eine ideale Aufführung seines Werkes zu ermöglichen. Das bestätigt, was ich schon gelegentlich der Aufführung des „Rosenkavaliers" an dieser Stelle hervorhob, daß noch niemals ein Künstler so unabhängig von Rücksichten auf Publikum, Theaterleitungen, überhaupt auf alle Verwirklichungsmöglichkeiten seines Werkes hat schaffen können, wie Richard Strauß. Niemals noch konnte ein Künstler so ganz der Kunst leben wie er. Nie hätte einer weniger dem Tage in seiner Gier ein Opfer zu bringen brauchen, als er. Wer wagt zu behaupten, daß Richard Strauß diese einzigartige Stellung in hohem künstlerischen Geiste ausnutzt? Ich höre schon jene, die mir entgegenrufen: Strauß ist nun einmal der, der er ist, und daß ihm die hohepriesterliche Gebärde fehlt, ist eher ein Glück! — Die Gebärde schenke ich ihm gern, aber jenes heilige Feuer, von dem K. F. Meyer kündet: „Eine Flamme zittert mir im Busen, lodert warm zu jeder Zeit und Frist, die, entzündet durch den Hauch der Musen, ihnen ein beständig Opfer ist", muß im Herzen des Künstlers brennen, sonst ist er kein Künstler, und sei er der größte Könner. Und es wird an ihm in Erfüllung gehen, was der ernste Schweizer weiter kündet:

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

* * *

Für die Gesamtgestalt des Werkes scheint mir der Mann verantwortlich, dessen Name auf dem Widmungsblatt des Klavierauszuges steht, das da lautet: „Max Reinhardt in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet. Richard Strauß. Hugo von Hofmannsthal." Jedenfalls ist es der Reinhardtsche Geist, der hier waltet. Die Neubelebung alter Werke wird dadurch versucht, daß ein Episodisches in den Mittelpunkt gestellt und ein technischer Ausführungsgedanke über den dichterischen gesetzt wird. So war's doch schon bei den vielberufenen Zirkusaufführungen von Werken der Antike, wo der große Gedanke, das Dauernde des Volkstums durch einen erlesenen Chor aussprechen zu lassen, die Verfälschung erfuhr, daß das Volk als Masse aufgefaßt wurde. Von diesem Punkte aus erfolgte dann die Vergewaltigung des ganzen Kunstwerkes.

Dieser „geniale" Regisseur betrachtet sich nicht als selbstlosen Diener am Kunstwerke, sondern diese Kunstwerke sind dazu da, um ihm Gelegenheit zu geben, seine Künste und Mätzchen zu zeigen. Daß unter diesen Künsten manches hübsch ist, soll ja gar nicht bestritten werden. Aber die ganze Tätigkeit dieses Mannes ist nur schädlich. Seine innere Herzensroheit gegen das Wesentliche des Kunstwerkes und gegen reines Künstlertum hat er schon letztes Jahr dem „Georges Dandin" des Molière gegenüber bewiesen. Molière hat mit dem grimmigen Lachen der Verzweiflung und der geistigen Überlegenheit, die die Zeiten überdauert, die Tragikomödie des von seiner Gattin betrogenen Pierrot gestaltet. Er stand im Zwang seiner Zeit und im stärkeren Ludwigs XIV. Als Diener des Sonnenkönigs mußte er die Launen desselben befriedigen, mußte er die Einheitlichkeit seines Werkes durch eingeschobene Schäferspiele und Bacchantentänze zerreißen und sein tiefgeschürftes Bild eines armen Menschentums unter den billigen Lustbarkeiten eines verwöhnten Hofes verstecken. Aber als Molière dann seinen „Georges Dandin" der Nachwelt zum Druck übergab, hat er dieses balletthafte Beiwerk vernichtet. Wie alle großen Künstler hat er den Glauben an die Nachwelt gehabt, auf ihre Gerechtigkeit und höhere Einsicht vertraut. Es war Max Reinhardt vorbehalten, diesen Glauben zu betrügen. Gegen den klaren Willen des Künstlers, gegen den Geist des Kunstwerkes, hat er aus Eigenem wieder hinzugetan, was jener mit blutender Seele, der Not gehorchend, geduldet hatte. Und auf derartige künstlerische Roheiten und Vergewaltigungen pocht dieser Mann wie auf Verdienste. Und ein Publikum, das literarisch zu sein vorgibt, jubelt ihm zu, statt diesen Schänder zum Tempel hinauszujagen.

Ein Gleiches, wie am „Georges Dandin", ist nun auch am „Bourgeois Gentilhomme" vollbracht worden. Es ist allerdings zuzugeben, daß die musikalischen Elemente hier inniger mit dem Ganzen verbunden sind. Dann hat Molière, vielleicht gewarnt durch den inneren Schmerz, den er beim „Georges Dandin" hatte erleiden müssen, in dem zwei Jahre später entstandenen „Bürgerlichen Edelmann"

die auch reichlich vorhandenen Motive zur Tragikomik ungenutzt gelassen und sich darauf beschränkt, ein Zeitbild nur als Ausschnitt aus dem Zustande der Gesamtheit zu geben. Die Entwicklung der Hauptgestalt hat er nicht bis ans Ende gezeigt.

Aber trotzdem kann kein Mensch verkennen, was Molière mit seinem „Bürgerlichen Edelmann" wollte und was er damit geleistet hat. Und außerdem hat er sein künstlerisches Gewissen dadurch zu beruhigen verstanden, daß der aufgeführte Mummenschanz dazu dient, zwei prächtige Menschen gegen den tyrannischen Willen des hinters Licht Geführten glücklich zu machen. Wie groß ist doch dieser Molière! Vom Hof erhält er den Auftrag, ein türkisches Ballett auf die Bühne zu bringen. Er benutzt diesen vom König bestellten Mummenschanz dazu, um ein an satirischen Schlaglichtern überreiches Gesellschaftsbild und den unvergänglichen Charaktertypus des über seinen Stand hinaus strebenden Bürgers zu gestalten. Auch äußerlich weiß er den Mummenschanz auf das richtige Maß zu beschränken und so erträglich zu machen, ganz abgesehen davon, daß auch diese Mummerei für die Zeitgenossen den Reiz der Zeitsatire hatte.

Wie hat doch Richard Strauß auf seinem kühnen Ritt ins Politisch-Kulturelle gepredigt? Achtet eure Genies! — Ist Molière kein Genie? Und wie hat sich Strauß dazu bereit finden lassen, ein Meisterwerk dieses Genies zu vergewaltigen? Bei Hugo von Hofmannsthal wundert mich das ja weiter nicht; er hat schon in der Vorrede zu Schnitzlers „Anatol" bekannt: „Also spielen wir Theater, spielen unsere eigenen Stücke — die Komödie unserer Seele!" Aber Strauß!?

Ich weiß nicht, worüber ich mich mehr wundern soll, über das in seiner Dummdreistigkeit fast versöhnende Eingeständnis der eigenen Ohnmacht oder über die Gleichgültigkeit, mit der die Kritik dieser Vernichtung überkommener Kunstwerte gegenübersteht. Ja, es geht als Grundzug durch die kritische Beurteilung der Vorwurf: „Warum habt ihr den Molière nicht viel mehr zusammengestrichen? Sein Werk hat höchstens als Auftakt zur Ariadne zu dienen!" Freilich ist zu bedenken, daß die Musikkritiker so gesprochen haben, die mit Recht darüber ungehalten sind, daß die Oper „Ariadne" in dieser unglückseligen Verbindung auch zu kurz kommt. Aber wird die Zerstörung des Werkes Molières dadurch gerechtfertigt, daß der Zerstörer auch geschädigt worden ist? — Nein, das ist die verdiente Strafe, und Hofmannsthal und Strauß mögen an der so entstandenen Mißgeburt noch so viel herumkurieren, noch so grausam amputieren, es wird ihnen niemals gelingen, den Wechselbalg in ein gesundes, lebensfrisches Wesen umzuwandeln. Unter so ungesunden Vorbedingungen kann sich kein lebensfähiger Organismus entwickeln. — —

Wie gesagt, für den „geistigen" Erzeuger der Idee halte ich Reinhardt. Ein solcher Gedanke kann nur einem Regisseurgehirn entspringen, und er ist ein Zwillingsbruder des im „Georges Dandin" bereits verwirklichten. Hier hatte Reinhardt das Sommerfest des Sonnenkönigs vom Jahre 1668 wieder erstehen lassen, warum sollte nicht auch ebensogut die Feier des Hubertustages vom Jahre 1670 wieder erstehen? Dort hatte man die Ballettspiele und Gartenfeste neu belebt und hatte sich auf die Musik Lullys gestützt. Warum sollte man nicht auch einmal die ganze Art des Opernbetriebes jener Zeit vorführen?

Reinhardt hat natürlich an eine Aufführung im „Deutschen Theater“ gedacht. Damit stimmt eine der ersten Pressenotizen, die schon vor Jahr und Tag ergingen, überein. Sie lautete: „Molières Komödie ‚Der bürgerliche Edelmann‘ soll im ‚Deutschen Theater‘ in einer Umarbeitung von Hofmannsthal aufgeführt werden. Die fünf Akte des Urstücks sind auf ganze zwei zusammengestrichen, dafür aber ist das von Molière vorgesehene Ballett durch eine Oper für ganz kleines Orchester ersetzt worden, deren Musik von Strauß herrührt.“ Der kluge Herr Reinhardt kannte seinen Freund Richard Strauß schlecht. Wenn der mit seinem Draufgänger-Temperament, um dessentwillen man ihn immer wieder liebhaben muß, von einer Sache erfaßt wird, dann kümmert er sich natürlich den Teufel um einen ausgetiftelten Regieplan, sondern arbeitet mit jener selbstherrlichen Laune, zu der ihn nicht nur sein Können, sondern auch seine herrschende Stellung im heutigen Kunstleben ermutigt. Was in Reinhardts Plan eine „Einlage“ sein, den Ruhm des „genialen“ Regisseurs mehren und die Kassen des Deutschen Theaters füllen sollte, das wuchs sich unter Strauß' Händen zu einem Umfang aus, der den Rahmen des „Deutschen Theaters“ sprengte, neben dem überhaupt nichts mehr Platz hatte. Wenn Hofmannsthal und meinetwegen auch Reinhardt Künstler wären, so hätten sie über diese Entwicklung jubeln und zu Strauß sagen müssen: „Lieber Freund, was du da schaffst, wird ja eine prachtvolle Oper. Wir hätten es wissen können, daß du nach deiner ganzen Art nicht dazu angetan bist, anderen zu dienen. Unter diesen Umständen müssen wir aber den ursprünglichen Plan fallen lassen, und ich, Hugo Hofmannsthal, werde dir ein Opernbuch schaffen.“ — Aber die innere Fruchtbarkeit war niemals Hofmannsthals Stärke. Nun hat er einmal einen Einfall gehabt, den konnte er nicht opfern. Und so ist denn diese künstlerische Mißgeburt ans Licht der Welt gekommen.

In dem Augenblick, wo man die türkische Mummerei preisgab, konnte man die Liebesgeschichte von Cleonte und Lucile, der Tochter des bürgerlichen Edelmanns, entbehren. Man brauchte das Feingefühl nicht zu haben, daß Molière der Mummerei dadurch, daß sie das Lebensglück der beiden Menschen begründet, die einzige künstlerische und menschliche Berechtigung geschaffen hatte. Jetzt wurde ausschließlich der Wille des Geldsacks Trumpf, und das ist ja schließlich „modern“. Der Geldsack will eine Oper haben in seinem Hause; es ist ganz selbstverständlich, daß ein solcher Befehl vom Künstler befolgt wird. Wir sind ja der Zeit eines Molière so sehr überlegen und fassen es als eine Schande auf, daß ein Dichter im Dienste eines absoluten Königs steht. Das absolute Königtum des Geldprotzen jedoch ist uns durchaus selbstverständlich. Es entwickelt sich deshalb in Hofmannsthals Umdichtung auch durchaus kein Konflikt aus dieser neuen Lage, trotzdem auch ihm vorübergehend der Gedanke daran gekommen zu sein scheint, wie sich daraus ergibt, daß er mit der von ihm eingeführten Person des jungen Komponisten eine jetzt recht dumm wirkende Szene eingefügt hat.

Aber Herr Hofmannsthal hatte noch eine zweite Idee, die beinah wie ein witziger Einfall aussieht, freilich dafür auch nicht von ihm herrührt, sondern für Biermimiken, Parodien und sonstige Verulkungen schon sehr oft verwendet worden ist. Nämlich der Geldprotz hat nicht nur eine Oper, sondern auch eine Mummerei be-

stellt. Und da die Zeit für die Aufführung bei seinem Feste knapp wird, kommt der Banause auf das tolle Verlangen, daß beides gleichzeitig gespielt werden soll.

Ich möchte wetten, daß gerade durch diesen Einfall Richard Strauß dem Plane gewonnen worden ist. Er ist noch immer der alte Eulenspiegel, und es eröffnete sich ihm hier die Aussicht auf eine Fülle lustiger Streiche. Nur schade! Die Kunst ist, wenn sie noch so lustig auftritt, eine verteufelt ernste Sache. Und so kann sich der Eulenspiegel nicht wundern, wenn er sich nun selber den schlimmsten Streich gespielt hat.

Nach alledem entstand nun folgende Lage: Der Charakter des Jourdain, des „bürgerlichen Edelmannes“, ist getreu aus Molière übernommen, wie denn auch fast alles, was in den zwei Akten steht, bloß wortgetreu übersetzt ist, und zwar so unverständig, daß sogar jene Szenen beibehalten worden sind, die als zeitgeschichtliche Satire für Molières Zeitgenossen ungemein witzig waren, heute aber nur noch läppisch wirken können. (Dazu gehören vor allem die lautphysiologischen Alfanzereien des Philosophen, die seinerzeit als Satire gegen Cordemons 1668 erschienenen „Discours physique de la parole“ wirkten.) Jourdain tut alles, was die vornehme Welt tut, oder was ihm von dieser Welt, nach der er ein so gieriges Verlangen trägt, eingeredet wird. Musik-, Tanz- und Fechtlehrer quälen den armen Mann, den sein Schneider zum affigen Papagei ausstaffiert. Auch hier nutzt ihn der Graf Dorante für seine Zwecke aus, und auf diese Weise kommt das glänzende Festmahl und im Anschluß daran die Theateraufführung im Hause Jourdains zustande.

Es ist nun klar, daß, wenn der Molièresche Jourdain sich eine Oper bestellt hätte, er entweder eine opera seria oder eine komische Oper erhalten hätte. Und wenn man also historisch treu sein wollte, so konnte Richard Strauß entweder eine ernste oder eine komische Oper im Stile jener Zeit schaffen. Bis zu einem gewissen Grade hat man das gewollt. In den ernsten Teil sind eingefügt eine Najade, Dryade und Echo, also jene allegorischen Figuren, ohne die die alte Oper nicht auskommen zu können glaubte. Strauß übernahm auch getreu die unorganische Art, mit der diese Gestalten dem Kunstwerk aufgezwungen wurden. Das Historische wurde noch verstärkt durch die Regie, indem man diese Gestalten ganz im Stil der Zeit kleidete. Daß das nicht etwa eine nachträgliche Regieanordnung, sondern von vornherein vorgesehen war, geht aus einer der zahllosen Notizen hervor, mit denen man vorher für die Aufführung Stimmung machte. Es hieß da: „In jedes der Damenkleider sind Mieder von der unbarmherzigen Form der Barockzeit eingearbeitet, richtige Holzbretter stellen die auch damals beliebte ‚gerade Front‘ her. Und — kurios genug — auch die Najade, die Dryade und die Darstellerin des Echo in der Oper tragen ‚bukolische‘ Gewänder mit Korsetten und Reifröcken, tragen einen Kopfputz von wahrhaft monumentaler Geschmacklosigkeit nach heutigen Begriffen. Dazu stattete man die Häupter der Quell- oder Waldnymphen gern mit kunstvollen Gebilden aus hochgetürmten Reifen, besetzt mit einer Unmenge von Korallen und anderen möglichst bunten Steinen aus, ließ grellgrüne Straußfedern dazwischen herunternicken und gab den Wald- und Wiesendamen putzige

Fächer mit bunten Bändern in die Hand. So sangen sie ihre schmelzenden Arien, graziös und kokett in die Landschaft gelagert."

Man sieht also, daß hier eine gewisse ironische Behandlung der opera seria des siebzehnten Jahrhunderts vorgesehen war. Es ist selbstverständlich, daß das nur möglich gewesen wäre, wenn dieser ganze Teil ironisch behandelt worden wäre. Aber für die Gestaltung der Ariadne und des Bacchus scheint man niemals daran gedacht zu haben, denn die Textlallereien Hugo von Hofmannsthals sind, so albern sie teilweise wirken, denkbar ernst gemeint.

Auch die Musik ist, soweit Bacchus und Ariadne in Betracht kommen, von Strauß ohne irgendeine andere Rücksichtnahme als die des dramatischen, ja tragischen Ausdrucks geschaffen. Historische Stileigentümlichkeiten oder Rücksichten auf die Einstellung der Oper in das Lustspiel Molières sind nicht vorhanden. Nur daß der Komponist einige alberne Bemerkungen Jourdains zu den ersten Gesängen Ariadnes nicht unterdrückt hat. Etwas zweifelhafter ist das schon bei den Nymphen. Soweit der Notentext als solcher in Betracht kommt, hat auch hier Richard Strauß durchaus als moderner Komponist geschaffen. Aber die ganze Stimmung ist die einer gewissen Verspieltheit, wie auch z. B. eine Vortragsbestimmung geradezu „ohne Ausdruck" heißt. Ganz Kunstspielerei und hier ja auch, wenn man will, eine historische Stilnachahmung, ist die Verwendung der Echostimme, die nicht nur „seelenlos" ist, wie es wieder die Vortragsbezeichnung erheischt, sondern über den Willen des Komponisten hinaus läppisch wirkt, so hübsch in rein musikalischer Hinsicht die instrumentalen Wirkungen dieses Mittels sind. Da aber, wie schon hervorgehoben, diese Nebengestalten der ernsten Oper durch ihre kostümliche Ausstattung für unser Empfinden Karikaturen sind und ganz als historische Merkwürdigkeiten auftreten, ergibt sich hier schon ein starker Zwiespalt des Gefühls.

Nun aber soll nach des Bestellers Befehl die Ballettmummerei gleichzeitig mit der Oper aufgeführt werden. Das hat musikalisch dazu Anlaß gegeben, in und zwischen die ernsten Szenen das Treiben der typischen Personen der italienischen Stegreifkomödie singend einzuschieben. Es sind die kokette, immer verliebte Zerbinetta und das Männerquartett von Harlekin, Scaramuccio, Truffaldin und Brighella. Die Einschiebung vollzieht sich leicht, indem diese lustigen Personen als Tröster der traurigen Prinzessin Ariadne auftreten und Zerbinetta dabei gegenüber dem Weibe den Standpunkt des Weibchens vertritt. Betrachtet man die diesen fünfen zugewiesenen Musikstücke an und für sich, so sind die den Männerstimmen zugewiesenen Teile Singspielmusik, lustig, zum Teil auch albern, aber ohne ironische oder satirische Absichten. Zerbinetta dagegen ist vom Komponisten auch musikalisch als Gegenstück zur Ariadne gedacht und ist eine Koloraturrolle, wie sie seit den Zeiten Donizettis nicht mehr geschrieben worden ist. Ihrer großen Szene, die in dem hundertneunzig Seiten umfassenden Klavierauszug der eigentlichen Oper volle zweiundsiebzig Seiten füllt, von denen wieder dreiundzwanzig der Koloraturarie zugewiesen sind, kann das Schicksal blühen, daß sie als Bravourstück für Kehlakrobatinnen in den Konzertsaal verpflanzt werden wird. Die Musikliteratur dürfte kaum eine schwierigere Aufgabe für Koloratursängerinnen aufweisen und in gewissem Sinne auch keine dankbarere.

Es ist hier Strauß ebenso gegangen, wie einstens Wilhelm Hauff, als er im „Mann im Monde“ Clauren verspotten wollte. Er ist selber ganz dem Stil, den er verspotten wollte, anheimgefallen. Natürlich darf er das nicht zugeben, und so verfällt er an mehreren Stellen in eine aufdringliche Karikatur, die in dem dramatischen Zusammenhange, in den er diese Arie hineingestellt hat, ganz sinnlos ist. Denn auf einmal soll diese Zerbinetta nun die Unarten der alten italienischen Koloratur karikieren. (In der noch nicht ganz vergessenen italienischen Karikatur „La prova d' un opera seria“ von Francesco Gnecco aus dem Jahre 1805 sind ganz ähnliche Mittel der Verspottung angebracht.) Aber man sieht, Strauß vergißt hier ganz, daß Karikatur ein überlegenes Spiel von seiten des Trägers derselben mit dem karikierten Gegenstande voraussetzt. Zu dieser Aufgabe ist Zerbinetta aber in dem Stücke nirgendwo berufen.

Wenn jemals ein Stück in Stücken geschaffen wurde, so ist es diese Oper, wo man, um überhaupt zum Genießen zu kommen, jedesmal nur die einzelne Nummer ansehen und niemals die verschiedenen Nummern zueinander in Beziehung setzen darf. So spielt eben der ironische Geist auf der einen Seite und das technische Alleskönnen auf der anderen dem Komponisten den bösen Streich, ihm das Gefühl für das große künstlerische Ziel zu trüben, so daß er immer nur das Nächste im Auge hat, ganz wie es das Wort Ariadnes, das ich, einem ganz anderen Zusammenhang entnommen, an die Spitze gestellt habe, sagt: „Hier ist nichts rein! Hier kam alles zu allem.“

Aber das ist nicht das Schlimmste. Das mir völlig Unbegreifliche ist, daß Richard Strauß es über sich brachte, sich die tiefgehenden Wirkungen, die er durch die Gesänge Ariadnes erreicht, wieder selber zu zerstören. Wie harmlos erscheint Heine mit seinen die Stimmung zerreißenden und alles Vorangehende zur Lüge stempelnden Schlußstrophen so mancher lyrischer Gedichte im Vergleich zu der hier geübten Art. Denn es ist immerhin noch ein ganz anderes um das gesprochene Wort, als um die Musik. Selbst bei der Lyrik ist es noch eher ein geistiges Empfangen, bei der Musik ist es ganz Gefühl. Dann sind es hier bei Ariadne doch Momente der tiefsten Seelenqual eines vor Schmerz fast irre gewordenen Sinnes, eine ekstatische Todessehnsucht, die auf diese Weise verhöhnt werden. Läge in den Gesängen Ariadnes ein einziges karikierendes Moment, etwa das der freiwilligen Übertreibung?! Aber nichts von dem. Wie heimtückische Peitschenhiebe aus dem Hinterhalt sausen diese Intermezzoszenen auf die Seele nieder, die sich eben willig und vertrauensvoll vom Gefühlsüberschwang der Ariadnemonologe in höhere Sphären hat tragen lassen.

Ich habe Hinweise auf Mozarts „Zauberflöte“ gelesen; andere Leute verwiesen auf die Mischung von Komik und Ernst bei Shakespeare. Es fällt einem recht schwer, an eine so ehrliche Dummheit zu glauben, die hier wirklich Vergleichspunkte finden sollte; es sei denn, um eben den himmelweiten Unterschied, die völlig andere künstlerische Einstellung nachzuweisen. Ich kenne überhaupt kein Werk, auch in der Sturm- und Dranglíteratur nicht, nicht bei Grabbe oder den französischen Romantikern, bei dem die Mischung von Tragik und Komik *so absolut unkünstlerisch* ist, so völlig bar jeder inneren Notwendigkeit, wie hier.

Ich habe schon vor Jahren im Hinblick auf die Entwicklung des Dramatikers Strauß hervorgehoben, daß er die Stilgesetze seines Schaffens ganz von außen erhalte. Das ist bei einem Sinfoniker überraschend. Aber wie ich schon bei der „Elektra" nachweisen konnte, daß trotz der vielgerühmten Einheitlichkeit dieses Werkes das stückhafte Schaffen darin so scharf heraustrete, daß es mich nicht wundern würde, wenn Richard Strauß uns zur Nummernoper alten Stils zurückführte, so ist das hier eigentlich bereits geschehen. Nur daß leider äußerlich die Trennung in Nummern noch nicht scharf genug vollzogen ist, während die innere Gegensätzlichkeit zwischen den einzelnen Stücken so groß ist, daß sie unmöglich zu einem Ganzen zu vereinigen sind.

So bleibt es ein Stück in Stücken, die sich für mein Empfinden wechselseitig schädigen und das Empfinden des Hörers in mutwilligster Weise hin und her zerren. Es gibt nur eine Rettung: man muß die gläubige Hingabe an das Kunstwerk, den mitlebenden Glauben an die darin vorgetragenen Empfindungen und Gefühle aufgeben; man darf nicht *mitleben* wollen, sondern muß als überlegener Genießer sich hinsetzen. Wenn man das Ganze hinnimmt als ein durchaus bewußtes Spiel, als eine *Arbeit* des Verstandes und Witzes, dann mag man auch zum *Vergnügen* des Verstandes und Witzes kommen.

Damit wären wir also glücklich wieder auf einem Standpunkte, wie ihn die Zeit vor der großen deutschen Kunst verkündet hat. Wer wollte diesem Standpunkte seine Daseinsberechtigung versagen? Aber das eine ist sicher: was unsere großen Komponisten von Bach über Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Schumann bis Wagner, was unsere großen Dichter von Klopstock bis zu Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel erkämpft haben, das war vor allem das eine, daß die Kunst eben *kein* Vergnügen des Verstandes und Witzes sei.

Es wird Leute geben, die Richard Strauß ein Verdienst daraus machen, daß er aus der Kunst eine — nennen wir es mit der Bezeichnung der französischen Troubadours — „fröhliche Wissenschaft" (gay saber) gemacht habe oder wenigstens auf diesem Wege vorwärts schreite. Wer seine Ideale bei Goethe, Beethoven und Wagner, aber auch nicht weniger bei Mozart sieht, der kann einen solchen Weg als ganz amüsanten Seitensprung gelten lassen und ihn auch gelegentlich mitmachen. Wer aber bedenkt, ein wie geringer Teil unseres Volkes bislang erst so weit gekommen ist, jene höchsten Wirkungen der Kunst als Lebensgestalterin, wie sie durch unsere Großen erkämpft worden ist, sich zu eigen zu machen, dem vergeht dann auch noch die letzte Freude an einer so unterhaltsamen und vielfach fesselnden Erscheinung vor der Sorge um ihre Wirkung auf dieses Volk; dem verblaßt das Vergnügen des Verstandes und Witzes im Anblick der Gefahr für das Gemüt und jenen Geist, der nicht der Esprit der Sekunde, sondern die Ahnung des Ewigen ist.

* * *

Noch bleibt die Frage nach der rein musikalischen Bedeutung dieses Werkes. Das kühl Verstandesmäßige überwiegt bei Strauß während der Empfängnis des künstlerischen Gedankens, weshalb er denn auch nicht imstande ist, das einzelne zugunsten des Ganzen unterzuordnen, und zwar hauptsächlich deshalb nicht, weil

es für die Technik nicht innerlich Wichtiges und Unwichtiges gibt, sondern ein Verstandesmäßiges hier entscheidet. Das in geistiger und seelischer, also in dramatischer Hinsicht Belangloseste kann für die technische Ausführung ebenso „interessante Aufgaben bieten, wie das Bedeutsamste. Im Technischen aber wurzelt das Temperament von Strauß. Hier steckt seine ganz eigentümliche Art der Leidenschaft. Im Technischen liegt auch seine künstlerische Eigenart, seine Bedeutung. Nun ist das in der Musik sehr viel. Es hat lange Zeitalter gegeben, in denen die Kunstmusik im Grunde nur Technik war, nur Art der Bearbeitung eines gegebenen musikalischen Gedankens. Da hat also die ganze Form lediglich auf der Technik beruht. Nun kommt aber bei Strauß hinzu, daß seine Technik nicht nur im rein Formalen, Zeichnerischen, sondern auch im Farbigen schier unbegrenzt ist, daß er hier wirklich ein Neuschöpfer ist. Das Orchester von Strauß hat einen ganz bezaubernden Klang, und er hat bei diesem neuen Werke durch Einbeziehung des Klaviers und des Harmoniums ganz ungeahnte Klangwirkungen erzielt.

Noch in einem anderen offenbart sich die Meisterschaft und die Selbstherrlichkeit seines technischen Vermögens. Das große Massenorchester, das bisher als ein Charakteristikum für Strauß erschien, ist aufgegeben. Ganze sechsunddreißig Musiker saßen beim Spiel. Nicht preisgegeben ist damit die vielstimmige Verästelung der kontrapunktischen Schreibweise. Aber es ist eine Art von Kammermusik, ein solistisches Gegeneinandermusizieren der verschiedenen Instrumente, wodurch ein Ganzes entsteht, bei dem nichts Füllsel ist, nichts bloß Begleitung, sondern wo durch ein gleichberechtigtes Zusammenwirken ganz verschiedenartiger Elemente ein durchaus einheitlicher Klangkörper entsteht. Für dieses Können scheint mir kein Wort des Lobes zu hoch. Anders steht es um das eigentliche musikalische Vermögen. Wenn unsere üppig ins Kraut schießende Musikphilologie erst zu jener Freude am Quellennachweis gelangt sein wird, wie sie für die Literaturgeschichte von der Schererschule ausgebildet worden ist, so kann der Nachweis der Quellen für das thematische Material der Ariadne auf Naxos eine köstliche Doktorarbeit werden. Es ist auch nicht ein einziges Thema wirklich von Richard Strauß. Kein Operettenkomponist hat mit größerer — sagen wir einmal Ungeniertheit sein Material überallher genommen, wie er es gerade passend fand. Da einige dieser Fälle, z. B. bei der Dinermusik, als bewußte musikalische Witze anzusehen sind, so weiß man auch bei den anderen nicht, ob das von Strauß nun Absicht ist. Jedenfalls bleibt das eine Tatsache, daß die ja schon immer hervorgetretene Schwäche Richard Straußens in der eigentlichen musikalischen Erfindung hier als organischer Zustand auftritt.

Vielleicht kann das Werk trotz alledem einen sehr segensreichen Einfluß für die rein musikalische Entwicklung ausüben, wobei freilich zu bedenken ist, daß bei der Eulenspiegelnatur des Komponisten niemand wissen kann, ob nicht seine nächste Schöpfung das alles wieder auf den Kopf stellt. Aber wer es sich überlegt, daß Richard Strauß von strengem Formalismus ausgegangen ist und gerade in jenen Jugendjahren, in denen ein Überschäumen am ehesten wirkliche Natur ist, eigentlich der Brahmsrichtung zuzuzählen war, der wird die Rückkehr zur strengen Form und dieses rückhaltlose Bekenntnis zur Tonalität als eine ganz natürliche Entwick-

lung ansehen. Sie mag bei Strauß beschleunigt sein durch die völlige Verwilderung, die die musikalischen Grundbegriffe bei den modernen Franzosen und vor allem etwa bei Schönberg erfahren haben. Jedenfalls kann bei der einzigartigen Stellung, die Richard Strauß einnimmt, sein Wandel in dieser Hinsicht nicht ohne kräftige Wirkung auf die Jugend sein. Leider wage ich diese Hoffnung, die einen ja für manches andere entschädigen könnte, nicht mit vertrauensvoller Zuversicht auszusprechen. Denn leider habe ich die Überzeugung gewinnen müssen, daß für das Schaffen von Richard Strauß das Gegenteil von dem gilt, was die Zerbinetta für ihre Liebe behauptet, wenn sie sagt: „Immer ein Müssen, niemals Launen." Für Strauß heißt es: „Niemals ein Müssen, immer Launen." An seinem bewundernswerten Können, das man aber in manchen Stunden verfluchen möchte, liegt es, daß das weitere Wort aus dem Texte zutrifft: „Immer ein neues unsägliches Staunen."

Jedenfalls besitzt Strauß heute noch das willige Gehör seiner Zeit, und die Kritik leistet ihm mit seltener Freudigkeit fast einmütig Folge. Ich glaube nicht, daß er ein Prinz aus dem echten Genielande ist. Aber im Reiche der Musik nimmt er entschieden eine eigenartige, fast unheimlich seltsame Stellung ein. Ich möchte glauben, daß der bürgerliche Edelmann Jourdain am Ende des Werkes die große Öffentlichkeit vertritt, wenn er nach allen den schweren Täuschungen und Schlägen, die er erlitten, sagt: „Ich wollte, daß es mir ein paar Finger aus der Hand gekostet hätte und daß ich dafür ein Graf oder Marquis von Geburt wäre und dieses gewisse Etwas mitbekommen hätte, mit dem sie allem, was sie tun, ein solches großes Ansehen zu geben wissen."

Ich bekenne mich zum Schlusse noch einmal als einen leidenschaftlichen Gegner dieses Jourdain, und ich bin so durchaus voll eifernder Liebe für das Volkstum, daß ich wollte, daß es mir ein paar Finger aus der Hand gekostet hätte und ich dafür die Macht bekommen hätte, denen, die allem, was sie tun, ein solches großes Ansehen zu geben wissen, die Maske vom Gesicht zu reißen und sie in ihrer inneren Armut und Hohlheit und ihrer fluchwürdigen Wirkung für die Gesamtheit an den Pranger zu stellen. Zum Heile für das Volk, zum Heil auch für sie selbst.



Erlebnisse eines königlichen Kapellmeisters in Berlin

Dieser Winter brachte in das überfüllte Bild des Berliner Musiklebens einen neuen Zug. Felix Weingartner dirigiert in Fürstenwalde in vier Konzerten die Beethovenschen Sinfonien. In Extrazügen fahren die Berliner hinaus, um dort in einem unmöglichen Konzertsaal von einer leider immer noch nicht erstklassigen Kapelle Werke vorgeführt zu erhalten, die zu hören das regelmäßige Berliner Musikleben schon allzuviel Gelegenheit bietet.

Die Berliner fahren wirklich hinaus. Das erstemal konnte man es als Sensationsgier bezeichnen. Aber das zweite Konzert war, trotzdem die Begleiterscheinungen des ersten ab-

schrecken konnten, noch besser besucht, die Begeisterung schlug noch höhere Wogen, die künstlerischen Eindrücke gingen entschieden tiefer, und ich glaube, der Erfolg des Unternehmens wird sich noch steigern. Von einem nennenswerten pekuniären Erfolge kann natürlich nicht die Rede sein. Das schaltet hier aus. Daran hat man auch nie gedacht. Aber es scheint hier eine moralische Tat von grundsätzlicher Bedeutung sich zu entwickeln. So groß jene Gemeinde von Musikfreunden ist, für die Beethoven unter keines anderen Dirigenten Darstellung so rein und stark wirkt wie unter der Weingartners, so gewiß darum diese rein musikalische Seite bei der Entwicklung der Fürstenwalder Episode eine große Rolle spielt, — unendlich wichtiger ist die moralische und rechtliche Frage, die hier unbekümmert um alle Paragraphenwirtschaft aus dem Rechtsempfinden des Volkes heraus entschieden wird. Ich bin überzeugt, daß die soeben erschienene Broschüre Felix Weingartners „Erlebnisse eines Königlichen Kapellmeisters in Berlin" (Berlin, Paul Cassirer) diese Einstellung noch wesentlich verschärfen wird.

Wenn das Fürstenwalder Unternehmen zunächst manchem als eine Art von Künstlerlaune erscheinen mochte oder als eine Art Widerspruchsgeist, manchem sogar als Reklame, so bin ich nach eindringlicher Prüfung heute der Überzeugung, daß hier ein Mann nicht nur um sein persönliches Recht kämpft, sondern daß mit dieser vielleicht aufdringlichen Form der Allgemeinheit zum Bewußtsein gebracht wird, daß hier ein Streit vorliegt, der weit über das persönliche Interesse hinausgewachsen ist und eine allgemeine Bedeutung gewonnen hat.

Es steht zur Frage, ob ein Künstler in Deutschland imstande ist, sein Recht zu gewinnen. Mit der Erkenntnis, daß es sich hier tatsächlich um diese Frage handelt, muß das halb schmunzelnde Behagen, mit dem man bislang den Fall Weingartner—Königliche Intendanz Berlin verfolgte, einer ernsten Teilnahme Platz machen. Bislang sagte man sich, daß es ja gewiß merkwürdig sei, aber grundsätzlich von Wert sein könne, daß die Königliche Intendanz auf einem Schein bestand, der einem bedeutenden Künstler das Auftreten in Berlin unmöglich machte. Man sagte sich auf der anderen Seite, daß einem Weingartner die ganze Welt zur Wirkung offenstehe, so daß es für ihn persönlich nicht allzuviel verschlagen konnte, wenn er auf Berlin verzichten müßte. Und so konnte man der Meinung sein, daß es sich hier lediglich um persönliche Eigenwilligkeiten handle. Ich bin heute der Überzeugung, daß sich Weingartner ein großes Verdienst um die Kunstwelt, ja um die Allgemeinheit dadurch erworben hat, daß er die Ruhe seines Daseins drangab und alle Mittel daran setzt, der Öffentlichkeit zu zeigen, wie eine erste königliche Behörde in den Besitz ihres Scheines gekommen ist, und darüber hinaus, wie in der Wirklichkeit die nach draußen hin so glänzende Stellung und die oft beneidete Wirksamkeit an so hervorragendem Orte beschaffen ist. Es handelt sich hier nicht um eine beliebige private Kunststelle, sondern um die erste staatliche Pflegestätte der deutschen Musik, gegen die sich in den letzten Jahren die Unzufriedenheit ernster kunstfreundlicher Kreise immer schärfer zu einem ingrimmigen Unwillen verdichtet hat. Auch hier scheidet das Persönliche aus, es ist ein System, das es zu bekämpfen gilt im Interesse der Kunst und der Menschlichkeit.

Wir sind geneigt, bei einer königlich preußischen Behörde allenfalls einen Mangel an Fähigkeit und Geschick zuzugeben, jedoch immer anzunehmen, daß sie „korrekt" nach dem Buchstaben vorgehe. Da ist es denn ganz wertvoll, daß die Engagementsverhandlungen mit Weingartner im Februar 1901 von der Intendanz aufgenommen wurden, als der Künstler noch in einem festen Vertragsverhältnisse stand. Der Vorsitzende des Deutschen Bühnenvereins machte sich damit eines Benehmens schuldig, um dessentwillen er später gegen Weingartner selbst eine Disziplinaruntersuchung einleitete. Es würde zu weit führen, hier die vielen kleinen Vorfälle aufzuzählen, durch die sich Weingartner als Künstler und Mensch in Berlin enttäuscht sah. Die Darstellung bezeugt aufs neue, daß die sogenannte Ära Pierson zu den dunkelsten Seiten der neueren Theatergeschichte gehört. Es wird immer ein Rätsel bleiben, wie es möglich war, daß dieser Mann, den in seiner Laufbahn nichts dazu berechtigte, zu dieser allmächtigen Stellung am Königlichen Opernhause gelangen konnte, lediglich weil er der Freund des



Intendanten war. Noch unbegreiflicher ist es, daß er sich zehn Jahre in dieser Stellung behaupten konnte; daß seine Gattin, die als Sängerin selbst an einer Provinzbühne unmöglich gewesen wäre, auch nachdem Pierson bereits eine amtliche Stellung an der Königlichen Oper erhalten hatte, noch immer in bevorzugtester Weise an der Königlichen Hofoper wirken konnte, daß Piersons Freund Eloi Sylva trotz des Einspruchs der gesamten Kritik, des gesamten Publikums, dauernd die beherrschende Tenorstellung bekleiden konnte. Das alles sind Dinge, die in einem Zeitalter, in dem die Volksvertretung schließlich doch auch einen wenigstens ideellen Einfluß auf die staatlich unterstützte Bühne ausüben kann, unmöglich sein sollte. Sie sind aber Tatsache gewesen, und das von Weingartner beigebrachte Material könnte, wie ich selbst, wohl jeder im Musikleben Berlins stehende Mann beträchtlich vermehren. Doch man möge diese Dinge ebenso wie die vielen kleinen persönlichen Schikanen, durch die man einen selbständigen Künstler quälte und aufzureiben suchte, bei Weingartner selbst nachlesen.

Für das öffentliche Kunstleben wertvoller ist der Fall „Genesius“, weil er zeigt, wie man Kunstwerke systematisch zu Fall bringen kann. Die künstlerische Bewertung dieser Oper Weingartners scheidet dabei völlig aus. Eine Bühne, vor allem ein Institut, das, wie die Königliche Oper, von allen Privatrücksichten frei sein sollte, darf ein Werk zur Aufführung nur annehmen, wenn sie der Überzeugung ist, daß es diese Aufführung um seiner künstlerischen Werte willen verdient. Dann aber ist sie aus künstlerischen wie aus pekuniären Gründen moralisch verpflichtet, alles daranzusetzen, dem von ihr vertretenen Werke einen Erfolg zu verschaffen. Das sind so einfache Grundregeln, daß man einen Verstoß gegen sie für unmöglich halten sollte. Ich würde bei dem Fall „Genesius“ eine Selbsttäuschung Weingartners nicht für ausgeschlossen halten, wenn ich nicht ein genau dazu passendes Seitenstück kennte.

1891 hatte Weingartner seinen „Genesius“ der Intendanz vorgespielt. Das Werk war angenommen und für den Beginn der nächsten Spielzeit angesetzt worden. Plötzlich wird dem Komponisten mitgeteilt, daß die Oper nicht gegeben werden soll. Die Gründe kann er nicht erfahren, es wird ihm nur bedeutet, daß er sich eine Verschiebung auf unbestimmte Zeit gefallen lassen müsse. Im Laufe der Saison wird dann Weingartner mitgeteilt, daß „Graf Hochberg beschlossen habe, den ‚Genesius‘ sofort aufzuführen“. Man zwingt dabei dem Komponisten einen denkbar ungeeigneten Vertreter der Hauptrolle auf. „Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß ein Verbot ergangen war, szenisch auch nur das geringste für mein Werk anzuschaffen, trotzdem man geheimnisvolle Andeutungen gemacht hatte, man wolle mich mit einer schönen Ausstattung überraschen. Während sonst an einem Institut vom Range der Königlichen Oper für jede Novität neue Dekorationen angeschafft werden, behalf man sich hier mit Zusammenstückeln alter und ältester Inventarstücke. Auch jetzt hätte ich bei gereifter Erfahrung wohl noch selbst versucht, eine Aufführung zu verhindern, die von seiten der obersten Leitung mit so wenig Interesse, wenn nicht gar mit geheimen feindlichen Absichten veranstaltet wurde. Aber die Proben waren schon im Zuge, und die musikalische Wirkung erweckte in mir die Hoffnung, daß trotz der erwähnten mißlichen Umstände wenigstens die Musik des Werkes nicht im Stiche lassen könne. Am 15. November 1892 fand die Erstaufführung statt.“

Ich habe jener ersten Aufführung und auch der zweiten als junger Student beigewohnt und kann die Darstellung Weingartners über die öffentliche Wirkung genau bestätigen. Für die Gesamtlage ist wichtiger das Folgende:

„Kurz vor der ersten Aufführung sagte mir Graf Hochberg, die zweite Aufführung eines neuen Werkes sei immer die gefährlichste, er habe sie deshalb für das Genossenschaftsbenefiz bestimmt, welches außer Abonnement gegeben wird und alljährlich ein sehr volles Haus bringe. Dadurch wolle er abwenden, daß die zweite Vorstellung wie gewöhnlich wenig besucht sei. Ich war damals vollkommen geschäftsunkundig und durchschaute nicht, daß zum mindesten ein grober Irrtum des Herrn Generalintendanten vorlag, denn später erfuhr ich, daß dieses Benefiz stets eine Verlegenheitsvorstellung war, und daß sogar bekannte und zugkräftige Opern bei



dieser Gelegenheit nicht besonders besucht waren. Vorstellungen außer Abonnement rentieren sich ja bekanntlich nur bei außergewöhnlichen Anlässen, berühmten Gästen, Sensationspremieren usw. Aber gar die zweite Vorstellung eines neuen Werkes außer Abonnement zu geben, während man die Premiere im Abonnement gegeben hatte, war ein arger geschäftlicher Fehler. An dem Tage der zweiten Vorstellung wurde es auf das strengste untersagt, irgendwelche Freibilletts auszugeben, trotzdem man bereits wußte, daß der Verkauf sehr schlecht war. Mit großer Mühe erlangte ich für einige von auswärts gekommene Freunde noch Freikarten. Was sich im Theater befand, war daher eigentlich kein Publikum, sondern eine Anzahl Personen, die jedoch aus wirklichem Interesse gekommen waren und das Werk mit großem Beifall aufnahmen. Bereits am Vormittage der Vorstellung ließ mich Graf Hochberg holen, und als ob er von seiner früheren mir geäußerten Meinung gar nichts mehr wüßte, eröffnete er mir, daß er das Werk von der nächsten, bereits angekündigten Sonntagsvorstellung absetzen müsse, da die zweite Vorstellung sehr schlecht verkauft sei. Es wurde also systematisch dem Berliner Publikum ... unmöglich gemacht, das Werk zu hören."

Es gehört nun so recht in den Charakter des tyrannischen, selbstherrlichen Betriebes, daß man Künstler möglichst ärgert und an ihrer Entfaltung hindert, daß man sie aber dennoch, auf den Buchstaben gestützt, an einem Institut festhält und ihnen ein besseres Fortkommen an anderer Stelle unmöglich macht. Das mußte Weingartner erfahren, als er gern einem Ruf nach Frankfurt gefolgt wäre. Doch befand sich hier die Königliche Intendanz wenigstens dem Wortlaut nach im Rechte. Anders liegt der Fall mit Weingartners Münchener Engagement.

„Ungefähr im April des Jahres 1893 erhielt ich die telegraphische Aufforderung, in Mailand zwei Konzerte zu geben. Ich erhielt den Urlaub zugesagt. Am Tage ehe ich abreiste traf ein Telegramm des damals soeben zum Generaldirektor der Münchener Hoftheater ernannten Herrn Ernst Possart ein, das mich einlud, gastweise zweimal den ‚Tannhäuser' in München zu dirigieren. Die Zeit stimmte zufällig mit dem Mailänder Engagement so überein, daß ich unmittelbar von Mailand hätte nach München fahren und von da wieder nach Berlin zurückkehren können. Ich machte Graf Hochberg von diesem Telegramm Mitteilung und frug ihn, allerdings etwas zaghaft, ob er mir eventuell auch diesen Urlaub gewähren könne. Graf Hochberg, der trotz unserer Verstimmung mir stets eine gewisse Sympathie bewahrte, die sich namentlich dann betätigte, wenn er von Piersons Einfluß ausnahmsweise frei war, sagte mir, er freue sich, wenn einer seiner Kapellmeister von einem anderen Hoftheater so ausgezeichnet werde, und erteilte mir den Urlaub. Am Abend der Abreise nach Italien dirigierte ich noch im Königlichen Opernhause. Vor dem letzten Akte erschien plötzlich Pierson und sagte mir, ehe ich abreise, solle ich einen neuen Vertrag auf zehn Jahre unterschreiben, der mir 12 000 ℳ und 3000 ℳ aus dem Erträgnis der Konzerte zusichere. Ich sagte Pierson, ob er denn glaube, daß ich zwischen Türe und Angel eine solche für mein ganzes Leben wichtige Entscheidung treffen könne. Pierson, der sehr aufgeregt schien, beruhigte sich, nachdem ich ihm gesagt hatte, daß wir nach meiner Rückkehr ja unterhandeln könnten. Auf der Reise nach Italien hielt ich mich in München auf, einerseits um mit Possart die Modalitäten der Tannhäuservorstellung zu besprechen, andererseits aber auch weil ich von einem mir nahestehenden Privatmann die telegraphische Nachricht bekommen hatte, daß es sich das Münchener Hoftheater angelegen lassen sein werde, mich dauernd für sich zu gewinnen."

In München wurde nun tatsächlich Weingartner ein Vertrag angeboten, den der Künstler von dem Zeitpunkte abschloß, wo er in Berlin frei war (15. April 1896). Das war doch sein selbstverständliches Recht. Um so überraschter konnte Weingartner sein, als er in Mailand eine Depesche des Grafen Hochberg vorfand, durch die ihm die Erlaubnis, in München zu dirigieren, entzogen wurde, da er dort abgeschlossen hätte, was den Verabredungen widerspräche. „Ich schrieb an Graf Hochberg und stellte ihm in respektvollster Weise dar, daß es doch schließlich seiner nicht ganz würdig sei, mir wegen eines vollkommen legalen Abschlusses ein gegebenes

Wort zu entziehen. Statt einer Antwort Graf Hochbergs kam ein Telegramm Piersons, daß Graf Hochberg den ‚in Aussicht gestellten‘ Urlaub nicht erteile. Damit war ein Widerspruch geschaffen, der die Kampfesweise der Berliner Generalintendantur sowohl in diesem wie in späteren Fällen charakterisiert, denn der Urlaub für München war mir nicht in Aussicht gestellt, sondern e r t e i l t worden; seine Zurückziehung war daher eine Willkürlichkeit, für die man Gründe k o n s t r u i e r e n mußte."

Als Weingartner, durch neue Zurücksetzungen gereizt, in einem scharfen Briefe von der Intendanz seine Entlassung verlangte, antwortete man ihm mit einer Disziplinaruntersuchung wegen der schroffen Form dieses Briefes.

„Während dieser Vorgänge stellte mich ein Freund zur Rede und sagte mir, es schwirrten Gerüchte in der Luft, ich hätte in Berlin mein Ehrenwort gegeben, wieder nach dort abzuschließen, und hätte dieses Ehrenwort gebrochen. Ich forschte mit allen zu Gebote stehenden Mitteln nach dem Ursprung dieser Gerüchte. Endlich hatte ich ermittelt, daß diese Nachricht von — Pierson herrührte, der sie dem damaligen Kammersänger Brucks in München mitgeteilt und ihn ersucht hatte, sie nach Möglichkeit zu verbreiten. Ich konsultierte nun einen Anwalt und schrieb auf seinen Rat Pierson einen Brief, worin ich ihn um Aufklärung ersuchte. Diese Aufklärung erfolgte nicht, wohl aber erhielt ich einen Brief von dem Justitiar der Königlichen Schauspiele, Herrn Volkmann, daß Herr Pierson in dienstlichem Interesse verhindert sei, die gewünschte Erklärung abzugeben. Nun strengte ich gegen Herrn Pierson die Privatklage wegen Ehrenbeleidigung an. Einige Zeit nachher erhielt ich spät am Nachmittag eine Karte aus der Oper, ich hätte am selben Abend die „Cavalleria rusticana" zu dirigieren. Seit Beginn der laufenden Saison hatte ich es tatsächlich erreicht, daß mir dieses Werk für einige Zeit abgenommen war. Ich eilte pflichtgemäß ins Opernhaus und leitete die Vorstellung. Schon beim ersten Auftreten der Frau Pierson, die die Santuzza sang, fiel mir auf, daß sie, mit ganz wütenden Blicken auf mich, den Takt mit dem Fuße trat, als ob sie mich korrigieren wolle. Dies wiederholte sich einige Male, sonst ereignete sich nichts Bemerkenswertes; die Vorstellung verlief ohne Störung. Ich unterließ es, Frau Pierson zur Rede zu stellen, da ich es nicht für angebracht hielt, mit der Frau des Mannes persönlich zu verkehren, gegen den ich eine gerichtliche Klage angestrengt hatte. Ich behielt mir jedoch vor, gegen die Dame wegen ungebührlichen Benehmens auf der Bühne die Anzeige zu erstatten, so wenig Aussicht ich auch hatte, gegen die Gattin des omnipotenten artistischen Sekretärs mit dieser Anzeige durchzukommen. Wenige Tage darauf erhielt ich abermals eine Vorladung des Justitiars Volkmann, der mir anzeigte, daß gegen mich eine erneute Disziplinaruntersuchung eröffnet sei, weil ich die Vorstellung der „Cavalleria" mit Absicht verdorben hätte. Auf diese geradezu unerhörte Mitteilung antwortete ich Herrn Volkmann, daß ein solches Vorgehen einen Skandal für ein königliches Institut bedeute, worauf mir Herr Volkmann erwiderte, er werde diese Worte protokollieren. Ob er es getan, weiß ich nicht. Ich ließ diese Disziplinaruntersuchung ruhig über mich ergehen, machte meine Mitteilungen und wartete, daß man auch Zeugen verhören würde. Nach einiger Zeit wurden mir die Zeugenaussagen vorgelesen; der Inspizient und mehrere Mitglieder des Orchesters hatten sich geäußert, daß die Vorstellung einen vollständig ungestörten Verlauf genommen hätte. Frau Pierson hatte ausgesagt, sie habe den Eindruck gewonnen, daß ich sie mit Absicht schikaniert hätte, um ihrer Leistung zu schaden. Ganz besonders aber fiel mir das Zeugnis des Konzertmeisters, Herrn Rehfeld auf, den ich selbst als Zeugen genannt hatte. Dieser Herr erklärte tatsächlich, ich hätte an diesem Abend mit Absicht schlecht dirigiert. Dieses Zeugnis, von einem Musiker, der an der Spitze des Königlichen Orchesters stand, ausgesprochen, enthielt nicht nur eine schwere Beleidigung seines Vorgesetzten, sondern war auch eine vollständige Unwahrheit, wie sich später herausstellen wird. Ich wurde auf Grund dieser Zeugenaussagen zu einer Strafe von 120 Mark wegen „schlechten Dirigierens" verurteilt. Bezeichnend ist es, daß mir kein Strafresolut und auch sonst keine schriftliche Be-

gründung dieses fabelhaften Urteils zugestellt wurde. Ich legte sofort Beschwerde beim Ministerium des Königlichen Hauses ein, die aber abgewiesen wurde, da Strafen bis zu 120 Mark einer Berufung an dieser Stelle nicht unterliegen. An die Gerichte konnte ich nicht gehen, da die Streitigkeiten aus Verträgen damals und bis vor kurzem einem Schiedsgericht unterworfen waren und mein Anwalt mich schon damals vor dieser höchst bedenklichen Institution warnte. Die einzige einer derartigen Handlungsweise würdige Antwort, nämlich meinen Taktstock hinzuwerfen und die Räume des Königlichen Opernhauses nicht mehr zu betreten, konnte ich mit gutem Gewissen nicht geben. Ich hatte nicht allein für mich zu sorgen. Eine Kontraktbruchserklärung, und eine solche wäre unrettbar erfolgt, hätte mich damals, wo mein Name noch nicht überall bekannt war, nicht nur, wie es heute der Fall ist, schwer benachteiligt, sondern sie hätte durch den damit verbundenen Ausschluß von allen deutschen Bühnen geradezu meine Existenz vernichtet. Es hieß also die Zähne fest aufeinander beißen und zunächst dem Königlichen Opernhause in Berlin die Ehre überlassen, mich wegen „schlechten Dirigierens" bestraft zu haben. Inzwischen nahmen die anderen Disziplinaruntersuchungen, sowie der Prozeß gegen Pierson ihren Fortgang. Pierson zog die Sache hinaus, indem er wiederholt Verschiebungen der Termine beantragte. Inzwischen suchte Justitiar Volkmann auf mich einzuwirken, daß ich, wie er sich wiederholt ausdrückte, im dienstlichen Interesse den Prozeß zurückziehen möge. Ich hatte immer nur die eine Antwort, daß es sich um Wahrung meiner persönlichen Ehre handle, und daß dies mit dienstlichen Interessen gar nichts zu tun habe, daß ich aber bereit sei, die Klage zurückzuziehen, wenn Herr Pierson eine vollgültige Erklärung abgäbe. Graf Hochberg erklärte mir, mich nicht mehr zu empfangen, wenn ich den Prozeß gegen Pierson nicht zurückzöge. Aber auch diese „schreckliche" Drohung konnte mich nicht bestimmen, die Wünsche meiner vorgesetzten Behörde zu erfüllen. Endlich, nachdem noch einmal ein Termin, in dem der Hauptzeuge, Kammersänger Bracs, vernommen werden sollte, auf Anregung Piersons verschoben worden war, ließ sich Pierson herbei, folgende Erklärung abzugeben: „Das seinerzeit verbreitete Gerücht, daß Hofkapellmeister Weingartner ein dem Grafen Hochberg gegebenes Ehrenwort bezüglich eines auswärtigen Vertragsabschlusses gebrochen hätte, entspricht den Tatsachen nicht. Die Verbreitung eines solchen Gerüchtes rührt nicht von mir her und kann auch nur durch ein Mißverständnis auf meine Person zurückgeführt worden sein. Es hat mir zu allen Zeiten fern gelegen, der Ehre des Hofkapellmeisters Weingartner zu nahe zu treten. Henry Pierson."

Als Weingartner diese Erklärung offiziell an die Generalintendanz einschickte, erhielt er vom Justitiar derselben einen Brief mit folgenden Sätzen: „Ich bin an dem Vergleich gänzlich unbeteiligt, denn die Injurienklage mußte zweifellos abgewiesen werden, und hätte es für richtiger gehalten, dem zu Erkennen gegebenen Wunsche Seiner Exzellenz einfach Folge zu leisten, um dadurch Exzellenz zu verpflichten."

Also, wenn ich mich gutwillig dareinfügte, daß meine Ehre auf das schärfste besudelt wird, „verpflichte" ich dadurch den Generalintendanten der Königlichen Schauspiele!! Ich nehme zur Ehre des Grafen Hochberg an, daß er von all den Unterströmungen, die sich in dem von ihm geleiteten Institut damals geltend machten, nicht vollkommen unterrichtet gewesen ist. Aber dieser Vorfall ist charakteristisch dafür, welche Vorgänge sich an einem königlichen Institut abspielen können, ohne daß die geeigneten Maßnahmen getroffen werden, sie zu verhüten."

Noch toller ist die Erledigung des anderen Falles wegen des schlechten Dirigierens der „Cavalleria rusticana". Der Konzertmeister Rehfeld, auf dessen Zeugnis hin die Verurteilung erfolgt war, erklärte vor Zeugen, daß er „durch Herrn Pierson verleitet worden war, gegen seine Überzeugung gegen Herrn Kapellmeister Weingartner auszusagen". Natürlich machte Weingartner sofort unter Beilegung der Zeugnisse dreier Orchestermitglieder von diesem Widerrufe der Generalintendanz Anzeige mit dem Ersuchen, „das Verfahren in der Cavalleria-

Angelegenheit wieder aufzunehmen. Es bedarf wohl keines Hinweises, daß jedes ordentliche Gericht, wenn der Verdacht einer falschen Zeugenaussage vorläge, ein erneutes Verfahren eingeleitet hätte. Die Generalintendantur der Königlichen Schauspiele war aber anderer Ansicht und teilte mir durch den Justitiar Herrn Volkmann mit, daß sie es ablehne, meine Eingabe zu würdigen. Die drei Mitglieder der Königlichen Kapelle erzählten mir nachher, daß Herr Volkmann sie vorgeladen und mit allen Mitteln versucht hätte, sie zur Zurücknahme ihrer Aussagen zu bewegen, was jedoch keinen Erfolg hatte. Die Herren blieben fest dabei. Trotzdem geschah nichts, die mir zugefügte Beleidigung gutzumachen. Jeder Weg einer Genugtuung war mir versperrt. Ein Immediatgesuch an Se. Majestät wäre an den Ressortchef, in diesem Falle Graf Hochberg, zurückgeleitet worden, war also aussichtslos, und die in Österreich so wohltätige Einrichtung, daß man beim Landesherrn Audienz erbitten darf, existiert in Preußen nicht. Ein Theatervertrag in der gegenwärtigen Form zieht um das Mitglied eine dicke Mauer, die kaum zu durchbrechen ist. Nur wenige hervorragende Mitglieder sind in der Lage, sich durch Sonderbestimmungen ihre Rechte kräftiger zu wahren. Die überwiegende Mehrheit muß die allgemeinen Formulare unterzeichnen und ist damit auf den guten oder schlechten Willen des Theaterleiters angewiesen. Es ist die höchste Zeit, daß sich die Regierung mit diesen Verträgen beschäftigt."

Ich hielt es für gut, diesen Fall in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit ausführlich darzustellen, und will nur noch dazu bemerken, daß man gleichzeitig in höchster Selbstgerechtigkeit den Kapellmeister wegen seines im Tone verfehlten Briefes an die Intendanz mit tausend Mark Disziplinarstrafe belegte, daß man seinen Vertrag mit München in schwer zu bezeichnender Weise hintertrieb und ihn überhaupt so einzwängte, daß er schließlich nicht anders konnte, als einen neuen, freilich nun viel günstigeren Vertrag mit Berlin abzuschließen. Vor diesem neuen Abschluß „erbat ich eine Unterredung mit Graf Hochberg und sagte ihm ungefähr folgendes: ‚Wenn ich mich entschließe, in Berlin zu bleiben, so soll unter alles, was mir hier zugefügt worden ist, ein Strich gemacht werden. Ich verlange nur von Eurer Exzellenz, daß die Angelegenheit der ‚Cavalleria' ausgeglichen wird. Ich verlange dies nicht meinetwegen, sondern ich wünsche, daß einem Institut, dem ich für die Zukunft angehören soll, ein derartiger Flecken wie diese Angelegenheit nicht anhaften soll. Die 120 Mark würde ich nicht für mich in Anspruch nehmen, sondern sie einer wohltätigen Institution des Instituts, etwa der Pensionskasse, überweisen.' Graf Hochberg sagte mir: ‚Es ist ja schwer, ein einmal ergangenes Urteil rückgängig zu machen, aber ich werde es tun.' Pierson versprach mir aus freien Stücken hoch und teuer, meinen ‚Genesius' wieder aufzunehmen, erteilte sogar in meiner Gegenwart entsprechende Aufträge. Ich unterschrieb den neuen, auf zehn Jahre ausgestellten Vertrag. Trotz aller Erfahrungen war ich damals noch nicht gewitzt genug, um zu wissen, daß man sich beim Theater alles schriftlich geben lassen muß. Von der Aufführung des ‚Genesius' wurde nichts mehr gesprochen, nachdem ich den Vertrag unterschrieben hatte, und auch die Cavalleria-Angelegenheit blieb unberührt. Dieser Flecken haftet also an dem Königlichen Opernhause."

Die hier geschilderten Vorkommnisse sind nicht mehr Gegenstand der heute schwebenden Prozesse zwischen Weingartner und der Königlichen Generalintendanz zu Berlin. Aber die neuen Zwistigkeiten waren die Folge dieser nun scheinbar beigelegten Vorgänge. Man hat Weingartner dahin gebracht, daß er im Jahre 1898 eine Gelegenheit benutzte, seinen Vertrag als von der Königlichen Intendanz gebrochen hinzustellen und daraufhin seine Stellung zu verlassen. Es mag wohl sein, daß jener Vorgang auf einem Versehen bei der Intendantur beruhte und nicht auf böser Absicht, und so habe auch ich damals hier im Türmer unter dem Eindruck der offiziellen Darstellung der Intendanz gegen Weingartners Verhalten Stellung genommen. Ich hätte es nicht getan, wenn ich auch nur den geringeren Teil dieser jahrelangen Quälereien gekannt hätte, von denen diese Broschüre spricht. Denn da ist es nur zu selbstverständlich, daß der Künstler jede Gelegenheit ergreifen mußte, endlich diese Fesseln abzuschütteln.

Seither kämpft nun Weingartner um Aufhebung eines Vertrages, den er, um endgültig freizukommen, in schwerster Zwangslage im Jahre 1908 unterzeichnet hatte, eines Vertrages, der nach seiner Meinung, der wohl die meisten Leser seiner Darlegungen beitreten werden, „gegen die guten Sitten verstößt". Hätte man auf der Gegenseite ein gutes Gewissen, so hätte man den Prozeß nicht in der bisherigen Weise zu führen brauchen. Man hat die Sache so lange hin und her gedreht, bis man sich glücklich hinter die Person des Königs von Preußen verschanzt hatte, gegen den nun die Prozesse geführt werden. Wie der endgültige Ausgang dieses ungleichen Kampfes sein wird, ist heute schwer zu sagen. Weingartner selbst gibt sich keinen übertriebenen Hoffnungen hin. Es ist schlimm genug, daß man nicht mehr mit demselben Stolze wie vor anderthalb Jahrhunderten sagen kann: Es gibt noch Gerichte in Berlin! Es mag auch sein, daß das Buchstabenrecht für die Königliche Intendanz in Berlin entscheidet. Aber sicher ist das dann wieder ein Fall, wo „Summum jus summa injuria" ist. Zu Deutsch: Die höchste Juristerei — die tiefste Ungerechtigkeit.

Hier liegt der eine Grund, weshalb dieser Fall Weingartner uns alle angeht. Der andere ist, daß, wie der ganze Betrieb der Königlichen Oper beweist, in solchen Verhältnissen trotz glänzendster Mittel ein gedeihliches künstlerisches Arbeiten unmöglich ist. K. St.



Zur Notenbeilage

Da eine eingehendere Würdigung des Schaffens von Martin Frey aus räumlichen Gründen zurückgestellt werden muß, begnügen wir uns heute damit, seine in Steingräbers Verlag zu Leipzig erschienenen Sammlungen: Acht Kinderlieder, Soldatenlieder für kleine Rekruten, Lieder fürs Haus, Allerlei Neck- und Liebeslieder jedem musikalischen Hause auf das nachdrücklichste zu empfehlen. Es wird hier eine eigenartige, nach Form und Gehalt gleich reizvolle Kunst geboten.





Colignyverehrer

In Wilhelmshaven hat Wilhelm II. vor etwa zwei Monaten dem Gaspard von Coligny ein Denkmal gesetzt. Für die Leute, die sich darüber wundern könnten (denn schließlich vermöchten wir trotz unserer beifallswürdigen Fruchtbarkeit in solchen Stücken doch nicht allen in deutschen Landen Denksteine zu weihen, die in der französischen Bartholomäusnacht ihr Leben aushauchten), hat der Monarch in seiner Enthüllungsrede noch eine Art Erläuterung beigefügt. Er hat den Coligny als seinen Verwandten gerühmt und einen vor anderen vorbildlichen Mann, der seinem Gott und seinem Könige die Treue gehalten und diesem noch dazu die Festung Saint-Quentin gerettet hätte. Leider fehlte diesem Hymnus auf die Treue ein sehr wesentliches Requisit: die historische Treue. In Wahrheit hatten nämlich in Gaspard von Colignys Leben, das in mancherlei Beziehung gewiß ein Heldenleben war, die Dinge nahezu umgekehrt gelegen. Aber selbst wenn die kaiserliche Darstellung in allen Einzelheiten zutraf, wäre doch wohl die verwunderte Frage verstattet gewesen: Wie kam man dazu, diesen Hugenottenführer und Vorkämpfer des Kalvinismus unseren doch aus Katholiken wie Evangelischen zusammengesetzten Marinetruppen zur Verehrung anzubieten? Und warum überhaupt der Marine? Sintemalen Gaspard von Coligny zwar den Titel „Admiral von Frankreich“ geführt hatte, aber doch nur wie etwa der jeweilige Königsberger Oberlandesgerichtspräsident Kanzler im Königreich Preußen heißt. Nie mit Navigation sich befaßt, niemals ein Schiff kommandiert oder gar einer Seeschlacht beigewohnt hatte.

Aber das Ergötzliche oder — wenn man will — auch das Erbärmliche war, daß eigentlich niemand sich verwunderte. Ein paar katholische Blätter murrten. Und noch ein paar Einspänner, die ohnehin im Geruch der Ketzerei und des professionellen Nörglertums stehen. Gegen sie aber erhob sich alsbald der Chorus der Gutgesinnten, und in einem norddeutschen Blatt focht eine keusche Mannesseele, die sich selbst den Besitz einer „geschätzten“ Feder attestierte, unter hämischen und bösartigen Ausfällen gegen die Andersmeinenden für die „Gültigkeit der kaiserlichen Weiheworte“. Und also ist diesem Volke nur recht geschehen. Diesem Volk, das die Treue gegen sich selbst und die Mannheit einzubüßen beginnt. R. B.

*

Schneeball-Hetze gegen Deutschland

Man kennt in Deutschland die sogenannten „Schneeball-Sammlungen“, die ihrer Gemeingefährlichkeit wegen unter das Strafgesetz fallen. Die Sammelstelle eines solchen meist unter erdichteter Wohltätigkeitsflagge segelnden Unternehmens läßt Tausende von Bettelbriefen ins Land gehen mit der Bitte an den Adressaten, seinen Obolus zu entrichten und dann Abschriften des Bettelbriefes an Freunde und Bekannte weiterzugeben. Auf diese Weise wächst die Zahl der Bettelbriefe ins Ungemessene, und die Sammlung bleibt, wie nachgewiesen ist, auf Jahrzehnte hinaus unausrottbar.

Einem englischen Blatte ist es vorbehalten geblieben, dasselbe sinnreiche System auf politisches Gebiet zu übertragen und so eine Deutschenhetze in die Wege zu leiten, die alle bisherigen Leistungen in den Schatten stellt. „The Throne“, das ist der Name des Blattes, tut mit staunenswerter Offenheit seinen Plan dem englischen Publikum in folgendem Aufruf kund:

„Deutschland macht gewaltige Vorbereitungen für einen Krieg gegen England. Seine Absicht ist, unsern Handel durch unsern Ruin an sich zu reißen. Unsere Heimstätten und unsere geliebten Angehörigen sind in Gefahr. Jeder Penny, der für deutsche Artikel oder Nahrungsmittel ausgegeben wird, ist Geld, das an Deutschland gegeben wird, um ihm bei seinem Feldzug zu helfen, während unsere eigenen Arbeiter es verlieren. Wollen Sie sich von heute unter allen Umständen zu der Weigerung verpflichten, irgend etwas zu kaufen, das in Deutschland gemacht ist? Damit werden Sie einen Hieb führen für den König, das Land und Ihr Heim. Wollen Sie sich dem ‚Schneeball‘-Schema der Zeitung ‚Throne‘ anschließen? Bitte, senden Sie dann diese Postkarte einem Freund und schreiben Sie an uns um freie Zusendung so vieler, wie Sie immer bedürfen. Gott segne den König! ‚The Throne‘, Geschäftsstelle London, 20 u. 21, Essex Street, Strand W. C.“

Welches Geschrei würde sich wohl jenseits des Kanals erheben, wenn ein deutsches Blatt eine derartige Hetze gegen England zu inszenieren wagen würde? L. H.

*

Auch ein Denkmal

Bei Jauernick hat man einen eineinviertel Meter hohen Granitblock errichtet, der die stolze Inschrift trägt: „Hier stieg Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. am 8. September 1906 anläßlich der Enthüllung des Denksteins auf dem Pfaffenberge zu Pferde.“

Da an dem „Zu-Pferde-steigen“ Seiner Majestät beim besten Willen nichts Besonderes zu finden ist, kann dem Denkmal doch eigentlich nur die Aufgabe zufallen, von der Minderwertigkeit seiner Errichter der Mit- und Nachwelt Kunde zu geben. „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Orange —“

*

Eine „große patriotische 1913-Sache“

In einem Berliner Blatt war neulich folgende Anzeige zu lesen: „Für große patriotische 1913-Sache werden zur Gründg. einer G. m. b. H. 20 000,— ℳ (auch geteilt) gesucht. Sache zeitigt hohe Anerken. und bringt großen Gewinn. Herstellgs.-Unkosten betragen ℳ 0,25. Verkaufspreis ℳ 2,50. Offerten an: Dipl.-Ingenieur 1813—1888—1913, Charlottenburg 5, lagernd.“ Das erinnert mich an ein Gespräch, das ich vor vielen Jahren — um die Hochflut deutscher Burenbegeisterung — mit einem Manne hatte, der an der Spitze dieser Bewegung stand. Wir sprachen von dem und jenem, und schließlich fragte ich ihn, wovon denn eigentlich ein Herr lebe, der sich in der gleichen Richtung agitatorisch betätigte, ohne daß ihm doch, wie meinem Gegenüber, breite Subsistenzmittel zur Verfügung stünden. „Aber, ich bitt' Sie, von der Burenbewegung.“ Und auf meine erstaunten und ein wenig zweifelnden Mienen: „Oh, da kann man ein schönes Stück Geld mit verdienen. Man muß es nur richtig anfangen.“

Seither weiß ich, daß der gute Goethe geirrt hat. Begeisterung mag gerade keine Heringsware sein, aber Marktware ist sie im neuen Deutschland durchaus. Als patriotisch gefärbte Begeisterung, heißt das. (Wofern man nämlich in Hohenzollernkult und Wilhelmverehrung schon ohne weiteres Bekundungen des Patriotismus sehen will.) Aber in diesem landläufigen und doch auch höheren Orts approbierten Sinne wird Anno 1913 manche „große patriotische Sache“ — man verzeihe mir die berlinisch vulgäre Wendung — „geschoben“ werden. Schon jetzt rühren sich — wer genauer um sich schaut, stößt allerorten auf den nämlichen Gewerbefleiß — tausend geschäftige Hände. Die einen — und diese reichen bis in die Ministersphäre — wollen Orden und Rangerhöhungen erstreiten; die anderen begnügen sich schon, wie der Charlottenburger Diplomingenieur, mit einer Verzinsung von 10 %.

Aber verdienen wollen sie alle an der „großen patriotischen 1913-Sache“. Für die Begeisterungsagenten kommt eine fette Saison: den Leuten von Geschmack und Takt legt es sich jetzt schon bitter auf die Zunge. R. B.

*

Die Deutschen in der Front

In Torgau wird ein Denkmal Friedrichs des Großen enthüllt. Dabei wirkt aus irgend einem Grunde ein Aufzug von „Raubrittern“ mit, d. h. von Zeitgenossen in Küraß mit Feldbinde, kostümgeschichtliches Muster: 30jähriger Krieg. Der zur Enthüllung automatisch erschienene Prinz schreitet mit militärischer Gefolgschaft die Fastnachtsfront dieser aufgestellten Blechbürger ab, und das Klischee trägt den zeitgeschichtlichen Moment zu den fernestwohnenden Völkern. Prinz O. schreitet die Front der Raubritter ab, besagt die Unterschrift, die der wissensdurstigen Zeitbildung genügt.

Es ist belustigend, die Gesichter der beteiligten Militärs zu studieren. Wie der eine die schneidige Musterungsmiene aufgesetzt hat, der am besten aussehende vornehme alte Soldatenkopf nicht ohne eine stille Privatempfindung scheint, die der Offizier im Dienst ja übrigens nicht nötig hat.

Vom nächsten Tag ein anderes Bild. Grenadiere mit Helmbusch in prachtvoller Präsentierfront. Vorbeihastend eine verschleierte zarte elegante Dame, im Bilde fast erdrückt von dem mächtigen begleitenden Oberst hinter ihr, dessen Schultern ihren Hut überragen. Der Kommandeur des Regiments und dessen „hoher Chef“, Prinzessin soundso.

Die Zeit mit ihren hundertgestaltigen Feminismen denkt sich nichts mehr dabei. Einst war ein feiner empfindliches Fühlen bis ins einfache Volk, zu dessen Märchen die schöne Erzählung vom Riesenspielzeug des Burgfräuleins von Niedeck gehört. „Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor, Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor.“ Soll nun das Volk der Scharnhorstschen Wehrpflicht geeignet geworden sein?

Was wohl der in Torgau enthüllte alte Fritz zu diesen beiden Hohenzollernbildern aus der Mehr-als-Enkel-Zeit an den Rand geschrieben haben würde?

Wir reden so unglaublich viel von „Stil“ Was nützen aber alle gestaltlosen Theorien nebst allen Akademien und Kunstgewerbeschulen, wenn am meisten das, woraus jeglicher Stil allein, dann aber frei von selbst entspringt, beständig in Grund und Boden gestampft wird: das taktvoll natürliche und richtige Empfinden? Schablone überall, im Leben wie in der Kunst, und wahllos zu den unmöglichsten Zusammenstellungen ausgedehnt. Wenn täglich irgendwo die Front abgeschritten wird, verlangen es auch die Raubritter. Dem einstigen Volk, das die alten deutschen Städte schuf und die feine und tiefe Sage vom Riesenspielzeug fand, brauchte man keinen Stil zu lehren, was heute mit allen Formeln und Linealen nicht gelingt.

Ed. H.

*

Frankreich als Erzieher

Der Einführung des Made in Germany ist jetzt eine ähnliche Bewegung in Frankreich gefolgt. Sie richtet sich weniger gegen die Brauchbarkeit der deutschen Waren als gegen ihre schleicherische Verkapptheit mit französischen Aufschriften und zweideutigen Firmen, die von Unkundigen für französische zu halten sind. Gegen das „Munich“ und die saucissons de Francfort richtet sie sich nicht.

Man hat längst bei uns vergeblich gebliebene Vorstellungen gegen diese feile, aber verbreitete Selbstableugnung unseres Fabrikantentums erhoben, die der Angst entspringt, es könnte irgendein Franzose, Madjare, Pole, Tscheche an der deutschen Herkunft Anstoß nehmen, oder die mit diesem Anstoß kriecherisch im voraus rechnet, wo nicht einmal ein vernünftiger Grund dazu ist. Bekommt man doch sogar in der deutschen Schweiz von deutschen Firmen, die das Gras wohl besonders fein wachsen hören, französische Offerten zugesandt.

Wir können es nur begrüßen, daß gegen diesen Teil von verächtlichen Landsleuten das Ausland selber uns eindrucksvoll zu Hilfe kommt. Es ist peinlich genug; aber uns da-

durch gekränkt zu fühlen, liegt kein Grund vor. So weit geht die Solidarität mit dem Menschensammelsurium, das innerhalb derselben Grenzpfähle lebt, denn doch nicht; es gibt auch eine Solidarität der Selbstachtung unter den Nationen. Sehr richtig wurde kürzlich von Paris aus bemerkt, daß in der vielen erbärmlich auftretenden Profitlichkeit zum guten Teil die Erklärung liegt, weshalb das hochentwickelte deutsche Volkstum noch immer nicht dazu gelangen will, in der Gesellschaft der Nationen „sein Genie auszustrahlen und ihm Freunde und Anhänger zu gewinnen". Also ein Hauptgrund auch für unseren politischen Mißerfolg. Ed. H.

*

Die edle Hetzjagd

Die ehemaligen, ebenso grausamen wie kostbaren Hofjagden sind endlich, dem Himmel sei Dank! aus der Mode. Noch im Anfange und in der Mitte des 18. Jahrhunderts machten sie eine der vornehmsten fürstlichen Vergnügungen aus.

Es war auch wohl, wahrhaftig! sehr fürstlich, ein armes, unschuldiges Tier, unter der wütendsten Todesangst, bis zum Stürzen zu hetzen, um am Ende den unnützen Brotfressern, den Hunden, einen leckeren Fraß zu verschaffen. —

Sonst, sagt man, ist die Jagd eine der anständigsten und nützlichsten Vergnügungen. Sie erhält die Gesundheit des Körpers, weckt den Mut, schärft das Auge, härtet ab gegen Beschwerden.

Alles recht schön! wenn nur nicht bei so manchen Fürsten die Jagd zu einer Leidenschaft würde, die sie von ihren notwendigeren, besseren Geschäften abzieht. Denn über Recht und Ordnung im Lande zu wachen, ohne sich blindlings den Dienern des Staates zu vertrauen, Anstalten zum allgemeinen Wohl in allen Fächern zu treffen und selbst den Fortgang dieser Anstalten zu beobachten und zu befördern: das ist denn doch, beim Himmel! ein wenig wichtiger, als einen Hasen aus seinem Lager zu stöbern oder einem Schmaltiere die Kugel durchs Herz zu jagen oder mit eigener höchster Hand eine Sau abzufangen.

Ein gewisser Antiochus von Syrien, der sich einst auf der Jagd von den Seinigen verloren hatte, soll in einer Bauernhütte, worin man ihn nicht erkannte, sehr derbe Wahrheiten hierüber gehört haben. Wenn doch jeder fürstliche Jäger sich ebenso wie Antiochus verirren und gleiche Wahrheiten über sich hören müßte! Doch wer weiß, ob er den Edelmut hätte, sie ebenso dankbar wie Antiochus aufzunehmen?"

Also schrieb der Philosoph und Schriftsteller J. J. Engel, Erzieher Friedrich Wilhelms III. und späterer Hoftheaterdirektor in Berlin (1784—94), in seinem „Fürstenspiegel". —th—

*

Russe, Deutschrusse oder Deutscher?

Der Artikel „Aus der Zeit baltischer Kulturkämpfe" in Heft 10 des Türmers bringt in seinem Untertitel das Wort „Deutschrusse". Das ist seit einigen Jahren der Ersatz für den „Russen" schlechthin, wie bisher der russische Staatsangehörige in Deutschland in weitesten Kreisen genannt wurde, auch wenn er rein deutscher Nationalität war.

In der Frage: „Was für ein Landsmann sind Sie?" liegt doch vor allem die Frage nach der Nationalität, nicht nach der Staatsangehörigkeit. Herr Korfanty ist und heißt Pole, Herr Nissen Däne; daß sie deutsche Staatsangehörige sind, ist hier irrelevant. Die Untertanen des türkischen Sultans sind doch nicht alles Türken, es gibt unter ihnen zahlreiche Griechen, Bulgaren, Armenier, Albanesen usw. Die Araber in Tripolis bleiben Araber, ob sie nun unter türkischer oder italienischer Oberhoheit stehen. Warum sollen die Deutschen des Russischen Reiches hier eine Ausnahme bilden? Rußland ist, wie jeder, der es nicht aus Erfahrung weiß, nachschlagen kann, von allerhand Völkerschaften bewohnt. Da sind in erster Linie Russen (Groß-, Klein- und Weißrussen), dann Polen, Litauer, Letten, Esthen, Finnen, Rumänen usw. Warum soll nun beim Deutschen durchaus die deutsche Staatsangehörigkeit die conditio sine qua non sein, um ihm den Namen „Deutscher" rück-

haltlos zuzusprechen? Sind etwa die ehemaligen Eroberer der heute russischen Ostseeprovinzen, die samt und sonders aus deutschen Gauen stammten, des Rechtes, sich Deutsche zu nennen, verlustig gegangen, weil sie seit 1710 resp. 1795 politisch zum Russischen Reich gehören?

Die Einsicht, daß dies eine grundlose Behauptung wäre, scheint sich denn auch allmählich Bahn gebrochen zu haben. Man hört und liest heute dafür viel vom „Deutschrussen". Meiner Meinung nach ist mit diesem Kompromißnamen nicht nur nichts gewonnen, sondern ein absolut unsinniges Wort geschaffen worden. Sprechen wir etwa in gleicher Weise vom Rumänenrussen, vom Lettenrussen, vom Polenrussen? Kennen wir Dänendeutsche, Griechentürken? Deutschamerikaner oder Deutschösterreicher läßt man sich zur Not noch gefallen, da Amerikaner und Österreicher keine Nationalität bezeichnen. Aber „Deutschrusse" geht doch wirklich nicht. Ein Russe ist unbedingt Slawe oder cum grano salis auch der Nichtslawe, der sich auf seine russische Muttersprache und Kinderstube berufen kann, mithin russifiziert ist. Der Deutsche ist Germane, hat seine Art und Sprache und bleibt Deutscher, ob er nun russischer, französischer oder chinesischer Staatsangehöriger freiwillig oder unfreiwillig geworden ist. Es ist zu beachten, daß der wirkliche Russe die Deutschen der Ostseeprovinzen weder Russen noch Deutschrussen nennt, für ihn sind es eben durchaus „njemzy", d. h. Deutsche.

Die Ursache, weshalb die Deutschen innerhalb ihrer Grenzpfähle sich sträuben, ihren reinen Stammesgenossen im Baltenlande den Namen „Deutsche" ohne Umschweife zuzuerkennen, liegt in dem beklagenswerten Mangel an Nationalgefühl, auf den auch der Türmer oft genug hingewiesen hat. Zuweilen läuft natürlich auch Unkenntnis mit unter. Ich habe im übrigen hochgebildete Menschen kennen gelernt, die mir nicht glauben wollten, daß in meinem Vaterhause in Mitau nur deutsch gesprochen wird, daß es bei uns ältere Leute gibt, die überhaupt kein russisches Wort verstehen, daß die vorläufig noch überwiegende Mehrheit der Angehörigen der gebildeten Stände sich zu deutscher Art und Sprache bekennen.

Aber auch wo man über die baltischen Verhältnisse Bescheid weiß, zögert man oft, das Deutschtum der Balten kurz und bündig anzuerkennen. Das gehört dann nicht weniger ins Kapitel über das mangelhafte Nationalgefühl, wie die Geschichte vom Five o'clock, vom Mr. Schmidt und vom Messenger boy.

H. S.

*

„National-"begrenzte Wohltätigkeit

Vor kurzem starb in Pilsen der Gemeinderat Houska. Er war lange Jahre hindurch Verwaltungsratsmitglied der Urquellbrauerei gewesen. In seinem Testament hat er nun der Stadt Pilsen für tschechisch-nationale Zwecke 200 000 Kronen, des weiteren für Armenzwecke eine Million Kronen vermacht unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß d e u t s c h e Arme von der Nutznießung ausgeschlossen bleiben sollten.

Deutschland ist das größte Absatzgebiet für das Tschechenbier. Alljährlich fließen der Urquellbrauerei Millionen deutschen Geldes zu. Auch Herr Houska wird den weitaus größten Teil seines Vermögens deutscher Kundschaft zu verdanken haben. Allein das hindert ihn, wie man sieht, nicht, seinem Deutschenhaß noch über das Grab hinaus Geltung zu verschaffen. Sollte das nicht für die allzu begeisterten Liebhaber tschechischen Bieres in Deutschland eine Mahnung sein? H. L.

*

Denn das Auge des Gesetzes wacht — —

Daß sich die Berliner Polizei durch besonderen Spürsinn auszeichnet, wird selbst der größte Optimist nicht behaupten. Gerade in den letzten Jahren ist eine Reihe schwerer Bluttaten unaufgedeckt geblieben, und der Fall Hoffmann, in dem zwei erwiesenermaßen gänzlich Unschuldige monatelang trotz Mangels an jeglichem Beweise unter Mordverdacht in Haft behalten wurden, dürfte noch nicht vergessen sein. Wer jemals

in der unangenehmen Lage war, der Kriminalpolizei eine Anzeige übermitteln zu müssen, kennt die passive Resistenz der Beamtenschaft, die jede Anzeige als eine unliebsame Vermehrung der Arbeit empfindet.

Welche Schwierigkeiten es aber sogar macht, einen schweren Verbrecher, dessen Persönlichkeit agnosziert und dessen Aufenthalt bekannt ist, durch die Polizei verhaften zu lassen, darüber gibt eine Gerichtsverhandlung, die dieser Tage vor der Ersten Strafkammer des Landgerichts III in Berlin stattfand, erbauliche Aufschlüsse. Bei der Wirtschafterin eines Zahnarztes war nächtlicherweile ein Einbrecher eingedrungen und hatte sie unter Drohungen veranlaßt, ihm ihre Schmucksachen auszuhändigen. Einige Tage später sah die Wirtschafterin den Täter in einem Café und benachrichtigte den Arzt davon. Wir lassen den offiziellen Gerichtsbericht weiter sprechen: Der Arzt eilte nach dem Café, ließ zunächst feststellen, daß der bezeichnete Herr einen ebensolchen Ulster und Hut, wie ihn der Einbrecher getragen, bei der Garderobenfrau abgegeben habe, und telephonierte an die Kriminalpolizei, daß der Einbrecher sich im Café befinde. Darauf wurde ihm geantwortet: „Der Beamte, der die Sache bearbeitet, ist heute, am Sonntag, nicht hier, verfolgen Sie doch den Mann selbst!" Dies tat der Arzt, als sich der Mann entfernte; er folgte dessen Spuren durch die verschiedensten Straßen bis zur Behrenstraße. Dort bat er einen an der Ecke postierten Schutzmann unter schneller Angabe des Tatbestandes um Feststellung der Persönlichkeit des Verdächtigen, erhielt aber die Antwort: „Ich kann hier nicht von meinem Fleck weg; sagen Sie es meinem Kollegen an der nächsten Ecke!" Der Arzt hatte das Bedenken, daß der Fremde, der offenbar schon gemerkt hatte, daß er verfolgt werde, vielleicht in einem Auto entkommen könnte, und diese Befürchtung erfüllte sich sofort: der Angeklagte sprang mit seiner Begleiterin in ein Auto und war bald verschwunden. Durch einen günstigen Zufall erhielt der Arzt dann durch einen Kollegen den Hinweis, daß der Angeklagte wohl der Verbrecher sein müsse. Die Polizei wurde wieder benachrichtigt, aber — so sagte der Zeuge — „es dauerte eine Woche, bis wir die Kriminalpolizei dazu hatten, den Mann zu verhaften".

Es genügt also noch nicht, daß man der Polizei auf die Spur des Verbrechers verhilft. Die Polizei verlangt offenbar auch noch, daß ihr das Publikum den Verbrecher auf eigne Kosten und Gefahr ins Haus liefert.

*

von Pufferl

Seit einiger Zeit gibt es Geschäftsleute, die uns auf ihren Anschriften in den Adelsstand mit „von" erheben. Das gar zu abgedroschene „Hochwohlgeboren", meinen sie wohl, tut es nicht mehr, besonders nicht, wenn man darauf noch ein Recht hat. Ich würde solche Zustellungen für ein Versehen gehalten haben, hätte nicht ein Freund dieselbe Beobachtung gemacht und mir Anschriften an ihn mit „von" zur Verfügung gestellt.

In Österreich war man's in der mündlichen Höflichkeit ja gewohnt, und wenn in der Wiener Operette Girardi als Friseur Pufferl für seine Gehilfen der Herr von Pfufferl ist, so ist das ganz amüsant. Aber daß „ein ehrbarer deutscher Kaufmann", wie man zur Hansezeit sagte, nun zu diesem Mittel eines katzbuckelnden Hausierens gediehen ist, treibt doch die Schamröte ins Gesicht. Ed. H.

*

Orden und Adel billiger

Wegen Ordensvermittlung mußte sich in Aachen der 54 Jahre alte frühere Rechtsanwalt Isidor F., zuletzt in Berlin tätig, vor der Strafkammer verantworten. Er hatte unwidersprochen behauptet, päpstliche Orden, so z. B. den Orden zum heiligen Grabe, mit dem der Grafentitel verbunden ist, für 45 000 ℳ, sowie russische, griechische, rumänische, bulgarische und koburg-gothaische Hofprädikate vermitteln zu können. Ein Kaufmann machte der Polizei Mitteilung, F. wurde verhaftet. Bei der Verhandlung behauptete der Angeklagte, päpstliche und andere Ordensauszeichnungen besorgen zu

können, ebenso auch den Adelstitel, der gewöhnlich eineinhalb Millionen Mark koste, den er aber um 400 000 M billiger liefern könne. Ein als Zeuge vernommener Berliner Kriminalkommissar bestätigte in der Hauptsache die Angaben des Angeklagten, der darauf freigesprochen wurde.

Es muß nun also, wie in der Urteilsbegründung festgestellt wird, „als notorisch angesehen werden, daß in Berlin derartige Orden und Titel beschafft werden können."

Was freilich nicht mehr zu beweisen war.

*

Die modernen Verhältnisse

Ein Werbefeuilleton der Erziehungsschule zu Bischofstein beruft sich zu ihrer Empfehlung auf die genügend bekannten modernen Verhältnisse. „Gerade in vielen gut situierten Familien hat man oft nicht mehr die Zeit und die Ruhe, die nötige Sammlung und moralische Befähigung, das junge Geschlecht ordentlich zu erziehen." Das aufreibende Kulturleben, die körperliche Dekadenz usw. Inhaltsgedrängte Wahrheiten, mit bemerkenswerter Kälte denen ins Gesicht gesagt, deren Kinder man zu Zöglingen gewinnen will.

Und doch will diese Aufrichtigkeit nicht ganz erfreuen. Die treffliche Versorgung der vor ihren Eltern geretteten Kinder wird außer Frage stehen, aber den richtigen Arndtschen Zorn, der die Gegenwart packen und schütteln und vielleicht noch wieder zurechtreißen könnte, vernimmt man darin so wenig wie in der meisten literarischen Zeitkritik. Es ist nicht erfrischend, viel eher beklemmend, wenn man die Zeit so weit gekommen sieht, daß man ihre Vernichtung ihr mit der Resignation des Selbstverständlichen sagt, gleich dem Arzt gegenüber dem Hoffnungslosen.

In unserer Dekadenz ist schon peinlich viel, was an das Zuendegehen des alten Roms erinnert. Wie da im Gallien der Völkerwanderung die Träger der Kultur, entkräftet von Mode und Reichtumsjagd, im Zirkus saßen und in den Zwischenakten der Schaumetzeleien, welche die sensationsbedürftigen Nerven aufpeitschen mußten, einander zuwitzelten: bis der Alamanne vor den Toren stände, so lange hätten sie's noch, dann werde man zur Abwechslung sie umbringen.

Sollte es wirklich so um unser Deutschland zweiundvierzig Jahre nach dem großen Kriege stehen! War er nur Anachronismus? Wird der folgerichtige Historiker der Zukunft sagen, von dem Geschlecht vierzig Jahre nach dem vergebens warnenden ersten Zusammenbruch im großen Gründerkrach sei nichts anderes zu erwarten gewesen? H.

*

Seid wahrhaftig!

Herr Rudolf Lothar ist trotz der Modeschauen und Fünf-Uhr-Tees, von denen neulich hier die Rede war, zusammengebrochen. Er wird zwar — und wenn nicht in Berlin, so sicher im mehr oder minder angestammten Wien — nach einer Anstandsfrist uns wieder als „Kulturpsychologe", als Plauderer, als Verfasser dramatisierter Feuilletons begegnen. Aber sein „Komödienhaus" hat er verlassen müssen; der Traum der Direktorenherrlichkeit (mit Zubehör) ist einstweilen ausgeträumt. Und nun ist es amüsant zu sehen, wie aus den Reihen der kollegialen Schreiberzunft ihm überallher böse, zum Teil sogar bitterböse Nachrufe nachflattern. Amüsant und — wenn man das Ding recht faßt — doch auch wieder beschämend und betrüblich. Denn alle diese Leute hatten gewußt, daß Herrn Lothars Unternehmen keinen Bestand haben konnte; daß es — sagen wir einmal — zumindest dichterische Übertreibung war, was die schwülstigen Reklamenotizchen verhießen, die mit dem heurigen Sommerregen um die Wette auf uns niedergingen. Und haben sie trotzdem viele Monate lang geduldig und ohne mit der Wimper zu zucken nachgedruckt, so dem Irrtum und der Täuschung den Weg bereitend.

„Seid wahrhaftig!" hatte auf dem Jubelfestmahl des Vereins Berliner Presse dem Nachwuchs von so ganz anderem Schnitt der alte Karl Frenzel zugerufen. Wirklich: seid wahrhaftig! Ein öffentliches Amt ward in eure Hand gegeben. R. B.

*

Kino-Moral

Was ist nun wirklich die Moral des „Kino-Dramas?" fragt Kreisschulinspektor Dr. Rauh im „Tag". Es ist mit einem Worte Pariser Moral: „Apachen und Ehebrecher sind seine Helden, und zwar nicht realistisch in der ruchlosen Frechheit ihrer Feindschaft gegen die Gesellschaftsordnung, sondern sentimental mit einem Mäntelchen gutbürgerlicher Moral aufgeputzt. Bei den Verbrecherhelden ist unter das Gruseln und Bestaunen über die Verwegenheit eine übel angebrachte Reminiszenz an den verlorenen Sohn gemengt, die den guten Philister angenehm kitzelt. Bei den Ehebrechern — und die scheinen mir doch das beliebtere Thema zu bilden — unterscheidet man zwei Arten der Behandlung: entweder wird der Ehebrecher durch seine kluge und nachsichtige Frau düpiert — das ist die Komödie; oder er leidet eine Zeitlang mit der Miene eines Märtyrers und wird dann unter Tränen der Rührung wieder in Gnaden angenommen, oder gar er endet im donnernden Pathos als Selbstmörder, worauf der hartherzige Gatte über seiner Leiche zusammenbricht. In jedem Falle aber hat er durchaus, gerade wie der Apache, die Sympathien des Publikums auf seiner Seite. Und hier sehe ich die Gefahr des Kinos. Diese Pariser Typen sind unserem Volke, Gott sei Dank, in der Wirklichkeit fremd; den Verbrecher betrachtet es mit Argwohn und einer gesunden Dosis Pharisäertum, den Ehebrecher — mag auch dies Laster zunehmen — verdammt es, wo es ihn entdeckt. Aber wenn eine ausländische Firma ihm eine neue Moral verkündet, so hört es mit der alten Unart des Deutschen begierig zu. Das Zuhören aber, gar zu hingebend und gar zu häufig, weckt die schlummernden Instinkte, die menschlichen, allzu menschlichen, und wird so zu einem schleichenden Gift.

Darum heißt — so meine ich — für uns als Volksethiker das erste Gebot in der Kinofrage: Kampf gegen die ausländischen Films. Das muß ich aussprechen auf die Gefahr, daß die ‚anderen' mich für gedungen von der Konkurrenzfirma von Pathé Frères erklären. Wir können nirgends so wenig Importen vertragen wie in dieser volkspsychologischen Sache. Hier ist es höchste Zeit, für Schutzzoll und Schließung der Grenzen zu agitieren ..."

*

Beschämend

„... Die Hinrichtung wurde in der Weise vorgenommen, daß zunächst der ältere Bruder auf den Richtblock geschnallt wurde, worauf der Scharfrichter in Funktion trat. Dann wurde der Block mit warmem Wasser vom Blute gesäubert und mit einem Tuch bedeckt, worauf der jüngere dem gleichen Schicksal verfiel."

Das ist nicht, wie mancher wohl meinen könnte, ein Stück aus einer mittelalterlichen Chronik, sondern eine Notiz, die dieser Tage durch die Presse ging und ausführlich die Doppelhinrichtung der Gebrüder Stadtkowitz in Bielefeld schildert. Es wird jedem zivilisierten Menschen unbegreiflich sein, wie die Behörde eine so unglaublich brutale Szene anordnen konnte. L. H.

*

Was der Vogelmord bedeutet

Das kommt einem erst recht zum Bewußtsein, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viele schädliche Insekten eine einzige unserer Vogelfamilien vertilgt. Durch den Terragraphen, eine Erfindung des Jagdschriftstellers Ludwig von Merey (Hegendorf), ist es möglich geworden, scheues Wild und Vögel in nächster Nähe zu beobachten, das heißt durch photographische Aufnahmen und einen Registrierapparat festzulegen. Wie O. Günther in der „Umschau" erzählt, war es z. B. Hegendorf möglich, den Terragraph an ein Schwanzmeisennest, in dem sich Junge befanden, anzuschließen. Acht Tage lang verzeichnete der Apparat von morgens halb vier bis abends gegen sieben, fünf Meter davon unter der Erde, die Arbeitsleistung der Vögel. Diese ergab das überraschende Resultat, daß die Tierchen nicht weniger als etwa 2000 Raupen von dem gefürchteten „Eichenwickler" verzehrten. Im Monat macht das eine Summe von 60000 Raupen, die eine einzige Vogelfamilie vertilgt. Die Beobachtungen an Schwalbennestern ergaben, daß die in neun

Gehöften wohnenden 32 Schwalbenfamilien annähernd 3 Millionen Insekten im Monat vernichten.

*

Handgreiflich

Impfgegner haben es dem Türmer öfter verargt, daß er sich ihrem Sturmlauf gegen das Impfgesetz nicht anzuschließen vermochte. Jetzt liest man im „März“:

„Eine im April aus Rußland zugereiste Dame schleppte die echten Pocken in Frankfurt a. M. ein, drei Mitglieder der Familie, bei der sie zu Besuch weilte, erkrankten daran, der Verlauf war leicht, sie waren sämtlich in ihrer Kindheit geimpft und wieder geimpft. Zwei Hausgenossen, Tochter und Dienstmädchen, vor vier bzw. fünf Jahren erfolgreich geimpft, blieben völlig verschont, dagegen erkrankt der niemals geimpfte behandelnde Arzt, einer der leidenschaftlichsten Führer der Impfgegner, schwer an echten Pocken, infiziert sein vierjähriges Kind und seine ihn in Gemeinschaft mit seiner Frau pflegende Cousine, verschont bleiben die Ehefrau, drei ältere Kinder und das Hausmädchen, die frühere deutliche Impfnarben aufweisen. Im Anschluß an diese Fälle erkranken noch fünf weitere Personen an Pocken, die drei ersten in der direkten Nachbarschaft. Dr. Spohr, der Träger der Erkrankung, hält es nicht für notwendig, die gesetzlich vorgeschriebene Anzeige von dem Ausbruch der Epidemie zu erstatten ..., und erst im Lauf einiger Zeit kommt die Verheimlichung an den Tag. Kommentar zu diesem verantwortungslosen Gebaren überflüssig! Der Frankfurter ‚Ärztliche Verein‘ hat mit der Veröffentlichung des authentischen Herganges (‚Frankfurter Zeitung‘ vom 24. VIII. Nr. 234) den in der Zwischenzeit versuchten Verdrehungen der Tatsachen ein Ende bereitet, er schließt sein Exposé mit der Feststellung: ‚Die Erfahrungen aus dieser Pockenepidemie sprechen eine beredte Sprache über den Wert des Impfschutzes. Nicht erkrankt sind die Tochter und das Hausmädchen bei der Familie, bei der sich die russische Dame aufgehalten, beide waren drei resp. vier Jahre vorher geimpft, nicht erkrankten die unter Impfschutz stehenden Familienmitglieder des Dr. Spohr, nicht die Angehörigen der übrigen Erkrankten, die Ärzte, das Pflegepersonal, die Sektionswärter, der Leichendiener, die Desinfektoren usw., die sämtlich geimpft waren, bzw. frisch geimpft wurden.‘“ —th—

*

Wenn die Maske fällt

Seit der Berliner Markthallenrevolution ist das Publikum den Schlächtern gegenüber mißtrauisch geworden. Mit vollem Recht! Denn nach der böswilligen Obstruktion der Schlächter beim Verkauf des ersten russischen Fleisches kann man nicht gut mehr annehmen, daß die beweglichen Klagetöne, mit denen sie den Chorus der unter der Fleischnot Leidenden verstärkt haben, ganz echt gewesen sind. Es will vielmehr scheinen, als ob das Seufzen und Jammern über ständige Abnahme des Verdienstes und drohenden Ruin auf eine gar nicht einfältige Taktik zurückzuführen ist, durch die sich das Publikum von der Unschuld der Fleischer am Preisauftrieb überzeugen ließ.

Ja, wenn die Maske fällt! Gar so schlimm scheint es um die Not des Fleischergewerbes doch nicht zu stehen. Merkwürdig genug war schon der Streik der Berliner Schlächtergesellen in Warschau, die dort das russische Fleisch für Berlin zurichten sollten. Offenbar ist der Streik von Berlin aus in Szene gesetzt worden, um zu verhindern, daß das russische Konkurrenzfleisch nach Berlin käme. Übrigens erfuhr man bei dieser Gelegenheit so nebenbei, daß die Schlächtergesellen, die auf geheimes Kommando prompt die Arbeit niederlegten, in Warschau pro Kopf einen wöchentlichen Arbeitslohn von 100 *M* ohne „Biergeld“ erhalten haben. Das ist ein Arbeitsverdienst, auf den mancher Kopfarbeiter neidisch sein könnte. Wenn so viel schon die Gesellen verdienen, wie muß es dann erst in den Taschen der Meister aussehen!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Rudolf Schäfers Bilder nach der Heiligen Schrift: Weihnachten

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

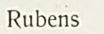
Die singenden Knaben



Franz Hals d. Ä.

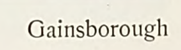


Der Tanz — Watteau



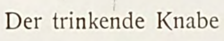
Bildnis eines Kindes des Meisters (T) Rubens





Der blaue Knabe (T) Gainsborough



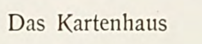
Kinderbildnis  Cornelis de Vos



Der trinkende Knabe  Murillo



Unschuld — Reynolds



Das Kartenhaus — B. Chardin

Junges Mädchen mit Blumen



Franz Krüger

Vor hundert Jahren

Blätter aus dem Skizzenbuche von Faber du Faur



Zwischen Dorogobusch und Mikalewka
7. November 1812



Faber du Faur



In der Vorstadt von Smolensk
12. November 1812



Faber du Faur



In der Gegend von Bobr
23. November 1812



Faber du Faur



In der Gegend von Smorgony
3. Dezember 1812



Faber du Faur

Der Übergang über die Beresina
28. November 1812



Faber du Faur

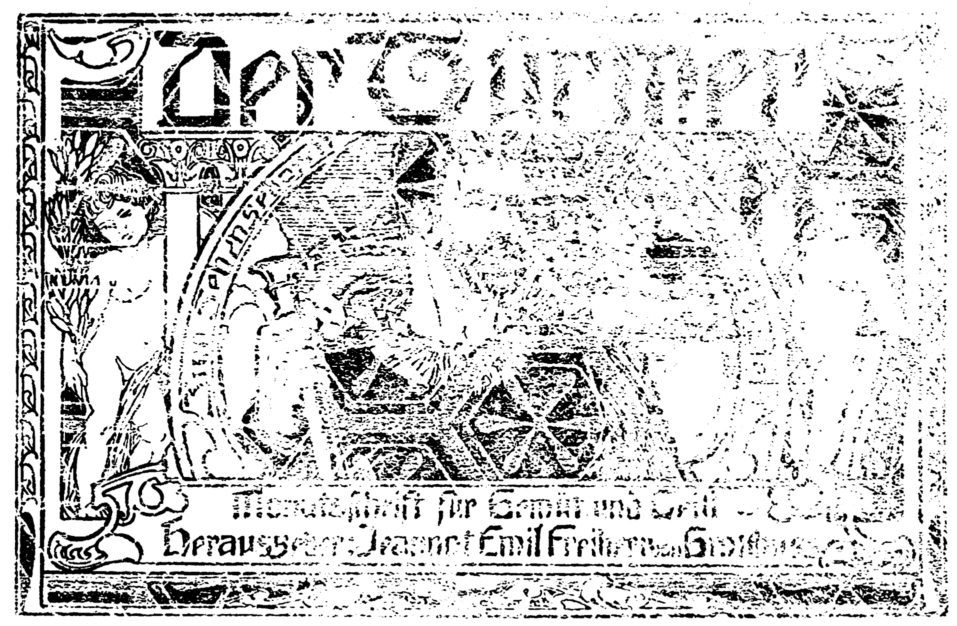


Bei Evé
11. Dezember 1812

Faber du Faur



Konstantinopel — Ernst Koerner



XV. Jahrg. Januar 1913 Heft 4

Christentum und Moderne

Von Friedrich [illegible]

[illegible] Stewart Chamberlain [illegible] nicht allen [illegible] in den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ [illegible] Christi“ und anderen Werken zu folgen; [illegible] „unvergleichlichen Erscheinung [illegible] „Die Geburt Christi“ [illegible] einmal ([illegible]) [illegible] wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit.“ Und später ([illegible]): „Lassen wir uns bei der [illegible] durch [illegible] Vorspiegelungen [illegible] Jahrhunderts [illegible], daß wir noch fern, sehr fern von dem [illegible] der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die [illegible] Menschheit geltend machen wird.“

Ich entsinne mich, [illegible] starke Gemütseindrücke empfangen habe von den [illegible] der Niederländer [illegible] der kriegerischen [illegible] „Eisenseiten“, die [illegible] und geistliche Lieder singend vom Feind [illegible], in der Nähe [illegible] schwiegen und dann plötzlich mit unerhörter Wucht und Taktik auf das [illegible] Heer einstürmten [illegible] Trommel! [illegible]. Ich selber,



Konstantinopel

Ernst Kreidolf



XV. Jahrg. Januar 1913 Heft 4

Christentum und Moderne

Von Friedrich Lienhard

Edel und ernst hat ein weitschauender Europäer wie Houston Stewart Chamberlain von Christus gesprochen. Man braucht nicht allen Gedankengängen des ungewöhnlichen Schriftstellers in den „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" oder in den „Worten Christi" und anderen Werken zu folgen: doch immer ist die Art, wie er von jener „unvergleichlichsten Erscheinung aller Zeiten" spricht, bedeutend und würdig. „Die Geburt Christi," heißt es einmal (Grundlagen, V. Aufl., S. 42), „ist das wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit." Und später (S. 190): „Lassen wir uns bei der Betrachtung der Erscheinung Christi durch keinerlei historische Vorspiegelungen und eben so wenig durch die vorübergehenden Ansichten unsres Jahrhunderts das Urteil trüben! Ich glaube vielmehr, daß wir noch fern, sehr fern von dem Moment sind, wo die umbildende Macht der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die gesittete Menschheit geltend machen wird."

Ich entsinne mich, wie ich in jungen Jahren starke Gemütseindrücke empfangen habe von den religiös-nationalen Freiheitskämpfen der Niederländer oder von der kriegerischen Stoßkraft der Puritaner, dieser „Eisenseiten", die psalmierend und geistliche Lieder singend fern vom Feind dahinritten, in der Nähe unheimlich schwiegen und dann plötzlich mit unerhörter Wucht und Taktik auf das Stuart-Heer einstürmten (vgl. z. B. Bleibtreus Cromwell bei Marstonmoor). Ich selber,

früh an die Orgel gewöhnt, lernte die Würde dieses Instrumentes bei den Chorälen, Kantaten und Passionen eines Bach immer tiefer erfassen. So spürte ich dann auch den religiösen Unterton, der durch Goethe geht, den Sohn der deutschen Reichsstadt, als ausgleichende Kraft gegen flatternd-verliebte Rokoko- oder Sturm- und Drang-Stimmung, aus der sich der Dichter des Faust emporgerungen hat. Man lese z. B. einmal „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“, die Theodor Vogel im Verlag Teubner, Leipzig, zusammengestellt hat — und beantworte sich dann die Frage, ob der moderne Monismus oder Materialismus ein Recht habe, den Dichter für seine Parteirichtung in Anspruch zu nehmen! In Novalis klingt harfenartig, früh verhauchend, besonders in den „Fragmenten“ sehr tief und in den Gedichten sehr innig, jene „wunderbare Heimatmelodie“ (Lenau). Es ist damals, in den Zusammenklang der deutschen klassischen Dichtung, durch Klopstock ein esoterisch-christlicher Ton in die weltliche Literatur eingeflossen; jenes Geschlecht kam vom genialen Bach, von Paul Gerhardt und seinen Zeitgenossen; und so führte sich mit einem Erlösungswerk, dem „Messias“ („Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung!“), die neue Dichtung ein (1748), um später in einem andern Erlösungswerk, dem zweiten Teil des „Faust“ (1832), die Epoche des deutschen Idealismus zu beenden. Die Väter und Vorfahren jener Generation waren durch die Drangsale und Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges hindurchgegangen. Ohne solchen Hintergrund tödlich-ernster Glaubenskämpfe (Niederlande, England, Deutschland, Frankreich) ist moderne Religiosität gar nicht denkbar. Aus Blut und Sterben, nicht aus Wissenschaft und Feuilletonismus wird der große Ernst geboren; ein Geschlecht, das geübt ist, dem Tod ins Auge zu schauen und das Hinter-dem-Tod ahnend zu verehren, hat den unterscheidenden Blick für Vergängliches und für Ewiges.

In neuester Zeit haben Laienprediger wie Hilty, Förster, Joh. Müller, Lhotzky, oder vielgelesene Schriftsteller wie Frenssen, oder die theosophische Gruppe um Rudolf Steiner, das christliche Problem wieder in den Vordergrund getragen. Gleichzeitig haben Kalthoff, Drews u. a. ihre Thesen ins Volk geworfen. Es tauchen ferner Vorschläge einer „germanischen Religion“ auf; der verstorbene Burggraf sprach gern von einem „deutschen Christus“; in schöner Wärme malt man einen „Germanentempel“ und gestaltet eine „Germanenbibel“ (Schwaner); Guido List in Wien hat sogar eine ganze arische Geheimreligion der „Armanen“ aufgedeckt. Und nicht wenig hat der „Antichrist“ oder „Immoralist“ Nietzsche zur Belebung dieser Fragen beigetragen.

So sammeln sich Kämpfe um die Person des Christus, um das religiöse Problem. Soweit diese Kämpfe gegen kirchliche Tradition gerichtet sind, oder sich innerhalb der modern-kritischen Theologie bewegen, gehen sie uns hier nichts an. Das ist Sache der Fachmänner. Sollen sie aber den Edelgeist treffen, der nach unsrem Empfinden von Christus selber ausgegangen, so ist es des gebildeten Laien Pflicht, das Seine zu sagen.

* * *

In einer geistvoll-agressiven Zeitschrift des Münchners Georg Muschner („Der Kulturspiegel“) fiel uns vor einiger Zeit ein Angriff auf das Christentum

nicht angenehm auf. Verfasser ist Herbert Eulenberg, jener temperamentvolle Dramatiker und Literat, dem es nicht an Kühnheit, wohl aber an Klärung fehlt.

Der Fall ist typisch; wir greifen ihn heraus.

„Dieser 1100 Jahre nach der Vernichtung unsrer germanischen Religion geschriebene kleine Aufsatz wurde von allen heutigen deutschen Zeitungen und Zeitschriften, denen er eingesandt wurde, unter großem Bedauern der Redakteure ‚als zu frei' abgewiesen. Wer ein Gehirn hat, zu denken, der denke!"

So leitet Eulenberg seinen Angriff ein. Schon diese herausfordernde Tonart ist bezeichnend. Wenn Eulenberg etwa bei Wachlers „Jahreszeiten" oder Horneffers „Tat" oder bei den „Mittgart"- und „Hammer"-Leuten oder bei sozialdemokratischen Propagandablättern angefragt hätte, so wäre sein Aufsatz schwerlich als zu frei empfunden worden. Denn es gibt seit Häckel, Dühring und Nietzsche in Deutschland Gruppen genug, die das Christentum befehden. Und es gehört sogar heute mehr Mut dazu, sich für den hoheitvollen Ernst einer Bergpredigt oder des Johannes-Evangeliums einzusetzen, als dagegen kritische Ausfälle zu machen.

Es war ja wohl Johannes Schlaf, der neulich einmal die feine Wendung erneuerte, die Bergpredigt sei an eine „Elite" gerichtet, nicht an die Masse. Dieser Gesichtspunkt führt in den Kern der Frage. Wo ist wohl — wie Eulenberg behauptet — die germanische Religion als esoterische Kraft wirklich vernichtet worden? Ist denn etwa, von der Edda bis zu Wolfram, Walter und zu Herder, Schiller, Goethe, nicht überall in unsrem Dichten, Denken, Philosophieren und Musizieren die „deutsche Religion" eine immanente Kraft, die sich immer wieder selbst erneuert? Lebt sie nicht in der Elite unsres Geistes, in unsrer großen Musik, in der Architektur unsrer Dramen? Ist schöpferischer Geist an zerschlagbare Formen gebunden?

Ich habe größeres Vertrauen zur religiösen Kraft des deutschen Geistes. Er hat immer gewaltet, auch damals, als er die Anregungen und Zuflüsse des Christentums verarbeitete und in seine Wesenheit aufnahm. Er hat Antike, Römertum und Renaissance aufgenommen und verarbeitet; er hat das Christentum aufgenommen und gestaltet. Und damit kommen wir auf ein Grundgesetz: es ist geradezu notwendig, daß die verschiedenartigen Substanzen Europas sich untereinander mischen und elektrisch oder magnetisch aufeinander wirken, wenn das Leben in Schwingung bleiben soll. Das beweist die Geschichte allenthalben; das kann jeder einzelne an seiner eigenen Lebensgeschichte feststellen. Dauernde Isolierung wäre Tötung. Es handelt sich aber freilich darum, die Zuflüsse auch wirklich in Eigenes umzugestalten, sie aus Fremden oder gar Feinden in Freunde zu verwandeln und sich so zu bereichern. Auf die Aufnahme- und Verarbeitungskraft kommt es an. Ein hierin Gesunder fürchtet sich vor keiner „semitischen Pest".

Ferner: das Christentum des Christus ist weder natur- noch frauenfeindlich. Unter den ersten Jüngern waren Frauen; im Idyll von Bethanien, am Kreuz, am Ostermorgen waren mitfühlende Frauen in das Drama verflochten. In der Apostelgeschichte desgleichen. Das berühmte dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes handelt allerdings nicht von der modernen freien Liebe, sondern von einer heroischen, unsentimentalen und unlüsternen Liebe zur Menschheit. So gingen die Christen als eine Gruppe der Gesunden und Stolzen durch die Fäulnis der Mittelmeerkultur.

An der Wiege des Christentums steht Heroismus. Heinrich von Stein rief einmal mit Recht: „Vergeßt das Heroische nicht in Christus!“ Sie waren die Unzeitgemäßen; sie hatten ihre Augen ins Geistige eingestellt. Diese Schauweise war übersinnlich, aber nicht widersinnlich; es war kein Ausstreichen und Verneinen der Natur oder Außenwelt, sondern ein Durchdringen und Verklären.

Es brodelte zwar nicht schlecht in jenem Hexenkessel am Mittelmeer, als die Substanzen Christentum, Griechentum und Römertum ineinanderzischten. Aber das neue Europa sollte sich aus diesen Mischungen gebären. Und so halten wir uns über Zerrbilder und Leidenschaftlichkeiten weiter nicht auf. Genau so gab es ein Zischen und Aufbrausen, als dann die Mittelmeerkultur unter Rom mit dem germanischen Norden zusammenkam. Solche Zusammenstöße kosten Blut. Das ist weiter nichts Absonderliches in der Welt- und Naturgeschichte. Wessen Entwicklung geschieht ohne Wunden und schmerzliche oder freudige Lebensberührung? So ist es auch, wenn Rassen, Völker, Meinungen zusammenstoßen und sich befruchtend bekämpfen oder mischen.

Das Christentum ist nicht frauenfeindlich; es hat vielmehr die Frau befreit. Wenn der Apostel Paulus für seine Person der Ehe entsagte, so war das ein Opfer um einer größeren Sache willen, deren Durchsetzung damals einen ganzen Mann verlangte, eine ungeteilte Seelenkraft. Das wiederholt sich oft in der Menschheit. Die Gattung sorgt schon von selber dafür, daß sie nicht aussterbe! Die Mönchsidee aber war der Versuch einer Schulung einzelner, um bestimmte Aufgaben mit ungeteilter Kraft durchzuführen. Mönche gibt es auch in andren Religionen; und Opfer gibt es in jedem geistigen Beruf.

Was überhaupt hat das Christentum mit dem Geschlechtsunterschied zu schaffen? Christus wendet sich ohne Ansehen der Person, des Standes oder des Geschlechts an die unsterbliche Seele. Seine Offenbarung gilt durch alle äußere Natur hindurch der inneren Natur des einzelnen Menschen. Es stehen in der Bergpredigt (Matth. 6) die bekannten Worte über das Nicht-Sorgen, sondern Vertrauen: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an — schauet die Lilien auf dem Felde!“ Wo hat in diesem hellen und starken Vertrauen auf den alles erhaltenden himmlischen Vater Naturfeindschaft Platz? Christus lebte und lehrte in freier Natur, am See, auf dem Berg, meist fern von Jerusalem und den Kniffllichkeiten der Fachgelehrten. Er war Einfachheit, Gesundheit, ruhige Schönheit; denn er lebte am Urquell „wie die Kindlein“, die er liebte. „Christi Rede war schlicht bis zur Herbheit“, sagt Chamberlain („Worte Christi“, Einleitung). „Wie am Horizont die Erde und der Himmel sich berühren, so verschmolz hier das ganz Natürliche mit dem Übernatürlichen. Eine besondre Eigenschaft dieses Redens ist seine volle Anschaulichkeit; es geht im Bilde oder in der angedeuteten Handlung auf; kein Wort wird über das unerläßliche Maß hinzugefügt.“ So ist in seinen Äußerungen eine wunderbare Sicherheit.

„Gegen die asiatische Weiberverachtung,“ heißt es aber in Eulenbergs Artikel, „wie sie das Christentum, und dies ist seine verächtlichste Seite (!), lehrte, hat der bekehrte Germane dann in dem Madonnenkult rückgewirkt, und das ist der einzige (?) Versuch gewesen, das Christentum zu germanisieren, der in etwas ge-

glückt ist (?). Die ganze Verehrung der Gottesmutter Maria ist eigentlich etwas Antichristliches —: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen‘, sagte Christus zu ihr auf der Hochzeit zu Kanaan, und die frauenfeindlichen Aussprüche des Apostels Paulus und die noch schlimmeren vieler Kirchenväter sind allgemein bekannt.“ Dahingegen „aus dem Naturgefühl und der Frauenverehrung des Germanen ging auch die schöne körperliche Schamlosigkeit (!) unsrer Altvorderen hervor, von der der aufs höchste kultivierte Tacitus in ergriffener Bewunderung berichtet ... Diese sittliche Vorstellung von der Schönheit des Nackten (?), des freien hüllenlosen Körpers, diese Freiheit im Geschlechtsverkehr (?!) ward den Germanen geraubt“ ...

Ein höchst bezeichnender Ausfall! Eulenberg, der Verfasser des „Ritter Blaubart“ und anderer Gewagtheiten, zitiert den ehernen Tacitus. Ich habe die „Germania“ des knappen, herben, stolzen Römers wieder in die Hand genommen, um nachzuschlagen, wo von „körperlicher Schamlosigkeit“ oder „Freiheit im Geschlechtsverkehr“ in oder zwischen den Zeilen des markanten Werkes die Rede sein könnte.

Was steht also bei Tacitus?

„Keine lüsternen Schauspiele, keine wollüstigen Gelage verderben dort die reine Keuschheit. Keine heimlichen Briefe wandern zwischen Männern und Frauen. Dem Ehebruch, der trotz der Größe des Volkes verschwindend selten vorkommt, folgt die Strafe sofort und ist dem Gatten überlassen. Er schneidet der Ehebrecherin das Haar ab und jagt sie dann nackt (!) in Gegenwart aller Verwandten mit Peitschenhieben aus dem Haus und durchs ganze Dorf. Ein Mädchen, das sich hingab, kommt nie wieder zu Ehren. Selbst Schönheit, Jugend und Reichtum finden ihr keinen Gatten.“

Das steht bei Tacitus.

„Dort amüsiert nämlich das Laster niemanden, und verführen oder feil sein ist dort noch nicht modern“, heißt es ferner in der Übersetzung ganz fein (Vesper). „Und trotzdem steht es um jenes Volk nicht schlecht, wo nur Jungfrauen in die Ehe kommen und als Gattinnen für immer all ihre Erwartungen und ihr Verlangen erfüllt sehen. Nur einen Gatten habe jede Frau, wie sie nur einen Leib und ein Leben hat, und nebenher keine geheimen Wünsche, keine Leidenschaft.“

Das steht in der „Germania“ des Tacitus.

Jedes Wort ist ein Peitschenhieb nicht gegen das Christentum, denn dieses stellt genau dieselbe Forderung, wohl aber gegen die Entartung, ob modern oder antik. Von der „Freiheit im Geschlechtsverkehr“ oder von „körperlicher Schamlosigkeit“ nirgends ein Wort. Denn daß man sich innerhalb des Hauses auf einer gewissen Stufe der Zivilisation unbekleidet hielt, kommt auch heute bei Naturvölkern vor und kann also nicht gegen seelische Schamhaftigkeit einer hehren Religion ausgespielt werden.

Gleichwohl wird dem Christentum die Lehre aufgebürdet, „daß der Verkehr mit dem anderen Geschlecht und die Liebe eine Sünde sei“. Man weiß nicht, was man zu solchen Behauptungen sagen soll. Versteht man unter „Verkehr“ etwa „Freiheit im Geschlechtsverkehr“, je nach Trieb und Laune? Nun, so hat Tacitus die deutliche Antwort gegeben. Wann aber wohl hat irgend ein großer Sittenlehrer Zuchtlosigkeit („Freiheit“) in der heiligen Frage des Verhältnisses

der Geschlechter eingeräumt? Heiligung und Veredelung aller dieser Lebensverhältnisse ist auch des Christentums Sinn und Absicht, nicht Vernichtung. Über solche Kardinalfragen kann man sich aus bekannten Werken, von „Luthardts Apologetischen Vorträgen" bis zu den Büchern von Harnack, Schell, Eucken, Bousset und ähnlichen Schriften aufklären, wenn man guten Willen hat. Ganz abgesehen von einem einfachen Studium des Neuen Testamentes.

Eulenberg spricht vom „Mut" als der schönsten Eigenschaft der Deutschen. Mit Hilfe dieser Eigenschaft (die aber doch an sich schwerlich zur Kulturarbeit genügt?) will er uns „vom Fluche des Christentums freimachen, der uns seit etwa 700 nach Christus im Fleisch und in der Seele sitzt, daß diese Erde ein Jammertal (?) und unser Dasein nur ein Vorbereitungskursus (?) für den Himmel sei; es kann nicht oft genug gesagt werden, daß das Christentum uns Deutschen etwas Fremdes, Aufgezwungenes ist, das unser Volk um seine Freude, seine Freiheit und seine eigene Religion gebracht hat. Die christliche Sittenlehre ist nicht für unser Klima (!) noch für unser Temperament (!) geeignet"...

Wo zerstört unbefangenes Christentum die Freude? Man lese den Philipperbrief des gefangenen Kulturbringers Paulus — diesen Freudengesang eines Mannes, der Rom eroberte, weil er „mächtig war durch Christus"! Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß die Christuslehre mit der Seelenfreude zu tun hat, nicht mit der Naturfreude junger Füllen oder Mädchen — kurz, nicht mit der animalischen Gattung. Germanentum ist Gattung, natürliche Stufe, Schöpfung, Stufe des Siegfried; die Christus-Offenbarung bezieht sich auf die nächsthöhere Stufe: auf das Unsterbliche in uns — Stufe des Parsifal, der den Gral sucht. Ersteres entwickelt wertvolle Eigenschaften des Körpers und der gesellschaftlichen Betätigung, als da sind Mut, Treue, Wahrhaftigkeit, Sinn für Kameradschaft, Familie, Volkstum. Es sind Grundforderungen gesellschaftlicher Ethik. Alle großen Religions- und Sittenlehrer betonten die Notwendigkeit dieser Elementarstufe der Zivilisation; die Patriarchen in Palästina so gut wie die Urväter der Germanen. Das Christentum aber beschäftigt sich mit dem Aufstieg der einzelnen Seele, wofür Gattungs- oder Gruppentugenden allein nicht mehr ausreichen. Das erstere nennt man in alttheologischer Sprache „Gesetz", das zweite nennt man „Evangelium". Sie verhalten sich zueinander wie die Sexta eines Gymnasiums zur Prima.

Hier betreten wir die Region der esoterischen Tradition aller Zeiten, von den indischen Veden bis zu den Druiden oder der nordischen Urzeit. Diese Offenbarungen hatten untereinander Zusammenhänge; diese Geheimlehre der Menschheit verbreitete sich auf stillen Wegen. So wanderten Erkenntnisse dieser Art von Ägypten, dem Land der Mysterien, nach Hellas (Eleusis). Hier hat nicht mehr die Gattung als solche Zulaß, sondern innerhalb der Gattung die „Erwählten", die „Eingeweihten"; denn hier werden nicht Gattungsinstinkte, auch bester Art, gezüchtet, sondern das unsterbliche Ich in jedem einzelnen Menschen, der zum Bewußtsein dieses höheren Ich erwachen will.

Im 18. Jahrhundert nannte man es „Humanität", Edelmenschlichkeit, das Reinmenschliche, gegenüber dem unbewußt hinlebenden Tiermenschlichen. Eine



Gruppe dieser Art waren und sind die Freimaurer, die Rosenkreuzer, die Mystiker des 14. Jahrhunderts („Gottesfreunde") und ähnliche esoterische Verbände, die sich zeitweilig von der Masse zurückzogen, um einen steileren Aufstieg zu versuchen, der nicht jedermanns Sache ist und auch nicht jedermanns Sache zu sein braucht. Solche Innenarbeit war wohl immer nötig neben der exoterischen Kirchlichkeit, von deren Masse sich jene stillen Einzelnen lösten — nicht immer aus Ketzerei, sondern zu gesonderter Geistes-Zuchtwahl und Entwicklung, deren Ergebnisse dann wieder befruchtend zurückwirkten auf die Gesamtheit.

Man sieht, das Problem Christentum ist vielseitig. Mit einer summarischen Ablehnung ist nichts getan. Für alle, die positiv zu arbeiten gewillt sind, erhebt sich die Forderung, aus dem Chaos dieser Bestrebungen das Aufbauende herauszugestalten. Denn „Reich Gottes" ist Aufbauungsarbeit.

Was es mit der „Freiheit" für eine Bewandtnis habe, worunter Schiller und Kant „Unabhängigkeit von der Macht der Neigungen" verstehen, der ungeschulte Moderne jedoch Willkür in der Entfaltung der Triebe, so möge man das für sich durchdenken. Doch vom vielfach mißverstandenen „Reich Gottes" ziemt es sich noch, ein Wort zu sprechen. Das Reich Gottes hat weder mit Jammertal noch mit einem bequemen Luxushimmel irgend etwas gemein. Die Unsterblichkeit unseres höheren Ich ist uns zwar selbstverständlich; da aber der Geist weder an Raum noch an Zeit gebunden ist, sondern seinen besonderen Gesetzen folgt, so hat es keinen Sinn, zwischen „Hier" und „Dort" streng zu scheiden. Es kommt auf unsren *seelischen Zustand* an. Himmel ist Harmonie, Hölle ist Dissonanz und Chaos; Himmel ist Seelen-Frieden, Hölle ist Seelen-Qual und Verzweiflung. In wessen Dasein und Wesensart sich die eine oder andre Grundstimmung herausbildet und verfestigt: in dem ist schon hier und heute Himmel oder Hölle. Denn jeder Augenblick ist ein Teil der Ewigkeit.

Es seien zwei Stimmen angeführt von zwei entgegengesetzten Flügeln der breiten christlichen Phalanx: der Visionär Swedenborg und der Philosoph Rudolf Eucken. „Das Leben der Liebtätigkeit," sagt jener Mystiker, „ist ein Leben der Nutzwirkungen; ein solches Leben ist das des ganzen Himmels; denn das Reich des Herrn, weil es das Reich der gegenseitigen Liebe ist, ist ein Reich der Nutzwirkungen ... Diejenigen, welche wahrhaft in gegenseitiger Liebe oder Liebtätigkeit stehen, *sind* in ihrer Lust und Seligkeit, wenn sie dem Nächsten wohltun ... und diese Lust und Seligkeit ist der Lohn, und dieser macht im andern Leben die Freude und Seligkeit aus, welche im Himmel ist" (Himml. Geheimnisse). Man sieht, der Nachdruck ist auf die in das Ganze wirkende *Tat* zu legen. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut", sagt der Dichter des unermüdlichen „Faust", derselbe Goethe, der sich auch die ewige Seligkeit nicht ohne Tätigkeit vorstellen konnte. Und er fügt hinzu, wenig mit dem entgötterten Monismus übereinstimmend:

„Heil den unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben" .

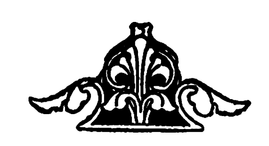


„Wer den Willen Gottes **tut**," sagt Christus, der wird erleben, ob meine Worte von Gott sind. Denn die Christus-Wesenheit wird durch inneres Erlebnis gewonnen, nicht durch Beweis. So faßt auch Eucken (Lebensanschauungen großer Denker) im Kapitel „Die Lebensanschauung Jesu" den Begriff Himmelreich dahin zusammen: „So sehen wir in der Verkündigung des Himmelreiches eine ursprüngliche und wahrhaftige, in ihrer Einfachheit umwälzende **Wirklichkeit** aufsteigen. Alles ist hier jugendlich und frisch; das Ganze durchflutet der gewaltigste Drang, alle Weite der Welt für das neue Leben zu gewinnen" usw. Das versteht der gebildete Christ unter Himmelreich.

Wer dieses Abenteuer unternimmt, der betritt den Boden einer neuen Geographie; er trennt sich in dieser Hinsicht von der Gattung („Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?") und nimmt teil an der Gralsfahrt einer Auslese, einer Ritterschaft. Es werden immer zwischen „Frau Welt" und der stillen Sammlung eines „heiligen Hains" Gegensätze oder Austauschwirkungen bestehen. Schon Buddha verließ den Königshof und bekam unter dem Baum seine Erleuchtungen; Christus war oft in der Stille der Wüste und des Gebirges (Tabor); Mose auf dem Sinai oder der Patriarch Abram im Hain Mamre, abseits von Sodoms Geselligkeit, sind typisch. Alles Große und Tiefe bedarf einer Epoche der Stille, wie die Saat, die unter der Erde oder unter dem Schnee Kraft sammelt. In der Wüste reiften die Israeliten, ehe sie Kanaan betreten durften; in den Katakomben sammelten sich die ersten Christen. Es ist der alte Mysterienweg durch Nacht zum Licht. Oben rauschte indessen die römische Luxuskultur — ein ähnlicher Gegensatz zu der stillen Seelenkraft des Christentums, wie dort der Tanz ums goldene Kalb zur Stille des Berges Horeb.

Von Berg zu Berg rufen die Großen der Menschheit einander zu. So sind manche Berge symbolische Namen geworden in der Geistesgeschichte: Sinai, Zion, Golgatha, Akropolis, die sieben Hügel Roms, die Gralsburg, die Wartburg, der Kyffhäuser! Und wer wirklich, nach Nietzsches Wort, ein „guter Europäer" ist, der ahnt ein planmäßiges Wirken der Meister, die hinter der europäischen Menschheitsgruppe stehen. Wie sich einst die Fluß-Kultur vom Indus, Nil, Euphrat, Jordan erweitert hat zur Mittelmeer-Kultur des Diadochen- und Römerreiches; wie dieses wieder sich ausdehnte vom Binnenmeer zur ozeanischen Zivilisation der Gegenwart: — so strebt die europäische Geistesentwicklung eine Wechselbefruchtung verschiedener Arbeitsgebiete an. Den Faktor des Christentums dabei ausscheiden zu wollen, wäre ebenso töricht, als wollte man römische Kraft und griechische Kunst aus Europa streichen.

Es ist ein europäisches Ideal, Kreuz und Rose, Golgatha und Akropolis in neuen Formen zu vereinigen.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

Freitag, 7. Juni. Ein grauer Brief mit der bekannten Handschrift liegt vor mir.

Er ist von ihm. Er teilt mir mit, daß er für einige Tage verreisen muß. „Ich hoffe, daß es Ihnen zurzeit nicht schlecht geht, und daß Sie mit Ihrer juristischen Arbeit ernsthaft angefangen haben. Die Arbeit ist das ausgezeichnetste Hilfsmittel gegen viele seelische Leiden.“

Ist das wahr?

Ich griff nach dem schweren Bande der „Zeitgenössischen Geschichte“ von Anatole France und suchte eine Stelle, die mir in Erinnerung geblieben war. Da las ich nun: „Die Arbeit ist ein kostbares Gut für den Menschen. Sie lenkt ihn von seinem eigenen Leben ab und verdeckt ihm so diesen erschrecklichen Anblick. In ethischer und ästhetischer Beziehung ist das von bester Wirkung. Eine ausgezeichnete Eigenschaft der Arbeit ist ferner, daß sie unserer Eitelkeit schmeichelt, uns über unsere Ohnmacht hinwegtäuscht und uns die Hoffnung auf fruchtbares Wirken gibt. Wir bilden uns ein, mit ihrer Hilfe auf die Geschicke einwirken zu können. Wir vergessen die unlösbaren Ketten, mit denen alle unsere Tätigkeit dem Weltgefüge eingeklammert ist, und glauben mit unserer Arbeit etwas vollbringen zu können, was uns allein gegen den Rest der Maschine zum Vorteil gereicht. Die Arbeit gibt uns den Traum des eigenen Willens, der Kraft und der Unabhängigkeit. Sie vergöttert uns in unsern eigenen Augen. Sie macht aus uns für uns Helden, Genies, Dämonen, Halbgötter, ja Gott selber. Wirklich, man hat sich Gott eigentlich immer als Arbeiter vorgestellt.“ —

Ja, wem soll man glauben? Recht hat natürlich jener feine Skeptiker, dessen ewigironisches Lächeln durch allen Schmerz, alles Leid, alle Teilnahme zum unglücklichen Menschen hindurchblickt.

Ich nahm meine Bücher und öffnete das Programm.

Der Gedanke, daß er sich draußen erholte, während ich in der staubigen Stadtwohnung saß, machte mich froh. Wenn doch diese Arbeit ihn mir ersetzen könnte!

Sonntag, 9. Juni. Wann wird er wiederkehren? „Ich verreise für einige Tage“ — also bald.

Wenn er zurückkehrt, wird er schreiben... Wahrscheinlich am Freitag. Dann hat er im Krankenhaus zu tun.

11. Juni. Erst Anfang der Woche. Wie lange noch muß ich warten!

Als ich heute elektrisiert wurde, lernte ich eine interessante Schwester kennen; Sie ist Kommunistin gewesen und gehörte der Partei der Sozial-Revolutionäre an. Sie ist eine energische, kluge Frau. Die andere Schwester, Fräulein Angela, ist sehr sympathisch und einfach. Es ist hier besser als in der Salpêtrière. Es werden keine Trinkgelder erwartet, obgleich kein Anschlag an den Türen ist.

Während ich mit Schwester Angela sprach, öffnete sich die Tür, und ein älterer Herr trat ein, gefolgt von vielen Studenten. Der Blick seiner schönen, dunklen Augen wirkte durchbohrend — und ließ ihn auffallend erscheinen.

Er trat auf uns zu und fragte einen jeden, wer ihn hergeschickt habe.

„Wer ist dieser Mann mit dem eigentümlichen Blick?“ fragte ich Schwester Angela, als er draußen war.

„O, das ist ein berühmter Spezialist für Hautkrankheiten, Dr. Drogue.“

„Er ist sehr sympathisch.“

„Leider klerikal“, flüsterte mir die Schwester „Kommunistin“ mit einem Seufzer ins Ohr. „Ich sage es Ihnen absichtlich so leise. Mit Schwester Angela kann man darüber nicht sprechen. Sie ist Katholikin und glaubt an all diesen Unsinn.“

Freitag, 14. Juni. Als ich heute aus dem Krankenhaus zurückkehrte, legte Madame die Morgenpost für die Pensionäre aus. Ich sah mit gespanntem Ausdruck hin, ob ein Brief mit der bewußten Handschrift da war —. Nein, es war nichts für mich.

Mittwoch, 19. Juni. Es war spät am Abend, ich schob das umfangreiche Buch über Konstitutionsrecht beiseite und sah aus dem Fenster...

Wie schön wäre es, in die Maiennacht hinauszugehen! Was sind es für törichte Vorurteile, daß Paris bei Nacht gefährlich sei! Seitdem ich mich von diesen Vorurteilen befreit hatte, ging ich überall allein hin.

Plötzlich fiel mir seine Adresse ein: 5 rue Brézin... Gerade in diese Straße wollte ich gehen, an dem Hause vorbei, in dem er lebte.

Ich suchte die rue Brézin auf dem Plan. Sie ist unschwer zu finden —: rue Berthollet, darauf über die Lieblingspromenade der Russen, den Boulevard Port Royal, und dann rechts längs der rue Denfert Rocherau, rue avenue d'Orléans — die dritte Straße: rue Brézin.

Es war Mitternacht. Wir haben keinen Portier; das sonst unvermeidliche „Cordon, s'il vous plaît“ fällt weg. Jeder Pensionär hat einen Schlüssel zur Eingangstür.

Ich ging längs dem Boulevard Port Royal und atmete mit Genuß die frische Nachtluft ein. Rings umher war keine Seele.

Ich ging rasch. Da zeigte sich auch schon der Belfort-Löwe auf dem Platze Denfert-Rocherau. In der Dunkelheit der Nacht zeichnete er sich besonders ein-

drucksvoll gegen den Abendhimmel ab. Ich hatte vergessen, die wievielte Querstraße der avenue d'Orléans die rue Brézin ist. Wen sollte ich fragen? Schutzleute gab es nicht. Ein kleines Restaurant an der Ecke war hell erleuchtet; zwei, drei Frauen umarmten sich mit den letzten Besuchern.

Ich trat an die Kassiererin heran, fragte — und erschrak über den unverhohlen neugierigen Blick, den sie mir zuwarf. Es schien mir, als hätte sie den Grund erkannt. Ich war verwirrt, errötete, und der Gedanke kam mir nicht, daß eine anständige Dame sich um diese Nachtzeit in einem Restaurant nicht zeigt.

„Es ist noch weiter — die zweite Straße rechts."

Ich dankte und eilte davon.

Es verhielt sich auch so — die zweite Straße rechts war rue Brézin. Auf welcher Seite sind die geraden, auf welcher die ungeraden Zahlen? Rechts — 4, 6. Also links — da ist 5, ein mittelgroßes, fünfstöckiges Haus. Nur aus zwei, drei Fenstern sah man Licht. War eines davon bei ihm?

Ich ging die Straße hinunter bis ans Ende. Hier war ein kleiner Platz mit Blumenanlagen und Bäumen.

Ich setzte mich auf eine Bank. Ruhe, tiefe Ruhe umfing mich. Rings umher schlief die mächtige Stadt mit all ihrem Leid, ihrer Lust, ihren Erfolgen — und ihren Enttäuschungen. Wenn die Menschen schweigen, beginnt die Natur zu reden. Die Bäume wirkten in ihren Schutzgittern wie Gefangene. Am Tage übertönt das Läuten der Elektrischen, der Straßenlärm, das Rauschen der Blätter. Abends scheinen sie die Erlebnisse des Tages untereinander auszutauschen.

Diese nächtliche Stille ergriff mich.

Während ich unbeweglich auf der Bank saß, hörte ich das Flüstern der Blätter und die Stimme der Nacht — geheimnisvoll, schrecklich — und dachte: Wo ist er jetzt?

Als ich die rue Brézin hinunterging, näherten sich einige Leute dem Eingang seines Hauses. Wenn er es wäre, was würde er denken, wenn er mich hier erblickte? Ich habe die Adresse nicht von ihm erfahren, sondern zufällig auf einer Karte gelesen. Mein Herz stockte. Doch nein ... es waren zwei Damen und ein alter Herr.

Dieses Haus — alles, was mir am teuersten auf der Welt ist, schließt es ein.

Und ich ging nach Hause, voll einer Stimmung, wie der Wallfahrer, der heilige Orte besucht hat.

Ich lachte bei diesen Gedanken auf — wie lächerlich mußte ich erst anderen erscheinen.

Wenn jemand mir Jahre großen Erfolges versprechen würde — ein Erreichen meiner tiefsten Ziele —, nein, gegen diese Stunde tauschte ich sie nicht ein.

Freitag, 21. Juni. Es ist Freitag — ich habe noch immer keinen Brief! Wie soll ich erfahren, ob er zurück ist? Soll ich nach Boucicaut gehen? In seine Wohnung? ... Undenkbar!

Sonnabend, 22. Juni. Ich sah mir heute abend den Lesesaal der russischen Zeitungen an. Mir gegenüber saß ein Herr von zwanzig Jahren und las aufmerksam die „Russischen Nachrichten". Wir verließen den Lesesaal zur

selben Zeit; als wir hinuntergingen, wurden wir bekannt. Er ist Jude und stammt aus Odessa. Er hat eine technische Mittelschule absolviert und arbeitet in Paris als Praktikant in einer Eisen-Fabrik.

Der Abend war zu schön, um gleich nach Hause zu gehen.

Er lebt nicht weit von den Festungen und schlug mir vor, bis Mont-suré zu gehen. Ich war damit einverstanden. Auf der Rückkehr bat ich ihn darum, sich zu erkundigen, ob Lencelet in Paris sei.

Und ich sagte wie nebenbei: „Wenn ich mich nicht irre, sind wir hier nicht weit von der rue Brézin. Dort, im Hause Nummer fünf lebt ein Herr Lencelet. Ein Kommilitone hat mich darum gebeten, zu erfragen, ob er schon zurück ist. Ich habe es immer aufgeschoben."

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen behilflich bin!" sagte er eilig. „Ich kann den Schutzmann fragen, wo die Straße ist, dort werde ich alles erfahren. Setzen Sie sich hierher auf die Bank; ich komme gleich zurück."

Und während er zum Schutzmann ging, suchte ich meine Aufregung zu bezwingen. Gleich wird er kommen — die rue Brézin ist kaum drei Schritte von hier — und ich werde alles erfahren.

„Es gelang mir nicht, den Portier herauszuklingeln, doch werde ich es mit Vergnügen morgen in Erfahrung bringen."

Im Herzen dankte ich ihm innig, laut sagte ich jedoch gleichgültig: „Gut. Gehen Sie morgen hin, wenn Sie Zeit haben."

Sonntag, 23. Juni. Schon am frühen Morgen sagte ich Madame: „Falls jemand nach mir fragen sollte, so bitten Sie den Besuch in mein Zimmer. Es ist eine eilige Sache!"

Ich erwartete ihn mit Ungeduld; er wollte um die Mittagszeit kommen. Als mir gemeldet wurde, daß mich ein Herr zu sprechen wünsche, stürzte ich, die lange Zeremonie des Essens nicht abwartend, in mein Zimmer.

„Ich habe Sie gestört, Sie waren noch nicht fertig?" fragte er.

„O, nein, nein — im Gegenteil, ich bin sehr froh; ich kann diese langen Mahlzeiten nicht leiden."

„Ich habe Ihren Auftrag ausgeführt. Der Portier sagte mir: ‚Er verläßt Paris nie. Er kam auch gestern abend aus seinem Krankenhause heim und ist den ganzen Tag über frei'. Er forderte mich auf, zu ihm hinaufzugehen. Da ich ihm aber nichts mitzuteilen hatte, sagte ich dem Portier, ich würde ein anderes Mal wiederkommen."

„Ich danke Ihnen sehr! Setzen Sie sich, bitte, hierher, ich werde gleich Tee kochen."

Er öffnete seinen Rock, setzte sich bequem in einen Lehnstuhl und zündete eine Zigarette an.

Während er rauchte, Tee trank und sprach, suchte ich ihm zu folgen. — Doch meine Gedanken waren weit, weit weg. Mein Herz wand sich und stöhnte.

Mittwoch, 26. Juni. Er hat nicht an mich gedacht! Warum sollte ich an ihn denken? Oder habe ich schon alle Gewalt über mich verloren?

Ich muß zum Examen arbeiten. Das Jahr über habe ich nichts getan —, jetzt fällt es mir sehr schwer.

André Morthon, der Kommilitone von Kornewskaja, kommt fast täglich zu mir; er bringt mir Programme und Bücher. Es scheint ihm sehr schmeichelhaft zu sein, mit der einzigen Frau seines Kurses gemeinsam arbeiten zu können.

Freitag, 28. Juni. Als ich heute auf die Straße ging, kam mir ein Junge mit einem Pack bunter Blätter entgegengelaufen. Er schob mir eines in die Hand und lief schreiend weiter.

Es war die Illustration des im „Petit Parisien“ erscheinenden Romans: „La Griefie d'or“. Das große farbige Bild zeigte einen jungen Mann im Lehnsessel liegend, neben ihm stand eine Frau mit der Miene einer Verbrecherin, und schüttet ein Pulver in ein Glas. Es wird in Paris so viel gedruckt, schon wollte ich das Blatt wegwerfen, als ich plötzlich unten im Text das Wort „interne“ las.

Was konnte wohl in einem Feuilletonroman über einen Internen stehen?

Es ist immerhin interessant, es zu erfahren.

Und ich las den Text aufmerksam. Der Anfang war recht fesselnd geschrieben. Eine Frau hat ihren Gatten, einen ehemaligen Internen, einen jüngeren Pariser Arzt, so raffiniert vergiftet, daß niemand Verdacht geschöpft hatte. Der Mann siecht langsam dem Tod entgegen, keiner seiner Kollegen vermag den Fall zu begreifen. Hier riß das Feuilleton gewandt ab.

Ich werde den Roman lesen.

1. Juli. Die Vorbereitung zum Examen ermüdet mich sehr. Ich kann nichts Ernstes lesen. Jeden Morgen kaufe ich mir den „Petit Parisien“, und bevor ich an die Arbeit gehe, lese ich ihn mit Interesse.

Daß die Frau die Krankheit des Mannes verursacht hat, erkennt einer der Mithandelnden und nimmt ihn in seinem Hause auf. Dort treffen sich nach langjähriger Trennung zwei alte Freunde. Der eine fragt den anderen, warum er sich nicht verheiratet hat. Jener antwortet ihm mit dem Sonett von d'Arvère:

Ma vie a son secret, mon âme a son mystère,
Un amour éternel en un instant conçu.
Le mal est sans espoir ... aussi j'ai dû le taire
Et celle qui l'a fait, n'en a jamais rien su.

Hélas! j'aurai passé près d'elle inaperçu
Toujours à ses côtés et pourtant solitaire.
Et j'aurai jusqu'au bout fait mon temps sur la terre
N'osant rien demander et n'ayant rien reçu.

Pour elle, quoique Dieu l'ait faite douce et tendre,
Elle ira son chemin distraite et sans entendre
Ce murmure d'amour, élevé sur ses pas.

A l'austère devoir pieusement fidèle,
Elle dira lisant ces vers, tout remplis d'elle:
Quelle est donc cette femme? et ne comprendra pas.

Die Zeitung fiel mir aus den Händen, als ich diese Verse las. Das war ja mein Schicksal... Nur das „elle“ hätte ein „lui“ sein müssen.

„Das Übel ist hoffnungslos . . . so mußt ich's verschweigen,
Und der es verursachte, hat es nie gewußt.
Und ob Gott ihn gut und lieb geschaffen,
Wird er doch seinen Weg weitergehn, ohne der Liebe zu achten,
Die unter seinen Tritten aufseufzt."

Sogar in der Zeitung, zufällig und doch solch eine Ähnlichkeit! Nun?! Ich kann nicht aufhören, ihn zu lieben — mag es geschehen!

„Mein Leben hat seine Heimlichkeit, meine Seele ein stilles Wissen.
Ewige Liebe in einem Augenblick empfangen.
Das Übel ist ohne Hoffnung, so mußt' ich es verschweigen
Und der es mir zugefügt, hat es nie erfahren."

Freitag, 5. Juli. Die Ausländer in unserer Pension fahren allmählich von dannen. Der Student der Universität Upsala ist weg, der Deutsche, der französische Lehrer, der in einem geistlichen Seminar unterrichtete. Die wenigen Studentinnen der Sorbonner Universität, die ich im Laufe des Winters kennen gelernt habe, sind bereits alle weggereist, so bin ich allein in der Pension zurückgeblieben. Der Deutsche besucht mich häufig, ebenso Berthier, der mir Programme und Bücher bringt. Ich arbeite unausgesetzt.

Montag, 8. Juli. Ich ging in die Universität, um Kornewskaja zu hören. Sie hat zwei Examina. Sie hatte die Toga, wie sie für die Studentin vorgeschrieben ist, angelegt. Gott — wie wirkte sie komisch! Dieses schöne antike Gewand paßt nur für schlanke Gestalten — aber ganz und gar nicht für eine kleine, untersetzte Frau mit rundlichem, slavischem Gesicht.

Niemals würde ich sie anlegen, man erscheint ja nur lächerlich und häßlich.

Da Kornewskaja sich ausschließlich mit Zivilrecht abgegeben und in anderen Fächern wenig gearbeitet hatte, so waren ihre Antworten nicht bedeutend. Mit welcher Teilnahme folgten ihr die Kommilitonen! Es lohnte sich, zu sehen, wie aufgeregt sie waren, wie sie auf dem Hofe hin und her liefen. Das Examen dauerte zwei und eine halbe Stunde.

Der französische Student ist durchschnittlich gerecht gegen seine weiblichen Kommilitonen.

Mittwoch, 10. Juli. „Das Übel ist hoffnungslos" — nein —, dieser Stimmung werde ich mich nicht überlassen.

Ich muß wegreisen! Ich werde den Examenstermin nicht abwarten — es dauert zu lang. Vielleicht ermöglicht mir Berthier einen Tausch mit einem anderen Examinanden. Ich will Tag und Nacht arbeiten, und dann nach England reisen. In den Ferien werde ich Englisch lernen, die Arbeit wird mir helfen, mich selbst zu bekämpfen.

Freitag, 12. Juli. Es ist unerträglich heiß! Ich hätte mir eine so große Hitze kaum vorstellen können —, es ist, als ob ich im Kopf glühende Kohlen habe. Ich lege ein kaltes Tuch um die Stirne — entkleide mich und liege zwischen feuchten Laken — und kann doch nicht arbeiten.

Durch die geöffneten Fenster dringt Straßenlärm. Die nationalen Festtage beginnen.

15. Juli. Gestern abend sahen wir — Berthier, der Deutsche und ich — uns das Feuerwerk auf dem Pont-neuf und die Tänze in den Straßen an.

Die Franzosen lieben und verstehen es, Feste zu feiern! Es ist durchaus ein „Volks"-Fest. Die „Bürger" haben um diese Jahreszeit ihre Wohnungen in den Champs Elysées verlassen, die Aristokratie ihr St. Germain. In der Residenz lebt ja nur der Arbeiter. Seine Vorfahren haben die Bastille zerstört; diesen Tag feiert er.

Je schmaler die Straße, desto belebter ist sie. Überall hängen Girlanden aus Tannenzweigen, Ketten aus buntem Papier; Lampions leuchten in der Dunkelheit wie glühende Augen und tanzen an unsichtbaren Drahtfäden. Überall sah man kleine Estraden für die Musikanten, die mit roten Tüchern, Fahnen, Zweigen drapiert waren.

Bald ertönten auch die Klänge eines Walzers, dann einer Polka, und die Freude schäumte wie ein Springbrunnen auf. Die Jugend tanzte, das Alter saß Kaffee trinkend an kleinen Tischen.

Die Atmosphäre war erfüllt von Fröhlichkeit — sie erfaßte auch mich. Auf allen Plätzen tanzte ich mit meinen Begleitern, ja, ich tanzte mit Hingebung. Der Deutsche war wieder eifersüchtig. Ach — dieser Junge!

Wie gefährlich ist es, die Erlaubnis zu geben, auf den Mond zu sehen und Heine zu zitieren.

Mittwoch, 17. Juli. Madame Odobez klopfte an meine Tür und sagte geheimnisvoll: „Fräulein, es frägt einer nach Ihnen drunten, ein Mann, ein Herr, er sieht aus wie ein russischer Nihilist."

Da sich ihre ganze Bildung auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt, lohnt es sich kaum, ihr zu erklären, daß der Begriff Nihilist in Rußland schon längst nicht mehr existiert.

Ich lief die Treppe hinunter, um zu erfahren, wer da sei.

Welche Überraschung! Vor mir stand ein Mitarbeiter unserer Zeitung „Norden", Iwan Nikolaewitsch Korelsky. Der kleine, unschöne, schüchterne Mann trägt meist eine Bluse. Dieses absonderliche Äußere hatte Madame Odobez wohl veranlaßt, ihn als Nihilisten zu bezeichnen.

Ich kenne ihn nur flüchtig, doch weiß ich, daß er ein vortrefflicher Mensch ist. Ich stellte mich ihm gern zur Verfügung und mietete ihm ein Zimmer in unserer Pension.

Vor seiner Abreise hatte er meine Brüder gesehen. Niemand aus der Familie hatte daran gedacht, mir einen Brief aus der Heimat zu schicken. Und doch war ich so froh, einen Menschen aus Jaroslaw zu sehen.

Es war, als hätte mich ein Wind von der Wolga gestreift, — und am Pariser Horizont sah ich die unendlichen Flächen der Heimat, ihre Felder, Wiesen, Wälder...

Er saß und erzählte mir, was sie in der Heimat machten, und ich trank durstig jedes Wort in mich hinein.

Freitag, 19. Juli. Sorel ist Korrespondentin am „Norden". Korelsky wollte sie besuchen; sie ist jedoch schon aufs Land gereist. Es tat ihm sehr leid, sie nicht kennen lernen zu können.

Ich beschrieb ihm mit Begeisterung ihre Schönheit, ihr Talent, ihren Mann, ihr ungetrübtes Familienglück.

Iwan Nikolaewitsch hörte aufmerksam zu und sagte plötzlich: „Und doch ist es schade, wenn russische Frauen Ausländer heiraten. Wir brauchen sie selbst in unserem Lande. Sehen Sie zu, daß Sie nicht hier heiraten."

Gut, daß die geschlossenen Fensterläden das Zimmer verdunkelten — und er mein Gesicht nicht sehen konnte. Mein Herz blieb stehen, etwas Kaltes, Kaltes kroch meinen Körper hinauf. Ich schloß die Augen.

Dann ging ich schweigend zum Waschtisch, goß Wasser in die Teekanne und stellte sie auf die Spirituslampe.

Und erst lange nachher konnte ich in sorglosem Tone sagen: „Ach, solch ein Unsinn — diese Gefahr liegt nicht vor. Ich liebe Rußland zu sehr, um hier zu bleiben. Sehen Sie, wie ich mich freue, Sie zu sehen — Ihnen etwas behilflich zu sein. Nein, nein, auch der schönste Franzose soll mir kein Ersatz für Ihre Gesellschaft sein."

Ich sprach rasch, außer Atem; irgend etwas drückte meine Kehle zusammen. Ich fürchtete, daß er mich unterbrechen würde, und suchte ihm diese forcierte Überzeugung möglichst wahr mitzuteilen.

Er sah mich aufmerksam mit seinen schönen, melancholischen blauen Augen an, schüttelte den Kopf und sagte:

„Sie reden ja gut — aber sehen Sie zu!"

Ich ergriff seine Hand lebhaft und lachte auf.

„Iwan Iwanowitsch, sehen Sie mich doch an. Schon Ihr bloßes Hiersein hat mich so umgewandelt, daß ich mich besser fühle und viel ruhiger bin. Ja es lohnt sich nicht, davon zu sprechen. Wollen wir Tee trinken."

Als er weggegangen war, warf ich mich aufs Bett und erstickte unter Tränen. Ich weinte nicht über meine unerwiderte Liebe, — ich weinte, weil ich einen Fremden liebte, dem alles Unserige, bis auf unsere Sprache, fremd war.

Eine schreckliche, ungekannte Verzweiflung ergriff mich — ich wollte sterben.

Als ich mein ganzes Leben in Gedanken durchging, tauchte immer wieder eine Frage auf: Warum, warum habe ich nicht früher einen Menschen getroffen, den ich lieben konnte? Wenn ich auch in der Studienzeit abgeschlossen und einsam lebte, — in Rußland bin ich viel herumgereist.

Warum traf ich ihn nicht — in der Einsamkeit des russischen Dorflebens, im Kaukasus, in Finnland, auf meinen langen Reisen quer durch Rußland, in irgend einem Wagen der Eisenbahn ... warum, ach, warum?

Und immer mehr leuchtete es mir ein: Ich darf ihn nicht lieben. Diese Liebe ist Wahnsinn. Lieber sie aus der Seele herausreißen — lieber sie bis zur Ohnmacht bekämpfen.

Es gibt keinen anderen Ausweg!

Und wenn er mich liebt?! Wird dieser schöne, verwöhnte Pariser in die armen russischen Dörfer fahren, um dort Männer und Frauen zu heilen? Wird er den Glanz der Zivilisation, diese „ville lumière", um unserer russischen Finsternis und Armut willen aufgeben?

Nein, nein, nein ...

Aber die schonungslose innere Stimme fragt weiter:

Wenn er nun zu dir sagte, dein Geliebter: „Ich liebe dich, — bleibe ewig mit mir vereinigt!“ Antworte, antworte, wärest du einverstanden?

Bei diesem Gedanken allein steigt eine Welle der Verzweiflung in mir auf.

Nein, es ist besser, daß er mich nicht liebt; dann leide ich allein.

Sonntag, 21. Juli. Berthier kam eilig zu mir und teilte mir unter vielen Entschuldigungen mit, daß es ihm jetzt erst gelungen ist, einen Kommilitonen zu finden, der sich bereit erklärt hat, seine Nummer mit mir zu tauschen. So will ich Freitag zum Examen gehen. — Was soll ich mit Lencelets Buch anfangen? Ich werde ihn fragen müssen, wohin ich es schicken soll.

Dienstag, 23. Juli. Ich habe eine Antwort erhalten.

Verehrtes Fräulein! Der einzige Grund, der mich verhindert hat, Ihnen in der letzten Zeit zu antworten, war, daß ich keine freie Minute hatte. Ein Familienangehöriger mußte sich einer Operation unterziehen, und ich konnte keinen Augenblick für Ihren Besuch freibekommen. Wenn Sie mir mein Buch zurückgeben wollen, bringen Sie es bitte einmal morgens 9 Uhr noch Boucicaut. Mit den besten Empfehlungen Ihr ergebener L.

22. Juli 1901.

Mittwoch, 24. Juli. Wenn ich um neun Uhr in Boucicaut sein soll, muß ich früh aufstehen. Als ich aufstand, versuchte ich, nicht an ihn zu denken, als handelte es sich um etwas rein Geschäftliches. Der Spiegel zeigte mir mein erregtes Gesicht und meine biegsame, schlanke Gestalt in weißem Kleide. Ich wollte etwas Dunkles, Altes, Häßliches anlegen, aber draußen ist eine schreckliche Hitze, — sie ist nur in Weiß erträglich.

Als ich in Boucicaut eintraf, war er noch nicht da. Ich hatte fast eine Stunde zu warten. Ich las eifrig in dem mitgebrachten juristischen Lehrbuch, um keine Zeit zu verlieren. Und doch erblickte ich ihn sofort, als er sich dem Pavillon näherte. Er hatte dieses Mal kein schwarzes Barett — seine spärlichen Haare fielen mir dabei auf. Ein so junger Mann — und bereits kahlköpfig! Er hat die Jugend wohl heiter verbracht!

Er erblickte mich im Korridor, blieb stehen und begrüßte mich.

„Verzeihen Sie, ich habe mich verspätet; — meine Zeit ist sehr knapp, ich bin sehr beschäftigt. Eine meiner Cousinen ist erkrankt. Sie ist operiert worden — und stirbt wohl.“

„Hier ist Ihr Buch!“ sagte ich und sah an ihm vorbei. „Ich bin Ihnen sehr dankbar. Aber Sie hatten recht. Es war ganz nutzlos, es zu lesen; ich habe doch nichts verstanden.“

Er nahm das Buch und ging dann einige Schritte mit mir. Ich ging schnell, hatte den Kopf gesenkt und suchte auf diese einschmeichelnde, weiche Stimme nicht zu hören — diese Stimme, die mir bis ins Herz drang.

„Adieu!“ sagte ich.

„Auf Wiedersehen! Verzeihen Sie! ich begleite Sie nicht zur Tür; ich muß zurück.“

Ich brauchte seine Begleitung nicht. Ich eilte aus dem Hospital. Kaum saß ich in der Elektrischen, so öffnete ich das Konstitutionsrecht.

Das Examen nähert sich.

Sonnabend, 28. Juli. Ich habe das Examen bestanden. Jetzt will ich möglichst bald wegreisen. Ich habe ein Billett direkt bis London genommen, die Verbindung: Paris—Rouen—Dieppe—Newhave.

Iwan Nikolaewitsch bleibt noch eine Woche hier. Dann will er in der Schweiz Fußtouren unternehmen. Er forderte mich auf, mit ihm zu reisen, mich zu erholen. Ich habe es abgeschlagen. Die Natur ist da zu herrlich und zu sehr auf Träume angelegt.

Nein, ich will dorthin reisen, wo alles neu für mich ist, die Sprache unbekannt, wo nichts, nichts mich an ihn erinnert. In einer gänzlich fremden Umgebung werde ich ihn vergessen — die Fülle neuer Eindrücke wird mich überwältigen. Ich habe mir ein ganzes Programm zusammengestellt, was ich tun werde: — vor allem Englisch lernen, mich mit der Frauenfrage beschäftigen, die englischen Volksuniversitäten besuchen, mich mit ihrer Kindererziehung bekannt machen.

Alles das nützt mir und kommt meiner künftigen Tätigkeit zugute.

(Fortsetzung folgt)



Der Künstler · Von Karl Bröger

Den Sternen so vom Anbeginn verfallen
Und schon seit ewig her dem Licht geweiht,
Ist all sein Tun und Sinnen nur ein Wallen
Aus den Bezirken dieser Endlichkeit.

Die blauen Berge seiner Heimat ragen
Hoch über jedes irdische Geschrei;
Er läßt die andern auf dem Markt sich jagen
Und geht nur still und königlich vorbei.

Er geht vorbei, indes ein hoher Schimmer
Der reinsten Klarheit seine Stirn bekränzt,
Und mit verzückten Augen sucht er immer
Nach jenem Licht, das wolkenüber glänzt.





Dezember

Von Wathier Sparr-Hoffstedt

Dezember, Freund der Erinnerungen, gern würde ich dir etwas unendlich Schönes sagen. Ich möchte dir gern alles das sagen, was du in meinen Kindheitsträumen gewesen bist. Aber die Worte werden zu verfrorenen Blumen, ohne Duft.

Die Erinnerungen kreisen um ein Paradies, das ich niemals wiedersehe. Das Leben hat seine Maske abgeworfen. Es ist hervorgetreten mit hartem und unerbittlichem Angesicht und hat die letzten Träume wie welke Blätter verstreut. Um meine Stirne weht der Frostwind der Wirklichkeit.

Es nähert sich der „Mittwinter", und du kommst, Dezember, umsponnen von Kindersehnsucht und Kinderträumen. Bist du wohl noch der selbe wie früher? Es ist nur mein Auge, das getrübt, und mein Herz, das erfroren ist. Aber ich will in die Einsamkeit gehen und versuchen, mich deiner zu erinnern, wie ich dich einstmals gesehen habe, als du über den schneeverhüllten Gefilden bei meines Vaters Hof heraufstiegst. Du warst eine Märchengestalt mit glitzernden Sternen auf deinem Gewande. Du trugst einen seltsamen Glorienschein um deine Stirn und verbreitetest endlose Festzeit um dich. Die Luft wurde klarer, der Himmel höher. Der Wald duftete winterfrisch. Und jedes Glöcklein, das auf deinem Wege klingelte, läutete zum Feiertag. Das Herz schlug unruhig vor Freude und Erwartung. Die Welt war groß und schön, das Leben ein Fest.

Das war damals. Lange Jahre sind vorübergezogen, und viele Winter haben ihren Schnee über die Gefilde meiner Kindheit gestreut. Ich bin mit allen den anderen Kindern fortgetrieben worden auf des Lebens Strom. Mein Schicksal wirbelt dahin unter Tausenden. Eine neue Sehnsucht ist in mir aufgestiegen: das Brausen des weiten Meeres zu vernehmen, wohin die Fahrt gleitet — — —

Da bist du nun, Dezember. Ich sehe nicht den Glanz um deine Stirn und die Silbersterne auf deinem Kleid.

Aber zuweilen, wenn die Glut auf dem Herde glimmt und alles um mich her schweigt, darf ich vielleicht noch einmal über die Felder meiner Jugend wandern und dich so sehen, wie du in entschlafenen Zeiten zu mir kamst. Noch einmal will ich die Lichter in der duftenden Tanne anzünden und sie in die Ferne leuchten lassen. Noch einmal! Bald kommt die große Dunkelheit.

Aus dem Schwedischen von D. Godemann



Die tote Mutter · Von Kurt Arnold Findeisen

Um Mitternacht entwirrte sich
Zu diesem Bild ein kalter Traum:

Ich stand in einem öden Raum
Und schrie nach dir und sehnte mich.

Da kam durch Wolken und Nebelmeer
Verstört meine tote Mutter daher.

Ein Rosenkränzel auf ihrer Stirn
Wisperte leise im Windeswirrn. —

Sie bog mir den heißen Kopf zurück
Und las in meinem weltseligen Blick. —

Die zitternden Rosen auf ihrer Stirn
Blaßten und bleichten im Windeswirrn. —

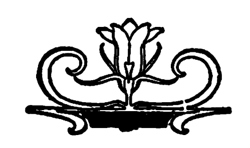
Sie las ein sinnentoll Erdenglück,
Und küßte mich nicht und senkte den Blick. —

Die raschelnden Rosen auf ihrer Stirn
Zerflatterten müde im Windeswirrn.

* * *

Ein Rosenkränzel marienrein
Trägt jedes tote Mütterlein,

Doch welken die Rosen auf ihrem Haupt,
Wenn das Kind nicht mehr an die Mutter glaubt.





Historiker und Politiker

Von Dr. R. Boschan

Lessing verspottete nicht ohne Grund die Stoffanhäufungen der Historiker seiner Zeit als unnütze „Schätze des Gedächtnisses“ und wies dem Dichter die Aufgabe zu, daraus erst „Nahrung des Geistes“ zu schaffen, indem er alles Geschehene als eine Kette von Ursachen und Wirkungen darstelle. Heut überlassen wir dies nicht mehr dichterischer Divinationsgabe, sondern sehen darin gerade die eigentliche Arbeit des Historikers. Erst seit sich die Geschichtsforschung auf das Prinzip der „Entwicklung“ stellte, hat sie sich zum Rang einer Wissenschaft emporgehoben.

Indem nun die Forscher eine Entwicklungsschicht um die andere bis auf die Gegenwart aufeinanderbauten, haben sie sich oft verleiten lassen, die Linien in die dunkle Zukunft hinein weiterzuführen. Aber alle diese Versuche des „Voir pour prévoir“ sind gescheitert; des Lebens Fülle ist zu groß, sich in dogmatischen Regelzwang pressen zu lassen.

Doch mag auch die Begeisterung das Beste sein, das wir von der Geschichte haben, das einzige ist er nicht.

Goethes Wort klingt wie die Resignation, aus der Geschichte überhaupt etwas für das tätige Leben lernen zu können. Gewiß, sklavische Kopien duldet der rastlose Fortschritt nicht. Zum Gespött wurde jener österreichische Truppenführer, der die Schlachten Friedrichs des Großen in ähnlicher Lage Zug um Zug nachahmen wollte, ohne die veränderte Kriegskunst und das veränderte Truppenmaterial zu bedenken. Auch Napoleon studierte die Pläne unsres Königs und wußte zu siegen.

Keine Epoche hat wohl ein so lebendiges historisches Interesse und ein so gutes Gedächtnis gehabt wie unsre sogenannte „raschlebige“ Zeit. Man sei recht vorsichtig mit dieser Bezeichnung. Ein Blick in Urkunden des Mittelalters lehrt uns, wie schnell man damals vergaß und wie eben Entstandenes als von alters überkommen (antiquitus) galt. Unsichtbar sichtbar umschweben uns noch heute die Geister der Weimarer Großen: unsre Vergangenheit hat dieser Treue der Erinnerung ein Ähnliches nicht an die Seite zu stellen.

Der Schule und der Presse verdankt unser Land ein allgemein verbreitetes historisches Wissen, Kenntnis wenigstens der großen Züge der Entwicklung. Durch seltsame Experimente suchte man freilich zu beweisen, daß die große Masse des

Volks nicht einmal von Bismarck, Moltke und anderen Großen der jüngsten Vergangenheit etwas wisse. Aber es hat sich gezeigt, daß die Examinatoren nur nicht genug Psychologen waren, um die Fragestellung der Art der Prüflinge anpassen zu können. Die Politik rechnet mit dem historischen Sinn des Volks.

Ist die Bestimmung der Kunst, nach einem Wort Lessings, uns die Fixierung unsrer Aufmerksamkeit zu erleichtern, so zeigen sich die politischen Agitatoren hierin oft als erlesene Virtuosen. Die Kunst beruht in der „Vereinfachung im Sinn der mächtigeren Wirkung des Entscheidenden“ (Jak. Burckhardt), aber was ist das Entscheidende? Unter allgemeiner Beibehaltung der Umrisse kann ein unlauterer Agitator durch veränderte Gruppierung und Motivierung helles Licht oder tiefe Schatten auf ein Bild werfen und die Stimmung der verblüfften Menge nach seinem Belieben lenken. Keine Partei hält sich stets davon fern.

Kein Zweifel, daß man so Wunder wirken kann. Jeder Chauvinismus beruht letzten Endes auf einem verschobenen Bild. Wir konnten in Norwegen sehen, wie die Gemüter durch eine verkehrte Schilderung der Vergangenheit angefeuert wurden, wie es nun als das eigentliche Kulturvolk des Nordens von jeher erschien, das nur durch die Brutalität des Nachbarn und der deutschen Seestädte niedergehalten wurde. Oft beruht solche schiefe Darstellung auf Unkenntnis, oft auch auf souveräner Beherrschung des Stoffs, die die einzelnen Momente passend heraushebt.

Alle die Männer, die wir als die Großen unsrer Geschichtswissenschaft verehren, waren zugleich Politiker, d. h. denkende Betrachter der Gegenwart. So wird der Forscher stets mit dem Mann der Tat gehen. D e r Politiker hat ein heiliges h i s t o r i s c h e s Recht, der siegesfreudig einem schaffenskräftigen Volksteil das Banner vorträgt. Denn ein andres ist geschichtlicher Sinn und ein andres Konservatismus. Auf lange Ahnenreihen gibt das Schicksal nichts. Jedes Volk und jeder einzelne hat ein Recht zu leben nur, solange er sich regt. Die stetige Entwicklung, die Evolution im Gegensatz zu Stagnation und Revolution, ist der Sinn der Geschichte. Nur das Große ist wahr, und das künstlich geschürte Flackerfeuer stürzt bald in sich zusammen, wenn nicht die Kraft die beanspruchte Geltung rechtfertigt.

Wille · Von Fritz Köpp

Länger mag ich nicht im Tale leben,
Wo die Giebel sich einander stützen
Und der Menschen ganzes Sinnen, Streben
Sich bewegen zwischen Qualm und Pfützen.

Wo die Stürme sich einander jagen
Und die Wolken und die Nebel treiben,
Will ich mir mein Haus in Felsen schlagen
Und dann — bleiben!





Peter Kleinholz

Erzählung von Heinrich Diefenbach

In einem der engsten Gäßchen einer nassauischen Kleinstadt stand ein altertümliches Haus. Seine Front maß nicht mehr als sieben Schuh in der Länge, und über dem verhältnismäßig niedrigen Erdgeschoß erhob sich ein zweites Stockwerk, das über das erste hinausragte, als wolle es auch einen Blick werfen in das Gäßchen und sehen, was darin vorging, obwohl es dort wenig genug zu sehen gab. Selten nur bewegte sich ein Fuhrwerk über das ungleiche Wackensteinpflaster, dann aber mit so erschrecklichem Holterdiepolter, daß die Fensterscheiben des alten Hauses in ängstliches Klirren ausbrachen und die verrostete Wetterfahne auf dem Dache, die sich längst nicht mehr nach dem Winde drehte, sich verwundert nach allen Seiten neigte.

Es war ein ruhiges Gäßchen, in dem das alte Haus stand, und es führte den Namen Hühnergasse. Seine Bewohner waren kleine Handwerker mit stillen Betrieben, sowie Weinbauern, die nicht mit Roß und Wagen auszogen, sondern nur dann und wann einmal mit kleinen Leiterwägelchen und einer Kuh als Vorspann, wenn sie ein paar Gebund Klee oder einen Sack Kartoffeln auf bequeme Weise von ihren Äckerchen holen wollten. Nur im Herbst, wenn sie ihre Trauben einheimsten, rasselten die kleinen Fuhrwerke einige Tage lang öfter über das Pflaster, und sie waren dann mit Reben geschmückt gleich zierlichen Festwagen, auch dann, wenn der Ausfall des Herbstes zur Festesfreude wenig oder gar keinen Anlaß bot. Doch in diesem Fall gingen die Winzer mit gesenkten Köpfen und Peitschen und säuerlichen Gesichtern neben ihren Wägelchen her; war es aber ein guter Herbst, dann befanden sie sich in der besten Stimmung. Sie blickten fröhlich nach allen Seiten und knallten zuweilen mit den Peitschen über die Köpfe ihrer Kühe wie mutwillige junge Fuhrmänner, obgleich sie ältliche Leute waren, die die Torheit der Jugend längst abgelegt hatten und großes Geräusch nicht leiden mochten.

Zu andern Zeiten war Lärm in der Hühnergasse äußerst selten. Das ins Leben wachsende Geschlecht war im Laufe der Zeit aus diesem stillen Winkel, in dem der Geist vergangener Zeit mit grämlichem Gesicht umging, in die breiten Straßen der „Neustadt“ verzogen; die Zurückgebliebenen waren zumeist würdige Großväter und Großmütter, die hier ihr Leben beschließen wollten.

So ruhig die kleine Gasse gewöhnlich war, und so wenig Lärm aus den drei Dutzend Häusern in die Öffentlichkeit drang — am stillsten war doch das altertümliche Haus mit dem neugierigen Oberstock und der rostigen Wetterfahne. Die Fensterläden des Oberstockes waren jahrein, jahraus bis auf einen geschlossen, und hinter den blanken Scheiben des Erdgeschosses zeigte sich regelmäßig zweimal täglich, um die Mittags- und Abendzeit, das Gesicht einer älteren Frau mit weißer Spitzenhaube und ernsten Augen. Die Frau nahm dann in einem der Lehnstühle Platz, die in den Fensternischen standen, und blickte durch das gegenüberliegende kurze Pachthofgäßchen nach dem Rathaus auf dem Marktplatz. Sobald aber auf der obersten Stufe der Rathaustreppe ein hochgewachsener junger Mann erschien, erhob sie sich, öffnete die Stubentür und rief in die dämmrige Küche: „Mein Sohn kommt!" worauf draußen die Teller und Schüsseln leise klirrten und eine alte Dienstmagd, die kaum die Wegsteuer hatte, das Essen auf den bereits mit einer weißen Decke behangenen Eichenholztisch der Wohnstube brachte.

Mittlerweile traf auch der junge Mann ein; nachdem er die Mutter zärtlich auf die Stirne geküßt und sich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, ließen sich die drei Hausgenossen an dem Tische nieder, und eine gutgenährte Katze rieb ihr gesprenkeltes Fell bald an den Röcken der Frauen, bald an den Beinen des jungen Mannes. Das Schnurren der Katze war fast das einzige Geräusch bei diesen Mahlzeiten; jedes hütete sich, mit Löffel, Gabel oder Messer in klingende Berührung mit dem Porzellan zu kommen, und der große Schöpflöffel wurde so behutsam in die mit einem blauen Kornblumenmuster verzierte Schüssel getaucht, als sei es bei schwerster Strafe verboten, an ihren Rand anzustoßen. Rutschte aber beim Zerkleinern eines Stückchens Fleisch oder einer Wurstschnitte dem Sohn oder der Magd das Messer doch einmal aus und fuhr kreischend über den Teller, dann verzog die alte Frau das Gesicht derart schmerzlich, als fühle sie die Schneide des Metalls in ihrem Fleisch.

„Ach!" rief sie klagend, „wie oft habe ich euch nicht schon gesagt, daß ihr ein bißchen Obacht geben sollt. Ihr wißt doch, wie entsetzlich ihr mich mit dergleichen quält!"

Auch sonst vertrug die verwitwete Frau Bürgermeister Kleinholz keinen Lärm in ihrem Hause, in dem die peinlichste Ordnung und Sauberkeit herrschte, die sich bis auf den Hof und den Garten erstreckte, der sich hinter dem Haus bis zum Main hinunterzog und mit zahlreichen Obstbäumen bestanden war. Zweimal in der Woche mußte die Magd das Messingschildchen putzen, das neben dem Tor an der Ecke des Hauses befestigt war, und auf dem immer noch stand: „Peter Kleinholz, Bürgermeister", obwohl der Bürgermeister bereits im siebenten Jahr auf dem Kirchhof unter einem Sandstein-Obelisk ruhte, auf dem außer seinem Namen ein sinniger Bibelspruch stand nebst einem Engel, der einen Palmenzweig in der Hand hielt und hoffnungsvoll gen Himmel sah.

Die Witwe hoffte nämlich, ihr Sohn, der den Namen seines Vaters führte, werde über kurz oder lang auch dessen Amt antreten, sobald der Nachfolger ihres Seligen, der nicht in der besten Haut stak, sich in das Privatleben zurückziehen werde. Einstweilen aber versah Peter Kleinholz jun. die Stelle eines Ratsschreibers, wo-

bei er sich freilich die gründlichste Kenntnis der Bürgermeistergeschäfte unter der Hand aneignen konnte.

Peter Kleinholz war gewissermaßen zum Bürgermeister erzogen worden. Schon damals, als er noch in der Wiege lag, wurde es ausgemacht, daß er das Amt seines Vaters antreten müsse, das sich durch drei Generationen immer von dem Vater auf den Sohn vererbt hatte. Um das Ziel sicherer zu erreichen, geschah alles, was geeignet war, aus dem Jungen einen gesetzten, ordentlichen Mann zu machen, der nicht wie andere junge Leute hier und da über die Stränge schlug, sondern mit Würde und Beharrlichkeit seine Zeit erwartete. Peter Kleinholz jun., der vierte Sproß der Bürgermeister-Dynastie Kleinholz, galt denn auch im Städtchen als das Muster eines jungen Mannes und pflichtgetreuen, strebsamen Beamten. Er wäre ohne weiteres zum Nachfolger seines Vaters gemacht worden, wenn er, als Peter Kleinholz sen. in ein besseres Jenseits abgerufen wurde, mündig gewesen wäre. Statt dessen wurde der damalige erste Beigeordnete, ein kränklicher Herr, zum Bürgermeister gewählt, der in den Augen der Witwe gewissermaßen die Rolle eines Prinzregenten spielte. Herr Roßbach hatte das Vertrauen, das man in ihn setzte, nicht getäuscht, nur der Witwe Kleinholz machte er es nicht ganz nach Wunsch. Er dankte auch beim Mündigwerden ihres Sohnes nicht ab und schien trotz seines ungesunden Zustandes auch jetzt noch nicht die Absicht zu haben, sein Amt in die Hände des rechtmäßigen Erben des Bürgermeistersessels zu legen.

Peter Kleinholz war ein hübscher junger Mensch, der sich in den Händen seiner Mutter wie Wachs hatte formen lassen und auf der Bahn, auf die er gestellt worden war, fortging, ohne nach rechts oder links zu blicken. Mit Vergnügen und Stolz betrachtete er oft das Messingschildchen an der Hausecke, dessen kurze Aufschrift die Bestimmung seines Lebens klar und unzweifelhaft ausdrückte: „Peter Kleinholz, Bürgermeister". Dabei war er weit davon entfernt, die Amtsniederlegung des derzeitigen Bürgermeisters herbeizusehnen; in diesem Punkte und auch noch in manch anderer Hinsicht war zwischen ihm und seiner Mutter ein außerordentlicher Unterschied. Von jeher daran gewöhnt, sich den Anordnungen seiner Mutter, von deren Weisheit er den höchsten Begriff hatte, widerspruchslos zu fügen, kam er zwar nicht dazu, sich eine eigene Meinung zu bilden, aber er tat auch nichts mit besonderer Freude, und war im Grund seines Herzens nichts weniger als der Streber, für den er seines gesetzten, bureaukratischen Wesens wegen von einigen gehalten wurde. Trotz seiner fünfundzwanzig Jahre war er ein Kind, das folgsam ist, mehr aus Furcht als aus innerer Neigung zu dem, was ihm von seinen Erziehern zur Aufgabe gemacht wird. Abgesehen von seiner Vorliebe für die Malerei ritt er kein Steckenpferd. Er fühlte sich leidlich wohl in seiner absoluten Verantwortungslosigkeit und zwischen den Akten seiner Amtsstube, sowie in der Stille des Elternhauses. Und darin änderte sich auch nichts, als an Stelle der alten Magd eines Tages das jugendfrische Ammele als dienender Geist in das Kleinholzsche Haus einzog.

Das Ammele war eine entfernte Verwandte des verstorbenen Bürgermeisters und eine Waise. Außer ein paar hundert Talern hatte es nichts als sein angenehmes Äußere, das es aber nicht zur Geltung bringen konnte, denn die Witwe gestattete

ihm nicht den geringsten Luxus. Sie sorgte im Gegenteil dafür, daß die Reize der jungen Person unter geschmacklosen Röcken und weiten Jacken verschwanden und ihr keine Zeit blieb, an sich selbst zu denken. Das Ammele war eigentlich in dem Kleinholzschen Haus nichts mehr und nichts weniger als ein armes Aschenbrödel, das froh sein mußte, am warmen Küchenherd eines so wohlversorgten Hauses einen Unterschlupf gefunden zu haben.

In der ersten Zeit überlegte die Witwe ernstlich, ob es nicht besser sei, das Mädchen von der Tischgemeinschaft auszuschließen und ihm ein Plätzchen am Küchentisch anzuweisen; sie kam aber davon ab, als sie erwog, daß sie sich dadurch in ein schiefes Licht setzen werde, und daß sich das Mädchen ohnehin unter ihren Augen der ihm zukommenden Bescheidenheit befleißigen müsse.

Das Ammele fügte sich geduldig in die Hausordnung und war bestrebt, seine Pflicht zu tun, was ihm auch so weit gelang, daß die Witwe keine Ursache hatte, die Aufnahme der armen Verwandten zu bedauern und unzufrieden zu sein.

Das Ammele kam Werktags nur vor die Tür des alten Hauses, wenn es auf den Wochenmarkt oder zum Krämer geschickt wurde. Dann knüpfte es sich statt der blauen Küchenschürze eine Trägerschürze aus geblümtem Kattun vor, steckte die Füße in ein Paar leichte Pantöffelchen und strich sich die braunen Haare ein wenig glatt. Wenn es so mit dem großen Henkelkorb über das holperige Pflaster der Hühnergasse und durch das Pachthofgäßchen nach dem Markte ging, dann blieb mancher junge Mann stehen, schaute ihm nach und meinte: „Alle Wetter! Ein nettes Wassersteinjüngferchen, das neue Mädchen der Frau Kleinholz! Das ist doch mal was Apartes!" Und der eine oder der andere fühlte sich darauf veranlaßt, hin und wieder durch die Hühnergasse zu gehen und an der toten Front des alten Hauses hinaufzublicken. Das war freilich vergebliche Liebesmühe, denn das Ammele hielt sich stets in der Küche oder in seinem Stübchen auf, dessen rundscheibige Fenster auf den Garten gingen und eine schöne Aussicht auf den Main und ein paar Turmspitzen gewährten, die aus den waldigen Bergen des Hessenländchens hervorragten.

Trotz der Mühe, die sich die Witwe gab, die Reize ihrer Verwandten zu unterdrücken, war es unter der männlichen Jugend des Städtchens bald bekannt, daß in dem alten Haus in der Hühnergasse ein niedliches Käferchen eingezogen sei. Nur der, der den Anblick des Mädchens jeden Tag genießen konnte, merkte lange Zeit nichts davon. Peter Kleinholz war infolge seiner streng geregelten, auf den Ausschluß aller zerstreuenden Nebenelemente gerichteten Erziehung ein etwas verknöcherter Bursche geworden, dem außerdem der Maßstab zur Wertung weiblicher Schönheit fehlte, denn er kam nur hier und da sehr oberflächlich mit Frauen und Mädchen in Berührung. Daran änderte auch die Tatsache nichts, daß er mit Fräulein Lina Roßbach, der Tochter des Bürgermeisters, so gut wie verlobt war. Er stattete regelmäßig einmal in der Woche im Hause des Bürgermeisters einen Besuch ab, wobei es sehr gemessen herging, denn Fräulein Lina war eine gut erzogene Dame, die sich mit Männern nur unter den Augen der Mutter unterhielt. Seine Verwandte sah Peter nur in der blauen Küchenschürze und der weiten Jacke; neben seiner stets feierlich schwarz gekleideten Mutter und der immer geputzten Bürgermeisterstochter erschien ihm das Ammele als ein junges Ding von sehr

untergeordneter Bedeutung. Dann und wann tauschte er ein paar kurze Bemerkungen mit dem Mädchen aus, wie das das tägliche Beisammensein mit sich bringt, sonst kümmerte er sich nicht um es. Am Tisch wurde in der Regel wenig gesprochen, denn die Mutter liebte das nicht; nach Tisch aber, wenn sich die Witwe nach diesem und jenem erkundigte und ihr Erziehungswerk, das sie so lange nicht als vollendet betrachtete, als ihr Sohn nicht Bürgermeister war, durch Erteilung weiser Ratschläge und trefflicher Ermahnungen fortsetzte, stand das Ammele wieder in der Küche am Spültisch.

Die Kanzleifenster des Ratsschreibers gingen nach dem Marktplatz, auf dem jeden Montag und Donnerstag ein paar Gemüseweiber aus den Nachbardörfern unter grauen Leinwandzelten saßen, mit Ausnahme des Winters, wo der Markt ausfiel, da es im Städtchen üblich war, sich im Herbst einen Vorrat von Obst und Gemüse in den Keller zu legen, und die Hockeweiber keine Lust hatten, sich des kleinen Geschäftchens wegen die Füße zu erfrieren.

Peter Kleinholz hatte oft ein freies Viertelstündchen, denn die Arbeit drückte ihn nicht, zumal er ein flinker Kanzlist war. Dann trat er an eins der Fenster und blickte auf den Marktplatz, auf dem es, wenn es gerade Verkaufstag war, immerhin manchmal etwas zu sehen gab.

In der Mitte des Platzes befand sich das Denkmal eines Heiligen, den man für den heiligen Nepomuk hielt. Um das Postament Nepomuks gruppierten sich die paar Schirme der Marktweiber, und jeden Donnerstag hielt hier die Frau eines Fischers in einem großen Zuber blanke lebende Weißfische feil, und zwar allein das ganze Jahr hindurch. Die Weißfischhändlerin erfreute sich immer großen Zuspruchs, sie setzte jedes Fischschwänzchen mit Leichtigkeit ab, und wer von den Katholiken des Städtchens seine Freitags-Fastenspeise haben wollte, der mußte beizeiten kommen.

An einem schönen Septembervormittag stand Peter Kleinholz wieder einmal am Fenster seiner Kanzlei und aß ein Schinkenbrötchen, das er, um sich die Finger nicht fettig zu machen, mit dem Einwickelpapier in der Hand hielt. Er konnte von seinem Platz aus das Elternhaus sehen, das in jener Vormittagsstunde nichts von dem wenigen Leben zeigte, das sich hinter seiner bescheidenen Fassade verbarg. Die Sonne schien zwischen den spitzen Giebeln der Häuser des Pachthofgäßchens durch auf das stille Haus, und das Messingschildchen funkelte wie Gold. Die Sonne schien auch durch das offene Fenster des Oberstockes in die Schlafstube des jungen Mannes, und das offene Fenster sah wie das starre Auge eines kurzsichtigen Greises aus, der die Brille zurückgeschoben hat.

Über dem Dächelchen des Hoftores, im Hintergrund des Anwesens, erhoben sich die grünen Kronen einiger Obstbäume, und auf dem Gestänge des Taubenschlages, der sich auf der Südseite des Hauses befand, saßen einige Tauben. Alles in allem bot sich trotz oder vielleicht gerade wegen der großen Ruhe, die über dem Anwesen ausgegossen war, dem Auge des Beschauers ein sehr freundliches Bild. Peter konstatierte diese Tatsache mit zufriedenem Lächeln, das seinen Ursprung zum Teil auch in dem saftigen Schinken hatte, mit dem sein Frühstücksbrötchen reichlich belegt war.

Peter Kleinholz war ein Liebhaber von zartgemalten Landschafts- und Genrebildern; er hatte die kleine Sammlung guter Kopien von Gemälden berühmter Meister, die sein Vater angelegt hatte, der auch ein Freund künstlerischen Wandschmuckes war, bereits um einige Stücke ergänzt und selbst einiges mit Kohle und Pinsel dazu geschaffen, das in seiner dilettantischen Schwäche sich neben den berühmten Meistern zwar recht dürftig ausnahm, aber immerhin ein wackeres Talent erkennen ließ, das der Zeichenlehrer des jungen Mannes vor zehn Jahren gerne für die Kunst gerettet hätte, wenn das nicht außerhalb des Erziehungsprogramms der Eltern seines Schülers gelegen hätte.

„Gelegentlich muß ich das einmal aufs Papier bringen,“ dachte Peter, als er an diesem Morgen das ruhige Gemälde seines Elternhauses so freundlich von der Sonne beschienen sah. „Nur etwas Staffage müßte hinzugefügt werden, damit es nicht gar zu tot aussieht. Vielleicht ein Hund oder so etwas. Man könnte auch den Hankel mit seiner Kuh darauf setzen, wie er eben mit seinem geschmückten Leiterwägelchen in den Herbst fährt. Der alte Mann mit den weißen Bartkoteletten würde sich nicht übel ausnehmen, und seine weißgescheckte Kuh ist ein hübsches Tier.“

Er legte sich schon die Stelle zurecht, wo die Staffage am besten anzubringen sei, als in der Toröffnung das Ammele mit dem großen Henkelkorb am Arm erschien. Es hatte eine frischgebügelte Trägerschürze an und blinzelte ein wenig in die Sonne, als es aus dem Schatten des Hofes in das helle Licht der Straße trat. Es klinkte das Tor ins Schloß und schaute einen Moment lang nach links und nach rechts, um dann die Hühnergasse zu überschreiten und durch das Pachthofgäßchen mit kurzen, zierlichen Schritten in gerader Linie auf den Marktplatz und das Rathaus zuzugehen.

Peter trat einen Schritt vom Fenster weg und schaute verwundert auf das Mädchen, das da just wie gerufen als die niedlichste Staffage in das Bild trat. Je näher das Mädchen kam, desto mehr steigerte sich seine Verwunderung.

„Ei der tausend, ist denn das das Ammele?“ flüsterte er. „Das hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß das Ding so hübsch aussieht!“

Auf dem Marktplatz angekommen, wandte sich das Mädchen der Fischhändlerin zu, und hier verschwand es zwischen einer Anzahl Frauen und Dienstmädchen, die den Zuber umstanden.

Peter blieb am Fenster, bis das Ammele wieder sichtbar wurde. Von der Fischhändlerin ging es zu einer Hökerin hinüber, deren Spezialität faustdicke Zwiebeln und armlange Meerrettichstangen waren, und als es auch hier seine Einkäufe besorgt hatte, bog es in das Seitengäßchen und ging im hellen Sonnenschein der Hühnergasse und dem altertümlichen Haus entgegen.

Es war schon ein paar Minuten hinter dem Tor verschwunden, als sich Peter nachdenklich auf den hohen Drehstuhl vor sein Pult setzte und, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Zeichenbogen — er hatte zum gelegentlichen Gebrauch immer einige zur Hand — eifrig mit dem Bleistift herumfuhr. Er entwarf die flüchtige Skizze seines Elternhauses, aus dem eben ein junges Mädchen mit einem Henkelkorb am Arme trat und das Gesicht ein wenig nach der Seite drehte, als gebe es in der Hühnergasse Wunder was zu sehen. . . .

Als die Witwe Kleinholz zwei Stunden später von ihrem Fenster aus den Sohn die Rathaustreppe herabsteigen und in das Pachthofgäßchen einbiegen sah, hob sie den Kopf etwas höher als sonst, und zum erstenmal versäumte sie es, in die Küche hineinzurufen: „Mein Sohn kommt!"

Was Peter zu einer rascheren Gangart antrieb, war jedoch nichts anderes als das Ammele, das seine Phantasie mächtig angeregt hatte. Beim Zeichnen des Mädchens gab er sich die denkbarste Mühe, sich das Gesicht Ammeles vorzustellen, aber er kam nicht über ein verschwommenes Bild hinaus, und je mehr er sich anstrengte, desto unsicherer wurde er. Zuletzt warf er ärgerlich den Stift hin und sagte: „Das ist zu dumm! Ich habe doch sonst einen guten Blick für das Charakteristische eines Gesichtes, und diesmal weiß ich nicht einmal, was für Augen das Ammele hat, und ob seine Nase klein und grad oder länglich und gebogen ist. Wo habe ich nur meine Augen seither gehabt!"

Er konnte kaum die Mittagsstunde erwarten, denn es trieb ihn, das Ammele einmal ordentlich in der Nähe zu betrachten. Er blieb daher beim Betreten des Hausflures einen Augenblick stehen und sah in die durch ein kleines, nach einem Nachbarhof gehendes und ziemlich weit oben angebrachtes Fensterchen notdürftig erleuchtete Küche. Das Ammele schüttete gerade die Suppe aus einer Blechkanne in die Schüssel, wobei es ihm den Rücken zuwandte, so daß er nichts sah als ein hübsch geformtes Hälschen, über dem sich zarte Härchen kräuselten, sowie den faltigen Rock und die bauschige Jacke.

„Nun?" machte die Mutter, als er in die Stube trat und sich gleich an die obere Schmalseite des Tisches setzte, wo er seinen Platz hatte. Da er keine Antwort gab, sondern unverwandt den Blick auf die Tür gerichtet hielt, wurde sie deutlicher, indem sie fragte: „Nun, was hat es denn gegeben, daß du so hastig über die Gasse gelaufen bist? Wie geht es dem Bürgermeister?"

„Dem geht es gut, er ist munter", antwortete der Sohn.

Die Witwe erhob sich und schob den Sessel zurück.

„Etwas muß es doch gegeben haben! Wegen nichts und wieder nichts läuft man doch nicht über die Gasse wie ein dummer Junge!" sagte sie ärgerlich.

Peter schlug vor ihrem forschenden Blick die Augen nieder und wurde rot.

„Ich weiß nicht, daß ich gelaufen bin", entgegnete er.

„Gerannt bist du!" versetzte die Witwe.

„Vielleicht habe ich ein bißchen mehr Hunger als gewöhnlich", meinte der Sohn.

„Und du hast mir wirklich nichts zu sagen?" fragte die Mutter noch einmal.

„Wirklich nichts. Oder doch, etwas weiß ich schon. Bürgermeisters veranstalten nächstens einen gemütlichen Abend, wozu uns der Herr Bürgermeister heute morgen schon eingeladen hat. Er meinte, bei dieser Gelegenheit ließe sich wohl auch meine Verlobung mit Lina bekanntmachen. Das heißt, wenn du nichts dagegen hast."

„Also doch etwas! Ich wußte es ja!" rief die Witwe, und ihr Gesicht hellte sich etwas auf. „Du kannst Herrn Roßbach sagen, daß ich ganz und gar nichts dagegen habe."

Sie öffnete die Tür und rief hinaus: „Ammele!"

Gleich darauf erschien das Mädchen mit der Suppe, und die Katze kam und schmiegte sich an das Kleid der Hausfrau und die Hose des jungen Mannes. Das geräuschlose Mittagessen nahm seinen Anfang.

Das Ammele saß am unteren Ende des Tisches, durch einen gehörigen Zwischenraum von Mutter und Sohn getrennt. Peter blickte nach jedem Löffel Suppe nach ihm hin, und als das Gemüse kam, bei dem die Augen mehr Freiheit haben, versenkte er sich einigemal derart auffallend in das Studium des Gesichtes seiner jungen Verwandten, daß die Mutter unruhig auf ihrem Stuhle hin und her rückte und die Augen halb verwundert, halb zornig von einem zum andern wandern ließ. Einmal hob das Mädchen den Kopf, es senkte ihn aber gleich wieder und errötete, als es den Blicken des jungen Mannes begegnete, der nun seinerseits ebenfalls unruhig wurde und sich mit einer Verlegenheitsfrage an die Mutter wandte. Die Frage blieb ihm aber fast im Halse stecken, als er ihr Gesicht sah, in dem deutlich zu lesen stand, daß sie sein Verhalten ernstlich mißbilligte. Er wurde wie ein auf verbotenen Wegen ertappter Schuljunge rot bis über die Ohren und blickte nun während der ganzen Mahlzeit nicht mehr von seinem Teller auf. Aber er beschäftigte sich unausgesetzt mit dem Mädchen und wußte, daß es ihm nun nicht mehr schwer fallen würde, sich sein Gesicht immer und überall bis auf das kleine Wärzchen auf der linken Wange vorzustellen.

Nach dem Essen, als das Ammele den Tisch abgeräumt hatte und das Geschirr spülte, setzte sich die Witwe in eine Sofaecke, während Peter nach der Zeitung griff.

„Das Ammele ist ein hübsches Ding", dachte die Witwe. „Es wird hoffentlich keine Dummheit gewesen sein, daß ich es in mein Haus nahm. Es ist nur gut, daß Peter so gut wie verlobt ist."

„Das Ammele hat braune Augen und ein niedliches Näschen, einen kleinen Mund und im Kinn ein Grübchen. Auf seiner linken Wange sitzt ein zierliches Wärzchen", sagte sich Peter. „Ich muß wirklich mit Blindheit geschlagen gewesen sein, daß ich das heute erst entdeckt habe! Wenn es sich nur ein bißchen besser mustern wollte! Die helle Schürze heute morgen hat ihm recht schön gestanden."

„Das Ammele ist jetzt schon ein Vierteljahr bei uns", begann Frau Kleinholz nach einer Weile und fixierte ihren Sohn scharf.

„So lange schon?" bemerkte Peter zerstreut.

„Ich bin recht zufrieden mit ihm", fuhr die Witwe fort. „Ich meine aber doch, daß es besser wäre, wenn man es in einer anderen Familie, bei fremden Leuten unterbringen würde."

Peter legte die Zeitung hin.

„Warum denn?" fragte er. „Man merkt ja kaum, daß es im Hause ist, so still und bescheiden verhält es sich."

„Das ist wahr," gab die Mutter zu. „Aber es ist doch ein eigen Ding, eine Verwandte als dienende Person um sich zu haben. Man getraut sich kaum, ihr einen Befehl zu geben, und es ergibt sich daraus ein für beide Teile recht ungemütliches Verhältnis."

„Du genierst dich gerade nicht, dem Ammele zu befehlen", dachte Peter.

„Man weiß nie, wo der Dienstbote anfängt und die Verwandte aufhört", vollendete die Mutter. „Ich vertrage das auf die Dauer nicht und meine, dem Ammele selbst wird es nur lieb sein, wenn es in ein Haus kommt, wo es freier aufatmen kann und sich über seine Stellung nicht im unklaren zu sein braucht."

„Wie du meinst", versetzte Peter und griff wieder nach der Zeitung.

Seither hatte er über die Stellung, welche das Mädchen einnahm, nicht weiter nachgedacht, nun aber hatte er die Empfindung, daß es eigentlich in wenig verwandtschaftlicher Weise behandelt werde, und daß es daher das Dienen weit schlimmer empfinden müsse, als wenn es bei fremden Leuten in Diensten stehe.

„Ich werde einmal dem Ammele auf den Zahn fühlen", begann die Witwe wieder. „Finde ich, daß es nicht ungern seine Stelle wechselt, dann will ich ihm gern eine Herrschaft ausmachen; ich habe ja die besten Verbindungen mit angesehenen, ordentlichen Leuten."

Peter Kleinholz nahm an diesem Tage eine seltsame Unruhe mit auf die Kanzlei. Auf dem kurzen Weg durch das Pachthofgäßchen blieb er etlichemal stehen und warf einen Blick zurück auf die leblose Straßenseite seines Elternhauses. Dann stand er lange inmitten seiner Schreibstube und blickte von hier aus auf das Haus, das jetzt in tiefem Schatten lag. Bis ans Fenster getraute er sich nicht, denn es war ihm, als sehe er durch die dunklen Scheiben das Ammele mitten in der Wohnstube stehen, die braunen Augen auf das Rathaus gerichtet. Das Blut schoß ihm in die Wangen, er neigte den Kopf weiter vor und beschattete die Augen mit der Hand. Der Schatten, den er in der Stube seines Elternhauses sah, bewegte sich, er rückte näher und er erkannte die Mutter. Peter Kleinholz fuhr zurück, während die Mutter an das Fenster trat und die Spitzenvorhänge zuzog.

Die Arbeit ging dem jungen Mann in den folgenden Stunden schlecht von der Hand. Seine Gedanken gingen in den stillen Räumen des alten Hauses spazieren, sie blickten in die Küche, wo das Ammele das Geschirr säuberte, sie folgten ihm darauf in sein Stübchen, blickten ihm über die Schulter in den Spiegel, vor dem es sich die Haare kämmte, und gingen dann neben ihm her in den Garten hinter dem Hause. Und von dem Ammele hinweg eilten sie in die Stube und verweilten eine Zeitlang bei der alten Mutter, die auf dem Sofa saß und schläfrig nickte. Aber seinen Gedanken wurde es unbehaglich in der Nähe der Mutter, sie eilten in den Garten zurück, flatterten wieder um die frische Gestalt des Ammele und machten dann einen weiten Sprung bis in das Haus des Bürgermeisters Roßbach, wo sie Fräulein Lina in der großen Wohnstube antrafen, sie aber merkwürdigerweise nur wie einen Schatten erblickten. Unbefriedigt kehrten sie abermals in den Garten hinter der Hühnergasse zurück, und es kostete den Träumer große Mühe, sie einzufangen und in seine Kanzlei und zu den Akten zurückzubringen.

Herr Bürgermeister Roßbach kam an diesem Nachmittag nicht in das Rathaus. Der Herr Bürgermeister fühle sich unwohl und lasse den Herrn Ratsschreiber bitten, etwaige eilige Eingänge in seine Wohnung zu schicken, richtete der Stadtdiener aus. Peter Kleinholz wartete bis nach Schluß der Bureaustunden, dann packte er ein Bündelchen Akten zusammen und begab sich zu seinem Vorgesetzten



und auserkorenen Schwiegervater. Er freute sich, einen guten Grund zu einem Besuche beim Bürgermeister zu haben, er hoffte dabei seine Braut zu sehen, denn es trieb ihn, ihr unter dem frischen Eindruck, den das Ammele auf ihn gemacht hatte, unter die Augen zu treten und festzustellen, warum es seinen Gedanken niemals eingefallen war, ihretwegen während der Bureauzeit spazieren zu gehen.

Der Bürgermeister saß, in wollene Tücher eingeschlagen, in einem weichgepolsterten Sessel, als Peter erschien. Herr Roßbach hatte dünnes Blut und neigte sehr zu Erkältungen, die sich stets in asthmatischen Anfällen äußerten, für die es seiner Ansicht nach kein besseres Mittel gab als ein gehöriges Schwitzbad, das er in der Ofenecke nahm. Die amtliche Angelegenheit war bald erledigt; da Peter keine Lust hatte, länger als unbedingt nötig in der überheizten Stube zuzubringen, verabschiedete er sich bald. Auf dem Flur traf er seine Zukünftige.

Nach einem kurzen, herzlich gleichgültigen Gespräch verließ er das Haus, und jetzt wußte er, warum seine Braut seine Gedanken nicht auf Abwege führte.

Lina Roßbach war ein hochaufgeschossenes Mädchen mit schmalen Schultern und schmalen Hüften; es war nichts Rundliches an ihr als die Augen, die wie zwei wasserblaue Knöpfe aus dem blassen Gesicht blickten. Das Auge fand an ihr so wenig wie an einer Telegraphenstange, es glitt über sie hinweg, und sie hinterließ keine angenehmen Erinnerungen.

Als Peter Kleinholz die schwere Eichenholztüre mit der vernickelten Klinke ins Schloß gezogen hatte und die niedrige Freitreppe herabstieg, atmete er tief auf. Scheu blickte er noch einmal an dem Haus des Bürgermeisters hinauf, dann ging er schnell heim. Und seine Gedanken eilten voraus und suchten das Ammele.

Aber die Gedanken des Ammele waren ebenfalls spazieren gegangen. „Warum hat er mich so merkwürdig angeguckt?" fragte es sich. Daß Peter ein hübscher Bursche war, hatte es mehr als einmal festgestellt, und nicht ohne Mitleid sah es, daß ihn die Mutter wie ein unmündiges Kind am Gängelband führte. Es ärgerte sich darum nicht, daß er kalt und teilnahmlos an ihm vorüberging, als ob es gar nicht vorhanden wäre, aber es verdachte es ihm, daß er nicht einmal den kuriosesten Ansichten seiner Mutter entgegenzutreten wagte. Doch niemals hatte es sich so eingehend und lange mit ihm beschäftigt als heute. Es mochte tun, was es wollte, immer wieder sah es seine blauen Augen freundlich auf sich gerichtet. So ging der Mittag dem Mädchen unruhvoll vorüber, und als die Zeit herannahte, da Peter von dem Bureau heimzukommen pflegte, hielt es sich im dunkelsten Hintergrund der Küche auf, denn es fürchtete, er müsse ihm ansehen, daß sich seine Gedanken mehr mit ihm beschäftigt hatten, als gut war.

Peter Kleinholz blieb im Vorbeigehen einen Augenblick in der Küchentüre stehen.

„Guten Abend, Ammele!" rief er hinein.

„Guten Abend!" antwortete das Mädchen und bückte sich über einen Topf.

„Du siehst ja nichts mehr, Ammele; steck doch Licht an!" sagte er.

„O, es geht noch", flüsterte das Mädchen.

Peter aber hatte schon ein Streichholz in Brand gesetzt, und das Ammele nahm den Zylinder von der Lampe. Seine Hand zitterte ein wenig.

Als das Licht brannte, begegneten sich ihre Augen. Eine Minute standen sie sich stumm gegenüber, dann wandte sich Peter weg und ging in die Stube. Er freute sich, daß die Mutter noch im Dunkeln saß, denn seine Wangen brannten wie Feuer.

Ein paar Tage später kam Peter Kleinholz, auch gegen seine Gewohnheit, eine Stunde früher vom Bureau als sonst. Er fand das Hoftor verschlossen und ging daher durch ein paar Seitengassen um den Häuserblock der Hühnergasse herum, um durch den Garten in das Haus zu gelangen. Die jüngst angefertigte Skizze hatte er zusammengerollt in der Hand, denn er gedachte den hellen Tag zu benutzen und das Bild fertigzustellen. Hinter den Gärten führte ein schmaler Fußpfad her, und unmittelbar daneben rauschte hinter dichtem Weidengestrüpp der Fluß. Sommerfäden flogen durch die warme Septemberluft, und aus allen Gärten roch es kräftig nach reifem Obst. Wie er vor dem Garten seiner Mutter stand und über das von leichten Windblumenranken und den borstigen Stengeln des Kürbisses wildverwachsene Geländer griff, um die Türe zu öffnen, sah er in der Mitte des Gartens, wo eine gußeiserne Pumpe stand, das Ammele an einem Waschzuber stehen. Da es schönes Wetter war und es keine Störung befürchtete, hatte es die Jacke ausgezogen und dafür eine Mantelschürze angetan, die seine Formen nicht unterdrückte und die Arme bis zu den Schultern freiließ.

Peter verhielt sich eine Zeitlang ruhig und betrachtete mit heißen Wangen das liebliche Mädchen, das ihm in diesem Augenblick und in d i e s e m Garten, in dem nie dergleichen gesehen worden war, wie eine verzauberte Prinzessin erschien. Die runden Backen des Mädchens hatten die Farben zarter Monatsröschen, seine Arme aber waren vom Ellenbogen aufwärts weiß wie die lichten Blätter der Narzissen.

Endlich schob der junge Mann den Riegel zurück und trat ein.

Durch das Klirren des Riegels aufmerksam gemacht, blickte das Ammele erschrocken auf.

„Laß dich nicht stören, ich bin's ja", sagte Peter, selbst in einiger Verlegenheit näher tretend.

„Deine Mutter ist ausgegangen, und ich dachte nicht, daß jemand durch den Garten käme. Das Hoftor ist verschlossen", versetzte das Mädchen.

„Wo ist denn die Mutter?" fragte Peter.

„Sie will sehen, ob sie eine Stelle für mich findet."

„Willst du denn fort? Davon weiß ich ja gar nichts!" rief Peter.

„Deine Mutter meinte, es wäre besser, wenn ich's einmal anderswo probierte, und da ich selbst ..."

Das Ammele hielt inne und strich sich verlegen über die Schürze.

„... auch gern dieses unfreundliche Haus verlasse, so hatte ich nichts dagegen, daß sie mich anderswo ausbietet. Nicht wahr, so wolltest du sagen?" meinte Peter herb.

Das Mädchen blickte überrascht auf.

„Ja!" antwortete es fest.

„Nun ja, du hast recht. Ich kann dir's nicht verdenken, wenn du hier wegwillst; ich wundere mich sogar darüber, daß du so lange bei uns ausgehalten hast,



wo dir bis jetzt niemand ein freundliches Wort gesagt oder dich als Verwandte ästimiert hat. Wenn ich du wäre, ich wäre längst auf und davon gegangen!"

Das Ammele geriet in großes Erstaunen.

„Das sagst du!"

Peter Kleinholz atmete tief auf.

„Weiß Gott, es kommt mir auch sehr merkwürdig vor, daß ich dir das sage", versetzte er nach einigem Nachdenken. „Aber ich sehe ein, daß dir hier unrecht geschehen ist. Ammele, verzeihe mir!"

„Ich habe dir nichts zu verzeihen, ich habe hier nicht mehr erwartet: ein Dach und einen Tisch. Freilich, ein bißchen mehr Wärme hätte mir schon gut getan", meinte das Ammele und unterdrückte mühsam die aufsteigenden Tränen.

„Ein bißchen mehr Wärme! Ich kann mir's denken, ich kann mir's denken!" rief Peter bewegt. „Auch das kommt vielleicht noch. Du bist ja noch jung, Ammele. Wie alt bist du eigentlich?"

„Neunzehn Jahre", antwortete das Mädchen.

„So alt schon!" rief Peter. „Ich hätte dich für jünger gehalten. Himmel, dann kannst du ja jeden Tag heiraten und bist dein eigener Herr!"

„Ich heirate nicht", versetzte das Mädchen.

Peter wurde es wunderlich zumute.

„Am liebsten würde ich auch nicht heiraten", sagte er.

„Du bist doch verlobt", flüsterte das Ammele.

Das Gesicht Peters verfinsterte sich.

„Das verpflichtet mich zu nichts", versetzte er.

Das Mädchen schwieg, und Peter schwieg ebenfalls. Das Wort lag ihm auf der Zunge: „Ja, wenn die Lina ein Mädchen wäre wie du, dann müßte das Heiraten eine Lust sein!" Aber er sprach es nicht aus. Nach einer kleinen Weile begann er: „Wir haben's beide nicht leicht, Ammele; doch es soll schon besser werden, verlaß dich drauf. Jetzt lasse mich einmal dein Gesicht sehen. So! Nach dem alten Apfelbaum mußt du gucken. Noch ein bißchen mehr rechts! Du darfst auch ein bißchen lächeln, wenn du's fertigbringst!"

„Weshalb denn das?" fragte das Mädchen.

„Ich will dich malen, wie ich dich neulich gesehen habe, als du auf den Markt gingst", antwortete Peter. „Ich habe dich von meinem Bureaufenster aus gesehen, nur dein Gesicht konnte ich nicht festhalten, ich durfte mir die größte Mühe geben. Jetzt aber habe ich es. Danke schön! Auf ein andermal mehr, Ammele."

Er begab sich in sein Zimmer, wo er das Zeichenblatt auf eine Staffelei spannte und eine Stunde lang emsig arbeitete, worauf in dem Mädchen, das vor dem Hause stand und aufmerksam die Hühnergasse hinaufblickte, unschwer das Ammele zu erkennen war. Befriedigt von seiner Leistung stellte sich der junge Mann vor das Fenster, das auf die Gasse ging, die jetzt, in der Nachmittagszeit, in tiefem Schatten lag. Von hier aus betrachtete er sein Werk.

„Das Ammele sehnt sich nach Wärme, nach Befreiung aus diesem kalten Haus", sprach er dabei mit sich selbst. „Insofern ist mir seine Stellung, der Ausdruck seines Gesichtes gut gelungen. Jeder, der das Bild betrachtet, muß sehen,

daß das Mädchen sehnsüchtig nach etwas ausschaut; es liegt freilich nahe, dabei an einen Liebhaber zu denken. Und warum nicht? Es ist neunzehn Jahre alt und kann heiraten. Wer weiß, ob es nicht schon einen Liebhaber hat! Ich kenne mich bei Frauenzimmern nicht aus; was es von Nichtheiraten sagte, kann auch eine Bemerkung ohne Bedeutung gewesen sein."

Peter Kleinholz legte die Stirne in Falten.

„An das Haus sollte ich Eiszapfen malen; man sollte derartige Häuser, in denen es nie ordentlich warm wird, eigentlich stets in eine Winterlandschaft stellen. Ein bißchen mehr Wärme hätte dir gut getan. Ich glaube dir's, Ammele! Auch aus mir würde ein anderer Kerl geworden sein, wenn man in diesem Haus den Sonnenschein geliebt hätte. Nun will ich aber sehen, ob wir nicht doch ein bißchen Wärme hereinbringen. Der Kälte wegen soll mir das Ammele jedenfalls nicht fortlaufen."

In dieses Selbstgespräch hinein hallten plötzlich Fußtritte wie langsame, mit Besonnenheit geführte Hammerschläge. In der stillen Gasse schwoll jeder Tritt zu einem mächtigen Geräusch an, das in verschiedenen Winkeln Echos wachrief. Die Fußtritte kamen diesmal aus der Richtung des Marktplatzes; es war, als marschierten die Füße über die Dielen der Stube, als schlüge jemand mit der flachen Hand klatschend wider die Wände und die Decke. Und doch waren es nur die Füße einer Frau, die über das Pflaster des Pachthofgäßchens dem Hause zuschritten, allerdings einer Frau, die einen starken Willen und ein starres Herz hatte. Frau Kleinholz kehrte von ihrem Besuche bei der Apothekerin zurück.

Peter kniff die Lippen zusammen, als er die Mutter sah, die groß und stattlich daherkam, die scharfen Augen fest auf ihn gerichtet.

„Jetzt wird sie heraufkommen und wissen wollen, weshalb ich um diese Zeit schon daheim bin, und mir wird nichts übrigbleiben, als eine Ausrede zu ersinnen. Das Bild darf sie nicht sehen."

Er rollte die Zeichnung zusammen und stellte sie in einen Winkel, dann setzte er sich ans Fenster und stützte den Kopf in die Hände.

Aber die Mutter kam nicht zu ihm herauf, sie ließ ihn vielmehr durch das Ammele herunterrufen. Sie erkundigte sich auch nicht nach dem Grund seines frühen Nachhausekommens, sondern teilte ihm mit, daß die Frau Apotheker vorläufig zwar das Ammele noch nicht einstellen könne, aber bei Gelegenheit an es denken wolle.

„Das gefällt mir nicht", sagte Peter. Es kostete ihn Mühe, die paar Worte herauszubringen, und er getraute sich nicht, der Mutter dabei in die Augen zu sehen.

„Es gefällt dir nicht, daß das Ammele von uns geht? So, so! Warum denn nicht?"

Frau Kleinholz legte den Rücken gegen die Stuhllehne, was sie immer tat, sobald sie an die Verteidigung irgendeines Standpunktes ging.

„Weil das Ammele nun einmal unsere Verwandte ist und es den Anschein erwecken könnte, als wollten wir es gern lossein", erwiderte Peter.

„Das laß nur meine Sorge sein!" versetzte die Witwe streng. „Ob das Ammele bei uns dient oder sonstwo, das ist einerlei; dienen muß es ja doch. Das schadet

ihm auch nichts, da es sich später, wenn es einen Mann finden sollte, gewiß auch nicht aufs Stühlchen setzen kann, sondern zugreifen muß."

Hier ließ sie eine kleine Pause eintreten. Da Peter jedoch nach wie vor auf die Tischplatte blickte, fuhr sie fort: „Ich glaube, Herr Roßbach hat die Absicht, bald abzudanken."

„Hat er das gesagt?" fragte der Sohn.

„Das nicht, aber die Frau Apotheker hat eine Andeutung gemacht, die so aufgefaßt werden kann. Du weißt, daß sie eine Schwester des Herrn Bürgermeisters ist."

Peter zuckte die Schultern.

„Das ist ein unsicher Ding, und außerdem weiß man ja noch nicht, ob man mich wählen wird. Ich bin noch so jung."

Er sagte das in einem Ton, als stelle er etwas recht Betrübliches fest.

Die Mutter fuhr in die Höhe, denn es war das erstemal, daß in diesem Hause bezweifelt wurde, ob Peter Kleinholz jun. wirklich Bürgermeister werde, wie es vom Anfang seiner Existenz an ausgerechnet worden war.

„Ich weiß nicht, wie du mir heute vorkommst!" rief die Witwe. „Du wirst Bürgermeister, das steht fest. Sitzt nicht unsere halbe Verwandtschaft im Magistrat und in der Vertretung? Weiß es nicht die ganze Stadt, daß wir dich von klein auf für das Bürgermeisteramt erzogen haben? Bist du nicht mit allem vertraut, was ein Bürgermeister wissen muß? Wie kannst du so reden?"

Peter entgegnete zaghaft: „Wenn ich es gerade heraussagen soll, Mutter, so muß ich sagen, daß ich mir nicht viel daraus mache, ob ich einmal Bürgermeister werde oder nicht."

Weiter kam er nicht. Frau Kleinholz schlug klatschend die Hände zusammen und rief: „Peter!"

Der Sohn duckte sich, als habe er eine Ohrfeige bekommen. Doch nur einen Augenblick, dann nahm er abermals einen Anlauf zur Selbstbehauptung.

„Weshalb muß ich Bürgermeister werden? Den Ehrgeiz habe ich nicht!"

Die Augen der Witwe funkelten zornig.

„Wer bist du denn eigentlich? Bist du mein Sohn oder bist du ein anderer? Ich kenne dich gar nicht mehr!"

Sie sagte das langsam. Jeder Satz war ein Faustschlag, und sie erschlug den Geist des Widerspruches in der Brust des jungen Mannes.

Am andern Morgen merkte das Ammele bald, daß etwas zwischen der Mutter und dem Sohne vorlag. Peter versäumte beim Fortgehen, die Mutter auf die Wange zu küssen, wie er es gelehrt worden war, als er noch ein Kinderröckchen trug, und all die Zeit her weiter getan hatte als etwas, das zur guten Sitte und Hausordnung gehört. An diesem Morgen aber brachte er es nicht fertig, dem finsteren Gesichte der Mutter nahezukommen. Er kam aus seinem Zimmer herab, als der Kaffee bereits fertig auf dem Tische stand und das Ammele ihn auf Befehl der Mutter zum zweitenmal zum Frühstück gerufen hatte. Hastig leerte er seine Tasse, dann schob er das wie immer bereit liegende belegte Brötchen in die Tasche und verließ mit kurzem Gruße das Haus, die Mutter in der schlechtesten Stimmung

zurücklassend, die sich noch steigerte, als sie hörte, daß er im Vorbeigehen dem in der Küche hantierenden Ammele Guten Morgen wünschte.

Sie trat ans Fenster und sah ihm nach; es kam ihr vor, als sei auch in seinem Gang und seiner Haltung über Nacht eine wesentliche Änderung eingetreten. Er ging rascher, trug den Kopf höher, blickte nach allen Seiten und setzte den Stock mit dem echten silbernen Griff nicht mehr in fein abgemessenem, solidem Takt auf die Erde, sondern hielt ihn aufrecht wie eine Waffe, so daß die blanke Stahlzwinge über seiner rechten Schulter blitzte.

Der Stock war ein Erbstück des verstorbenen Bürgermeisters, dessen Initialen in dem Silber des Griffes eingegraben waren, nebst dem Jahr, in dem er gekauft worden war. Das war aber, als sich der Bürgermeister mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise befunden hatte und noch mit aufrichtigem Behagen in dem Hafen der Ehe ruhte, in dem ihn in der Zukunft nicht selten ein gewaltiger Sturm erfaßte, der ihn wünschen ließ, nicht den Hafen aufgesucht zu haben, sondern als freier Schiffer auf dem Meere des Junggesellenlebens verblieben zu sein. Denn sein junges Weib wurde bald zur Beherrscherin seines Hauses und entwickelte sich von Jahr zu Jahr mehr zur vollendeten Autokratin, die keinen andern Willen neben sich duldete und den Herrn Gemahl in jeder Beziehung knapp hielt. Sie gab die Gesetze, die befolgt werden mußten. Peter Kleinholz sen. setzte zwar im Anfang den Herrscherlaunen seiner Frau einigen Widerstand entgegen, denn er war von Haus aus ein zur Lust und Heiterkeit angelegter Mann und gewöhnte sich schlecht an die strenge Hausordnung, die keinen Scherz und kein Lachen kannte, da er aber ein weiches Herz und nur geringen Mut hatte, fügte er sich bald und ward der gesetzte, brave Mann, der seine Pflicht tat, und als welcher er fünfzehn Jahre lang bekannt war.

Die unbedingte Folgsamkeit gewöhnte Witwe zürnte dem Sohn, daß er ein wenig an dem Joch zu rütteln versucht hatte, das sie ihm aufgelegt, und sie bangte für seine Zukunft, die sie nur dann gesichert und der Opfer wert hielt, die seine Erziehung verlangt hatte, wenn er das Ziel erreichte, das ihm gesteckt worden war. Und das erreichte er ihrer Ansicht nach nur dann, wenn er die seitherige lobenswerte Solidität weiter bewahrte und sich außerdem mit dem jetzigen Inhaber des Bürgermeisteramtes in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu bringen suchte, was ihr auch aus andern Gründen wünschenswert erschien.

Frau Kleinholz ging in die Küche. Als sie hier das Ammele nicht fand, stieg sie die Treppe hinauf und trat in das kleine, nach dem Garten belegene Zimmerchen, das dem jeweiligen Dienstmädchen zur Schlafstube diente. Das Ammele stand gerade vor dem Spiegel, der auf der Nußbaumkommode seinen Platz hatte und zu den wenigen Dingen der Hinterlassenschaft seiner Eltern gehörte, die nicht dem Hammer des Auktionators verfielen, als dieser die Mobilien der Eheleute Konrad Safran öffentlich versteigerte, da es sich nach der Ansicht des Vormundes des verwaisten Kindes nicht lohnte, das „alte Gerümpel" bis zur Mündigkeit des Mädchens aufzuheben. Der Spiegel hatte einen Fuß von Bronze und ein nach allen Seiten drehbares Gelenk. Der Rahmen war aus Ahornholz geschnitzt und endete in einen Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln auf einem knorrigen Ast saß und eine weiße Perle im Schnabel hielt.

Das Ammele erschrak, als plötzlich neben seinem frischen Gesichtlein in dem geschliffenen Spiegelglas das blasse, finstere Gesicht der Tante erschien. Es drehte sich rasch um, wobei es die Brennschere fallen ließ, mit der es eben die Stirnhärchen ein wenig gekräuselt hatte.

„Was hast du denn vor, daß du dich jetzt schon frisierst?“ fragte die Witwe, die mit Verwunderung die Anstalten bemerkte, die das Mädchen zu seiner Verschönerung traf. Trotz allen Ärgers, den ihr das Ammele bereitete, konnte sie nicht umhin, die hübsche Erscheinung freundlich zu betrachten.

„Ich dachte, ich sollte mich heute morgen der Frau Apotheker vorstellen“ sagte das Ammele.

„Das eilt nicht so“, sagte die Witwe. „Seit wann hast du denn eine Lockenschere? Die habe ich nicht bei dir vermutet.“

Das Ammele erwiderte, daß es das Gerät schon gehabt habe, als seine Eltern noch lebten; die Mutter habe ihm die Schere zu seinem sechzehnten Geburtstag gekauft, samt dem Spiritusbrenner, der neben dem Spiegel stand und aus blankem Nickel war.

„Das Lockenbrennen paßt eigentlich nicht recht für ein Mädchen, das sein Brot bei fremden Leuten verdienen muß“, versetzte Frau Kleinholz. „Du kannst das aber halten, wie du willst; ich habe dir da keine Vorschriften zu machen. Nur solange du bei mir bist, wäre es mir lieber, wenn du dir das Haar glatt zurückstreichen würdest, wie das früher bei anständigen Mädchen allgemein Sitte war.“

Das Ammele errötete.

„Ich dachte nicht, daß das etwas Unrechtes wäre“, sagte es.

„Unrecht ist alles, was nicht im Einklang mit den Verhältnissen steht, in denen man lebt, und was bei anderen Leuten Ärgernis erregt“, belehrte die Tante. „Ich will dir gut. Gewöhne dir jetzt nicht an, wozu dir die Zeit und die Lust und vielleicht auch das Geld fehlt, wenn du verheiratet bist.“

„Ich heirate nicht.“

„Unsinn!“ sagte die Witwe. „Wenn ein braver Bursche kommt, der zu dir paßt, so kannst du das unbedenklich tun. Du bist kein unrechtes Mädchen, und es wird sich schon einer finden, der dich mag. Einer geht ja in der letzten Zeit auffallend oft an unserm Haus vorbei, den ich früher nie in der Hühnergasse gesehen habe. Du wirst wissen, wen ich meine.“

Frau Kleinholz meinte einen jungen Schneider, den Sohn eines in guten Verhältnissen lebenden Meisters, der seine Kundschaft in den Honoratiorenkreisen des Städtchens hatte und ein angesehener Mann war. Der junge Vernino gehörte in der Tat zu denen, die ein Auge auf das Ammele geworfen hatten, und er dachte allen Ernstes daran, ein Verhältnis mit ihm anzuknüpfen. Bis jetzt hatte sich ihm aber noch keine Gelegenheit geboten, drei Worte mit dem Ammele zu wechseln.

„Ich weiß nicht, wen Sie meinen, Tante“, sagte das Ammele.

„Halte nur die Augen recht offen, dann wirst du deinen stillen Verehrer bald sehen. Bei den Verninos wärst du gut aufgehoben, dort reicht's auch noch für eine Lockenschere und etwas mehr“, sagte Frau Kleinholz. „Jetzt mache dich fertig, du mußt auf den Markt; wenn du willst, kannst du gleichzeitig zur Frau Apotheker gehen.“

Peter Kleinholz blickte schon eine Viertelstunde lang durch das Pachthofgäßchen nach dem elterlichen Haus, als das Ammele mit dem Henkelkorb am Arm auf die Straße trat. Es begab sich zuerst zu der Zwiebelfrau, und dann mischte es sich unter die Weiber, die den Fischzuber umstanden. Als es auch hier seine Einkäufe erledigt hatte und quer über den Marktplatz weg nach einer zur Wohnung des Apothekers führenden Seitengasse ging, begegnete ihm der junge Vernino. Das Ammele schlug beim Anblick des jungen Mannes rasch eine andere Richtung ein, dabei fiel aber der Deckel des Korbes herab, und als es sich danach bückte, folgte noch ein Bündelchen Schnittlauch nach. Der Schneider glühte vor Freude über den glücklichen Zufall, der ihm das Mädchen unter so erfreulichen Umständen in den Weg führte. Mit ein paar Sprüngen war er an seiner Seite, und er griff in demselben Augenblick nach dem Schnittlauch, als die arbeitsharten, aber dennoch schlanken Fingerchen des Mädchens das Grünzeug berührten.

„Ich danke Ihnen", sagte das Ammele. „Ich hätte mir das Zeug auch allein aufheben können."

„Das glaube ich gern, aber ich müßte ein schöner Holzebock sein, wenn ich nicht zugesprungen wäre", versetzte der Schneider.

Und dann ging er neben dem Mädchen her, das nun in die nächste Straße einbog.

Peter Kleinholz hatte die Begegnung auf dem Markte beobachtet.

„Um alle Welt, wie kommt denn das Ammele zu der Bekanntschaft?" dachte er, als er sah, daß der Schneider glücklich wie ein Schneekönig an der Seite des Ammele davonging.

Der Vorgang erfüllte ihn mit Besorgnis.

In der letzten Nacht hatte er lange über sein bisheriges Leben nachgedacht und war dabei zu der Ansicht gekommen, daß er als allzu gehorsamer Sohn seiner Mutter eine wenig glückliche Rolle gespielt hatte. Er war groß und stark geworden, hatte einen Schnurrbart bekommen und bekleidete ein nicht unbedeutendes Amt, aber er hatte nichts zu tun, was ihm nicht von der Mutter vorgeschrieben wurde. Vor einigen Jahren begleitete ihn die Mutter sogar in die Tanzstunde, und während seine Kameraden in der Folge von ihrer Tanzkunst den ausgiebigsten Gebrauch machten und sich nicht an den drei Bällen genügen ließen, die alljährlich im Städtchen stattfanden, sondern jede Kirchweihe und jedes Fest der umliegenden Ortschaften besuchten, beschränkte er sich auf den Jahrmarktsball im November und auf das Tanzkränzchen, das Bürgermeister Roßbach in jedem Winter gab, seit seine Tochter zur Jungfrau geworden war. Und auf dem Jahrmarktsball sowohl als auch auf dem bürgermeisterlichen Tanzkränzchen wachte die Mutter darüber, daß er sich nichts vergab. Er nahm sich vor, sich von jetzt ab mehr auf die eigenen Füße zu stellen und der Mutter zu zeigen, daß der künftige Bürgermeister wohl fähig sei, sich selbst zu regieren. Deshalb hatte er sich an diesem Morgen ohne den üblichen Kuß verabschiedet, und das erste, was er tat, als er an seinem Pult saß, war das: er schrieb an den Vorstand des Dilettantenvereins „Urania" und meldete sich als Mitglied an.

Der Verein war eine Gesellschaft junger Männer, die es sich zur Aufgabe

machten, die Langeweile des Winters durch Aufführung kleiner Theaterstücke und andere gesellige Veranstaltungen zu zerstreuen. Im Schoße dieses verdienstvollen Vereins, dessen Mitglieder sich übrigens lediglich aus der „jeunesse dorée“ des Kleinstädtchens rekrutierten, hoffte er am ehesten den Makel des Muttersöhnchens loszuwerden und in die Segel seines stillen Schiffleins etwas frischen Wind zu bekommen. Er war sich aber bewußt, daß er den unternommenen Schritt vor seiner Mutter werde verantworten müssen, was ihm nachträglich noch einiges Herzklopfen verursachte.

Peter Kleinholz war zum erstenmal dazu gekommen, über sich selbst nachzudenken, und da fand er denn, daß sein Leben bis jetzt genau so kalt und trostlos war wie das Ammeles. Auch ihm hatte die Wärme gefehlt, ohne die der Mensch auf die Dauer nicht existieren kann, er müßte denn zu den seltsamen kaltblütigen Wesen gehören, in deren Gesellschaft man einen seelischen Schnupfen bekommt. Dieser Art war seine Mutter, er dagegen hatte ein paar Tröpfchen des warmen Blutes seines Vaters, der allerdings unter den Händen seiner Frau nach und nach ebenfalls ein armer, kalter Mensch geworden war ...

Peter blickte auf die rotliniierten Seiten des Journals und auf die Zahlen der Rechnungen, die er darin eintragen sollte. Aber er war nicht bei der Sache; er war eifersüchtig auf den Schneider, der öffentlich an der Seite Ammeles über den Markt gehen durfte als ein freier junger Mensch, der nicht nötig hat, bei jedem Schritt an irgendeine Vorschrift bevormundender Weisheit zu denken. Und in seinem Herzen stieg ein bittrer Groll auf gegen das Schicksal, das ihn in dem altertümlichen Haus in der Hühnergasse auf die Welt gesetzt hatte, in dem keine Wärme Eingang fand, und in dessen kühler Temperatur ein junger Mann zum Bürgermeister des Städtchens heranreifen sollte.

Die Temperatur in dem altertümlichen Haus sank in den nächsten Tagen noch ein paar Grad tiefer. Frau Kleinholz konnte sich der Tatsache nicht verschließen, daß Peter ein anderer zu werden anfing, daß er wärmer und lebhafter wurde. Sie versuchte daher täglich zweimal, nach dem Mittagessen und dem Abendbrot, die Wärme durch die Eispackungen ernster Ermahnungen zu vertreiben, sie kam aber nicht dazu, denn bei jedem Anlauf begab sich Peter in den Garten oder in seine Stube. Einmal griff er sogar nach dem Hut und dem Stock mit dem silbernen Griff und verließ das Haus und ließ sich den ganzen Abend nicht mehr sehen. Erst spät in der Nacht kehrte er heim und schlich sich in den Strümpfen die Treppe hinauf.

Als ihn die Mutter am andern Morgen beim Kaffee fragte, wo er gewesen sei, antwortete er: „In unserm Verein.“

„In was für einem Verein?“ fragte sie.

„In der Urania“, sagte er.

Frau Kleinholz brauchte einige Minuten, um diese Mitteilung zu erfassen.

„Du bist in einem Verein, in diesem Verein!“ rief sie dann, und ihre Stimme war scharf wie ein Messer. „Und hast es nicht der Mühe wert gehalten, mich um Erlaubnis zu fragen? Was hast du denn eigentlich vor? Willst du dich mit Gewalt um deinen guten Ruf bringen? Du wirst heute noch deinen Austritt aus diesem Verein erklären!“

Peter blieb ruhig.

„Ich bin alt genug, um selbst darüber entscheiden zu können, was ich in dieser Beziehung zu tun und zu lassen habe", sagte er. „Ich bin dem Verein beigetreten, weil ich nicht länger mehr ohne Kameraden und Freunde bleiben und nicht ganz lächerlich werden wollte."

„Lächerlich werden!" unterbrach ihn die Mutter. „Lächerlich ist es, daß du dir einbildest, du hättest es notwendig, einem Lustbarkeitsverein beizutreten, um nicht lächerlich zu sein."

„Mit einem Wort, Mutter: Ich habe es satt, mich immer als die zukünftige Respektsperson aufzuspielen!" rief Peter und erhob sich. „Ich bin kein Kind mehr und tue, was andere jungen Leute meines Alters und Standes auch tun. Etwas Unrechtes ist nicht dabei, und das Leben wird schöner. Guten Morgen, Mutter!"

Er verließ die Stube.

Das Ammele hatte mit unbehaglichem Gefühl dieser Unterhaltung beigewohnt. Als die Türe hinter Peter ins Schloß gefallen war, lief Frau Kleinholz ein paarmal in der Stube hin und her, dann blieb sie vor dem Mädchen stehen und schrie: „Das habe ich dir zu verdanken, du nichtswürdige Person! Mit dir ist dieser Leichtsinn in mein Haus gekommen. Bilde dir ja nicht ein, daß du dich hier in ein weiches Nest setzen kannst! Da bin ich auch noch da!"

„Ich verstehe Sie nicht, Tante", entgegnete das Ammele. „Ich kann doch nichts dafür, wenn der Peter einem Verein beitritt."

„Schweig!" herrschte es die Witwe an. „Du hast ihm den Kopf verdreht mit deinem Milchgesicht, du scheinheiliges Ding!"

Sie eilte zu einem in der Ecke stehenden Schrank und brachte eine Rolle Papier herbei, die sie vor den Augen des Mädchens entfaltete. Es war die Zeichnung, die Peter kürzlich angefertigt hatte, und auf der das Ammele schön und sauber vor dem Tor des alten Hauses in der Sonne stand. Die Witwe hatte das Bild am vergangenen Abend in der Stube ihres Sohnes aufgestöbert.

„Da!" fuhr sie das Mädchen an. „Willst du etwa leugnen, daß du vertrauter mit ihm bist, als du mir weismachen willst? Wie hätte er dich so ähnlich zeichnen können, wenn du ihm nicht gesessen hättest?"

Das Ammele erwiderte: „Wie er das fertigbringen konnte, weiß ich nicht, aber gesessen habe ich ihm nicht."

„Da lügst du!" schrie Frau Kleinholz und fuhr mit der Faust in die Zeichnung, wo das Mädchen stand. Darauf zerriß sie das Blatt in Fetzen, die sie auf den Tisch warf.

Das Ammele war abwechselnd rot und blaß geworden. Jetzt richtete es sich auf und sah der Zornigen furchtlos ins Gesicht.

„Ich lüge nicht", sagte es mit bebender Stimme. „Mit Ihrem Sohne habe ich nichts und will ich nichts zu tun haben. Daß Sie das unschuldige Bild zerrissen haben, war durch nichts gerechtfertigt, und wenn Sie glauben, mir damit wehe zu tun, so irren Sie sich. Wenn ich empfindlich wäre, würde ich keine drei Tage, geschweige denn ein Vierteljahr in diesem Hause ausgehalten haben, in dem einem das Herz im Leibe erfrieren könnte. Heute aber noch gehe ich, jetzt auf der Stelle.

Ihnen will ich aber noch etwas sagen: Ihr Sohn dauert mich, daß er so lange in dieser Luft leben mußte, und er hat recht, wenn er endlich aus ihr heraus will. Er hat auch recht, wenn er sagt, daß er seither eine lächerliche Rolle gespielt hat; ich selbst habe oft heimlich über sein steifes Wesen gelacht. Ich freue mich, daß er ein anderer werden will, und hoffe, daß es ihm gelingt!“

„Du freche Person!“ schrie die Witwe und ließ sich in einen Stuhl fallen. Das Ammele aber war bereits zur Tür hinaus. Es eilte in sein Stübchen und packte mit zitternden Händen seine Habseligkeiten in seinen Koffer, denn es war ihm ernst mit dem Fortgehen. Als es fertig war, setzte es sich auf den Koffer und weinte.

Peter Kleinholz ging mit leichterem Herzen nach seiner Kanzlei. Er bedauerte nicht, sich einmal auf die Hinterfüße gestellt zu haben, und faßte den Vorsatz, von jetzt an die Bevormundung der Mutter überhaupt abzuschütteln.

„Ob ich Bürgermeister werde oder nicht, das ist mir einerlei“, sagte er sich. „Ich bleibe doch, wer ich bin, und will vor allem leben, wie mir's behagt. Und aus der Verlobung mit der zaundürren, maulfaulen Bürgermeisterstochter wird nichts. Ich pfeife darauf!“

Er pfiff wirklich leise vor sich hin und achtete nicht darauf, daß ein paar ehrsame Bürger, die ihm begegneten, stehen blieben und die Köpfe schüttelten.

Auf dem Marktplatz angekommen, betrat er den Laden des Herrn Zittelmann, um sich seine Zigarettentasche füllen zu lassen. Herr Zittelmann war Drucker, Verleger und Redakteur des Stadtanzeigers, er handelte mit Papier und Schreibmaterial und hatte außerdem ein Zigarrengeschäft.

„Wer hätte das gedacht, daß es so rasch kommen würde!“ empfing er den Ratsschreiber. „Er war ja immer ein kränklicher Mann, aber derlei Leute werden oft am ältesten.“

„Ich verstehe Sie nicht“, sagte Peter.

„So wissen Sie noch nichts?“ verwunderte sich Herr Zittelmann.

„Ich weiß wirklich nicht, was Sie meinen.“

„Der Herr Bürgermeister ist vor einer Stunde gestorben. Daß Sie das noch nicht wissen!“ rief der vielseitige Mann und erzählte dem überraschten Peter, was er über die näheren Umstände des Todesfalles wußte.

Die gute Laune Peters war verschwunden; er ging nachdenklich in sein Bureau, setzte sich an sein Pult und ließ sich von dem Stadtdiener noch einmal umständlich erzählen, daß der Herr Bürgermeister beim Kaffeetrinken plötzlich von Übelkeiten befallen worden und, kaum ins Bett gebracht, einem Herzschlag erlegen sei.

Dem jungen Mann ging der Tod des Bürgermeisters recht zu Herzen, aber er fühlte es doch als eine Erleichterung, daß er durch diesen Sterbefall Zeit gewann, das aufgedrungene Verhältnis mit der Tochter des Verstorbenen ohne Aufsehen zu lösen.

Bürgermeister Roßbach hatte mit seiner Frau, die er sich von auswärts geholt hatte — an dieser Tatsache wäre beinahe seine Wahl zum Bürgermeister gescheitert, denn man rechnete sie ihm als mangelnden Lokalpatriotismus an —, in glücklicher Ehe gelebt. Es ist daher begreiflich, daß Frau Roßbach durch den Tod des braven Mannes in die größte Betrübnis versetzt wurde. Auch der Tochter ver-

ursachte der Tod des Vaters großen Schmerz. Als Peter Kleinholz erschien, um den Hinterbliebenen sein herzliches Beileid auszudrücken, saßen Mutter und Tochter weinend in der guten Stube, und es dauerte lange, bis sie sich so weit beruhigten, daß sie eine detaillierte Schilderung von dem traurigen Ereignis geben konnten. Fräulein Lina faßte sich zuerst. Mit leiser Stimme erzählte sie, daß sich der Vater am vorigen Abend noch sehr auf das bevorstehende Fest gefreut habe, sogar beim Kaffeetrinken heute morgen habe er zunächst von nichts anderem gesprochen.

„Und nun ist er tot, und alles ist aus!" schloß sie und drückte abermals das tränenfeuchte Taschentuch vor das Gesicht.

Auch in das alte Haus in der Hühnergasse war kurz nach dem Weggang Peters die Nachricht von dem Ableben des Bürgermeisters gedrungen. Frau Kleinholz faßte sie keineswegs wie eine Trauerbotschaft auf; der freigewordene Bürgermeisterstuhl nahm ihr ganzes Interesse in Anspruch, und sie beschloß, unverzüglich alles zu tun, um ihrem Sohn zu der Bürgermeisterwürde zu verhelfen. Ihre Stimmung besserte sich sofort so weit, daß sie die Treppe hinaufstieg und sich mit dem immer noch mit verweintem Gesicht auf seinem Koffer sitzenden Ammele versöhnte. Dann begab sie sich zu der Frau Apotheker, deren Mann eine wichtige Rolle im Stadtparlament spielte und in entferntem Grade mit ihr verwandt war.

Peter kam vor der Mutter heim. Er traf das Ammele in der Wohnstube und half ihm, die weiße Decke über den Tisch zu legen. Dann ging er mit ihm in die Küche und trug die Teller herein, und als der Tisch gedeckt war, zündete er sich eine Zigarette an, die erste, die in dem alten Haus geraucht wurde. Wie er sich auf dem Sofa niederließ, flatterte ein Papierstückchen auf und fiel ihm vor die Füße. Er bückte sich und hob es auf.

„Was ist denn das?" rief er.

Was er in der Hand hielt, war ein Stückchen von dem Bild, das die Mutter zerrissen hatte, und es zeigte die Hälfte von Ammeles Kopf.

Er erhob sich erregt und warf die Zigarette auf den Boden.

„Wer hat das Bild zerrissen?" fragte er.

Das Mädchen schilderte den Vorfall und verschwieg auch nicht die Vorwürfe, die ihm die Witwe gemacht hatte.

„Ammele," sagte Peter, „ganz unrecht hat die Mutter nicht gehabt, als sie dir die Schuld an meinem veränderten Wesen in die Schuhe schob. Ich weiß nicht, wie ich dir das klarmachen soll. Ammele, weißt du, die Sache kam so ..."

Er stockte einen Augenblick, dann ergriff er die Hände des Mädchens und rief: „Himmel, es muß heraus, daß ich dir gut bin, Ammele!"

Das Mädchen suchte ihm die Hände zu entziehen.

„Das hättest du nicht sagen sollen", flüsterte es. „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich nicht dageblieben."

„Du hast Furcht vor der Mutter?"

Das Ammele nickte.

„Wenn es weiter nichts ist!" rief Peter und legte den Kopf des Mädchens an seine Schulter. „Siehe mich an, Ammele. Durch dich bin ich ein Mann geworden, dem du dich ruhig anvertrauen kannst. Ich fürchte die Mutter nicht mehr,

und aus der Lina Roßbach mache ich mir nichts; die kann dir das Wasser nicht reichen!"

* * *

Bürgermeister Roßbach war begraben. Er hatte einen stattlichen Leichenzug, und der Pfarrer hatte schön gesprochen, schöner aber noch nach der übereinstimmenden Ansicht aller Leidtragenden Peter Kleinholz, der ihm im Namen des Magistrats und der städtischen Verwaltung einen Nachruf widmete. Es war ihm in der Tat nicht schlecht gelungen, den Verstorbenen nach der Wirklichkeit zu schildern, so daß jeder, der ihn gekannt hatte, sagen konnte: „So und nicht anders ist er gewesen, unser Bürgermeister. Er war ein prächtiger Mann!"

Die Rede Peters erregte übrigens allgemeines Aufsehen.

„Wer hätte das hinter dem Ratsschreiber gesucht!" hieß es. „Man kennt ihn ja gar nicht mehr!"

Die gute Meinung, die man von Peter hatte, verstärkte sich noch, als in der nächsten Nummer des Stadtanzeigers eine Würdigung der Verdienste des Bürgermeisters erschien und bekannt wurde, daß der Verfasser kein anderer als Peter Kleinholz war. Sämtliche Stadtabonnenten schnitten den Artikel heraus; die einen legten ihn ins Gesangbuch, die andern ließen ihn vom Buchbinder auf weißen Karton kleben und unter Glas und Rahmen bringen. Das letztere tat auch Frau Kleinholz. Der Artikel nahm eine halbe Seite des Wochenblattes ein, war schwarz umrändert und in fetter Schrift gedruckt, wodurch jedes Wort ein besonders gehaltvolles Ansehen erhielt.

* * *

Von dem zerrissenen Bild wurde im Kleinholzschen Hause nicht mehr gesprochen; Peter hatte in dem lebenden Ammele Ersatz für das mit Bleistift auf rauhes Papier gekritzelte gefunden, es trieb ihn daher nicht, das vernichtete Blatt durch ein anderes zu ersetzen, wenn er auch von seiner Kanzlei aus öfter als früher lange die ruhige Fassade des alten Hauses in der Hühnergasse betrachtete, die gerade die Mündung des Pachthofgäßchens ausfüllte. Das obere Fenster des Hauses aber, das früher wie das starre Auge eines kurzsichtigen Greises aussah, belebte sich dann manchmal; es erschien darin die rundliche Gestalt des Ammele, das ihm mit dem Staubtüchelchen Grüße zuwinkte.

Frau Kleinholz hatte von dem, was sich hinter ihrem Rücken und über ihrem Kopfe zutrug, keine Ahnung, sie hatte vollauf damit zu tun, all die Fäden für das Netz zu knüpfen, in welchem die Stadtväter bei der Bürgermeisterwahl ihren Sohn fangen sollten. Sie dachte an nichts anderes und war die meiste Zeit des Tages außerhalb des Hauses. Sie besuchte ihre Verwandten bis zum siebenten Grad und sprach ebenso fleißig im Hause des verstorbenen Bürgermeisters vor, um dort ihre Sache gründlich zu bearbeiten. Sie drängte darauf, daß die Verlobung Fräulein Linas mit ihrem Sohne öffentlich bekanntgegeben werde, denn auch die Roßbachs hatten eine weitverzweigte und einflußreiche Verwandtschaft, deren Wohlwollen für den Bürgermeisterkandidaten gewonnen werden mußte.

Peter Kleinholz ließ die Mutter gewähren, bei der erstbesten Gelegenheit aber wollte er ihr sagen, daß er mit der Tochter des Bürgermeisters nichts mehr

zu tun haben wolle, sondern in dem Ammele diejenige gefunden habe, die er zur Bürgermeisterin machen werde, wenn man ihn wähle. Und wenn man ihn nicht wähle, dann mache er sich nichts draus, mit dem Ammele hoffe er auch als Ratsschreiber glücklich zu werden.

Die Gelegenheit gab sich eines Tages, als die Mutter die Einwilligung der Frau Roßbach und ihrer Tochter zur öffentlichen Bekanntgabe der Verlobung mit heimbrachte.

„Wir lassen Karten drucken und verschicken sie an alle Bekannten und Verwandten“, sagte sie beim Abendessen.

Das Ammele erblaßte; Peter warf ihm einen beruhigenden Blick zu, dann zündete er sich eine Zigarette an und sagte, er halte die Verlobung für durchaus verfrüht.

„Je eher sie bekannt wird, desto besser“, sagte die Mutter.

Das Ammele begab sich in die Küche.

Peter kostete es doch einige Mühe, mit seiner Meinung offen hervorzutreten. Er ging ein paarmal in der Stube auf und ab, dann stützte er die Hände auf den Tisch und sah die Mutter fest an.

„Ich werde die Bürgermeisterstochter überhaupt nicht heiraten!“ sagte er.

Frau Kleinholz starrte ihn entsetzt an.

„Waas?“ machte sie.

„Ich heirate die Bürgermeisterstochter unter keiner Bedingung; sie ist mir widerwärtig!“ versetzte Peter.

Frau Kleinholz verfärbte sich und rang nach Luft.

„Also hast du doch das nichtsnutzige Ding, das Ammele, im Kopf!“ zischte sie.

„Das Ammele ist so wenig schuld, daß ich es liebe, wie du, daß ich dir gut bin“, sagte Peter. „Beleidige das Ammele nicht! Ich danke meinem Gott, daß er mir rechtzeitig die Augen geöffnet hat, wie ein Mädchen sein muß, das einen glücklich machen kann. Das Ammele ist mein Glück, und ich lasse nicht mehr von ihm.“ Er sagte das mit tiefer Stimme. Frau Kleinholz bedeckte die Augen mit den Händen.

„Mutter,“ fuhr Peter fort und ergriff ihre Hand, „es tut mir leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, wenn du aber mein Glück willst, mußt du dich freuen, daß ich das Ammele gefunden habe.“

Frau Kleinholz lachte schrill und erhob sich. Mit der einen Hand hielt sie sich an der Stuhllehne, mit der andern wies sie nach dem Rathaus.

„Dort wirst du Schreiber bleiben dein Leben lang. Das ist das Glück, das du machst! Meinst du, man würde dich zum Bürgermeister wählen, wenn du dir ein Dienstmädchen zur Frau nimmst?“

„Mögen sie zum Bürgermeister machen, wen sie wollen, ich danke dafür!“ entgegnete Peter. „Es tut mir leid, daß du dich so darum bemüht hast, und wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann läßt du von heute an die Hände aus dem Spiel. Ich will nicht haben, daß man mit Recht sagen darf: ‚Den Peter Kleinholz hat seine Mutter zum Bürgermeister gemacht!‘ oder: ‚Der Peter Kleinholz hat sich den Bürgermeisterposten erheiratet!‘“

Frau Kleinholz sank in einen Sessel.

„Ich unglückliche Frau!“ rief sie ein über das andere Mal. „Womit habe ich verdient, daß ich einen so ungeratenen Sohn habe!“

Peter suchte sie zu beruhigen, aber sie jammerte und tobte so lange, bis sich ein Häuflein Nachbarn vor dem Hause versammelte.

„Nanu, bei denen geht's ja alleweil bunt zu“, sagten sie. „Welche Maus hat denn da den Speck gefressen?“

Von dem Tage an widerhallte das alte Haus in der Hühnergasse oft von heftigem Wortwechsel. Aber Peter blieb standhaft. Als schließlich Frau Kleinholz bat, er solle das Verhältnis mit der Bürgermeisterstochter wenigstens bis nach der Wahl bestehen lassen, damit er die Roßbachsche Sippe nicht gegen sich aufbringe, erklärte er, es sei gut, daß ihn die Mutter darauf aufmerksam gemacht habe, wodurch er es vermeiden könne, in den Ruf eines infamen Stellenjägers zu kommen. Er werde nunmehr seine Verlobung mit dem Ammele öffentlich bekanntmachen.

Frau Kleinholz redete von da an kein Wort mehr.

Das Ammele hatte das alte Haus verlassen, Peter hatte es bei einer weitläufigen Verwandten seines Vaters untergebracht, der das Leben selbst hart mitgespielt hatte und die daher zum Mitleid mit Unglücklichen neigte. Sie war zudem der Mutter Peters wenig grün, die sich von jeher als eine Person aufspielte, die nach Rang und Reputation hoch über anderen stand, und namentlich die ärmere Verwandtschaft ihres Mannes über die Schultern anguckte. Sooft Fräulein Babette in die Stadt ging, vermied sie es möglichst, an dem Kleinholzschen Hause vorbeizugehen; ließ sich das nicht vermeiden, so ging sie wenigstens kurz vor dem altertümlichen Haus auf die andere Seite hinüber und betrachtete angelegentlichst die Blumenstöcke, die vor den Fenstern der Häuser standen, deren grau und weiß angestrichene Wände ihre bauschigen Röcke streiften, damit sie nicht in die Notwendigkeit versetzt wurde, der Frau Kleinholz zuzunicken, wenn sie hinter den Scheiben saß.

Der guten alten Jungfer tat es wohl, daß sie der hochnäsigen Bürgermeisterswitwe einen kleinen Ärger bereiten konnte, indem sie dem Ammele Unterschlupf gewährte. Fräulein Babette besaß am Ende der Hühnergasse ein kleines Anwesen mit einem Obstgarten, der sich ebenfalls bis zum Main hinunterzog. Wie alle Gärten der Hühnergasse hatte auch dieser einen Ausgang nach den Mainwiesen, und so konnten sich Peter und Ammele, ohne Aufsehen zu erregen, treffen. Jeden Abend, wenn die Magd, die an Ammeles Stelle getreten war, den Tisch abräumte und die Mutter sich verdrossen in ihre Schlafstube zurückzog, ging er durch den Garten nach den Wiesen, wo er bereits von dem Mädchen erwartet wurde. Arm in Arm gingen sie dann den Wiesenstreifen auf und ab, sich im Schatten des Gebüsches haltend, das den Fluß einsäumte. Wenn jemand auf dem Pfade vorüberging, dann drückten sie sich tiefer in das Gebüsch und hielten den Atem an, um nicht bemerkt zu werden.

So vergingen einige Wochen. Zur öffentlichen Bekanntgabe seiner Verlobung mit dem Ammele hatte sich Peter doch nicht entschließen können, es steckte immer noch etwas in ihm von dem alten, gutgezogenen Muttersohn, der sich scheute,

etwas auf eigene Verantwortung zu tun. Aber er blickte stolzer um sich, wenn er über die Straße ging, trat im amtlichen Verkehr entschiedener auf und gewann sich dadurch zu den alten Freundschaften einige neue. Viele von jenen, denen er vordem zu wässerig war, bemerkten wohlgefällig die Veränderung, die sich mit ihm vollzogen hatte, und kein Mensch zweifelte daran, daß Peter Kleinholz Bürgermeister werde, als seine eigne Mutter, die nicht mehr vor die Türe ging, sondern gebückt in ihrem Sorgenstuhl saß und mit trüben Augen durch das Pachthofgäßchen nach dem Rathaus blickte, von dem sie nichts mehr erwartete. Jeden Versuch Peters, sie mit dem Ammele zu versöhnen, wies sie hartnäckig zurück.

„Laß mich in Ruh'! Wenn ich nicht mehr bin, kannst du machen, was du willst. Du wirst nicht mehr lange darauf zu warten brauchen!" sagte sie eines Abends.

Peter, der seit seinem Verkehr mit dem Ammele die Mutter nur vorübergehend sah und im siebenten Himmel seines Liebesglückes schwebte, wurde durch diese resignierte Äußerung auf die Erde zurückgerissen, und zum erstenmal wurde er gewahr, daß die Mutter in den letzten Wochen um Jahre gealtert war. Ihr Gesicht war noch bleicher als sonst, die Nase war spitzer geworden, und in den Mundwinkeln hatten sich jene Falten gebildet, mit denen sich Kummer und Sorgen in ein Gesicht einzuzeichnen pflegen. Die alte Frau machte einen hinfälligen Eindruck, und als sie jetzt aufstand und nach ihrer Schlafstube ging, sah er mit Schrecken, daß ihr auch das Gehen schwer fiel. Die Tränen traten ihm bei diesem Anblick in die Augen; er sprang auf, eilte ihr nach und schlang die Arme um sie.

„Mutter, du wirst mir doch um Gottes willen keine Geschichten machen!" rief Peter.

Sie aber riß sich los und eilte in ihre Schlafstube. Peter hörte, wie sie sich ins Bett legte, leise ihr Abendgebet sprach, und dann war es ihm, als höre er sie schluchzen. Peter Kleinholz setzte sich an den Tisch und stützte den Kopf in die Hände. An diesem Abend erwartete ihn das Ammele zum erstenmal vergebens auf dem Wiesenstreifen hinter den Gärten.

Am nächsten Morgen stand Peter eine Stunde vor der Zeit auf. Die Mutter lag noch im Bett. Er begab sich auf den Pfad hinaus und ging langsam bis zu dem Garten des Fräulein Babette. Dort blieb er am Zaun stehen und schaute eine Zeitlang auf das kleine Haus, dann wandte er sich seufzend ab und ging heim.

Der Kaffee stand schon auf dem Tisch, als er in die Wohnstube trat.

„Schläft meine Mutter noch?" fragte Peter die Magd.

„Ich habe sie noch nicht gesehen", sagte das Mädchen.

Peter Kleinholz ließ den Kopf hängen, als er, ohne die Mutter gesehen zu haben, durch das Pachthofgäßchen nach dem Rathaus ging. Den Spazierstock, mit dem er in der letzten Zeit gerne beim Gehen spielte, hielt er ruhig in der Hand. In seiner Schreibstube angekommen stellte er sich ans Fenster und schaute in die Hühnergasse. Es war ein trüber Tag, der Nebel stand in dem Pachthofgäßchen und verdeckte die Fassade des alten Hauses mit einem grauen Schleier. Die Läden der Schlafstube seiner Mutter waren geschlossen, und das geöffnete Fenster seines im Oberstock liegenden Zimmers blickte hohl und schwarz durch die dünne graue

Nebelschicht. Wie anders war das Bild damals, als das Ammele aus dem Tor auf die sonnenhelle Straße trat! Damals schien es, als wolle sich das junge Leben freundlich an dem alten Haus emporranken und es verschönern, und heute sah es aus, als rüste es sich auf ein Leichenbegängnis.

Peter Kleinholz glaubte die Mutter durch die geschlossenen Fensterläden hindurch in ihrem Bett liegen zu sehen, matt und elend.

„Wenn ich nicht mehr bin, kannst du machen, was du willst. Du wirst nicht mehr lange darauf zu warten brauchen."

Diese Worte hatten ihn getroffen. Der hochfahrenden Mutter konnte er die Stirne bieten, dazu war er durch seine Liebe zu dem Ammele stark genug geworden, der kranken Mutter gegenüber war er hilflos wie früher.

Eine halbe Stunde mochte er in trübem Nachsinnen und Vorwürfen, die freilich unverdient waren, am Fenster gestanden und auf das Haus geblickt haben, als dessen Tor geöffnet wurde und die Magd auf der Gasse erschien. Sie kam schnellen Schrittes auf das Rathaus zu und stand gleich darauf vor Peter.

„Sie kommt der Mutter wegen!" dachte Peter. Und es war so.

Die Frau Bürgermeister liege immer noch im Bett, und sie sei sehr schwach, berichtete die Magd. Sie blicke immer nach der Decke und spreche allerlei unverständliches Zeug. Peter möge doch gleich einmal heimkommen.

Peter schickte die Magd zum Arzt und eilte heim. Frau Kleinholz erkannte ihn nicht mehr, sie öffnete die Augen, als er sich weinend über sie beugte, schloß sie aber gleich wieder und flüsterte, indem sie mit den Händen unruhig über die Bettdecke hin und her fuhr: „Nehmt das Schild weg, es glänzt so arg, die Augen tun mir weh. Bürgermeister wird er ja doch nicht."

Der Arzt konnte nichts machen. „Ruhe und kalte Aufschläge sind das einzige, was helfen kann", sagte er.

Eine Zeitlang blieb der Zustand der Kranken unverändert. Das Ammele ließ anfragen, ob es sich nicht nützlich machen könne, Peter aber ließ antworten, es wäre besser, wenn es sich vorderhand etwas fernhalte, die Mutter müsse vor jeder Aufregung bewahrt bleiben. Fräulein Lina Roßbach, die sich immer noch als seine Verlobte betrachtete, ging ab und zu. Sie bemühte sich fleißig um die Kranke und nahm auch die Zügel des Hauswesens in die Hände. Peter ließ sie gewähren.

„Sie können Gott danken, daß Ihnen Ihre Verlobte in dieser Zeit so treu zur Seite steht", sagte der Arzt zu ihm. „Fräulein Roßbach ist die geborene Krankenpflegerin. Ich habe die beste Hoffnung, daß wir beide Ihre Frau Mutter durchbringen."

Von da an blickte Peter nicht nur auf das leidende Gesicht der Mutter, sondern auch ein wenig auf die Pflegerin. Aber er konnte es nicht verhindern, daß seine Gedanken das Ammele an ihre Stelle setzten und trotz der Verdienste Fräulein Roßbachs keck behaupteten, das Ammele würde auch die Rolle einer barmherzigen Schwester besser ausfüllen als die Bürgermeisterstochter. Doch war er freundlicher zu Fräulein Lina, die im ganzen Städtchen als das Muster eines braven Mädchens gepriesen wurde.

Nach einer Woche kehrte der Kranken das Bewußtsein zurück. Es machte ihr sichtlich Freude, die Tochter des Bürgermeisters und ihren Sohn an ihrem Lager zu sehen. In der Gegenwart des Arztes und des geistlichen Rates, der ihr einen Besuch abstattete, legte sie die Hände der jungen Leute ineinander und flüsterte: „Vielleicht kann ich doch noch auf eurer Hochzeit sein.“

„Wenn Ihnen d i e Pflegerin treu bleibt, dann hoffe ich das Beste“, sagte der Arzt.

„Gott wird Sie in Ihren Kindern glücklich machen“, meinte der Geistliche.

Peter bückte sich über die Mutter und küßte sie auf die Stirn.

Drei Tage später war Frau Kleinholz tot.

Als sie begraben war, kehrte Peter Kleinholz allein in das altertümliche Haus zurück. Der erste Schnee fiel und legte sich auf die hohen Dächer und die breiten Fensterbänke. Im Ofen prasselte ein Holzfeuer, und auf dem Tisch stand der Kaffee, den die Magd besonders stark gekocht hatte.

Peter setzte sich auf das Sofa und schaute auf die Bilder von Vater und Mutter, die ihm gegenüber an der Wand hingen zwischen dem Uhrkasten und dem Bücherbrettchen. Der Vater hatte ein breites, gutmütiges Gesicht und blickte ihn freundlich an. Die Augen der Mutter aber ruhten streng auf ihm. „Du mußt!“ sagten sie.

„Natürlich muß ich!“ sagte er sich selbst. „Hat nicht der Pfarrer auf dem Kirchhof mich mit der Liebe einer treuen Verlobten getröstet? Habe ich nicht die ganze Zeit her stillschweigend zugegeben, daß ich gewillt sei, Fräulein Lina zu heiraten? Was bleibt mir denn da anders zu tun übrig? Ich muß!“

Er hatte das Ammele seit der Erkrankung der Mutter nicht gesehen.

„O Gott, das Ammele!“

Peter Kleinholz vergaß den Kaffee und vergaß die tote Mutter samt seiner Verlobten. Er ließ jede Stunde, die er in der Nähe Ammeles verlebt hatte, an sich vorüberziehen. Es war ein Festzug im Sonnenschein, und am Wege blühten Blumen und Bäume. Der Kaffee wurde kalt, und die Dämmerung füllte die Stube mit ihren Schatten, und noch immer saß Peter auf dem Sofa und schaute träumend und lächelnd vor sich hin.

Als die Feierabendglocken läuteten, sprang er auf, strich sich über die Stirne und schaute sich um.

Ach so! Der Schnee breitete seine weiße Decke zum erstenmal über die letzte Ruhestätte der Mutter, und im Roßbachschen Hause wurde er zum Nachtessen erwartet.

„Nein, sagte er, „ich gehe nicht hin!“

Das Kaminfeuer zog einen breiten, flackernden Streifen Licht über den Fußboden und die Wand hinauf. Der helle Streifen legte sich über das Bild des Bürgermeisters Kleinholz, während das der Mutter im Schatten hing. Peter betrachtete einen Augenblick das vom zitternden warmen Scheine des Ofenfeuers belebte Bild seines Vaters.

„Ich muß nicht!“ rief er dann. „Vater, dein Sohn soll glücklicher werden, als du es gewesen bist!“

Er setzte den Hut auf und ging die Hühnergasse hinab bis zum letzten Haus, wo Fräulein Babette wohnte. Eine Minute noch blieb er auf der Gasse stehen, dann legte er die Hand auf die Klinke der Haustüre und trat ein.

Am nächsten Tag zog Peter Kleinholz seine Bewerbung um den Bürgermeisterposten zurück. An Fräulein Roßbach schickte er ein herzliches Dankschreiben für die seiner Mutter gewidmete Pflege; gleichzeitig teilte er mit, daß er aus triftigen Gründen im voraus auf das Bürgermeisteramt verzichtet habe. Die postwendend eingegangene Antwort lautete: er werde es der Unterzeichneten nicht verdenken, wenn sie es unter diesen Umständen vorziehe, auch ihre Verlobung im voraus als aufgehoben zu betrachten.

Das glänzende Messingschildchen neben dem Tor an der Ecke des alten Hauses in der Hühnergasse machte einem bescheidenen Porzellanschildchen Platz, darauf stand weiter nichts als: Peter Kleinholz.



Glossen · Von Dagobert von Gerhardt-Amyntor †

Es ist traurig und beschämend, daß es noch konfessionelle Gegensätze gibt. Jedes sogenannte Bekenntnis besteht aus Symbolen für das Unerkennbare und Unaussprechliche. Weder in den Wolken noch in den Sternen und Milchstraßen wirst du je Gott finden; immer nur wirst du ahnen, daß er in deiner eigenen Brust lebt.

*

Er ist ein schlechter Mensch! Das sollte man von keinem sagen, auch nicht von dem, den man als schlechten Menschen erkannt zu haben glaubt, denn nie ist bei solchem Urteil der Irrtum ausgeschlossen.

*

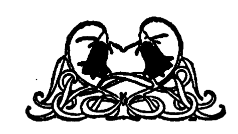
Maß halten im Essen und Trinken ist eine aller Welt bekannte gute Regel. Daß man aber auch in Liebe und Haß, im Begehren und Fürchten Maß halten soll, das wissen die wenigsten, und doch ist es weit wichtiger, als die Befolgung jener Allerweltsvorschrift.

*

Jedes Sprichwort ist nur teilweise richtig, jede Wahrheit birgt einen polaren Gegensatz. Der Denker, der dies vergißt, wird zum Rhinozeros, das niemals seine Überzeugungen umdenkt.

*

Für eine gute Tat werden dir tausend Sünden vergeben. Zu einer guten Tat gehört aber unerläßlich ein Stück Selbstaufopferung.





Die Albaner

„Die Albaner, das perverseste und nutzloseste Volk der Erde, gingen von der Hand des einen Despoten in die eines anderen über, und sie verleugneten ihre Herren dreimal am gleichen Sonntag" — derart lautet das nicht sehr schmeichelhafte Urteil eines der großen Geschichtschreiber von Byzanz. Heute steht dies kleine Hirten- und Räubervolk wiederum im Brennpunkt des europäischen Interesses. Es mag deshalb eine kurze Charakteristik der Albaner, gestützt auf einen Aufenthalt des Schreibers dieser Zeilen in Albanien selber, gegeben werden, wobei besonders derjenigen Geschichte Albaniens gedacht werden soll, die mit der unsrigen, wenn auch lose, verknüpft ist.

Daß die Albaner trotz dreiteiliger Sprach- und Glaubensspaltung eine ethnographische Einheit darstellen, gestehen ihnen alle Forscher dieses seltsamen Landes zu, das kaum mehr gekannt ist, als ein Gebiet des zentralen Afrika oder Australien. Der Eindruck der Natur Albaniens selber ist furchtbar in ihrer wilden Grausamkeit und Öde; steil abfallende Felsengebirge, weite, von keinem Halm belebte „Teufelsäcker", auf denen nichts zu wachsen scheint, als Steine; niedrige, wie tückische Tiere zu Boden geduckte Wohnstätten, derart stellt sie sich dar. Über die Geschichte der Albaner sind wir trotz der reichen, aber meist von keiner Land- und Leutekenntnis charakterisierten Literatur nur sehr mangelhaft unterrichtet. „Die Dunkelheit, die die Albaner umhüllt," schreibt ein Historiker, „ist so tief, daß man weder hervorragende Gestalten noch Epochen unterscheiden kann; Generation folgt auf Generation, ohne eine Spur ihres Schrittes zu hinterlassen. Sie scheinen in die Weltgeschichte eingetreten zu sein ohne jeden erkennbaren Zweck und ohne Ziel, die Erde als Söldner durchlaufend, und mit der gleichen Unbekümmertheit bald dem Kreuz, bald dem Halbmond dienend." Ganz so schlimm ist es doch nicht. Die Albaner haben ihren großen Nationalhelden Scanderbeg in früherer und Ali Pascha von Janina sowie Mustapha Pascha Buschatli in neuerer Zeit, wenn es diesen auch weniger um ihre Heimat als darum zu tun war, sich aus dem bunten Gewand des Kalifen am Goldenen Horn einen eigenen Herrschermantel herauszuschneiden.

Man wirft den Albanern vor allem ihre Treulosigkeit, Grausamkeit, Falschheit und Kulturlosigkeit vor. Diese Vorwürfe mögen berechtigt sein, doch darf man fragen, von wem dieses in seiner Heimat wie gefangen gehaltene Volk eine Kultur hätte beziehen sollen. Die Römer drangen nie in das eigentliche Innere dieser natürlichen Festung vor, sondern begnügten sich mit dem Schutz der Via Egnatia, die im Altertum als der Verkehrsweg zwischen West- und Ostrom etwa die gleiche Rolle spielte, wie die heutige Orientexpreß-Linie für das Abend- und das Morgenland. Die Kreuzfahrer lehrten den Albanern, daß man seinen Mitmenschen nie gerechtfertigter abschlachtet, als ad majorem Dei gloriam. Die Nachkommen des an Ränken

und Lügen überreichen Ulysses wurden ihnen zu unübertrefflichen Vorbildern im Schwindeln, Betrügen und in der Falschheit. Der Türke flößte dem Albaner seinen Fanatismus und seinen die Kultur tötenden Fatalismus ein; und der Bulgare und Serbe gaben das Beispiel im Massenmord. Für die Gier nach Gold, die alles heiligt und mit ein Charakterzug der Albaner wurde, ist Venedig verantwortlich zu machen, das als Republik nach dem Golde allein strebte und am Golde starb. Daß die Religion dem Albaner zum bloßen Worte wurde, mag daraus zu erklären sein, daß seine Heimat von jeher ein Kampfplatz der verschiedensten Glauben und deren Missionare war. Die Griechen tauften die Albaner zu orthodoxen Christen. Scanderbeg selber, der Nationalheld, trat zur katholischen Kirche aus den gleichen Motiven über, wie Chlodowech der Frankenkönig, nämlich der Unterstützung des Papsttums wegen; auch als Christ hauste Scanderbeg ebenso unmenschlich wie Chlodwig, den seine Taufe nicht von allen Greueltaten und der meuchelmörderischen Ausrottung seiner Verwandten abhielt. Nach dem Fall von Konstantinopel wurde der Albaner zum Muselman und zum Apostel des Propheten, indem er die Serben um Skutari herum, der Königsstadt Altserbiens, mittels Feuer und Schwert bekehrte. Heute streiten sich der österreichische Franziskaner und der italienische Jesuit um das albanische Seelenheil, beiderseitig unterstützt von ihren Konsuln; da Österreich aber mehr Geld hierzu zur Verfügung stellt, als das antiklerikale Italien, fallen dem Franziskaner mehr Ruhm und mehr bekehrte Muselmänner zu. Daß hier die politischen Erwägungen ausschlaggebend sind, ist jedem klar, der schon mit eigenen Augen die Art und Weise dieser Konkurrenzmissionstätigkeit sah; am klarsten aber ist es dem Albaner selber. Ein großes Hindernis für ein Eindringen europäischer Kultur in dieses Gebirgsland ist der Umstand, daß der Albaner Analphabet aus dem einfachen Grunde ist, weil es ein albanisches Alphabet nicht gibt. Nun wollten ihm der Grieche von jeher sein griechisches, der Türke sein türkisches und der Missionar sein lateinisches Alphabet aufdrängen; der Albaner zog es bis heute vor, auf alle drei zu verzichten in der Hoffnung, es zu einer eigenen Schriftsprache zu bringen. Gänzlich uneinig ist man über die bedeutende Frage, wo eigentlich Albanien beginnt und wo es aufhört; hier wird die europäische Diplomatie in naher Zukunft eine harte Nuß zu knacken haben. Wenig bekannt wird es sein, daß etwa 200 000 Albaner in Mittelitalien leben, wohin sie sich Mitte des fünfzehnten und achtzehnten Jahrhunderts flüchteten und wo sie ihre Eigenart zu bewahren wußten. Auch gibt es in Rumänien, in Österreich natürlich, diesem k. k. Pensionat für junge Völker, in Ägypten und neuerdings in New York ziemlich viele Albaner; diese Diaspora ist für die Heimat sehr wertvoll, da sie ihr große Geldsummen zur Verfügung stellt, um die Autonomie Albaniens zu wahren — einer der schönen Charakterzüge des Albaners. Wenn heute der Serbe von seinem kulturellen und traditionellen Anrecht auf Albanien spricht, so sind dies leere Worte. Wohl war Skutari die Hauptstadt Alt-Serbiens im elften Jahrhundert und Janina der Sitz eines serbischen Herzogs; anstatt aber die Albaner zu serbisieren, albanisierten diese die Serben. Von der ganzen jetzt so viel beschrieenen serbischen Kultur in Albanien ist nichts zu finden, als wenige Worte, wie z. B. das „Woiwode“, das als Wort für den albanischen Häuptling gebraucht wird und rein slavischen Ursprunges sein soll. Albanien mit seiner Bevölkerung, deren Sitten zugleich an den Korsikaner mit seiner Vendetta und die Clans der blutgetränkten Heide Schottlands erinnern, ist hinsichtlich der Kultur fast ein unbeschriebenes Blatt geblieben, mit wenigen, fast verwischten Schriftzügen, die niemand entziffern kann und die niemandem das leiseste Anrecht auf dieses Volk geben. Entgegen der von gewisser Seite aus erhobenen Behauptung, den Albanern fehle das Nationalgefühl, kann nie scharf genug betont werden, daß der Albaner sich durchaus als solcher und n u r als solcher fühlte und heute mehr denn je fühlt, daß dieses stolze Gefühl sogar der erste und der dauernde Eindruck jedes Fremden ist, der Albanien längere Zeit bereist hat. Man betreibt heute ja Schlagwort-Geschichte, eine ziemlich fragwürdige Geschichte; doch ist das „der Balkan den Balkanstaaten“ weder bei dem Serben noch dem Bulgaren oder Montenegriner so berechtigt, wie

bei dem Albaner, durch dessen verworrene Geschichte sich der Kampf um die Unabhängigkeit nach allen Seiten hin, auch nach Stambul, wie ein roter Faden hindurchzieht; ein blutroter Faden übrigens.

Die Idee einer vollkommenen Autonomie konnte dem von seiner Kulturlosigkeit und seinem Hochgebirge umfangenen albanischen Häuptling, Banditen und Bauern nie kommen; sie wurde durch die im Ausland lebenden Albaner propagiert und in der Heimat selber als die Botschaft gepredigt und rasch als Evangelium anerkannt. Doch ist die berühmte und berüchtigte albanische Liga das Werk Abdul Hamids, des roten Sultans, der nach dem Frieden von San Stefano sämtliche albanischen Häuptlinge zu sich nach Stambul berief, sie dort mit Gold und Titeln überschüttete und ihr Unabhängigkeitsgefühl gegen Montenegro und Serbien mobilisierte, ihnen dabei die Autonomie als Lockmittel vorhaltend. Der Albaner ist aber nicht nur, wie man einseitig behauptet, ein Straßenräuber, sondern auch ein Bauer und mit einem vollgerüttelten Maß von jener Pfiffigkeit begabt, die eine Eigenschaft des echten Bauers ist. Er ging auf die Vorschläge Abdul Hamids ein mit dem Hintergedanken, aus der Autonomie die nationale Selbständigkeit zu schaffen. Die in Prizrend stattfindende Tagung endete, wie alle Tagungen, mit einer Resolution, in der wir alle jene Züge wiederfinden, die heute das Programm Albaniens bilden. Kein Fußbreit albanischen Bodens sollte dem Serben, Montenegriner oder Griechen abgetreten, dagegen alles von diesen besetzte albanische Land den Albanern zurückerstattet werden; ein Vorstelligwerden am Berliner Kongreß wie an allen Höfen Europas wurde beschlossen; Albanien sollte seine eigene, von der Türkei losgelöste, zivile und militärische Behörde haben, von Steuern und Dienstpflicht befreit sein, usw. Diese Resolution wurde von, wie man sagt, vier- bis fünftausend Unterschriften gezeichnet; ob hier der Halbmond oder das Kreuz dienten, weiß der Schreiber dieser Zeilen nicht. Nachdem Abdul Hamid Kenntnis von diesem politischen „Instrument“ genommen hatte, gab er den beiden Abgeordneten Wreto und Freschari auf ihren Weg nach dem Berliner Kongreß seinen Segen und folgende Weisung wortwörtlich mit: „Verstehet ein für allemal, daß ihr in Allahs Hand seid und der meinigen. Versammelt alle bei euch, die nur ein Gewehr tragen können, in vollen Haufen und verteidigt eure Heimat. Gebt das Spiel selbst dann nicht auf, wenn ich euch das Gegenteil befehle.“

Wreto und Freschari wurden in Berlin sowohl von Bismarck, wie Lord Beaconsfield, dem Ritter mancher verlorenen Sachen, und von Crispi empfangen; sie beschworen die Staatsmänner, ihre „junge und so edle Nation“ doch nicht dem Serben, Montenegriner oder Griechen preiszugeben, sondern für deren volle Unabhängigkeit einzutreten — was also den direkten Verrat an dem Sultan bedeutete. Welche Antwort Bismarck den beiden Häuptlingen gab, weiß man nicht; doch wird man wohl nicht fehlgehen, falls man das bekannte Wort Bismarcks von den „Knochen des pommerschen Grenadiers“ auf die Zeit dieses Besuches zurückdatiert. Abdul Hamid steckte die beiden Herren nach ihrer Rückkehr der allzu stark betonten Unabhängigkeitsgelüste wegen ins Gefängnis. Darauf schickte der Sultan Mehmed Ali nach Prizrend, um den Albanern offiziell das Sichschicken in die Beschlüsse des Berliner Kongresses zu empfehlen; insgeheim forderte er sie aber zum Widerstand bis aufs Messer auf. Dem Abgesandten Abdul Hamids bekam diese Doppelpolitik schlecht, er wurde von den nur pfiffigen aber nicht genug schlauen Albanern lebendig verbrannt. Damals schon fühlten sich diese völlig unabhängig und ließen ihre Wut über das, was sie den „Verrat“ des Sultans nannten, an dessen Botschafter aus. Der Krieg zwischen den türkischen Truppen und den rebellischen Untertanen zog sich unter gegenseitigem Ohrenabschneiden, Verbrennen und mit allen Künsten der Bestechung jahrelang hin; besonders schlecht ging es zeitweise den christlichen Albanern, die man als verkappte Italiener und Österreicher ansah und massakrierte. Zwischendrin gab es wiederum mit türkischem Gold erlangte Pausen. Wenn der Sultan aber mit seinem Gelde zu Ende war, brachen die Feindseligkeiten von neuem los. Interessant ist es, daß sich



internationale Abenteurer, denen der Sinn nach Krone und Szepter stand, diese Wirren zunutzen machen und ein albanisches Fürstentum zu gründen suchten. Sowie aber deren Geld versiegte, war es auch mit diesen Hoffnungen aus; die Albaner entwickelten auch im großen eine hohe Technik im Beutelschneiden, die keine Grenze mehr kannte und die Prätendenten sowohl in Bukarest wie in Rom oder Spanien zu erleichtern wußte. Daß den Albanern die Beschlüsse des Berliner Kongresses Hekuba blieben, ist bekannt. Montenegro z. B. war das Anrecht auf Gussinyal, einem in Albanien liegenden Gebiet, zugestanden worden. Aber trotz der „Mahnungen“ Abdul Hamids und trotz des vielen Pulvers und Bleis der Söhne der schwarzen Berge vermochten diese es nie, Gussinyal wirklich zu besetzen, obwohl seine Grenzen zum großen Teil von montenegrinischem Territorium umgeben waren. Man kann sich hiernach den Eindruck eines etwaigen Druckes Europas auf Albanien vorstellen.

Der Freudentaumel über die jungtürkische Ära dauerte nicht lange; nach und nach wob die Zeit um das Haupt des gleichen Abdul Hamid, gegen den man immer gekämpft hatte, die sanfte Gloriole des „Vaters“, des Vertreters der guten alten Zeit, die nun jungtürkischem und allahlosem Despotismus zum Opfer falle. Die Christen sollten als gleichwertig anerkannt werden; der Serbe sollte nicht nur zu Roß und mit der Zigarette im Mund durch ein albanisches Dorf reiten, sondern auch seinen Schnurrbart herausfordernd nach oben gezwirbelt tragen dürfen, anstatt ihn als Symbol der Demut und der Untertänigkeit nach unten hängen zu lassen; der Jungtürke trank in aller Öffentlichkeit, um seinen fortschrittlichen Sinn zu beweisen, schlechte Schnäpse und Wein und liebäugelte mit der vorhandenen Weiblichkeit; der Kalif soll, so murmelte man mit Entsetzen, sogar mit einer Christin ausgefahren sein und ihr vor aller Augen die Hand geküßt haben (der Königin von Bulgarien); und Serbe wie Montenegriner behingen sich von nun an mit ebensoviel Schießgewehr, wie der Albaner selber! Sehr unklug von den Jungtürken war es ferner, den verschiedenen Häuptlingen ihre von Abdul Hamid gewährten Pensionen zu entziehen. Während der rühmlich bekannte Issa Bolietinatz, der glorreichste Straßenräuber unserer Zeit, vom alten Sultan zum Brigadegeneral und sein Spieß- und Galgengeselle Diakowatz zum Oberst ernannt worden waren, schickte das jungtürkische Regime den Albanern Leute ins Land, die für derartige durch Herkommen und Brauch geheiligte Verhältnisse wenig Verständnis erwiesen. Auch vom Steuernbezahlen wollten die Albaner nichts wissen, und so zahlten sie auch nichts.

In Albanien war die dort immer kochende Volksseele rasch zum Überschäumen gelangt, das sich anfangs nur in Einzelheiten offenbarte. Als z. B. der türkische Offizier in den Bezirken Ipek und Diakowitza die Rekruten ausheben wollte, schickten ihm die Albaner insgesamt drei Mann für beide Bezirke; es waren drei Zigeuner. Die Jungtürken zogen rasch andere Saiten auf und schickten den rücksichtslosen Draufgänger Djavid Pascha mit Heeresmacht aus, um die Rebellen zu züchtigen. Es soll hierbei nicht nur gewaltsam vorgegangen, sondern sehr viel vergewaltigt worden sein, so daß sich die Albaner mit Grausen in ihre Felsennester zurückzogen. Konstantinopel machte hierauf den Fehler, Djavid Pascha zurückzuberufen — den einzigen Türken, der den Albanern imponiert hatte... Hierauf brach die Empörung von neuem aus, die nach einigen weiteren ungeschickten Maßnahmen der Jungtürken rasch allgemein wurde. Mahmud Scheffet Pascha, der damalige Kriegsminister, leitete persönlich die Unterdrückung der Revolte an der Spitze von 35 000 Mann und starker Artillerie. Von innen heraus angegriffen, wußte die jungtürkische Regierung aber keinen einzigen Schritt zu vollenden; die Albaner, von hier nicht näher zu nennenden Mächten mit Geld und Waffen unterstützt, gewannen mehr und mehr Mut, und es mag bezweifelt werden, ob es der Türkei je gelungen wäre, Albanien im Sinne einer dem Gesamtorganismus des Reiches angehörenden Provinz umzuwandeln.

Trotz dieses Kampfes des Muselmanen gegen den Muselman war Albanien die mächtigste Stütze der europäischen Pforte. Daß dieses Land selbst die so fiktive Abhängigkeit von dem

gleichgläubigen Türken nicht ertrug, sollte allen denen zu denken geben, die es nun einem andersgläubigen Reiche einverleibt zu sehen wünschen. Ein wirkliches „Albanien den Albanern" ist nicht nur ein Schlagwort, sondern eine Garantie für ganz Europa, das bis jetzt weniger vom Albaner als unter dem stillen und verbissenen Kampfe anderer Staaten um die „Durchdringung" und „Kultivierung" dieses Landes zu leiden hatte. Ein vollkommen selbständiges Albanien bedeutete einen Zankapfel weniger. Dr. M. Ritzenthaler



Die Rabitzwand

Einen prunkvollen Theaterpalast mit ragenden Türmen und Zinnen hatte im Jahre 1895 der Berliner Baumeister Bernhard Sehring in der Kantstraße in Charlottenburg in der Nähe des Zoologischen Gartens und der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche errichtet. In meterhohen schwarzen Lettern kündigte eine an der Hauptfront des Gebäudes angebrachte überaus protzige Inschrift an, daß „Bernhardus Sehring hanc aedem artis colendae causa exstruxit". Als der Bau im Jahre 1896 seiner Bestimmung übergeben worden war, pries man allgemein die herrliche Theateranlage, die geräumigen Foyers, die breiten Treppen und Zugänge und die bei aller Aufwendung von Prunk angeblich gediegene Ausstattung des Theaters. Besonders aber wurde darauf hingewiesen, daß der stolze Theaterbau im Hinblick auf die Sicherung gegen Feuersgefahr nicht das geringste zu wünschen übrig lasse, und daß bei dem Bau und bei der Anlage des Theaters auf das Peinlichste alle Bestimmungen erfüllt worden seien, die seitens der Polizei zum Schutze des Publikums bei einem etwa ausbrechenden Brande erlassen worden sind.

Am Nachmittag des letzten August-Sonntags brach im Bühnenraum des Theaters bei herabgelassenem eisernen Vorhang Feuer aus, als sich zum Glück niemand im Theater — weder auf der Bühne noch im Zuschauerraum — befand. Das Feuer breitete sich mit rasender Schnelligkeit im Bühnenraume aus und griff sofort nach dem Zuschauerraum über, weil die Mauer, die sich oberhalb des eisernen Vorhanges befand, nicht aus solidem, festverankertem Mauerwerk bestand. An dieser Stelle war lediglich eine sechs Zentimeter starke Rabitzwand angebracht, die durch den Druck der Brandgase sofort herausgerissen wurde, so daß die Flammen oberhalb des eisernen Vorhanges in den Zuschauerraum dringen konnten.

Selbst der Leiter der Theaterabteilung im Berliner Polizeipräsidium, Oberregierungsrat v. Glasenapp, rügte aufs schärfste diesen bei der Brandkatastrophe zutage getretenen ungeheuerlichen Mißstand, indem er einem Zeitungskorrespondenten gegenüber erklärte: „Daß sich dort eine einfache dünne Rabitzwand befunden hat, ist unverantwortlich, denn unter diesen Umständen hat natürlich der eiserne Vorhang gar keine Bedeutung".

Jähes Entsetzen erfaßte die Berliner Bevölkerung. Wie, sagte man sich, wenn das Brandunglück sich am Abend bei vollbesetztem Hause ereignet hätte! Dann wäre eine Katastrophe unvermeidlich gewesen, die zu den schwersten Theaterkatastrophen aller Zeiten gehört hätte. Und volle sechzehn Jahre hindurch schwebten die vielen Hunderte der Theaterbesucher täglich in Gefahr, bei lebendigem Leibe zu verbrennen.

Die zuständigen preußischen Behörden, das Ministerium der öffentlichen Arbeiten und das Ministerium des Innern, haben sofort eine gründliche Untersuchung des Falles eingeleitet, und das Ergebnis dieser Untersuchung liegt in einem Ministerialerlaß vor, der in den Tageszeitungen am 22. September d. Js. veröffentlicht worden ist. Es heißt darin:

„Bei dem kürzlich erfolgten Brand des Bühnenhauses des Theaters des Westens zu Charlottenburg ist die überraschende Tatsache zutage getreten, daß die Bühnenöffnung nur zum Teil — etwa auf die unteren zwei Drittel ihrer Höhe — durch den eisernen Vorhang, die obere Restfläche aber durch eine leichte, gardinenartig aufgehängte Rabitzwand (sogenannte Schürze) abgeschlossen gewesen ist, daß diese Rabitzwand durch die Ausdehnung der Brandgase in das Zuschauerhaus hineingedrückt und dort in den Orchesterraum sowie auf die ersten Reihen des Parketts gestürzt ist. Durch die so über dem eisernen Vorhang entstandene große und breite Öffnung sind dann die Stichflammen aus dem Bühnenhaus in das Zuschauerhaus hineingepreßt worden und haben sich dort in wenigen Augenblicken über die Proszeniumslogen und den dritten Rang verbreitet."

Diese amtlichen Feststellungen ergeben mit geradezu erschreckender Deutlichkeit, daß das Entsetzen des Publikums wohlberechtigt gewesen ist. Vor den plötzlich mit elementarer Kraft hervorbrechenden Stichflammen hätte sich nicht ein einziger Besucher der Proszeniumslogen und des dritten Ranges retten können!

Der Baumeister Sehring hatte bald nach dem Brande den Versuch unternommen, sich durch die staatliche Baupolizei zu decken, indem er erklärte, daß diese an der Rabitzwand niemals einen Anstoß genommen habe, namentlich aber nicht der zuständige Beamte, der inzwischen verstorbene Baurat Beckmann vom Polizeipräsidium Charlottenburg. Und es klang wie blutiger Hohn, wenn Herr Sehring des weiteren behauptete, das Theater des Westens scheine ihm auch jetzt noch das feuersicherste Theater Berlins zu sein. Demgegenüber weist der amtliche Ministerialerlaß auf die Widersinnigkeit des Gedankens hin, die Bühnenöffnung zu einem Teile durch einen hohen Druckspannungen widerstehenden eisernen Vorhang, zum anderen Teile durch eine schon geringfügigem Drucke nachgebende, schwache Rabitzwand gegen den Übertritt von Druckspannungen aus dem Bühnenhaus in das Zuschauerhaus decken zu wollen. Des weiteren wird dann ausgeführt, daß eine solche Anordnung auch nach den schon bei dem Bau des Theaters vorhanden gewesenen polizeilichen Bestimmungen schlechterdings ausgeschlossen gewesen sei. Der amtliche Erlaß teilt ferner mit, daß „dem Vernehmen nach ähnliche verordnungswidrige Anordnungen (Schürzen) wie im Theater des Westens auch bei anderen Theatern in Preußen vorkommen" sollen; er verfügt daher die Nichtzulassung von Vorstellungen in diesen Theatern bis zur Abstellung des verordnungswidrigen höchst gefährlichen Zustandes.

Die gemeinsame Verfügung des Ministers der öffentlichen Arbeiten und des Ministers des Innern deckt Mißstände auf, die man in Preußen nicht für möglich gehalten hätte. Man frägt sich erstaunt, wie die Polizeibehörden in Groß-Berlin und anderswo es haben zulassen können, daß der eiserne Vorhang seinen Abschluß nach oben hin durch eine schwache Rabitzwand erhalten konnte. In Preußen existiert ja der eigenartige Zustand, daß die mittleren und kleineren Kommunen in der Lage sind, die Baupolizei und damit die Theaterpolizei selbst auszuüben, während sie den Großstädten abgenommen worden ist und durch Organe der staatlichen Polizei ausgeübt wird. Dabei sind die großen Kommunen weit eher imstande, auch die Baupolizei wahrzunehmen, weil sie über die besten Kräfte auf baulichem und somit auch auf baupolizeilichem Gebiete verfügen. Hätte sich ein derartiger unerhörter Mißstand in dem Theater einer mittleren oder kleinen Stadt Preußens herausgestellt, so würde man auf die Unzulänglichkeit der Mittel und der fachmännischen Kräfte hinweisen; in diesem Falle aber können die großen Kommunen mit Recht der staatlichen Baupolizei den Vorwurf machen, daß sie sich ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen gezeigt hat. Herr Sehring und die übrigen Theaterbaumeister, die derartige „Schürzen" über dem eisernen Vorhang angebracht haben, sind gewiß nicht von

der Schuld freizusprechen, einen unerhörten Mißstand herbeigeführt zu haben, der täglich das Leben vieler Menschen auf das äußerste gefährdet hat; die Hauptschuld tragen aber die in Frage kommenden Organe der staatlichen Baupolizeiverwaltung, die, wie durch den amtlichen Erlaß ausdrücklich festgestellt worden ist, sich einer gröblichen und direkten Zuwiderhandlung gegen die von ihnen zu beachtenden baupolizeilichen Vorschriften schuldig gemacht haben.

Wenn die Sache nicht einen so ernsten Hintergrund hätte, müßte man herzlich über die Komik lachen, die uns dieses Ergebnis der Untersuchung offenbart. Volle sechzehn Jahre hindurch werden Revisionen über Revisionen veranstaltet, durch die festgestellt werden soll, ob der eiserne Vorhang auch richtig funktioniert. Beim allerersten Male aber, wo dieser eiserne Vorhang seine Kunst zeigen soll, erweist er sich als vollkommen zwecklos, weil sich über ihm eine nur durch eine Rabitzwand verdeckte Öffnung befindet, durch die die Flammen mühelos aus dem Bühnenhause in den Zuschauerraum gelangen können. Was würde man von einem Strombaumeister sagen, wenn dieser an einer besonders gefährdeten Stelle des Stromufers dem starken festen Deich eine Fortsetzung durch eine einfache Bretterwand geben wollte?

Der Berliner Maurermeister Rabitz, der zuerst ein Drahtgeflecht mit flüssigem Gips aufgefüllt und nach dem Trocknen der Masse die nach ihm benannte Rabitzwand erhalten hatte, hat damit der Welt ein sehr zweifelhaftes Geschenk gemacht. Die Tausende und Abertausende, die gezwungen sind, als „möblierte Herren" zu wohnen, wissen von den „Segnungen" der Rabitzwand ein Lied zu singen. Diese Wand hat sicher für gewisse Zwecke, für Geschäftsbauten usw. ihre Vorteile; in Wohnräumen aber erweist sie sich oft vom Übel, auch wenn nur die einzelnen Räume voneinander durch sie getrennt werden. Werden aber einzelne Zimmer solcher Wohnungen abvermietet, so kann der Aftermieter einen Raum nicht als ruhige Wohnung empfinden, in dem jedes Geräusch zu vernehmen ist, das im Nebenzimmer entsteht.

Noch ärger aber ist es, wenn in Groß-Berlin in vielen Fällen Rabitzwände dazu verwandt werden, um einzelne Wohnungen voneinander zu trennen. Baupolizeilich ist dies nicht gestattet, es geschieht aber doch. Vor einigen Jahren ist in einem Berliner Vororte der Fall vorgekommen, daß ein Mann, der in der Silvesternacht betrunken nach Hause kam, gegen eine Rabitzwand fiel, die seine Wohnung gegen die Nachbarwohnung „abschloß", und daß er durch die Wand hindurch in das Zimmer einer neben ihm wohnenden alleinstehenden älteren Frau geriet, die darob in tödlichen Schrecken versetzt wurde. Es gehört wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, eine solche Wohnung zu besitzen. Man kann sich gegen einen derartigen Mißstand nur dadurch schützen, daß man vor dem Mieten eines neuen Heims die Wand, die die Wohnung von der Nachbarwohnung trennt, auf das sorgfältigste abklopft, um festzustellen, ob diese Wand eine Rabitzwand ist oder nicht. Sehen dann die Hauswirte, daß sie solche Wohnungen nur schwer oder gar nicht vermieten können, so werden sie von selbst darauf dringen, daß die einzelnen Wohnungen durch feste Steinwände voneinander abgeschlossen werden. Darum also Vorsicht vor der Rabitzwand!

Vorsicht aber vor allem vor Rabitzwänden, die man bei uns als den zweckmäßigsten Abschluß von soliden, feuersicheren eisernen Vorhängen anzubringen liebt! Man sitzt im Theater, sieht mit einem Gefühle der Befriedigung und Sicherheit, wie sich im Zwischenakt der eiserne Vorhang langsam und feierlich herabsenkt, und ahnt nicht, daß sich über diesem Vorhange nicht solides Mauerwerk, sondern nur eine dünne Rabitzwand befindet, die an den Seiten nur durch Drähte festgehalten wird. Die preußische Regierung rückt jetzt der eigenartigen Kombination: „Eiserner Vorhang-Rabitzwand" energisch auf den Leib; das deutsche Volk sollte aber noch weiter gehen und sich fragen, ob nicht auch anderswo in unserem öffentlichen Leben diese seltsame Verbindung anzutreffen ist. Zum Schutze gegen einen Kriegsbrand haben wir uns einen mächtigen eisernen Vorhang, ein starkes Heer, geschaffen. Man untersuche aber einmal genau, ob wir nicht auch in Verbindung damit auf eine recht schwache Rabitzwand eine

machtscheue und sich treiben lassende auswärtige Politik, unzureichende finanzielle Kriegsbereitschaft, Unzufriedenheit des Volkes usw. — stoßen. Und haben wir auch hier, sowie noch auf anderen Gebieten unseres öffentlichen Lebens solche „Schürzen“ entdeckt, dann ist es dringend an der Zeit, sie durch festes Mauerwerk zu ersetzen. Dr. J. Stanjek



Geburtenrückgang und „agrarische Heimatspolitik“

In der „Deutschen Tageszeitung“ vom 10. August las man im Leitartikel: „Wer also dem Geburtenrückgang und seinen bedenklichen Folgen wehren will, der muß der Verödung des Landes entgegenarbeiten, der muß dafür sorgen, daß die wasserköpfige Entwickelung der Riesenstädte nicht noch krankhafter werde. Wir werden die Volkskraft nicht wahren, nicht mehren, nicht heben, nicht stärken, wenn wir nicht agrarische Heimatspolitik treiben.“ Welcher gute Deutsche möchte diesen Worten nicht von Herzen beipflichten, könnte man sich nur mit der „Deutschen Tageszeitung“ und den Kreisen, deren Organ sie ist, darüber verständigen, was unter „agrarischer Heimatspolitik“ zu verstehen sei. Leider öffnen jene Herren die Schleusen ihrer Beredsamkeit immer nur, wenn von der „wasserköpfigen Entwickelung der Riesenstädte“ gesprochen wird, während sie merkwürdig wortkarg, ja taub und stumm werden, sobald man die Möglichkeiten gründlicher innerer Kolonisation mit ihnen erörtern will. Wer mit agrarischer „Heimatspolitik“ die Volkskraft wahren, mehren, heben und stärken will, wird doch wohl zunächst untersuchen müssen, wo die Verödung des Landes schwach, wo stark, stärker, am stärksten wirksam ist. Darüber aber kann die statistische Wissenschaft längst genaue Auskunft geben. Aus ihren Zahlen läßt sich das folgende unerbittliche Gesetz ableiten: Je mehr von der landwirtschaftlichen Fläche eines Reiches, eines Landes, einer Provinz, eines Kreises durch großes Grundeigentum belegt ist, um so stärker ist die Landflucht seiner Bevölkerung, und zwar wächst sie nicht im einfachen, sondern in einem viel stärkeren Verhältnis. Die sehr dicht besiedelten kleinbäuerlichen und mittelbäuerlichen Bezirke des Südens und Westens in Deutschland nehmen regelmäßig und zum Teil bedeutend an Bevölkerung zu, während die viel schwächer besiedelten großbäuerlichen Bezirke des Nordwestens in sehr beträchtlichem und die äußerst dünn besiedelten Großgutsbezirke des deutschen Ostens in einem ganz ungeheuerlichen Maße ihren Nachwuchs abstoßen. Zwischen den Jahren 1885 und 1890 hat z. B. der Süden und Westen Deutschlands 13%, der Nordwesten 30%, der Osten 75% seines Geburtenüberschusses in die Industriebezirke abgegeben. Wenn man nun noch erfährt, daß neun Zehntel aller landwirtschaftlichen Hauptbetriebe in Deutschland nur etwas über vier Zehntel der landwirtschaftlichen Fläche innehaben, das übrige eine Zehntel den ganzen Rest, fast sechs Zehntel; daß fast die Hälfte aller Deutschen, die von der Landwirtschaft ihren Haupterwerb haben, durchschnittlich je weniger als 2½ ha bewirtschaften, während, wenn jeder landwirtschaftlichen Familie durchschnittlich je 5 ha zugeteilt würden, noch 15 Millionen Hektar (von 34 Millionen) landwirtschaftlicher Fläche übrig blieben; was ist dann klarer, als daß der Landflucht am besten entgegengearbeitet wird, wenn man dem großen Grundeigentum entgegenarbeitet, daß man die Volkskraft wahrt, mehrt, hebt, stärkt, indem man die kleineren und mittleren landwirtschaftlichen Betriebe wahrt, mehrt, hebt, stärkt. Zumal auf solche Weise auch dem Fleischmangel am besten durch heimische Produktion abgeholfen werden könnte, da der Kleinbauer in Deutschland durchschnittlich auf einer Fläche von bestimmter Größe ungefähr ein Drittel mehr Rinder hält, als der Großbauer, und dreimal

so viel als der Großbesitzer. Dazu züchtet der Kleinbauer durchschnittlich auf der gleichen landwirtschaftlich benutzten Fläche fünfmal so viel Schweine als der Großgrundbesitzer.

Die Leute, deren öffentliches Sprachorgan die „Deutsche Tageszeitung“ bedeutet, wollen aber von einer „inneren Kolonisation“, die irgendwie dem großen Grundeigentum nachteilig wäre, nichts wissen. Und weil der politische und außerpolitische Einfluß der Großagrarier in Preußen-Deutschland vorläufig stärker ist, als das Produkt aus dem Machtwillen der Regierung und ihren Machtmitteln, so hat es mit einer echten inneren Kolonisation, also einer wirklich nützlichen agrarischen „Heimatspolitik“ noch gute Weile.

Otto Corbach



Das magnetische Gesetz

In einer geistvollen kleinen Schrift (Leipzig, Otto Wigand) bezeichnet Marie Dolle das „magnetische Gesetz“ als „Offenbarung des Lebens in jeder Form“. Der ganze Weltraum, sagt sie, regelt sich nach den Gesetzen der magnetischen Anziehung, Abstoßung und Ausgleichung. Magnetischer Art sind die Ausstrahlungen unseres Körpers; Sympathie und Antipathie erklären sich aus solchen feinen Strahlungen; die geschlechtlichen Anziehungen in der Tier- und Menschenwelt hängen mit diesem Gesetz zusammen; überhaupt die Wirkungen der Menschen aufeinander sind eine Art Magnetismus.

Und nach diesen sehr richtigen Bemerkungen aus dem Grenzgebiet fährt die Verfasserin fort:

„Wie der Körper, so hat auch der Geist seine eigenen Gesetze und entwickelt sich nach denselben. Magnetischer Art ist auch seine Natur; auch er unterliegt diesem Gesetz und wirkt, wie der Körper, nach der Art seiner Ausstrahlung, entweder harmonisch anziehend oder abstoßend. Auch er hat das Verlangen, seine Kräfte zu neutralisieren; hier wie dort wirken diese positiv und negativ. Unser Geist, welcher durch seine Tätigkeit Kräfte magnetischer Art aussendet, wirkt um so stärker auf seine Umgebung, je positiver und willensstärker er ist. Durch Übung kann man den Geist wie den Körper stählen, ihn positiver, willenskräftiger gestalten. Wie alle anderen, so werden auch diese Kenntnisse der Gesetze der Seele empirisch gewonnen. Kein Mensch auf Erden gewinnt Erkenntnis ohne Kampf. Schmerz brachte ihm die Überwindung, durch welche er seine Kraft den andern Organen entziehen mußte, um sie für seine Seele zu erhalten ...“

Dies alles und manche wertvolle andere Bemerkung ist von großer Feinheit; das kleine Buch ist lesenswert. Aber die Verfasserin hat sich zu einem Gedankensprung verleiten lassen: sie nimmt das Wort „magnetisch“ plötzlich in übertragenem Sinne — springt aus dem materiellen Gebiet in das spirituelle hinüber, ohne zu betonen, daß uns über das Wesen des Geistes nichts begrifflich bewußt ist, daß wir vielmehr nur seine Wirkungen erleben und mit materiellen Vorgängen vergleichen können.

Hier müssen wir uns vor einem naheliegenden Pantheismus hüten, der zwar poetisch sehr verwendbar ist, aber keine begriffliche Berechtigung hat. Es gilt, Geist und Materie nicht freilich als Gegensätze zu empfinden, aber in reinlicher Denkweise auseinanderzuhalten, was dem modernen, einseitig der Sinnenwelt zugewandten Geschlecht ganz besonders schwer fällt. Geist und Körper wirken miteinander, ineinander und oft auch widereinander; es ist ein reizvolles Wechselspiel der Kräfte, über das Goethe sehr tiefsinnige Bemerkungen gemacht hat. Er betonte jedoch, daß man den Geist nur im „Symbol“ erfassen könne; Swedenborg bildete sein berühmtes Wort von den „Entsprechungen“:

es seien in der geistigen und himmlischen Welt Entsprechungen zu Gestalt und Wesensart der irdischen Gebilde und Vorgänge. Dieses scheint mir schärfer geschaut. Denn so bleibt zwar ein inniges Band zwischen Geist und Leib bestehen, aber wir sind bewahrt vor dem vermengenden Naturalismus, der mit Worten der S i n n e n w e l t — wie Magnetismus — auch das Geistige ergreifen will, ohne sich bewußt zu werden, daß er nun aus dem Wirklichen in ein V e r g l e i c h e n d e s hinüberspringt.

Abgesehen von dieser Vermengung des Materiellen und Spirituellen enthält das Buch von Marie Dolle manchen anmutigen Vergleich.

„Jedes Versprechen ist ein geistiger Strom," heißt es da einmal, „den man aussendet und womit man eine Verbindung mit einem anderen Menschen herstellt. Wie fühlbar wird uns oft diese Verbindung, wenn wir einem Versprechen nicht nachkommen können! Und doch sind es geistige Fäden, mit denen man sich festbindet ... Gedanken sind geistige, für unser Auge unsichtbare Ströme. Der Elektrizität gleich [? hier müßte es heißen: vergleichbar!], schwingen sie wellenförmig durch den Raum [?] ins Unterbewußtsein der anderen Menschen" ...

Das ist sehr anschaulich, aber immer doch hart an der Grenze der sinnlichen Vorstellungsweise. Der Geist ist noch viel feiner als die feinste Elektrizität und ist im Zustande der Freiheit weder an Raum noch an Zeit gebunden. L.



Die wildgewordenen Sparer

„Unwürdig und unklug" nannte der Magdeburger Oberbürgermeister Reimarus das Gebaren jener Sparer, die aus Furcht vor den Gefahren eines Krieges ihre Gelder selbst auf den Sparkassen nicht mehr sicher wähnen und sie von diesen in wildem Ansturm zurückbegehren. Leo Jolles im „Tag" heißt es „gelinde gesagt eine Dummheit, sich einzubilden, daß die Ersparnisse, im Kamin oder im Garten versteckt, sicherer sind als in der Verwahrung öffentlicher Sparkassen. Die Furcht vor dem Kriege nimmt manchen Menschen sofort den Kulturfirnis und läßt sie in der grotesken Nacktheit ungezügelter Naturtriebe erscheinen. Oder ist die Angst nicht vielmehr ein Erzeugnis der Kultur? Die Phantasie malt sich Schreckensszenen aus, wie der Staat, nach dem ersten Schuß aus Feindesland, sich auf die 16 Milliarden Ersparnisse des deutschen Volkes stürzt, um seine Kriegskassen aufzufüllen. Warum nicht auch auf die Depositengelder, die bei den Banken zu haben sind! Die Sparkasse braucht doch in dieser Beziehung keinen Vorzug zu genießen. Die Wirkung solcher Phantasiegemälde besteht darin, daß man in wilder Hast zur Sparkasse stürzt, um sein bißchen Geld zu holen. Daß ohne Zögern Millionen ausbezahlt werden, ohne daß die Kassen von der ihnen zustehenden Forderung einer Kündigungsfrist Gebrauch machen (von der Sparkasse der Stadt Magdeburg wurden in den letzten vier Wochen gegen drei Millionen Mark abgehoben), wird gewiß mit Genugtuung empfunden, hindert aber die Entwicklung neuer Paroxysmen in keiner Weise. Die unbedingte Garantie, die das Publikum für sich fordert, versagt es ohne weiteres der anderen Partei; denn die Sparkassen dürfen verlangen, daß dem Versprechen der Sicherheit ohne Rückhalt geglaubt wird.

Woher diese Würdelosigkeit, die Allgemeingut der ‚gebildeten' Menschheit zu sein scheint? In Österreich und Frankreich haben sich die Besitzer von erspartem Geld nicht anders verhalten als ein Teil der deutschen Sparkassenklientel. In der Gefahr büßen viele Menschen die Haltung ein. Man denke an die Szenen bei einer großen Feuersbrunst oder einer Schiffskatastrophe auf dem Meer. Das Gebet ist, wie Nietzsche einmal sagt, die Stütze für die Men-

schenwürde. Im Augenblick der höchsten Not betet man und wahrt sich sein Menschentum. Aber die wirkliche Gefahr ist etwas anderes als künstlich hergestellte Schreckbilder. Und die Angst vor solchen Produkten der Schwäche wirkt doppelt häßlich, wenn es sich nicht ums nackte Leben, sondern ums bare Geld handelt. Mit Recht wird der Sparsinn eines Volkes gerühmt und das Ergebnis als wichtiger Beitrag zum Nationalwohlstand gepriesen; aber die Kehrseite dieses Vorzuges ist die Abhängigkeit von der materiellen Leistung. Man lernt das Geld lieben und es als höchstes Gut schätzen, statt sich zu sagen: ‚Da es das Produkt der Arbeit oder des Geschäftsgeistes ist, hat es die Eigenschaft, fortzeugend neues Geld zu gebären und immer wieder ersetzt zu werden.' Der Verlust des Geldes ist also kein absoluter Schaden, sondern eine reparable Einbuße. Die Eindringlichkeit der Spartätigkeit darf solche Erwägungen nicht verwischen und soll die Erkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge nicht beeinträchtigen.

Man denke an den Kontrast zwischen dem Erwerbssinn des französischen Volkes und seiner raschen Begeisterung für phantastische Ideen, die ihm von irgendeinem finanziellen Hochstapler aufgetischt werden. Vor einiger Zeit versprach in Paris ein solches Finanzgenie dem Publikum für 100 Frank Einlage eine Verzinsung von täglich einem Frank, also 365 Prozent Zinsen im Jahr. Auf welche Weise diese Rente gewonnen werden sollte, wurde natürlich nicht verraten. In den Anzeigen, die der Herr ‚Bankier' veröffentlichte, stand nur, daß er bereit sei, für 100 Frank die erwähnte Verzinsung zu garantieren. Nach wenigen Wochen konnte sich der erfolgreiche Psychologe mit einem Raub von mehr als einer Million aus dem Staube machen. Eine derartige Vergeudung von Volksvermögen läßt erkennen, wie gefährlich der wirtschaftlichen Leistung die sogenannten Masseninstinkte werden können.

Das Werk der Aufklärung ist im Handumdrehen zerstört. Die Achtung vor den glaubhaften Schöpfungen geschäftlicher Überlegenheit verschwindet, und der Begriff sicheren Schutzes im Besitz baren Geldes stellt die einzige gangbare Weltanschauung dar. Es versteht sich von selbst, daß ein wirklicher Notstand oder ernsthafte Vorsorge für schlimme Möglichkeiten nicht in das Kapitel tadelnswerter Schwäche gehört. Wer sein sicher untergebrachtes Geld abhebt, um sich rechtzeitig mit Barmitteln zu versehen, handelt korrekt. Die Verurteilung trifft nur die Personen, die keinen zwingenden Grund haben, ihr Geld an einem ‚sicheren Ort' zu vergraben. Dieses Verhalten nimmt sich, im Vergleich mit den Werken der deutschen Wirtschaft, wie *ein Stück ältester Räuberromantik* aus. Daß es auch anders geht, zeigen die letzthin veröffentlichten Zwischenbilanzen der Banken. Die Vermögensausweise sind am 31. Oktober abgeschlossen, enthalten also das Ergebnis des ersten Kriegsmonats. Die Summe der den Finanzinstituten entzogenen Depositengelder ist verhältnismäßig unbedeutend und bleibt hinter den Befürchtungen weit zurück. Die acht Berliner Großbanken, von denen Zweimonatbilanzen vorliegen, hatten Ende August einen Depositenbestand von 2421 Millionen, der sich um rund 30 Millionen verringert hat. Bei den sämtlichen (93) Banken, die ihre Ziffern veröffentlicht haben, beträgt die Abnahme der Einlagen nur 4 Millionen bei einer Gesamtsumme von 3496 Millionen. Und dabei sind Kreditbanken keine Sparkassen!

Es fragt sich, ob eine Möglichkeit der Selbsthilfe gegen die törichte Zerstörung wirtschaftlichen Kapitals besteht. Man kann darauf nur mit einem runden Nein antworten. Die Banken müssen, im Gegenteil, bereit sein, alle Wünsche ihrer Kundschaft zu erfüllen, und sie werden — wie sie schon erklärt haben — sich nicht einmal bei befristeten Depositengeldern streng an die vereinbarten Kündigungstermine halten. Der einzige Schutz, auf den sie rechnen dürfen, kann ihnen vom Publikum gewährt werden: soweit dieses Vertrauen genug besitzt, um die Würdigung der geschäftlichen Lebensbedingungen jeder ängstlichen Sorge voranzustellen. Mancher glaubt vielleicht, daß sein Geld in den Banken neutraler Staaten besser aufgehoben sei als im Bereich kriegerischer Möglichkeiten. Aber er vergißt, daß auch diese Finanzinstitute keine Sparkassen sind, die begrenzte Vorschriften für die Anlage ihrer Vermögen haben. Sie suchen ihren Depositengeldern die Stellen, die ihnen die besten Zinsen bieten, und kommen dabei häufig ge-

nung gerade in die Länder, die ihnen die Gelder geschickt haben. So kehren diese, auf einem Umweg, wieder in die Heimat zurück, und der Zweck der Reise in die Fremde ist vereitelt. Die Volkswirtschaft hat mit einer grandiosen Freigebigkeit alle Zugänge zum Reichtum geöffnet. In den meisten Staaten haben sich der nationale Besitz und das Gesamteinkommen erhöht, so daß der Begriff des Vermögens nicht mehr einen bevorrechteten Qualitätsunterschied darstellt. Aber mit dem Kapital ist auch die Freude an der Nähe dieser angenehmen Stütze groß geworden; und die Furcht, den Rückhalt zu verlieren, hat sich einen breiten Raum in der Gedankenwelt erobert. So ist die wirtschaftliche Stärke eines Volkes zugleich seine Schwäche. Der beatus possidens ist nur glücklich so lange, wie ihm die Ruhe garantiert ist. Ändert sich dieser Zustand, so wird er nervös; und der weitere Verlauf dieser Verzagtheit bringt Szenen hervor, die nicht gerade von dem Bewußtsein der Macht erfüllt sind. Man sagt, daß die wirtschaftlichen Güter, die von den Völkern aufgehäuft wurden, den sichersten Wall gegen den Krieg bilden. Die Wirksamkeit dieser Schutzwehren hört jedoch auf, wenn sie von allen guten Geistern verlassen sind. Vielleicht fehlt als Ausgleich nur die richtige Orientierung in der Behandlung des Vermögens. Die Masse drängt stets nach den Punkten, wo sie drastische Darstellungen sieht. Das erklärt den Erfolg der Animierfirmen, die mehr Geld an sich gezogen und durchgebracht haben, als im Fall eines Krieges verloren werden kann. Wie läßt sich der Widerspruch zwischen der Gefolgschaft bei den Schwindelbankiers und der Angst um die Sicherheit der Sparkassen lösen? Durch die Erkenntnis, daß die Masse mehr durch Reize als durch Erwägungen der Vernunft geleitet wird. Und die so laut beklagte Materialisierung der Lebensanschauungen ist uns ihre beste Wirkung schuldig geblieben. Der Krieg", schließt Jolles, „hat bei manchen Leuten sogar Furcht um ihre bei Großbanken befindlichen Effektendepots erweckt. Ein solches Maß von schlechter Distanzschätzung läßt tief blicken."



Die Hagia Sophia

Am Weihnachtsfest des Jahres 537 wurde die nach der „Heiligen Weisheit" (Hagia Sophia) hochbenamte Kirche eingeweiht, und wohl kein schöneres Weihnachtsfest hat man in Byzanz je wieder erlebt, so gehoben fühlte sich die ganze Christenheit.

„Die Sophienkirche," schreibt J. Crome im „Alten Glauben", „ursprünglich von Konstantin erbaut, wurde, nachdem sie schon bald ein Raub der Flammen geworden war, von Justinian bedeutend größer und prächtiger wieder aufgebaut, ein Prachtbau der Welt wie des byzantinischen Stils. Einer der kunstsinnigsten Baumeister — Anthenios — ließ das Kostbarste an Steinen und Metallen auf asiatischem und afrikanischem Boden herbeischaffen und schuf den gewaltigen, von wunderbaren Mosaiken funkelnden Bau, einen Märchentempel, dessen Altar von Gold und Diamanten strahlte. Alles strebte in der Sophia wie der Ausdruck eines einzigen Gedankens empor, einem zu Stein gewordenen Lobgesange der Christenheit vergleichbar ...

Welch eine Demütigung aber harrte der Aja Sophia wie der ganzen Christenheit des Abendlandes Jahrhunderte später beim Zusammenbruche des oströmischen Reiches! Da zog nach vorangegangenen blutigen Eroberungskämpfen der asiatischen Türken Mohammed II. als Sieger in der Schlacht bei Konstantinopel in die Tore der Stadt und geradewegs — es war mittags 12 Uhr — in die Aja Sophia, wo er vom Altar herab die schöne christliche Kirche dem Islam weihte. Donnernd erklang es jetzt hier fortan: Groß ist Allah! Groß ist Mohammed, sein Prophet!

Da war die Perle eines Gotteshauses der Christen eine Moschee geworden und wurde demgemäß umgestaltet, d. h. verunstaltet, um dem mohammedanischen Gottesdienste zu entsprechen. Hinfort war nicht mehr der Altar der Mittelpunkt, sondern der Michrâb, eine Nische,

welche die Richtung der heiligen Stadt Mekka zeigte. Die stumpfen und spitzen Winkel der Teppiche an den Wänden brachten eine das Auge verletzende Wirkung hervor. An den Wänden glänzten in der Folgezeit wohl noch kleine Reste des einst feenhaften Mosaikschmuckes, aber die hauptsächlichsten Bilder, besonders die, welche Menschenfiguren darstellten — vom mohammedanischen Kultus als Zier verboten — waren unbarmherzig übertüncht. Statt der christlichen Bilder sieht man große Schilder an den Wänden mit Riesenbuchstaben, die den Namen Allah oder den mohammedanischer Größen darstellen. Was noch entstellender wirkte, war die Ummalung der einst so schönen Engelsgestalten in der Hauptkuppel in die häßlichsten Ungetüme, die man sich denken kann. Der Altarraum wurde ausgefüllt mit der Kanzel, dem Mimbar, der in eine kirchturmartige Spitze endet, der Mûstaba, einer Tribüne, von der herab die 12 Muêsins in den höchsten Tönen ihre Loblieder schmettern, und endlich von der goldvergitterten Loge des Sultans.

Denken wir uns nun zur Gebetszeit die Reihen der türkischen Männer — Frauen sind dort nicht zum Beten verpflichtet und im Hauptschiffe nicht zugelassen — ihre vorgeschriebenen Beugungen machen, das Gesicht dem Michràb zugewandt, hören wir die Muêsins ohne Seele singen und predigen, da dünkt's uns öde und einsam in dem großen, weiten Gotteshause. Einen weit freundlicheren Ton und lieblichere Augenweide bieten uns die Scharen girrender Tauben, die über unsere Häupter hin und her schwirren und ihr Heim hier haben. Sind sie doch ein Stück belebender Natur, hervorgegangen aus der gütigen Schöpferhand Gottes!

Eins ist aber noch da in der alten Aja Sophia, was das Herz eines Christen auch hier höher und hoffnungsvoll schlagen läßt. An der Wölbung der Apsis über dem ehemaligen Hochaltar schimmert durch alle Erneuerungen der Kalktünche immer wieder ein großer Christus hindurch, die Arme segnend ausbreitend ..."



Wie alt ist der Mensch?

Die Ansichten der Gelehrten über das Alter der Menschheit gehen sehr weit auseinander. Sie schwanken zwischen einem Zeitraum von 400 000 bis 6 000 000 Jahren und darüber. Schon bei der Feststellung der „Rohform", von der aus man von der Entwickelung des menschlichen Wesens sprechen könnte, setzt die Meinungsverschiedenheit ein. Die Funde menschlicher Überreste aus grauer Urzeit geben kaum einen schwachen Anhaltspunkt für den Aufbau einer auch nur einigermaßen zuverlässigen Hypothese. Die Ausgrabungen, die man auf ägyptischem Boden gemacht hat, lassen darauf schließen, daß der Körperbau der Bewohner Ägyptens vor 6000 Jahren von dem der heute dort Lebenden nicht wesentlich abweichend ist. Unterstellt man diese immerhin oberflächlich verbürgte Annahme als wahr, dann erscheint eine Entwicklungsspanne von 400 000 Jahren, wie sie von Prof. Sollas vertreten wird, als viel zu niedrig bemessen. Daher ist der belgische Gelehrte Rutot dazu übergegangen, nach Spuren zu forschen, die der vorzeitliche Mensch an den Steinen, zwischen denen er wahrscheinlich gelebt, hinterlassen hat. Auf diese Weise rechnet er für die Menschheit ein Alter von etwa 3 Millionen Jahren heraus.

Natürlich ist auch diese, die sogenannte Eolithen-Theorie, nicht unangefochten geblieben. Vor allem die Geologen sind mit Einwänden gekommen, die viel Berechtigung haben. Über die zeitliche Umgrenzung der einzelnen geologischen Perioden besteht ja so wie so unter den Forschern keine Übereinstimmung. Selbst die unserer Alluvialzeit vorausgehende Diluvialperiode wird von den einen auf knapp 140 000, von den andern um mehr als die doppelte Zahl von Jahren eingeschätzt. So entstehen natürlich die größten Differenzen.

Der englische Gelehrte Prof. Arthur Keith hat auf der letzten Naturforscherversamm-

lung neuerdings zu dem Problem Stellung genommen. Er hat nach einem Bericht der Frankf. Ztg. ausgeführt, daß man, um die Entstehung und Verteilung der heutigen Rassen zu erklären, annehmen müsse, das Menschengeschlecht habe zu Beginn der Diluvialzeit schon eine physische Beschaffenheit von der Art erreicht, wie sie heutzutage die Eingeborenen Australiens aufweisen. Auf Grund unserer Kenntnis der fossilen Affenformen, die freilich noch sehr unvollkommen ist, möchte Keith annehmen, daß der Stamm des Menschen sich aus niederen Formen etwa um dieselbe Zeit heranbildete, wie der Stamm der großen, menschenähnlichen Affen. So könnte man das Dasein des Menschen über das Diluvium hinausführen und das Alter des Menschen auf etwa anderthalb Millionen Jahre schätzen. Es hat ferner nach Keith zu gleicher Zeit verschiedene Menschenformen gegeben, da es z. B. unmöglich erscheint, daß sich der Neandertalmensch, der erst im späteren Diluvium auftritt, bis zum Schlusse dieser Periode in den modernen Menschen umgewandelt haben sollte, von dem er fast so verschieden ist wie der Gorilla vom Schimpansen. Alle diese älteren Menschenformen würden im Laufe der Zeit erloschen sein, außer demjenigen Zweig, aus dem der moderne Mensch entstanden ist.



Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus

Ich möchte den Geist des Paracelsus beschwören. Und wenn er vor dem Leser erscheint, mag er sich selbst wehren mit eigenen Worten, deren er so viel kraftvolle gehabt hat. Und viel schöne. Wehren gegen Verkennung aus Unkenntnis, gegen falsches Urteil, das von alten böswilligen Gegnern her sich weiter durch die Zeiten vererbt und selbst Männer, die es gut meinen mit Wahrheit und Gerechtigkeit, irreführt und so auch einen Heer in seiner Monographie „Schweiz“ zu dem bösen Urteil über einen seiner größten Landsleute verleitet, der große Sohn von Einsiedeln sei ein Aufschneider gewesen.

So ergreife ich gerne die mir gebotene Gelegenheit, in diesen Blättern einem Vielverkannten zu seinem Rechte zu verhelfen. Ich tue das nur mit urkundlich gesichertem Material und nur auf dem Boden der von der wissenschaftlichen Kritik für unzweifelhaft echt erklärten Hohenheimschen Schriften. An die kritische Durchforschung seiner Schriften hat ein Gelehrter wie Karl Sudhoff die Arbeit eines Lebens gerückt (Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. I. Teil: Bibliographia Paracelsica. Berlin, G. Reimer, 1894. II. Teil: Paracelsus-Handschriften. Berlin 1899. Vgl. auch R. J. Hartmann, Theophrast von Hohenheim. J. G. Cotta Nachf., Stuttgart 1904).

Wohl haben nach Hohenheims Tod viel ernste Männer ihn als ihren Meister verehrt. Wohl hat Ott-Heinrich, der hochgesinnte Fürst, die Blätter, die seine Hand beschrieben, für einen so kostbaren Schatz gehalten, daß er einen vertrauten Diener zu ihrem besonderen Hüter bestellte. Wohl haben Männer wie Giordano Bruno und Baco von Verulam, der große Naturphilosoph und der große Naturforscher, beides gewiß urteilsfähige Köpfe ersten Rangs, ihrem Vorgänger das höchste Lob gezollt. Dann haben freilich unklare Köpfe mit des Meisters Namen ihre verworrenen Gedankenkreise zu decken versucht und ihn, indem sie ihn allzusehr vergötterten, in unverdienten Mißkredit gebracht. Schlimmer aber war der Haß zünftiger Heilkünstler und medizinischer Schulgelehrter. Um der neuen Wissenschaft und Kunst die Bahn zu versperren, haben sie die Person ihres Urhebers verlästert. So gründlich, daß das Bild dieses Mannes auf Jahrhunderte hinaus unkenntlich gemacht worden ist. Daß die Wertschätzung Hohenheims trotz allen Verleumdungen nie ganz verloren ging, ist aus Prozeßakten der Vogtei Cannstatt aus dem Jahre 1744 zu ersehen. Ein Abenteurer, de la Rivière, hatte dem damaligen Besitzer des Schlosses Hohenheim, einem Hauptmann von Dehl, versprochen, „den Schatz des Paracelsus“ zu heben. Vor Gericht redete sich de la Rivière mit Erfolg damit hinaus:



Was Oehl von ihm begehrt, den Schatz des Theophrastus Paracelsus zu erlangen, sei véritablement von ihm geleistet worden. Denn dieser Schatz habe hauptsächlich darin bestanden, daß Paracelsus den Armen Gutes getan, Geduld, Frömmigkeit, Buße, Beten usw. gelehrt. Alles das habe er dem Herrn Hauptmann beigebracht, nicht zehn Jesuiten hätten so viel bei demselben zu seiner Bekehrung wirken können.

Hat Theophrast von Hohenheim als Mensch ein so gutes Andenken sich gesichert, so faßt Sudhoff seine wissenschaftliche Bedeutung in das Wort zusammen: in der Medizin führen alle Wege auf Hohenheim zurück. Wie er der große Arzt und Naturforscher geworden ist, wie er im Kampf des Lebens als ein Charakter sich bewährt hat, das sei hier kurz geschildert.

In einem Bauernhaus an der Teufelsbrücke bei Einsiedeln hatte der Arzt Wilhelm Bombast von Hohenheim anfangs der neunziger Jahre des 15. Jahrhunderts seine Wohnung. Er entstammte dem edlen Geschlecht der Bombaste (Baumbast) von Hohenheim bei Stuttgart. Noch trägt ein Schloß dort den alten Namen. Nach seinen Studien in Tübingen war Wilhelm von Hohenheim in die Fremde gezogen. Im Schwyzer Land fand der schwäbische Arzt seine Lebensgefährtin, die Tochter einer dem Kloster Einsiedeln hörigen Familie, im Hause ihres Vaters seinen Wohnsitz. Und hier im Bauernhaus an der Teufelsbrücke wurde Theophrast von Hohenheim, seiner Eltern einziges Kind, am 10. November 1493 geboren.

Der Vater, ein Verehrer des griechischen Naturforschers Theophrastos von Eresos, nannte den Sohn diesem nach. Als der Sohn selbst ein Naturforscher geworden war, hatte er Selbstgefühl genug, von sich zu sagen, er heiße Theophrastus „Art und Tauffs halber". Später legte man ihm eine lange Namenreihe bei: „Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim." Er selbst unterschrieb sich meist nur: Theophrastus von Hohenheim, seltener mit seinem ganzen Familiennamen: Theophrastus Bombast von Hohenheim. Nie aber Bombastus. Sogar wo er lateinisch schreibt, behält er für seinen Geschlechtsnamen die deutsche Form Bombast. Und dieser gut schwäbische Name Bombast hat mit jenem andern Wort bombastisch = schwülstig gar nichts zu tun. Wir wissen sogar, wo zum erstenmal in böswilliger Absicht ein Wortspiel damit getrieben wurde. Der englische Galeniker Walter Harris braucht in seiner Pharmacologia Anti-Empirica: or a Rational Discourse of Remedies both Chymical and Galenical (London 1683) den Ausdruck: „Bombastical Paracelsus" und schreibt: „The Bombastick Names shall perish and be despised." Den Vornamen Aureolus finden wir zweimal in Unterschriften neben dem Rufnamen Theophrastus (in der Widmung der „Großen Wundarzney" an König Ferdinand vom 4. Juni 1537 und in der Widmung der Defensionen an die Stände von Kärnten vom 24. August 1538). In einer alten Schrift ist der alte Eresier aureolus Theophrastus genannt, der ruhmreiche, herrliche. Mag sein, daß der Vater, Doktor Wilhelmus, diese Beifügung für einen Eigennamen hielt und ihn auch seinem Sohne beilegte. Philippus heißt Hohenheim zum erstenmal auf der Inschrift des Grabdenkmals, das ihm in Salzburg von Freunden gesetzt worden ist, danach auch auf der Aufschrift etlicher Bücher, die nach seinem Tod herausgekommen sind. Theophrast selbst hat diesen Namen nie geführt, viel weniger als einen in einer langen Reihe. Paracelsus nannte er sich, nach der Sitte der Gelehrten der damaligen Zeit, die ihre Namen ins Griechische oder Lateinische übersetzten. Selbstverständlich nannte er sich entweder von Hohenheim oder, nach Gelehrtensitte, Paracelsus, nie aber setzte er beides nebeneinander höchstens so, daß er zu seinem gut deutschen Namen beifügte: genannt Paracelsus.

So fällt die angedichtete lange Namensreihe, die „den Mann bezeichnen" soll, auseinander.

Der Vater hat dem Hohenheimschen Namen alle Ehre gemacht. Noch im Tode bezeugt ihm das eine Urkunde der Stadt Villach, wohin er 1502 als Stadtarzt und Lehrer der Scheidekunst an der Fuggerschen Bergschule berufen worden war. Wieviel ihm der Sohn verdankt, werden wir sofort sehen. Zunächst ein schönes Wort, mit dem dieser seiner Mutter gedenkt. Als er einmal von dem Aberglauben redet, als ob der Stand der Gestirne Einfluß habe auf

Charakter und Schicksal eines Menschenkindes, hat er das schöne Wort: „Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten; seine Mutter ist sein Planet und sein Stern.“ Eindrucksvoll war für den jungen Theophrast die Natur; die großartige Alpenwelt der Schweiz und die an Naturschätzen reiche Bergwelt in seinem „zweiten Vaterland“ Kärnten. Unter Führung seines Vaters wurde frühe die Natur seine Vertraute. „Es hängt einem all sein Lebtag an, was man in der Jugend empfangen hat.“ In den Bergwerken um Villach sah er, was die Erde in sich barg, im Laboratorium des Vaters, bald als dessen Handlanger und Lehrling, wie der Chemiker die metallischen Stoffe in ihrer Reinheit darzustellen, in neue Verbindungen überzuführen vermag. Als er einmal „die guten Unterrichter“ aufzählt, die ihn „in diese Künste eingeführt haben, nennt er „erstlich Wilhelmus von Hohenheim“ — „mein lieber Vater, der mich nie verlassen“, und in späten Jahren noch gedenkt er seiner: „Ich bedank mich der Schul, in die ich kommen bin, und berühm mich keines andern, als dessen, der mich gezeugt und von Jugend auf unterwiesen hat.“

Seine Jugend hinterließ ihm freilich auch die Erinnerung an Einfachheit und Armut im Elternhaus. Er sei nicht in reichen Kleidern aufgewachsen, sondern in derbem Zwillich, nicht mit Weizenbrot und Honig, sondern mit Käse und Haberbrot. Die Armut aber weckte frühe Tatkraft. „Eben der Arme soll's sich merken, daß das Glück nicht komme wie ein Bott, auf den man warten dürfe, sondern mit Fleiß und Sorg zu seinem Ding komme einer vorwärts. So können auch arme Leut zum Höchsten auffsteigen.“

Also treues, sinniges Gedenken an die Mutter, unauslöschlicher Dank für die Schule des gelehrten, guten Vaters, früher Lebensernst, tapfere Freudigkeit, die sich emporringt, Aufgeschlossenheit für die Natur in früh geübter Beobachtung, das sind die hervortretenden Züge im Bilde seiner Jugendzeit.

Dann kam die Zeit, da der junge Hohenheim der Schule des Vaters entwachsen war. Er ging auf die Hohe Schule. Welche es war, ist nicht mehr festzustellen. Der wissenschaftliche Betrieb war auf allen Hochschulen derselbe: die unfruchtbarste, ödeste Scholastik. Man lehrte und lernte aus Büchern. In der Wortauslegung alter Schriften erschöpfte sich die geistesarme Wissenschaft der akademischen Lehrer. In der Medizin waren es die Schriften des Galenus aus dem zweiten Jahrhundert des römischen Kaiserreichs, die ein so unantastbares Ansehen genossen, wie die Dogmen der Kirche. Sie wurden, wie Hohenheim einmal sagt, für das Evangeli gehalten, die doch nie als ein Evangelium gegeben worden seien. Daneben galt der Kanon der Medizin des arabischen Galenikers Avicenna (Ibn-Sina) seit Jahrhunderten als das unfehlbare Lehrbuch. Von eigenen Untersuchungen und Forschungen, von einem Fortschritt der Wissenschaft keine Spur.

So eifrig sich der junge Hohenheim auf die Wissenschaft warf, daß er „der Hohen Schul nicht eine kleine Zierd gewesen“, so gewissenhaft er sich die galenischen Sätze einprägte, daß er sie in späten Jahren noch aus dem Gedächtnis zitieren konnte, so unbefriedigt war er von dem Betrieb und dem Ergebnis seiner Studien. Er war gewohnt, aus Beobachtungen zu einer „Erfahrenheit“ zu kommen, und sollte auf guten Glauben hinnehmen, was die Alten „in ihren erphantasierten Gesetzen“ gelehrt haben. Es war ihm zumute, als ob er „in einem Garten hergezogen werde, da man die Bäume abstümmelt“, und er sehnte sich, „in einen andern Garten transplantiert zu werden und in der Erfahrenheit zu wandeln“.

Was er später sagte, galt ihm auch von dieser Zeit: „Die Natur ist die Liberey der Medizin.“ „Die Elemente in ihrem Wesen sei'n deine Bücher.“ „Die Augen, die in der Erfahrenheit ihren Lust haben, sei'n deine Professores!“

Er wurde ein Laborant. Die Verbindungen des Vaters mit hochangesehenen Alchimisten öffneten ihm die Laboratorien bedeutender Männer auf diesem Gebiet, so des reichen Siegmund Füger in Schwaz in Tirol. Die Füger, nicht zu verwechseln mit den Augsburger Fugger, hatten reiche Silberbergwerke in Tirol. Der gründlichen Ausbeutung der

Silbererze galten zunächst die Arbeiten im Fügerschen Laboratorium. Dort wurde u. a. das als Höllenstein nachmals viel angewendete salpetersaure Silberoxyd hergestellt. Man suchte wohl auch „das große Elixier“ oder „große Magisterium“, mit dem man unedle Metalle in Gold verwandeln zu können hoffte. Diese irregehenden Forschungen hatten insofern etwas Gutes, als dabei vieles gefunden wurde, was nachmals als Arzneimittel Anwendung fand. Es bahnte sich die neue Arzneimittellehre an, eine neue Heilkunst, welche die alten galenischen Mittel, Kräuterabkochungen z. T. der abenteuerlichsten Art, verdrängte. Hohenheim wandte sich diesem neuen Gebiet der Chemie zu. Jatrochemie hieß man sie damals. Jene Künste, unedle Metalle in Gold und Silber zu verwandeln, seien in mancherlei Weg auch an ihn gelangt, aber er habe dem nachgetrachtet, was zur Gesundheit dient. „Der Arzt soll die Natur und Kraft aller Dinge erkennen, und also sollst du die Kunst der Arzney erfinden aus den Kräften, so die Natur erzeigt.“ Damals, als Laborant, rüstete er sich zu seinem Lebenswerk: der Begründung der pharmazeutischen Chemie.

Aber schließlich wurde ihm auch das Laboratorium zu enge. „Zum Experiment die Experienz zu fügen“, zu chemischen Untersuchungen die Erfahrung, so dachte er sich weiter den Studiengang des künftigen Arztes. Er wollte nun lernen „im Kodex der Natur, des Blätter man durch Wandern umkehret, als oft ein Land, als oft ein Blatt“. Er wurde ein Landfahrer. Da und dort in der Welt wollte er die einzelnen Krankheitserscheinungen kennen lernen, die bedingenden Ursachen, die begleitenden Umstände erforschen, die klimatischen Einflüsse, wollte erfahren, warum da Krankheiten vorkommen oder nicht vorkommen. Er ging hin, wo Krankheiten einheimisch waren, wo sie als verheerende Seuche auftraten. „Denn die Krankheiten wandern hin und her, so weit die Welt ist, und bleiben nicht an einem Ort. Kommt dann ein solcher fremder Gast ins Land, so kennt man ihn. Wo er ihn nicht kennen würde, wär's dem Arzt zur großen Schand, denn er könnte seinem Nächsten nicht halten, dessen er sich berühmte.“ In den Bergwerken Galiziens und Skandinaviens untersuchte er den Einfluß des Betriebs auf Bergleute und Hüttenarbeiter, wollte aus den Schadenwirkungen lernen, wie einzelne metallische Stoffe als Heilmittel verwendet werden können. Er analysierte die mineralischen Quellen und untersuchte ihre Wirkung, so die von Göppingen, Liebenzell, Baden-Baden, Wildbad, Pfäfers, St. Moriz, Teplitz. Er beobachtete den Kesselmacher, der mit Kupferschlag das Blut stillte, den Schmied, der mit verbranntem Eisen, den Hafner, der mit Gold- und Silberglätt Wunden behandelte. Er sagt selbst, daß er gelernt habe von alten Weibern, von Bauern, von Badern, von Zigeunern, von Henkern, wie von erfahrenen Alchimisten und gelehrten Ärzten, von Edlen und Unedlen, von Gescheiten und Einfältigen. Und allem dachte er nach und ging er nach; wollte zu solchem Zweck „die Erde durchwandern, vielerlei erfahren, und was gut ist, das sollen wir behalten“.

Und so durchwanderte er Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, sah Granada und Lissabon, ging von da zu Schiff nach England, dann nach den Niederlanden, nach Dänemark, nach Skandinavien, durch Preußen, Litauen, Polen, die Walachei, Siebenbürgen, Dalmatien, Kroatien, kam bis Moskau, vielleicht bis Konstantinopel, sicher nach der Insel Rhodus. „Daß ich Afrikam und Asiam erfahren habe“ — auch das traute man ihm zu — „und dieselbigen Blätter umgekehrt, ist nit. Jedoch aber, wer mag alle Winkel durchstreichen!“ Es waren Wanderjahre voll Entbehrung und Beschwerden; er hatte oft nicht so viel, den Zwillich zu bezahlen zum Wanderkleid, nichts Warmes zu essen, „keinen Schatten, wenn der Baum nicht gewesen wäre“. Man legte ihm nachmals „sein Landfahren übel aus“. „Aber“, so fragt er die, die es ihm übel auslegten, „gibt Wandern nicht mehr Verstand, denn Hinterm-Ofen-sitzen? Je mehr du erfährst, je größer dein Verstand in deinem Vaterland.“

Was er erforscht und erfahren, gesehen und gelernt, begann er in Ausübung des ärztlichen Berufs zu erproben. „Die Kranken sollen des Arztes Bücher sein.“ Das ist sein Neues gegenüber der Bücherweisheit der medizinischen Scholastik. Die Kriegshändel



seiner Zeit geben ihm Gelegenheit, sich in der Wundarznei die Meisterschaft zu erwerben, die sein unbestrittener Ruhm geworden ist. Er ließ sich als Feldscher im niederländischen Heere anwerben, nahm 1518 Dienste beim Dänenkönig Christian, als dieser sich die schwedische Königskrone erkämpfte. Später zogen ihn „die venedischen Kriege“ an. Auf einer Galeere der Republik Venedig fuhr er vor die Insel Rhodus, als die Venezianer dem Johanniterorden sein letztes Bollwerk gegen Soleiman den Prächtigen verteidigen halfen. Dann wird er Feldarzt in Karls V. neapolitanischem Feldzug. Nicht nur Verwundungen, auch Krankheiten und Seuchen füllten die Kriegsspitäler. Da wurde der Landfahrer der erfahrene Arzt. „Lesen hat nie einen Arzt gemacht, sondern die Praktik.“ „Aus Übung und Erfahrung wird der Arzt geboren.“

Wahrhaftig ein Werdegang in echter Wissenschaft zu wahrer Meisterschaft.

Im Frühjahr 1526 kam er nach Deutschland zurück, mit der Würde eines „Doctors beider Arzney“, gefolgt von einer Schar von Schülern, von denen ihm wenige Freude machten, denn die meisten „wollten zu früh perfekt sein“ und haben durch unverständige Kuren mit metallischen Mitteln ihren Meister in Mißkredit gebracht. In Schwaben, der Heimat seines Geschlechts, finden wir seine Spuren. In Tübingen und bald darauf in Freiburg bewarb er sich um akademische Wirksamkeit. Doch den Universitäten habe er nicht gefallen. „Aber ich danke Gott, den Kranken gefiel ich, so ich meine Regel brauchte.“ Überall trat ihm die Gegnerschaft der zünftigen galenischen Ärzte in den Weg. In Disputationen fiel gewandten scholastischen Klopffechtern unter ihnen da und dort ein Scheinsieg zu über den Vielerfahrenen, aber nicht sonderlich Redegewandten, dem, wie er zugesteht, „eine stammlete Zunge erschwerte, der zufliegenden Reden rasch zu entgegnen“.

Im Herbst 1526 ließ sich Hohenheim in Straßburg nieder, bald weithin bekannt durch glückliche Kuren. So kam an ihn die Berufung an das Krankenlager des gelehrten Humanisten und Buchdruckers Johannes Froben in Basel. Die Ärzte hatten geglaubt, sein Leben nur durch die Amputation eines Beins retten zu können. Hohenheim stellte ihn in kurzer Zeit wieder her, so daß Froben im folgenden Frühjahr zur Messe nach Frankfurt reiten konnte. Rasch hatte man in Basel die geistige Bedeutung des Mannes erkannt, hoffte auch, in dem Kampf um Geistesfreiheit, die eben in Basel mit dem Einzug der Reformation anhub, einen Mitstreiter an dem Arzte zu gewinnen, der auf seinem Gebiet zum Reformator sich berufen fühlte. Kaum nach Straßburg zurückgekehrt erhielt er die Berufung als Stadtarzt und Professor an der Hohen Schule zu Basel. Es war im November 1526. Und er nahm den Ruf an.

Nun konnte er die neue Wissenschaft im akademischen Lehramt vertreten. Doch sofort traten ihm die Gegner, die Galenisten, in den Weg. Mit der alten Ordnung, daß in Basel keiner ohne Basler Approbation ärztliche Praxis üben oder lehren dürfe, wollten sie seine Tätigkeit unmöglich machen. Hohenheim wandte sich energisch an den Rat, der ihn von reicher ärztlicher Wirksamkeit weg hierherberufen habe. Und der Rat gewährte den geforderten Schutz. Am 5. Juni 1527 stand am schwarzen Brett die Ankündigung der Wiedereröffnung der unterbrochenen Vorlesungen, ein denkwürdiges Programm seiner neuen Heilwissenschaft. Nicht die Lehre der Alten wolle er wiedergeben, sondern was er selbst durch Erfahrung der Natur, die größte Lehrmeisterin, gefunden und in langer Übung und Erfahrung bewährt habe; nicht wolle er, wie bisher im Brauch gewesen, Hippokrates und Galenus oder irgendwelchen alten Autorem erklären, sondern eigene Schriften seinen Vorlesungen zugrunde legen. Wolle einer irgend etwas nachprüfen, so werden Vernunft und Erfahrung für ihn sprechen. Wer von ihm diese neuen Bahnen sich führen lassen wolle, der komme nach Basel. „Urteilen mag nur, wer Theophrastum gehört hat. Gott befohlen! und laßt euch diesen unsern Versuch, die Heilkunst wieder aufzubringen, wohl angelegen sein.“ Damit war der Krieg erklärt.

Hohenheim las vor gefülltem Hörsaal. Und er las in deutscher Sprache. Auch das ein bewußter Bruch mit altgeheiligter Ordnung. Auch darum ein Sturm der Entrüstung. Er

wußte, warum er deutsch las und schrieb. „Ihr verachtet mich, darum daß ich neu bin, daß ich deutsch bin. Mein Fürnehmen ist hie zu erklären, was ein Arzt soll, und das auf deutsch, damit es in die Gemeine komme.“ So wurde er der erste deutsche Hochschullehrer, der in deutscher Sprache las. Er war auch im Herzen immer gut deutsch geblieben, trotz seiner Weltfahrten. „Ich danke Gott, daß ich ein geborener deutscher Mann bin.“ Er hat auch die deutsche Sprache, die mancher Gelehrte deutscher Geburt damals kaum ordentlich schreiben konnte, kraftvoll, kernig geschrieben und gesprochen, ist tiefen Sinnes, hohen Schwunges, mit poetischer Feinheit, und wo es nötig war, saftig grob. Seine Zeit war darin nicht so zimperlich. Nicht immer gelang es ihm, die deutsche Sprache so zu meistern, daß sie zu einem klaren Ausdruck der in ihm gärenden und ans Licht ringenden Gedanken geworden wäre. Eine eigenartige neue Terminologie erschwert oft das Verständnis. Aber „so ein neu Ding entspringt, soll es nit auch einen neuen Namen haben?“

Kurz nach Wiederaufnahme seiner Vorlesungen war St. Johannistag. Vor der Aula brannte ein Holzstoß: Johannisfeuer nach altem Brauch. Da kam Hohenheim mit seinen Studenten und warf Avicennas Lehrbuch, Canon medicinae, in die Flammen. „In St. Johannisfeuer, auf daß alles Unglück mit dem Rauch in die Luft gehe! Was ich von euch habe, hat das Feuer hinweg und ist dahin. Was ich lehre, das wird kein Feuer fressen!“ So schreibt er später einmal in Erinnerung an diese Kunde. Es war offenbar nur ein augenblicklicher Einfall, keine Kopie der Tat Luthers vor dem Elstertor. Man nannte ihn „Lutherus medicorum“. Ein Wort seiner Gegner. Er hörte den Spott daraus: „Ihr nennt mich Lutherus medicorum mit der Auslegung, ich sei Haeresiarcha, ein Erzketzer! Wie ihr's mit ihm meinet, meint ihr's mit mir auch: dem Feuer zu! Du brauchst auf die Laugen nicht zu warten.“

An Verlästerungen fehlte es ihm nicht. Er wurde als roh, als ein Säufer verschrien. Es wird unbedingt zugegeben werden müssen, daß er von seinen Wanderfahrten und Feldzügen her verwilderte Manieren hatte. Der Wein schmeckte ihm auch, und daß er mit Studenten zusammensaß und pokulierte, macht ihn, der so ernste Worte von der Nüchternheit des Arztes schrieb, noch nicht zum Trunkenbold. „Kommt's auf die Kunst an, so darf ich meinen Wein mit Freuden trinken.“ Lächerlich ist der Vorwurf, er komme daher wie ein Fuhrmann. Er trug freilich nicht den roten Talar und das rote Barett des zünftigen Arztes, sondern einen schlichten Rock, meist ein ledernes Wams. So auch auf all den Abbildungen des zeitgenössischen Künstlers Augustin Hirschvogel. Er sagt auch, warum er ein ledernes Wams trug. Der Arzt, wie er ihn sich denkt, muß seiner Arbeit im Feuer warten, Tag und Nacht in Geduld. Da braucht er lederne Kleider und Schurzfell, daran sich die Hände zu wischen; denn er muß die Finger in die Kohle und Asche stoßen wie ein Schmied oder Köhler. Wer nur mit Phantasieren umgeht, macht sich keine Blattern an den Händen. Den Spott gab er ihnen heim. Ihnen würde man freilich den Arzt nicht anmerken, so sie nicht das rote Gewand trügen und daherkämen wie ein Butzi in der Fastnacht. Nicht das Kleid macht den Arzt, sondern die Kunst, nicht doktorisch Gewand, sondern doktorisch Werk, nicht Meistertitel, sondern Meisterschaft.

Unter seinen Gegnern waren auch die Apotheker, die er als Stadtarzt zu visitieren hatte. Er warf viel verdorbenes Zeug hinaus und rügte ihre Überforderungen und Patt und Geding mit den Ärzten zu ungunsten der Kranken. Seine metallischen Mittel und Extrakte machte er sich selbst und spottete der langen Rezepte. „Je länger das Rezept, desto kürzer der Verstand.“

Ein schlimmer Streich der Gegner sollte ihn zu Fall bringen. Ein schandbares Schmähgedicht war eines Sonntagmorgens angeschlagen. In überschäumendem Zorn schrieb er eine scharfe Beschwerde an den Rat. Gleich darauf wandte sich Hohenheim an den Rat um Rechtshilfe gegen einen Domherrn, der ihm das Honorar verweigerte, das er selbst dem Arzt versprochen hatte, der ihn gesund machen würde. Der Rat setzte in einem Vergleich das Honorar stark herunter. In einem Flugblatt wird Hohenheim anzüglich gegen den Rat, der ärztliche Kunst einschätze, als wäre es Schuhmachen. Er hört, daß man im Rat ihn zur Verantwortung

ziehen wollte, hört gar von einem Haftbefehl wegen Beleidigung der Majestät des Rats. Da verläßt er bei Nacht die Mauern von Basel.

So hat die verheißungsvoll begonnene, von höchster Begeisterung getragene akademische Tätigkeit ein jähes Ende gefunden. Hohenheim war wieder heimatlos und blieb es bis an das Ende seines Lebens.

Es liegt etwas Tragisches in dem Lebensgang dieses Mannes, über den ein schweres Geschick hereinbricht, nicht ganz ohne eigenes Verschulden, aber doch so, daß es als ein unverdient schweres Geschick erscheint, dem er unterliegen mußte. Und es bricht herein, als er auf der Höhe seines Lebens stand, auf dem Posten, von dem aus er sein Lebenswerk, die Erneuerung der Heilwissenschaft, in der dafür natürlichsten und wirksamsten Weise, als akademischer Lehrer und klinischer Meister, hätte hinausführen können. Seine Schuld lag nicht nur in der Unbesonnenheit, mit der er in einer schwachen Stunde seinem Zorn, so berechtigt er war, allzu freien Lauf ließ. „Da möcht ein Turteltaub zornig werden", sagte er damals, und so zahm war er nicht geartet. Die Schuld lag allermeist in einem hochgesteigerten Selbstgefühl. Aber, und das ist wieder das Tragische an seiner Schuld und in seinem Geschick, er mußte so sein. Wer Bahnbrecher werden will, darf nicht bescheiden sein, kann nicht bescheiden sein. Wer ein Lehrgebäude stürzen will, das durch Jahrhunderte alte Tradition geheiligt erscheint, der muß ein Rufer im Streit sein, in seinem Stürmen getragen von der Kraft höchsten Selbstbewußtseins. Was ihm seine unversöhnlichen Gegner schuf, was ihm sein Schicksal bereitete, das mußte er sein. Das nenne ich das Tragische in seinem Geschick.

Und Theophrast von Hohenheim hatte dies hohe Selbstbewußtsein, wie irgendeiner. Er war überzeugt von der Notwendigkeit, die alte scholastische Medizin über den Haufen zu werfen, und durchdrungen von der Richtigkeit seiner naturwissenschaftlichen Methode, in die sich freilich noch immer, auch bei ihm, problematische philosophische, dem Neuplatonismus entstammende Voraussetzungen mischen, die ihm aber genug mit den Augen Geschautes, aus der Erfahrung Erhobenes sichergestellt hatte. Da konnte er sein Denken nicht zurückschrauben, konnte die mit den Augen geschauten Ergebnisse seiner Forschungen nicht verleugnen. Die machten ihn so sicher, daß er den Gegnern zuruft: „Mir nach, mir nach, und ich nit euch nach. Ich bin Monarcha, nicht Galenus, nicht Avicenna, mein wird die Monarchey sein." So sicher war er seines Sieges, weil die Wahrheit siegen müsse, daß er sagte: „Und wenn ihr jetzt meinen Leib fresset, der Theophrastus wird mit euch kämpfen ohne seinen Leib. Es grünet, was herfürkommt, mit der Zeit."

Und nun einige der wissenschaftlichen Wahrheiten, die Hohenheim in Wort und Schrift so leidenschaftlich vertrat.

„Es soll ein Arzt nichts schreiben, allein es sei im Licht der Natur, wie er schreibt. Das ist die rechtschaffene Theorica, die aus dem Licht der Natur geht und nicht aus erdichtenden Köpfen." Durch die Erforschung der Natur wollte Hohenheim zur Erkenntnis des Menschen, zum Verständnis seiner Lebensbedingungen, zur Ergründung der Krankheitsursachen und Krankheitsheilung durchdringen. Er sah einen Zusammenhang der großen Natur und der Natur des Menschen, des Makrokosmus und Mikrokosmus. Dies Wechselverhältnis zu erforschen, betrachtete er als die Aufgabe der Philosophie. Und darum seine erste Forderung: „Der Arzt muß ein Philosophus sein."

Mit seiner zweiten Forderung: „Der Arzt muß ein Astronomus sein" dürfen wir nicht den Gedanken verbinden, Hohenheim habe den Einfluß der Gestirne auf Krankheit und Heilung anerkennen wollen. Das war zu jener Zeit der Standpunkt der Astrologie, und diese war ihm „eine abergläubisch falsche Kunst, eine Mutter aller Superstition". „Die Gestirne gewaltigen gar nichts; sie sind frei für sich selbst, und wir sind frei für uns selbst." Astronomie ist ihm „Kenntnis des oberen Firmaments", nach unserem Sprachgebrauch der atmosphärischen, klimatischen Einflüsse auf die Lebensbedingungen des Menschen. Zugegeben, daß

sich auf diesem von Hohenheim mehr geahnten, noch nicht exakt erforschten Gebiet manche Unklarheiten und phantastische Vorstellungen mit klaren, guten Gedanken mischten.

Aber ganz klar und scharf ist seine Stellung zur Alchimie. Hier stand er ganz auf dem Boden exakter Naturforschung und erhob aus dem Experiment seine Ergebnisse, die er für die Heilwissenschaft fruchtbar zu machen suchte. Sie war ihm „billig eine Kunst, die alle Ärzte wissen sollen". Ihre Aufgabe war ihm nicht nur, die Stoffe, Kräfte und Vorgänge der Natur zu erfassen, „die Elemente in ihrem Wesen zu erkennen", wie er einmal poetisch fein sagt: „Herz und Gemüt der Mineralien zu erfahren und ihre Kraft in seine Hand zu fassen". Die chemischen Vorgänge in der Natur gaben ihm ein Verständnis für chemische Vorgänge im Körper der gesunden und kranken Menschen. So stellte er auf wissenschaftlicher Grundlage spezifische Heilmethoden auf, die ihm bisher unerhörte Erfolge brachten. Der Schöpfer der pharmazeutischen Chemie ist der Begründer der physiologischen und pathologischen Chemie geworden. Mit mangelhaften, einfachen Geräten, die er in einer Kiste auf seinen Wanderfahrten mit sich führte, arbeitete er unermüdlich. Wenn er kurze Zeit sich irgendwo aufhielt, brachte er seine Laborieröfen in Gang. Die Mangelhaftigkeit seiner Apparate war es, die so frühe seine Gesundheit untergrub.

Was sich experimenteller Erfassung entzog, schaute er mit intuitivem Blick. Die Krankheit ist ihm ein halb geistiges, halb körperliches Lebewesen mit eigenen Lebenserscheinungen und Lebensbedingungen innerhalb des menschlichen Organismus. Mit dem Mikroskop hat die moderne Wissenschaft die ihm noch unfaßbaren, darum als halb geistig angesehenen Lebewesen erforscht. Die Heilung einer Krankheit, so folgerte er aus seiner Voraussetzung, vollzieht sich, wenn es der Natur und der Arzneikunst gelingt, eine so kraftvolle Lebenstätigkeit zu entwickeln, daß der Schmarotzer erstickt und zugrunde geht. Der Arzt hat also nur die Naturheilkraft anzuregen und zu stärken. „Die Natur ist der Arzt." Wo die Natur versagt, ist der Arzt machtlos und soll nichts weiter versuchen. „Unterstand dich nit weiter, denn soweit die Natur ihr Ziel steckt."

Die heilende Kraft der Natur war ihm besonders wichtig in der Chirurgie, eine zu seiner Zeit vom Arzt verachtete Kunst, von Hohenheim als „das Gewisseste der Heilkunst" hochgehalten. Hier hat der Arzt nur die Heilbestrebungen der Natur zu unterstützen, „dem verletzten Schaden Schirm und Schützung zu geben vor widerwärtigen Feinden und die Wunde vor Fäulung zu bewahren". „Das Heilsame, das im Menschen ist, heilt allein die Wunde; halt sie sauber und beschirm's vor den äußern Feinden, also werden alle Wunden geheilet."

Wenn Hohenheim Heilwirkungen nicht ablehnt, die magnetischer oder suggestiver Einwirkung ähnlich sehen, so tut er's, weil er sagen muß: „Meine Experienz bringt mich dazu." Er lehnt aber jede Einwirkung dämonischer Kräfte ab, es sind ihm noch unbekannte, aber natürliche Wirkungen. Und so wird „noch vieles, was unmöglich geschätzt wird, unglaublich, unverhoffentlich, einst wunderbarlich wahr werden".

Es sind das alles seine eigensten Gedanken. Es war sein Stolz, selbständig zu sein in seinem Denken, seinem Forschen, seiner Kunst. Sein Wahlspruch, den Augustin Hirschvogel wiederholt über das Bildnis Hohenheims geschrieben hat, sagt uns das auch:

Eines andern Knecht soll niemand sein,
Der für sich bleiben kann allein.

Daß der große Gelehrte im Gedächtnis vieler als ein frommer, edler und guter Mensch fortlebte, hat jene kleine Geschichte vom Schatz des Paracelsus schon angedeutet. Seine eigenen Worte mögen uns über seine Weltanschauung im allgemeinen und über die Auffassung und Führung des ärztlichen Berufs noch einiges sagen. Es mag dies zugleich die falsche Rede von einem Materialismus des Paracelsus berichtigen, den ein Michelangelo beantwortet habe mit dem Worte:

Nennt's wie ihr wollt, nennt es Natur
Doch laßt mich glauben an die Gottesspur.

An sie glaubte, sie erschaute Hohenheim in allem, was Naturergründung ihm offenbarte. Ihm genügte es nicht, „in der elementischen Schule allein seine Lust zu suchen". Bleibt einer darin gefangen, so sieht er allein das Sterbliche, nicht das Ewige. „Dieweil wir allein sehen in das Tödliche, so sind wir blind; dieweil wir liegen in dem, dieweil sind wir dem Ewigen nichts verwandt. So aber unsere Augen weiter sehen, alsdann so werden die Wunderwerke Gottes geoffenbaret (Philos. sagax, Opera Huser II, S. 403). So sind ihm denn auch alle in den Elementen liegenden Kräfte, die der Arzt als Chemiker herausholt, „Magnalia Gottes" (Labyrinthus medicorum I, S. 272). „Gott ist wunderbarlich in seinen Werken und Geschriften, der ohne End wunderbarlich dem Menschen, als der edelsten Creaturen, selbst alles zu philosophieren befohlen hat und zu erforschen die Natur, damit sie die Wunderwerk Gottes herfürzeig. Denn was haben wir auf Erden, als allein in göttlichen Werken zu wandeln und sie zu erkennen" (de meteorum II, 78).

Und so fordert er denn auch vom Beruf des Arztes „eine fromme redliche Kunst", „ein Amt des Herzens". Wo er von des Arztes Tugend schreibt, hat Hohenheim die schönen Worte gefunden, die an Tiefe des religiösen Empfindens und an Kraft des Ausdrucks eines Luthers würdig sind: „Du mußt in Gott eines ehrlichen, redlichen, starken, wahrhaftigen Glaubens sein, mit allem deinem Gemüt, Herzen, Sinn und Gedanken, in aller Liebe und Vertrauung. Alsdann auf solchen Glauben und Liebe wird Gott seine Wahrheit nit von dir ziehen und wird dir seine Werke offenbar machen, glaublich, sichtlich, tröstlich" (Paragranum I, 227). So wird der Arzt walten, „ein Knecht der Natur, Gott aber ist der Herr der Natur". Walten soll er im Sinne dessen, der da sagt: „Ich bin mild und eines demütigen Herzens", als ein rechter Samaritan. „Das Höchste, was wir Ärzte an uns haben, ist die Kunst, darnach, was dem gleich ist, die Liebe.- Und da ist ihm „Liebe und Treue ein Ding", und Treue ist ihm, den Kranken gewissenhaft beobachten, ihn sich immer „inbilden", jeden in seiner Eigenart erfassen und „nicht alle Rösser mit einem Sattel reiten", in Nüchternheit und Keuschheit und mit sorgsamer Pflege sich des Kranken annehmen und „unbezahlt alle Künste nach der Wahrheit an den Tag geben, und es soll ihn doch nicht reuen". Und seine Gegner haben das „zu einem Stichblatt wider ihn gemacht", daß er arm geblieben ist. Eine Fülle von Aussprüchen, die von seiner ernsten Auffassung des ärztlichen Berufes zeugen, könnten hier angefügt werden; eines noch stehe hier, ein Zeugnis davon, wie er, Weisheit und Milde verbindend, der Allerärmsten seiner Zeit, der Geisteskranken sich angenommen. Hier müsse man allermeist sich des Gebotes erinnern: Liebe deinen Nächsten als dich selbst, und ergreifend ist sein tiefempfundenes Wort an solchen Kranken: „In deinem Elend, da du drin bist, in selbigem Elend wollen wir dich und uns behüten und bewahren, dein Joch und deine Bürde auf unsern Rücken nehmen und Gott, unsern Erlöser, bitten, dich zu entbinden."

Was er vom Arzte forderte, suchte er im Gefühl heiliger Verantwortlichkeit in die Tat umzusetzen. „Lehren und nicht tun, das ist klein. Lehren und tun, das ist groß und ganz." In einer großen Anzahl von Schriften hat er, nimmermüde, seine Lehren niedergelegt. Es ist erstaunlich, wie er das alles leisten konnte. Schon in Basel arbeitete er Nächte hindurch, gönnte sich oft nur drei Stunden Schlaf, legte sich gestiefelt und gespornt aufs Bett, stand mitten in der Nacht auf, wenn seine Gedanken ihn drängten. Dann floß es von seinen Lippen, daß der Ammanuensis, den er weckte, kaum nachschreiben konnte. Er machte auf diesen geradezu den Eindruck eines Besessenen, vollends wenn er in überschäumendem Temperament während des Diktierens mit seinem Degen herumfuchtelte, den er seit seinen Kriegsfahrten stets trug. Und so arbeitete er auch auf seinen Wanderfahrten, die ihn nach der Basler Zeit durch Deutschland, die Schweiz und Österreich führten, bald unter Entbehrungen, bald im Genuß reicher Mittel, die er nicht zusammenhalten konnte. Er teilte sie mit Dürftigen, „vertummelte sie auch zuzeiten", das gesteht er selbst, „mit guten Gesellen". Auch da wieder wollte er „den Wein mit Freuden trinken".

Eine Berufung zur ärztlichen Behandlung des Bürgermeisters Studer von St. Gallen führte ihn wieder in die Schweiz. Hier in St. Gallen war es, wo er tiefer als bisher von der reformatorischen Bewegung ergriffen wurde. Längst hatte er die Heiligen Schriften gelesen und Anmerkungen dazu geschrieben. Nun begann er, in den dreißiger Jahren, eine reiche schriftstellerische Tätigkeit auf religiösem und theologischem Gebiet, auch hier wieder ganz selbständig, — eines andern Knecht soll niemand sein, der für sich bleiben kann allein. Zunächst scharf gegen das Papsttum, bald abgestoßen durch den Streit unter den Evangelischen und tiefverletzt durch die grausamen Maßregeln gegen die mit den Spättäufern zusammengeworfenen „Brüder", die nach den peinlichen Belegen Thudichums (in seinem zweiten Band der Deutschen Reformation) besonders von Zwingli bestätigt worden sind, scharf auch gegen Luther und Zwingli. Der Papst, Luther und Zwingli sind ihm „drei Paar Hosen von einem Tuch". Ganz im Sinn der „Brüder" ist er gegen jede neue dogmatische Festlegung der christlichen Wahrheiten. Sein Ideal ist „die mauerlose Kirche", die Geistesgemeinschaft ohne kirchliche Gebräuche, ein Christentum des dankbaren Gottvertrauens und der herzlichen Liebe zum Nächsten. Er wurde von diesen Gedanken so sehr überwältigt, daß er den ärztlichen Beruf aufgibt und als evangelischer Bruder in die Gebirgstäler des Appenzeller Landes geht, um den dortigen Brüdern als Seelsorger und Freund zu dienen. Für sie verfaßte er religiöse Schriften, schreibt ihnen wahrhaft apostolische Briefe. Bis gänzliche Mittellosigkeit, wohl auch die Zerstreuung der grausam Verfolgten ihn nötigte, wieder den ärztlichen Beruf aufzunehmen.

Bald darauf reist er wieder, wie früher, meistens zu Pferd, auf Kreuz- und Querfahrten, denen Berufungen zu Konsultationen oder Versuche, seine Schriften zum Druck zu bringen, Ziel und Richtung gaben. Die Gegner haben meist den Druck hintertrieben. Es wäre ein besonderes Kapitel — die Geschichte seiner Schriften.

1542 kam Hohenheim nach Salzburg. Vielleicht mit der Absicht, sich dauernd niederzulassen. Aber seine Zeit war um. Nach einem Leben voll Unruhe und Kampf, voll Mühe und Arbeit. „Besser ist Ruhe denn Unruhe, aber nützer ist Unruhe denn Ruhe." Es kam, wie er einmal sagte, „die Abendstund, der keiner entrinnen mag". Sie kam plötzlich. Längst war seine Gesundheit durch Strapazen der Reisen und Schädigungen des Laboratoriums untergraben. Er erkannte die Nähe des Todes. Er wußte, es hilft kein Heilmittel. „Also will Gott handeln nach seinem Willen und will der Natur ihre Kraft nicht nehmen, sondern still lassen stehn, wie er der Sonnen ihren Schein nicht nimmt, so schon Finsternis kommt. Dieweil Gott der Arznei solchen Untergang bereitet, so schleicht dieweil der Tod herein und nimmt das Leben." So schrieb er einmal. Und so kam's. Er sah dem Tod gelassen entgegen. Er war ihm nicht nur „der Scherge, der fürbeut zum Gericht Gottes", er war ihm „der Durchgang zur Verklärung", „das Ende aller Unruh". „Wir freuen uns des Tags des Ends unsrer Arbeit und der Ruhe." Mit der Klarheit des Arztes, mit der Ruhe des Philosophen, mit der Gottergebenheit des Christen ordnete er das Zeitliche. In seinem Testament, einem schönen Zeugnis seines Glaubens, seines frommen Sinnes, seiner Liebe zu den Armen, vermachte er diesen seine geringe Habe. Für sich will er ein Begräbnis auf dem Armenfriedhof der Bruderhäusler von St. Sebastian.

Am 24. September 1542 ist er gestorben. In der Kirche von St. Sebastian zu Salzburg ruhen noch heute seine Gebeine.

„Was ist es, das den Medicum reut?" so fragte Hohenheim einmal. „Nichts, denn er hat sein Tag vollbracht mit den Arcanis und hat in Gott und in der Natur gelebt als ein großer Meister des irdischen Lichts."

Das war er. Ein Bahnbrecher einer neuen Zeit, ein guter Mensch, sittenrein in einer maßlos verderbten Zeit, das mußten ihm die Gegner lassen, in manchen Fehlern und Irrtümern ein Kind seiner Zeit, ein selbständiger, tiefer Denker, ein unbeugsamer Charakter. Aller Ehre wert.

Dr. R. J. Hartmann



Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Weg zum kirchlichen Frieden

Man hört häufig den Vorwurf, die evangelische Kirche sei in zu hohem Maße Bekenntniskirche. Dies tadelnde Urteil besteht vom Standpunkt des modernen Pfarrers aus zweifellos zu Recht. Ohne eine gewisse Dialektik, ohne ein weitgehendes Anempfinden an veraltete Ausdrucksformen, ohne Anlegung stark subjektiver Maßstäbe bei Ausscheidung des „Unwesentlichen" in den Bekenntnissen, wird er kaum imstande sein, mit der Bekenntnisverpflichtung ein klarbewußtes Einstehen für Ansichten zu verneinen. Andererseits kann man die Frage aufwerfen, ob vom Standpunkt des Laien aus betrachtet die protestantische Kirche nicht zu w e n i g Bekenntniskirche ist. Was kümmert sich der durchschnittliche kirchlich gesinnte Laienchrist um die geltenden Bekenntnisse? Von der Augustana oder gar der Konkordienformel und dem Athanasianum weiß er wenig oder nichts; das wohlbekannte „Apostolikum" aber ist ihm zur Formel versteinert, die er vom Altare, sei es mit gewohnter Respektempfindung, sei es mit einem Gefühl des Mißbehagens oder der Verwunderung, in jedem Falle aber ziemlich gleichgültig auffagen hört. Wohl erinnert er sich, daß früher in Schule und Konfirmandenunterricht Lehrer und Prediger den Versuch machten, ihm hinter den harten Schalen dieses Symbols den lebenswarmen Inhalt des christlichen Glaubens aufzuzeigen, wie er ihn — wenn auch vielleicht stark modifiziert — noch jetzt in Ehren hält. Aber er kann dieses Kunststück in Gedanken nicht wiederholen. Manche jener lapidaren Sätzchen sind ihm inzwischen wohl gar anstößig geworden, und er begreift nun, warum der Unterricht seinerzeit so schnell darüber hinwegglitt. Wenn man ihn nach seinem Glauben fragte, der sich im eigenen Nachdenken geklärt, im eigenen Lebenskampf bewährt hat, so würde es ihm nicht einfallen, mit den drei Artikeln zu antworten. Die Worte sind ihm nicht mehr mundgerecht, sein Bekenntnis sind sie nicht. Für ihn ist das Apostolikum eine alte und vielleicht heilige Formel. Ein Bekenntnis, das den Schatz seines religiösen Erlebens in Goldmünzen ausprägte, besitzt er nicht.

So ist es nicht zu bestreiten, daß die regelmäßige Rezitation des Apostolikums dazu beiträgt, den evangelischen Gottesdienst, der ohnehin durch die formulierten Gebete und Wechselgesänge etwas Steifes und Schablonenhaftes hat, noch hölzerner und frostiger zu machen. Der katholische Gottesdienst, von dessen Vorbild sich der evangelische noch längst nicht genug freigemacht hat, ist freilich noch weit mehr von der Formel überwuchert, doch bringen sakramentale Weihen, dämmernde Farben und Weihrauchdüfte mystische Stimmungen und Schauer hervor, welche über die Leere und Öde der Formel hinwegtragen können.

Ist es nicht möglich, das überlebte Apostolikum im Gottesdienste durch ein von Theologie und Archaismen freies Bekenntnis zu ersetzen, das der protestantischen Laienreligion einen

schlichten, frommen und weitherzigen Ausdruck gibt, ein Bekenntnis, das nicht dem Pastoren zum Auffagen, sondern der Gemeinde zum Singen in den Mund zu legen wäre? Könnte dort, wo in der Regel der Tiefpunkt der Teilnahmlosigkeit im Gottesdienste erreicht ist, ein Höhepunkt fröhlicher Anteilnahme erreicht werden?

Doch wer wird neuen Versuchen, ein derartiges Bekenntnis zu formulieren, nicht mit Skepsis gegenübertreten und erwarten, daß schließlich eine vielleicht hochtönende, aber dürftige und glatte Formel auf den Tisch gelegt wird? Wer kann denn heute in unserer empfindsamen, subjektivistischen Zeit ein religiöses Volkslied dichten, wie man es im Reformationsjahrhundert kannte? Da wird zur guten Stunde von dem Pastor Oberdieck und nach diesem von Professor Dr. Otto-Göttingen auf ein in der Reformationszeit entstandenes, an Verse Luthers sich anlehnendes Glaubenslied hingewiesen, das, in der kernigen, kraftvollen Art des deutschen Reformators einhergehend, dem gekennzeichneten Bedürfnis nach einem einfachen und freien Laienbekenntnis entspricht. Es lautet:

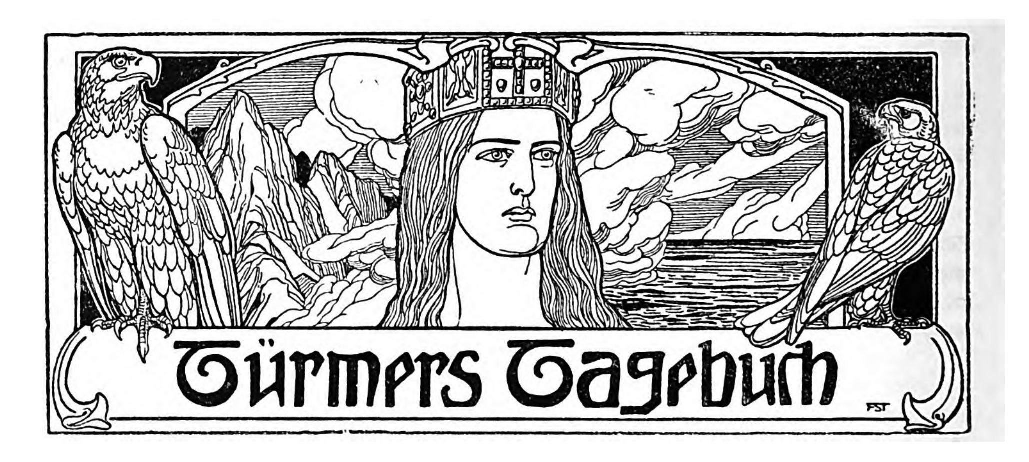
Wir glauben all an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich durch Jesum, seinen Sohn,
Uns zum Vater hat gegeben.
Er will uns allezeit ernähren,
Uns zur Seligkeit bewahren
Durch den heiligen Geist im Glauben.
Kein Leid soll uns widerfahren,
Nach diesem Elend ist bereit
Uns ein Leben in Ewigkeit. Amen.

In unübertrefflicher Schärfe, dabei die verschiedensten Nuancen des Glaubensstandpunktes frei lassend, wird hier das spezifisch christliche Glaubensmoment hervorgehoben. Wundervoll, ja ergreifend ist sodann der Ausdruck des Vorsehungsglaubens. Wie kindlich klingt: „Er wird uns allezeit ernähren", wie glaubenstrotzig: „Kein Leid wird uns widerfahren"! Wie poetisch fein und zugleich zu frommem Sinnen anregend ist der paradoxe Anschluß der letzten Verse an diesen zuversichtlichen Glaubensruf! Auch der Ausblick aufs Jenseits dürfte bei einem christlichen, um nicht zu sagen religiösen, Bekenntnis nicht fehlen. Es kommt noch hinzu, daß zu diesem Texte eine bewegt und feierlich volltönende Melodie gefunden ist, die bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen gedruckt wurde. (Musikbeigabe Nr. 122 zur Monatschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst XVI, 10. Einzelpreis 12 ₰; Partiepreis von 15 Exemplare an je 8 ₰. Melodie und Text des Glaubensliedes zum Einlegen in das Gesangbuch: 10 Exemplare 20 ₰; von 50 Exemplaren an je 1 ₰.)

Doch stellen wir den Gesichtspunkt der lebendigeren Gestaltung des protestantischen Gottesdienstes beiseite. Noch aus einem anderen Grunde könnte die Einführung des Glaubensliedes für die Kirche von Bedeutung werden. Wie ist jetzt die Lage? Das Bekenntnis als Waffe schwingend, suchen die Orthodoxen die freigesinnten Christen aus der Kirche zu vertreiben; diese ihrerseits, im Kampfeseifer vielfach zu immer größerem Radikalismus fortgerissen, bemühen sich, das Bekenntnis aus der Kirche hinauszuwerfen und huldigen in manchen Vertretern einem Subjektivismus, der, zum Siege gelangt, mit dem Bekenntnis auch die Kirche auflösen muß. Würde man sich hüben und drüben nicht besser verstehen lernen, wenn jenes schlichte und fromme Bekenntnislied unter uns, unsere Gottesdienste belebend, lebendig würde? Könnte es nicht den Blick für das Gemeinsame, das trotz allen Feldgeschreis, trotz aller herüber und hinüber gewechselten Schüsse noch geblieben ist, wieder öffnen? Könnte es nicht eine Brücke werden, die über die bald unerträglich weit sich dehnende Kluft zwischen rechts und links sich hinüberschwingt? Könnte es nicht ein Weg, ein Schritt wenigstens, sein zum kirchlichen Frieden?

Wilhelm Thimme





Byzanz · Eine christliche Abrechnung · Der Türke · Ehrfurcht

Noch einmal wird das Kreuz vor den Pforten der Hagia Sophia umkehren. Dann kommt es wieder und nimmt seinen Thron wieder ein auf dem Altar, von dem es vor mehr als viereinhalb Jahrhunderten gestürzt wurde. Die viereinhalb Jahrhunderte werden sich vielleicht auf fünf runden. Ein halb Jahrtausend —: das Kreuz kann warten...

„Es sind genau vierzehn Jahrhunderte," erzählt K. A. Junge in der „Frankf. Ztg." aus den märchenhaften Schicksalen der auch „Ewigen" Stadt, — „da erbaute der byzantinische Kaiser Anastasios I. nur wenige Stadien westlich von der heutigen Tschataldschalinie quer durch Thrazien von Meer zu Meer ein Bollwerk, durch das er das Herz des oströmischen Reiches gegen den Ansturm der Bulgaren zu schützen suchte. Diese Mauer des Anastasios erfüllte wirklich ihren Zweck. Die Bulgaren kamen damals nicht nach Konstantinopel, und auch später hat trotz wiederholter Anläufe keines der siegreichen Bulgaren Fuß Konstantinopel betreten.

Heute ist es derselbe Name, der die Bewohner der Stadt am Bosporus erzittern macht. Aber was sich an den Tschataldschalinien abspielt oder vorbereitet, ist doch keine witzlose Wiederholung, vielmehr eine bittere Umkehrung dessen, was einst war, und ein neues Exempel für das Wanderbuch Chidhers des Ewigjungen. Zar Ferdinand ist mit seinen Bulgaren ausgezogen, wenn man ihm glauben muß, um das Kreuz gegen den Halbmond, europäisches Recht und christliche Kultur gegen asiatische Willkür und Barbarei zu schützen, die in Stambul ihren Sitz hätten. Aber die Bulgarenhäuptlinge des fünften, sechsten und neunten Jahrhunderts waren wilde Asiaten, Führer eines türkischen Volkes, nahe Stammverwandte der Hunnen und Chasaren. Byzanz hingegen, die goldfunkelnde Hauptstadt des Romäerreiches, war der Sitz des in die Staatskirche gepreßten Christentums und das Magazin des zwar immer weniger verstandenen, aber doch noch unendlich reichen Erbes antiker Kulturgüter. Auch dann, als das bulgarische Herrenvolk in der Masse der unterworfenen Slawen aufging, ihr Fürst Christ wurde, änderte sich

an der barbarischen Wildheit jener Widersacher Konstantinopels nicht viel, und völlig ungefährlich wurden sie für dieses erst, als die Osmanen Bulgaren und Griechen gleichzeitig niederwarfen.

Eine unendliche Fülle von Bildern, von blendender Schönheit und widerwärtigster Entartung, von hochaufragender Macht und tiefster Erniedrigung, von Glück und Glanz und jauchzender Festfreude, aber auch von beispiellosen, blutigsten Greueln, die uns heute noch beim Lesen das Herz in der Brust erschauern machen, zieht an unserem inneren Gesicht vorüber, wenn wir die Geschichte der gewaltigen Stadt durchblättern, deren Namen heute wieder ein neues Kapitel der Menschheitsgeschichte bezeichnen zu sollen scheint, und die mit dem selben Recht wie ihre große Rivalin am Tiber den Ruhm der ‚Ewigen' für sich in Anspruch nehmen darf. Hier wie dort verlieren sich die Anfänge in sagenhaftes Dunkel, hier wie dort sichert die Fülle menschlicher Erinnerungen an das, was einst war, dem was noch ist, für menschliches Maß ewige Dauer.

Griechen aus Megara, die sich eine neue Heimat suchten, warfen an der Spitze des Dreiecks zwischen Propontis und Goldenem Horn die Anker, und machten aus der wahrscheinlich längst bestehenden phönizischen oder thrazischen Ansiedlung die Griechenstadt B y z a n z. Wechselvoll und reich an Stürmen waren schon die ersten tausend Jahre ihrer Geschichte. Hellenen, Mazedonier, Römer besaßen nacheinander die Stadt und bestimmten ihre Schicksale. An die Lehre von der Wiederkehr des Gleichen erinnert es uns, wenn wir den Halbmond der Osmanen bereits an der auf der Hafenmole aufgestellten Statue der Jo und auf den Münzen der Stadt sehen. Im Römerreich war Byzanz schon ein stolzes Gemeinwesen und Riegel an der Grenzmark gegen die Feinde des Reiches im Osten. In den Imperatorenkämpfen wurde die Stadt, die sich einem vom Glück nicht begünstigten Prätendenten angeschlossen hatte, von S e p t i m i u s S e v e r u s vollständig zerstört. Der Kaiser baute sie zwar nachher in bescheidenerem Maße wieder auf, aber es wäre ihr ergangen, wie etwa Korinth, wenn nicht die cäsaristische Politik des ersten Konstantin diesen bedeutenden Platz für eine neue Reichshauptstadt gewählt hätte, um dem für ihn noch immer zu republikanischen genius loci der alten sich zu entziehen. Der Kaiser hatte soeben seinen Gegner Licinius, der sich in Byzanz gegen ihn verschanzt hatte, bezwungen. Die neu aufgerichtete Stadt, der er den Namen N e u - R o m gab und die er nun zur Hauptstadt des ganzen Reiches bestimmte, betrachtete er als ein Denkmal seiner Siege. Die Nachwelt hat das Testament des Despoten umgestoßen und der Stadt den Namen gegeben, den sie heute noch trägt: K o n s t a n t i n s s t a d t.

Der Kaiser tat alles, um den Glanz der neuen Stadt dem der alten nicht nachstehen zu lassen: Auf sein Gebot erwuchs eine große Zahl schimmernder Prunkbauten. Aber was am Tiber im Laufe von sechs Jahrhunderten organisch entstanden war, das sollte hier das Machtwort des Herrschers aus dem Boden zaubern. Es ist begreiflich, daß die neue Stadt, die in vielem eine Kopie der alten wurde, etwas Gekünsteltes hatte und, wenigstens für die erste Zeit, des Adels harmonischer Verhältnisse entbehrte. Die neue Stadt wurde, wie die alte, auf s i e b e n H ü g e l n erbaut, sie wurde in 14 Regionen, wie ihr Vorbild, eingeteilt, sie bekam

ein Kapitol, glänzende Säulenhallen, mehrere Prunkforen, Paläste, Kirchen, und der von Septimius Severus begonnene Hippodrom, in dem sich oft so furchtbare und für die Geschichte der Stadt und des Reiches so entscheidende Szenen abspielen sollten, wurde von ihm fertig gebaut. Die Stadtmauer, die bis dahin nur die Stadtteile im Osten des heutigen Stambul umfaßte, rückte er um 15 Stadien, also etwa 3 Kilometer nach Westen. So ziemlich das einzige, was aus der Konstantinischen Stadt noch übrig, ist die vielfach geborstene und nur in Trümmern noch vorhandene Porphyrsäule, die auf dem Platze des ehemaligen Konstantinsforums steht. Unter der Säule ließ er das Palladium, das Bild der Stadtschützerin Pallas, das angeblich aus dem verbrannten Ilion nach Rom gekommen war, versenken. Mit der Legende von der Wunderkraft dieses Bildes mag es wohl zusammenhängen, daß vor der Eroberung der Stadt durch die Türken bei den Griechen die Mär geglaubt wurde, der Feind werde nicht weiter als bis zur Säule Konstantins in die Stadt dringen. Alsdann werde ein Engel vom Himmel herabsteigen, einem armen Manne ein Schwert geben und zu ihm sagen: ‚Räche das Volk Gottes!‘ Aber weder Pallas noch ein Engel haben die Stadt gerettet. Das Palladium mag also doch wohl nicht das echte gewesen sein.

Die Konstantinische Stadt mußte im folgenden Jahrhundert erweitert werden, als die aus arianischen Goten bestehende Garde, die den Schutz der Stadt übernommen hatte, außerhalb der Stadtmauer angesiedelt und für die dort neu entstandenen Quartiere ein weiterer Schutz gegen die Einfälle hunnischer Völker notwendig wurde. Damals, im fünften Jahrhundert, entstand etwa anderthalb Kilometer westlich von der Mauer Konstantinopels, jene unter dem Namen der Theodosianischen Mauer bekannte gewaltige Befestigung, die, wenn auch nur in riesigen Trümmern, im ganzen noch heute vorhanden ist. In einer Länge von mehr als sechs Kilometern zieht sie sich als gewaltige Doppelmauer mit einem breiten Graben und mehr als hundert Türmen vom Marmarameer zum Goldenen Horn. Nur die innere Mauer ist von Theodosius II. errichtet, an dem weiteren Teile der Befestigung haben eine ganze Anzahl von Kaisern gebaut.

Aus der langen Reihe von Kaisern, die von dem ersten bis zum elften Konstantin, dem Paläologen, in Konstantinopel das Szepter geführt haben, leuchtet uns mit besonderem Glanze der Name Justinian entgegen. Man hat ihn den zweiten Gründer der Stadt genannt. Ihm verdankt das Wahrzeichen Konstantinopels, der Tempel der Hagia Sophia, nicht seine Entstehung, aber die Gestalt, in der er den Ruhm eines Weltwunders erlangt hat. Die von Konstantin der heiligen Weisheit erbaute Basilika, die fast ganz aus Holz erbaut war, brannte in dem furchtbaren Nikaaufstand des Jahres 532 ab, innerhalb weniger Jahre wurde sie wieder in Stein aufgebaut, und die Tempel in Ephesos, Delos, Palmyra, Rom wurden ihrer schönsten Säulen beraubt, damit der neue Wundertempel selbst Salomos Bau an Pracht übertreffe.

Justinian, der die Vandalen und Goten ausrotten ließ, der das Reich von Armenien bis Spanien ausdehnte, der das große Gesetzbuch zusammenstellen ließ, das seinen Namen trägt, verlieh der Stadt den Glanz, der ihr, wenigstens bis zur Eroberung durch die lateinischen Kreuzfahrer, geblieben

ist. Er war es, der die letzten Reste des alten Götterkults mit blutiger Schärfe ausrottete, der seine Tempel für das Christentum in Anspruch nahm und aus den weiten Grenzen des Reiches ungeheure Mengen an Kunstwerken, u. a. den Phidiasschen Zeus von Olympia, nach Konstantinopel schleppen ließ, um dort die Plätze, die Hallen, den Hippodrom damit zu schmücken.

Aber schon zu seiner Zeit beginnt die Zerstörung. Der Hippodrom wird der Schauplatz einer Revolte, vor der der kampferprobte Belisar zittert. Die Rennparteien der Grünen und der Blauen treiben ihre Eifersucht zum blutigen Kampf. Der Hof hat sich auf Veranlassung der Kaiserin Theodora den Blauen angeschlossen. Die Grünen erheben Beschwerde beim Kaiser. Da sie kein Ohr finden, verlassen sie den Zirkus und erheben sich gegen die Parteilichkeit des Hofes. Eine Woche lang tobt der Aufruhr mit Mord und Brand durch die Straßen. Ganze Stadtviertel fallen in Asche. Der Kaiser ist ratlos. Nur Theodora, die er von einer Meretrix zur Kaiserin erhoben hat, verliert keinen Augenblick die Ruhe. Sie hält den Kaiser von der Flucht ab, und nun gelingt es auch Belisar, mit seinen germanischen Garden des Aufruhrs Herr zu werden. Der Hippodrom wird der Schauplatz eines entsetzlichen Gemetzels. Nicht weniger als 30 000 brüllende, rasende Menschen werden zusammengehauen, und während das Blut in Strömen durch die Arena fließt, gibt der Kaiser das Zeichen zum Wagenrennen. Die Niedermetzelung der 25 000 Janitscharen unter Mahmud II. hat mit dieser Schlächterei eine entsetzliche Ähnlichkeit.

Es ist für die Zusammenhänge nicht nebensächlich, daß Justinian, der vorher Uprawda hieß, wie sein Vorgänger Justin romanisierte Slawen waren, die aus Viehzüchtern zu Palastbeamten und dann zu Kaisern wurden. Schon beginnen diese Völker ihren Platz in der Geschichte zu fordern, und es ist auch kein Zufall, daß diese beiden Kaiser gerade in Ostrom regieren, das für so viele slawische Völker, für Serben, Bulgaren und Russen, die Quelle ihrer Kultur geworden ist. Was Wunder, wenn alle diese Völker heute wieder nach Byzanz zurückstreben, nicht, um ihm zurückzuzahlen, was sie empfingen, sondern um an sich zu nehmen, was die Türken noch übrig gelassen haben. Es verdient auch vermerkt zu werden, daß slawische Hilfsvölker in den späteren Jahrhunderten eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie in den früheren die Goten. Sie mußten den Schutz der Stadt übernehmen, zu dem die verweichlichten Griechen untauglich geworden waren.

Bulgaren, Russen und moslemische Araber haben mehrmals vergeblich versucht, die Stadt zu erobern. Die für mittelalterliche Verhältnisse sehr starke Befestigung und furchtbare Wirkung des Seefeuers gaben den Einwohnern genügende Sicherheit. Wohl aber steht die eine vergebliche Belagerung der Stadt durch die Araber in einem gewissen inneren Zusammenhang mit der wirklichen Eroberung durch ihre türkischen Nachfolger im Kalifat. Bei jenen ersten Belagerern im Jahre 672 befand sich auch Ejub, der noch unter dem Propheten selbst die Fahne getragen hatte. Er fiel vor den Mauern, und sein Grab kannte niemand. Aber bei der Belagerung durch die Türken wußte es ein besonders frommer Molla zu finden, und nun belebte sich der durch die lange Belagerung etwas gesunkene

Mut der Belagerer wieder. Über dem angeblichen Grabe erhebt sich jetzt eine Moschee, die als ganz besonders heilig gilt.

Die blendende Herrlichkeit der Kaiserstadt, in der Reichtum und Üppigkeit anschwollen, während die Provinzen ausgesogen wurden, vermochte aber nicht hinwegzutäuschen über das verbrecherische Walten eines nur nach den Maßstäben der Macht messenden Despotentums, über die sittliche Verderbtheit der Männer und Frauen des Hofes, über die rohe Willkür und grenzenlose Treulosigkeit eines ehrlosen, aber den Gewalthabern unentbehrlichen Beamtentums, über die widerwärtige Erscheinung eines einflußreichen Eunuchentums, über die haßerfüllte Verfolgungssucht einer in den staatskirchlichen Formeln erstarrten Orthodoxie und, was fast das Schlimmste war, über die Verweichlichung und Wehrlosigkeit eines wetterwendischen Bürgertums, dessen ideelle Interessen über Zirkusspiele, Triumphzüge und anderes Schaugepränge nicht hinausgingen. Es gab einige kraftvolle und kluge, auch einige sittlich hochstehende Kaiser. Aber in der großen Zahl der „Autokratoren" gibt es wenige, deren Namen fleckenlos sind. Welche furchtbaren Greuel bei so vielen Thronwechseln! Erdrosseln, Blenden, Verstümmeln, das sind die Mittel, mit denen man sich unbequemer Mitbewerber um den Thron entledigt. Die Blutsverwandtschaft bildet dabei kein Hindernis. Wenn schon Konstantin seinen eigenen Sohn Crispus töten ließ, weil er ihn im Verdacht hatte, daß er nach der Herrschaft trachte, so wird später der Mord beinahe die regelmäßige Form der Thronerledigung. Der Vater gegen den Sohn, der Bruder gegen den Bruder, der Sohn gegen den Vater und gegen die Mutter, es gibt keinen Frevel, den die kaiserlichen Paläste nicht gesehen hätten.

Das Übermaß von Greueln brachte den Verfall des Reiches, und wenn Friedrich Barbarossa trotz der griechischen Ränke und Feindseligkeiten die Hauptstadt verschonte, so wußte Enrico Dandolo den vierten Kreuzzug, der vorwiegend aus französischen, lombardischen, aber auch rheinländischen Rittern und venezianischen Söldnern bestand, scheinbar für die Rechte des Thronprätendenten Alexios gegen Konstantinopel zu richten. Es brauchte keiner großen Anstrengung, um das griechische Reich zu stürzen. Die Einsetzung des jungen Alexios als Kaiser verschob nur die Katastrophe. Von den Griechen, deren Haß gegen die Abendländer wild aufloderte, als sie die Stadt von Franken regiert sahen, wurde der Kaiser abgesetzt, die Franken aus der Stadt vertrieben, die Tore geschlossen. Und nun begann nach mehrmonatiger Belagerung im April 1204 jener furchtbare Sturm der Kreuzfahrer gegen die Stadt, der zuerst abgeschlagen, nach einigen Tagen wiederholt wurde, und die Millionenstadt in die Hände der Ritter und Kriegsknechte des Westens brachte. Nachdem schon vorher zwei riesige Feuersbrünste, die durch das fremde Kriegsvolk angelegt waren, fast ein Drittel der Stadt verzehrt hatten, wurden nun auch die noch unversehrten Teile der Stadt von den das Zeichen des Kreuzes tragenden Mordbrennern lateinischer und deutscher Nation in Brand gesteckt. Ein Flammenmeer wälzte sich über die sieben Hügel, und in den Straßen und Gassen und in den Häusern wüteten die ausgehungerten, von den wildesten Begierden und der Sucht nach Beute getriebenen Scharen nicht nur gegen die Männer, sondern noch furchtbarer gegen

Frauen, Jungfrauen und Kinder. Dabei verfuhren sie mit einer so schändlichen Zerstörungswut gegen die Kunstschätze der Stadt und mit einer so widerwärtigen Sucht, die Heiligtümer der Griechen zu schänden und zu besudeln, daß selbst die Eroberung durch die Osmanen schwerlich schlimmere Greuel geboren hat, als sie die unglückliche Stadt von den vertierten, keinem Befehle mehr gehorchenden „Streitern des Herrn“ gesehen hat. Die Kaisergräber in der Krypta der Apostelkirche wurden herausgerissen und die Marmor- und Porphyrsarkophage als Krippen für die Pferde benutzt, die man in die Kirchen einstellte. In der Kirche der Hagia Sophia aber, die ihres ganzen Schmuckes beraubt wurde, führten rasende Soldaten mit ihren Dirnen ekelhafte Orgien auf. Erst nach drei Tagen, als eine Sonnenfinsternis das abergläubische Kreuzheer erschreckte, vermochten die Führer die zügellose Rotte zur Ordnung zurückzubringen. Die Stadt war eine Ruine. Die Kunstwerke aus dem Hippodrom, den Foren, den Kirchen, von den Säulen waren zum größten Teil barbarisch zerschlagen, aus den Erzstatuen und Bronzetafeln Kupfermünzen gegossen worden. Dandolo gelang es mit Mühe, die vier ehernen Rosse des Lysipp und die goldenen Gefäße der Sophia für die Markuskirche zu retten.

Die Lateiner führten nun 57 Jahre lang ein jämmerliches Regiment in der verstümmelten Stadt, und als der Paläologe Michael das lateinische Kaisertum nach leichtem Kampf zu Boden warf, machte er zwar Konstantinopel wieder zur Hauptstadt, aber wie das Reich nur noch als ein Krüppel weiterlebte, so vermochte auch die Stadt sich nie mehr wieder ganz von dem furchtbaren Schlage, den ihr Venedig und seine Kreuzfahrer beigebracht hatten, zu erholen.

Dennoch hatte gerade der Untergang dieses zu einigen kläglichen Fetzen Landes zusammengeschrumpften Reiches, das fast mit den Stadtmauern zusammenfiel, so viel heroische Größe, daß man fast meinen könnte, es sei wenigstens ein Teil der Frevel, die auf diesem Boden begangen worden waren, gesühnt worden. Das Reich der Osmanen, dessen Hauptstadt damals Adrianopel war, hatte sich auf beiden Ufern der Meerengen, bis dicht vor die Mauern der Stadt, ausgebreitet. Konstantin XI., der letzte Paläologe, der wohl das Ende kommen sah, hatte versucht, im Westen, bei Venetianern, Genuesen und dem Papste Hilfe gegen den drohenden Sturm zu finden. Er hatte zu diesem Zwecke die kirchlichen Einigungsbestrebungen, die auf dem Konzil von Florenz (1439) zu einem formellen Einigungsvertrag zwischen beiden Kirchen, dem Henotikon, geführt hatten, fortgesetzt, trat selbst zur lateinischen Kirche über und verpflichtete sich in aller Form, die griechische Kirche dem Papste zu unterstellen. Seine Hoffnung, damit die Hilfe des Abendlandes zu gewinnen, erwies sich trotz der Mahnungen des Papstes als vergeblich. Dagegen brach der kirchliche Haß der Griechen gegen die Latiner aufs neue mit furchtbarer Heftigkeit los, und der Admiral Lukas Notaras verstieg sich zu dem unbedachten und nachher bereuten Worte: Lieber den türkischen Turban als die lateinische Mitra.

Durch eine politische Unklugheit hatte Konstantin den erst 24jährigen Sultan Mohammed II., der ohnehin nach einem Anlaß suchte, die Hauptstadt des Romäerreiches zu nehmen und zum Mittelpunkt der osmanischen Macht zu machen, gereizt. Als er den Fehler erkannte, war es zu spät. Keinen Augenblick mehr ließ

Mohammed von seinem Vorhaben ab. Zunächst baute er an der europäischen Seite des Bosporus, an dessen engster Stelle, das Trutzschloß Rumili Hissar, durch das er der Stadt die Zufuhr vom Schwarzen Meere her absperrte. Als die Proteste Konstantins vergeblich waren, ließ dieser ihm erklären, er werde von nun an die Stadttore schließen und die Stadt mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln verteidigen. Die Antwort des Sultans auf diese Kriegserklärung war die Enthauptung der beiden Gesandten des Kaisers.

Über den Vorbereitungen zum letzten Kampf verging der Winter. Am 6. April 1453 rückte Mohammed mit etwa 200 000 Mann von Adrianopel gegen die Mauern der Stadt heran. Außer einer ungeheuren Kanone, die von 50 Paar Ochsen gezogen werden mußte und Steinkugeln von angeblich 1200 Pfund Gewicht schleuderte, und zwei etwas kleineren Geschützen stellte Mohammed noch vierzehn Batterien in der ganzen Länge der Landmauer auf. Gleichzeitig mußte eine Flotte, deren Stärke auf 145 bis zu 300 Segel angegeben wird, die Stadt von der Seeseite her einschließen.

Konstantin hatte zur Abwehr kaum 7000 Mann, davon etwa 2000 Genuesen, Venetianer, Spanier und andere Fremde, daneben eine Anzahl mäßig großer Geschütze. Die Stärke der Stadt bildete ihr Mauergürtel, der im letzten Winter ausgebessert worden war. An die Spitze der Besatzung stellte der Kaiser den Genuesen Giustiniani, der mit großer Umsicht und Tapferkeit die Verteidigung leitete. Die zähe Beharrlichkeit Mohammeds hielt trotz der anfänglich geringen Erfolge die Belagerung aufrecht. Seine schweren Geschütze schossen nach und nach an drei Stellen Breschen in die Mauer, die aber von der Besatzung immer wieder in aller Eile ausgebessert wurden. Die Flotte des Sultans hatte wenig Glück, sie vermochte in das durch eine gewaltige Sperrkette geschlossene Goldene Horn nicht einzudringen, und als sie vier Schiffe, die Getreide für die belagerte Stadt brachten, aufhalten wollte, erlitt sie trotz ihrer Überzahl eine völlige Niederlage. Um nun die Stadt auch vom Goldenen Horn aus angreifen zu können, ließ der Sultan von Top Hane aus, den heutigen Artilleriewerkstätten, eine mehrere Kilometer lange Bretterbahn zwischen den Hügeln hindurch herstellen, diese mit Rindsfett einschmieren, und nun wurden mit Hilfe eines kolossalen Aufgebots an Soldaten in einer Nacht zahlreiche Schiffe auf Rollen in das Goldene Horn hinübergeschoben. So mußte sich die Stadt auch nach dem Hafen hin wehren. Obwohl nun auch der Hunger in der großen Stadt anfing, sich bemerkbar zu machen, hielt sich die Mannschaft doch äußerst tapfer, und alle Aufforderungen Mohammeds, die Stadt gegen die Zusicherung freien Abzugs zu übergeben, lehnte Konstantin mutig ab. Der unerschrockene Kampf der kleinen Schar gegen die ungeheure Übermacht ist der größten Zeiten griechischen Heldentums würdig, und Konstantins Name darf kühnlich neben Leonidas gesetzt werden, wie das Romanostor, bei dem er fiel, neben die Termopylen.

Den 29. Mai bestimmte Mohammed zu einem letzten entscheidenden Sturm. In der Stadt entnahm man aus den Vorbereitungen im Lager, was kommen werde. Der Kaiser bereitete sich auf das Äußerste vor. Er nahm mit den Großwürdenträgern in der Sophienkirche das Abendmahl und bat im Palast alle, die

er jemals beleidigt habe, um Verzeihung. Dann nahmen alle ihre Plätze auf der Mauer ein. Um 2 Uhr in der Nacht begann der Sturm, der zuerst wenig erfolgreich war. Stundenlang hatten die Türken vergeblich versucht, durch den Graben und die großen Breschen in die Stadt einzudringen. Mohammed ließ nun seine Janitscharen vorgehen. Auch diese wurden zuerst blutig zurückgewiesen. Tausende füllten bereits den Graben und der Kaiser glaubte schon den Sturm endgültig abgeschlagen. Da wurde Giustiniani, der zwischen Romanos- und Charisiastor (am heutigen Kanonentor) neben dem Kaiser den Kampf leitete, von einem Pfeilschuß verwundet. In dem ersten heftigen Schmerz eilt er trotz der Mahnung des Kaisers, seinen Posten zu behalten, auf sein Schiff, um sich verbinden zu lassen. In der inzwischen entstandenen Kopflosigkeit der Verteidiger gelingt es erst wenigen, dann immer mehr Feinden, die Mauer zu ersteigen, und als nun auch noch eine Anzahl Janitscharen an einer entlegenen Stelle durch ein offen gebliebenes Tor auf die innere Mauer gelangen und den im Zwinger kämpfenden Verteidigern in den Rücken fallen, ist das Schicksal der unglücklichen Stadt entschieden. Konstantin wird im Gedränge unerkannt von einem türkischen Soldaten erschlagen. Gegen 8 Uhr morgens dringen die Türken in großen Scharen in die Stadt, und ein furchtbares Blutbad unter den Verteidigern hebt an. Als man aber deren geringe Zahl erkennt, läßt man von ihnen ab und alles zerstreut sich in die Stadt, um Beute zu machen. Die grauenhaften Vorgänge aus der Eroberung der Stadt durch die Lateiner kehren wieder, nur hat die Zerstörungswut der Türken kein so reiches Feld der Betätigung mehr. Überdies hatte der Sultan seinen Scharen befohlen, Kirchen, Paläste und Staatsgebäude, die er sich vorbehalte, zu schonen.

Das Furchtbarste, was geschah, war der Hagia Sophia vorbehalten. Dort hatten sich vom frühen Morgen an, als die ersten Unglücksnachrichten in die innere Stadt drangen, Zehntausende, besonders von Frauen, Mädchen und Kindern, versammelt. Man hatte die Tore geschlossen und glaubte noch immer, daß der Feind nicht bis über die Säule Konstantins vordringen werde. Aber die wilden Eroberer zerbrechen die Tore der Kirche, dringen in diese ein, besudeln die Altäre und die heiligen Geräte, erschlagen Tausende von Männern, schänden Mädchen und Knaben auf den Altären und zertrümmern, was an bildnerischem Schmuck ihnen erreichbar ist. Als später der Sultan selbst triumphierend in der Kirche erscheint, schlägt er einen Soldaten, der sinnlos den Marmorfußboden zerhackt, mit dem Schwert nieder und läßt den Leichnam hinauswerfen. Dann steigt er auf den Hochaltar und ruft, oder läßt durch einen Priester ausrufen: ‚Allah ist das Licht der Welt und Mohammed ist sein Prophet!‘ Damit ist das tausendjährige Heiligtum der anatolischen Kirche ein Tempel des siegreichen Islam geworden.

Mohammed zeigte am Tage der Eroberung eine nicht unwürdige Haltung. Zwar ließ er dem Leichnam des Kaisers nach asiatischer Barbarensitte den Kopf abschneiden und diesen einen Tag lang an dem Standbilde Justinians auf dem Forum Augusteum aufhängen, damit jedermann sehe, daß das Romäerreich zu bestehen aufgehört habe. Aber den Körper ließ er in Ehren bestatten. Von den kaiserlichen Beamten ließ er eine ganze Anzahl loskaufen, und als er den kaiserlichen

Palast betrat, zitierte er nicht höhnend, sondern in ernstem Nachdenken den Vers des persischen Dichters:

Die Spinne ist Türhüter in des Kaisers Hallen,
Und die Eule erhebt das Feldgeschrei im Palast.

Aber schon am folgenden Tage, als er, vom Wein und Siegergefühl trunken, die Söhne des am Tage vorher freigekauften Admirals Lukas Notaras als Opfer für seine Begierde verlangte, der Vater sie ihm aber nicht ausliefern wollte, ließ er zuerst die Söhne vor den Augen des Vaters, dann diesen selbst enthaupten. Dasselbe Schicksal erlitten alle Großwürdenträger, die er am Tage vorher freigekauft hatte; ihre Mädchen und Knaben wurden in seinen Harem geschleppt.

Es war von vornherein Mohammeds Absicht, die Stadt wieder aufzubauen und zu bevölkern. Er begann sofort damit, und es dauerte nicht lange, so war sie wieder so volkreich wie vorher. Aber es war keine Griechenstadt mehr. Zwar schonte der Sultan die Griechen, die nach der Plünderung noch am Leben waren. Er sicherte ihnen zu, daß sie nach ihrer Religion und ihren Gebräuchen frei leben dürften, er suchte auch durch einen klugen Vertrag mit dem Patriarchat dieses für sich zu gewinnen. Aber aus Konstantinopel wurde Stambul, der Sitz des Kalifats, eine Säule des Islam. Nicht weniger als acht ihrer schönsten Kirchen mußten die Griechen hergeben, damit sie in Moscheen verwandelt würden. Darunter war außer der ehrwürdigen Hagia Sophia auch die sehr alte Apostelkirche mit den Kaisergräbern, an deren Stelle er die große nach seinem Namen benannte Moschee erbauen ließ. Auch die folgenden Sultane haben durch den Bau zahlreicher Moscheen viel dazu beigetragen, das islamitische Gepräge der Stadt immer dauernder und augenfälliger zu machen."

* * *

Nun vollzieht sich das Geschick, vollendet sich der Kreislauf. Wie einst die mohammedanischen Türken als Eroberer mit Schwert und Feuer, ein blutigroter Komet am politischen Himmel, in die Erscheinung traten, so, und gewiß nicht weniger „asiatisch", jetzt die Balkanvölker. Die Serben lassen gegen die Albanier ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gegen Greise, Frauen und Kinder, wenn sie sie beisammen haben, die Maschinengewehre arbeiten, sie wollen sie eben vom Erdboden vertilgen. Zum Preise der Komitadschis, dieser Galgenvögel, aber wertgeschätzten Brüder und Hilfstruppen der Bulgaren, braucht nichts mehr gesungen zu werden, und wie die tapferen Griechen an wehrlosen Türken jeden Geschlechts und Alters ihr Mütchen kühlen, wird auch von den Heldentaten ihrer Bundesbrüder keineswegs verdunkelt. „Es steckt ein entsetzlicher Kern unmenschlicher Barbarei in diesen Völkerschaften," schreibt Prof. Schiemann in der „Kreuzzeitung", „und die Verwilderung, die der Krieg mit sich bringt, hat allen bösen Instinkten freien Spielraum gegeben. Wenn die jetzt mundtoten Zeugen dieser Untaten einst heimgekehrt sein werden, dürfte jede Spur von Sympathie schwinden, die das Abendland diesen Halborientalen noch zuwendet."

„Sind wir denn überhaupt noch in Europa?" fragt die „Vossische Zeitung": „Ist es möglich, daß vor den Augen Europas, in Ländern, die geographisch zu

unserm Weltteil zählen, tagaus, tagein Schand- und Greueltaten haarsträubendster Art begangen werden, ohne daß auch nur eine Hand sich rührt, ihnen ein Ende zu machen? Wo bleiben die flammenden Reden, die man ehemals im englischen Parlament gegen die bulgarian atrocities vernommen hat? Wo bleiben die vom französischen Volke einst verkündeten Menschenrechte? Wo bleibt die hochgepriesene deutsche Freundschaft für die Türkei? In dem Bemühen, den Balkankrieg zu verhindern, waren die Mächte einig. Allerdings ist es ihnen nicht gelungen, ihrem Willen Geltung zu verschaffen. Die Staatsmänner und Diplomaten behaupten, daß auch heute noch volle Einmütigkeit in allen wichtigen politischen Fragen unter ihnen besteht. Man wird zugeben, daß es weit schwieriger ist, sich über gemeinsame Richtlinien der Politik zu verständigen, als über allgemeine Fragen der Menschlichkeit und Wohlfahrt. Kein Hindernis ist vorhanden, eine schleunige Vereinbarung zu treffen, um auf die balkanischen Kreuzzugs-Staaten in der denkbar schärfsten Form einen Druck zur Einstellung hottentottischer Menschenjagden auszuüben. Die europäischen Regierungen, an denen so viel herumgemäkelt wird, können sicher sein, die Völker in ihrer Gesamtheit hinter sich zu haben, wenn sie sich zu dem Entschlusse aufraffen, die in der entsetzlichsten Weise gepeinigten und gemarterten Opfer des Krieges zu schützen, die zu Tausenden und aber Tausenden heimatlos, krank und hungernd umherirren. Keine hilfreiche Hand bietet sich ihnen dar. Vielleicht kam ihnen irgendmal was zu Gehör von europäischer Gesittung, von europäischen Idealen, von Humanität und Brüderlichkeit. Es muß wohl so sein, daß sie eine dunkle Ahnung davon haben, denn an Europa wandten sich doch immer die ihnen feindlich gesinnten Nachbarn, wenn sie Beschwerde erhoben über türkische Mißwirtschaft und über das unleidliche Dasein unter türkischem Joch. Im Berliner Vertrag von 1878 sind Bestimmungen enthalten über die Willensmeinung Europas hinsichtlich der Behandlung der nichtmohammedanischen Bevölkerung der Türkei. Und Europa schweigt, wenn die mohammedanische Bevölkerung von der nichtmohammedanischen massakriert wird?"

„Haarsträubend", berichtet der Korrespondent des „Tag" aus Saloniki, „sind die Erzählungen der Augenzeugen, man glaubt sich in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurückversetzt, man hält die Barbarei, die hier und anderwärts begangen wurde, nicht für möglich ... Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß schwer gefrevelt worden ist, und daß dieser Krieg schon längst seinen politischen Charakter abgestreift hat und nur noch die Begriffe ‚Christ und Mohammedaner, Kreuz und Halbmond' gelten.

Die Jungtürken der radikalsten Richtung haben sich einmal dahin geäußert, daß im Fall einer Zertrümmerung der Türkei kein Stein auf dem andern bleiben dürfe, daß der einziehenden Sieger nur noch rauchende Trümmer und Leichenfelder harren würden. Die Türken, welche jetzt noch gegen die Griechen kämpfen, scheinen diesem Grundsatz in der Tat zu huldigen. Es kann sich nur noch um eine kurze Spanne Zeit handeln, dann wird das zivilisierte Europa erfahren, was sich im zwanzigsten Jahrhundert vor seinen Toren ereignen durfte. Die bei Sorowitsch, Ostrowo, Ekschisu und Banitza geschlagenen Türken haben sich, soweit sie nicht als Gefangene in die Hände der Sieger gefallen sind, in die Berge zurückgezogen.



An die zehntausend Mann sollen gegen Kastoria und gegen Goritza vorrücken. Tausende wurden zersprengt und treiben sich ziel- und planlos umher, und um sich zu nähren, begehen sie Untaten auf Untaten. Während die Christen die Türken als vogelfrei betrachten, morden diese, was ihnen an Christen in den Weg kommt. Ver assene Orte, Trümmerstätten, Leichen, oft gräßlich verstümmelt, bezeichnen den Weg der Heere. Wann wird sich hier wieder Leben regen? Am Bahndamm bei Ekschisu, wo die Griechen an die vierhundert Mann an Toten verloren haben sollen, liegen die Patronenhülsen in einer dichten Schicht. Der Boden ist ferner mit Teilen von Geschützprojektilen besät, die Leichen der gefallenen Soldaten liegen noch unbeerdigt, ihre Gesichter sind bereits schwarz; man fand ferner 52 Leichen von Frauen, Mädchen, Kindern und Greisen, welche teilweise in bestialischer Weise ums Leben gebracht worden sind. Die abziehenden Türken vernichteten in den auf ihrem Wege liegenden Dörfern das gesamte Vieh, man fand an die 3000 Stück erschossene Schweine; wo die Häuser nicht in Flammen aufgegangen waren, hatte man geplündert und die ärmlichen Einrichtungen zertrümmert. Dies haben übrigens auch die Griechen recht gut verstanden, die Bulgaren nicht minder, nicht einmal die Wohnstätten ihrer christlichen Mitmenschen haben die Sieger geschont. Die bei den Konsuln in Saloniki bisher vorliegenden Anzeigen über Untaten der Sieger könnten schon ganze Bände füllen; jetzt, wo man beginnt, den Verkehr nach dem Inlande wieder zu eröffnen, wird man erst klar sehen und den Umfang der Verwüstung feststellen können. Nun wird es sich auch zeigen, bis zu welchem Grade jene Nachrichten auf Wahrheit beruhen, welche da hinausgehen, daß es die mazedonischen Christen darauf abgesehen hätten, eine *systematische Vernichtung des mohammedanischen Elements* durchzuführen, woraus sich auch die entschiedene Abneigung der hier anwesenden mohammedanischen Flüchtlinge erklärt, wieder nach ihren vielleicht längst zerstörten Heimstätten zurückzukehren. Die Abrechnung, welche die mazedonischen Christen mit den Mohammedanern vorzunehmen gedenken oder schon vornehmen, ist der Sitten dieses Jahrhunderts nicht mehr würdig — doch *entspricht sie leider der Balkanzivilisation.*“

Kein Wunder, daß so viele menschliche Sympathien auf seiten der Türken sind. Professor Dr. E. v. Düring, der vierzehn Jahre unter ihnen gelebt, vier Jahre im Innern Kleinasiens, im täglichen, ausschließlichen und nahen Verkehr mit ihnen, — dieser genaue Kenner des Volkes also, tritt mit warmen Worten für sie ein:

„Was das Volk in den letzten Jahrzehnten ertragen hat, ertragen von den eigenen Regierungen und durch die Politik der Großmächte, ist unerhört. Wer Geschichte verstehen lernen will, was der Geist in einem Heere und die Ideale in einem Volke bedeuten, der lerne die Geschichte der Türkei der letzten Jahrzehnte. Und die ganz Klugen möchte ich daran erinnern: Führer und Heere setzten sich 1806 und 1813 in Preußen wesentlich aus denselben Menschen zusammen!

Die Korruption unter Abdul Hamid spottete jeder Beschreibung, die Einzelheiten sind für einen Europäer so unfaßlich, daß die Erzählung eigener Erlebnisse stets in den Geruch einer Münchhausen-Übertreibung zu bringen droht. Der größte

Lump konnte unter Abdul Hamid durch Denunziation zu den höchsten Stellungen kommen, und Anstand und Talent waren die gefährlichsten Eigenschaften. Goltz' größtes Verdienst um die Türkei war es, daß er trotzdem wenigstens einigen Elitemenschen in der Armee den Begriff der Pflicht durch dick und dünn, der Liebe zum Vaterlande und der Treue gegen den Herrscher beizubringen vermochte. Ich weiß, daß Abdul Hamid sein Leben wesentlich diesem Einfluß der Goltzschen Erziehung der Offiziere verdankt; daß sie Goltz schrieben: unsere Hände sind nicht mit dem Blute unseres Herrschers befleckt. Das bekamen Leute fertig, die niemals zur Zeit ihr Gehalt bekamen und stets nur fünf bis sechs Monate im Jahre. Offiziere, die unter ihren Kameraden dreißigjährige Marschälle und siebzigjährige Leutnants sahen; Kameraden, die durch Verrat als Analphabeten zu den höchsten Stellen aufstiegen, und solche, die trotz jahrelanger Dienste unter der heißen Sonne Mesopotamiens, Syriens und Arabiens auch nicht eine Beförderung erlebt hatten. Briefe, die ich während meiner Tätigkeit in Kleinasien an Goltz schrieb, können es bezeugen, wie mir diese Leute, in Zivil und Militär, Achtung abnötigten, die trotz aller Korruption um sich herum, trotz aller Zurücksetzung und Ungerechtigkeit bewußt ihre Pflicht taten, weil es ihre Pflicht sei Gott und ihrem Lande gegenüber; ihre Pflicht taten unter Verhältnissen, unter den es keinem von denen, die heute in der Presse zu schmähen wagen, je eingefallen wäre, ihre Pflicht zu tun; ich selbst, ich gestehe es ehrlich, würde verzichtet haben! Wie oft habe ich mit den Ältesten in den Dörfern zusammengesessen — 80 v. H., nicht der Zehnte, wurden ihnen durch die Steuern abgenommen; sie seufzten über die Verwaltung: der Padischah weiß es nicht —, und sobald man sie rief, waren sie da zum Dienste des Vaterlandes, als gläubige Muselmanen. Und man rief sie oft! Dauernde Aufstände in Arabien; 40 v. H. der dorthin geschickten Mannschaften kamen in guten Jahren zurück; in schlechten waren es nur 15 bis 20 v. H. All dieser Gut- und Blutsteuer stand an Leistung des Staates nichts, aber auch nichts gegenüber. Als der Griechisch-Türkische Krieg zu Ende war, hatten die Türken alles in allem 3000 Mann verloren; als der Friede geschlossen war, hatten diese Verhandlungsmonate sie 50- bis 60 000 Mann an Krankheiten gekostet! „Braucht man uns denn nicht mehr, daß man uns verkommen läßt?" fragten sie einen meiner Ärzte. ‚Wir Ärzte hatten nur morgens die Leichen auszulesen, sonst konnten wir nichts tun, denn es fehlte an allem!' sagte mir derselbe Arzt! —

Es kam die Revolution. Die zweite Revolution, die zur Absetzung Abdul Hamids führte, dieser Versuch einer Gegenrevolution war nur möglich aus folgendem Grunde: Die Jungtürken ließen es an Achtung vor der Religion fehlen. Sie hielten die Waschungen und Gebete nicht, sie wollten, daß die Frauen à la France, d. h. unverschleiert gingen. Das erschien dem Mann aus dem Volke, dem Soldaten schlimmer als alle Schäden einer korrupten Verwaltung. Die Jungtürken siegten — hatten aber nichts gelernt. In diesem Blatte habe ich sofort nach der Revolution gesagt, daß die Idee der Schaffung ottomanischer Staatsbürger, die Einreihung der Christen ins Heer, der Gedanke, christliche Offiziere über muselmanische Truppen zu setzen, eine Utopie, in ihren Folgen unheilvoll sei. Jeder Grieche, der das als möglich von sich selbst sagte, log bewußt. In dem allem sah

der Soldat, das Volk nur eine weitere Bestätigung seines Argwohns: das sind keine echten Bekenner des Islams mehr, die Männer, die so etwas wollen. Nichts aber hielt b's dahin das Heer und damit die alte Türkei zusammen als der Glaube, die Idee, die Begeisterung für den Islam! Dieser verhängnisvollen Schwächung des Heeres durch die Zweifel im Gemüt des Soldaten stand die Uneinigkeit und die Politik im Offizierkorps gegenüber. Man hat heute leicht, hämische, kritische Bemerkungen über ‚Kenner der Türkei' und Diplomatie zu machen; man sollte lieber lernen, was es heißt, einem Volke die Grundlagen seiner Stärke zu nehmen und das Offizierkorps mit Politik zu infizieren. Daß das gefährlich ist, wußte jeder; daß die türkische Armee darunter gelitten hatte, war kein Geheimnis; aber daß diese Änderung des Geistes einer Armee so rasch so furchtbare Folgen zeitigen konnte — das kann man auch heute, trotz dem, was man gesehen hat, kaum fassen! Aber laut muß man, müssen wir, die wir dieses treue, ehrliche, gute, brave, tapfere Volk in der Nähe kennen gelernt haben, dafür eintreten, daß der Türke auch heute noch alle diese Eigenschaften hat. Und besonders: er ist nicht feig! Aber was ist zu all dem aufgezählten Elend und den Ursachen der Lockerung der alten Disziplin in den letzten Jahren hinzugekommen! Eine chronische Mobilisierung, die Aufstände im Yemen, die Kämpfe in Albanien, dann der Italienische Krieg! In Albanien hatten Gläubige auf Gläubige schießen müssen; im vorigen Jahre lag fast das ganze Jahr eine riesige mobilisierte Armee tatenlos bei Smyrna. Was mag da politisiert worden sein! Von diesen Truppen ging die Weigerung aus, gegen ihre Glaubensgenossen in Albanien zu kämpfen. Kaum waren sie entlassen, kam die Mobilisierung gegen die Balkanstaaten. Jahre hindurch waren diese Leute ihrem Hause, ihrer Familie, ihrem Acker entzogen; ihre Angehörigen litten Not; sie selbst hatten nur ungünstige Eindrücke, Mißtrauen gegen die politisierenden Offiziere, eine elende Verwaltung bei vollständiger eigener Tatenlosigkeit gesehen!

Die Regierung, wenn man diese absolute Negation alles dessen, was Regierung ist, noch so nennen darf, hat sich zweifellos *auf die absolute Sicherheit der Großmächte in der Erhaltung des Statusquo in ihrer Untätigkeit gestützt und beruhigt.* Sie ist deshalb, genau wie alle Welt, mit ganz wenigen Ausnahmen, die nicht gehört worden sind, durch den Ausbruch des Krieges überrascht. Die türkischen Armeen sind deshalb überrannt, ehe sie zur Besinnung kamen. In früheren Kriegen konnte das Genie der Türkei im Improvisieren sich betätigen: die Betätigung dieses Genies erfordert vor allen Dingen Zeit. Die hat ihnen diesmal gefehlt. So konnte dieses namenlose Elend, diese dem apokalyptischen Todesengel vergleichbare Not über das Volk kommen. Wer wagt es, über Leute zu höhnen und diese Leute feig zu schelten, die seit Jahren fortwährend unter die Waffen gerufen, ohne etwas zu tun, in ihren einfachen, aber starken Gefühlen erschüttert, ohne jede Vorbereitung und von Hunger gequält nun nicht die Tapferkeit gezeigt haben, die sie so unendlich oft in der Geschichte bewiesen haben! Heute sind die Bulgaren erschöpft. Skutari und Adrianopel sind auf dem Wege, die Tüchtigkeit der Türken zu zeigen. Wenn nicht die Cholera diesem scheußlichen Würgen Einhalt gebietet — es wäre nicht unmöglich, daß nun die Zeit zur Besinnung und ‚zur Improvisation' genügt hätte.

Wer im Orient gelebt hat, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wem höhere Innenwerte zuzusprechen sind, mit wem er lieber in dauernder Gemeinschaft leben möchte — mit Türken oder mit Griechen. Serben und Bulgaren kenne ich zu wenig, um ein Urteil aussprechen zu können. Aber der krasse äußerliche Kult der orthodoxen Kirche macht diesen Menschen Entwicklung innerer Werte sehr schwer. Von den Türken aber wissen wir: der europäischen Kultur sind sie nicht gewachsen, sie gehen neben ihr und an ihr zugrunde. Hoffen wir, daß es ihnen in Kleinasien vergönnt sei, eine Wiedergeburt zu feiern, zu der im Volke alle Möglichkeiten und Gaben liegen. Denn der Türke ist fromm, treu, ehrlich, einfach und tapfer!"

Nicht minder warm nimmt sich H. Erdmann im „Allgemeinen Beobachter" des Türken an:

„Der kranke Mann am Bosporus, den alle schätzten wegen seiner Anständigkeit und vornehmen Lethargie, liegt plötzlich im Sterben, und der alte Glanz des Osmanenreiches verbleicht angesichts der blutigroten Farben, hinter denen das Kreuz Christi siegreich hervorleuchtet. Ein trauriges Schauspiel, diese Katastrophe eines Volkes ..., doppelt traurig, weil durch einen Gegner gestürzt, dem wir die Lorbeeren nicht gönnen. Und doch, während wir jetzt noch voller Sympathie auf seiten des langsam verblassenden Halbmondes stehen und in Ängsten leben, daß uns ein altes Märchenland ‚Tausendundeine Nacht' verloren gehen könnte, in dem wir als Kinder träumten, wird die Zeit kommen, wo der heilige Respekt vor diesem verschwindet und wir als Jünger einer anderen Kultur doch den Stab über die Türkei brechen, weil sie nicht imstande war, genügenden Selbstschutz zu leisten, und ihr Leben halb erlosch. Denn noch heute erringt sich eine Nation ihre Stellung nur durch das Blut, und die Wertschätzung seitens der anderen Staaten wird nur auf den Schlachtfeldern errungen. Der Krieg ist die Prüfung, und wer sie besteht, tritt seine Großmachtkarriere an, wird plötzlich gefeiert, auch wenn er seinen Sieg in bestialischem Ringen erworben und die niedrigsten Leidenschaften gegen eine Welt der vornehmen Beschaulichkeit losgelassen hat. So die Balkanvölker; und König Peter von Serbien wird nach kurzer Zeit als Sieger in diesem Kampfe in die Reihe der kulturfördernden Monarchen eingereiht werden. Eine seltsame Figur, nach der Ansicht aller kampffrohen Menschen; aber wertvoller als der vornehmste Türke, weil dieser zu spät aus aristokratischer Gelassenheit heraus es nicht für nötig fand, gegen diesen christlichen Barbaren das Schwert zu locken. Gewiß ein Fehler, für den der Türke schwer bestraft wurde, aber verzeihlich für einen, der nur mit seinesgleichen kämpfen mag, und den es nicht reizt, mit einem Serbenkönig um den Lorbeer des Krieges zu ringen.

Was ist nun erreicht, wo die jüngste Kriegsgeschichte zu Ungunsten der Türkei gesprochen hat? Ist wirklich neue Kultur gewonnen worden? Werden die Balkan-Völker wirklich ein wertvoller Ersatz für den erbleichenden Halbmond sein? Oder ist das nur eine Illusion der Kriegspolitiker, welche in jedem unterlegenen Volk niedergehendes Leben erblicken und mit Freuden diesem gänzlichen Zusammenbruch entgegensehen? Nietzsche war einst so kühn, angesichts des deutsch-französischen Krieges, die romanische Kultur dem Ansturm der deutschen Barbarei gegenüber

zu verteidigen. Ein grotesker Gedanke für einen Philosophen, der sich später auf die Seite des Lebens stellte und dennoch in einem Augenblick gänzlicher Verkennung seines deutschen Gewissens seine Seele den Franzosen überlieferte. Manche haben ihm dieses nie verziehen und konnten dem einsamen Philosophen von Weimar mit Recht entgegengehalten, daß Deutschland in Goethe den modernsten aller modernen Menschen hervorgebracht habe mit einer Universalität des Wissens, das seinesgleichen sucht. Ein solches Land der Barbarei zu zeihen, war gewiß eine Anmaßung, welche den Widerspruch hervorrufen mußte. Aber jetzt? — scheint es nicht schwer zu sein, wem man die Palme der Kultur zu überreichen hat, auch wenn sie uns wesensfremd ist und bleiben wird. Doch der Erfolg hat anders entschieden, und schon merkt man, wie in dem deutschen Blätterwalde sich allmählich die Stimmen mehren, welche dem Balkanbund ihren Segen erteilen und der siebenten Großmacht, wie ein serbischer Ministerpräsident schon anmaßend den Balkanbund getauft hat, ihre Referenz bezeugen. Welch ein Wechsel! So schnell sollte man aber einem alten Freunde nicht die Sympathie entziehen, sonst macht man sich zum Mitschuldigen jener serbischen Kulturträger."

* * *

.... Namenloses, unsägliches Elend, bestialische, nichtauszusprechende Schändlichkeiten, ein Meer von Blut und Tränen, und dennoch — „Ehrfurcht vor dem Kriege"? Gewiß, bekennt Professor Rade in der „Christlichen Welt", aber vor dem Kriege als Katastrophe, vor dem Kriege als Gerichtsvollstrecker, als Liquidator. „Man schilt zuweilen über unsere herkömmlichen ‚Weltgeschichten', und sofern sie n u r Kriegsgeschichten sind, mit Recht. Aber große Epochen: Blitze, die dunkles, dumpfes, schwer zu entwirrendes Ringen der Völker in Friedensformen grell beleuchten, Donner, unter denen morsches Wesen zusammenbricht, um neuem an die Oberfläche drängendem Leben Platz zu machen, das bleiben die Kriege doch. Nicht alle. Aber die großen Kriege der Vergangenheit, die von den Völkern ausgekämpft wurden, und nicht von den Kabinetten.

Auch der Balkankrieg hat uns rasch zur Ehrfurcht gezwungen. Durch die klare, deutliche Sprache, die er zu uns redete. Man hatte gerade uns Deutschen so ganz anderes gesagt. Mit einem Mal dieser tiefe Fall der Türkei: da half kein Deuteln. Und dies starke Emporschnellen der Balkanvölker, insbesondere der Bulgaren. Gar so tief ist uns ja wohl das Zutrauen zu den Türken, zu dem uns unsere Türkenfreunde erziehen wollten, noch nicht gegangen. Aber um so tiefer ging nur zu vielen Deutschen in Österreich und im Reich die unsägliche Slawenverachtung. Da werden wir gründlich umlernen müssen; es ist hohe Zeit.

Aber Ehrfurcht! sagte ich. Nicht Neugier aus sicherem Winkel heraus. Oder gar Lust an der unüberbietbaren Sensation. Nein, Ehrfurcht vor der Katastrophe, wie man Ehrfurcht hat vor dem Erdbeben von Lissabon oder von Messina. Der Glaube vernimmt auch heute noch aus dem Donner der Geschütze Gottes Stimme, und was sich ihm dabei als furchtbares Rätsel auf die Seele legt, verlangt keine andere Theodicee, als die Naturkatastrophen auch.

Dennoch, sind nicht hier die Menschen dazwischen? Verantwortliche Menschen, wenn der Krieg ausbricht. Mordende Menschen, wenn er geführt wird.

Verzweifelnde Menschen in unfaßbarem Jammer aller Art, wenn und wo immer die Zeche bezahlt werden muß. Diesmal hat das halbbarbarische Gelände, in dem der Kampf tobt, und der Wille der Verantwortlichen sich wie eine Mauer aufgerichtet zwischen uns und zwischen dem, was dort vorgeht. Die Zeitungen, die sonst alles wissen, versagten. Man ahnt nur furchtbare Greuel hinter der Mauer, und schon dringt eine Gewißheit durch die Ritzen, daß die Wirklichkeit noch viel entsetzlicher ist. Ein Menschenmorden, dessen Folgen zu lindern Arzt und Schwester viel zu schwach sind; Hunger und Pest gierig mit dem Tode im Bunde. Die apokalyptischen Reiter. Und während wir eben mit unserer erbarmenden Phantasie noch bei den Soldaten verweilen, hören wir schon den Schrei auch der Kinder und Frauen und Schwachen und Greise, die in panischem Schrecken ihre Heimat geflohen haben und, zum guten Teil, auf dieser Erde keine neue finden werden.

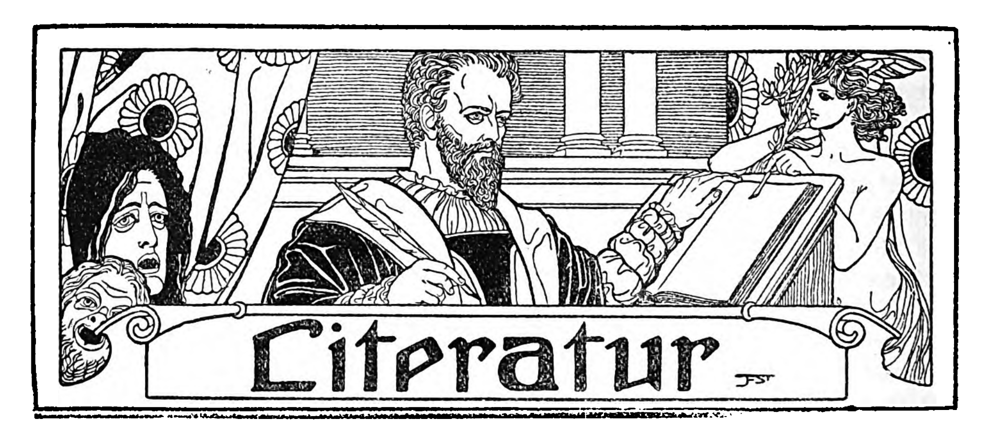
Wie mitleidig sind wir, wie erschüttert, wenn der Ätna Hütten und Paläste umstürzt, ihre Bewohner unter den Trümmern begräbt. Wie gleichgültig, wenn in unvergleichlich größerem Maßstabe ein solcher Krieg Ungezählte qualvoll zu Tode martert, wochenlang, monatelang!

Ehrfurcht vor dem Kriege! Gewiß, wie vor allem, was man nicht ändern kann. Wo man seiner Ohnmacht sich bewußt und ganz klein wird.

Aber Ehrfurcht doch erst recht vor dem Ideal, vor dem Pflichtgebot: daß solch ein Kriegführen nicht sein soll. Manche wollen im Kriege nur das Gottesurteil sehn, wollen nur für die entfaltete Kraft und Zukunft der Sieger ein Auge haben: ja dürfen wir denn die entsetzliche Barbarei dieses Zusammenstoßes auch nur einen Augenblick übersehen oder vergessen! Das Kaliber der Kanonen prägt doch solchem Kriege noch keinen modernen Charakter auf: es ist nicht unsre Waffe, mit der die Völker dort sich messen. Dieser Krieg findet nur augenscheinlich im Jahr 1912 statt, in Wirklichkeit auf dem Boden viel früherer Zeiten, sagen wir: unsers Dreißigjährigen Krieges.

Und so soll man uns wenigstens mit dem Vorbildlichen dieser Völkerzwiesprache verschonen. Mochten Bulgaren und Türken nicht anders können: uns Völkern einer höheren Kultur gebührt eine andre Weise, uns auseinanderzusetzen und zu finden. Zu dieser Erkenntnis wird helfen, wenn wir nicht mit leichtfertigem Erstaunen das unerwartete Ereignis an uns vorübergleiten lassen, sondern entschlossen in sein furchtbares Geheimnis eindringen, soweit es sich uns noch auftun wird.“





Das Wiedererwachen der historischen Dichtung · Von Viktor Klemperer

Während es die längste Zeit für eine Selbstverständlichkeit gegolten hatte, daß der Dichter großen Stils seine Stoffe mit Vorliebe der Geschichte entnahm, trat in den letzten achtziger Jahren etwa des vorigen Jahrhunderts ein völliger Umschwung dieser Anschauung ein. Was die Freytag, Scheffel und C. F. Meyer auf historischem Felde eben noch Bedeutendes geleistet hatten, schien der Kritik nicht so sehr vor Augen zu stehen, als die recht anders gearteten Schöpfungen der Wolff, Dahn und Ebers. Eine ungünstige Meinung von der historischen Dichtung überhaupt nahm in solchem Maße überhand, daß man schließlich im vornherein das dichterische Können eines Menschen anzweifelte, der sich dramatisch oder episch mit geschichtlichen Stoffen befaßte. Eine Zeitlang betrachtete man es als einzige Aufgabe des Dichters, daß er seine unmittelbare Gegenwart behandelte. Später wurde auch das freie Spiel der Phantasie wieder erlaubt, aber sich mit Historischem abzugeben, mit „toter Vergangenheit“, war verpönt. Und dieser Bann währte so lange, daß mancher wohl auch heute noch der Meinung ist, die geschichtliche Dichtung sei versiegt.

Und doch kann von einem solchen Versiegen im gegenwärtigen Augenblick keine Rede sein. Ja das gerade Gegenteil, ein immer kräftigeres Strömen des historischen Quells, macht sich bemerkbar. Man denke nur an die oft historisch gefärbte Balladik Münchhausens und Liliencrons, an die geschichtlichen Romane Enrica von Handel-Mazzettis und das Garibaldi-Epos Ricarda Huchs, an Schönherrs „Glaube und Heimat“ und an Schnitzlers „Jungen Medardus“.

Fragt man sich nun nach dem Grunde dieses neuen Emporquellens der historischen Dichtung, so wird die erste Frage sogleich von zwei anderen überstürzt. Was konnte die geschichtliche Dichtung, die doch jahrtausendelang strömte (denn schon Homer war ein historischer Dichter), um die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts etwa in Verruf bringen? Sodann: Was war die Ursache dieser von jeher vorhandenen Liebe des Dichters zum historischen Stoff?

Ursprünglich ist die Geschichte offenbar keine für sich bestehende Schatzkammer der Dichtung, sondern zuengst mit ihr verschmolzen und allein in ihr enthalten, natürlich insofern man als Geschichte nicht die Bewegung der Menschheit an sich, sondern die Überlieferung davon setzt. Der erste Dichter, der die Abstammung seines Königs von den Göttern, die Kriegstaten seiner Vorfahren beim Festmahl singt, ist der erste Historiker. Im weiteren Verlauf der kulturellen Entwicklung erfolgt dann eine Trennung von Geschichte und Dichtung, aber niemals eine vollständige, ja der Zusammenhang der beiden ist sogar in der Gegenwart stärker als seit Jahrhunderten. Ich meine so. Während es der Sänger, der, wie gesagt, Dichter und Historiker in einem war, mit der geschichtlichen Darstellung der Tatsachen nicht allzu genau nahm und die Exaktheit der Darstellung in jedem Augenblick ihrer starken Beseelung opfern durfte und opfern mußte — denn seine Aufgabe war ja nicht das Belehren, vielmehr das Unterhalten und Begeistern —, war der Historiker, sobald er sich einzig als solcher fühlte, auf strenge Sachlichkeit, auf die alleinige Überlieferung des wirklich Geschehenen, des Wahren, angewiesen. Faßte er seine Aufgabe im engeren Sinn, so hatte er von all jenen Personen und Ereignissen zu berichten, die die großen und gewissermaßen ruckweisen Veränderungen im Leben eines Volkes hervorbringen. Faßte er sie weiter, so oblag ihm auch die Schilderung der Volkszustände, des Kulturhistorischen also, wie es sich in steter Wechselwirkung teils aus dem Historischen ergibt, teils selber dies Historische bestimmt und hervorruft. In all diesem kam nun aber der Historiker, von seinem rein wissenschaftlichen Standpunkt aus, sehr wenig weit. Was er vorfand und sachlich einzig überliefern konnte, war eine Anhäufung von Tatsachen. Wollte er diese nicht als totes Material weitergeben, so mußte er aus Eigenem Leben hineinbringen, mußte den toten Helden und Volksmassen die Gründe ihres Tuns und Leidens finden, mußte sie beseelen. Und dies heißt doch nichts anderes, als daß er eben wieder zum Dichter werden mußte. Wiederum hatte er sich vor nichts mehr zu fürchten, als gerade vor diesem Zum-Dichter-werden, denn es trug ihm ja unweigerlich den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit ein. Ein solches Dilemma mußte in demselben Maße wachsen, in dem bei fortschreitender Kultur einerseits das wissenschaftliche Verlangen und andererseits der Wunsch, nichts Unbeseeltes um sich zu dulden, in einem Volke wuchsen. Aus der Erkenntnis dieser Schwierigkeit mag die stolze Bemerkung geflossen sein, die Grillparzer in seiner Selbstbiographie an die Betrachtung des „Ottokar“ knüpft: „Was ist denn Geschichte? Über welchen Charakter irgend einer historischen Person ist man denn einig? Der Geschichtschreiber weiß wenig, der Dichter aber muß alles wissen.“

In solcher bevorzugten Stellung des Dichters liegt nun ein ungeheurer Anreiz. Er muß nicht nur, er darf alles wissen, wo der Historiker nur einiges wissen kann, er darf erleuchten, wo dem Historiker die Wahl bleibt, in der Dämmerung zu tappen oder die Fackel des Dichters auszuborgen. Aber den großen Vorteil erkauft der Dichter nun auch mit einer gewaltigen Schwierigkeit, die man sich freilich sogleich in einen neuen Anreiz, ja in eine Reihe entscheidender Antriebe zum historischen Dichten umwandeln sehen wird. Der Historiker, dem die Be-

seelung einer fernen Epoche vielleicht nicht ganz gelingt, weil er eben von der sicheren Wissenschaftlichkeit nicht zu weit abgehen will, hat einen stichhaltigen Trost: er braucht weder ein Unterhalten noch ein Begeistern als seine Aufgabe zu nehmen, sondern nur ein Belehren, und es ist das traurige Vorrecht der Lehrstunde, bisweilen auch einmal zu langweilen. Dagegen ist es die unbedingte Aufgabe des Dichters, zu reizen, zu fesseln, auf das Gemüt und die Phantasie seines Hörers oder Lesers stark und unmittelbar zu wirken. Man sage nicht, dies sei eine sehr oberflächliche Meinung von der Aufgabe des Dichters, ein solcher habe ohne Rücksicht auf das Publikum zu gestalten, was ihn bewege; zu sagen, was er leidet, ist manchem ganz undichterischen Menschen gegeben, als Dichter erweist er sich erst, wenn er es so sagt, so gestaltet, daß er die anderen zum Mitleiden und Mitfreuen zwingt. Und nun läuft gerade der historische Dichter die ständige Gefahr, einfach gesagt: zu langweilen. Was nutzt ihm alle Beseelung ferner Vergangenheit, wenn seinem Publikum der nicht übermäßig verbreitete historische Sinn fehlt? Der natürliche Mensch wird nur da zum Mitempfinden gezwungen werden, wo er den ihn unmittelbar angehenden Dingen gegenübersteht, den Dingen seines Hier und Heute, oder den Märchenträumen, die dieses Hier und Heute verklären. Der Wiener jubelte deshalb seinem Raimund zu, weil er in Raimunds Fabelländern immer wieder sein eigenes und gegenwärtiges Wien fand. Sagt man nun, das Interesse für jede geschichtliche Dichtung sei ohne weiteres gegeben, sobald sie nur als echte Dichtung echte Menschen ins Spiel bringe, weil ja doch der Mensch in seinen Grundeigenschaften auf jeder Stufe geschichtlicher Entwicklung sich gleiche, so ist dies eine höchst bedenkliche Argumentation für die historische Dichtung: denn entweder die Menschen gleichen sich wirklich, dann wäre das Geschichtliche in der Dichtung nur überflüssige und befremdende Äußerlichkeit, oder aber die Menschen gleichen sich nicht auf den verschiedenen historischen Stufen, und dann muß allerdings das Interesse des Publikums für die ihm fremden Gestalten erlahmen. Es ist nun gerade der Gegenwart vollkommen klar geworden, daß eine Gleichheit der Menschen über räumliche und zeitliche Entfernungen hin nicht oder doch nur sehr eingeschränkt besteht, daß sich der Summe konstanter menschlicher Eigenschaften in ständigem Wechsel solche gesellen, die sich aus der jeweiligen Umgebung und Atmosphäre ergeben. Der Römer war ein anderer Mensch und ein anderer der Grieche, ein anderer der Franzose zur Zeit des dreizehnten Ludwig und zur Zeit der Julirevolution. Will also der Dichter mit einem historischen Stoffe leidenschaftliche Anteilnahme erwecken, so muß er mehr tun, als nur beleben.

Dieses Mehr, in so verschiedenartigen Formen es auftritt, wird sich im Grunde immer als ein Gleiches ergeben. Der historische Dichter wird das Vergangene nicht um seiner selbst willen darstellen, sondern er wird an dem anders gearteten Fernen, oder durch es hindurch, das Bild seiner Gegenwart, wie sie ist, oder wie sie sein sollte, zur Anschauung bringen.

Der Wege hierzu sind, wie gesagt, mannigfaltige; keiner entbehrt der besonderen Schwierigkeit, keiner des besonderen Reizes. Der nächstliegende und wohl zumeist begangene, von dem Dramatiker, den im allgemeinen der große

Held und das gewaltige Tun anziehen werden, von dem Epiker, der eine reichere Ernte auf dem kulturhistorischen Gebiet finden mag, gleichviel begangene, ist der der vaterländischen Stoffwahl. Hier ist der Dichter des Interesses seines Publikums gewiß, spricht er doch von Menschen verwandten Blutes, von Toten, denen der Lebende viel verdankt, denen er gewissermaßen Rechenschaft abzulegen hat über die hinzuerworbenen und die verlorenen Güter. Vaterländische Dichtung wird in Tagen nationalen Stolzes reichlich strömen, reichlicher noch in Tagen nationaler Trauer und Selbsteinkehr, und so ist das Größte vielleicht, was der Deutsche auf diesem Gebiet besitzt, die „Hermannsschlacht" und der „Prinz von Homburg". Aber nur die zweite dieser Dichtungen ist eine rein vollkommene zu nennen, vollkommen, weil sie beiden ihr Recht läßt: der kurfürstlichen Zeit, in der sie spielt, und der napoleonischen, die ihr den Lebensatem eingeblasen hat. Dagegen weist die „Hermannsschlacht" trotz der grandiosen Gewalt, die das Drama wohl immer lebendig erhalten wird, den typischen Mangel der historischen und gerade der vaterländischen Poesie auf. Hier lebt nichts, als Preußen und Frankreich zwischen Jena und Leipzig, und Germanen- und Römertum ist nur nachlässige Kostümierung. Die „Hermannsschlacht" ist ein verhülltes Gegenwartsstück, kein historisches Drama, und so begibt sie sich des größten Vorzugs historischer Dichtung, der eben darin besteht, daß sich an vergangenen, abgeschlossenen und erstarrten Fernen Maßstäbe finden lassen für die quirlende Gegenwart. Ein solcher Verlust des eigentlich Historischen aber muß gerade beim vaterländischen Stoff besonders leicht eintreten. weil sich besonders hier der Dichter von Tendenzen zu sehr beeinflussen lassen kann.

Diese Gefahr verringert sich — ganz fällt sie nie fort, da die Tendenz die persönliche Verkettung des Dichters mit seinem Stoffe, und also tendenzlose Dichtung ein Unding ist — sie verringert sich beim Fortlassen des spezifisch vaterländischen Momentes, womit dann aber auch naturgemäß die Schwierigkeit steigt, das Interesse zu erwecken. Den historischen Dramen Schillers fehlt das Vaterländische im eigentlichen Sinne gänzlich, weil der Dichter selber im Elend der Kleinstaaterei eines würdigen Vaterlandes ermangelte. Aber starke Beziehungen zu den Zuständen und Ideen seiner Gegenwart sind überall vorhanden, bestimmt und nicht nur vielleicht, wie Scherer allzu vorsichtig meinte. Im Wallensteinprolog findet sich geradezu ein direkter Hinweis auf solche Beziehungen, und es bedurfte wahrlich dieser Ankündigung nicht, um herausfühlen zu lassen, wie sich das Gewirr des Dreißigjährigen Krieges mit dem Chaos der französischen Revolution berührt, wie über den neunziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts bereits ein Ahnen kommenden Cäsarentums spürbar wird, für dessen Möglichkeit das Leben eines Wallenstein Anhaltspunkte bietet. Anhaltspunkte und Maßstäbe — darin liegt es; nicht um die äußerlichen Berührungspunkte zwischen Vergangenheit und Gegenwart geht es dem Dichter, sondern er stellt seine geläuterten, aus der besten Bildung seiner Zeit gewonnenen Ideen über Freiheit, Sittlichkeit und Humanität an dem fernen historischen Stoffe mit größerer Klarheit und Eindringlichkeit heraus, als er es an einem Gegenwartsstoffe zu tun vermöchte.

Dieselbe Zeit der Religionskriege ist, als der dichterischen Betrachtung in

mannigfacher Hinsicht ergiebig, von der neueren deutschen Dichtung mehrfach behandelt worden, und skizziere ich nun, wie sich einige Dichter verschiedener Epochen und Eigenart zu dem gleichen Stoffe verhalten, so zeige ich am ehesten, auf wie vielen Wegen der historische Dichter seinen Stoff zu erobern vermag, und wie die unendlich vielen Bahnen im letzten Grunde doch immer wieder ein und dieselbe Straße bedeuten.

Unter dem Eindruck der französischen Revolution schrieb Schiller den „Wallenstein“, von der achtundvierziger Umwälzung zutiefst bewegt, dichtete Grillparzer den „Bruderzwist in Habsburg“. Wieder handelt es sich nicht bloß um äußere Berührungspunkte, auch das bei Grillparzer immer stark mitsprechende vaterländische Moment ist hier nicht das Wichtigste, selbst die am fernen Stoffe in zwangloser Klarheit entwickelten politischen Gedanken zur Gegenwart wirken nicht so ungemein belebend und naherückend als ein anderes. Entscheidend ist die Charakteristik des Helden. Mit jener Pflicht und jenem Recht, „alles zu wissen“, macht Grillparzer aus Kaiser Rudolf II., ohne ihm die Zeitzüge des siebzehnten Jahrhunderts darüber zu entwenden, geradezu vorahnend den Typus der kommenden dramatischen Helden, deren Eigenart darin besteht, gar keine Dramenhelden zu sein, weil sie durchaus leidender Natur sind, weil ihre Tragik in einer lähmenden Objektivität des Betrachtens und Empfindens, in einer aus Feinfühligkeit geborenen Willensschwäche liegt. Ein Drama im alten Begriff, der wollende Menschen, handelnde Helden voraussetzt, ist der „Bruderzwist“ schon nicht mehr, sondern ein erstes der zwischen den einstigen Gattungen Epos und Drama stehenden psychologischen Bühnengemälde. Und in der fernen wilden Umgebung tritt das Bild des entschlußunfähigen, verfeinerten modernen Menschen mit um so erschreckenderer und rührenderer Deutlichkeit hervor.

Ein stärkeres dramatisches Leben als in diesem Drama brandet gegen die Marmorwandung gemeißelter Form in C. F. Meyers Roman „Jürg Jenatsch“. Denn hier tritt an Stelle der Schwäche des modernen Menschen die Sehnsucht des Modernen nach Stärke, starkem Wollen und starkem Tun. Das leidenschaftliche und skrupellose Handeln des furchtbaren Mannes steht im Dienste seines in der harten Zeit bedrängten Bündnerlandes. Zieht man aber Meyers weitere Produktion in Betracht, so wird man zweifeln dürfen, ob es gerade oder doch ausschließlich das Patriotische war, was ihn zu seinem Helden drängte. Man wird eher annehmen können, daß das gewaltige, die Üblichkeit des Guten wie des Bösen überschreitende Streben an sich für den Dichter etwas Berauschendes hatte, daß der Renaissancekult, wie er in Meyers späteren eigentlichen Renaissancenovellen zutage tritt, wie er für die Epoche der Nietzsche und Burckhardt unendlich maßgebend wurde und so noch das Heute stark beeinflußt, hier schon den Ausschlag dibt.

Neben der stählernen Härte dieses Werkes stellen trotz ihres durchdringenden Blutgeruches die Romane der Baronin Handel-Mazzetti etwas unendlich Weiches dar. Die Dichterin, deren Farbenpracht und Wortkunst an Meyer gemahnt, während ihre ciceronische Fülle seiner tacitäischen Knappheit gegensätzlich ist, sucht als leidenschaftliche Katholikin das Zeitalter der Religionskriege auf, weil dort der Kampf um die ihr teuersten Ideen, der heute vor manchem andern Ringen

zurücktritt, das oberste Weltinteresse bedeutet. Aber wenn Enrika Handel-Mazzetti in ihrer katholischen Eingesponnenheit sozusagen ein zeitloses Geschöpf bedeutet, das eben so gut im zwölften Jahrhundert wie in der Gegenwart leben könnte, so trägt sie doch auch wieder, vielleicht sich selber unbewußt, stärkste Spuren ihrer Gegenwart, und gerade das Abspiegeln dieses modernen Momentes in den Gemälden aus der Vergangenheit wird zum Fesselnden in ihren Romanen, zum Fesselnden auch für ein solches Publikum, in dem das Religiöse und nun gar das einseitig Katholische nicht mitschwingt. Enrika Handel hängt mit besonderer Innigkeit am Marienkult, sieht in der Jungfrau vor allem die Mutter und verknüpft nun fortwährend, wie gesagt: wahrscheinlich unbewußt, das alte Religiöse mit der sehr modernen und durchaus irdischen Vorstellung von der Heiligkeit der Mutter und des Kindes. So weht ein Atemzug aus dem „Jahrhundert des Kindes“ und des Kampfes um das Recht der Frau in die Handelschen Historien hinüber.

Wieder in die gleiche Zeit, so sehr in die gleiche wie die große und einseitige katholische Dichterin, daß ihn deren Freunde des Plagiats beschuldigten, griff Schönherr mit seinem Alpenbauernstück „Glaube und Heimat“. Die Zurückweisung dieses törichten Plagiatvorwurfs ist einfach genug; man braucht nur auf die völlige Verschiedenheit der Themen hinzuweisen. Dort der katholische Standpunkt, hier der protestantische, dort der Kampf zwischen den Konfessionen als Parteien, hier die qualvollere Parteiung in der Brust des einzelnen zwischen Glaubenstreue und Heimatliebe. Aber vielleicht liegt noch viel tiefer, was Schönherr von Enrika Handel-Mazzetti scheidet. Vielleicht bedeuten diese Glaubens- und Heimatgefühle seiner Bauern für ihn nicht mehr, als für C. F. Meyer der Patriotismus seines Jenatsch zu bedeuten scheint. Vielleicht zog es auch Schönherr zu einem starken Empfinden und Streben an sich, gab auch er ein Sehnsuchtsbild der Stärke. Nur einer anderen und doch wohl gesünderen Stärke, als Meyer tat. Dieser malte die übergewaltige Persönlichkeit, jener zeichnet den schlicht und ungebrochen empfindenden Menschen, der aus der Ungebrochenheit seines Empfindens heraus zum einfachen, gar nicht dämonischen Helden wird. Auch hierin liegt eine Sehnsucht des Heute, und vielleicht ihre beste ...

Nun aber ist meine Darstellung ganz offenbar zu weit vorgedrungen. Es war zu zeigen, was die uralte Vorliebe des Dichters für den historischen Stoff verursache. Da ergab sich, daß im Anfang der Dichter zugleich der Historiker war, und daß er nach Abtrennung der historischen Wissenschaft von der Poesie dennoch im letzten Grunde immer der eigentliche oder doch der bessere Historiker blieb, weil er eben im Gegensatz zum eingeengten Diener der Wissenschaft „alles“ wissen mußte oder durfte. Und weiter fand sich, daß jenem Anreiz des Besserkönnens die Schwierigkeit der Interesseerweckung die Wage zu halten schien. Aber eben nur schien. Denn sogleich verwandelte sich die Schwierigkeit in unendliche neue Anreizungen zum historischen Schaffen. Der eine erweckte das Interesse durch Betonung des vaterländischen Momentes, der andere maß psychologische, ein dritter politische, ein vierter soziale Zeitideen im fernen Bilde ab, dieser verdeutlichte einen typischen Charakter seiner Gegenwart, jener einen von seinem Heute ersehnten Willens- oder Seelenzustand. Und diese vielen Möglichkeiten,

das Interesse für das Ferne und Andersgeartete zu erwecken, ergaben sich im Grunde als ein und dieselbe: als die Wertung des fließenden und unfertigen Heute am abgeschlossenen Gestern. Einer Dichtung, der solches Schaffen verwehrt wurde, geschah Übleres, als nur die Verrammlung einer Schatzkammer: ihr wurde ein Arm gelähmt, und vielleicht nicht der linke. Eine solche Lähmung konnte nicht andauern, und indem ich nun, Beispiele für jene Möglichkeiten des historischen Dichters suchend, bis auf Enrika Handel und Karl Schönherr vordrang, zeigte ich schon, wie die Lähmung bereits gewichen ist. Womit aber übergangen wurde, was diese Lähmung überhaupt herbeiführen konnte, und was sie gerade jetzt vertreiben mußte.

Man kann bei jungen Leuten oft einen wenig literarischen, aber sehr zutreffenden Ausdruck hören. Sie sagen wohl, sie könnten keinen Klassiker lesen, er sei ihnen in der Schule „verekelt" worden. Das heißt, sie wenden sich von solcher Lektüre nicht deshalb ab, weil sie von dem geringen Wert der Werke überzeugt sind, sondern weil ihnen eine pedantische oder flache Auslegung den Geschmack daran verdorben hat. Sollten in den letzten siebziger und in den achtziger Jahren die Ebers und Dahn mit ihren seichten Kostümgeschichten, die der geschichtlichen wie der Dichtung überhaupt ziemlich gleichfern stehen, nicht ein ähnliches „Verekeln" bewerkstelligt haben? So daß die historische Dichtung ihre Freunde einbüßen mußte, weil sie in die Hände einiger ungeeigneter Männer geraten war? Aber die Stimmung der literarischen Jugend jener Tage wandte sich nicht etwa bloß gegen die poetischen Sünder auf dem Sondergebiet der historischen Dichtung. Auf jedem Kunstfelde wurde der Kampf eröffnet gegen Schablone, Seichtigkeit und Verlogenheit, es ging um schärfere und tiefere Erfassung des äußeren und des seelischen Lebens, und Wahrheit hieß die Parole der „Neuen". Wahrheit aber ließ sich nur von dem verkünden, was man mit eigenen Augen sah, mit eigenen Händen berührte, und so mußte der Naturalismus über die bloßen Antipathien gegen etliche seichte Historiendichter hinaus zur prinzipiellen Ablehnung der historischen, zur ausschließlichen Anerkennung der Gegenwartsdichtung gelangen.

Aber freilich, sofern er nur in seinem Wahrheitsstreben, besonders in dem nach innen gerichteten, nicht erlahmte, mußte er sich auch zwei alte Wahrheiten erobern, die ihn selber überwanden und zerstörten. Die eine war die Erkenntnis, daß ein bloß exaktes Wiederholen des Gegebenen noch keine Kunstleistung sei, daß zwischen der Wahrheit des Realen und des Dichterischen ein Unterschied bestehe, die andere, ihm noch verderblichere, die Einsicht, daß es um die mathematisch sichere Erkenntnis der Außenwelt und des Ichs überhaupt höchst fraglich bestellt sei, daß schließlich alles auf ein tastendes Vielleicht und auf die Intuition der Phantasie hinauslaufe. War es aber mit der Genauigkeit des Erkennens überhaupt nichts, so lag auf die Dauer kein Grund vor, auf den historischen Stoff zu verzichten, und Gerhardt Hauptmann dichtete sein Drama „Florian Geyer" und M. E. delle Grazie ihr Epos „Robespierre", und die vom Naturalismus gestellte Forderung der Exaktheit konnte diesen Werken nur zugute kommen.

Damit hätte nun die historische Dichtung wieder in Gnaden aufgenommen

sein müssen. Doch ein anderes tat ihr entschiedeneren Abbruch. Der Naturalismus hatte die Wahrheit in ziemlich robuster Weise in der Darstellung der Außenwelt zu bieten versucht, und es ist sehr wohl möglich, daß seine sozialen und sozialistischen Neigungen eben so sehr als aus gutem Herzen aus ästhetischer Oppositionslust gegen die bisher übliche, den vierten Stand ausschließende, „Salonmalerei“ und „Gartenlaubenpoesie“ hervorgingen. Nun trat jener Zweifel an der Möglichkeit der wirklichen Wahrheitserkenntnis ein, und wenn er auch gerade, wie gezeigt worden, der historischen Spiegelung oder Messung des Gegenwärtigen für einen Augenblick neuen Raum schuf, so zwang er doch schon im nächsten Moment die Dichtung in die Tiefe und — Enge rein individuellen Betrachtens. Psychologie, die bald eine unheimliche Verwandtschaft mit Psychiatrie aufwies, wurde Alleinherrscherin. Das qualvolle Bewußtsein von der Unsicherheit des Ichs in seiner Abhängigkeit vom Ererbten, von Stimmungen, in seiner Unbeständigkeit, seiner Blindheit sich selber gegenüber beseitigte jedes andere Interesse, machte alles schlichte und große Fühlen unmöglich. Nur das Verlangen blieb, dieses von innen heraus bedrohte persönliche Leben dennoch und trotzdem völlig zu genießen, unbekümmert um die übrige Menschheit, unbekümmert um das Gestern und Morgen. Das Bemitleidenswerte in diesem überreizten Lebensverlangen lag in der von vornherein gegebenen Unmöglichkeit seiner Erfüllung. Zum starken Lebensgenuß gehört als erstes und Hauptsächliches ein starkes Wollen-können, und mit Selbstbespiegelung, seelischer Zerrissenheit und wollüstiger Hingabe an wechselnde Stimmung läßt sich keine Willenskraft vereinigen. Der bedeutendste und ehrlichste Dichter dieser Unsicherheit und dieses Lebensverlangens scheint mir Arthur Schnitzler zu sein. Als die Dichtung vom Naturalismus zur Psychologie, vom Sozialen zum Individuellen überging, vereinigte er in einem ungemein lebensvollen historischen Einakter („Der grüne Kakadu“), der am Abend des Bastillesturms spielt, aufs merkwürdigste diese beiden Tendenzen. Danach sich immer mehr in das einzig Individuelle einwühlend, verließ er den nur eben betretenen historischen Boden und stellte neben Gegenwartsdichtungen Spiele aus einer völlig märchenhaften Renaissance, in denen er Menschen des vollen Lebensgenusses zu malen suchte, und doch nur die Lebenssehnsüchtigen wirklich malen konnte, weil er ja vom einheitlichen Wollen nichts mehr wußte.

Und nun hat eben dieser Dichter in seinem „Jungen Medardus“ den Anschluß an die vaterländische Geschichte gesucht, hat, mit teilweisem Gelingen zum mindesten, die verschiedenen Empfindungen der Wiener im Jahre 1809 gezeichnet, hat einen Helden dargestellt, der, aus welchen Gründen auch immer, den Willen zu einer Tat und am Ende eines von Stimmung zu Stimmung schwankenden Lebens Beharrlichkeit findet. Es ist, als kehre Arthur Schnitzler zur Geschichte wie zu einer Heilquelle zurück, an der er Heilung finden könnte von der allzu großen Enge, in die das Nichts-als-Individualistische hineinführte, von der Haltlosigkeit, die es mit sich brachte. Und wie einen Heiltrunk hat das gesamte deutsche Publikum die schlichte historische Dichtung Karl Schönherrs aufgenommen, um der Gestalten willen, denen die von manchem, und nicht von den Schlechtesten, ersehnte Kraft und Einheitlichkeit und dabei doch auch Demut des Empfindens und Wollens

innewohnt, und um der Klarheit willen, die gerade das Bild einer vergangenen Epoche über das Wesen der Gegenwart verbreitet.

Und so erklärt es sich denn auch, warum eben jetzt die historische Dichtung neu zu strömen beginnt. Man ist sich in der Literatur einer Schlaffheit, einer Verengung und Verwirrung bewußt geworden. Belebung der Vergangenheit, historische Dichtung also, könnte dem Übel vielleicht steuern. Und wer sich krank fühlt und weiß, wie die Krankheit zu beheben wäre, pflegt das Mittel nicht unversucht zu lassen.



Die Haupt-Stadt

(Berliner Theater-Rundschau)

Berlin, die Hauptstadt von Theater-Deutschland... War sie es immer? Ist sie es noch?

Die erste Blütezeit der Theaterstadt Berlin liegt hundert Jahre zurück. Die Hegemonie war vom Gottschedschen Leipzig auf das Schrödersche Hamburg und von der Hansestadt, die rasch in ihre kaufmännische Nüchternheit zurückverfiel, auf das Ifflandsche Berlin übergegangen. Überall und immer waren es nur einzelne Personen, nicht Kulturbedürfnisse gewesen, die kurze Epochen schufen. Nicht von unten und noch viel weniger von oben kam der Segen. An die reichen Mittel der Hoftheater blieb, von einzelnen kurzfristigen Versuchen (Immermann in Düsseldorf!) abgesehen, die dramatische Kunst im allgemeinen angewiesen. Aber einen sehr fragwürdigen Gebrauch machten die Höfe von ihren Mitteln. Ihre Kunstbeamten bekümmerten sich um die freie Kunst hauptsächlich insofern, als sie ihr die Freiheit zu unterbinden trachteten. In Wien war der „Wallenstein“ durch Jahrzehnte verboten, weil Schiller über die österreichische Politik während des Dreißigjährigen Krieges manches aufrichtige Wort fallen ließ; in Berlin widersetzte man sich anfänglich der Aufführung von „Wallensteins Lager“, weil die Reden der friedländischen Soldaten mit der preußischen Armeedisziplin nicht recht übereinstimmten. Nach Ifflands Tod (1814) übernahm das Schreyvogelsche Wiener Burgtheater die Führung des deutschen Theaterstaates, und die „erste deutsche Schauspielbühne“ behauptete sie in den mageren Zeiten der Holbein, Halm und Deinhardstein und in den fetten der Schreyvogel, Laube und Dingelstedt bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. In Wien übte das Theatervolk, die theaterbegeisterte Bevölkerung, immerhin einen gewissen Gegendruck aus gegen die Hofkanzlei. In Berlin hingegen wurde das Hofinstitut immer mehr das Vorbild — nicht für das deutsche Nationaltheater, aber für die höfisch-bureaukratischen Kunstverwaltungen. Konservative Abwehr des sprießenden und treibenden neuen Geistes und preußische Sparsamkeit bewährten sich als Leitgrundsätze der Königlichen Intendantur bis zum heutigen Tage. Unter der Pflege des deutschen Geistes verstand man die Bevorzugung patriotischer Tendenzschauspiele: einst der Raupachschen Hohenstaufen-Dramen, später der Wildenbruchschen Hohenzollernstücke und der Lauffschen Hurra-Festspiele. Mit seinem Hoftheater verödete die Theaterstadt Berlin durch Jahrzehnte ungestört; denn außer dem Wallnertheater, das der Lokalposse gewidmet war, und später einigen Operetten- und Ausstattungstheatern gab es hier keinen Wettbewerb. Von einer Theatervorherrschaft Berlins konnte bis gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr die Rede sein — trotz einzelner leuchtender Häupter der Schauspielkunst, die ihren Glanz über die Berliner Hofbühne verbreiteten.

Die Hegemonie Wiens in der deutschen Theaterwelt erhielt die ersten Erschütterungen durch das Auftauchen des (nach einem reichlichen Jahrzehnt wieder verlöschten) Meteors der Meininger, die mit ihrer historischen Treue und ihren (noch groben) Massenwirkungen dem Bühnennaturalismus in dunkler Ahnung vorausgingen; und durch die Gründung des Berliner „Deutschen Theaters“. Hier zum erstenmal wurde den alten, streng behüteten Stilgesetzen des Burgtheaters eine Verjüngung der Klassiker, aus dem Zeitgefühle heraus, entgegengesetzt. Aber die unbestrittene Herrschaft im Deutschland der Bühne fiel der jungen Reichshauptstadt zu, nachdem sie selbst vor einigen zwanzig Jahren vom Geiste Ibsens und von den deutschen Naturalisten erobert worden war. Die erste Aufführung des literarischen Vereins „Freie Bühne“ im Herbste 1889 bezeichnet den Beginn einer neuen theatergeschichtlichen Epoche, die den Namen „Berliner Stil“ trägt.

Diese zweite Blütezeit des künstlerischen Berliner Theaters währt nun über zwei Jahrzehnte. In ihr vollzog sich eine Art von Zentralisation der deutschen dramatischen Kunst. Berlin, die riesige Markthalle für alle materiellen und geistigen Güter, wurde auch das Eichamt der Literatur und des Theaters. Nur was die Berliner Punze trug, hatte allgemeine Geltung. Es kann nicht geleugnet werden, daß in der großen Kolonistenstadt, die an bodenständigen Talenten nicht gerade fruchtbar ist, die Ströme aus allen deutschen Landen zusammenfließen. Was das Berliner Theater, voran die Brahmsche Ibsen- und Hauptmannbühne, für die Entwicklung der dramatischen Kunst leistete, wird der Historiker hoch einschätzen. Die Theaterstadt Berlin hielt die Zügel auch dann noch fest, als ihr eigenes Kind: der Berliner Naturalismus, die Parteifahne einrollte und neue Bewegungen zu neuen Zielen drängten. Auch die modernen Romantiker, Symbolisten, Klassizisten, schlugen auf Berliner Bühnen ihre Hauptquartiere auf.

Der Triumph aus eigener Kraft ist nicht zu entwerten. Bedenken jedoch erregt es, wenn ein Recht, das täglich neu erobert werden sollte, von der Gewohnheit, von der Trägheit stumpf geduldet wird. Am wenigsten in der Kunst darf es Monopole geben. Berlin, das muß gesagt werden, hat nun durch eine Reihe von Jahren eine Art von Theatermonopol besessen. Die Wirkungen dieses Zustandes waren nicht durchaus günstig. Auch mit der Fülle ihrer Kräfte (64 Theaterdirektionen sind heute im Berliner Polizeiprotokoll eingetragen, ungefähr 20 von ihnen erheben Anspruch auf künstlerische Bedeutung) — auch bei guter Teilung der Arbeit kann eine einzige Theaterstadt die Produktion eines ganzen Volkes nicht bewältigen. Die Gefahr besteht, daß allzu oft die Schöpfungen solcher Dichter, die Gelegenheit haben, sich auf dem Markte der „einzigen“ Stadt vorzudrängen, entdeckt und gewürdigt werden. Schon in der bei aller Vielseitigkeit am Ende doch beschränkten Geschmackseigentümlichkeit eines örtlich begrenzten Publikums steckt eine Gefahr für die Literatur und ihre Zukunft. Und es war bis vor kurzem so: die großen und größten Theater Deutschlands, Wien miteinbezogen, warteten mit der Aufführung eines neuen Dramas, bis es hieß: „Roma locuta est“. Die berühmten Dichter hielten ihre neuen Werke für die Uraufführung in Berlin zurück; und wenn man überhaupt irgendwoanders sich an das Stück eines Unberühmten wagte, so hatte selbst ein starker Erfolg nur recht mäßige Bedeutung, bevor er in Berlin bestätigt wurde.

In jüngster Zeit ist hierin ein erfreulicher Wandel eingetreten. An vielen Orten Deutschlands beginnt man die unbedingte Abhängigkeit von Berlin abzuschütteln und die eigenen Kräfte frisch zu regen. Die Theaterkunst Berlins erleidet durch einen ernsten, energischen Wettbewerb keinen Schaden. Im Gegenteile! Sie kann angespornt und den Gefahren des Verharrens und der Einseitigkeit entrissen werden. Wenn bei den selbständigen Bemühungen im Lande hier und dort der kriegerische Ruf „Los von Berlin!“ aufsteigt, so hat das nicht viel zu bedeuten. Denn nicht die Strategie, nur die künstlerische Leistung siegt in diesem Kampfe. Alles Wertvolle, das Berlin künftig hervorbringt, wird nach wie vor für ganz Deutschland bedeutsam sein. Welch ein Gewinn aber für die deutsche Kunst, wenn die Freiheit, die der

vor fünfzig Jahren gestorbene Uhland dem ganzen deutschen Dichterwald verkündete, Wahrheit wird in solcher weisen Beschränkung, daß nicht mehr die echten Talente der „Provinz“ vergessen und verschollen bleiben, während minderwertige Günstlinge der Berliner Mode von der Zentrale aus ein gehorsames Deutschland erobern!

Berlin selbst wird Nutzen haben von einer in den Grenzen parteiloser Bedürfnisse durchgeführten Dezentralisation. Man wird sich dann in der Theaterhauptstadt der „Provinz“ ehrlicher erinnern, um nicht von ihr in Schatten gedrängt zu werden. Es war, zumal für den Sensationsehrgeiz der Berliner, recht empfindlich, daß Richard Strauß seine jüngeren musikdramatischen Werke „auswärts“ feuertaufen ließ. Es verringert Berlins Anspruch auf Maßgeblichkeit, daß dramatische Talente von Gewicht, wie Wilhelm von Scholz, Fritz Lienhard, Franz Kranewitter, dem Theaterpublikum der deutschen Weltstadt fast unbekannt geblieben sind. Es mußte schließlich die stolzesten Berliner stutzig machen, daß Berliner Preisrichter dem Schauspiel „Belinde“ von Herbert Eulenburg den Volks-Schillerpreis zuerkannten, einer Dichtung, die man in mancher anderen Stadt, aber nicht in Spree-Athen aufzuführen gewagt hat. Das verjüngte Hoftheater in Stuttgart, das Dresdner Königliche Schauspielhaus, das Düsseldorfer Schauspielhaus und andere künstlerische Theater sind rührig am Werke, sich selbständig ihren Platz an der Sonne zu verschaffen. Was Bismarck zum Preise der deutschen Reichsverfassung sagte: daß sie den Stammeswerten zugunsten der Einheit Rechnung trage, das trifft in gewissem Sinne auch für die deutsche dramatische Kunst zu. Wir wollen ein Nationaltheater, — aber nicht ein Dach soll und kann es decken. Vielgestaltig wie der deutsche Geist möge es sich erheben: überall, wo in Deutschland die freundlichen Musen weilen!

* * *

Ganz Theater-Deutschland, ein Land von viel weiteren Grenzen, als dem Deutschen Reich gezogen sind, hat am 15. November Gerhart Hauptmanns 50. Geburtstag gefeiert. Und nicht bloß die Theater: die Universität Leipzig machte Hauptmann zu ihrem Ehrendoktor, der österreichische Unterrichtsminister und die Wiener Akademie der Wissenschaften präsidierten einem Festmahl, bei dem die Begeisterungsfähigkeit der Deutschösterreicher hohe Wellen schlug, die Deutschen von Cincinnati kabelten, und aus Schweden wurde Deutschlands Dichter der Nobelpreis verliehen. Man mag im allgemeinen das Produzieren höher schätzen als das Jubilieren, und auch Bedenken hegen wider die Verjüngung solcher festlicher Anlässe, die ehedem an das biblische Alter gebunden waren: und man darf sich trotzdem darüber freuen, daß einmal die götzenfromme Welt einem Dichterherzen huldigt. „Dieser Moderne ist eben zur Mode gekommen“, sagen die Mißgünstigen. Zur Mode gekommen? Das bestreite ich. Hauptmann ist der Mode niemals nachgegangen. Wollte sich die Mode ausnahmsweise mit einem Künstler vertragen, mit einem Künstler, der sie nicht kennt, so träfe ein gerechter Vorwurf nicht einmal die Mode, — geschweige denn den Künstler.

Berlin hatte das Recht, bei der nun einmal ins Rollen gekommenen Hauptmann-Feier voranzugehen. Denn mit der Berliner Aufführung von Hauptmanns erstem Bühnenwerk („Vor Sonnenaufgang“) begann die Revolution von Literatur und Theater, wurde der „Berliner Stil“ in den Sattel gesetzt. Und seither in Jahrzehnten wurden die vielfältigen Äußerungen der Hauptmannschen Künstlerschaft Phasen in der Entwicklung der Berliner Bühnenkunst. Jedes Drama Gerhart Hauptmanns erlebte — seit 23 Jahren — die Erstaufführung im Theater des verstorbenen Brahm. Auf dem festlichen Bankette, das die Künstler und Schriftsteller dem gottlob bedenklich jungen Jubilar gaben, hat sich Berlin eine Selbstehrung bereitet. Man konnte es vermeiden, sich als Hauptstadt zu brüsten, da man sich die Hauptmann-Stadt nennen durfte. Die geistige Stadt eines geistigen Reiches! Die weltlichen Würdenträger von Reich, Staat und Stadt waren nicht unter den Festrednern. Sehr im Gegensatz zu den Kundgebungen des staatlichen Auslands übte man „offizielle“ Zurückhaltung.

Immerhin hat sogar das Königliche Schauspielhaus die Geburt des „Weber“-Dichters, dem der Kaiser einst den Schillerpreis aberkannte, mit einem Aufdruck auf dem Theaterzettel begrüßt, und man gab dort am 15. November eines von den zwei Stücken Hauptmanns, die in einer Distanz von fast zwanzig Jahren ins Repertoire der Hofbühne eingedrungen waren. Festvorstellungen veranstalteten ferner das Kleine, das Schiller- und das Neue Volkstheater (die Volksbühne mit einem Vortrag von Julius Bab). Das Lessingtheater ließ sieben Dramen Hauptmanns an sieben Tagen vorüberziehen. Man hatte auf den Neugewinn frühzeitig versunkener Werke gehofft. Der beschränkte sich indessen auf die Wiedererweckung des Schauspiels „Michael Kramer“, dieser symphonischen Nänie, die im schlichten bürgerlichen Gewande an die Pforte der letzten Dinge pocht. Als Theaterstück wird „Michael Kramer“ niemals geachtet sein, aber wer weiheempfänglich ist, empfängt hier Weihe. Im Kleinen Theater gestaltete Steinrück (der kluge Künstler, den Berlin an München verloren hat), besonders in den Außenzügen sehr charakteristisch den Alten, dessen Schöpferherz viel tiefer und größer ist, als sein ehrfürchtiges Vollbringen. Im Theater der Neuen freien Volksbühne trug Licho den Schmerz des Vaters an der Leiche des Sohnes auf Wellen echten Gefühls zur Erhabenheit empor.

* * *

Eine Aufführung von Hebbels „Maria Magdalena“ in den Kammerspielen war ein Triumph der Schauspielkunst. Die wollüstige Grausamkeit des Grüblers wuchert in diesem Trauerspiel. Die Voraussetzungen, aus denen sich Klaras jammervolles Geschick entwickelt, verstoßen gegen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Aber man vergißt der ärgerlichen Vordichtung, wenn uns — im vorgeschrittenen Stadium der Begebenheiten — die ehernen Ketten der Konsequenz an die mit unerhörter Wahrhaftigkeit geschaffenen Charaktere binden. Man vergaß die Frage nach den Möglichkeiten vollends unter dem überwältigenden Eindruck der Wirklichkeit von Bassermanns Meister Anton, der ein Mensch war aus Quarzgestein und wüster, blinder Liebe. Lucie Höflichs „Heirate mich, ich werde nicht lange leben“, so still aus tiefstem Gram gefleht, hatte die unendliche Melodie des Erdenleids.

* * *

Das junge Deutsche Schauspielhaus sucht bei der Teilung der Welt August Strindberg als sein Eigenland zu erraffen. Es ist nun bei der bitteren Komödie „Kameraden“ angelangt. Der Sehnsucht von Mann und Weib, im anderen Geschlecht die Ergänzung, den treuen Kameraden zu finden, streckt Strindberg, der allzeit von Sehnsucht zu Enttäuschung, von Enttäuschung zu neuer Sehnsucht jagte, die kalte Teufelsfaust entgegen. Der Mann des tragischen Lustspiels, der Maler, hat in der Malerin die unlautere Konkurrentin statt der Gefährtin geheiratet. An dem Maler-Mann, der sich am Ende aus drohendem Ruin mit brutaler körperlicher Kraft rettet, erhärtet Strindberg, dieser dem Weibe immer wieder unterlegene Antifeminist, seinen Glaubenssatz, daß zwischen den Geschlechtern nur Krieg sein könne, offener oder heimlicher Krieg. Besser, das Weibchen unterliege dem rohesten Maskulinum, als es siege im tückischen Liebesspiel; besser für beide ... Wäre nicht der Wille zur Verallgemeinerung so ungerecht und herausfordernd, man müßte wieder vor der Kunst Strindbergs sich beugen, die mit hartem, raschem Griff die Menschen packt und sie so fest hinstellt, daß kein Widerspruch ihr Dasein erschüttern kann. — Die Aufführung war von gutem Stilgefühl geleitet.

* * *

Einer Novität des Residenztheaters tu' ich nur deshalb Erwähnung, weil unter dem Titel des Stücks der Name eines wirklichen Dichters stand: des Maurice Donnay, des Verfassers der „Amants“, des feinnervigsten Poeten unter den modernen Franzosen, des Virtuosen auf dem Instrument psychischer Halb- und Vierteltöne ... Und jetzt diese

grauenvolle Posse „Prinzenerziehung“! Diese geist- und witzlose Satire! (Die Etikette stammt vom Verfasser.) Diese Zote ohne Parfum, diese Gemeinheit ohne Trost! Das ist kein literarisches — das ist ein persönliches, ein pathologisches Rätsel.

* * *

„Kismet. Ausstattungsstück in acht Bildern mit Musik“... Seit der Verband der Deutschen Bühnenschriftsteller mit dem Kinematographen Frieden geschlossen hat und die „bestrenommierten“ Dramatiker sich anschicken, für den Film zu dichten, darf man sich nicht darüber wundern, daß die mit Mühe verjagten Spektakel- und Ausstattungsstücke vom Brettl (Varieté) auf die Bretter des Theaters zurückkehren. Ein wenig verändert hat sich ja der alte Kulissenzauber. Er hat vom Kientopp profitiert und von den Pantomimen und Mysterien der Stilbühne. Die Handlung, der Text, sind freilich so kitschig geblieben, als sie je waren. Vorläufig urteile ich nur nach der ersten Kostprobe, nach diesem „Kismet“, das Herr Knoblauch, angeblich ein Sohn Albions, gewürzt hat! Wer auf die Worte, die gesprochen wurden, nicht hörte; wer in den Szenen nicht Sinn und Zusammenhang suchte, der mochte immerhin zu einer gereinigten Freude gelangen an der Pracht des Orients in Farben und Tönen. (Die Bühnenbilder entwarf Ernst Stern, die narkotische Musik schuf J. G. Mraczek.) Kostüme, Aufzüge, Tänze ergötzen und letzen. Ja, Tänze! Der graziöse Fanatismus der Schlangentänzerin Tortola Valencia läßt begreifen, daß der sterbende Moslem den Houris im Paradiese zulächelt. Und überhaupt: Wenn die Stadt am Bosporus nur halb so schön ist, wie dieses Bagdad des Kalifen: die Europäisierung Konstantinopels wäre barbarisch ... Hat auch mich das dumme Ausstattungsstück gefangen? Nun, ich meine: am rechten Orte läßt sich die Ausschaltung des Verstandes zugunsten der Sinne gewiß vertreten. Aber für das Theater ist's ein Skandal! Ein Skandal, an dem man nicht schweigend vorübergehen darf. Schon möchte ich Berlin, der deutschen Theaterhauptstadt, die härteste Wahrheit sagen, — da entdecke ich auf dem Zettel, daß es das Münchner Künstler-Theater ist, das „Kismet“ nach Berlin brachte.

Hermann Kienzl

Der Träger des „Kleist“-Preises

(Hermann Burte: Wiltfeber, der ewige Deutsche. Die Geschichte eines Heimatsuchers. Leipzig, Sideon Carl Sarasin. Geh. M 4.—, geb. M 5.—)

Es nimmt sehr für die Art ein, wie die neue Kleiststiftung ihre Preisverteilung eingerichtet hat, daß der Verfasser dieses Buches einen der beiden Preise und außerdem das von einer unserer Schiffsgesellschaften gestiftete Reisestipendium erhalten hat. Denn in der letzteren Tatsache möchte ich auch eine kleine Kritik sehen, als sollte dem jungen Dichter gesagt werden: „Geh mal hinaus in die Welt, sieh dir die Dinge auch von der anderen Seite an, schleife dich etwas ab. Es wird dann nicht mehr alles, und vor allem du selbst wirst dir nicht mehr so ungeheuer wichtig vorkommen wie jetzt.“ — Auf Seite 6 des Buches steht es: „Wo sind die Jünglingsaugen hin? Sie adelten alles, was sie liebten. Aber die Augen des Mannes zerlegen und entschleiern, was sie lieben. Jugend ist Rausch. Reife ist Erwachen. O, möchte mir nie der Ekel kommen!“

Wenn der Mann sich richtig aus dem Jüngling entwickelt, wenn der Rausch durch edlen Wein herbeigeführt war, so kann das Erwachen nicht zum Ekel führen. Und so ist mir eigentlich um Hermann Burte nach der Richtung hin nicht bange. Eher macht mir der Erfolg seines Buches Sorge. Ich fürchte, der Verleger ist — sicher aus den besten Gründen — da zu stark ins Zeug gegangen. Indes, warum soll man schwarz sehen. Wir wollen abwarten. Es ist ein Buch von so echter Jugendlichkeit, wie wir sie in einer Zeit, die jugendlich durchaus mit

unreif verwechselt, kaum mehr kennen; ein Buch, das an das beste des alten Sturms und Drangs, an die Klinger und Lenz mahnt, leider nicht an Goethe und auch kaum an den jungen Schiller. An den letzteren gelegentlich im Überschwang der Sprache, im Streben, alles und jedes monumental in einer an der Bibel (aber noch mehr an Nietzsche) geschulten Sprache auszudrücken. — Es steht Wunderschönes in dem Buch, prachtvoll geprägte Worte über alle möglichen Erscheinungen unseres Lebens, unserer Kultur. Aber sehr viel davon ist nur Wort, nur Rhetorik, vom Dichter nicht tief erlebt, sondern in jugendlichem Drang gesprochen. Daher auch die Ungeheuerlichkeit, daß dieses ganze Buch von dreieinhalb hundert Seiten innerhalb vierundzwanzig Stunden von diesem Wiltfeber erlebt und zumeist auch gesprochen wird. Denn er redet unglaublich viel, hält fertige Reden auch in seinen eigenen Gedanken, selbst dann, wenn er sich nur mit sich selbst unterhält. Das äußere Geschehen vollends streift hart an die Küchenromantik.

Aber ich sage das nur, um ein Gegengewicht zu geben gegen die vielen überschwenglichen Besprechungen, die beim unbefangenen Leser ganz falsche Vorstellungen erwecken und infolgedessen Enttäuschungen herbeiführen müssen, für die man nachher den Dichter entgelten ließe, der es wirklich nicht verdient. Wir haben in den letzten Jahren manche Erstlingsbücher bekommen, die von hoher Eleganz zeugten. Meistens lag das zu Bewundernde in der außerordentlich großen Sicherheit, der Überlegenheit, mit der sie geschrieben waren. Das sind Altersvorzüge, zu denen das Leben den entwicklungsfähigen Menschen von selber führt. Hier ist ein Buch, dessen wunderbarer Vorzug in der Jugend liegt. Nun gebe Gott diesem Mann eine gesegnete Entfaltung. Und der gute Schutzgeist deutschen Wesens, von dem in dem Buche so viel Schönes gesagt wird, bewahre ihn vor allem Literatentum unserer Tage!



Lese

Autorenhonorare im Altertum

Die Annahme, liest man in der „Staatsbürgerzeitung“, daß in früheren Jahrhunderten die Honorare der Dichter und Sänger weit hinter den Summen zurückblieben, die heute unseren Roman- und Theaterdichtern gezahlt werden, ist irrig. Auch in früheren Jahrhunderten, in denen außerdem das Geld noch eine bei weitem geringere Rolle spielte als heutzutage, war das Singen und Dichten alles andere als eine brotlose Kunst. So erhielt Herodot nach einer Vorlesung aus seinen Erzählungen bei den olympischen Spielen einen Preis von 10 Talenten. Das sind etwa 40 000 Mark. Cheriles erhielt, weil er den Sieg der Griechen über Xerxes feierte, für jeden Vers eines Gedichts, von dem Bruchstücke auf die Nachwelt überkommen sind, ein Stück Goldes. Ein Epigramm von Archimedes brachte seinem Verfasser 1000 Medinen Weizen ein, die Medine zu 52 Liter gerechnet. Virgil erhielt von der Mutter des Marcellus zehn große Sesterzen, etwa 1600 Mark, für jeden Vers — es waren im ganzen 32 —, den er zu Ehren ihres Sohnes in die Äneis hineinflocht. Atticus gab 250 000 Drachmen, etwa 150 000 Mark, dem Palemon für das Vergnügen, das ihm dieser mit drei Reden bereitete. Septimus Severus bot Oppian eine Statere Gold (ca. 14 Mark) für jeden Vers seiner Gedichte über die Jagd und den Fischfang. Nach Suidas enthielt das Gedicht 20 000 Verse. Der „Eunuche“, eine Tragödie, die zweimal an einem Tage gespielt wurde, brachte ihrem Verfasser 8000 kleine Sesterzen, etwa 1300 Mark, ein Preis, der bis dahin niemals gezahlt worden war. Unter diesen Umständen wird sich mancher Dichter von heute in das Altertum zurückversetzt wünschen, ein Wunsch, der zuweilen sogar die Unterstützung des Publikums finden dürfte.





Hodler und seine Zeitgenossen

Von Dr. Theodor Alt

Der Genfer Maler Ferdinand Hodler wurde geboren 1853 zu Gurzelen, einem Landorte des Kantons Bern. Auf deutschen Ausstellungen bemerkten ihn aufmerksame Beobachter gegen Ende der neunziger Jahre beim Erscheinen von Gemälden, wie z. B. der „Nacht", die durch zeichnerische Manier und Kraft des Ausdrucks einen entschieden monumentalen Charakter hatte. Das Bild zeigte eine Reihe von zum Teil friedlich schlummernden, zum Teil durch Träume gequälten Menschen in schwieriger Verkürzung und grauer, auf sinnlichen Reiz verzichtender Färbung. Wer diese Schöpfung des Künstlers gesehen hatte, mochte sich für berechtigt halten, Bedeutendes oder sogar Großes von ihm zu erwarten.

In weiteren Kreisen wurde Hodler bekannt seit 1904 durch die Ausstellung des Kartons zu seinem Freskogemälde „Heimkehr der Schweizer Landsknechte aus der Schlacht bei Marignano" in der Berliner Sezession und anderwärts. Die Wucht dieser um 1898 entstandenen Komposition ist unbestreitbar; eine gewisse Unbeholfenheit in der Bewegung der langsam schreitenden Gestalten konnte als absichtlich erzielter Vorzug gelten, die friesartig-flächenhafte Darstellung als angemessene Form der monumentalen Wandmalerei. Jedoch aus dem Gesichtspunkt einer treffenden und meisterhaften Wiedergabe des Natürlichen verdient das Gemälde kein eben so hohes Lob. Die Gestalten kommen nicht vorwärts, sie scheinen an der Stelle zu kleben. Zwei Landsknechte tragen einen Schwerverwundeten. Jedermann weiß, was ein toter Körper für eine Last ist; hier findet diese Last nicht den ihr zukommenden Ausdruck in der Haltung der Träger. Man wird nicht behaupten können, daß die Monumentalmalerei solchen Mangel an Ausdruck verlange. Er beweist also eine Schwäche des Bildes oder des Künstlers. Ein Landsknecht in Blau und Gelb posiert mit linkischer und zugleich affektierter Bewegung. Beide Merkmale kehren in Hodlers Werken oft genug wieder, um darzutun, daß sie im ursprünglichsten Gefühlsleben des Künstlers ihre Wurzel haben. Doch läßt an dem Wandgemälde der große Zug des Ganzen, der kraftvolle Ernst der Darstellung, über diese Schwächen hinwegsehen. Ähnlich beurteilen

wir das andere der beiden Fresken Hodlers im Züricher Landesmuseum. Und sicherlich wäre es falsch, uns den Genuß bedeutender Kunstwerke durch kleinliche Ausstellungen verkümmern zu lassen.

Wir lernten ferner von Hodler auf der Düsseldorfer Ausstellung 1904 den „Frühling“ kennen, eine Darstellung des Geschlechtserwachens im jugendlichsten Alter. Die Gestalten eines Knaben und eines Mädchens stehen sich, ahnend und sehnsüchtig, in einem ekstatischen Zustand gegenüber. Daß diese Schilderung durch große Tiefe der Empfindung ausgezeichnet ist, kann nicht in Abrede gestellt werden. Allein die Manieriertheit der Bewegungen überwiegt so sehr, daß damals das Publikum die Bezeichnung „Lachkabinet“ aufbrachte für den Raum, wo dieses und zwei weitere Gemälde Hodlers ausgestellt waren. Dem ernsten Betrachter erschien die Bezeichnung als unpassend; aber sie war durch Tatsachen veranlaßt und begreiflich. Auch die primitive Art der Zeichnung und Färbung wirkte abstoßend. *Bei Übertragung auf Tafelgemälde fehlt dem monumentalen Stil die innere Begründung*; Verständnis des Publikums für eine so befremdliche Ausdrucksweise war also nicht zu verlangen.

Viel mehr bekam man in Deutschland von den Werken des Künstlers während längerer Zeit dann nicht zu sehen. Erst im Sommer 1911 wurden in Köln, in Frankfurt a. M., dann in Berlin und schließlich in München Ausstellungen von etwa 80 Werken Hodlers veranstaltet, die einen Überblick über seine Entwicklung gewährten. Man sah hier, daß er bis zum Ende der achtziger Jahre eine naturalistische Landschafts- und Genremalerei geübt hatte, wohl nicht ohne Beeinflussung durch die älteren Impressionisten. Auch ein Selbstbildnis in den Uffizien zu Florenz zeigt ihn als ausgezeichneten Naturalisten. Um 1890 warf er jedoch das erworbene naturalistische Können fast plötzlich über Bord, um von nun an einem Monumentalstil zu huldigen, der Manieriertheit, linkische Posen und harte, allzu bunte Färbungen als eigensten Ausdruck seines Wesens zu erkennen gab. Auf Schönheit, namentlich des weiblichen Körpers, verzichtete er. Geschah dies absichtlich, oder bestätigte sich darin, wie andererseits in der brutalen Kraft seiner Landsknechtsgestalten, seine ländliche Herkunft und ein Mangel an Kultur? Oder wirkte beides zusammen? Man sah bäurisch-rohe oder hysterische Frauen und Jungfrauen, schlotterichte und verzeichnete Gestalten, behängt mit Gewändern aus einem abstrakten Stoffe. Sie offenbarten eine *kombinierende Nachahmung der Manieren des Ghirlandajo, Signorelli, Botticelli und ähnlicher Italiener* des 15. Jahrhunderts, jedoch ohne deren Streben nach Körperlichkeit, Raumtiefe, Natürlichkeit und Schönheit der Färbung. Auf diese Bestandteile des naturalistischen Könnens verzichteten jene Meister aber keineswegs absichtlich. Sie erreichten es nur nicht in dem Maße, wie es dem nachfolgenden Geschlechte beschieden war. Die Einheitlichkeit ihres *naiven* Stils, verbunden mit doch schon sehr hoher Meisterschaft, erhob jedoch ihre Werke zu in sich vollendeten Leistungen. Ihre Ausdrucksweise wurzelte ferner im gewachsenen Boden der Ideenwelt und des Formgefühls ihrer Zeit und ihrer Nation. Das ist bei Hodler durchaus nicht der Fall: sein Formgefühl ist nicht modern, sondern entweder nachempfunden quattrozentistisch oder

rein eigenwillig, und seine Ideen sind nicht Ideen unsrer Zeit. Die Vorzüge der monumentalen Form aber, die wir seinen großen Wandgemälden nachrühmen durften, kommen für Tafelgemälde nicht in Betracht. Der primitiven Form entspricht hier oftmals Armut des geistigen Gehalts. Diese Blöße vermögen dann hochtönende allegoristische Titulaturen nicht zu verdecken. Wohl gab es auf jenen Ausstellungen auch Durchblicke auf eine ursprünglich große Veranlagung, auf ein tüchtiges Können, wie z. B. der zusammengesunken dasitzende alte Mann („Erschöpft", von 1887). Allein sie datieren aus der Zeit der naturalistischen Malweise Hodlers, vor 1890. Auch damals war an seinen Leistungen nicht alles lobenswert und trat bisweilen sein habitueller Mangel an Gefühl für die freie und natürliche Bewegung des Körpers störend in die Erscheinung, z. B. bei dem fast schülerhaft unbeholfenen Theater-Quintett „Disputation".

Die charakteristische Epoche Hodlers ist erst die seines Stilismus: eines absichtlichen, keineswegs naiven Stilisierens. Was ihn zu dieser Wegänderung veranlaßte, werden wir vielleicht niemals mit Sicherheit erfahren. Tatsache ist jedenfalls, daß er dem in Frankreich damals sich vollziehenden Umschwung vom objektiven Impressionismus zum stilisierend-subjektiven „Neo-Impressionismus" auf seine Weise nachfolgte. Von den Verherrlichern des französischen Niederländers van Gogh ist wiederholt behauptet worden, Hodler sei von diesem inspiriert worden. Dafür fehlt jeder Beweis und, was den Stil betrifft, alle Wahrscheinlichkeit. Eingeleitet wurde sein Stilwechsel vielmehr durch Nachahmungen von Puvis de Chavannes, wie z. B. die nicht unschöne nackte Jünglingsgestalt im Grünen: „Zwiesprache mit der Natur", beweist. Immerhin mögen ihm Arbeiten Gauguins oder van Goghs nicht unbekannt geblieben sein. Im Jahre 1911 erschien er mit einigen großen Landschaften von primitivistisch-monumentaler Form auf dem Plan. Ihr unleugbar hoher Wert beruht auf der Verbindung des monumentalen Stils mit der Größe der schweizerischen Landschaft. Kleinere primitivistische Landschaften Hodlers beweisen jedoch, daß auch hier der monumentale Stil mit dem großen Format des Wandgemäldes seine Berechtigung verliert. Sie machen durch die Leere ihrer Form oft einen fast dilettantischen Eindruck: „Grüne Wattepolster bedeuten Wiesen und weiße Watteknäuel Wolken."

In der Zeitschrift „Die Kunst" (Dezemberheft 1911) bezeichnet Hugo Haberfeld Hodler als einen Maler, der (nach den mißlungenen Versuchen eines Cornelius, Rethel oder gar der Piloty-Schule) „als erster eine zwar individuell beschränkte, aber in der Sache restlose Lösung des Problems der Monumentalmalerei" gebracht habe. Ist diese Behauptung zutreffend? Haberfeld feiert Hodler als „Linienmaler" und als „Ideenmaler". Beides war schon Cornelius, jenes nach unsrer Meinung in besserer Form, dieses sicher mit mehr Gehalt. Aber sind Hodlers Linien denn überhaupt gut? Kann man dafür die Umrisse jener knochigen, schlechtgebauten, teilweise verzeichneten Frauen, Jünglinge und Kinder anführen? Sind seine Ideen tief und gehaltreich? Die „Unendlichkeit" (1903): ein gedankenlos dastehender Jüngling auf einer Felsenspitze über Wolken; „Heilige Stunde" (1908): vier unterhaltsam nebeneinander sitzende, altjüngferliche und teilweise verzeichnete

Frauen; der „Herbst“ (1894): ein alter Mann auf ödem Felde; dieser wirklich eine edle Gestalt, von monumentaler Linienführung des Gewandes, aber Dürers Apostel Paulus nachempfunden. Wir entnehmen den begeisterten Ausführungen Haberfelds noch folgenden Satz: „Hodler bedarf der Erscheinungen nur als Mittel, um seinen Willen sichtbar auszudrücken. Wie diese eigenen Gesetzen folgende Linienkunst von der Wirklichkeit und ihren Bedingungen unabhängig ist, ersieht man am besten daraus, daß die Hodlerschen Figuren vom Standpunkte des Naturstudiums aus ‚manche Abweichungen‘ zeigen, einen häufig zu kleinen Kopf, beliebig verlängerte Arme und Beine, bald zu derbe, bald zu schlanke Gelenke, die trotzdem jedoch nicht unwahr wirken, weil der Geist ihres Schöpfers, indem er sie selbstherrlich veränderte, ihnen damit einen überzeugenderen Ausdruck ihres neuen Wesens verlieh.“ Das ist die Rede- und Schreibweise jenes das Künstlertum schlechthin als solches verherrlichenden Feuilletonismus, der als bezeichnender Ausdruck der Oberflächlichkeit des gefühlsduseligen und charakterschwachen Geisteslebens der neuesten Zeit an die Stelle des ernsteren Strebens der vorausgegangenen nach einer sachlich und objektiv begründeten Wertbeurteilung getreten ist.

Im Museum zu Basel befindet sich ein naturalistisches Ölgemälde Hodlers von bescheidenen Abmessungen, mit vielen Figuren, das eine mittelalterliche Schlacht darstellt. Vorne kämpfen zwei Geharnischte zu Fuß, dem Beschauer den Rücken zukehrend. Sie schwingen Morgenstern und Streitaxt bis hinter den Rücken, um, tief ausholend, den Gegner zu treffen. Aber wir haben das bestimmte Gefühl, daß diese Waffen niemals ihr Ziel erreichen, daß die beiden Kämpen in ihrer Stellung verharren werden bis zum jüngsten Tage. Im Saale nebenan befindet sich die Tuschzeichnung einer Schlacht von Hans Holbein d. J. Dort stockt uns fast der Atem, weil wir sofort überzeugt sind von dem unmittelbaren Bevorstehen einer furchtbaren Wirkung der Waffen. Natürliches, lebendiges Bewegungsgefühl besitzt Hodler einfach nicht in dem zu meisterhafter Darstellung des Figürlichen erforderlichen Maße. Gerade daraus erklärt es sich vielleicht, daß ihn bisher nicht gelöste Probleme der Bewegung immer wieder reizten. Zeugnis davon gibt der in den letzten Jahren entstandene, seitdem vielfach von ihm wiederholte „Holzfäller“. Die Verehrer des Künstlers bewundern diese Leistung höchlich; unbefangene Kenner sehen ihre Mängel; natürlich empfindende Menschen verwerfen sie als übertrieben und manieriert. Man wird zugeben müssen, daß das Ausholen mit der Axt zum Schlage hier, ganz anders als auf jenem Schlachtenbilde, mit großer, ja mit höchster realistischer Kraft zum Ausdruck gebracht ist. Allein dieser Holzfäller posiert; er posiert tänzerhaft, mit einem lächerlich schmalen Fuße; und mindestens auf den ersten Exemplaren erschien die Beinstellung fast unmöglich momentan, die Stellung des Kopfes zu den Armen fragwürdig. Wir erkennen dabei Einflüsse der japanischen Kunst auf Hodler; eine Nachwirkung der paroxistischen Bewegungen japanischer Fechter auf Gemälden der Samuraizeit, die uns als Karikaturen erscheinen durch die Übertriebenheit ihres Realismus. Hinter dünnen, wie Telegraphenstangen hingestellten Tannen-

stämmen hängt ein blauer, kreisrunder Fleck, der aussieht wie ein vom gestrigen Waldfest einsam hängengebliebener Lampion. Dieser Fleck soll das an einer Stelle durchblickende Blau des sonst gleichmäßig weiß bedeckten Himmels vorstellen: — „Stil". Auch die sonderbare Flachheit des Hintergrunds deutet auf die japanische Malerei. Aber sind denn unsere Tafelgemälde japanische Katemonos, nur zeitweise aufgehängte, sonst in Kästen aufbewahrte Rollbilder? Hat es unsere Malerei wirklich so nötig, bei der nicht überall zu freier Meisterschaft gediehenen japanischen in die Schule zu gehen und deren nationale Eigenheiten, so berechtigt sie an sich sein mögen, als mustergültig zu betrachten? Es scheint fast so. Ein ähnlich tänzerhaft sich gebärdender Paroxismus ist es ferner, in welchem Hodler den angemessenen Ausdruck für die Begeisterung der 1813 ins Feld ziehenden Jenenser Studenten finden zu sollen geglaubt hat. Dieser Ausdruck macht, ganz abgesehen von allen andern Skurrilitäten des Wandgemäldes zu Jena, dessen Bezeichnung als eine künstlerische Großtat natürlich empfindenden Menschen unbegreiflich.

Gewisse Feuilletonisten finden heutzutage zur Verherrlichung von Künstlerpersönlichkeiten die unglaublichsten Kriterien. Über eine Landschaft mit Telegraphenstangen aus Hodlers Jugendzeit äußerte z. B. ein Kunstschriftsteller aus dem Kreise Meier-Graefes, Dr. H. Uhde-Bernays, sie weise „durch die Raumeinteilung nach äußerlichen Dominanten auf Lehren, die von Pissarro empfangen wurden". Daß jedoch Telegraphenstangen senkrecht stehen, der Erdboden aber wagrecht, und daß ein Bilderrahmen sich aus zwei senkrechten und zwei wagrechten Leisten zusammensetzt, das sind weder neue, noch ästhetisch belangreiche Tatsachen. Ob ihr Erscheinen im vorliegenden Fall auf Lehren Pissarros zurückzuführen sei, kann dahingestellt bleiben. Nach einigen ähnlichen Äußerungen zum Entwicklungsgange Hodlers fährt Dr. H. Uhde-Bernays fort: „Blumenstücke voll satter Farbigkeit (?) und eine Reihe von farbigen Zeichnungen, die schmetterlinghaft ‚bewegt' an den Wänden ‚haften', geben Kunde, daß auch im kleinsten den Meister des ‚Tell' und der ‚Heiligen Stunde' die stilbildenden Elemente seiner Kunst ‚in bewußter Freiheit' zum Persönlichen ‚drängen' ... Hodlers Kunst ist die große Kunst, Kunst der Persönlichkeit." Hier tritt die Wurzel aller solcher Erörterungen greifbar zutage. Es ist der Grundsatz: „L'art pour l'art", und folgeweise die Verherrlichung jeder Künstlerpersönlichkeit, die ein neues, eigenartiges Kunstspiel aufführt, gleichviel, ob es ein gutes und wertvolles oder ein schlechtes, dilettantisches, ja schließlich perverses oder verrücktes ist. Es kommt nur an auf seine „Geste"; das Wort ist charakteristisch für den Feuilletonismus und wird von ihm bis zum Überdruß wiederholt. Nach dem Vorgange Meier-Graefes haben fast alle Kunstschriftsteller, die der selben Kunstauffassung huldigen, dessen Ausdrucksweise angenommen. Dr. H. Uhde-Bernays fährt fort: „Hodler wird immer Gegner finden, die seinem Parallelismus das Wesentliche, die rhythmische Stilbildung, abzusehen nicht in der Lage sind und denen daher diese Prinzipien als grobe Verzeichnungen (!) erscheinen mögen. Je weiter wir fortschreiten in der künstlerischen Ausbildung unserer Sinne, um so stärker macht sich das Gefühl für Harmonie geltend, und gerade diese Empfindung, deren Lauterkeit auf eine besondere Begabung allein sich geltend macht (!),

verlangt von der Musik übertragen zu werden auf die Malerei. Eine Zeit scheint anzubrechen, in der die Bedeutung der größten Künstler vom Ende des vergangenen Jahrhunderts, eines Marées ebenso wie eines Gauguin (!), auf Grund dieses ethisch sublimen Genießens (!) ein höchstes und reinstes Verständnis erschließen wird. Wir erziehen uns zu einer puritanischen Kunstlehre, sehen ein, daß durch die Gegenstandsmalerei das Auge verbildet wird, hoffen darauf, daß uns die Naivität des Schauens, die das Kind voraus hat vor uns Erwachsenen (!), wiedergewonnen werde. Aber das geschieht niemals mit Worten und Büchern, es geschieht durch das Sehen allein: Der Menschen allerbester Sinn ist Sehen, sagt Albrecht Dürer."

Man muß versuchen, sich den Inhalt dieser Sätze ganz klarzumachen, um zu erkennen, welch ein Bombast hier zum Preise Hodlers aufgehäuft wurde, von den „Prinzipien, die als grobe Verzeichnungen erscheinen", bis zum „ethisch sublimen Genießen" einer musikalisch wirkenden Malerei, deren Harmonie „höchstes und reinstes Verständnis erschließt". Hier ist bemerkenswert, daß die Entwicklungsgeschichte der Musik durch Wagner und Liszt auf den gerade entgegengesetzten Weg geleitet wurde, vom Formalen zum Gegenständlichen. Inwiefern dies für die Musik zulässig, wünschenswert oder notwendig war, haben wir hier nicht zu untersuchen. Wohin aber auf jenem Wege die Malerei gelangen muß, das lehrt uns der „Expressionismus", dessen Theorie kürzlich von Kandinsky bekannt gemacht wurde in einer Schrift: „Über das Geistige in der Kunst" (München 1912, bei R. Piper & Cie.). Er findet dieses „Geistige" in freien Farbenphantasien unter Ausschluß alles Gegenständlichen von der Bildfläche, in Symphonien von verschiedenfarbigen und verschieden geformten Flecken, deren Wirkung ähnlich ist derjenigen eines aus bunten Flicken zusammengenähten Teppichs. So lächerlich dies klingt, es ist zuzugeben, daß eine solche Farbenkomposition sowohl harmonisch als rhythmisch gut wirken könne. Allein wir finden die Behauptung, daß die hohe Kunst der Malerei zu einer solchen Verwendung bestimmt sei, ja daß sie damit erst ihr eigentliches und höchstes Ziel erreiche, nicht lächerlich, sondern vielmehr traurig, als Beweis ihres offenbaren Zusammenbruchs und als ein geradezu erschreckendes Symptom von Erkrankung des Geisteslebens unsrer Zeit. Und wo in aller Welt gibt es ein Kind, gibt es einen naiven Menschen, dem nicht zunächst das Gegenständliche, und nichts als das Gegenständliche eines Gemäldes, verständlich wäre, lange ehe ihm bewußt wird, daß dieses Gegenständliche zugleich der Träger einer schönen farbigen oder linearen Form sein könne? Wenn man eingesehen hat, wie wenig gerade die Behauptung dieser Tatsache mit dem wahren Sachverhalt übereinstimmt, dann läßt sich erst ganz ermessen, welch ein Mut dazu gehörte, für eine solche oder eine auf dem Wege dahin befindliche Kunstauffassung die Autorität Albrecht Dürers anzurufen. Wahrlich, der Schriftsteller, der diesen Frevel am Andenken Dürers begangen hat, muß keine Ahnung haben vom wahren Wesen dieses Großen, von seiner tiefen Ehrfurcht vor der Natur; kann nie ernstlich nachgedacht haben über den Sinn seiner Worte: „Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur"! Kein Mensch, fährt Dürer fort, kann aus eigenen Sinnen ein schönes Bild machen, sondern nur wer durch vieles und eifriges Nachbilden

der Natur sein Gemüt voll gefaßt hat. Deshalb also hat Dürer das „Gesicht" den „alleredelsten Sinn des Menschen" genannt, weil es uns die Herrlichkeit der gotterschaffenen Natur erschließt, wie Goethe es später durch den Mund Lynkeus des Türmers verkündete. Daß es aber jemals eine Malerei geben könne, die nicht auf Nachahmung der Natur beruht, sondern rein aus eigenen Sinnen Dinge erfindet, daran hat Dürer sicherlich nicht gedacht. Wenn jedoch schon einmal Dürer für Hodler in Anspruch genommen wurde, dann wollen auch wir Dürer zitieren. Dürer sagt, wo er von der Schattierung farbiger Gegenstände spricht, folgendes: „Hab Acht, daß du ein jedliche Farb schättigst mit einer Farb, die sich dorzu vergleich. Soll Gelb in seiner Art bleiben, so mußt du es mit einer gelben Farb schättigen, die dunkler als die Hauptfarb ist. Wenn du sie mit Grün oder Blau absetzst, so wird eine schillrete Farb draus, als man seiden Gewand findt, die von zweien Farben gewirkt sind („changeant"). Aber es geh, wie es woll, so muß kein Farb im Tuschieren aus ihrer Art kommen." Wir müssen es nach dieser Äußerung Dürers dringend bezweifeln, daß die Farbenkunst Hodlers vor seinen Augen Gnade gefunden hätte, soweit wenigstens die bekannten Färbungen Hodlers bei nackten und Gewandfiguren in Frage kommen. Denn hier ist allzu oft nicht einmal „schillrete Farb", sondern das Naturwidrige. Grüne Schatten um orangefarbenes Fleisch, blaue in oxydroten Gewändern usw. Beiläufig: daß solche Färbungen überhaupt möglich sind, erklärt sich aus der Verschiedenheit der Lichtstärke der gewählten Farben, durch welche sich wenigstens die Zeichnung und Schattierung als solche aufrecht erhält. Das rechtfertigt jedoch nicht eine Malerei, die sich solcher nie gesehenen Färbungen bedient. Es ist nicht wahr, daß diese „Synthesen" eine objektive Unterlage hätten, sondern sie bilden lediglich ein Dokument der Unnatur und einer Perversion der natürlichen Gefühle in unsrer Zeit.

Man hat Hodler als ein Glied der Entwicklungskette in Anspruch genommen, die von Monet her über Gauguin, Cézanne und van Gogh läuft, von da zum „Expressionismus" und „Kubismus" führt und jetzt im „Futurismus" verendet. Dieser Zusammenbruch liefert den Beweis, daß die Keime dazu schon ursprünglich der ganzen sogenannten modernen Kunst anhafteten, und daß diejenigen recht behalten haben, welche die Experimente dieser Kunstrichtungen seit Manet und Monet als eben so viele Axthiebe auf die Wurzeln aller gesunden Kunst bezeichneten. Der Baum liegt; das ist der herostratische Ruhm, der diesen Richtungen bleiben wird. Kein Zweifel, daß auch Hodler in diese Kreise gezogen worden ist und daß wir dadurch das Bessere verloren haben, was wir vielleicht von ihm hätten haben können. Allein gegen die Einreihung in jene Entwicklungskette müssen wir ihn in Schutz nehmen. Dazu ist er denn doch zu selbständig, und wir anerkennen hier wiederholt sein teilweise erfolgreiches Ringen nach einem monumentalen Stil. Die Frage bleibt, wohin er damit schließlich gelangt ist, und welche Ursachen auf seine persönliche Entwicklung eingewirkt haben, die wir in ihrem Ganzen als eine dekadente bezeichnen müssen.

Daß Hodlers (neuere) Malerei eine innerlich neuzeitliche, also wahrhaft moderne, nicht ist, haben wir oben schon dargetan. Auch als eine nationale,



bodenständige ist sie in der Heimat des Künstlers keineswegs anerkannt worden. Für uns könnte es nur ihr linkisches und bäurisch unkultiviertes Wesen einerseits, ihr Zug zur Großräumigkeit andererseits sein — ihre Schwäche und ihre Stärke! —, die dieses Zugeständnis begründen müßten. Es gibt ein tüchtiges, wenn auch stark manieriertes Gemälde von Hodler, das dahin führen könnte: der „Schwingerumzug“. Allein hier spricht offenbar der schweizerisch nationale Stoff das entscheidende Wort. Alle jene hysterischen Weiber und unnatürlich übertriebenen Bewegungen sind eben so wenig schweizerisch wie gesund. Den „Holzfäller“ nannten die Schweizer bei seinem ersten Auftreten, nach dem Zeugnis des eidgenössischen Bundesrichters Dr. Joh. Winkler, den „Stelzfüßigen“. Dessen Schrift: „Mißstände in der schweizerischen Kunstpflege“, im Verlage von E. Haag in Luzern, seit 1911 in 4. Auflage erschienen, gibt merkwürdige Aufschlüsse. In Urteilen der Schweizer heißt es: „Die Kunst des Ferdinand Hodler ist koloristisch entartet. Sie spekuliert nach seiner eigenen Aussage auf abstoßende Wirkung: ‚Die Kunst muß zuerst abstoßend wirken‘.“ Dr. J. Winkler meint hiezu: „Wenn solche Ansichten Boden gewinnen, so bedeutet das ein Nationalunglück. Der Ruhm von Hodlers Kunst wird sich nicht dauernd auf seiner forcierten Höhe halten können. Was an seiner Kunst unverständigerweise ‚schweizerisch‘ genannt wird, sind Wiederausgrabungen von primitiven Kunstwerken, welche da waren, bevor die Schweiz kunst- und kulturgeschichtlich eine Rolle spielte.“ — „Mit Hodler ist ein starkes Talent auf den Abweg geraten, möglichst nur Auffälliges zu produzieren, von dem man oft den Eindruck bekommt, es sei darauf abgesehen, zu Reklamezwecken die Opposition geradezu herauszufordern. Und was die Hodlerschen Kunstjünger namentlich an Farbenvergewaltigung leisten, dagegen erheben sich nun doch immer mehr zornige wie spöttische Proteste.“

Ein Feuilleton im „Luzerner Tagblatt“ vom 11. Mai 1911 teilt mit, daß nach dem Zeugnis ausgesprochener Hodler-Lobredner das Publikum fast ratlos vor Hodlers „Holzfäller“ stehe. Hodler müsse eben „durch das Unverständliche hindurch siegen“.

Dr. Winkler möchte „alle jene Krankheitserscheinungen im Schweizer Kunstleben“ unter dem Ausdruck des „Hodlertumes“ zusammenfassen. Jedoch hat diese Kunst „weitherum eine gewisse suggestive Schwärmerei ausgelöst und ist zu einer Modesache geworden. Unter Malern, Händlern, Journalisten, Agenten usw. scheint sich eine Art von Trust gebildet zu haben. Glänzende finanzielle Erfolge wurden erzielt. Und trotzdem ist es dieser Malerei in der langen Zeit, in der sie sich nun hat betätigen können, nicht gelungen, dem feinern Schönheitssinne eines Großteils des Volkes, namentlich der Gebildeten, sympathisch zu werden.“

Aber vielleicht ist Dr. Winklers und des von ihm zitierten Beschwerdeführers Kunstanschauung eine veraltete und vertritt er nur die „rückständigen“ Kreise. Der Kunstreferent der „Neuen Züricher Zeitung“ z. B. steht ganz auf der Seite Hodlers und des „Hodlertums“. Daß Dr. Winkler jedoch die überwiegende Mehr-

heit der Gebildeten in der Schweiz, der „Intellektuellen“, auf seiner Seite hat, kann nicht wohl bezweifelt werden: „Daß Hodler ein populärer Maler nicht ist, das hat sein Verherrlicher in der ‚N. Zür. Ztg.‘ selber anerkannt“. Weiter: „Diese Kunst hat im Volke keine Wurzel. In ihren Werken ist meistens kein Strich mehr richtig, weder in Form noch in Farbe. Es sind Gestalten, ungeheilt aus einer orthopädischen Klinik entlassen, wie der Züricher Studentenwitz treffend sagte.“ Weiter: „Der Gelderwerb spielt eine große Rolle, auch bei den unselbständigen Nachahmern. Sie hoffen, als getreue Gefolgsmannen einer Führerschaft, die trotz oft geradezu fabrikmäßigem Betrieb mächtig und reich geworden ist, zu Ausstellungen und Verkäufen zugelassen zu werden.“ Die „Aargauer Nachrichten“ aber schrieben im August 1911: „Wie viel gesunde Individualität, die wir gerade bei vielen unsrer Schweizermaler finden, geht ob der unter dem Drucke der Kunstkritik entstandenen Suggestion eines angeblich Großen verloren! Bewahre uns der Himmel vor jenem stilistisch-dekorativen Kunstgewerbe der Zukunft, das uns die von der Architektur geschaffenen Flächen verhodlern und diese Fähigkeit zum Kriterium der wahren Künstlerschaft machen will.“ Schließlich berichtet Dr. Winkler von einem Mißerfolg der Schweizer Kunstausstellung in Rom 1911, infolge des Vorwiegens der Hodlerschen Richtung, von einem abfälligen Urteil bedeutender italienischer Zeitungen, und fährt fort: „Nach den Besuchen, die ich der Ausstellung gemacht, habe ich wahrlich niemandem gesagt, daß ich ein Schweizer sei. Das Gleiche bemerkten mir mehrere Landsleute. In anderen Abteilungen, z. B. der deutschen, war die ‚moderne‘ Richtung ebenfalls vertreten, aber nicht überwiegend oder gar ausschließlich. Nur die Schweiz hat keine Toleranz geübt. Der beschämende Mißerfolg, den sie damit im Angesichte der Vertreter fast aller Kulturvölker erlitten hat, wird die Landesbehörde zum Aufsehen mahnen müssen. Aus dem Kreise jener Kunstmatadoren scheint in Rom auch die Äußerung gefallen zu sein, daß Raffael und Michelangelo nicht richtig zu malen verstanden haben.“ Das war jedoch, wie wir finden, nur folgerichtig. Denn nur entweder das eine oder das andere ist in Wahrheit möglich.

Wir Deutsche würden Hodler verdientes Lob gewiß nicht deshalb versagen, weil er ein Schweizer ist; so wenig wie den wirklich großen oder bedeutenden französischen Malern. Beweis dafür unsere Begeisterung für Arnold Böcklin. Freilich, diesen durften wir, seinem Werdegang wie seiner Kunst nach, als Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, kurz als einen deutschen Künstler ansehen. Dies trifft bei Hodler nicht zu. Dennoch würden wir auch ihm ganz sicher die höchste Anerkennung zollen, wenn er uns wirklich, wie behauptet wird, den einzig wahren und wahrhaft modernen Monumentalstil der Malerei geschenkt hätte. Aber das ist nicht der Fall.

Die zünftige Kunstkritik Deutschlands zollt indessen, wie wir gesehen haben, Hodler vielfach hohes, bisweilen überschwengliches Lob. Gelegentlich der im November 1911 von Paul Cassirer in Berlin veranstalteten Ausstellung erklärte sogar in der „Deutschen Zeitung“ deren Berichterstatter, Hans Kaiser, in Sperrdruck, Hodler sei „heute der einzige anerkannte monumentale Wandmaler

von europäischer Bedeutung". In München, wo der Kunsthändler H. Thannhauser in seiner „Modernen Galerie" im Arco-Palais die Ausstellung veranstaltete, wurde Hodler jedoch von der überwiegenden Mehrheit der Künstler und Kunstfreunde entschieden abgelehnt. Dr. Martin Wackernagel aus Halle bemühte sich vergeblich, die Münchner von der Echtheit seines Kunstgenies zu überzeugen. In der Münchner Kunstzeitschrift „Janus" aber (Dezemberheft 1911) zeigte Dr. Hans Friedrich alle Mängel seiner Kunst mitleidslos auf. Daß Dr. Friedrich infolgedessen eine Flut von Schmähungen und beleidigenden Äußerungen des Herausgebers des Futuristenblattes „Der Sturm", H. Walden, über sich ergehen lassen mußte, ist bezeichnend für die Hodlersche Kunst und für unsere Zeit. Im Jahre 1912 wurden Werke von Hodler auf der bekannten „Sonderbunds"-Ausstellung zu Köln gezeigt. Gehalt und Tendenz dieser Ausstellung ist seitens vieler führender, der Allgemeinsuggestion noch nicht anheimgefallener Blätter, von der „Kölnischen Zeitung" bis zur sozialdemokratischen „Münchener Post", einer vernichtenden Kritik unterzogen worden. Hier also erschien Hodler neben Kubisten, Expressionisten und Futuristen, ohne allzusehr aus dem Rahmen zu fallen. Dies aber hätte man von einer wahrhaft innerlich gesunden Kunst unbedingt erwarten müssen. Ausgestellt waren der „Tell" von 1897, der an der Schwelle der stilistischen Kunst des eigentlichen Hodler steht und die Epoche seiner Wegänderung bezeichnet; dann das „entzückte Weib" und ein „schreitendes Weib". Eine gewisse Größe des Wurfs ist dem „Tell" vom Gesichtspunkt einer primitivistisch stilisierenden Flächenkunst aus nicht abzusprechen. Allein der Weg hätte von da aus anderswohin führen müssen als zu den schreitenden und verzückten Weibern. Bezeichnend an jenem Überfall Dr. Friedrichs durch H. Walden war ferner der inzwischen fast typisch gewordene Umstand, daß die Verteidiger der modernen und modernsten Kunst auf jede sachliche Kritik statt mit sachlichen Widerlegungen mit zum Teil wüsten Schimpfereien, mit dem Versuch des Niederschreiens, Mundtotmachens oder des Diskreditierens der Urteilsfähigkeit Andersdenkender antworten. Deren sachliche Widerlegung scheint also nicht eben so leicht zu sein.

Die Schrift des schweizerischen Bundesrichters Dr. Winkler bekämpft „das auch in der Schweiz nachgerade unleidlich gewordene, die gerechte Würdigung aller künstlerischen Leistungen beeinträchtigende oder verhindernde Cliquen-Unwesen". Dadurch „werden überdies junge Künstler gezwungen, sich in dieses System hineinzuschleichen und die von ihm einzig tolerierte Kunst nachzuahmen, wenn sie leben wollen". Aus einer Beschwerdeschrift unabhängiger Künstler an den Bundesrat um Abhilfe gegen „jenes Parteisystem" erfahren wir, daß es in der Schweiz auch die Staatsmittel für Kunst an sich zu reißen verstanden habe. Bei uns ist dies der „modernen" Kunst bis jetzt glücklicherweise noch nicht gelungen, so rührig ihre kunstpolitischen Vertreter auch dafür tätig sind mit allen Mitteln der Allgemeinsuggestion und des Terrorismus gegen Andersdenkende, unter größtmöglicher Ausnützung der öffentlichen Macht der Presse und der geheimen Wege, die zur staatlichen Anerkennung führen können. Gegen die von ihr angestrebte Alleinherrschaft und Knechtung der Kunstanschauung haben wir bisher mit Er-

folg angekämpft; sie selbst kam uns zu Hilfe durch den offenbaren Zusammenbruch ihres ästhetischen Gebäudes im Kubismus und Futurismus. Es ist kein Zufall, daß die Strategen dieser kunstpolitischen Partei auch Hodler sofort nach seinem Auftreten unter ihre Fittiche genommen haben, und staatliche Organe, in Jena und anderwärts, sind ihrem damaligen Einfluß denn auch unterlegen.

Aus der Schrift Dr. Winklers erfahren wir ferner, daß sich eine Art Trust gebildet zu haben scheine, der den Ruhm Hodlers geschäftlich ausbeute. Waren die Ausstellungen des Jahres 1911 vielleicht eine ähnliche, von langer Hand vorbereitete Aktion zur Realisierung angehäufter Spekulationswerte, wie solche bei Manets, Cézannes, Gauguins, van Goghs Hinterlassenschaft, zum Teil wiederholt, getätigt worden ist? Wie dem auch sei, es darf uns in der sachlichen Beurteilung der Hodlerschen Kunst nicht beirren. Doch wir glauben, dieses Gebot nicht verletzt zu haben. Von grundlegender Bedeutung für unser Urteil ist die Frage nach der allgemeinen Berechtigung der Stilisierung, nach ihrer besonderen bei Hodler und nach deren Modernität. Über ihre allgemeine Berechtigung an monumentalen Wandflächen kann kein Zweifel bestehen; beim Tafelgemälde aber bestreiten wir diese ganz und gar, und daß der Stil Hodlers dem Gefühlsbedürfnis wirklich modern empfindender Menschen durchaus zuwider ist, würde eine Abstimmung unter Gebildeten oder Ungebildeten zum sicheren Ergebnis haben. Die Formgebung Hodlers ist zum Teil antiquarisch, nämlich quattrocentistisch, zum Teil exotisch, wo sie japanisiert. Die Frage ist endlich nach dem bleibenden Werte der so stilisierten Werke von Hodler. In dieser Beziehung hat selbst der Kunstreferent der „Frankfurter Zeitung", der gewiß nicht geneigt ist, moderne Künstlerpersönlichkeiten zu unterschätzen, Dr. C. Gerhardt, zugegeben, daß „der Eindruck versagen muß, wo durch die Lücken der Gestaltung bloß der Wille des Künstlers hervorschaut". Er nannte die neuere Richtung Hodlers „eine konstruierende, experimentierende und völlig unnaive Kunst". Dagegen erwartet er angesichts der Landschaften des Künstlers aus den Jahren 1904—10, daß die Kunstgeschichte der Zukunft „den Landschafter Hodler" vielleicht einmal höher stellen werde als „den Meister des monumentalen Stils".

Die äußere Erscheinung Hodlers denkt sich mancher vielleicht, durch seine Kunsttendenzen und durch Bildnisse verführt, als die eines ungeschlachten Riesen. Sie weicht jedoch von dieser Vorstellung erheblich ab, ohne indessen irgend etwas von den Charakterzügen vermissen zu lassen, die nach umfassender Schilderung seiner ganzen Persönlichkeit zu vermuten erlaubt ist. Ein Bewunderer des Künstlers und Berichterstatter einer Berliner Zeitung erzählte von seinem Besuch bei Hodler im September 1911 folgendes:

„Hodler ist kaum mittelgroß, eher schmal als breit von Brustumfang; der einst schwarze, wenig gepflegte Bart leicht graumeliert; der Kopf etwas vorgeneigt und durch diese Neigung den „Stiernacken" des Selbstporträts gar bescheiden markierend. Aber je lebhafter er spricht, um über die an den Wänden durcheinander stehenden Entwürfe, Studien und Skizzen bereitwillig Auskunft zu geben und seine Anschauungen zu diskutieren, um so deutlicher nimmt man an Körper und Wesen Zeichen der Zähigkeit wahr, die dazu gehört, um fünfundzwanzig Jahre



lang bei ‚geschwöllten Herdöpfeln' an dem ‚einmal als richtig Erkannten' festzuhalten, der dickschädligen Berner Zähigkeit; und aus den guten, braunen Augen schaut nicht nur ein lächelnder Schalk hervor, sondern auch der Blick des Geschäftsmannes, der die Konjunktur so trefflich auszunutzen wußte, daß in wenigen Jahren aus einem armen Hungerleider ein Millionär ward. Hodler selbst soll vor einiger Zeit schon schmunzelnd diese Summe genannt haben. Je näher man ihm tritt, um so mehr wächst die Bewunderung für diesen so gar nicht hünenhaften, schlichten, lieben Menschen; für diesen Millionär, der das kahle Atelier mit dem Blick auf die Rhone in der Tiefe und den Montblanc in der Ferne nicht verlassen wollte, obwohl es zu eng ist, um die Fertigstellung großer Bilder anders als in Teilen zu gestatten; der, um von der rastlosen Arbeit auszuruhen, sich am wohlsten fühlt, wenn er nach dem Essen im benachbarten Café beim ‚Schwarzen' und abends beim Bier im ‚Krokodil' mit ein paar unscheinbaren Kunstgenossen den geliebten ‚Jaß', den schweizerischen Skat, dreschen kann, — dort in der Ecke am großen Kamin, in dessen Höhlung ein lebendes Krokodil, die in langen Zwischenräumen ihm gereichte Nahrung verdauend, unbeweglich schläft ..."

Hodler soll seinen „Holzfäller" über dreißigmal verkauft und seinen Freunden nach Erwerb der zweiten Million Franken ein Fest gegeben haben. Ich habe fünf verschiedene Exemplare des Holzfällers gesehen. Nähme man eins als Vorlage, so könnte jeder halbwegs tüchtige Malermeister in wenigen Stunden ihn täuschend kopieren. Beim Anblick solcher Gemälde Hodlers konnte ich mich bisweilen des Gedankens nicht erwehren, daß er sich über sein Publikum innerlich lustig mache; daß er das moderne Publikum bei seiner Wegänderung Ende der neunziger Jahre entsprechend beurteilt und daß ihn zu seinem Schritte weit mehr die Absicht veranlaßt habe, sich vermittelst einer höchst auffallenden Formgebung hervorzuheben und Vermögen zu erwerben, als die gefaßte und mit unterlaufene künstlerische Idee. Daher der geschäftlich geniale Einfall, Monumentalmalerei in Duodezformat auf den Markt zu bringen, zum Aufhängen in den Boudoirs und Salons reicher Leute; rasch hergestellte und mühelos oft wiederholte Gemälde. Mit köstlicher Naivität bestätigt dies unser Berichterstatter. Es gibt also wirklich Kunstfreunde, die gar nichts Unkünstlerisches, nichts Unpassendes dabei finden. Aber nur aus der völlig idealen, rein künstlerischen Absicht erwächst große Kunst, niemals aus der auf Erwerb gerichteten, und schon eine ökonomische Nebenabsicht ist geeignet, selbst eine groß angelegte Kraft zu zerstören.



Unsere Bilder

Das Winterbild von Gustav Schönleber ist ein Nachtrag zu der großen Bilderreihe des verehrten Meisters, die wir im Oktoberheft gebracht haben, und steht ziemlich vereinzelt in Schönlebers Schaffen, dessen warmes Naturempfinden, dessen Liebe zur Fülle von der Winterlandschaft weniger angezogen werden kann. Dafür steht dieses Bild aber auch vollwertig in der ersten Reihe der Werke des Meisters, gleich stark im Sehen eines Naturausschnittes wie im Erfühlen seiner Stimmung.

Als auf der letzten großen Berliner Kunstausstellung Ernst Koerner die Reihe seiner charakteristischen Orientbilder durch ein großes Gemälde „Konstantinopel“ vermehrte, dachte niemand, mit welch gemischten Empfindungen die Gedanken dieses Winters am Goldenen Horn hängen würden. Die düsteren Farben von Krieg und Tod, Blut und Feuersbrunst, doppelt grell auf dem finsteren Hintergrunde dräuender Seuchen, die dumpfe Verzweiflung eines geschlagenen Volkes, sie passen so gar nicht zu dem Märchenbilde, als das in unserem Geiste Konstantinopel lebt. Tausendmal sind seine Schönheiten geschildert worden; der einzigartige Glanz, den das Licht in Verbindung mit den Dünsten des Meeres um die alte Stätte breitet, hat immer aufs neue das Entzücken der Reisenden hervorgerufen. Koerner gibt in seinem Bilde diesen eigenartigen Zauber einer farbigen Luft, die wie flimmerndes Gold an dieser schicksalsreichen Küste hängt. Er hat für mein Gefühl überzeugend auch jene Märchenstimmung des Orients getroffen, aus der die unendliche Zahl von Geschichten aller Art in die Weltliteratur geflossen ist. Unser Blatt gibt eine Nachbildung nach dem großen Faksimiledruck, der im Berliner Kunstverlag Paul Sonntag von dem Blatte erschienen ist. Dieser Faksimiledruck erreicht alle Feinheiten des Originals und bildet in seiner raumbeherrschenden Bildgröße von 90 × 60 cm einen prachtvollen Wandschmuck (60 ℳ das Blatt).

Die drei Blätter des jungen Radierers Kurt Kluge scheinen mir trotz der Titel in ein Neujahrsheft zu passen. Dieses „Abendlied“ wirkt schier wie ein Symbol des im Volkslied so oft besungenen Verdrängtwerdens des Alters durch die Jugend. „Dem ewig Jungen weicht in Wonne selbst ein Gott“, singt Wagners Wotan vor dem anstürmenden Siegfried. Diese weise verzichtenden Alten sind im Leben ebenso selten wie die jungen Siegfried. Aber glücklicherweise ist doch jenes Alter nicht selten, dem das Lied der Jugend ein sanftes Abendlied wird. Je froher der Sang, je frischer der Mut; je zuversichtlicher der Klang, je hoffnungsreicher das Wort, um so mehr wird das dem lauschenden Alten Erinnerung, Spiegel der Vergangenheit, und er fühlt, wie sich Kreise schließen. Der Kreis aber ist eine unendliche Linie. Muß das Ende ein Ende sein? Ist's nicht auch ein Anfang?

Der Kreis des Lebens, der Kreis des Tages. Der kräftige Schnitter schreitet in gelassen müdem Gange der Ruhe zu. Am Morgen ging er denselben Weg in entgegengesetzter Richtung. Morgen früh wird er ihn wieder schreiten, neu gestärkt zum Werke, und morgen abend wird er wieder müde nach Hause ziehen der Ruhe zu. Schaffen, ruhen, säen, die Ernte bergen, sich mühen, müde werden — das ist der Kreislauf der Tage. Manche finden ihn trostlos. Ich empfinde ihn als groß. So als Teil des Ewigen, des immer Geltenden, mittun am notwendigen Gang der Welt und sicher zu sein, nach dem Werke der Ruhe zugehen zu können — mir scheint's ein trostvoller Gedanke. Und dann, leuchtet nicht die Abendsonne auf den gebeugten Nacken? Glitzern nicht schon freundliche Sterne am nächtlichen Himmel?

Der Ruhe zu, der großen Ruhe! Da keuchen sie zu Berge, alle die Kreuzträger des Lebens, mühen sich, kämpfen und schleppen die Last und gewahren nicht die lauschige Erholungshalle, die am Wege steht. Und müssen doch alle einmal hin. Ruhig wartet der Herr dieses Hauses ab. Zögernd rutscht der zusammengebrochene Erdenpilger näher heran. Es lockt ihn, den schmalen Brückenpfad hinüber ins jenseitige Land. Noch scheint ihm der Brückenzoll zu hoch, man zahlt mit dem Leben. Und er wird doch hinübergehen, es lockt von drüben die große dunkle Ruhe.





Musikerelend

Von Dr. Karl Storck

Innerhalb der letzten Jahre hat bei allen ernst gesinnten Musikern eine große Unzufriedenheit Platz gegriffen. Die Verbitterung ist so stark, daß sich eine gewisse Besorgnis für die Zukunft des Musikerstandes nicht unterdrücken läßt. Man ist über das geschäftliche Gebaren in der Kunst, wie es uns vom Ausland zugekommen ist, auf das tiefste empört. Die sittliche Verwahrlosung, ja die Verrohung, welche die Geldherrschaft im Gefolge hat, wird auf das schmerzlichste empfunden. Leider fehlt es scheinbar den Musikern an Energie, sich zur Abwehr böser Elemente zusammenzuschließen. Schilderungen betrübender Vorkommnisse, Berichte krasser Einzelheiten gehen von Mund zu Mund; aber niemand unternimmt es, weite Kreise aufzuklären. So wächst die Fäulnis an, die Zersetzung schreitet fort, ohne daß auch nur von einer Seite Gegenmittel zur Anwendung gelangen. — Nur durch häufige, öffentliche Aussprache, durch Aufklärung der Jugend wird man auf Heilung der Schäden hoffen können."

Mit diesen Sätzen eröffnet der treffliche Klavier- und Theorielehrer vom Leipziger Konservatorium und geschätzte Komponist Stephan Krehl die „Betrachtungen über trostlose und unwürdige Zustände im Musikerberuf", die er unter dem Titel „Musikerelend" vereinigt. (Leipzig, C. F. W. Siegels Musikalienhandlung.) Ich möchte gleich bei diesem Vorwort etwas verweilen.

Wenn Krehl es beklagt, daß es den Musikern an Energie fehlt, sich zur Abwehr böser Elemente zusammenzuschließen, und gleich danach fortfährt, daß niemand es unternimmt, weitere Kreise über die Mißstände aufzuklären, so macht er sich selber in gewissem Maße des zunächst erhobenen Vorwurfs schuldig. Neben anderen Männern — ich nenne nur Kretzschmar, Bekker, Marsop — bemühe ich mich seit Jahr und Tag für die Aufklärung der Öffentlichkeit über die Übelstände im Musikerberuf. Mein aus solchen Aufsätzen herausgewachsenes Buch „Musik-

Politik" ist dessen Zeuge. Es liegt mir nun durchaus fern, mich darüber zu beklagen, wenn Krehl von dieser Arbeit, die vielfach in derselben Linie geht, wie sein Buch, keine Notiz nimmt. Ich ärgere mich nur über die kunstpolitische Unklugheit, die in einem solchen Verschweigen liegt, zumal sich der gleichen Art so manche andern Unternehmungen zur Abstellung der Übelstände in unserem Musikleben schuldig machen. Auch in der schriftstellerischen Gegenarbeit muß gemeinsam gearbeitet werden, auch da gilt es, die Öffentlichkeit bei jeder einzelnen Aufklärung darauf hinzuweisen, daß auch andere diese Schäden erkannt und bekämpft haben. Dadurch wird die eigene Arbeit stärker, nachdrücklicher.

Im übrigen hat Krehl ja so recht. Für einen, der wie ich eigentlich mehr als Außenseiter zu dieser Arbeit kommt, der unter den sozialen Mißständen des Berufes nicht zu leiden hat, gehört wirklich ein ganz erkleckliches Maß von Idealismus und vor allen Dingen auch von Geduld dazu, für die Hebung des Musikerstandes tätig zu sein. Denn jene, denen die Not auf den Fingern brennt, stehen gleichgültig abwartend oder stumpf zur Seite. Dazu kommt, daß jeder natürlich seine besonderen Wünsche hat. Es ist durch sämtliche Tagesblätter die Nachricht gegangen, daß Ende September in Berlin die Abgeordneten von zwölf Musikerverbänden zusammengekommen waren, um über Reformen zu beraten. Man ist natürlich nicht über die ersten Beratungen hinausgekommen, und da über diese ausdrücklich Schweigen geboten worden ist, soll hier auch nichts verraten werden. Aber es zeigt sich doch schon jetzt, daß man nicht einsieht, daß jeder Kulturkampf damit zu beginnen hat, daß einmal die Grenzen nach unten gezogen werden. Daß auch jene Verbände, die weit Höheres erstreben, bereits außerordentlich viel gewonnen haben, wenn die Allgemeinheit gezwungen wird, einmal ein Minimum geistiger, ethischer, sozialer und ökonomischer Forderungen anzuerkennen, gehört doch zum Abc jeder Reformtätigkeit. Hier aber wird sie nicht eingesehen.

Von besonderem Übel ist, daß das soziale Empfinden gerade in Musiker- und Künstlerkreisen überhaupt sehr schwach ausgebildet ist. Man darf mich nicht mißverstehen. Die Künstler haben im allgemeinen ein gutes Herz und sehr viel Mitgefühl für leidende Menschen. Sie lassen sich in einer oft schamlosen Weise mißbrauchen für Bazare, Wohltätigkeitsveranstaltungen und alles mögliche. Sie geben Bilder hin, Bücher ab, halten unentgeltlich schwere Vorträge, wirken unentgeltlich in Konzerten mit — alles letzterdings zum Amüsement oder Vorteil jener „vornehmen" und wohlhabenden oder auch bürgerlich selbstgerechten Schichten, die sich dann noch einbilden, daß *sie* im Grunde Wohltätigkeit üben, weil sie das Eintrittsgeld für die betreffenden Veranstaltungen aufbringen. Also da sind nach meinem Gefühl die Künstler eher viel zu gutmütig, vor allen Dingen deshalb, weil sie sich die Mühe nicht geben, zu prüfen und zu wählen. Dagegen fehlt ihnen durchweg das richtige Standesempfinden und ein Verantwortlichkeitsgefühl für den ganzen Stand. Jeder andere Beruf hat das. Die Künstler haben es nicht. Daher kommt es, daß mit ganz verschwindenden Ausnahmen alle jene, denen es erträglich gut geht, sich nun nicht mehr um ihre leidenden und ringenden Fachgenossen kümmern, während nach meinem Gefühl doch gerade die Tatsache, daß es einem gut geht, zur sozialen Arbeit verpflichtet. Denn die armen Teufel, die

im Elend sind, die können sich nicht helfen. Aber da genügt nun der geringste Umstand eines äußerlichen Mißbehagens, und schon hält man sich von der Verpflichtung zur Mitarbeit entbunden.

Nur ein Beispiel. Ich habe hier im Oktoberheft von der Gründung eines Vereines der konzertierenden Künstler Deutschlands gesprochen, eines Vereines, der den von jedem anständigen Musiker als notwendig erkannten Kampf gegen die Konzertdirektoren aufnehmen will. Ich mußte damals an dieser Stelle einige Bedenken äußern und gestehe ohne weiteres, daß ich noch heute eine Fülle von Bedenken habe. Dieser Verein hat mich neben einem Viertelhundert anderer Männer und Frauen zu einem Ehrenausschuß gewählt. Nun ist es ganz selbstverständlich, daß einem solchen Verein zunächst vor allen Dingen Künstler beitreten, die noch schwer unter dem Betrieb der Konzertdirektoren zu leiden haben, also Anfänger und Ringende. Um so erfreulicher war es mir, unter den Ehrenmitgliedern eine ganze Reihe hervorragender Dirigenten und bedeutender Musiker zu finden. Dieser Verein hielt Anfang November in Berlin eine außerordentliche Generalversammlung ab. Die im Grunde doch sehr wohlwollende Allgemeine Musikzeitung konnte mit einem gewissen überlegenen Lächeln darauf hinweisen, daß von all den Ehrenmitgliedern mit „klangvollem Namen" einzig ich dieser Versammlung beigewohnt habe.

Es ist vielleicht eine Rückständigkeit, aber ich empfinde eine Ehrenmitgliedschaft als eine viel stärkere Verpflichtung, denn als eine einfache Mitgliedschaft. Deshalb habe ich das für mich schwere Zeitopfer gebracht. Die genannte Zeitung folgerte aus dieser Tatsache, daß auch dieser neue Verein natürlich seinen Zweck nicht werde erreichen können und an der Gleichgültigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten zugrunde gehen würde.

Ja, nun ist es aber doch eine unbedingte Tatsache, daß, wenn die hervorragenden Dirigenten und Konzertvorstände, die sich zu Ehrenmitgliedern dieses Vereins haben machen lassen, gleichzeitig es sich zur Pflicht machen würden, in Zukunft keine Solisten mehr von den rein geschäftsmäßigen Konzertagenturen anzunehmen, sofort eine große Zahl der hervorragendsten Solisten einer Gegenorganisation beitreten und so diese stärken würden. Es mag ja sein; es steht mir da kein Urteil zu, daß auch diese neue Organisation im Grunde nur ein Geschäftsunternehmen mehr ist. Aber es würde ja gar nichts schaden, wenn auch die Künstlerorganisationen ein Geschäftsunternehmen wären, wenn nur der Gewinn dieses Geschäftsunternehmens wieder der Künstlerschaft zugute käme, während sich jetzt einige Privatunternehmungen in unglaublicher Weise an diesen Opfern der Künstlerschaft bereichern. Es wäre aber durchaus nicht schwer, über eine neue Gründung wie die genannte, eine nach der Richtung hin gehende Kontrolle auszuüben. Freilich muß man wirklich wollen und nicht bloß schöne Reden halten oder, was noch viel häufiger geschieht, maßlos schimpfen.

Eine große Schwierigkeit für alle Reformtätigkeit ist allerdings unverkennbar, wird aber seltsamerweise nie genannt. Das ist die Lage unserer musikalischen Fachpresse. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich keinem unserer Musikblätter zu nahe treten will. Ich kenne den einen oder anderen Herausgeber dieser Zeit-

schriften und achte diese Männer, sowohl um ihrer Kenntnisse wie um ihrer Gesinnung willen, sehr hoch. Was ich meine, sind seit langem eingeführte Verhältnisse. Dadurch werden diese aber nicht gerechtfertigt.

Die musikalischen Fachzeitschriften arbeiten naturgemäß mit einem verhältnismäßig kleinen Abonnentenstand. Nun sind sie aber doch selbstverständlich geschäftliche Unternehmungen. Die Blätter sollen sich rentieren, sollen möglichst viel Gewinn abwerfen. Das Mittel dazu ist die Annonce. Gewiß ist heute die Tagespresse durchweg und auch die Zeitschriftenpresse in starkem Maße auf die Erträgnisse ihres Anzeigenteils angewiesen. Es ist statistisch so und so oft gezeigt, daß im allgemeinen der Abonnementsbetrag kaum für die nackten Herstellungskosten aufkommt, nur selten eine Verzinsung des angelegten Kapitals bringt, geschweige denn eine gebührliche Entschädigung für die aufgewendete Arbeit.

Aber der Zustand des Annoncenteils der musikalischen Fachblätter ist doch ein ganz anderer, als der der übrigen Presse. Daß der Instrumentenhandel und der Musikverlag ihre Erzeugnisse ankündigen, ist selbstverständlich. Daß Konzerte angekündigt werden müssen, wenn ihr Vorkommen bekannt werden soll, ist ohne weiteres klar. Die charakteristischen Anzeigen unserer Musikblätter sind aber persönliche Anzeigen der Künstler. Da sind zunächst die sogenannten Adressentafeln, die oft viele Seiten füllen und natürlich von den Künstlern, die sich da aufzählen lassen, bezahlt werden müssen. Es liegt da schon ein Bedenkliches, denn die Auswahl der so für die verschiedenen Lehrfächer angekündigten Künstler, die äußere Bedeutung, in der diese Ankündigung erfolgt, richtet sich also lediglich nach der Summe, die die Betreffenden für sich aufwenden wollen, während in der Art der Erscheinung dieser Adressentafeln eine gewisse Sachlichkeit erheuchelt wird.

Viel schlimmer aber nun ist die Gewohnheit, daß die einzelnen Künstler sich persönlich in großen Reklamen anbieten, den Konzertvorständen in Erinnerung bringen usw. Ich könnte es aus Dutzenden von Fällen meiner kritischen Tätigkeit belegen, wie ohnmächtig man gegen eine unlautere Zurechtstutzung und Ausnutzung einer abgegebenen Kritik durch den die Reklame treibenden Künstler ist. Da kommt oft gerade das Gegenteil von dem heraus, was man hat sagen wollen und auch deutlich genug gesagt hat. Diese meistens seitengroßen Anzeigen sind mit dem Bildnis des Künstlers geschmückt, und es gehört der ganze abgeschmackte Größenwahn und die ja allerdings durch das Verhalten des Publikums erklärliche Abgebrühtheit gegen Schmeichelei und Lobhudelei des Virtuosentums dazu, um derartige Anzeigen von sich veröffentlichen zu können. Ein Arzt, ein Rechtsanwalt, der auch nur den hundertsten Teil einer derartigen Reklame wagen würde, wäre im selben Augenblick nicht nur durch seine Standesorganisation, sondern auch beim Publikum gerichtet.

Nehmen wir nun an, ein Blatt lasse sich in keiner Weise durch derartige teuer bezahlte Annoncen in seinem eigenen Urteil beeinflussen, so ist es doch ganz klar, daß eine vielleicht im vorderen redaktionellen Teil abgegebene, einige Zeilen umfassende Kritik, selbst wenn sie sehr ungünstig ist, vollständig verschwindet gegen diese auf der Annoncenseite mit einer Fülle anderer kritischer



Stimmen belegten Ruhmrednerei. Also ein derartig organisiertes Blatt untergräbt selbst die Wirkung der von ihm abgegebenen Kritik, wenn nicht der Zufall eintritt, daß seine eigene Meinung mit der in den Annoncen verkündigten übereinstimmt. Ich sage, der Zufall. Man darf sich nicht darüber wundern, wenn in den Kreisen der Annoncierenden durchweg die Überzeugung herrscht, daß das kein Zufall sei. Ich wiederhole nochmals, ich weiß es bestimmt von einzelnen Blättern und bei den anderen setze ich es, solange das Gegenteil nicht erwiesen ist, als selbstverständliche Anständigkeit voraus, daß die kritische Beurteilung durch Annoncen nicht gekauft werden kann. Ebenso unbedingt sicher ist es aber, daß die Künstler durchweg die Überzeugung haben, durch solche Anzeigen das Urteil der Blätter über sie beeinflussen zu können. Noch mehr, es äußert sich in geradezu brutaler Naivität immer und immer wieder die Meinung, auch oft genug im Verkehr mit den Redaktionen der betreffenden Zeitungen, daß diese Anzeigen eine günstige Beurteilung gewährleisten müssen. Ich glaube übrigens, so weit ist man wirklich gegangen, daß eine aufgegebene Anzeige im allgemeinen wenigstens die Abgabe einer Kritik gewährleistet.

Die Kritik kann auch ungünstig sein, aber des stärksten und wirksamsten Mittels gegen die Unfähigkeit und Anmaßung beim öffentlichen Auftreten, des Totschweigens, begibt sich auf diese Weise die Fachpresse (und wohl auch ein großer Teil der Tagespresse). Jedenfalls trägt diese Einrichtung des ganzen Annoncenwesens in unserer Musikpresse in hohem Maße dazu bei, unser ganzes Musikleben in einer Weise den geschäftlichen, industriellen Gewohnheiten zu unterwerfen, die Gott sei Dank auf allen anderen Kunstgebieten noch ganz unbekannt sind. Ich weiß, es ist in Amerika viel schlimmer. Aber das ist doch schließlich kein Grund, daß es bei uns in Deutschland schon so schlimm sein muß, wie es der Fall ist. Übrigens wird es bei uns mit jedem Jahre zusehends so viel schlechter, daß wir Amerika bald eingeholt haben werden. Jedenfalls ist es wohl klar, daß, wenn z. B. die Konzertdirektionen in so hohem Maße zu den Brotgebern der Fachpresse gehören, wie das heute durch das üble Annoncenwesen der Fall ist, diese Fachpresse kaum zu einem Kampf gegen die Konzertdirektionen zu haben ist. Bei den gelesensten Tageszeitungen ist das Verhältnis genau dasselbe. Ja, wer soll denn nun den Kampf gegen dieses Krebsübel führen? Wo soll er durchgefochten werden? Da können diese musikalischen Sklavenhändler natürlich mit grinsendem Behagen in ihrer wohlgeborgenen fetten Sicherheit dem Ansturm gegen ihre Übermacht zusehen.

Mit dieser Industrialisierung des Musikbetriebes beschäftigt sich auch das erste, „Täuschungen und Enttäuschungen" überschriebene Kapitel in Krehls Buch. Krehl kommt von einer ganz anderen Seite in die Verhältnisse als ich. Er ist Lehrer. Und es ist der Ingrimm des Erziehers, der sich durch diesen ganzen Betrieb um das Beste seines Schaffens betrogen sieht, der ihm die Feder in die Hand gedrückt hat.

„Wer schildert uns die schweren Stunden, die trüben Tage, die ein armer Musikant in Ängsten zu durchleben hat? Wer vermag ein Bild von all dem Jammer, all dem Elend zu geben, aus dem so mancher Virtuose, so mancher Komponist sich nicht zu befreien weiß? Es werden nur wenige Auserwählte — und vielleicht

nicht einmal die geistig am höchsten stehenden — sein, die sich Kinder des Glückes nennen dürfen, deren Dasein in sonnigen, heiteren Tagen verläuft. Die große Menge bekennt bald in stiller Verzweiflung, bald in lautem Jammer, daß sie um alle Hoffnungen betrogen ist, daß sie mutlos in dem Kampf um die Herrschaft die Waffen streckt und nicht mehr hofft, zu lichteren, reineren Höhen emporzusteigen. Freimütige gestehen sogar ganz offen, daß sie sich nimmer wieder, wenn ihnen die Wahl des Berufes noch einmal freistünde, der Musik zuwenden würden. — — — Wie kommt es, daß statt Befriedigung Unfrieden erweckt wird, daß die treue Hingabe an die Kunst den verdienten Lohn scheinbar nicht findet? Verantwortlich dafür sind die falschen Priester zu machen, die in dem Tempel der Kunst ihr Unwesen treiben."

Aus einer Lebenserfahrung heraus stellt dann der Verfasser dar, wie die Erziehung des jungen Musikers dazu angetan ist, in ihm Größenwahn und übertriebene Hoffnungen zu erwecken, und er weist nach, wie außerordentlich gefährlich es ist, daß diese falschen Vorstellungen eigentlich geflissentlich genährt werden auch von jenen Erziehern, die dazu berufen wären, frühzeitig aufzuklären und vor den unausbleiblichen, oft so verhängnisvollen Enttäuschungen zu bewahren.

„Der Hochmut, die lästerliche Einbildung, sie verblenden den Kunsteleven derart, daß er sich durch unsaubere Geldmanöver der jetzigen Zeit vom rechten Weg abbringen läßt. Er gerät in seinem Irrwahn in Gestrüpp, aus dem er sich nicht wieder herausfindet. Er verkommt und verflucht nur zu spät die Idee seiner anfänglichen Gottähnlichkeit.

Könnte man doch einmal das Getriebe in der Kunst durchleuchten. Was für ein Lügengewebe würde sich zeigen! Wie wenig Offenheit, wie wenig Ehrlichkeit, wie viel Bestechlichkeit, wie große Unsittlichkeit würde hervortreten! Aber in der Musik hütet sich ein jeder, irgendeinen Mißstand, den er feststellen kann, aufzudecken. Man hat immer Angst, angefeindet zu werden und dadurch Schaden zu erleiden. Außerdem besteht eine große Furcht vor der Presse, deren Stimmung sich nicht voraussagen läßt.

Der Musikausübende findet ja auch nirgends Schutz. Ihm kann in seinem Beruf geschehen, was will, niemand kümmert sich darum; er ist so gut wie vogelfrei. Wo man hinsieht in Handel und Gewerbe, allüberall wacht eine staatliche, eine städtische Behörde, damit nichts Unrechtes geschieht. Mit Strenge werden allerorten die Kurpfuscher verfolgt. Nur in der Musik läßt man alle Pfuscher, alle Scharlatane sich ungestört betätigen. Für die Musik wirft der Staat im wesentlichen keine Mittel aus. Für die bildenden Künste wird viel getan. Nicht nur Schulen werden in großer Zahl unterhalten oder unterstützt; jährlich werden zahlreiche Werke der Malerei, der Plastik aus Staatsmitteln angekauft. Den Musikern nimmt niemand etwas ab, die mögen allein sehen, wie sie fertig werden ...

Wie viele Unwürdige sind unter der Unmenge von Leuten, die sich öffentlich oder im geheimen als Erzieher zur Musik anbieten. Gleichgültig, ob es sich um das erste Stadium oder höhere Stufen der Ausbildung handelt, überall versuchen Aventuriers von den herrschenden Zuständen zu profitieren. Unangenehm sind die stillen Schleicher, welche in den Familien herumziehen, in den Pensionaten

spionieren, an Privatmittagstischen sitzen, immer in dem Bestreben, sich durch Mittel jeder Art Schüler zu kapern. Widerwärtig sind aber auch die Prahler, welche durch verblüffende Annoncen, Reklamemittel zweifelhafter Sorte sich Opfer fangen. Das Publikum fällt auf die leisen Lockungen der einen, wie auf die lauten Anpreisungen der anderen ebenso herein. Den Schaden haben die Schüler und die anständigen Lehrer. Es ist jetzt wirklich so, daß ein rechtlich denkender, gebildeter Musiker, welcher einfach sagt, er erteile Musikunterricht, die Stunde zu 3 M, warten und warten kann, ehe sich jemand bei ihm meldet, während ein Schwindler, welcher verspricht, für 20 M pro Stunde die geheimnisvolle Kraft der Fakire zur kürzesten Beherrschung der schönen Künste zu enthüllen, ungeahnten Zulauf hat. Versteht der letztere seiner Schwindelmethode noch einen religiösphilosophisch-ästhetisch-sexuellen Beigeschmack zu geben, so ist er für einige Zeit ein gemachter Mann. Der Inszenierung einer privaten Tätigkeit wird ja nirgends auch nur die geringste Schwierigkeit bereitet."

Köstlich ist es, wie Krehl die Art der üblichen Reklamemacherei für unsere Virtuosen darlegt. Er übertreibt wirklich nicht. Wer die Tageszeitungen einigermaßen aufmerksam verfolgt, wird viel üblere Karikaturen dieses Geschäftsbetriebes zusammenstellen können, als sie hier im folgenden gegeben sind. Alles hängt ja davon ab, daß man sich einen großen Namen gemacht hat. „Den erwirbt man sich aber nicht nur dank einer besonderen Begabung, dank einem immensen Können, den erkauft man sich einfach. Mit Geld macht man Reklame und mit Reklame macht man Geld. Leute, welche die Mittel dafür verausgaben wollen, unterhalten, wie man es nennt, ein Preßbureau. Durch dieses nützliche Institut werden die zur Berühmtheit notwendigen Mitteilungen an das Publikum vermittelt. Von ihm werden die Bilder an die illustrierten Blätter versendet: ‚Herr X. X. am Arbeitstisch', ‚Herr X. X. in seiner Sommervilla', ‚Herr X. X. auf dem Wege zum Konzert' usw. Wenn eine gewisse Berühmtheit schon erlangt ist, dann genügen zur Orientierung einfache Zeitungsnotizen. Nur muß Sorge getragen werden, daß ohne Unterbrechung das Interesse wach erhalten wird.

In einer Zeitung ist zu lesen:

‚Wie wir hören, befindet sich der Pianist X. X. auf einer Tournee in Norwegen. Er soll dort durch sein Chopinspiel berechtigtes Aufsehen erregen.'

Fünf Tage später:

‚Aus Ungarn kommt die Nachricht, daß der bedeutende Pianist X. X. ein schweres Unglück gehabt hat. Bei der Fahrt zu einem Konzert stieß das Automobil so heftig gegen einen Prellstein, daß der Künstler herausgeschleudert wurde und eine leichte Gehirnerschütterung erlitt.'

Zwei Tage später:

‚Das Unglück des unvergleichlichen Pianisten X. X. erweist sich zur allgemeinen Freude als nicht so schlimm, wie geschildert. Der große Künstler hat nur einige Hautabschürfungen davongetragen. Von einer Gehirnerschütterung kann keine Rede sein.'

Fünf Tage später:

‚Der Impresario des Klaviertitanen X. X. teilt uns mit, daß bei der Nach-

richt von dem Automobilunglück, welches der gottbegnadete Künstler gehabt haben sollte, wohl eine Verwechselung vorliegen müsse. Schon vor etwa zwölf Tagen konnten wir unseren Lesern die erfreuliche Mitteilung machen, daß Herr X. X. Triumphe in Norwegen feiert. Er befindet sich zurzeit noch in der Hauptstadt Norwegens, in Stockholm, und gedenkt auch erst Ende des Monats von dort zurückzukehren. Die Unglücksbotschaft aus Ungarn muß also wohl auf einem Irrtum beruhen.'

Am nächsten Tage:

‚Selbstverständlich muß es in unserem gestrigen Bericht über den Klavierkönig X. X. Christiania statt Stockholm heißen.'

Drei Tage später:

‚Um mehreren an uns gerichteten Anfragen zu genügen, möchten wir mitteilen, daß jetzt offiziell Kristiania und nicht Christiania geschrieben wird. Der erste Pianist der Jetztzeit X. X. begeistert, wie verlautet, andauernd das dortige Publikum durch sein eminentes Spiel.'

Acht Tage später:

‚Unsere Leser werden sich entsinnen, daß vor einiger Zeit von dem Unfall des Klavierpoeten X. X. berichtet wurde. Der Unfall wurde dann in seiner Bedeutung abgeschwächt und schließlich ganz widerrufen. Uns sah, offen gesagt, von Anfang an die Sache etwas nach Reklame aus und war uns daher auch unsympathisch. Jetzt schreibt uns ein intimer Freund des Virtuosen, daß letzterer über die Zeitungsnotizen sehr aufgebracht sei, da er alle Reklame hasse und diese unkünstlerischen Beeinflussungen des Publikums für eine Roheit erkläre.'"

Rührende sentimentale Geschichten werden erlogen — das Publikum fällt unbedingt darauf herein.

„Wer sich der Kunst zuwendet, sollte eigentlich einen Kursus im Geschäftsbetrieb durchmachen. Da wäre zu zeigen, wie man vorwärts kommt, ohne begabt zu sein, wie man sich einen Namen verschafft, auch wenn man nur Alltägliches leistet. Belehrungen müssen freilich auch über den Umfang der Reklame, die Häufigkeit des Annoncierens, die Menge der aufzuwendenden Mittel usw. gegeben werden.

In der Kunst ist wie in der Geschäftswelt eine einmalige Reklame vollständig zwecklos. Jammerschade ist es für das Geld, welches eventuell schweren Herzens dabei geopfert wird. Immer und immer wieder setzen Leute ihre ganze Hoffnung auf ein einmaliges öffentliches Auftreten. Für dieses Vergnügen opfern sie 400 oder 500 *M.* Es wird gespart und gespart, um die Möglichkeit eines Debuts zu schaffen. Und was ist das Resultat? Die Kritik ist mißvergnügt und schimpft, Einnahmen werden nicht gemacht, da niemand für einen unbekannten Musikanten etwas zahlen will. Der Konzertunternehmer verdient allein, er muß bezahlt werden ...

Der Anfang der Berühmtheit ist schmerzlich teuer. Die Fortsetzung nicht minder. Eine Reklame nützt nichts, einmal ist keinmal. Gar häufig wird die Entgegnung laut, es sei doch nicht denkbar, daß eine Abbildung in einer Zeitung so viel Geld koste, denn der und der bekannte Künstler sei kürzlich auch darin ab-



gebildet gewesen. Gewiß: unmittelbar hat ein bekannter Virtuos seine Porträtierung zur Reklame nicht nötig. Er muß aber doch riskieren, daß, wenn er sich auf der ersten Seite nicht ankauft, auf einer anderen Seite Sachen stehen, die ihm nicht förderlich sind. Die Reklame wird ein Spieler, welcher in einer großen Stadt auftritt, doch wohl sicher bezahlen können. Die Mitwirkung in jedem Orchesterkonzert muß ja viel einbringen. Aber es ist nicht zu glauben: Gar häufig wird in den Orchesterkonzerten von den Virtuosen noch zugezahlt, anstatt verdient. In manchen Konzertvereinigungen, da zahlen nicht nur die Virtuosen, damit sie spielen dürfen, da zahlen auch die Komponisten, damit ihre Werke zur Aufführung gelangen. Es gehört nur der Mut dazu, Geld anzubieten, um vorwärts zu kommen. Eine Kunst ist es, das Geld zart und mit Eleganz anzubieten; bei dem Geschäft darf man nicht knauserig sein. Dann wird sich schon zeigen, was alles mit Geld zn erreichen ist.

Wie in vielen Orchesterkonzerten, so liegen die Verhältnisse auch in den Kammermusikveranstaltungen traurig. Bei dem Versuch, in die Aufführungen alteingesessener Vereinigungen mit Geld einzudringen, wird man eventuell schroff abgewiesen. Honorar wird aber selbst da in manchen Fällen nicht gezahlt. Auf eine zarte Anfrage wird nur die tröstliche Antwort erteilt: ‚Wir werden es uns zur Freude anrechnen, Sie bei uns spielen zu lassen. Leider sind wir aber nicht in der Lage, Ihnen die Reise- und Hotelunkosten zu ersetzen.‘ Junge Unternehmungen suchen aber direkt ihr Defizit zu decken, indem sie mitwirkende Solisten zahlen lassen. Es ist ja nicht zu glauben, wieviel mit Geld versucht, wieviel mit Geld erreicht wird. Nicht nur kleine arme Schlucker lassen sich zahlen, auch hochstehende große Leute, welche durch sonderbare Gelüste trotz immenser Einnahmen stets in Geldnot sind, stopfen die Löcher ihrer Kasse gern einmal vorübergehend mit Papiergeld zu. Ein Impresario kann ruhig zu einem Musiker, der nur einigermaßen Virtuosität auf einem Instrument besitzt, sagen: ‚Geben Sie mir 30 000 ℳ, und ich mache Sie zu einem berühmten Künstler.‘“

Ich weiß von einem großen Privatorchester einer großen Musikstadt, dessen Dirigent und Besitzer fast immer zwei Solisten auftreten läßt, einen sehr bekannten und einen Anfänger. Der Anfänger muß natürlich das Honorar für den bekannten Solisten bezahlen, der seinerseits dem Unternehmer den Saal füllt. Die Kritik rühmt aber regelmäßig den Dirigenten dafür, daß er in seinen Konzerten auch den Anfängern Gelegenheit gebe, sich vor einer erlesenen Zuhörerschaft hören zu lassen! Konzertiert der Dirigent mit seinem Orchester außerhalb, so ist es ganz selbstverständlich, daß der junge Solist, den er mitnimmt, die Reisekosten für die ganze Gesellschaft bezahlt.

Auch die Komponisten müssen sich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, für die Aufführung ihrer Werke zu bezahlen. Krehl führt folgendes an:

„Ein Uneingeweihter muß sich stark verwundern, wenn er hört, daß zwei namhafte Künstler darauf gedrungen haben, in einem Konzertinstitut ein und dasselbe Konzert eines jüngeren, noch ziemlich unbekannten Musikers während einer Saison zu spielen. Was kann an dem Werke so fesselnd sein, daß die beiden Virtuosen gerade darauf verfallen sind? Der Kenner lacht, denn er weiß über das Fesselnde

Bescheid. Es besteht in der Zahlung von 1000 ℳ für jede Darbietung an den Ausführenden. Das ist natürlich kein schlechtes Geschäft! Was Wunder, wenn viele davon profitieren wollen. Bedauerlich ist es, daß auch bedeutende Künstler nicht davor zurückschrecken, auf diese Manier ihre Einnahmen zu vermehren."

Ein mir bekannter jüngerer Komponist, der unlängst einem tüchtigen Sänger einige seiner prächtigen Lieder anbot, erhielt, als er auf die Ablehnung hin darauf verwies, daß der Sänger doch so oft nicht gerade sehr wertvolle Lieder eines Herrn X. auf seinem Programm habe, zur Antwort: „Ja, der bezahlt mir auch für jedes Lied bei der Aufführung 100 ℳ!"

Doch es sei für heute wieder einmal genug. Krehl behandelt in den folgenden Teilen seines Buches auch die schwerwiegenden Folgen, die diese Zustände für das Innenleben des Musikers und die Entwicklung der Musik haben. Auch was er über unwissende Musikschüler und über Übelstände in der Kritik sagt, ist sehr beherzigenswert, selbst wenn man hinter manches ein Fragezeichen macht. Jedenfalls wäre es dringend notwendig, daß nach Möglichkeit auf diese Arbeit des verdienten und, wie man auf jeder Seite spürt, wirklich ideal und gut gesinnten Mannes nach Kräften hingewiesen würde, und zwar keineswegs bloß in Musikerkreisen. Diese Verhältnisse gehen die Allgemeinheit an; unter ihnen leidet schließlich der Musiker am allerwenigsten. Den größten Schaden davon hat die Musik und damit das Beste und Stärkste und Eigenartigste unserer deutschen Kultur: also unser Volk.



Das deutsche Opernhaus

Die Eröffnung des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg, also im Bereiche Groß-Berlins, hat nicht nur örtliche Bedeutung. Zwar ist die Gelegenheit versäumt worden, das Entstehen dieses Baues zu einem Ereignis für unser Kunstleben zu gestalten, wozu die äußeren Möglichkeiten gut gegeben waren: Eine reiche Stadt als Bauherr, ein ausgedehnter Bauplatz auf der einen Seite, auf der andern die Erstellung des größten Theaterraumes, den wir auf deutschem Gebiete bisher haben. Dabei keinerlei Rücksichten auf irgendwelche höfische Neigung. Diese bedeuten beim Theater schon deshalb so viel, weil damit der letzte Grund für das Rang- und Logentheater wegfällt.

Leider hat man auf ein öffentliches Preisausschreiben verzichtet. Der Bau wurde dem Charlottenburger städtischen Baumeister Seeling übertragen, der sich als trefflicher Theatertechniker bereits zu mehreren Malen erwiesen hat, aber ebenso deutlich in allen diesen Fällen den Mangel einer starken künstlerischen Persönlichkeit offenkundig werden ließ. Es wäre also der gebotene Weg gewesen, daß man einen künstlerischen Entwurf durch ein Preisausschreiben zu erlangen versucht hätte. Falls dem Preisträger die zureichende Theaterpraxis gefehlt hätte, konnte man ihm ja im Stadtbaurat für diesen Teil seiner Aufgabe den gewiegten Fachmann beiordnen.

Jetzt ist das Ergebnis in künstlerischer Hinsicht durchaus nicht erfreulich, trotzdem gegen die vielleicht etwas heftig angreifende Kritik eine öffentliche Kundgebung zustande gebracht wurde, an der sich auch namhafte Künstler beteiligt haben. Der Bau wirkt in seinen äußeren Formen durchaus herkömmlich, im Innern läßt er nirgendwo die bedeutsame Entwicklung

ahnen, die unsere Innenarchitektur im letzten Jahrhundert durchgemacht hat. Besonders bedauerlich empfinde ich den Verzicht auf das Amphitheater nach Bayreuther Stil, zumal man doch mit dem in der gleichen Stadt Charlottenburg liegenden Schiller-Theater die besten Erfahrungen gemacht hat. Vielleicht liegt an dem jetzigen Hochtreiben des Innenraumes die so ungleichmäßige Akustik, über die viele Klagen laut werden. Ich selbst habe allerdings keine so betrüblichen Erfahrungen gesammelt, wenn ich auch einen wirklichen Glanz und feine Schönheit des Tones bis jetzt nicht vernommen habe. Möglich ist es, daß dieser akustische Mangel auf der Art des Bühnenrahmens beruht, der ungewöhnlich tief ist. Ich werde das Gefühl nicht los, daß sich hinter diesem Bühnenrahmen der Schall fängt. Dem wäre ja dann wohl noch abzuhelfen. Abzuhelfen auch der Festlosigkeit des Zuschauerraumes, der jetzt in recht trübem Anstrich gehalten ist und jeder Freudigkeit entbehrt.

Um so zuversichtlicher stimmt die ganze Art der musikalischen Arbeit, die in der neuen Volksoper geleistet wird. Ihrem Direktor Georg Hartmann ging von seinem früheren Wirkungskreise Elberfeld her der Ruf eines tüchtigen Musikers und geschmackvollen Regisseurs voraus. Man hat ihm Zeit zur Vorbereitung gelassen, und so bekam man denn gleich mit Beginn nicht lauter Anfänge, sondern achtenswerte Leistungen zu sehen. Es ist natürlich ungemein schwierig, ein ganz neues und den Anforderungen täglicher Aufführungen in einem riesigen Hause entsprechend großes Ensemble zusammenzustellen. Soweit man bis jetzt sehen kann, ist diese schwere Aufgabe gelungen. Überragende Persönlichkeiten scheinen zwar unter den Künstlern nicht zu sein, mit alleiniger Ausnahme des Baßbaritons Karl Braun, der als Pizarro, Figaro und als Lord Syndhan (Lortzings Waffenschmied) ein so charakteristisches Spiel mit charakteristischem Singen verband, daß ich auf diesen offenbar noch jungen Künstler die höchsten Erwartungen setzte. Im übrigen hörte man durchweg gesunde, frische Stimmen, und man merkte allen Mitwirkenden die Freude und den Eifer der Arbeit an. Der Chor ist stark besetzt und wenn auch noch etwas roh, so doch musikalisch gut geschult.

Die Inszenierung hatte dort, wo sie bei diesen alterprobten Werken neue Wege zu gehen suchte, nicht gerade Glück. In „Fidelio“ war manches anders, aber nicht besser gemacht, als man es sonst gewohnt ist. Gegen Einzelheiten ließen sich sogar schwere Bedenken erheben. Ebenso war im „Figaro“, der einiges recht gut brachte, manches wieder etwas gedankenlos. Die Beleuchtung verwendet ganz neue Anlagen, bei denen das scharfe Rampenlicht vermieden wird, doch bleiben dadurch meistens die Füße und etwa dreißig bis vierzig Zentimeter hoch vom Boden ab die Körper im Schatten. Dadurch werden natürlich die Körper verkürzt und wirken kleiner, was auf der Bühne selbst für die größten Leute von Schaden ist.

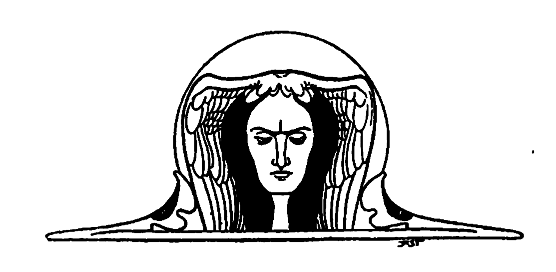
Sehr erfreulich ist das Orchester. Die Instrumente sind durchweg gut besetzt, das Zusammenspiel ist über alles Erwarten vorgeschritten. Die beiden Dirigenten, Ignaz Waghalter und Rudolf Krasselt, sind tüchtige Musiker. Der letztere hat im „Figaro“ manches außerordentlich fein herausgebracht, und auch Lortzings „Waffenschmied“ sehr frisch und lebendig, dabei mit sorgsamer Wahrung der recht zahlreichen Schönheiten im einzelnen herausgebracht. Vor allem ist nichts, was kitschig und schwindelhaft wirkt. Das ist ein hocherfreulicher Unterschied von allen bisherigen Privatunternehmungen, die wir in Berlin auf dem Gebiete der Oper gehabt haben. Wenn in dieser Weise weitergearbeitet, wenn immer so sorgfältig vorbereitete Aufführungen herausgebracht werden, so wird dem Unternehmen der Erfolg unbedingt treu bleiben. Es kommt gar nicht auf überwältigende Einzelerscheinungen an. Die Hauptsache ist dieses gute, echt künstlerische Zusammenspiel.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber man merkte, daß es sich bei den Aufführungen der genannten drei Opern für Hunderte und aber Hunderte der doch zum großen Teil den Mittelklassen angehörenden Zuhörer um Neuheiten handelte. Hier liegt die eine Seite der großen sozial-ethischen Bedeutung dieses Unternehmens. Weite Kreise, und zwar ausgerechnet jene, die immer in Deutschland für das dauernde Gedeihen der Kunst ausschlag-

gebend gewesen sind, werden erst von jetzt ab des Genusses der Oper teilhaftig werden können. Daß ein dringendes Bedürfnis dafür vorhanden ist, ist ganz selbstverständlich und wird durch das überaus große Abonnement, das das neue Unternehmen von vornherein hat, schlagend bewiesen. Diese große Abonnentenzahl hat die glückliche Folge, daß man im Deutschen Opernhaus gezwungen sein wird, auf ein wechselndes Repertoire hinzuarbeiten, daß man nicht diese unglaublich schädliche Art der heute üblichen Ausnutzung eines Erfolges betreiben darf, die für alle Teile ein Ruin ist, für den Komponisten des Werkes, für das Haus, in dem es gegeben wird, für das Publikum.

Um nur ein Beispiel anzuführen, spielt die Kurfürsten-Oper, deren Leben allerdings nur noch nach Wochen zählt, seit Beginn dieser Spielzeit fast ausschließlich Kienzls „Kuhreigen". Während sich desselben Komponisten „Evangelimann" hier in Berlin nun schon über siebzehn Jahre dauernd auf dem Spielplan behauptet, wird dieses neue Werk einfach zu Tode gehetzt. Es ist auch ganz selbstverständlich, daß die Aufführungen manchmal unter aller Kritik sind. Und wie soll sich ein Publikum in ein Haus eingewöhnen, in dem immer nur ein einziges Werk aufgeführt wird?

Wenn man an den veredelnden Einfluß guter Kunst glauben darf, so muß sich die Einwirkung dieser volkstümlichen Darbietung gut dramatischer Musik unbedingt fühlbar machen. Es ist nicht möglich, daß dieselben Leute, die in einer gewissen Regelmäßigkeit zu dieser Kunst gelangen können, in Zukunft ein dankbares Publikum für die elendeste Operettenware abgeben kann. Danach aber erhoffen wir auch für das neuzeitliche deutsche Opernschaffen von dieser neuen Bühne wertvolle Förderung. Es bleibt nun einmal Tatsache, daß, von einigen Ausnahmefällen (z. B. Richard Strauß) abgesehen, nur der Berliner Erfolg imstande ist, auf die Bühnen des Reiches maßgebend zu wirken. Da die königlichen Opern seit Jahren ihre Verpflichtungen in bezug auf das nationale zeitgenössische Schaffen aufs schmählichste vernachlässigen, brauchen wir diese Konkurrenz, die bereits eine höchst dankenswerte Wirkung erzielt haben wird, wenn durch sie die königliche Oper zu einer ihrer Stellung und ihren Mitteln entsprechenden Arbeit gezwungen werden wird. Mit dem Augenblick, wo das Wagnermonopol für die königlichen Bühnen erlischt, wird sie von den Verhältnissen zu dieser Mehrarbeit gezwungen werden. Also Glück zu dem jungen Unternehmen! **Karl Storck**





Kleindeutsch for ever

So um die Novembermitte ist in den Blättern verschiedentlich berichtet worden: Graf Berchtold hätte in einer Besprechung mit den Polen erklärt, er werde sich bei der preußischen Regierung für einen milderen Standpunkt in der Polenfrage einsetzen. Darüber gerieten unsere Nichts-als-nationalen, die in Wahrheit engherzige Kleindeutsche sind, in einen ganz fürchterlichen Zorn und deklamierten dräuend die Floskel von der „Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staats“. Mir scheint diese Floskel allmählich ebenso antiquiert wie jene Entrüstung. Warum soll ein österreichischer Minister nicht in aller Freundschaft zu dem reichsdeutschen Kollegen und Bundesbruder sprechen: „Wenn's irgend zu machen ist, geh, schon mir die Polen! Ihre Landsleute in Galizien gehören mit zu den wesentlichsten Stützen meiner und unserer gemeinsamen Politik“? Dagegen ist doch eigentlich nicht das geringste zu sagen. Nur sollten sich unsere Staatsmänner dann vorkommenden Falls erinnern, daß auch ihnen Stammesgenossen in der Habsburger Monarchie leben, die gelegentlicher Fürsprache bedürften. Unsere deutschen Brüder in Böhmen und Niederösterreich, in Kärnten, Krain und Steiermark würden uns des Dank wissen, und ich möchte fast annehmen: selbst manchem österreichischen Minister wäre im Kampf mit Tschechen und Winden solche Rückendeckung nicht ganz unlieb. Daß das deutsch-österreichische Bündnis auf die Art gefährdet werden könnte, ist vollends nicht anzunehmen. Die Sprache, die in den letzten Wochen bisweilen von unseren Offiziösen geführt wurde, diese ironischen Anmerkungen über die habituelle Aufgeregtheit der Wiener Presse und die hochmütig kühlen Hinweise auf die klerikale und kriegerische Hofpartei, haben dem sicher weit mehr geschadet ... R. B.

*

Auch ein Rassentheoretiker

In der „Berliner Morgenpost“ schrieb Herr Konrad Alberti-Sittenfeld (der eigentlich Sittenfeld heißt, aber den Vatersnamen so lange schamhaft verschwieg, bis ein wirklicher Konrad Alberti aufstand und sich das verbat): wir sollten's uns überlegen, ehe wir die Österreicher unterstützten. Am Ende seien's doch nur entfernte, sogar sehr entfernte Verwandte ... Es spricht für die bis an die Grenzen der Verweichlichung reichende Höflichkeit unserer Sitten, daß sich daraufhin kein Mann fand, der diesen Herrn Alberti-Sittenfeld an beiden Schultern nahm und ihn kräftig schüttelnd sprach: Wenn die Bajuvaren in den österreichischen Alpenländern uns nur entfernte Verwandte sind, was, lieber Freund, bist eigentlich denn du? R. B.

*

Kleine Sorgen in großer Zeit

Aus meiner Zeitungsmappe nehme ich folgenden Ausschnitt: „Die Mannschaften der kaiserlichen Jacht ‚Hohenzollern‘ bilden sich mehr und mehr zu einem Marine-Elitekorps aus, indem der Besatzung fortgesetzt neue Uniformstücke und Uniformabzeichen verliehen werden. So tragen im Inlande an Bord

auf besondere Anordnung nur die Mannschaften der kaiserlichen Hofjacht Strohhüte, wie dies zum Beispiel in der englischen Flotte Brauch ist. Ihnen wurde auf dem Überzieher zum Unterschiede von allen anderen Marinemannschaften und Schiffsbesatzungen der weiße Spiegel verliehen, obgleich die ‚Hohenzollern'-Besatzung ja schon durch die Aufschrift im Mützenband ‚Hohenzollern' unterschiedlich ist. Jetzt verfügt eine neue Kabinettsorder, daß das Signalpersonal der Jacht ein besonderes Abzeichen anzulegen hat, das die Kaiserstandarte auf kreisrunder Unterlage zeigt und oberhalb der übrigen Abzeichen zu tragen ist und nur so lange im Besitz der Empfänger zu verbleiben hat, als diese zum Signalpersonal der kaiserlichen Jacht gehören. Die Abzeichen in der Marine als Dienstgrad- und Dienstfunktionsabzeichen belaufen sich bereits auf viele Dutzende; ihr Beherrschen ist ein Studium, und es gibt viele Angehörige der Flotte — selbst Vorgesetzte —, die sämtliche Abzeichen niemals zu erklären gewußt haben. Jetzt wieder das besondere Abzeichen für das Signalpersonal nur e i n e s Kriegsschiffes, wenn es auch die kaiserliche Hofjacht ist, deren Besatzung sich in der Uniformierung mehr und mehr zur Elite- und Gardemarinetruppe gestaltet."

Das war gegen Ausgang November in den Blättern zu lesen. Um die Zeit etwa, da der österreichisch-serbische Gegensatz, der ja in Wirklichkeit ein deutsch-slawischer war, sich aufs äußerste zuzuspitzen schien. Woraus wieder einmal zu ersehen ist, daß wir vor anderen Völkern glücklich zu preisen sind. Über uns waltet ein Regiment, das die Kraft und die Fähigkeit hat, selbst in den ernstesten Zeitläuften noch liebevoll das Kleine und Kleinste zu bedenken. Denn daß es das Große darüber nicht vergaß, versteht sich doch wohl am Rande? ... R. B.

*

Noch mehr „Freiheit"?

Pfarrer Jatho hat in einer Berliner Versammlung sein Glaubensbekenntnis unter jubelndem Beifall also abgelegt:

„Jesus n i c h t Gottessohn, n i c h t unser Herr, n i c h t der Christ, n i c h t der Sündlose, n i c h t der Erlöser."

Ohne jeden Spott: gehören solche Bekenner nicht viel eher in eine Synagoge als in eine — es ist doch nun einmal so — c h r i s t l i c h e Kirche? Gr.

*

Ein kleines Ärgernis

Die „Münchener Neuesten Nachrichten", die's schon zweimal sänftiglich getan haben, erinnern nun zum drittenmal:

„Am 7. Dezember 1845 hat Fürst Wrede in der Kammer der Reichsräte den Antrag eingebracht, der sich g e g e n die beabsichtigte Zurückberufung der J e s u i t e n nach Bayern aussprach.

Und die Reichsratskammer?

Sie nahm den Antrag mit 30 gegen 6 Stimmen an, und unter dieser Majorität befanden sich n i c h t n u r v i e r k ö n i g l i c h e P r i n z e n, von denen einer heute noch lebt, sondern auch der E r z b i s c h o f Urban von Bamberg und der B i s c h o f Richarz von Augsburg.

So haben wir zweimal mitgeteilt!

Warum blieb man so still und so stumm?

Wegen der Erzbischöfe? Nein!

‚D e r k ö n i g l i c h e P r i n z, der heute noch lebt' — i s t P r i n z L u i t p o l d v o n B a y e r n."

*

Das souveräne Interview

In Berlin, wo die Zeitungskorrespondenzen aus dem für Gründungen aller Art empfänglichen Boden emporschießen wie die Pilze nach warmem Sommerregen, ist kürzlich eine Korrespondenz gegründet worden mit dem anheimelnden und vielverheißenden Titel: „Das Interview". Sie hat die Bestimmung, den Blättern Unterredungen „mit hervorragenden und sachkundigen Persönlichkeiten" zu liefern. Selbstverständlich gegen Honorar. Da sie selber aber den Auszufragenden und Ausgefragten natürlich keines zahlt, läuft das Ganze, soweit seine wirtschaftliche Basis in Betracht kommt, auf ein fortgesetztes schofles Schnorrertum hinaus. Dennoch ist es leicht

möglich, daß der Kundige, der aus dem Interview ein System zu machen unternahm, dabei reüssiert und gedeiht. Sintemalen an dieser Erfindung die nächst Hunger und Liebe stärksten Mächte beteiligt sind: die menschliche Trägheit und die menschliche Eitelkeit. Wer zu irgendeinem Staats- oder Volksmann geht, um dessen sogenannte Ansicht über irgendeine Frage zu erkunden, erspart sich die Mühe, eine eigene Meinung zu sagen; in 98 von 100 Fällen wohl überhaupt, sie erst zu haben. Der Schriftsteller wird zum Reporter, der in demütiger Haltung, das Notizbuch auf den Knien, Diktat schreibt. Nebenbei: der Mehrzahl unserer Mitbürger ist der Ausfrager nicht einmal unwillkommen. Nur die ganz Großen (auch die seelisch Großen) sind mitunter schwierig. Die anderen lassen sich zumeist gern ausfragen. Um so freudiger, je seltener ihnen das widerfährt. Am freudigsten, wenn es ihnen zum ersten Male passiert und sie so zu ihrem eigenen gerechten Erstaunen erfahren, daß sie auch etwas zu sagen hätten. Nicht selten sind die Ausgefragten freilich die einzigen, die das finden. Im großen ganzen sind nämlich alle Interviews von einer stupenden Inhaltlosigkeit. Der von dem Mann mit dem gezückten Bleistift Überraschte stößt zwischen drei Empfängen und zehn Telephongesprächen ein paar flüchtige Randbemerkungen aus: allgemeine Sentiments, die wir uns alle längst an den Schuhsohlen abliefen. Oder aber — und das ist die Regel bei den Seelenerforschungen von Staatsmännern und Diplomaten — der Ausgefragte hält mit Bewußtsein mit seiner wahren Meinung zurück. Dann hat er zwar etwas zu sagen, aber er sagt es nicht. Könnte es wohl überhaupt nicht aussprechen, ohne die amtlichen Interessen, zu deren Förderung er verpflichtet ist, zu schädigen. Wer Sinn für stille Humore hat, genießt in solchen Fällen den Anblick eines klugen und fröhlichen Mannes, der sich über tölpelhafte Neugier lustig macht. Nicht selten aber — und diese Interviews sind die ernstesten, weil sie die gefährlichsten sein können — werden sie für den Ausgefragten zu einem Mittel der Diplomatie. Der „hochgewachsene Staatsmann mit den eleganten Manieren empfängt“, wie es in dem Jargon dieser Reporter heißt, mit „vollendeter weltmännischer Gewandtheit“ und äußert sich „mit ungezwungener, liebenswürdiger Offenheit“. Um die biedere Seele hinterher um so kräftiger anzulügen und durch ihre gedankenlose Vermittlung die öffentliche Meinung absichtlich irrezuführen. War er dann aber so freundlich, den durch gute Behandlung nicht gerade Verwöhnten — denn Publizisten von Rang pflegen sich zu dem Geschäft nicht eben herzugeben — einen Sitz im Klubsessel und eine Zigarette anzubieten, so schwelgt das nur so in Superlativen, und der Mann, der nie unser Freund war und in ein paar Wochen vielleicht unser erklärter Landesfeind ist, wird verherrlicht, als ob es sich um einen Heros und Wohltäter deutscher Nation handelte. Aber Geschäft ist Geschäft. Und in den heutigen Amerikanismus der deutschen Presse fügt es sich am Ende nicht so übel.

R. B.

*

Die Frau Geheimrat

Ein 22jähriges Küchenmädchen Erna Wegener beschwindelt jüngst eine größere Anzahl Berliner Ladenkaufleute, indem es sich ihnen als „Frau Geheimrat Benzky“ — es klingt allerdings nach Benzin, Automobil — präsentiert. Bündiger kann es wohl nicht gekennzeichnet werden, wie es um die gefirnißte Vornehmheit der Gesellschaft steht, wenn so einfach ein gelogener Titel und ein nicht bezahltes Kleid nach der Mode — egalisiert.

Ed. H.

*

Wenn nicht Nathan Rothschild –

In dem in Hamburg erscheinenden „Jüdischen Familienblatt“ ist zu lesen:

„Preußen stemmte sich gegen die Übermacht Napoleons. Wer kann ermessen, ob die prächtige Begeisterung des Jahres 1813 in ihrem jubelnden Durchbruche nicht einer unüberwindlichen Schranke begegnet wäre, wenn nicht Nathan Rothschild mit seinem Einflusse und seiner Bereitwilligkeit der englischen Regierung den Vorschuß von 200000 Pfund Sterling (über 4000000 ℳ) an Preußen ermöglicht hätte.“ Weiter heißt

es von Nathan Rothschild: „Er wurde ein Souverän der Börse und ein Souverän der Regierungen.“

Preußen, Deutschland von Nathan Rothschilds Gnaden. Der „ein Souverän“ der Souveräne war. Gr.

*

Wozu rüsten wir?

In der Presse wird (wennschon mitunter etwas geschäftig und mit nicht gerade gefälligem Pathos) ein Luftflottengesetz verlangt. Aber kann sein, daß wir wirklich eins brauchen. Also rüsten wir; rüsten, rüsten! Nur soll man uns endlich sagen, wozu wir eigentlich rüsten. Bisher, wenn die Welt wieder einmal verteilt ward oder die fanatischen Hasser alles Deutschen sich erhoben, hörten wir immer: das ginge uns nichts an. Wir sollten nur hübsch ruhig bleiben. Wozu, so alles uns wohl will und wir selber nichts anderes wünschen als ungestörten, ungekürzten Zinsen- und Dividendenbezug, wozu rüsten wir? R. B.

*

Erst die Hottentotten ...

In der „Kreuzztg.“ wird festgestellt, daß in unseren Museumsverwaltungen die germanische Altertumskunde und Archäologie, wenn überhaupt, dann nur sehr stiefmütterlich gewürdigt werden. Von der Berliner Akademie der Wissenschaften ist dieses, uns doch nicht so gar fernliegende Forschungsgebiet noch immer ausgeschlossen, und die Generalverwaltung der Kgl. preußischen Museen stellt in der Rangordnung ihrer Abteilungen die Sammlung für deutsche Volkskunde ganz hinten an: ihr gehen voraus die Kulturen der Hottentotten, Feuerländer und Papuas.

Auch der sozialdemokratische Abgeordnete Ledebour wußte kürzlich in seiner Reichstagsrede zur Balkanfrage nur von unterdrückten Finnen, Esten usw. in Rußland zu berichten, nicht aber von den um ihr Volkstum verzweifelt ringenden Deutschen in Rußland. Gr.

*

Krieg und Christentum

Dieser Frage widmet Walter Nithack-Stahn, Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin, im „Allgemeinen Beobachter“ eine Untersuchung, aus der hier einige grundsätzliche Darlegungen mitgeteilt seien. Sind sie doch geeignet, einige Mißverständnisse zu klären, die einer sachlichen und gerechten Würdigung auch der „pazifistischen“ Bestrebungen im Wege stehen:

„Das Problem Christentum und Krieg ist als solches jahrtausendelang kaum empfunden worden, wie so viele Weltfragen, die unter dem geistigen Horizont der Menschheit liegen, bis sie einem Entwicklungsgesetze gemäß emporsteigen, zuerst belächelt, dann bekämpft, endlich als selbstverständlich beantwortet werden. So ähnlich langsam reiften die Probleme: Christentum und Sklaverei, Christentum und Persönlichkeitsrecht der Frau.

Denn das hat nie ein denkender Christ zu leugnen gewagt, daß das Aufhören des Krieges zu den logischen Folgerungen der Religion gehört, die einen Gott aller Nationen bekennt, diesen Gott in allen Sprachen als ‚unser Vater‘ anredet und als vornehmstes Gebot die schlechthin ausnahmslose Menschenliebe verkündet. Trotz alledem schien es, als wäre der Völkerkrieg eine harte, unausweichliche Realität, ein Bestandteil der Weltordnung, wie alles Seiende von Gott gewollt oder mindestens ‚zugelassen‘, der Krieg eine periodische Völkerkatastrophe, die man hinnehmen muß wie Erdbeben und Pestilenz; eine Gottesgeißel für entartete Völker, eine Zuchtrute in der Hand des Erziehers der Menschheit, ein notwendiges Übel, ein Anlaß, Tugenden der Selbstaufopferung zu bewähren, die auch dem Evangelium nicht fremd sind ...“

Demgegenüber gelte es im Gegenteil, „zu dem Glauben zu bekehren, daß der Krieg — gleichviel, welche Rolle er in einem weisen Weltenplane spielt — doch kein Schicksal oder Naturereignis, überhaupt nichts Unentrinnbares sei, sondern eine Tat verantwortlicher Staaten, für die jeder Staatsbürger sittlich haftbar ist. Sodann den übernationa-

len Charakter einer Weltreligion darzulegen, die zwar die Völkerindividuen nicht auslöschen, aber sie zu einer höheren Ordnung vereinen will. Zum dritten darauf hinzuweisen, daß wir modernen Staatsbürger gar nicht nur gehorsame ‚Untertanen' sind, sondern kraft unseres Stimmrechtes verpflichtet zur Mitregierung unseres Staatswesens, auch in den Beziehungen zu den fremden Staaten. Endlich ist zuzugeben, daß der Völkerfriede wohl ein Problem ist, das seine praktische Lösung noch längst nicht gefunden hat; daß aber in der Geschichte, zumal der neuesten Zeit, sich biologische und historische Gesetze immer deutlicher verwirklichen, die zu einer Organisation der Kulturvölker drängen. Vornehmlich gilt es, ... das hydraartige Mißverständnis zu beseitigen, als sei die Formel des Pazifismus: partielle oder allgemeine Waffenniederlegung der Völker unter den gegenwärtigen Umständen. Vielmehr handle es sich um die Herstellung einer Rechtsordnung zwischen den Staaten ..."

Nach diesem, besonders aber nach der letzten Feststellung, erscheinen die „Pazifisten" denn doch nicht als ganz so „törichte Knaben". Sie sollten aber zuallererst dafür Sorge tragen, daß so entscheidende Mißverständnisse, wie jenes „hydraartige", den nächsten Tag nicht überleben. Gr.

*

Aufheben!

Im „Vorwärts" las man zum letzten Semesterbeginn:

„Die Studenten ... ihr neues Semester beginnt jetzt, und wer gerade einmal vorüberkommt, sehe sich die neuen Jugenderzieher an. Hier in Berlin z. B. eine Majorität von akademischem Proletariat (Philologen, Theologen), das zu einem Preis Privatstunden verzapft, den ein Maurer seinem Bauherrn vor die Füße werfen würde."

Spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Gr.

*

Im Jahrhundert des Kindes

Eine Anzeige, die in der „Sulinger Kreiszeitung" zu finden war:

> 2 hiesige kleine Mädchen im Alter von 2 und 4 Jahren sollen am
> Sonntag, den 18. d. M.,
> morgens 9 Uhr,
> im Nienaberschen Gasthause in gute Pflege mindestfordernd untergebracht werden.
> S....., Waisenrat.

Hier hilft keine Beschönigung, keine Beschwichtigung, hier haben wir es mit einer ganz „vorschriftsmäßigen" Auktion (wenn man will: Submission) von Kindern zu tun. Und man findet offenbar „höheren Orts" nichts darin. Gegen den Kinderhandel etwas zu tun, erklärte sich die Berliner Polizei außer stande, da sie — „kein Ressort" dafür habe.

Es wird einmal eine Abrechnung geben, in der man dann auch nichts wird finden dürfen. Und gegen die es auch „kein Ressort" geben wird. Gr.

*

Ein zerstörtes Idyll

Sorglos und von einem gewissen Hauch der Poesie umgeben konnten lange Zeit hindurch die Maler Preußens in ihren Ateliers hoch oben unterm Dachgeschoß hausen, bis vor nunmehr sechs Jahren einer erleuchteten Behörde Bedenken kamen, ob eine solche Art des Wohnens im Interesse der öffentlichen Sicherheit statthaft sei.

Das Produkt fünfjährigen Grübelns kam vor Jahresfrist zutage, und zwar in Gestalt eines Erlasses, der da anordnete: daß in diesen Räumen die Tapeten von den Wänden gerissen, die „besseren" Türen durch einfache ersetzt, der Heizungskörper beseitigt und der gehobelte und gestrichene Fußboden durch einen rauhen und ungestrichenen ersetzt werden sollte.

Der Zweck dieser Maßnahmen, die so manches harmlose Idyll jäh zerstört und dem Künstler ebenso wie dem Hauswirt nicht gutzumachenden Schaden verursacht haben, war offenbar der, die Feuersicherheit zu erhöhen. Nur eines haben die Herren am grünen Tisch dabei übersehen, nämlich daß ein ungehobelter Fußboden mit klaffenden Fugen das denkbar vorzüglichste Brennmaterial bietet, namentlich in Häusern, wo die Zentralheizung das Holz ausdörrt und das „Auseinanderklaffen“ in jeder Hinsicht begünstigt.

Den Herren Brandstiftern, die ja leider sehr selten erwischt werden, wird durch diese Anordnungen das Geschäft beträchtlich erleichtert, und sie werden es einer wohlweisen Behörde Dank wissen, daß sie sich jetzt nicht mehr wie ehedem mit der Petroleumkanne und womöglich noch mit Hobelspänen belastet nach dem Boden zu bemühen brauchen. Es ist ja „allens“ da! Ein Zündhölzchen, eine verstohlen glimmende Zigarette genügen vollkommen, um, auf die der höheren Anweisung gemäß sorgsam präparierte Diele geworfen, einen Dachstuhlbrand schönster Art hervorzurufen — — —

Was soll man aber auch viel von einer Behörde erwarten, deren Obergeschoß selbst mit dem eigentümlichsten Sprachbarock möbliert ist, so daß sie, um beispielsweise den Begriff „dauernder Aufenthalt“ zu definieren, sich folgender Garnitur bedient:

„Wenn ein Raum in einer Weise benutzt werden soll, die den Aufenthalt der darin verkehrenden Personen als einen nicht vorübergehenden erscheinen läßt, und wenn die Benutzung nicht nur vereinzelt in größeren Zwischenräumen, sondern im wesentlichen fortgesetzt und stetig, je nach Bedürfnis bald längere, bald kürzere Zeit, zum mindesten in einer durch die Verhältnisse bedingten regelmäßigen Wiederholung erfolgt, so ist dieser Raum stets als zum dauernden Aufenthalt von Menschen bestimmt zu erachten.“ y.

Wie Theater gegründet werden

Im Berlin Westen hat sich kürzlich ein Theater „Groß-Berlin“ aufgetan, das dem bekannten Metropoltheater Wettbewerb machen soll. Wie die Gründung zustande gekommen ist, darüber gibt uns Dr. Max Epstein in der „Schaubühne“ einige lehrreiche Aufschlüsse. Das Gründungskapital beträgt 700 000 *M*, und diese 700 000 *M* sind zu einem großen Teil gezeichnet worden von — Brauereien. So zeichnete die Schloßbrauerei Schöneberg 60 000 *M*, das Spatenbräu in München 40 000 *M* und die Aktiengesellschaft für Biervertrieb ebenfalls 40 000 *M*. Ihnen gesellt sich der Besitzer des Warenhauses Tietz zu, der sich mit 75 000 *M* beteiligt und dafür das Privileg erhielt, in seinem Warenhause einen Billettverkauf für dieses Theater zu errichten. Die bekannte Schokoladenfirma, die Aktiengesellschaft Sarotti, zeichnete 10 000 *M*. Insgesamt ein Drittel des Aktienkapitals wurde also von Lieferanten aufgebracht.

Die Kunst geht nach Bier und Schokolade. Gr.

*

Titel

Ich habe Siegfried Wagner einmal längere Zeit gegrollt, daß er von dem Ruhme seines Vaters so viel auf sich strahlen läßt. Jetzt tue ich es nicht mehr. Denn mir ist neulich ein Brief in die Hände gefallen, ein Brief . . .

Da stand nämlich dick und fett als Kopf gedruckt:

Franz Fernand Geis-Stengel,
Schriftsteller
Enkel des Kgl. Preuß., Kgl. Württemberg. u. Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Hofkünstlers Prof. Carl Stengel.

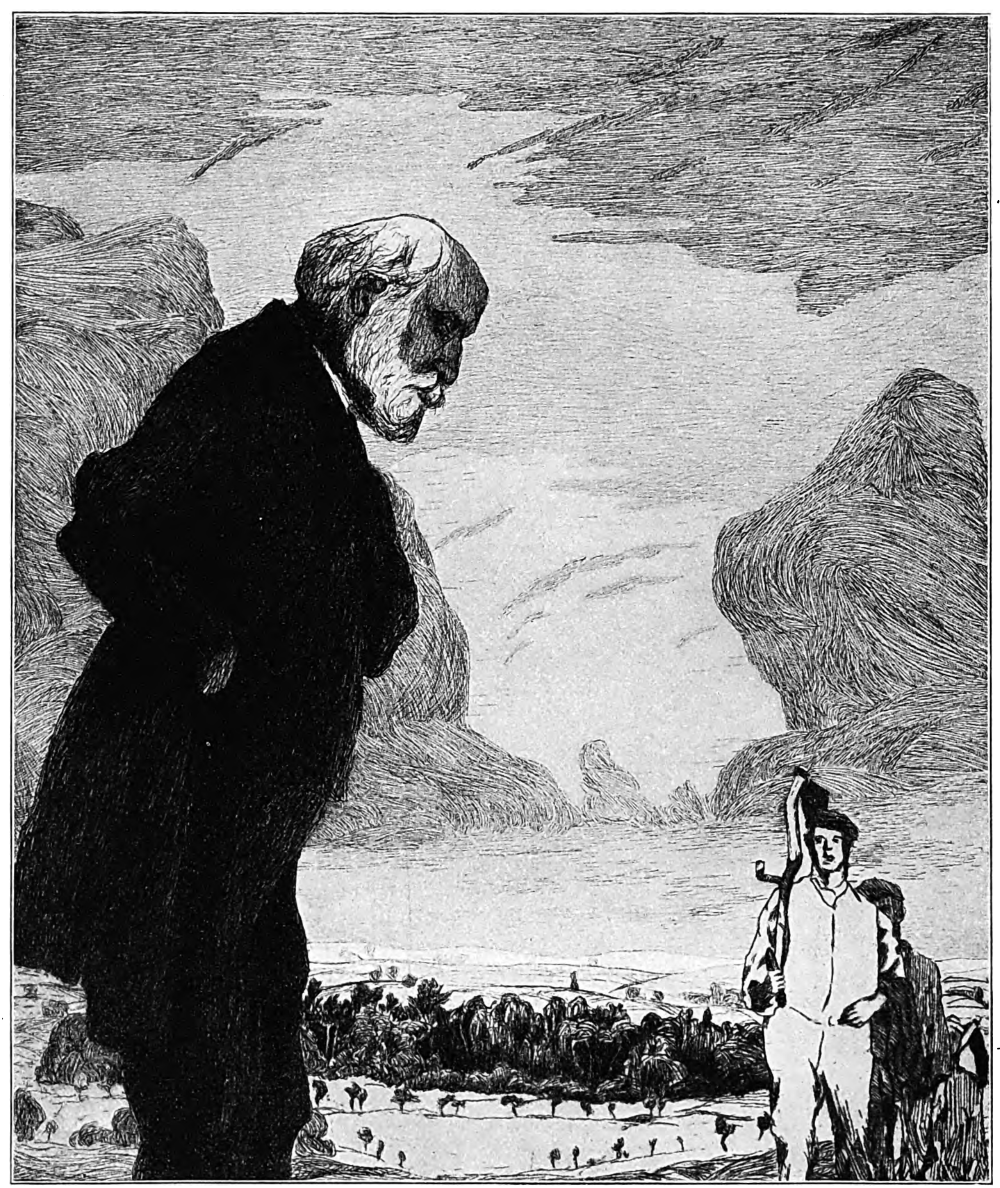
Lieblich umgeben von den Wappen der genannten Staaten. Es sah fast aus wie der Briefbogen eines Hoflieferanten. H. H. B.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Winter am Wasserhause

G. Schönleber

(Besitzer: Otto Deffner, Esslingen)



Abendlied — Kurt Kluge

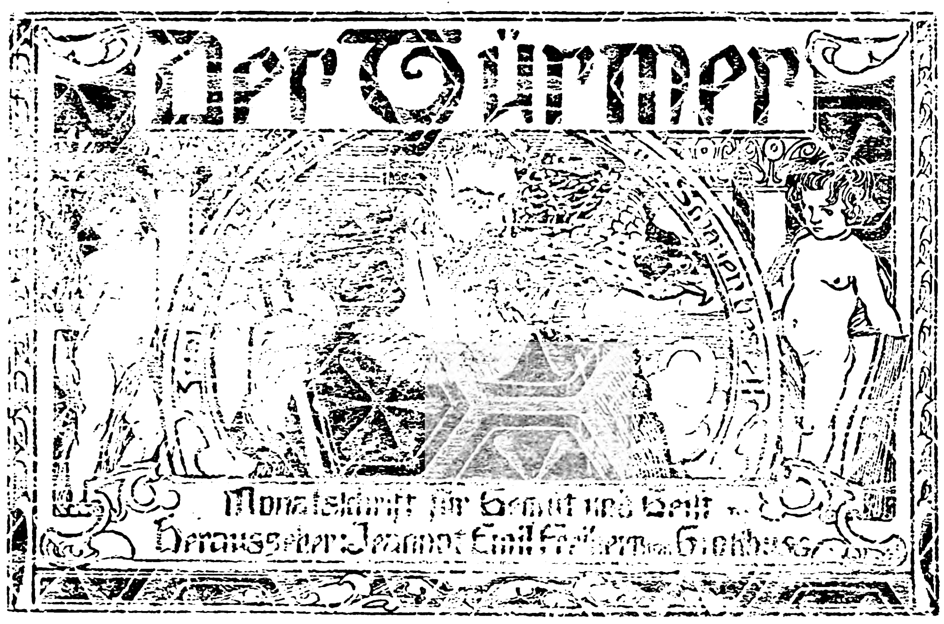


Der Ruhe zu  Kurt Kluge

Nordenskiöld



Graf Georg von Rosen



XV. Jahrg. Februar 1913 Heft 5

Ein offenes Wort zu unserer kolonialen Arbeit · Von F. Hutter

Durch das Marokko-Kongo-Abkommen haben wir ein beträchtliches Stück afrikanischen Landes unserer Kolonie Kamerun als neue Erwerbung angegliedert.

Man hat seitdem sehr viel darüber gelesen, daß nunmehr durch „intensive Inangriffnahme" seitens Deutschlands auch in diese von Frankreich zum großen Teil etwas abseits liegen gelassenen Gebiete die „Segnungen der Zivilisation und Kultur" gebracht werden sollen.

Sehen wir einmal von dem wirtschaftlichen Wert oder Unwert dieser Neuerwerbung, überhaupt unserer Kolonien, ganz ab und fragen uns einmal ehrlich und offen, warum wir uns überhaupt Kolonien beigelegt haben.

Die offizielle Antwort darauf ist: Wir wollen in ihnen neue Absatz- und Unternehmergebiete für Industrie und Handel schaffen; wir wollen in ihnen Produktenländer zur Befriedigung der steigenden heimatlichen Bedürfnisse des Lebens nicht minder wie zur Beschaffung von Rohmaterialien für die verschiedensten Zweige der Industrie und des Gewerbe unter gleichzeitiger Unabhängigmachung von anderen Ländern gewinnen und die zu diesen Aufgaben hinausgegangenen Landeskinder nicht zu fremd gewordenen Konkurrenten der eigenen Heimat wer-

Nordenskiöld

Graf Georg von Rosen





XV. Jahrg. Februar 1913 Heft 5

Ein offenes Wort zu unserer kolonialen Arbeit · Von F. Hutter

Durch das Marokko-Kongo-Abkommen haben wir ein beträchtliches Stück afrikanischen Landes unserer Kolonie Kamerun als neue Erwerbung angegliedert.

Man hat seitdem sehr viel darüber gelesen, daß nunmehr durch „intensive Inangriffnahme" seitens Deutschlands auch in diese von Frankreich zum großen Teil etwas abseits liegen gelassenen Gebiete die „Segnungen der Zivilisation und Kultur" gebracht werden sollen.

Sehen wir einmal von dem wirtschaftlichen Wert oder Unwert dieser Neuerwerbung, überhaupt unserer Kolonien, ganz ab und fragen uns einmal ehrlich und offen, warum wir uns überhaupt Kolonien beigelegt haben.

Die offene Antwort darauf ist: Wir wollen in ihnen neue Absatz- und Umsatzgebiete für Industrie und Handel schaffen; wir wollen in ihnen Produktenländer zur Befriedigung der steigenden heimatlichen Bedürfnisse des Lebens nicht minder wie zur Beschaffung von Rohmaterialien für die verschiedensten Zweige der Industrie und der Gewerbe unter gleichzeitiger Unabhängigmachung von anderen Ländern gewinnen und die zu diesen Aufgaben hinausgegangenen Landeskinder nicht zu fremd gewordenen Konkurrenten der eigenen Heimat wer-

den lassen; wir wollen endlich einem Bevölkerungsüberschuß, einer Übervölkerung, die nur dann als nationale Kräftigung bezeichnet werden darf, wenn ihr gesunde Entwicklungsmöglichkeit geboten werden kann, eben diese in der Heimat sehr erschwerte Entwicklungsmöglichkeit in Neuland geben, ohne daß dieser Menschenabfluß aufhört, dem Vaterlande zu gehören.

Wirtschaftliche und soziale Beweggründe sind es demnach, die uns unsere Flagge über überseeischen Gebieten entfalten ließen. Also Vorteile, die wir für uns zu gewinnen hofften.

Nichts anderes!

Seien wir doch ehrlich gegen uns selbst und lassen die schöne Lüge fallen, wir gingen nach Afrika, um den Neger zu beglücken. „Zivilisatorische Mission", „kulturelle Mission", und wie die Phrasenschlagworte alle heißen — sie sind nichts als ein Mäntelchen, um die einfache brutale Anwendung des brutalen Naturgesetzes vom Rechte des Stärkeren, in Verbindung mit der des weitern ehernen Naturgesetzes vom gesunden volklichen Selbsterhaltungstrieb. „Der eine hat's, der andre braucht's; um dessentwillen führt man Krieg." Um dessentwillen verschafft man sich auch Kolonien. Was wir „kulturelle Aufgabe" nennen, hat einst der Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgesichter tötet den roten Mann." Und in der Tat ist die Berührung eines auf niedrigerer Kulturstufe stehenden Volkes mit einem auf höherer Stufe sich befindenden gesunden Völkerzweige für das erste nichts anderes als sein Untergang; nicht selten geradezu ein physischer, immer aber ein ethnischer Untergang, d. h. eine Umwandlung all seiner bisherigen Lebensbedingungen und -verhältnisse.

Auch unsere Bemühungen um die „kulturelle Hebung der Eingebornen" sind lediglich Mittel zum Zweck; ihr höherer Kulturstand kommt auch uns wieder zugute.

Die tatsächlich rein ideal gedachten Bestrebungen der Missionen sind von dieser Demaskierung nicht betroffen. Allerdings ist es ganz unvermeidlich, daß auch sie, sobald ihr Wirkungsreich in einem europäischen Schutzgebiet liegt, zu einem kolonialen Faktor werden.

Wir brauchen uns dieser nackten Tatsachen nicht zu schämen; wir treiben einfach Realpolitik. Aber wir sollen wahr und ehrlich Farbe bekennen und sollen und dürfen nie vergessen, daß wir von Anfang an vom idealen Rechtsstandpunkte aus nichts anderes sind als ihren Vorteil suchende Eindringlinge.

Damit erhalten auch — das sei vorweggenommen — die sogenannten „Aufstände der Rebellen" eine wesentlich andere Beleuchtung. Was wir draußen so nennen, hat man, bei uns und von uns angewendet, einmal Befreiungskriege geheißen. (Wir tun überhaupt gut, in recht vielen Punkten immer bei uns zuerst Umschau zu halten, bevor wir uns über die „Wilden" allzusehr sittlich entrüsten!) Daß wir diese Unabhängigkeitsbestrebungen — das ist wohl die richtigere und gerechtere Bezeichnung — nicht dulden dürfen, ist klar, ist die notwendige Folgerung einer rücksichtslosen, aber notwendigen und gesunden Kolonialpolitik. Aber eben hinsichtlich der Entstehung dieser Unruhen und auch bei deren Unterdrückung dürfen wir ihre gerechte Ursache nicht vergessen und verkennen.

Vor allem aber dürfen wir das in jeder Kolonisierung liegende innere Unrecht nie vergessen bei der Behandlung der Menschen, denen wir mit der Inbesitznahme ihres Landes ihre Herrenrechte nehmen.

Auch das kommt nur wieder uns selbst zugute. Die ganze wirtschaftliche Ausnutzung einer Kolonie steht und fällt mit dem Eingebornen, mit dem Menschen. Ohne d esen nützt alles Land, alle Bodenschätze, aller Reichtum der Kolonie nichts. Nun kann man aber keinen Menschen, weder schwarz noch weiß, für sich gewinnen, ihn gebrauchen und ausnützen, wenn man ihn nicht richtig zu behandeln versteht. Und so ist die richtige Behandlung des Eingebornen, des Negers — ich habe in diesen meinen Betrachtungen in erster Linie unsere afrikanischen Besitzungen im Auge —, die Eingebornenpol.tik, wie man das nennt, der wichtigste Faktor im ganzen kolonialen Betriebe.

Auf subjektiver und objektiver Menschenkenntnis beruht die Möglichkeit, die Fähigkeit richtiger Menschenbehandlung.

Die subjektive Menschenkenntnis ist die Selbsterkenntnis im weitesten Sinne. Ich werde darauf noch zu sprechen kommen.

Die objektive Menschenkenntnis ist die Kenntnis des zu behandelnden Menschen in ethnischer und ethischer Hinsicht. Im gegebenen Falle also Kenntnis des Charakters, der Eigenart des Negers, Kenntnis seines Kultur- und Sittenlebens (dieses Moment, nebenbei bemerkt, ist die so sehr wichtige praktische Seite der Wissenschaft der Völkerkunde); kurz: afrikanische Menschen- und Völkerkenntnis, oder wie die allerkürzeste und treffendste Formel lautet: „to think black".

Grundfalsch wird aber der Neger zumeist bei uns zu Hause beurteilt und infolgedessen naturgemäß auch, zum mindesten zu Anfang, von den in die Kolonien Hinausgehenden. Sowohl was seinen Körper anlangt als auch die kulturelle, ethische und intellektuelle Stufe, die er einnimmt.

Nicht wahr, der Neger ist recht häßlich? Diese Frage wird wohl an jeden Afrikareisenden ziemlich oft gestellt. Und ich erwiderte und erwidere darauf stets: Nicht mehr wie wir. Es gibt unter den afrikanischen Negern und Negerstämmen sehr viele häßliche Individuen, eine Reihe von der Natur körperlich sehr stiefmütterlich ausgestatteter Völkerschaften. Es gibt aber auch eine Reihe prächtiger Gestalten, tadellos gebauter Stämme. W i e b e i u n s z u H a u s e e b e n a u c h. Nur bewahrt zu Hause nicht selten die verhüllende, nachhelfende Kleidung vor überraschenden Enttäuschungen.

Gleiche Fehler wie bei der körperlichen Beurteilung des Negers werden begangen bei der seiner geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten. Wir vergessen zu gern und zu oft, daß alle unsere kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften das Verdienst e i n z e l n e r über die große M a s s e emporragender Geister waren und sind. Auch bei der schwarzen Rasse ragten und ragen potenzierte Persönlichkeiten hoch über die M e n g e hinaus. Wir vergessen unsern jahrtausendelangen kulturellen Werdegang; wir vergessen, daß ein gütiges Geschick uns verhältnismäßig ruhig uns entwickeln ließ, während das Negervolk seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden das gejagte, gehetzte Wild des dunklen Kontinents ist, ge-

jagt und gehetzt von den Pharaonen an bis zum heutigen sklavenerbeutenden Araber und Inder.

Von einem moralischen Defekt allerdings ist der Neger tatsächlich nicht freizusprechen: von mangelnder Charakterfestigkeit, ja sogar, schroff ausgedrückt: von Charakterlosigkeit bis zu einem gewissen Grade. Die reiche Tropennatur war und ist das Verderben der Afrikaner. Der Sudan namentlich spielt in der Geschichte Afrikas die gleiche Rolle wie Italien in der europäischen. Wie dieses Sonnenland im Süden Europas magisch Goten und Germanen, Nordlandstamm auf Nordlandstamm über die Alpen zog, so lockte der reiche Sudan Stamm auf Stamm der Wüstenvölker in seine üppigen Gefilde. Und da wie dort zum Verderben. Da wie dort erlagen die nordischen Völker dem Klima, indem es ihnen Spannkraft und Energie nahm, sie verweichlichte und damit moralisch degenerierte. Doch auch in dieser Hinsicht vergessen wir nur zu gern und zu oft des Bibelwortes vom Splitter und Balken.

Die so vielfach mangelnde objektive Menschenkenntnis bei Beurteilung (und damit Behandlung) des Negers in ethischer Hinsicht hat ihren innersten Grund in der mangelnden subjektiven Menschenkenntnis; oder wie ich sie oben definiert habe: Selbsterkenntnis.

„Durch die ganze Völkerbeurteilung", sagt Ratzel in seiner Anthropogeographie, „geht die Grundtatsache des Gefühls individueller Überschätzung, zieht sich wie ein roter Faden die Übertreibung des Wertes der sog. Rassenunterschiede. Und doch trägt alles, was von allen Völkern aller Zeiten und allerorten gedacht, gefühlt, getan worden ist und wird, nur einen abgestuften Charakter. Nicht Klüfte, nur Gradunterschiede trennen die Teile der Menschheit." Und diese Gradunterschiede finden wir genau in derselben Höhe innerhalb der volklichen und individuellen Glieder ein und derselben Rasse wie zwischen zwei verschiedenen Rassen; ja die Kulturunterschiede in ein und derselben Rasse sind oft noch tiefer als die zwischen verschiedenen. Steht ein Buddha, ein Konfuzius, ein hochgebildeter Japaner nicht einer kaukasischen Geistesgröße weit näher als ein dummer, stupider Bauer, der der Abstammung nach „zum arischen Völkeradel" gehört? Ist etwa ein Goethe, ein Kant, ein Bismarck „repräsentativ" für das deutsche Volk? In sehr vielen Fällen, wo man von „Rassen"unterschied spricht, sollte man richtiger „Klassen"unterschied sagen. Blättern wir doch in unserer Geschichte, in unserer Kultur- und Sittengeschichte — freilich nicht in einer ad usum delphini zurechtfrisierten — gar nicht so sehr weit zurück: wir stoßen auf einen grauenerregenden Tiefstand. Wir lachen über den Aberglauben der Schwarzen, über ihre Fetische; wir brauchen gar nicht bis nach Afrika zu gehen und können das alles auch bei uns in der schönsten Blüte finden.

Diese vorurteilslose Erkenntnis tut sich aber nur dem auf, der frei von weißem Rassenhochmut sich in die schwarze Volksseele vertieft, der einsam auf sich und seine Gedanken angewiesen draußen in der Einsamkeit lebt. „Viel Zeit bedarf es dazu und viel Geduld und viel Abstreifens vieles kritiklos mit einem groß-

gewordenen kaukasischen Ballastes. In der Wildnis lernt man mit andern Zeit-, mit andern Raummaßen, mit andern menschlichen Bewertungsmaßstäben rechnen. Geist und Herz und Körper lenken in andere Bahnen ein" — so habe ich 1892 nach fast zweijährigem einsamen Stationsleben im Innern Nordkameruns in mein Tagebuch geschrieben.

Darum darf man über den Neger nicht den eben frisch nach Afrika importierten Offizier oder Beamten befragen. Auch nicht den Führer an der Spitze einer marschierenden militärischen Expedition. Das ist kein Vorwurf; das kann nicht anders sein; ihm wird sich nie das Innenleben des Negers offenbaren. Noch weniger den Vergnügungs- und Sportreisenden oder den Seemann, die vielfach nur eben den Saum des dunkeln Erdteils streifen, und, wenn auch ins Innere gelangend, nur flüchtig mit dem Eingebornen, und da überdies meist nur mit dem durch langen Verkehr mit dem Weißen verdorbenen Gesindel, in flüchtigste Berührung kommen. Und am allerwenigsten den Kaufmann und Händler, für den der Schwarze so oft nur ein in der schamlosesten Weise ausgepreßtes Ausbeutungsobjekt ist. Das Urteil eines Barth, Nachtigal, Livingstone, eines Emin, Wißmann, Zintgraff, Leutwein, P. Schynse u. a. lautet anders!

Die naheliegende Folge solcher Überschätzung des eigenen Volkes, solcher Unterschätzung der schwarzen Rasse ist ein hochmütiges Nichteingehen, insbesondere seitens des starren Nordgermanen, auf die Eigenart des Negers, ein gänzliches Nichtverstehen des schwarzen Menschen. Mit Notwendigkeit ergibt sich daraus die Unfähigkeit richtiger Behandlung. (Wir brauchen übrigens auch in dieser Hinsicht nicht bis nach Afrika unsere Blicke zu richten — schauen wir nur hinüber an unsere heimatliche West- und Ostgrenze, nach den Reichslanden und in die polnischen Landstriche!)

Und gerade der Neger, Islambekenner und Heide, ist mit nur etwas Menschen- und Völkerkenntnis, mit Vermeidung eines starren Schemas leicht zu behandeln — und damit zu beherrschen.

„Sitten, Gebräuche und soziale Einrichtungen müssen aufs strengste respektiert werden": das hat schon ein Wißmann immer wieder seinen Untergebenen eingeschärft. Der letzte äußere Anstoß zu der furchtbaren indischen Revolution 1857 war — die mit Schweineschmalz gefettete Patrone.

In dieses Kapitel gehört der Grundsatz, daß man den Eingebornen nur durch den Eingebornen beherrschen kann; daß wir nicht nach heimatlichem Muster zu viel regieren dürfen; die inneren Angelegenheiten eines Stammes gehen uns gar nichts an. Die aus der Geschichte des Volkes herausgewachsenen politischen Verhältnisse, Erfolge einstiger Kriege und diplomatischer Klugheit der Herrscher — also Machterbe, wie etwa analog bei uns die Reichslande, Schlesien, Polen u. a. — müssen unangetastet bleiben.

In dieses Kapitel gehört, daß man vorerst und wohl noch geraume Zeit noch nicht unsere modern europäischen Rechtsanschauungen und Staatsgesetzbuchbestimmungen anwenden darf, sondern auch in dieser Hinsicht mit landesüblichen Begriffen und Mitteln arbeiten muß.

In dieses Kapitel gehört auch, daß wir vorerst an der Institution der Sklaverei nicht rütteln sollen. Wohlverstanden: der Haussklaverei; denn diese ist vielfach milder und patriarchalischer als unser Dienstboten- und Arbeiterverhältnis. Man macht sich von der Sklaverei in Afrika zumeist eine ganz falsche, viel zu harte Vorstellung.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich mich kurz über die so häufig dem Neger zur Last gelegte „Faulheit" auslassen. Im positiven Sinn ist der Vorwurf nicht gerechtfertigt. Nur hat der Neger, unter weit günstigeren geographischen und klimatischen Bedingungen lebend, noch nicht — bis jetzt wenigstens gottlob noch nicht — die Ungenügsamkeit und die zahllosen Bedürfnisse von uns Hyperkulturmenschen; und damit auch nicht den Begriff von dem heute so unnatürlich in die Höhe geschraubten Werte der Zeit, wie ihn unsere hastende, jagende Gegenwart geschaffen hat. Dazu kommen noch zwei weitere Moment: ein soziales und ein geographisches. Das soziale: der Zustand einer gewissen Rechtlosigkeit, in dem der Neger zurzeit noch lebt. Das näher zu erläutern, würde mich zu weit führen; ich erinnere nur an ein Analogon bei uns, das gar nicht so sehr weit zurückliegt. Ungeheure Flächen Ödland gab es in Deutschland im 18. und noch Anfang des 19. Jahrhunderts in der Zeit des absolutistischen Regimes. Der Bauer hungeret lieber und pflanzte nicht mehr, als er unbedingt zum Fristen seines Lebens brauchte; das Mehr fraß ihm ja doch und zerstörte das Wild oder holte der Grundherr als Steuer und Pacht. Das geographische Moment: die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Aufbewahrung und Konservierung größerer Vorräte an Lebensmitteln usw. in den Tropen infolge der klimatischen und tierischen zerstörenden Einwirkungen (Feuchtigkeit, Termiten, Ameisen usw.). Also von dem, was wir heutzutage Arbeit nennen, hat der Neger allerdings keine Vorstellung. Aber arbeiten muß auch er, muß sich im Schweiße seines Angesichts sein Brot verdienen, soweit er nicht zu den schwarzen „obern Zehntausend" gehört. Positiv faul wird keiner ihn nennen, der den Waldlandneger einmal im Urwald in angestrengter Tätigkeit die Bauplätze seiner Dörfer, seine ausgedehnten Farmen hat roden sehen, der den Savannenbewohner bei seiner emsigen Bauern- und Gewerbetätigkeit beobachtet hat.

Weiter. In das Kapitel richtiger Behandlung gehört endlich noch etwas herein, das immer noch viel zu wenig gewürdigt wird: die Macht der Persönlichkeit in Afrika. Und aufs engste hängt damit zusammen die Notwendigkeit der Stetigkeit in der Besetzung der verschiedenen Stellen, vom Gouverneur bis herunter zum Unteroffizierspoſten. In unseren nivellierenden Verhältnissen zu Hause schadet Wechsel, schadet auch ein gelegentlicher Mißgriff in der Wahl der Personen nicht so sehr viel — anders in Afrika. Wer es nicht selbst gesehen und erfahren hat, kann schlechterdings sich keinen Begriff machen von der Macht der Persönlichkeit draußen. Da fällt der Name eines Mannes, der von Mund zu Mund der Eingebornen geht und mit Furcht und Zutrauen zugleich ausgesprochen wird, tausendmal schwerer in die Wagschale als Titel und Rang, wiegt Geld und Bajonette auf.

Andrerseits kann eine ungeeignete Persönlichkeit die unheilvollsten Dinge mit ungleich größerer Tragweite als zu Hause anstellen.

Wie nicht leicht anderswo gilt in Afrika bei der Auswahl des weißen Menschenmaterials der Grundsatz: Das Beste ist gerade gut genug. Wenigstens sollte er gelten. Aber wir sind leider noch weit davon entfernt.

Der ideal ja ungerechte, aber real gesunde ursprüngliche volkliche Selbsterhaltungsgedanke — wie eingangs entwickelt, eine der Haupttriebfedern bei der Erwerbung von Kolonien — hat sich mit der sich immer steigernden Jagd nach Erwerb zu nackter Gewinnsucht ausgebaut. Die gleichfalls bereits erörterte Überhebung, mit der wir meinen, der Neger müsse es schon als ganz besonderes Glück ansehen, mit einem Vertreter der weißen Rasse in Berührung zu kommen, mit all ihren Folgeerscheinungen, die schroffe, barsche Art des Auftretens, insbesondere dem nordischen Herrenmenschen eigen, die dem Negercharakter, wie ja auch dem des Orientalen stracks zuwiderläuft: all das kommt noch hinzu.

Für die überwiegende Masse der merkantilen und wirtschafttreibenden Elemente draußen ist eine Kolonie, sind die Eingebornen beinahe nur Ausbeutungsobjekte. Und wie nicht wenige dieser „Kultur"träger und „Kultur"-bringer „arbeiten", muß man gesehen haben! Von der schamlosesten Übervorteilung des angeworbenen Arbeiters bis zur rüdesten Übertölpelung seitens des Händlers und zur Pressung von Trägern mit den verwerflichsten Mitteln. Greift dann einmal ein aufs äußerste gereizter Stamm zur Selbsthilfe und schlägt so einen „Kulturbringer" tot, dann bleibt der Regierung im Interesse des Gebotes der weißen Solidarität leider nichts übrig als eine Bestrafung der Täter — der Schuldige aber ist das weiße Element. Der „sanfte Zwang zur Arbeit", der auf den Neger ausgeübt werden soll als Entgelt für all das Schöne und Herrliche der Zivilisation, mit der wir ihn so großmütig bedenken — man sehe nur einmal zu, wie das in praxi sich gestaltet. Der Wissende ist sich längst klar darüber, wo der letzte Anstoß zu dem Südwestafrikanischen Kriege, zu gar mancher von „Unruhen" in unsern Schutzgebieten zu suchen ist.

Ich bin weit davon entfernt, einer Verbrüderung, einer Gleichstellung des Negers mit dem Weißen das Wort zu reden. Ich anerkenne vollkommen die Tatsache, daß wir durch glückliche Umstände, unsere geographische Lage und jahrtausendelange Entwicklung in ihr kulturell derzeit höher stehen als der Neger. Ich bin u. a. durchaus der Anschauung, daß ein gelegentlicher Peitschenhieb in Afrika nicht so viel Staub in unserem humanitätsduseligen Europa aufzuwirbeln braucht, als es leider gewöhnlich der Fall ist.

Aber nachdem uns einmal der weltgeschichtliche Entwicklungsgang sowohl als der volkliche Kampf ums Dasein zu dem idealen Unrecht geführt haben, störend in die Bahnen ferner Völkerschaften einzugreifen, können wir vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte nur dann bestehen, wenn wir den Konflikt, den wir damit in jene Völker hineingetragen, nicht unnötig verschärfen; im Gegenteil die Härten des Vollzuges dieser ehernen Entwicklungsgesetze nach Kräften mildern.



Am Kreuzwege

Von Thomas Wilhelm Reimer

Wohin, ach, wohin
Soll ich wenden
Den fluchtwunden Fuß?
Wonach soll stehen
Mein Sinn?
Mein Lauf,
Wo wird er enden?

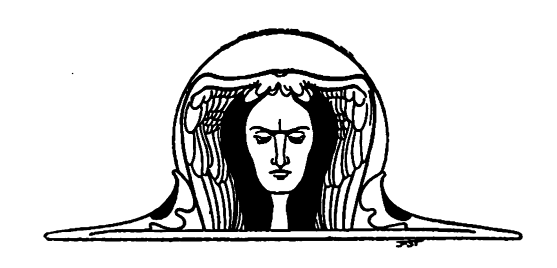
Ach, nur ein Gott
Wüßte hier Rat und des Weges Ausgang,
Den in unserer Hand das Licht
Nur eine Spanne weit
Mühsam erleuchtet.

Hier oder dort!
Du mußt entscheiden!
Vorwärts oder zurück.
Eines von beiden.
Führt es zu Leiden
Oder zu Glück?

Aber der Leiden hast du
Ach, schon so viele erprobt,
Mein Herz. Wer zählt ihre Kette,
Wer schöpft sie mit ruhlosen Eimern aus,
Welch Senkblei mißt ihre Tiefe?

Ich habe genossen
Und verschuldet,
Tränen vergossen
Und geduldet.
Geschworen
Und vergessen,
Besessen
Und wieder verloren.
Weder Fall noch Tod
Ist uns erspart,
Vor Lust und Not
Hat keiner sich bewahrt.

Es locken Rosen
Übern schwankenden Steg,
Aber zum Bodenlosen
Führt der Weg.
Wir tasten zagend durch Finsternisse
Ans Tageshelle,
Über Strom und Welle
Ins Ungewisse.





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

London, 1. August.

Die mächtige, unheimliche Stadt vernichtet mich. Unendliche Straßen! Eintönige Häuser — so eintönig, daß man klingeln, eintreten kann, ohne zu bemerken, daß man in einem fremden Hause ist.

Auf der Straße ist der Verkehr noch lebhafter, als in Paris; überall sieht man Männer, Frauen, Kinder auf Rädern.

Die Sprache ist kehlig, zischend; ich verstehe sie nicht. Alles ist neu und fremd.

Ich lebe in einem Vorort, in einem der unzähligen kleinen, roten, gemütlichen Häuser. Mein Bekannter aus dem russischen Lesesaal hat mich an seinen Freund, einen Sortierer aus einer Typographie, gewiesen. Dieser dienstbereite und freundliche Jüngling half mir, mich einzurichten, und will mir London zeigen.

Sonnabend, 3. August. Nach den französischen Familien, in denen höchstens zwei, drei Kinder sind, wirkt der Kinderreichtum der englischen doppelt auffallend. Besonders bemerkenswert ist die Überzahl der Frauen. Überall trifft man fünf, sechs Töchter, ein, zwei Söhne — oder gar keinen. Und da alle englischen Frauen Rad fahren, sieht man mehr Radlerinnen als Radler.

Unglückliche Miß! Sie haben zu wenig Männer, und es entsteht gewaltsam das dritte Geschlecht. — — —

Montag, 5. August. Ich sehe mir London an. Ich war in Westminster, in der Nationalgalerie.

Die großen Entfernungen und die Schwierigkeit der Orientierung machen mich sehr müde. Man muß, um hier verstanden zu werden, nicht nur die Sprache völlig beherrschen, sondern auch die spezifische Londoner Aussprache.

Ein Erraten — das der Russe dem Ausländer gegenüber anwendet — gibt es hier nicht. Sie sind hier sehr schwerfällig.

Das bringt mich zur Verzweiflung; man sucht, sucht ein Wort, und niemand kommt einem zu Hilfe.

In diesen Tagen hatte ich auf der Post zu tun. Ich bat den Beamten, die Postanweisung selbst auszufüllen, um keinen Fehler zu machen. Obgleich er mich verstand, wollte er mir in keiner Weise entgegenkommen, sondern schüttelte hartnäckig den Kopf und sagte: „No—o“.

Das brachte mich aus der Fassung; ich fuhr ihn energisch an.

Ein Russe, Franzose hätte in derselben Weise reagiert, dieser zuckte nicht mit der Wimper. Ich wurde böse, bestand darauf; schließlich fügte er sich.

Meine Mißverständnisse wären unzählig, wenn es in London nicht Schutzleute gäbe.

Diese sind vorzüglich. In bescheidener blauer Uniform mit blauer Mütze findet man sie überall; und überall erfüllen sie ihren Posten. Sie helfen den Alten, Schwachen, zeigen ihnen den Weg, begleiten sie bis zum Omnibus und setzen sie hinein. Wir Bewohner des Kontinents sind daran gewöhnt, daß Schutzleute dazu da sind, um einen nicht durchzulassen oder sonstwie zu behindern. Die englischen Schutzleute muten uns wie Wesen höherer Ordnung an.

Ich traute meinen Augen kaum, als ich mich bei einem dieser hochgewachsenen sympathischen Gentlemans erkundigte und er alle meine Fragen sofort schriftlich beantwortete. Er betrug sich dabei, wie ein Herr aus der guten Gesellschaft.

Ich fange an zu glauben, daß sich der Charakter einer Nation vor allem in den Hütern der öffentlichen Ordnung äußert.

In Berlin, wo alles an den Erinnerungen von 1870 zehrt, wo das „Kriegerische“ an der Tagesordnung ist, wo das Denkmal Wilhelms I. mit den reißenden Löwen so stolz emporragt, machen die Schutzleute in ihren Kriegshelmen einen durchaus kriegerischen Eindruck. Der französische Schutzmann ist einfach und schön gekleidet; um die Schulter hängt ihm ein Mantel; er macht den Eindruck eines eleganten, leichtbeschwingten Schmetterlings, der jeden Augenblick bereit wäre, mit einer Dame ins nächste Café zu eilen.

Vom russischen Schutzmann läßt sich kaum reden; er ist ungewandt, dumm und grob.

Und jeden Tag, ermüdet von den vielen Gängen durch die Stadt, schlafe ich ein im Gedanken an die Dienstbeflissenheit dieser Gentlemans. Befriedigt dachte ich, daß es deren in London ganze 15 000 gibt. Unter solch einem Schutz läßt es sich ruhig und furchtlos schlafen.

D o n n e r s t a g, 8. A u g u s t. Wenn man eine englische Zeitung liest, fühlt man den Pulsschlag eines mächtigen Lebens, des Lebens der Welt! Von ihrer kleinen Insel aus beobachten die Engländer alles, was in der Welt vor sich geht. Aus allen Enden der Welt bekommen sie Nachrichten. Die Namen der Länder, die wir vor Jahren in unseren Schulbüchern gelesen haben, werden hier lebendig; sie alle müssen über sich nach England berichten. Darum sind die englischen Zeitungen ausgezeichnet. Die französischen kommen ihnen nicht nahe. Wie bin ich ihrer überdrüssig geworden! Die Franzosen benutzen ihre Zeitung ausschließlich als Parteiwaffe. Mit Ausnahme der ersten Seite ist die ganze übrige Zeitung voller unbedeutender Nachrichten, Anekdoten, Selbstmorde, Unglücksfälle; dann folgt der unvermeidliche Feuilletonroman, schließlich der letzte Teil bringt nur Annoncen. Das ist alles. Eine Provinzialkorrespondenz existiert nicht — ebenfalls keine ausländische, keine koloniale.

Um so mehr breiten sich die Parteien in ihrem Gezänke aus. Man muß in der Parteipolitik gut bewandert sein, um sich durch dieses Gewirr von Ansichten

hindurchzufinden. Herr Soundso schlägt sich mit einem andern Herrn. Wer von ihnen hat recht? Die am besten unterrichteten Zeitungen „Temps“ und „Journal des Débats“ sind konservativ und teuer. Sie kosten fünfzehn Centimes, während in England eine jede Zeitung für zwei Kopeken käuflich ist, wobei alle gleich gut unterrichtet sind.

Die ununterbrochenen Streitigkeiten müssen auf den Leser demoralisierend wirken: er wird systematisch dazu erzogen, seine Aufmerksamkeit kleinlichen Plänkeleien zu schenken. Damit wird ihm ein größerer Horizont völlig genommen. Aus dem Grunde sind die Franzosen wohl auch so ausschließlich mit sich beschäftigt, unterstützen sie doch die Zeitungen darin nach Kräften.

12. August. Wir fahren inzwischen in der Besichtigung Londons fort. Heute ist Sonnabend. Um zwölf Uhr ist die Arbeit beendet. Das Geschäftsleben steht still. Morgen gehen die Engländer alle zur Kirche; am Nachmittag werden Spazierfahrten unternommen. Ich habe mir ein gebrauchtes Rad gekauft, bei den großen Entfernungen ist es nicht anders möglich, auszukommen.

Die Engländerinnen fahren in Röcken, während die Französinnen meist Pumphosen tragen. Ich habe mir die hiesige Art zu fahren rasch angewöhnt, vor allem die gerade Haltung.

Ich finde in meinem Charakter Züge, die denjenigen der Engländerinnen gleichkommen. Auch mein Äußeres, obgleich ich Russin bin, hat nichts Slawisches. Die für die Slawinnen charakteristische hohe Brust und die gewölbten Hüften fehlen mir — ich bin sehr normal gebaut.

Die Einrichtung der englischen Häuser findet mein großes Gefallen, ihr Komfort, die Fähigkeit, sich gemütlich einzurichten. In ihren Zimmern findet man nicht die französische Buntheit, sie sind nicht voll von Möbeln, wie in Paris, wo man sich nicht umdrehen kann, ohne daß irgend ein Bibelot herunterfällt. Sie sind hell, groß, mit einer vornehmen Eleganz der Einrichtung. Die Kamine sind größer und gemütlicher als in Frankreich. Um diese Jahreszeit werden sie nicht geheizt, aber schon nach ihrem Äußeren zu urteilen kann man sich vorstellen, wie angenehm sie an kalten Winterabenden sein müssen, wenn sich die Familie am Feuer einfindet.

Der englische Kamin erfüllt dieselbe poetische Aufgabe, wie bei uns zu Hause der Samowar. Nicht umsonst ist er von den Dichtern viel besungen worden.

Es wird vielfach behauptet, der Engländer sei für Poesie, Kunst völlig unzugänglich. Welch ein Vorurteil! Sie ver ügen über eine eigentümliche Kunstauffassung; sie spricht sich in der ausgesucht schönen Wohnungsausstattung deutlich aus.

Ihr praktischer Sinn hat diese Kunst der Lebenshaltung volkstümlich gemacht, sie aufs Volk übertragen. Es ist charakteristisch, daß die großen Schönheitsapostel William Morris und John Ruskin, die die Kunst dem Volke zugänglich machen wollten, Engländer waren.

Die eleganten französischen stilvollen Salons schätze ich nicht hoch ein — sie sind dem Volke unzugänglich. Hier lebt der Arbeiter in einem reinen Hause, das so zweckmäßig und gut gebaut ist, daß selbst ein russischer intelligenter Mann beim Anblick desselben neidisch werden könnte.

Wie schön sind die englischen Gärten! Sie sind das Schönste von London. Bei uns in Rußland wirkt die Natur in den Städten wie eine zerlegte Torte; sie ist zerschnitten, gleichmäßig, ordentlich — und in einzelne Stücke geteilt. Es ist daher verständlich, daß man überall die Aufschrift trifft: Das Beschreiten des Grases, Verletzen der Bäume, Pflücken von Blumen ist strengstens untersagt. Hunde sind an der Leine zu führen.

Hier gehen alle umher, als wären sie zu Hause. Sie lagern sich überall, lesen, schlafen. Anfangs glaubte ich immer, daß die bekannte Figur des Schutzmanns auftauchen würde, um eindringlich zu befehlen: Das Betreten des Grases ist verboten. — —

Montag, 12. August. Ich bin unsäglich müde. Wie viele Tage sind vergangen, seitdem ich hier bin? Wenn ich doch einen Brief von ihm hätte! —

Aber was soll ich ihm schreiben? Natürlich als Patientin dem Arzte, — obgleich ich mich gesund fühle ... es geht nicht anders; so schreibe ich ihm denn:

„Herr Doktor! Ich bin am Ende meiner Kraft — ich kann nicht mehr ... Ich weiß, daß ich mich nicht an Sie wenden sollte — aber mein Leid beherrscht mich völlig; Stolz, Ehrgeiz sind mir fremde Begriffe — ich kenne nichts anderes als allein den entsetzlichen Zustand schwersten Leidens — die einzige Erlösung würde mir der Tod gewähren. Fürchte ich mich vor ihm, vor jenem ungekannten Jenseits? Wie ist die Kraft zum Leben zu finden, wie der Todestag zu ertragen? Niemand hat diese Frage Nietzsches beantworten können ..., wer sollte mir eine Antwort geben?“

15. August, Donnerstag. Ich bedauere es nicht, ihm geschrieben zu haben! Ich führe jetzt ein tätiges Leben. Meine Fortschritte im Englischen sind freilich nur klein. Mit meinem Bekannten spreche ich russisch; die übrige Zeit sehe ich mir London an; so fehlt es mir an Übung im Englischen.

16. August, Freitag. Heute morgen erblickte ich auf dem Kaffeetisch ein Kuvert mit der schönen Handschrift. Was für ein Glück, es in Händen zu halten — welch ein Leiden, den Brief zu lesen!

„Verehrtes Fräulein,“ las ich, „Sie sind seelisch viel zu kompliziert, Sie sind viel zu sehr Verstandesmensch, Sie grübeln zu viel und lassen sich von Ihren Ideen zu sehr bestimmen! Denken Sie an die Worte der Schrift: ‚Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr‘ ... Sie können ja eine Ihnen entsprechende Anwendung machen — eine, die Ihnen als die richtige erscheint. Ich meinerseits will Ihnen meine Auslegung mitteilen: Der da sucht, der findet nicht, der da denkt, denkt sich in einen Abgrund hinein, der da wissen will, wird nichts wissen; der Mensch ist bestimmt durch die Begrenztheit seines Gehirnes, er sucht sich zu steigern, groß zu werden, mit Hilfe der Wissenschaft das Unendliche zu erreichen — und was gelingt ihm ...? Nur noch härter fühlt er die Grenze, die seiner Sehnsucht gesetzt ist: je mehr er weiß — desto mehr erkennt er, daß er nichts weiß ... und er leidet; je mehr er leidet — desto mehr verachtet er das Leben, das er leben muß; je mehr er verachtet — desto mehr wächst die Sehnsucht nach dem Tode. Das ist, mein Fräulein, Ihr Leiden! Sie werden aus dem Kreislauf von Leben und Tod nie herauskommen. Begnügen Sie sich mit der Vorstellung:

ich bin nichts, selbst wenn die Vorstellung in mir lebt, ich sei etwas. Denn — Sie können nicht weniger sein, als Sie sind — aber auch nicht mehr.

Sie sind eine Form, eine Gestaltung unter den zahllosen Formen im Weltall. Das, was alle Atome gemein haben, was sie verbindet — das ist das Leben. Der Mensch selbst als einzelner ist ein Zufall. Begnügen Sie sich damit, ‚Zufall‘ zu sein; Ihre Leiden, Ihre düstere Weltanschauung werden damit hinfällig.

Ich eile zum Schluß. Nur noch ein Gedanke: Verantwortlich sind Sie für nichts, weder für die Gedanken, die Sie quälen, noch für Ihren Wunsch des Selbstmordes — denn Sie handeln nach einem Muß Ihrer Person in jedem Fall, ob Sie diesen Wunsch in Tat umsetzen oder nicht. Wenn Sie sich opfern müssen so werden Sie sich opfern. Sie werden es tun, wenn Sie es müssen; wenn Sie leben müssen — werden Sie leben. Das einzige Mittel, das ich Ihnen anempfehlen könnte, um Ihre Energie und Aktivität zu stählen — wäre zu arbeiten ohne Fragen in bezug auf Ihr Schicksal. Als Sie nach Frankreich kamen, waren Sie sich über Ihre Zukunft ganz ebenso unklar wie jetzt: daher tun Sie das, was die Gegenwart von Ihnen will, stellen Sie keine überflüssigen Fragen, nur dann beherrscht man sich wahrhaft, wenn man mit dem Verantwortlichkeitsgefühl aufräumt.

In der Hoffnung, mein Fräulein, daß Sie meinen aufrichtigen Wunsch, Sie möchten Ihr Gleichgewicht wieder erlangen, nicht als eine höfliche Schlußformel dieses Briefes empfinden, grüßt Sie Ihr sehr ergebener

Lencelet.“

Was für ein kalter, vernünftiger Brief! Und wie gut geschrieben. Über solch eine Sprache verfügt in Frankreich jeder gebildete Mensch — bei uns schreiben einen ähnlichen Stil nur die talentvollsten Schriftsteller.

Obgleich dieser ganze Brief eine trockene, gefühllose, abstrakte Abhandlung ist. ist mir jedes Wort teurer als alle Reichtümer der Welt.

— Wenn doch nur weniger Reflexionen wären, etwas mehr instinktive Regung der Seele. Ich wäre ja schon glücklich, wenn er nur Sympathie für mich empfinden würde ... aber auch diese fehlt. Warum hat er „Ihr sehr ergebener“ darunter gesetzt?

Ach, wenn er es wirklich wäre!

Sonntag, 18. August. Warum habe ich ihm geschrieben? Jetzt sind alle Mauern, die ich vor der Wirklichkeit aufbaute, zerstört. Alle die neuen Eindrücke, die neuen Orte ziehen meine Gedanken von ihm nicht ab. Die Einsamkeit hier im Lande, dessen Sprache ich nicht einmal beherrsche — ist schrecklich. Immer häufiger beginne ich an Frankreich zu denken. Was soll ich tun, was soll ich tun?!

Montag, 19. August. Der „Deutsche“ hat eine große Dummheit begangen. Er ist mir nach London nachgereist und verfolgt mich mit Eifersucht. Ich wurde böse und bat ihn, sich zu entfernen. Nein, nein — ich muß von hier wegreisen.

Das ist nun der Dank dafür, daß man nur für seine Bücher Augen gehabt hat und an den Männern vorbeigegangen ist. Während der Vorbereitung zum Examen beachtete ich seine Schwärmerei nicht — ich hielt sie nicht für ernst. Nun ist es so weit gekommen, daß er sich wie ein Verrückter gebärdet! Ich werde durch ihn viel Unannehmlichkeiten haben.

Ja, ich bin dieses Londons müde, müde aller dieser Torheiten. Ich werde in die Provinz reisen — ans Meer. Dort werde ich ausruhen! Dort bin ich Frankreich näher!

In der Nähe der Insel Wight liegt der Kurort Bournemouth — er soll schön sein. Dicht daneben befindet sich das Städtchen Southbourne on Sea, dort läßt es sich billig leben. Dahin will ich reisen.

Southbourne on Sea, 23. August. Vor den Fenstern meines kleinen Holz-Cottage liegt eine stille englische Landschaft. Auf der kleinen Wiese stehen vereinzelte Bäume; die Landstraße zieht sich wie ein weißes Band, umsäumt von Brombeersträuchern weit ins Land hinein; ringsherum sieht man hübsche Häuser in gepflegten Gärten. Das Meer ist eine Viertelstunde entfernt. Überall ist Ruhe — aber nicht jene tiefe Ruhe unserer russischen Provinz, es ist eher ein Ausruhen. Die Straße ist sehr belebt, man sieht beständig Automobile, Omnibusse, Radler ...

Ich lebe hier ruhig und eintönig, lerne Englisch, bade im Meer, helfe meiner Wirtin Missis Johnson bei ihrer Arbeit im Gemüsegarten.

Ich habe erfahren, daß in unserer Nachbarschaft ein Freund des „großen Schriftstellers" (gemeint ist Tolstoi. D. Übers.) lebt. Gewiß ist es ein bedeutender Mensch. Im Verkehr mit ihm läßt sich wohl Vieles vergessen und viel lernen.

26. August. Unsere russische Tracht liebe ich über alles. Im Sommer gibt es bei der Arbeit nichts Bequemeres als den Sarafan. Zur Freude der Engländer zog ich ihn an. Seitdem verfolgt mich der Ruf: very, very nice.

Wenn ich spät abends nach Hause gehe, wird mir häufig „good night" zugerufen.

Einen Augenblick machen diese Kehllaute die Stille laut und verklingen dann harmonisch. Eine dunkle Gestalt geht vorbei — es steigt ein so warmes Gefühl bei diesem Gruß in einem auf. Auf einen Augenblick verbindet man sich mit diesem Bruder und antwortet mit ganzer Seele: good night.

Mittwoch, 28. August. Heute lernte ich meine Petersburger Landsleute kennen.

Daß er ein Freund des großen Schriftstellers ist, schon das allein gibt seiner Person Weihe.

Wenn die Sonne aufs Wasser scheint, so blendet einen die Wasserfläche so stark, daß einem die Augen schmerzen.

Ich war voll gespannter Erwartung!

Er kam mir einfach und freundlich entgegen.

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen. Wo studieren Sie?"

„In Paris. Ich bin Juristin."

„Warum haben Sie gerade dieses Fach erwählt?"

„Ich will Advokatin werden."

„So. Dann werden Sie wohl den Männern schaden?"

Ich war erstaunt und verletzt.

„Nun, hör auf, siehst du, du hast das Fräulein traurig gemacht", sagte die Frau versöhnend. Sie war nicht mehr jung, aber von auffallender Schönheit.

Ich suchte ihm zu beweisen, daß es gar nicht in der Absicht der Juristinnen liegt, den Männern zu schaden; im Gegenteil, wir suchen ihnen entgegenzukommen. Wir wollen dem Volke in Rechtsstreitigkeiten beistehen — und dann wollen wir für das Recht der Frau eintreten, die Selbständigkeit ihrer Existenz soll gewahrt werden. Sie soll dieselben Bürgerrechte haben wie der Mann.

„Warum Rechte?"

„Wenn man das Recht überhaupt ablehnt, dann allerdings braucht sie es nicht. Doch wir leben nicht in einer Traumwelt; die Frau hat es bei ihrer juridischen Nichtgleichberechtigung mit dem Mann überaus schwer. Wir werden unter denselben Bedingungen geboren wie die Männer; wir wollen leben; welches sind unsere Waffen im Kampf für die Existenz? Ich habe in Petersburg die Frauenkurse absolviert — welche Rechte habe ich dadurch gewonnen — gar keine. Ich darf nicht einmal ein weibliches Gymnasium selbständig leiten, — es muß ein Direktor an der Spitze stehen, obgleich unsere Bildung die gleiche ist."

Er hörte schweigend zu — als wären meine Worte Luft für ihn, völlig sinnlos. Daher nahm das Gespräch eine andere Richtung — es betraf Paris, die Universität, die Studenten.

Vielleicht entdeck' ich bei näherer Bekanntschaft jenes „Eigentümliche", das Tolstois Seele zu ihm hinzieht.

31. August. Allmählich bin ich im Kreise meiner Landsleute bekannt geworden.

Sie leben hier alle zusammen wie eine Familie, in einem großen Hause am Ufer des Meeres. Der Garten, der Gemüsegarten, die herrliche Aussicht machen das alles sehr verlockend. Durchreisende werden überaus gastfrei aufgenommen. Man trifft hier die allerverschiedensten Menschen. Es reisen auch Schriftsteller, Gelehrte durch. Meistens bleiben sie dann lange.

Der Bruder der Hausfrau ist verabschiedeter Offizier, ein sehr sympathischer junger Mann. Er arbeitet fleißig im Garten und hat dabei eine Hilfe am Sohne eines sehr reichen Moskauer Kaufmannes. Er gibt sich als Tolstoianer aus. Ich schloß mich ihnen an und begann eifrig mitzuarbeiten. Physische Arbeit in frischer Luft bekommt mir ausgezeichnet. Sie entwickelt die Kraft, erweckt Energie und läßt eine gleichmäßig ruhige Stimmung in einem anhalten.

Des Morgens lerne ich Englisch, dann gehe ich arbeiten und kehre abends müde heim, um einen traumlosen Schlaf zu schlafen.

Montag, 2. September. Den gestrigen Tag werde ich nie vergessen. Wir fuhren auf eine Versammlung in Bournemouth. Er bot mir einen Platz im Wagen an und kutschierte selbst. Unterwegs begann er ein Gespräch über das Ziel des Lebens und fragte, ob ich ihn anhören wolle.

Obgleich ich niemandes Erfahrungen für meinen persönlichen Lebensplan brauche — so wollte ich seine Gedanken doch hören.

„Das Ziel des Lebens ist — dem Guten zu dienen. Ihre Aufgabe besteht in der größtmöglichen Erfüllung des Guten."

Jetzt endlich beginnt ein interessantes Gespräch, dachte ich und fragte erstaunt über diese kühne These:

„Was soll ich tun?"

„Das Gute."

Das war sehr unbestimmt.

„Aber worin soll es bestehen, können Sie es mir sagen? Sie können vielleicht leben, ohne sich den Kopf über ihre Existenzmittel zerbrechen zu müssen. Ich dagegen kann diese Frage in der Zukunft nicht umgehen. Nun habe ich Ihnen wohl schon gesagt: die pädagogische Tätigkeit zieht mich nicht an; es wäre daher unehrlich, mich diesem Berufe zu widmen. Auch die Medizin liegt mir fern. Wenn Sie mir daher einen Rat geben wollen, mir persönlich, so müssen Sie in Betracht ziehen, daß ich früh oder spät werde fragen müssen: wovon soll ich leben?"

„Leben Sie und verbreiten Sie möglichst viel Gutes um sich."

„Ja, beantworten Sie erst meine Frage!" sagte ich unwillig.

Er zuckte die Schultern.

„Werden Sie Gouvernante!"

„Ach, lieber verlöre ich meine Zunge!" fiel mir der verzweifelte Ruf des Helden im Gogolschen „Porträt" ein. Und ich sagte es laut.

Mit einem Male war alle Weihe von diesem Menschen geschwunden. Er erschien mir, wie er wirklich war — ein reicher Aristokrat, den die Frauenfrage nie gekümmert hatte.

Das Blut stieg mir in die Wangen, ich fühlte mich verletzt. Nicht der törichte Rat kränkte mich, nein, sondern der Gedanke bedrückte mich, daß meine Erwartungen so vollkommen getäuscht waren.

Es war dunkel; er konnte nicht sehen, was für ein bitteres Lächeln mein Gesicht entstellte.

Wie oft habe ich solche Reden von Männern gehört! Aber diese überbot alle an Selbstbewußtsein, Selbstzufriedenheit — Oberflächlichkeit.

Ich entgegnete ihm nichts. Er jedoch schien sehr befriedigt zu sein, daß er mir diese „Wahrheit" gesagt hatte.

Mittwoch, 4. September. Als ich heute in den Gemüsegarten trat, war mein „Arbeitgeber" verschwunden. Als ich ihn schließlich auf dem Hinterhof traf, fand ich ihn damit beschäftigt, Mist auf eine Karre zu legen.

„Ist heute Feiertag für mich?" fragte ich erstaunt.

„Nein, sehen Sie, ich muß die Beete für den Kohl graben. Da muß Mist hineingelegt werden. Das mache ich am besten selbst."

„Ja, lassen Sie mich doch den Mist hineinschaufeln!"

Bis jetzt hatte ich alle Arbeiten verrichtet, aber daß eine Studentin der Pariser Universität Mist schaufelte, schien ihm doch zu unpassend.

Er stand unentschlossen da.

Ich lachte auf.

„Was ist denn dabei? Glauben Sie, daß ich es nicht leisten kann?"

Und als Beweis dafür nahm ich die Mistgabel in die Hand, füllte den Karren, schob ihn in den Gemüsegarten und kehrte dann zurück.

Ohne etwas zu sagen, hatte er unterdessen den zweiten Karren gefüllt.

Seine Schüchternheit schwand allmählich; in kurzer Zeit war die Arbeit im Gang.

Zum Schluß schüttelte er mir warm die Hand, und ich sah, daß er im Grunde der Seele erstaunt war, daß ich diese Arbeit nicht verschmäht hatte.

Ich würde ja selbst nach Sibirien gehen, mit den Verbrechern arbeiten, um mir selbst zu entfliehen. Wie sollte mich diese Arbeit abschrecken?

Donnerstag, 5. September. Trotz dieser täglichen Arbeiten gehe ich in Mondnächten hinaus ans Meer — um zu träumen. Fern, fern sieht man die Umrisse der Insel Wight — und dann dahinter die französische Küste ... Paris! In dieser mächtigen Stadt existiert nur eine Straße für mich — Rue Brézin, 5, wo er lebt.

Und meine Gedanken fliegen weit, weit weg! Ich schließe die Augen, und wieder ersteht vor mir die einsame Straße in der stillen Juninacht ... Ich gehe sie entlang, an seinem Hause vorbei, ich beschleunige die Schritte, in der Angst, daß ich ihn treffen könnte.

Unter dem Einfluß dieser Mondnacht hebt meine Phantasie ihre Schwingen. Wenn er mich liebte, könnte keine Frau auf Erden glücklicher sein als ich. Dann würde ich zu ihm sagen: „Liebe meine Heimat, komm, laß uns zusammen für sie arbeiten gehen.“ — Wir würden nach Rußland reisen, ich würde ihn Russisch lehren, — und dann ziehen wir zusammen in ein kleines Dorf im Kostromaschen Gouvernement. Er würde die Bauern heilen, ich würde ihnen in Rechtsfragen beistehen. Und in der freien Zeit müßte er alles das über unsere russischen Verhältnisse hören, was die Zeitungsspalten füllt.

Wir hätten keine Kinder — nicht weil ich sie nicht liebe, sondern weil ich sie zu sehr liebe, weil es roh wäre, ihnen ein so unerträgliches Leben, wie es das jetzige ist, zu schenken.

Wir würden ein langes Leben führen und hinausgehen aus dieser Welt im Gedanken, eine große Pflicht erfüllt zu haben, wie müde Arbeiter, die die Ruhe verdient haben.

Und dann gewährte uns das Glück vielleicht einen gemeinsamen Tod ...

Das Volk wird ihn in treuer Erinnerung behalten, weil er als Ausländer das arme russische Volk so liebte, daß er darüber sein herrliches Frankreich vergessen konnte, daß er in die Kälte, in die Einsamkeit zog, um Arme zu trösten.

So träumte ich, und mein Herz stand still im Gedanken an solch ein Glück.

Sonnabend, 7. September. Dieser Tage sind hier zwei junge Russen angelangt. Der eine war Hauslehrer in einer russischen Familie in Cambridge und reist mit seiner Mutter nach Petersburg. Der andere ist Gelehrter und studiert englische Sekten. Der Arzt hat ihm den Aufenthalt in London für längere Zeit untersagt und ihn aufs Land geschickt. Er soll möglichst viel in frischer Luft sein. Er kam nicht allein, sondern mit einer Ärztin, die nach Petersburg reist, um sich dort ihrer Schlußprüfung zu unterziehen. Was sind das für sympathische junge Menschen! Der Tolstoianer hat für mich wenig übrig. Er ist sehr einseitig und scheint in mir nichts gutzuheißen, weder meine Ideen in bezug auf die Gleichberechtigung der Frau, noch mein Studium in Paris; sogar meine körperlichen Anstrengungen mißfallen ihm. Bei jeder Gelegenheit hält er seine Moralpredigten.

Und jedesmal möchte ich ihm sagen, daß ich in seinen Beziehungen zu mir keineswegs brüderliche Nachsicht und „Güte“ finde.

Den Lehrer sehe ich wenig. Er reist heute weg. Er ist ein guter Durchschnittsmensch und recht musikalisch.

Von dem jungen Gelehrten erwarte ich viel mehr und hoffe, mit ihm einmal im Garten zusammenzutreffen. Er arbeitet hier zwei bis drei Stunden täglich.

Wir arbeiteten nebeneinander. Ich begann ein Gespräch. Die Antworten lauteten „ja“ und „nein“, durchaus in höflichem Tone, aber dabei doch sehr unbefriedigend.

Sobald seine Bekannte auftritt, läßt er die ganze Arbeit und eilt ihr nach.

„Ihre Beziehungen sind nicht recht klar, immer wandern sie zusammen“, sagte der Herr des Hauses.

Ich habe sie so gut begriffen. Nur verstehe ich nicht, warum er, wenn er in die Frau verliebt ist, so rücksichtslos, so kalt, so zurückhaltend gegen eine andere Frau ist, die zufällig neben ihm steht.

Ich kokettiere ja nicht mit ihm; ist er denn nicht imstande, den übrigen Frauen gegenüber ein juste-milieu aufrecht zu erhalten und ganz kameradschaftlich mit ihnen zu verkehren?

Vorsichtig fragte ich ihn nach Wissenschaft, Literatur. Dann ging ich auf die Wirklichkeit über und fragte, ob ihn physische Arbeit befriedige.

„Ich hasse sie und tue sie nur auf Vorschrift des Arztes“, sagte er.

„Was gefällt Ihnen denn?“

„Geistige Arbeit.“

„Warum verhalten Sie sich so mißbilligend zur physischen Arbeit? Im Grunde brauchen wir sie sehr. Und haben Sie nicht das Bedürfnis, Ihre Muskeln zu betätigen — nicht Gymnastik zu machen, sondern eine zweckmäßige Arbeit zu verrichten?“

„Es ist mir unangenehm, zu arbeiten. Nun sehen Sie, ich grab, grab — wenn ich fertig bin, gehe ich schreiben.“

Ich wollte ihn fragen, ob seine literarische Tätigkeit auch wirklich so talentvoll, so nützlich wäre... Vielleicht ist sie viel weniger nützlich, als diese frisch aufgeworfenen Beete. Er habe kein moralisches Recht, die Arbeit, wie sie von Millionen von Menschen verrichtet wird, gering einzuschätzen.

Er hörte mich nachsichtig an und sagte dann hartnäckig:

„Und doch liebe ich diese Arbeit nicht; der Schreibtisch zieht mich mehr an.“

Ich blickte auf seinen Kopf; er war groß, wohlgeformt mit einer gut entwickelten Stirn — und doch fehlte ihm jener „Entdeckerausdruck“, der große, weltumwälzende Ideen verkündet.

Und ich dachte mir: Lohnt es sich, Bücher zu schreiben, die in das große Meer der Vergessenheit geraten, an denen die Menschheit achtlos vorübergeht —?

Ich schwieg. Er sprach auch nichts mehr. Kaum zeigte sich in der Ferne die Gestalt der Ärztin, so warf er die Schaufel weg und eilte ihr nach.

Mein „Arbeitgeber“ im Gemüsegarten ist der sympathischste von allen. In ihm findet sich jene unmittelbare Güte, die man so selten unter den Menschen trifft.

Als verabschiedeter Offizier verfügt er natürlich nicht über viel Bildung,

aber er hat einen guten Verstand und ist äußerst taktvoll. Dabei sprechen wir häufig über die verschiedensten Fragen; mir gefällt jene Einfachheit, mit der er die Arbeit verrichtet. Sein ganzes Wesen drückt den Gedanken aus: „So jemand unter euch der Erste sein will, der diene den anderen.“

In diesen Tagen radelten wir in großer Gesellschaft. Ich fuhr neben ihm. Wir sprachen über das Leben, die Ehe, die Liebe.

„Haben Sie jemals geliebt?“ fragte er plötzlich.

Wie sollte ich ihm in einem oberflächlichen Gespräch das mitteilen, was ich selbst abwies?

„Niemals“, sagte ich daher kühn.

„Wie alt sind Sie?“

„In diesen Tagen werde ich sechsundzwanzig ...“

„Unmöglich!“ rief er erstaunt aus.

Ich beschleunigte die Fahrt. Wir fuhren aus dem Walde heraus. Es ging bergab. Das Rad schoß pfeilschnell herab; als er mich einholte, saß ich schon unten auf der Wiese im Kreise der übrigen Teilnehmer, und das Gespräch nahm eine andere Richtung an.

9. September. Montag. Ich versuche immer mehr auf diese Menschen einzugehen. Ich erwarte von ihnen etwas ... Ich warte darauf, daß sie mir nähertreten, daß sie es verstehen, wie abhängig ich von ihnen bin, wie sehr ich ihrer Teilnahme bedarf.

Doch nein, jeder ist mit seinen Dingen zu sehr beschäftigt. Alle mit Ausnahme des Offiziers, der ganz harmlos mit mir verkehrt, im Grunde aber unpersönlich. Ich fühle, wie sich zwischen mir und diesen Menschen eine unübersteigbare Mauer aufrichtet. Keine Predigt der Liebe vermag die Menschen zu ändern. Nur der als gütig geborene Mensch verbreitet allein Güte um sich, ganz unbewußt, ganz unabhängig von irgendeiner Weltanschauung. Wenn diese Gabe von Natur fehlt — ist alles umsonst. Man kann Tolstoianer sein, reformatorische Ideen verkünden — man bleibt ein Mensch von ganz mittelmäßiger Herzlichkeit.

Ebenso wie es große, mittlere und kleine Geister gibt — so sind auch die Seelen von ganz verschiedener Wertanlage.

Die Menschheit braucht diese und jene.

Es ist charakteristisch, daß der nächste Freund des großen Schriftstellers nicht mehr Güte besitzt als jeder Durchschnittsmensch.

Es ist sofort zu bemerken, daß seine Überzeugungen zuerst im Kopfe entstanden sind und er sich zu dem gemacht hat, was er sein wollte.

Mit seiner eintönigen, erlernt-ruhigen Stimme spricht er zu allen Menschen gleich; in seinen Gewohnheiten ist er derselbe geblieben, der er früher war — der Herr, der Aristokrat.

Er schreibt Bücher in englischer, russischer Sprache — er empfängt viel Besuch, er hat sein Leben bis zum äußersten vereinfacht. Als Schreibtisch dient ihm ein gewöhnlicher ungehobelter Tisch — dabei wird die ganze umfangreiche Arbeit im Hause von einem armen Deserteur, dem Soldaten Mitjka, geleistet.

„Was würden wir ohne ihn anfangen!“ ruft er häufig aus.

Da ziehe ich Missis Johnson vor, deren Gastzimmer elegant eingerichtet ist, die den Fußboden wäscht, die Wäsche besorgt, und das ohne viel Worte — weil sie es von Kindheit auf gewohnt ist.

Wie oft wollte ich ihm den Rat geben: „Sagen Sie sich doch von den Dienstboten los, deren Fleiß es Ihnen ermöglicht, Ihren Liebhabereien nachzugehen. Zwischen Wort und Tat liegt bei Ihnen ein Abgrund, ja ein solcher Widerspruch, daß sich in meiner Seele ein dumpfer Widerwille geltend macht."

Das Wort fällt mir ein: „Leichter kommt ein Kamel durchs Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich!" —

Es ist nutzlos zu reden.

Gestern wurde vor den Fenstern seines Arbeitszimmers Kohl geschnitten. Er steckte seinen Kopf zum Fenster heraus und fragte:

„Was bedeutet das?"

„Wir hacken Kohl", antwortete das Stubenmädchen.

„Ach so!" sagte er erstaunt.

Und dieser Mensch, der so viele Jahre im Dorfe gelebt hatte, der so häufig Jasnaja Poljana besucht hatte — ein Demokrat — hatte das noch nie gesehen.

Der „große Schriftsteller" näht sich selbst seine Stiefel und baut Öfen ...

Darin liegt der Unterschied zwischen dem genialen Menschen und dem gewöhnlichen, daß jener, wenn er zu einer bestimmten Erkenntnis gekommen ist, sie eindeutig im Leben durchzuführen sucht; er versteht alle Seiten des Lebens mit dieser einen Idee zu durchdringen.

Meine Enttäuschung ist tief, schmerzlich ... beleidigend.

11. September, Mittwoch. In Bournemouth lebt die Familie des Petersburger Journalisten Derwald, des Berliner Korrespondenten der Zeitung „Das Wort". Obgleich er einen deutschen Namen trägt, ist er echter Russe. Er hat ein auffallend intelligentes Gesicht — das von viel Verstand zeugt. Zuweilen gleitet ein ironisches Lächeln über seine Züge. Seine Familie lebt ständig in diesem Kurort, da er es für zu umständlich hält, sie überallhin mitzunehmen, wohin ihn die Redaktion schickt.

Von Zeit zu Zeit ist er hier. Dann werden endlose Debatten geführt, wie sie bei uns in Rußland so beliebt sind — über die Zeit, den Marxismus, das Volk, die Fabriken usw.

Ich höre mit Interesse zu.

Die Männer behaupten es gern, daß Frauen geschwätzig sind. Das ist nicht der Fall. Sie lieben es selbst, zu sprechen und sich zu hören.

Der Frau ist es schwer, ja fast unmöglich, sich an den Gesprächen zu beteiligen. Alle schreien durcheinander.

Ich bin nicht dümmer als sie, auch stehe ich ihnen an Bildung nicht nach. Und doch, als Derwald uns gestern abend besuchte und ich ins allgemeine Gespräch eine Bemerkung einzuschieben wagte, wurde ich mit großem Erstaunen betrachtet, als hätte ich nicht das Recht mitzusprechen. — — — —

13. September, Freitag. Wie ich gestern in die Küche komme, sitzt Nikolai Nikolaewitsch und trinkt Tee mit Milch. Er goß sich ein Glas voll und

stellte dabei folgende Betrachtungen an: „Sehen Sie, wie schlecht ich handle. Ich trinke Milch. Ich habe das Geld dazu. Es gibt viele, die kein Geld haben. Somit nehme ich den Ärmeren die Milch weg. Diese Milch“ (dabei nahm er die Kanne und schenkte sich noch ein Glas ein) „hätte einer armen Frau gegeben werden müssen — die nicht das Geld hat — um sich besser zu ernähren und ihr Kind zu stillen.“

So redete er eine Viertelstunde, indem er sich immer wieder einschenkte und ein Glas nach dem andern trank.

Ich saß schweigend und hatte den Kopf gesenkt. Quälende Scham stieg in mir auf. — Warum diese Phrasen? Warum dieses zu nichts führende Geschwätz?

Er sah mich an. „Ich habe Ihnen den Tee wohl verleidet? Nun, es schadet nichts, es ist immerhin heilsam — solch — eine Betrachtung!“

Aus Zartgefühl schwieg ich.

Ich habe seine moralische Minderwertigkeit erkannt.

In meinem Leben sind weniger Kompromisse als in seinem, schon deswegen, weil ich nicht reich bin, weil ich nie viel verdienen werde, weil ich von der frühesten Kindheit an kämpfen mußte für meine Überzeugungen — ja schließlich weil ich nie moralisierte.

14. September, Sonnabend. Wie langweilig ist es hier! Wo man hinblickt, überall diese regelmäßigen Wege, die sich gleich Bändern in den verschiedensten Richtungen durch die grüne Landschaft ziehen — man kann sie nicht vermeiden — auch nicht überqueren, da sie von dichtem Brombeergestrüpp auf beiden Seiten umsäumt sind. Dahinter liegen unzählige Häuser, dicht beieinander, alle gleich gut gebaut — das eine wie das andere. Es fehlt mir die Weite grenzenloser grüner Wiesen, das Dickicht der Wälder — diese zivilisierte Enge erschreckt mich, und in meinem Herzen nagt die Sehnsucht nach der Heimat!

Täglich fahren vor meinen Fenstern Touristen in eleganten Equipagen vorbei — wenn ich ihre feinen Sommertoiletten sehe, fallen mir unsere einfachen Picknicks ein — auf dem Karren mit dem Samowar — Teetrinken im Walde. — Wieviel Poesie liegt darin!

Und dann unsere großen Wege mit Bäumen zu beiden Seiten! Wieviel Melancholie liegt in diesen kleinen holperigen Wegen, die zwischen den Bäumen durchkriechen!

Liebe, geliebte Heimat!

„Deiner Höfe weiße Mauern,
Deiner Steppen öde Weiden,
Heimatland des russ'schen Bauern,
Heimatland der großen Leiden!
Fremdem Blick wird stets entgehen,
Kalter Prüfung nie erscheinen
Deiner Schwermut Abendwehen,
Deiner Armut leises Weinen.“

15. September. „Was sind Sie für ein begabter Mensch!“ sagte mir mein „Arbeitgeber“ heute.

„Warum glauben Sie das?"

„Ja, sehen Sie, alles, was Sie anfassen, gelingt Ihnen so gut, ob Sie im Garten, Küchengarten arbeiten, und das, trotzdem Sie als Fräulein erzogen worden sind. — Und wie rasch haben Sie Englisch gelernt!"

Ach, wozu nützt das alles — wenn e r mich nicht liebt!

16. S e p t e m b e r. Ich kann nicht mehr. Alles ist mir zuwider.

Alles, alles — diese Häuser, diese Eintönigkeit! Das Rauschen des Meeres erinnert mich daran, daß seine Wasser es sind, die mich von i h m trennen. Nur das Meer! Wie beneide ich die Vögel! Leicht und frei spielen sie mit den Entfernungen, dem Raum ...

Ich habe Strachows: „Die Erde als Ganzes" gelesen. Der gelehrte Autor widmet ein ganzes Werk dem Gedanken, der Mensch sei die Vollendung der Schöpfung.

Und ich würde so viel darum geben, wenn ich ein Vogel sein könnte, zu ihm hinfliegen könnte nach Paris, an sein Fenster.

17. S e p t e m b e r, D i e n s t a g. Alle sind erstaunt, daß ich verreisen will. Wie lange habe ich es hier ausgehalten.

Jetzt gehe ich am Tage ans Meer, setze mich an den Strand und kann meine Augen nicht trennen von den blassen Wellen, die mutwillig wie Kinder sich ans Ufer stürzen — und dann langsam mit bösem Gemurmel zurückgleiten.

Ich liebe das Meer nicht. Seine Wildheit schreckt mich; sie läßt uns so unsagbar klein erscheinen. Wir Menschen der Ebene sind an eine zärtliche Natur gewöhnt, haben wir Russen nicht auch aus dem Grunde einen weichen Charakter — wir kennen den Kampf gegen die Natur nicht.

Ich war schon erwachsen, als ich zum erstenmal das Meer und die Berge sah.

Da begann ich die Berge zu lieben! Wenn man viel auf ihre Gipfel sieht, schwingt sich die Seele über die Nichtigkeit des Lebens hinweg.

18. S e p t e m b e r. Ich lege meine Sachen zusammen und packe sie ein.

Derwald besuchte mich.

„Warum reisen Sie weg? Was sind das für Einfälle! Die Vorlesungen beginnen ja erst im November. Benützen Sie doch die Gelegenheit, daß Sie in England sind — ein zweites Mal kommen Sie vielleicht nicht hin. Lernen Sie vor allem Englisch."

„Ich weiß es selbst, daß es unpraktisch ist, doch kann ich nicht hier bleiben."

Ich erkläre allen, daß ich mir hier in England ein bestimmtes Programm gesetzt habe. Sobald ich die Sprache einigermaßen beherrsche, will ich noch andere Punkte erfüllen. Ich möchte verschiedene Fraueninstitutionen, Vereine, die Erziehung, englische Theater, Museen usw. kennen lernen.

Im Grunde werde ich in England nur so lange bleiben, als meine Einkäufe dort Zeit erfordern, dann sehe ich mir einen Frauenklub an, Zeitungen, die die Frauenfrage behandeln — und eile nach Frankreich.

L o n d o n, 20. S e p t e m b e r. Gestern abend verließ ich diesen kleinen Ort. Es regnete stark und war windig.

Lebt wohl — das Meer, die Wege, ihr kleinen roten Häuser! Ob ich euch

wiedersehe?! Ich verlasse euch ohne Bedauern in der Seele. Mein Herz stirbt ab im Gedanken, daß bis Paris vierundzwanzig Stunden Fahrt sind.

London, 23. September. Um dem Zentrum näher zu sein, bin ich in einer Pension, in der Nähe des Britischen Museums abgestiegen. Jeden Morgen stelle ich ein Tagesprogramm auf und merke mir alle Verbindungen, um alle Aufträge und Einkäufe möglichst rasch zu erledigen. — — —

27. September. Im Frauenklub machte man mich mit Miß Ellen Blackbury, Redakteur der Zeitung „English Women's Review", bekannt. Sie war groß von Wuchs, sehr häßlich, hinkte stark und ging auf Krücken. Obgleich ihr Äußeres so abstoßend war, zog sie mit ihrem klugen und freundlichen Gesicht sehr an. Sie spricht ein ausgezeichnetes Französisch.

Da bis zu meiner Abfahrt sehr wenig Zeit übrigbleibt, so lud mich Miß Ellen Blackbury zu heute abend ein, um die mich interessierenden Zeitschriften anzusehen. Ich bedankte mich und war gleich nach acht Uhr bei ihr.

Sie erwartete mich in einem gemütlichen Salon, der elektrisch beleuchtet war. Auf einem besonderen Tische lagen Zeitschriften aus allen Gegenden der Welt: österreichische, amerikanische, italienische, französische, deutsche, dänische, schwedische, finnische, griechische.

Bei diesem Anblick klopfte mir mein Herz.

Alle diese unbekannten Schwestern waren erfüllt von einer Idee. Ich nahm „The Australian Women's Sphere". Auf der ersten Seite war das Bild eines jungen Mädchens mit einer Toga und einem Studentenmützchen — sie war umringt von heruntergekommenen, betrunkenen Männern. Darunter stand: Sie haben das Wahlrecht — ich habe keins. — —

28. September, Sonnabend. Mit einem Empfehlungsbrief machte ich mich heute zu Mister Richard, dem Vikar von St. Juda, auf. Er war sehr liebenswürdig und schien ein guter Hirt seiner Gemeinde zu sein.

Er spricht sogar ein wenig Deutsch. Nach der unvermeidlichen Tasse Tee gingen wir nach der Vorstadt Whitechapel.

Ich kenne in Rußland den Chitrowschen Markt und die Wjasemskaja Lawra — das Leben des städtischen Proletariats ist überall dasselbe. Der Eindruck hier war viel gewaltiger. In London nimmt alles riesige Dimensionen an, schon allein die Ausdehnung, dann die Gegensätze von arm und reich. Mein Herz zuckte zusammen, als wir durch eine der Straßen gingen. Es war anscheinend Markt. Das Volk drängte sich.

Bei dem matten, grauen Licht des Septembertages, bei dem feinen, nicht aufhörenden Regen schien uns die Armut entgegenzukommen. Sie sah mit hundert Augen aus hungrigen, erschöpften Gesichtern von Männern, Frauen, Kindern in elender, zerlumpter Kleidung. Inmitten dieser großen, klobigen, dicht beieinander stehenden Steinhäuser, inmitten dieser schweren, verbrauchten Luft suchte das Auge einen Ruhepunkt und fand ihn nicht. Alles war freudlos, kahl, grau. Überall schaute das menschliche Elend durch — und ringsherum nur Steine, Steine, — kein Baum, kein Strauch, nichts Grünes, als wäre die Natur erschrocken geflohen aus dieser vorzeitigen Hölle. Als wir eine Straße entlang gingen, zeigte

der Vikar auf einen Baum; er war gelb, verkrüppelt, fast ohne Blätter, er wuchs aus dem Asphalt heraus und schmiegte sich an die Hauswand.

„Das ist der einzige Baum im ganzen Whitechapel", sagte der Vikar. Ich sah mit Teilnahme auf diesen elenden letzten Rest der Natur — der hier verkümmern mußte.

Wir besuchten die verschiedensten Quartiere, die vom Vikar versorgt werden. Beim Anblick des Schmutzes, der Armut, der Lumpen, der Krankheit begriff ich, daß die Zivilisation ihre besonderen Wilden hervorbringt.

Bis jetzt meinten wir als Wilde diejenigen zu bezeichnen, die allein die Natur kennen. Jetzt wissen wir, daß es auch solche gibt, die die Natur nicht kennen; die groß geworden sind in der Nacht des Lebens.

Was haben diese Unglücklichen vom Tage ihrer Geburt an gesehen? Nur Steine — und von demselben Material sind die Herzen der Menschen. — Sie haben keine Kindheit, keine Jugend, kein Stück Brot für den kommenden Tag. Sie können rauben, töten ... was verlieren sie?

29. September, Sonntag. Heute ordnete ich meine Sachen und fragte Miß Kathie, wann ich sie zu Hause treffen kann. Ich erhielt den Bescheid: Um fünf Uhr. Bei meiner Unkenntnis der Fahrverbindungen fuhr ich zwei Stunden früher aus.

Miß Kathie wohnt sehr weit; am anderen Ende der Stadt. Es war ein elegantes steinernes Privathaus mit dem üblichen Garten davor. Ich nahm eine Photographie von mir in russischem Kostüm mit, um sie ihr als kleinen Beweis meiner Dankbarkeit zu schenken.

Die ganze Familie war im Salon. Miß Kathie stellte mich ihrer Mutter, ihrem Neffen, Konservator am Britischen Museum, vor. Dieser junge Mann sprach Englisch, Französisch, Deutsch gleich gut. Sein Vater, Miß Cathes Bruder, ist Künstler; er hat im Gefolge des Herzogs von Edinburg Rußland bereist ...

Es entstand ein allgemeines Gespräch; ich wurde gefragt, womit ich mich beschäftige, ob mir die juridischen Fächer schwer fallen. Es fiel mir ein, daß einer meiner Landsleute, der an einem Mordanschlag in England teilgenommen hatte, zu anderthalbjähriger Zwangsarbeit verurteilt worden war, um dann nach Ablauf der Frist mit galoppierender Schwindsucht nach Rußland zurückzukehren. In einer Einzelzelle hatte er ein mächtiges Rad in Bewegung zu setzen, wobei er ständig von Stufe zu Stufe springen mußte. Der Mechanismus des Drehens war so eingerichtet, daß er, falls er stillstehen wollte, seine Beine unfehlbar brechen mußte.

Ich benutzte die Gelegenheit, um diesen Menschen, die viel zivilisierter waren als wir, meinen ganzen Unwillen über eine so grausame Strafe zu äußern.

„Ach nein, das Drehen des Rades ist nicht sinnlos", entgegnete lebhaft einer der Gäste. „Soweit mir bekannt ist, ist es ein Mühlrad; die Gefangenen mahlen auf diese Weise ihr Brot."

„Ja, sehen Sie denn nicht ein, daß es eine grausame Strafe ist; sie steht ja zum Vergehen in gar keinem Verhältnis", sagte ich. „Man muß doch Erbarmen haben."

„Erbarmen?“ sagte der Engländer mit kaltem Erstaunen.

„Nun ja,“ sagte ich, „Erbarmen mit dem Verbrecher.“

„Das gibt es nicht. Er hat die Gesetze der Gesellschaft übertreten und muß dafür büßen“, sagte einer der Gäste, der mit einer Dame gekommen war.

„Aber dieser Mensch hat ja gar nicht getötet!“

„Hätte er das getan, so müßte er unbedingt sein Leben geben für dasjenige, das er dem anderen genommen hat. Er muß gehängt werden.“

„Er muß gehängt werden!“ sagten die anderen im Echo.

Meine Zunge klebte mir am Gaumen, als ich sah, wie fremd diesen Menschen jenes Gefühl war, das bei uns einen fast religiösen Anstrich hat — die Liebe zu den „Unglücklichen“. Es ist dasselbe Gefühl, das den Bauern, sich bekreuzigend, dem Gefangenen eine Kopeke geben, den Reichen große Gaben schicken läßt.

Es ging über meine Kraft. Ich vergaß, daß ich mich in einem feinen englischen Salon befinde, und sprang von meinem Platze auf.

„Dabei gehen Sie in die Kirche, lesen die Bibel; wie können Sie sich für Christen halten, wenn Ihr Gesetzbuch auf dem alttestamentlichen Standpunkte steht: ‚Aug' für Auge, Zahn um Zahn!‘“ schrie ich mit Unwillen, indem ich in der Erregung alle Sprachen, Deutsch, Französisch, Englisch, durcheinander mengte. „Die Hinrichtung ist sinnlos schon allein deswegen, weil sie ihren Zweck nicht erreicht. Wen *entschädigt* das Sterben des Mörders? Die Eltern des Getöteten? — Ja, die Hinrichtung kann ja den toten Sohn nicht beleben. Wenn sich die Gesellschaft anmaßt, den Verbrecher verurteilen zu dürfen, mag sie es erst beweisen, daß ihr das Recht zukommt, daß sie moralisch höher steht. Suchen Sie ihn zu bessern — aber Sie führen ihn zum Galgen. — Was macht *Sie* denn besser, wertvoller?!“

Tränen traten mir in die Augen, ich konnte nicht sprechen.

„Und dabei besteht bei Ihnen in Rußland die Todesstrafe.“

„Dem Zivilprozeß, der öffentlichen Meinung ist sie fremd,“ sagte ich, indem ich schwer atmete.

Und hier verstand ich, was für ein Glück es ist, daß unserem Volke jene kalten, grausamen Beziehungen zu den Verbrechern fremd sind, die sich hier so unverhohlen äußerten.

Gegen die Grausamkeit eines unzivilisierten Volkes läßt sich ankämpfen in der Hoffnung, daß die Verfeinerung der Sitten eine Milderung des Gemütes hervorrufen wird. Wie anders ist die Grausamkeit des zivilisierten Volkes — immer versteht es sich zu flüchten hinter die öffentliche Meinung, die Wissenschaft. —

Niemand lachte, alle verstanden, was ich meinte — mein Gesicht, meine Augen, meine Bewegungen waren beredter als alle Worte. Alle schwiegen. — Auch Miß Cathe schwieg. Sie beteiligte sich nicht am Gespräch. Der junge Mann stand auf und trat zu mir.

„Ja, Sie haben recht. Wir handeln nach dem Alten Testament, obgleich im Neuen Testament steht: Liebe deinen Nächsten! Sie haben schön gesprochen. Ich danke Ihnen!“

Ich war gerührt, daß ich wenigstens einen überzeugt hatte, und drückte ihm, dessen Name mir unbekannt blieb, unter Tränen die Hand. — —

Miß Cathe trat an mich heran und zeigte mir einen Bienenstock unter Glas. Dabei erzählte sie, daß sie ihn heute abend in der Volksuniversität demonstrieren wolle.

Als ich ihr nicht mehr junges Gesicht anblickte, mußte ich daran denken, wieviel Frauen in England zur Ehelosigkeit verurteilt sind. Es wurde mir kalt im Gedanken an eine Jugend ohne Liebe — an Einsamkeit später. Diese durch Bienenzucht zu vertreiben — — ein schrecklicher Gedanke!

Rasch nach Paris! Wie habe ich es hier so lange ohne ihn aushalten können? Wenn ich hier noch eine Woche länger bleiben müßte — ich würde sterben!

Der Zeiger näherte sich sieben. Die Gäste begannen fortzugehen. Man forderte mich auf, zum Essen zu bleiben. Bald ist es zehn — ich nehme den Weg über Dover—Calais.

(Fortsetzung folgt)



Horoskop · Von W. v. Gressel

Ziehe jetzt nicht aus und wandre nicht,
Sonne, Mond und alle Sterne tragen
Deines Schicksals zwiefaches Gesicht.
Warte, bis die Stunde ausgeschlagen.

An den Wegen lauern gräßlich breit
Tausendfältiger Dämonen Massen,
Und die Erde hat ihr buntes Kleid
Abgestreift, ist jenen überlassen.

Tausend Stimmen rufen überlaut
Dir dein Erbe zu mit Hohngelächter:
Blut und Sünde! Die dich auferbaut,
Zeugten dich als kämpfende Geschlechter.

Kannst du all dies Schwere von dir tun?
Mensch sein einer neuen, keuschen Erde?
Wohl, so mag der zage Warner ruhn.
Ziehe aus, sei schöpferstark und werde!





Den Geschmack verderben...
Von Fritz Baecker (Zürich)

In der Jägerstraße steht ein großes, graues Haus. Die grünen Läden dort sind immer zu. Wohnt niemand drin? Doch — dort ist ein Kommen und ein Gehen, wenn die Nacht hereinbricht, ein Flüstern und ein Tuscheln an den viertelsoffenen Türen — ja, es ist ein „schlechtes Haus". So sagen die Leute.

Abends, wenn ich von der Arbeit komme, muß ich daran vorüber. Neulich stand ein junger Mensch davor. So jung noch, daß ich ihm als Lehrer noch das Du gegeben hätte.

Der Hut war tief hereingedrückt. Er zögerte — er zitterte ein wenig, als er die Hand zum blanken Klingelknopfe hob. Soll er, oder soll er nicht? Ja oder nein —

Nicht wahr, da hätte ich als Lehrer und als Mensch ihm die Hand auf die Schulter legen sollen:

„Junger Mann, Sie stehen am Abgrund, lassen Sie sich warnen."

Und so weiter, und so weiter. Das Muster ist bekannt. Als ob mit Predigen in diesen Dingen einer schon gerettet worden wäre. Retten? Wo einer schon die Hand zur Klingel hebt, ist seine „Rettung" längst verpaßt.

Da sah ich einen faulen, angebißnen Apfel in der Gosse liegen. Ich hob ihn auf und offerierte ihn mit höflicher Gebärde jenem jungen Mann.

„Da, nimm!"

Er schlug voll Ekel meinen Apfel aus, auf dem noch die Spuren der Zähne des letzten enttäuschten Besitzers sichtbar waren.

Ich tat erstaunt und fragte:

„Ja, wollten Sie nicht eben klingeln?"

Da sah ich, wie der Ekel ihn noch einmal schüttelte. Nur saß der diesmal nicht im Magen, sondern ein wenig höher und ein wenig weiter links.

Dann ging er fort. Er dahin und ich dorthin.

Predigen und retten? Nein. Doch den Geschmack verderben, recht offen und recht gründlich — ja. Denn das ist alles, was wir können.





Das artige Kind

Von Friedrich Nonnemann

Zu den verkehrten Erziehungsidealen der vergehenden Zeit gehört auch dasjenige, das durch den Ausdruck „das artige Kind“ gekennzeichnet ist. Gewiß, man kann mit diesen Worten einen guten Sinn verbinden. Allein, was ist alles unter diesem Titel gegen das Kind gesündigt worden!

Und zwar oft von denen, die zu allermeist heilige Pflichten gegen das Kind haben: von den Eltern; aber auch von den anderen Nahestehenden und schließlich überhaupt von denen, die sich gelegentlich berufen fühlen, in die Erziehung der Kinder einzugreifen und über die Wohl- oder Unerzogenheit der Kleinen zu urteilen und zu wachen.

Wenn man die Hülle wegreißt, mit der sich jene scheinbar unverfängliche und angeblich sittlich berechtigte, auf das „artige Kind“ abzielende Erziehungsmethode verhüllt, dann tut sich ein Abgrund von Mißhandlungen der Kindesseele auf.

„Es ist nicht so schlimm; das Gesagte ist mindestens Übertreibung“, hält man entgegen. Aber das kann nur jemand sagen, der noch nicht begriffen hat, was das Kind ist, und welche gewaltige, ernste Aufgabe wir ihm gegenüber haben, und wie verhängnisvoll es ist, wenn wir uns zu seiner Entwicklung unnatürlich und falsch verhalten.

Denn in jedem Kinde ist eine werdende Persönlichkeit gegeben, d. h. ein Wesen von schlechterdings unendlichem Werte, und es gibt kaum eine größere Schuld, als wenn dieser Wert durch unser Verhalten verkümmert oder zugrunde gerichtet wird. Und jedes Kind ist eine Knospe der werdenden Menschheit, ein Stück Zukunft der Menschheit.

Ein Göttlicher hat einmal gesagt: „Wer einem von diesen Kleinen ein Anstoß zum Verderben wird, dem wäre es viel besser, wenn ihm ein Mühlstein um den Hals gelegt und er in das Meer geworfen würde!“

Und nun dagegen: „Es ist nicht so schlimm!“ Mit diesen ärmlichen Worten verschließt man die Augen vor der Wirklichkeit und ihrem Ernst. Mit diesem Tone lullt man sein Gewissen in Schlaf und betäubt man sein Verantwortlichkeitsgefühl.

Worin besteht denn nun das Ideal des „artigen Kindes“, wie es vielen bewußt oder halbbewußt vorschwebt? (Ich rede nicht von euch Erziehern, die ihr das

Kind und seine Entwicklung auf eurem Herzen tragt und im heißen Bemühen den rechten Weg der Erziehung sucht.)

Das „artige" Kind ist vor allen Dingen unbedingt gehorsam, und ginge es auch auf Kosten der Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit. Jeder Ungehorsam und Widerspruch, und wenn er auch nicht durch die Widerspenstigkeit der Kindesseele, sondern durch die Ungeschicklichkeit und den Unverstand des Befehlenden bewirkt wird, wenn er auch nur die Rückwirkung gesunder und notwendiger Selbstbehauptung ist, ist unvereinbar mit dem Begriffe des artigen Kindes. Dies zeigt ferner seine Artigkeit dadurch, daß es möglichst viel schweigt, daß es vor allem in Gegenwart und bei der Unterhaltung der Erwachsenen, oder gar bei Tische seinen Mund nicht ungefragt auftut. Überhaupt ist es nur wenig zu hören. Sein Sprechen ist fast ein leises Lispeln, sein Spielen ein geräuschloses Tun, sein Springen und Laufen sachte und mit Maß. Äußerungen einer übersprudelnden Natur, kecken Übermutes und eines Seelenlebens, das sein Kinderglück rücksichtslos hinausjauchzen möchte, kommen nicht vor. Denn sie sind streng verpönt.

Und Fragen? Ja — fragen darf das artige Kind eigentlich nicht, oder doch nur sehr bescheiden, sehr wenig und sehr vernünftig. Sonst muß es hören: „Dummer Junge, frage nicht so töricht!" oder „das verstehst du doch nicht!" oder „das ist nichts für Kinder".

Oder die Kinder werden gar mit dem, was für sie das schlimmste Seelengift ist, mit Hohn, zurückgewiesen, und statt daß man ihrer ehrlichen Frage eine ehrliche Antwort gibt, fühlt man sich in der Größe seines Erwachsenenwissens und -Urteils und verspottet den kleinen Frager. Es ist ja nicht leicht, auf Kinderfragen zu antworten. Sie sind manchmal recht unbequem, und es dämmert einem bisweilen durch sie auf, daß man selbst recht wenig weiß und recht wenig geeignet ist, den Kleinen ein geistiger Führer zu sein. Darum ist es unartig, so viel zu fragen. Ein artiges Kind fragt eben nicht oder nur dann, wenn es die ausdrückliche Erlaubnis zum Fragen bekommen hat.

Dies genüge für eine kurze Kennzeichnung des Artigenkind-Ideals jener Erziehungsphilister und -Banausen — denn das sind sie, weil sie kein Verständnis haben für das Ursprüngliche, Naturhafte, kraftvoll Werdende in der Kindesseele, weil ihnen der Sinn abgeht für das Köstliche, Edle, das sich im Überschäumen und Überströmen kindlichen Lebens offenbart. Es sind jene äußerlichen Menschen, die genug getan zu haben glauben, wenn sie den bequemen und schnellen Weg gehen, äußeren Gehorsam zu erzwingen, während doch nur der Gehorsam ein sittlicher ist, der aus tiefinnerstem Ja heraus quillt und der freilich viel schwerer durch Erziehung zu erzielen ist.

Kinder sind keine Rekruten, und doch bringen es gewisse Menschen ihr Leben lang zu keiner höheren Auffassung, und meinen mit der Herstellung eines Kadavergehorsams das wahre Ziel der Erziehung erreicht zu haben. Das „Böse" im Kinde muß unter allen Umständen niedergehalten und womöglich mit Gewalt ausgerottet werden, ist ihr Grundsatz; in allem, was sie als Unart ansehen, in all jenem Überströmen, jener Eigenart, die sich nicht knechten lassen will, jener Hartnäckigkeit des Fragens, die sie als Naseweisheit deuten, erkennen sie das angeborene Böse,

die Erbsünde, und dagegen kann man, meinen sie, nicht früh und scharf genug vorgehen. Alles, was ihrer Theorie vom artigen Kinde widerspricht, wird als Auswirkung dieser Erbsünde angesehen.

Gewiß sind die Kinder nicht etwa als fleckenlose, von allem Bösen reine Wesen anzusehen. Auch sie tragen mit an dem Fluche der Menschheit, dem Hang zum Schlechten, der sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und gerade sie haben oft unter dieser Erbschaft am meisten zu leiden. Aber wie die Schuld an ihrem Bösen zunächst bei denen liegt, denen sie ihr Dasein verdanken, bei Eltern, Großeltern, Ahnen, so liegt auch die Schuld daran, daß in ihnen dies Böse sich mehr, als das Gute entwickelt, zumeist an ihren unverständigen berufenen und unberufenen Erziehern.

Wie oft wird, weil man Kind und Kindesseele nicht versteht und jede Äußerung eigenartiger Kraft mit Sünde verwechselt, mit roher Hand hineingegriffen und mit dem Unkraut auch der Weizen ausgerissen. Um das Kind artig zu machen, wird alles nach Ansicht der Erzieher damit Unvereinbare niedergehalten, und wenn der kindliche Geist aus dem Instinkt der Selbsterhaltung sich dagegen aufbäumt, nun, dann zerbricht man eben den angeblichen Eigensinn.

Es ist eine wohlfeile, aber unedle, geistlose und niedrige Pädagogik, das Ursprüngliche, Innerliche, Eigenartige, kurz den Lebenskeim im Kinde zu vernichten, um es zu einem äußerlich korrekten Pflänzchen zu erziehen. Und es ist eine bequeme, aber oberflächliche und unweise Methode, ihm von außen Wissen und dergleichen einzupfropfen.

Als ob es überhaupt ein Wissen von Wert gäbe, das nicht aus eigenem, innerstem Fragen heraus geboren wäre! Und als ob es darauf ankäme, nicht Menschen im Vollsinne des Wortes, nicht Persönlichkeiten von eigener Bedeutung durch die Erziehung zu erzielen, sondern mechanisch dressierte Drahtpuppen, konventionelle und automatenhafte Gesellschaftsmenschen ohne wahres, starkes Eigenleben — mit Absicht brauche ich hier gehäuft die Fremdwörter, denn unsere deutsche Sprache ist zu gut für diese Erziehungskarikaturen.

Hinzu kommt noch, daß jene Seelenverstümmler zumeist vergessen, daß die Hauptwirkung des Erziehens durch die Vorbildlichkeit des Erziehers bedingt ist. Es fällt vielen von ihnen ja gar nicht ein, sich in Gegenwart der Kinder in Wesen und Wort zu beherrschen. Die Kinder müssen die Ausbrüche ihres Zornes, ihres Ärgers, die Launen ihrer Nervosität mitansehen, müssen ihr Schelten und Schimpfen und die sonstigen Enthüllungen ihres chaotischen Innern mit anhören — und dann wundern sich diese selben Erzieher, woher denn dieses oder jenes „artige Kind“ plötzlich dieses oder jenes schlechte Wort habe, warum es plötzlich jähzornig, verlogen und roh werde. Ihr seht, ihr Herren und Damen, daß zum Erziehen noch etwas anderes gehört, als die Verwirklichung des Ideals der „Artigkeit“.

Aber die meisten Früchte euerer Erziehungsmethode reifen erst später in erschreckender Weise. Seht euch einmal die Kinder mit solchen Augen an, wie jener Mann sie hatte, der da sagte: Lasset die Kinder zu mir kommen. Doch was sage ich! Wie könnt ihr das, wenn ihr überhaupt keine Augen dafür habt, wenn

euch die innere Wesensverwandtschaft mit dem Kindlichen fehlt, wenn ihr in den Kindern, die ursprünglich sind, nur böse Buben und eigensinnige, ungezogene Mädchen seht. Wie könnt ihr, die ihr ohne Empfänglichkeit seid für die unergründliche Köstlichkeit, die im Kinde lebt, wie könnt ihr das Kind mit Jesusaugen ansehen!

Aber das könnt ihr doch sehen, was eure Erziehungskunst, ihr Seelenverstümmler, aus diesen wundervollen Wesen macht.

Da seht ihr sie, die Streber, die für Geld und Amt ihre Seelen verkaufen, die rückgratlosen Windfahnennaturen, die ihre Gesinnung nach ihrem Fortkommen richten, die frommen Heuchler, die ohne einen Funken nationalen und religiösen Feuers für Thron und Altar kämpfen, die hohlen, blasierten Affen männlichen und weiblichen Geschlechts, die alles kritisieren und nichts verstehen, die alles kennen und an nichts Freude haben.

Da seht ihr sie, deren Inneres zerbrochen ist, die, bestimmt zu einer herrlichen Lebensentwicklung, durch euch die Kraft dazu verloren haben. Und oftmals auch die Verdüsterten, deren Leben nicht durch den Goldglanz der Kindheit erleuchtet wird, weil die Erinnerung an diese Zeit für sie peinlich ist, weil ihre Erzieher in Erziehungseifer und Erziehungsroheit ihnen die Freude der Lebensfrühlingstage erstickt haben.

Laßt euch das ins Gewissen gehen, ihr Artigkeitsfanatiker, und lernt daran, daß man, ehe man erziehen will, das zu erziehende Wesen verstehen und lieben muß, und daß man vor allem dafür Sorge zu tragen hat, daß das Ursprüngliche, die eigenartige Natur, die im Kinde gegeben ist, zur Entwicklung komme. Das heißt: man muß nicht von außen nach Theorien erziehen, sondern von innen, indem man dem verborgenen Herzensschlage des kindlichen Wesens lauscht. Selbstverständlich hat man auch das Böse dabei zu bekämpfen; aber als der Verständige und Feinfühlige, der da weiß, daß man durch blinde und rücksichtslose Anwendung von Gewalt und Autorität gar zu leicht das zerbricht, was das Beste im Kinde ist.

Laßt sie überschäumen, die kindliche Lebenskraft und Lebenslust, und laßt sie, deren Geistestore so weit offen stehen, um all das reiche, große Leben und Weben im Natur- und Menschenleben aufzunehmen, laßt sie fragen, fragen eine Unendlichkeit. Ich wollte lieber naseweise Fragerinnen zu Töchtern haben, die mich nach allem fragen, was sie auf dem Herzen haben, als Muster von Bescheidenheit, Stille und Demut, die sich die Antworten auf ihre Lebensfragen heimlich an anderer Stelle holen, und lieber Rangen zu Söhnen, als wohlerzogene sittsame Knaben, die innerlich zerbrochen sind.

Mir sind Dummejungenstreiche in Verbindung mit rückhaltlosem Vertrauen zu den Eltern lieber, als tadelloses Betragen, das auf Angst und Unterbindung urwüchsigen Lebens beruht.

Wenn ihr aber, ihr Väter, Mütter, Tanten, und ihr Gelegenheitserzieher, auf den Begriff der Artigkeit durchaus nicht verzichten könnt, dann verbindet wenigstens einen unanfechtbaren, den Kindern zum Heile gereichenden Sinn damit.

Dann bedeute sie nichts anderes, als lebendige, kraftvolle Entwicklung der Eigenart dieses Wesens, das so, wie es ist, nur einmal in der Welt vorhanden ist. Und — wir leben ja im deutschen Lande — laßt es eine Entwicklung aus echtem deutschen Gemüt zu ursprünglicher, freier, volkstreuer Art sein.

Erziehen heißt nichts anderes, als das volkstümlich begründete Werden der Kindesseele zu einer Edelpersönlichkeit unterstützen und schützen.

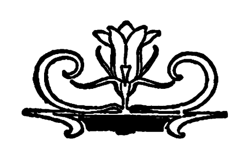


Unser · Von Ernst Stemmann

Du fragtest: „Soll ich unser Fenster schließen?“
Ja, unser Fenster schließe, liebes Weibchen du.
Dann komm zurück in unsre große Stube
Und setze dich an unsern breiten Tisch.
Wie wundervoll dies Wörtchen „unser“ klingt!
Ein warmes, wohlig lauschiges Wörtchen: Unser!

Sonst war dies alles „mein“ und „dein“. Wie kalt,
Wie fremd sind diese Wörter „mein“ und „dein“!
Mein Leben, angst- und qualenübervoll,
Mein Streben, wirr und hastig, ohne Sinn.
Dein Leben, alltagsgrau, wohin, wozu?
Einsam und oftgequält.
Meine Behausung, wie sie leer und kalt war!
Wie steinern! Ohne Atem! Ohne Herz!

Nun aber ist das unser Leben worden,
Und über unserm ging die Sonne auf.
Nun ist dies unser Heim. Und was drin wohnt,
Ist unser Glück. Und einmal werden
Auch unsre Kinder (denn so hoffen wir,
Und das ist unsre Hoffnung) um uns spielen.
Ist's nicht so, Liebchen? Komm und küsse mich!





Gedankenlesen?

Von A. M. Frey

An einem dämmernden Frühlingsabend betrat der Kunsthistoriker Dr. Alessandro Bonini das Wohnzimmer seines Freundes, des Assessors Paul Bermann.

Dieser erhob sich vom Diwan und begrüßte den Besuch. „Ich danke Ihnen, daß Sie auf meine schriftliche Bitte hin gekommen sind. Haben Sie den heutigen Abend frei? Dann möchte ich Sie für eine mir äußerst wichtige Sache in Anspruch nehmen."

Er machte Licht und wies auf einen Sessel.

Dr. Bonini setzte sich zögernd. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung. Aber Ihre kurzen Zeilen haben mir gar nicht verraten, um was es sich eigentlich handelt."

„Um Etelka."

„Wissen Sie etwas Neues?" fragte der Doktor.

„Nichts. Aber vielleicht könnten wir etwas erfahren — heute abend."

„Erfahren? — So."

„Ja. Hören Sie! Aber lachen Sie nicht, sondern bedenken Sie, daß ich mich an das Geringste klammere — klammern muß, das mir einen Schimmer von Klarheit in das Dunkel dieser unseligen Geschichte bringen könnte. Ich habe Ihnen früher schon erzählt, daß ich mit spiritistischen Kreisen Fühlung habe — nicht aus Überzeugung, sondern um der Wissenschaft willen. In solchem geschlossenen Kreise findet heute eine Sitzung statt mit einem — wie der Fachausdruck lautet — psychometrisch veranlagten Wesen, sagen wir meinetwegen: Medium, das die Fähigkeit zu haben behauptet, durch körperliche Berührung irgendwelcher Gegenstände aussagen zu können über Personen — lebende oder tote —, in deren unmittelbarer Nähe diese Gegenstände längere Zeit verweilt haben. Diese leblosen Dinge sollen sich gleichsam gesättigt haben mit dem Wesen und den Schicksalen jener Personen, und der Psychometer will nun imstande sein, dies fremde Wesen und fremde Schicksal aus ihnen in sich überströmen zu lassen und darüber dann zu berichten."

„Ich weiß", sagte der Italiener lächelnd. „Ich habe selbst in Rom solchen und anderen Zirkeln beigewohnt. Ich kenne gute Tricks, die ich Ihnen gern einmal zeige. Aber was hat das mit Etelka — mit Ihrer verstorbenen Braut zu tun?"

Der Assessor sah ein wenig verlegen aus. „Wie gesagt, lachen Sie, bitte, nicht über das, was ich Ihnen jetzt sage. Also: ich bin bekannt mit dem Vorstand der Gesellschaft für psychische Forschung, habe Zutritt zu der Sitzung heute abend, darf Sie, Sandro, mitbringen und habe auch die Erlaubnis, ein Experiment vorzunehmen."

Dr. Bonini bemühte sich höflich, seine Lippen nicht zu verziehen. „Ich glaube zu begreifen", sagte er. „Sie wollen also hingehen und diesem — diesem Menschen irgendein Ding, das Ihre Braut an sich trug, einen Ring oder —"

„Ich werde ihm die Uhr geben, die man bei ihr fand, als man sie aus dem Wasser zog."

„Gut, die wollen Sie also geben und hoffen, dann etwas über diesen rätselhaften Tod zu erfahren? — Nein. Verzeihen Sie, wenn ich dennoch lächle."

„Sie haben ja recht", nickte Bermann; „ich verspreche mir selbst wenig genug, aber ich darf nichts unversucht lassen. Vielleicht gewinnen wir so dennoch den einen oder anderen Anhalt, und man starrt und greift nicht immer in wesenlose Finsternis. Ich finde bald nicht mehr zurück aus ihr; seit über drei Wochen taste ich und taste ... Wie viele Male habe ich die Sache nicht schon mit Ihnen durchgesprochen!"

Er seufzte tief.

Der Italiener machte eine leicht abwehrende Bewegung. „Öfter, als Ihnen gut ist!" sagte er beschwichtigend.

Das Gespräch stockte. Es wurde sehr still im Zimmer für eine ganze Weile. Endlich ging draußen die Glocke.

„Das wird er sein!" rief der Assessor aufstehend.

„Wer?" fragte Bonini.

„Ach — ich hab' Ihnen noch nicht ...", wollte Bermann erklären, da trat schon ein älterer Herr ins Zimmer.

Der Assessor stellte ihn vor. Er entpuppte sich als entfernter Verwandter Bermanns, Mediziner von Beruf, der als Nebenbeschäftigung eifrig Psychologie betrieb und für diesen Tag von Augsburg, wo er lebte, herübergekommen war, um der bevorstehenden Sitzung beizuwohnen.

Er begann sogleich ein Verhör. „Durch deine Briefe, Paul," wandte er sich an Bermann, „bin ich ja in großen Zügen orientiert. Du hast mir seinerzeit das mysteriöse Erreignis ziemlich ausführlich berichtet. Aber in einigen Punkten sehe ich noch nicht klar."

„Wir auch nicht, werter Herr", lächelte der Italiener.

„Ich meine", verbesserte der andere, „es läßt sich brieflich nicht alles so beleuchten, wie dies wohl mündlich geschehen kann. Deshalb möchte ich mir gleich einige Fragen erlauben, die übrigens nicht nur für mich, sondern unter Umständen für die ganze Angelegenheit von Nutzen sein können. Manchmal — durch eine unscheinbare Wendung, ein einziges Wort, das der Aussprechende selbst gering achtet — hellt sich plötzlich etwas auf."

Dr. Bonini sagte nichts. Er stützte den Kopf mit den blauschwarzen Haaren in die lange gelbliche Hand und bekämpfte einen leisen Unwillen.

Sich sammelnd legte der Medizinalrat die Hand an die Stirn und fuhr fort:

„Also nicht wahr, Sie, Herr Dr. Bonini, sind es, der mit den beiden Damen — Pauls Braut und deren Mutter — zufällig in Mailand zusammentraf. Sie wohnten im gleichen Hotel. Sie waren allein, nicht wahr? Ich meine, die beiden Damen waren ganz allein?"

Der Italiener nickte.

„Sie haben sie niemals in auch nur flüchtiger Gesellschaft irgendwelcher Menschen gesehen?"

„Niemals."

„In Mailand nicht und auch später nicht, als Sie dann zu dritt die Reise fortsetzten?"

„Nein."

„Du hast recht," fiel Bermann ein, „daß du hiernach so genau forschest. Ich selbst glaubte neulich in dieser Richtung einer Klärung auf der Spur zu sein. Ach, bald verwischte sich alles wieder! Mitten in der Nacht fiel mir's ein, oder ich hatte es geträumt: irgendein Mensch, der eine unbegreifliche Macht über sie bekommen, könnte dort unten den Weg Etelkas gekreuzt haben. Aber das ist ja ausgeschlossen, zumal Sandro mir nachdrücklich versichert, daß die Damen keinen Menschen auf der Reise kennen gelernt haben. So zerfällt auch diese an sich abenteuerliche Vermutung. Beinahe bin ich versucht zu sagen: leider, denn was ist schlimmer für mich: eine solche Erklärung oder überhaupt keine?"

Der Italiener hatte unmerklich vor sich hin gelächelt. Nun sah er auf und sagte langsam und kalt: „Wissen Sie denn, ob nicht vor der Begegnung mit mir ..."

„Wäre das denkbar?!" rief der Assessor. „Nein! Es ist unmöglich. Die beiden Frauen fuhren in einem Zuge von München bis Mailand. Ich brachte sie an die Bahn, und den übernächsten Tag erhielt ich schon eine lustige Karte von euch mit der Nachricht eueres Zusammentreffens."

Der Italiener zuckte die Achseln. „Ja, ja — es ist unmöglich!" murmelte er dann höflich.

„Also weiter!" drängte der Medizinalrat. „Wenn ich mich recht entsinne, fuhren sie von Mailand nach Parma. Erzähle doch, bitte, Paul!"

„Ganz richtig," sagte dieser, „von Mailand nach Parma. Dort seid ihr zwei Tage gewesen, nicht wahr, Sandro? Sie hatten die Freundlichkeit, Ihren Aufenthalt der Damen wegen, die weiter wollten, abzukürzen. Denn ursprünglich wollten Sie doch, wie Sie mir vor Ihrer Abreise erzählten, gerade in Parma eingehende Studien treiben. Was war es doch — Correggio, nicht wahr?"

Dr. Bonini sah zur Decke. „Correggio enttäuschte mich. Ich willigte gern in eine frühere Abreise."

Der Assessor fuhr fort aufzuzählen: „Dann kamen Modena und Bologna — mit den üblichen Aufenthaltstagen." Er wandte sich an den Italiener: „Daß Sie übrigens auch in diesen Städten Ihre Studien, wie ich wohl weiß, abkürzten, um die Damen weiterbegleiten zu können, danke ich Ihnen noch heute. Ich wäre sonst noch haltloser, als ich schon bin. Nun also, während dieser ganzen Zeit bekam ich kurze Karten, flüchtige Grüße, stets von den dreien unterzeichnet. Etelka

hat mir niemals allein geschrieben, und ich wunderte mich nicht, denn ich selbst schreibe auf solchen Fahrten auch keine langen Episteln. So weiß ich nicht, was dem Mädchen bis Bologna innerlich zugestoßen sein könnte. Aber wenn Sie, Sandro, als guter Beobachter mir versichern, daß man gar keine Veränderungen an ihr wahrnahm —?"

„Nein", sagte der Italiener.

Der Medizinalrat nickte ungeduldig.

Bermann senkte die Stimme: „Dann kam Florenz. Und mit Florenz der einzige Brief, den sie auf der ganzen Reise an mich geschrieben hat. Und mit dem Brief der einzige Anhalt dafür, daß sie ein verwirrendes Erlebnis gehabt haben muß. Anscheinend in Florenz. Leider kennst du die Zeilen nicht, diese unverständlichen, atemlos hingehetzten, diese verworrenen Selbstanklagen, aus denen hervorzugehen schien, daß sie mich nicht mehr lieben könne oder dürfe. — Hätten wir den Brief nur noch zur Hand! Es ist mir unbegreiflich, daß er spurlos verschwunden ist. Jetzt, wo ich ruhiger bin, könnten wir vielleicht etwas herauslesen — etwas, über das mein aufgewühltes Hirn damals fassungsunfähig hinweggeglitten ist. Der Brief wäre vielleicht auch besser als die Uhr für die heutige Sitzung."

Der Italiener stand auf. „Wollen Sie wirklich diesem Schwindel sich unterziehen?"

„Ich muß!" rief der Assessor. „Versäumte ich es, ich würde mir später gewiß die bittersten Vorwürfe machen, einen wenn auch noch so zweifelhaften Aufklärungsversuch unterlassen zu haben."

„Wie Sie wollen", sagte Dr. Bonini höflich. Er sah nach der Zeit. „Dann werden wir aber gehen müssen."

Die drei machten sich auf den Weg. Der Assessor setzte seinen Bericht fort: „Von Florenz aus ging es nach Livorno ..."

„Richtig! Livorno!" unterbrach der Medizinalrat. „Hier nimmt die Reise eine Wendung, deren Grund ich nie recht begriffen habe. Warum mußten die Herrschaften nach diesem gottverlassenen Livorno? Und warum von dort bei Nacht zu Schiff nach Genua? Diese unglückliche nächtliche Seereise — wenn die nicht gewesen wäre, vielleicht ..."

Dr. Bonini wurde plötzlich beredt: „Hier haben mißliche Zufälle gewaltet! Diese nächtliche Reise zu Schiff war ja ursprünglich gar nicht geplant. Wir konnten sie aber schließlich nicht mehr umgehen. Nicht wahr, wir wollten doch nach Livorno?"

„Warum wollten Sie das? Eigentlich sucht doch kein Mensch, der Oberitalien flüchtig bereist, diese schmutzige Hafenstadt auf."

„Aber Fräulein Etelka war ganz versessen auf eine kleine Seereise. Und außerdem zog mich etwas dorthin. Livorno ist zwar ein großer Dreckhaufen, aber das Meer ist einzig dort, und dann ..."

„Und dann —?"

Der Italiener grinste: „Bermann, jetzt muß ich Ihnen ein Geständnis machen. Ich bin dort einmal Oberkellner gewesen, im Palace-Hotel. Es drängte mich, meinen Nachfolger kennen zu lernen. Er serviert nicht übel. Wir haben nämlich im Palace-Hotel gegessen, bevor wir aufs Schiff gingen."

Der Assessor war vor Erstaunen einen Schritt beiseite getreten. Der Medizinalrat sah den Italiener prüfend an.

„Ist es Ihnen peinlich, an der Seite eines gewesenen Oberkellners über die Straße zu gehen?" fragte Dr. Bonini hämisch.

„Nein, nein", murmelte der Assessor.

Der Italiener erklärte: „Damals — das kam nämlich so mit mir. Ich war Mitglied einer kleinen Schauspieltruppe, die nach Livorno kam, dort Vorstellungen zu geben. Aber wir hatten keinen Zulauf, alles ging zum Teufel — der Direktor mit der mageren Kasse und meine Frau mit dem dicken Komiker."

Bermann blieb stehen.

„Ihre Frau —? Sie waren verheiratet?" staunte er.

„Ich bin es noch."

„Sie sind es noch —? Und wo — wo lebt Ihre Frau?"

Dr. Bonini hob die Schultern. „Was weiß ich. Vielleicht wieder in Livorno." Sein Mund wurde schmal, er sagte mehr zu sich selbst: „Mir scheint, ich habe sie dort gesehen. — Doch das sind Nebensachen. Also ich saß arm und nackt dort auf dem staubigen Pflaster. Was tun? Hafenarbeiter werden? Ich hatte nichts als mein unbrauchbares Rollenstudium, meine sehr brauchbaren Sprachkenntnisse und gerade so viel Geld, mir einen anständigen Frack zu kaufen. Das tat ich auch und hatte das Glück, im Palace-Hotel anzukommen."

Der Medizinalrat wurde ungeduldig. „Das ist alles ganz interessant", sagte er. „Aber wir verlieren unseren Faden. Erklären Sie mir das Eine: Warum reisten Sie nachts zu Schiff nach Genua — gerade nachts?"

Der Italiener eiferte im Ton der Selbstanklage: „Meine Schuld! Wir wollten natürlich das Tagschiff nehmen! Aber es ging keines. Das nächste erst in achtundvierzig Stunden. Ich hatte mich im Fahrplan versehen."

„Warum nahmen Sie dann nicht die Bahn?"

„Schlechte Verbindungen. Wir kamen so immer noch bequemer nach Genua, nachdem die Damen, nun wir doch schon einmal in Livorno waren, Stadt und Hafen zu sehen wünschten."

Der Assessor fuhr in der Erinnerung fort: „So kam also jene schreckliche, rätselvolle Nacht, über die ich Sie schon hundertmal ausgefragt habe, und die Ihnen und mir dunkel ist und bleibt."

Der Italiener wurde wieder einsilbig. „— ist und bleibt", wiederholte er nur.

„Schließlich kommt man so weit, an Wahnsinn zu denken", flüsterte Bermann. „Und dabei scheint mir diese Erklärung selbst ein Wahnsinn. Wie war es nur möglich! Sie speisten noch vergnügt zusammen im Hotel —"

„Sehr vergnügt. Auf dem Weg zum Hafen hörten wir das unvermeidliche Santa Lucia aus der seltsam junggebliebenen Kehle einer alten Vettel, einer Straßensängerin, und Etelka war entzückt. Sie gab zu unserem Entsetzen ihre ganze Börse hin."

„Dann gingen Sie an Bord," stellte der Assessor weiter fest, „gegen neun Uhr, nicht wahr — genossen die Ausfahrt aus dem Hafen und legten sich zur Ruhe.

Von jenem Augenblick ab liegt völlige Dunkelheit über den Vorgängen, bis zu der Morgenstunde, da Sie in Genua an Land gehen wollen und Etelka vermissen, und weiter bis zu jener schrecklichen Stunde, da Sie erfahren, daß Fischer ihre Leiche bei Nervi treibend geborgen haben."

„Stimmt", bestätigte Dr. Bonini.

„Sie, Sandro, wissen nichts," fuhr der Assessor fort, „die italienischen Behörden, die sich mit der Sache befaßt haben, wissen nichts, die Leute auf dem Schiff wissen nichts. Nur der Mann am Steuer will gegen fünf Uhr morgens auf der Höhe von Nervi einen erstickten Schrei vom Heck des Schiffes her gehört haben. Was nützt mir dieser Schrei! — Und der letzte Mensch, der vielleicht etwas zu sagen wüßte, Etelkas Mutter, gerät über das Verschwinden des Mädchens in unzurechnungsfähige Zustände und geht am Schlag zugrunde, als sie den Tod der Tochter erfährt. — Daß Sie übrigens in Genua der armen Frau in ihren letzten Tagen so aufopfernd beigestanden haben, werde ich Ihnen nie vergessen. Als ich kam, war ja alles schon vorüber. Aber Sie —"

„Bitte, bitte!" lehnte der Italiener ab.

Die drei Männer waren unterdessen an ihrem Ziel, dem „Bayerischen Hof", angekommen, in welchem die Psychologische Gesellschaft einen kleinen Raum für ihre Sitzung gemietet hatte. Ein Hotelangestellter führte sie durch viele Gänge in einen kleinen, eleganten Saal, in dem einige dreißig Personen in gedämpfter Unterhaltung beieinander saßen.

Der Assessor machte seine Begleiter mit dem Vorstand der Gesellschaft bekannt, trat dann an den Tisch heran, der in geringer Entfernung von der ersten Stuhlreihe stand, und schob eine kleine goldene Uhr zu den Sachen, die auf der Platte lagen. Darauf nahmen alle drei ihre Plätze ein, und Bermann sagte: „Ich bin äußerst gespannt auf das Ergebnis der nächsten Stunde, obwohl ich der Psychometrie — und gerade der des heutigen Abends — sehr skeptisch gegenüberstehe. Ich bin nämlich versucht, mir mit meinem Laienverstand das, was hier als Psychometrie bezeichnet wird, zu deuten als einen besonders feinen Fall von Gedankenübertragung."

„Glauben Sie denn an die Möglichkeit einer Gedankenübertragung?" fragte der Italiener spöttisch.

„Aber ohne jeden Zweifel!" meinte der Assessor eifrig. „Und ich möchte mir die Sache dann folgendermaßen erklären: von all dem, was er aussagt, erfährt der sogenannte Psychometer gar nichts unmittelbar durch den Gegenstand, den er in Händen hält, sondern er setzt sich durch ihn nur in Verbindung mit jener Person aus der Schar der Anwesenden, die den Gegenstand gegeben hat und seinen früheren Besitzer kennt, im Augenblick natürlich lebhaft an diesen denkt, sich ihn geistig vorstellt. Und nun sagt er, der Psychometer, aus, was dieser Anwesende soeben denkt, schildert d i e Person, die dieser Anwesende sich gerade jetzt — ob er will oder nicht — sehr eindringlich vorstellt. Also: Gedankenübertragung."

„Wenn dem so ist," warf der Medizinalrat ein, „dann erfahren wir heute abend schwerlich etwas — ausgenommen das, was wir schon wissen — also eigentlich nichts oder doch nichts Neues."



„Deshalb wäre es jetzt noch gut, wenn wir uns unnötige Aufregung ersparten und gingen", riet leise Dr. Bonini.

„Nein, wir bleiben. Ich wenigstens", sagte der Assessor bestimmt.

„Ich auch", erklärte kurz der Medizinalrat.

Der Italiener fügte sich schnell. „Ist mir auch recht", räumte er ein und bekam dabei einen hochmütigen Zug in die Mundwinkel.

Bermann wollte noch etwas sagen, aber da bat der Vorsitzende um Ruhe — eine Tür ging im Hintergrund auf, und ein Mann und ein junges Mädchen traten ein. Das Alter des Mannes zu bestimmen, war schwer. Er hatte spärliches Haar, war bartlos, trug eine Brille, hinter der seine Augen manchmal sehr groß aussahen und manchmal wieder sich zusammenzogen wie Katzenaugen. Sein Gesicht wechselte häufig den Ausdruck, war blaß, fast durchscheinend, einmal zerknittert und dann wieder glatt, geschlechtslos. Er machte lange Schritte. Sein hagerer Körper bewegte sich hastig in Gummigelenken. Er strich sich ein paarmal mit einer sehr schönen Hand über halblange Nackenhaare.

Der Vorsitzende stellte ihn vor. Er machte eine gleichgültige Verbeugung gegen die Stuhlreihen. Sein Name war William Paterson. Er war Engländer und die ihn begleitende junge Dame seine Dolmetscherin.

Nachdem der Vorsitzende ein paar einleitende Worte über das Phänomen der Psychometrie gesprochen hatte, begann William Paterson sogleich seine Versuche.

Er setzte sich an den Tisch und fuhr hastig mit spielenden, tastenden Fingern über die niedergelegten Gegenstände. Dann griff er einen heraus, wog ihn in der Hand, ließ ihn wieder entgleiten, stand auf und nahm ihn abermals. Es war ein Schlüssel. „Lebt die Person, die den Schlüssel bisher besessen hat, oder ist sie tot?" frug er auf englisch in das Publikum hinein. Die Dolmetscherin übersetzte eintönig die Frage.

Jemand — nämlich der, der den Schlüssel mitgebracht — antwortete, die Person lebe.

Paterson ging vor dem Tisch auf und nieder, blieb stehen, legte die linke Hand mit dem Schlüssel auf den Rücken und die rechte über Stirn und Augen. Er beugte sich ein wenig vor und wiegte den Oberkörper von einem Fuß auf den andern. „Ich sehe — einen Mann", begann er abgehackt. „Er ist groß — und breit — hat einen weißen Vollbart —"

Eine Stimme aus dem Publikum unterbrach ihn: „Vollbart ist falsch."

Paterson ließ die Hand von der Stirne fallen, warf den Schlüssel auf den Tisch und ging mit der Miene eines aus dem Schlaf gereizten Kindes auf den Vorsitzenden los, in den er halblaut und heftig hineinredete. Der erhob sich und verkündete: „Herr Paterson läßt die Herrschaften dringend bitten, ihn während seiner Ausführungen nicht zu unterbrechen. Seine Experimente, die ohnehin anstrengend genug sind, werden ihm sonst bis zur Unmöglichkeit erschwert. Nach Abschluß des einzelnen Experimentes steht es jedem der Anwesenden frei, Einwände vorzubringen. Ich bitte nochmals um die äußerste Ruhe."

Der Sprecher setzte sich. Es herrschte eine gespannte Stille. Niemand wagte

die Hand zu rühren. Nur die Dolmetscherin neben dem Tische fuhr sich mit dem Taschentuch nervös über den Mund.

Und mitten durch diese krampfhaft verhaltene Erregung ging mit hageren Beinen und weichlichen Bewegungen in den Gelenken William Paterson, die letzten Schatten einer kindischen Gereiztheit in den geschlechtslosen Zügen.

Er trat an den Tisch und griff einen neuen Gegenstand heraus.

Den Schlüssel beachtete er nicht mehr.

Und nun ließ er, an Hand der verschiedensten Sachen, eine Reihe von Versuchen folgen, die, mit wechselndem Glück, bald gelangen, bald, nach Aussage der zur Prüfung Befähigten, fehlgingen.

Zum Teil bot er Staunenswertes. Der Medizinalrat murmelte einmal Beifall. Dr. Boninis gepreßter Mund verhielt sich stumm.

Der Assessor saß wenig aufmerksam, aber doch mehr und mehr benommen und beunruhigt von den Vorgängen, auf seinem Platz, in Gedanken stets zu seiner Uhr zurückkehrend. Wird sie der Engländer überhaupt noch wählen? — Gerade stand dieser wieder vor dem Tisch und ließ die Hand unschlüssig hin und her gleiten. Endlich entschied er sich. Er nahm die kleine goldene Uhr. Kaum hielt er sie zwischen den Fingern, — da entledigte er sich ihrer so schnell wieder, daß es aussah, als habe er sich gestochen oder verbrannt. Er rieb die Handflächen ein paarmal gegeneinander und sagte mit Nachdruck: „Dieser Gegenstand flößt mir ein großes Unbehagen ein. Ich fühle mich krank und elend. Es werden mir unerfreuliche Dinge mitgeteilt.“ Er nahm die Uhr wieder auf und fragte geschäftsmäßig: „Lebt die Person, welche die Uhr bisher getragen hat, oder ist sie tot?“

„Tot!“ rief, noch ehe der Assessor zu Worte kam, Dr. Bonini, und es klang wie eine verkappte Genugtuung. Darauf machte er einen Augenblick ein Gesicht, als habe er etwas Voreiliges begangen. Gleich aber lächelte er und gewann wieder in den Mundwinkeln seinen hochmütigen Zug.

William Paterson streifte den Italiener mit aufmerksamen Augen, dann begann er, von einem Bein auf das andere pendelnd, zu berichten — abgehackte Worte — die Linke mit der Uhr auf dem Rücken — die Rechte vor den Augen: „Ich sehe eine Frau — schwere schwarze Haare — sehr weiße Haut, dunkle Augen — sie ist lebhaft, beinahe wild — und auch unberechenbar und dann schrankenlos in Leidenschaft —“

„Das stimmt doch alles nicht!“ raunte der Assessor. Dr. Bonini saß mit geschlossenen Lippen.

„— manchmal verträumt und weich — und hingebend. Sie liebt Musik; wenn sie ihr lauscht, verschränkt sie die Hände im Nacken und öffnet den Mund ein wenig ...“ Er machte die Geste, und obgleich er häßlich war und eine Brille trug, hatte er den sehnsüchtigen Ausdruck einer Frau in den Zügen.

„Richtig! Wie merkwürdig!“ flüsterte Bermann diesmal.

„Sie hatte ein heiteres Gemüt,“ fuhr Paterson fort, „aber sie war unglücklich in der letzten Zeit — das Opfer einer dunklen Gewalt —“

Hier machte Paterson eine Pause. Er legte die Uhr beiseite, ballte die Hände und ging unruhig hin und her. „Sie ist noch nicht lange tot — ich sehe eine süd-

liche Landschaft — sie ist schnell gestorben —“ Er warf den Kopf in die Höhe und schloß die Augen. „Mir ist sehr unbehaglich,“ stöhnte er, „mir ist schlecht! Ich sehe viel Wasser — lauter Wasser um mich!“

Die Dolmetscherin übertrug eintönig: Ich sehe viel Wasser, lauter Wasser um mich.

Plötzlich blieb Paterson stehen: „Das Wasser!“ rief er angstgepeitscht. „Soll ich da hinunter?“ Und mit einer Bewegung, durch die er sich gleichsam befreite von seinem eigenen Menschen, sprang er einen Schritt zurück, fuhr sich mit beiden Händen an die Kehle, brach in die Knie und schrie halberstickt: „Laß mich los! Bist du wahnsinnig, Sandro! Zu Hilfe!“

Bist du wahnsinnig, Sandro. Zu Hilfe, sagte die Dolmetscherin eintönig.

Paterson lag vornüber auf dem Teppich, die Hände aufgestützt. Er sagte nichts mehr. Er atmete keuchend. Ein paar Herren, darunter auch der Medizinalrat, sprangen auf und eilten zu ihm.

Der Assessor hatte sich mühsam erhoben. „Was war das?“ fragte er heiser.

Dr. Bonini schien um einen Stich gelblicher zu sein als gewöhnlich. Er verzog sein Gesicht zu einer Fratze, die einem Lächeln gleichen sollte, und sagte: „Lauter Schwindel. Die Vision eines Narren. Was denn weiter?“

Mittlerweile hatte William Paterson sich erhoben und einigermaßen beruhigt. Er trat an den Tisch, nahm die Uhr und wünschte sie dem Besitzer zurückzugeben. Bermann wollte sie nehmen. Aber die erregten Hände der beiden Männer verfehlten sich, und die Uhr glitt mit leisem Klirren auf den Teppich.

Der Assessor bückte sich, sie aufzuheben. Der rückseitige Deckel war durch den Fall aufgesprungen. Etwas flatterte heraus. Er griff danach.

Es war ein kleines Bild. Der Ausschnitt eines Kopfes aus einer Photographie.

Sie trug die Züge des Dr. Alessandro Bonini.

Entschlummern · Von Rudolf Leonhard

Selig ist das:
Wenn sich die Augen leise schließen
Und im ertrinkenden Blick
Zwischen den Dingen der Welt
Neue Dinge aufgehn,
Wunderreicher, bildsamer;
Und wir wie Kinder mit zagem Schritt
Uns scheu und furchtsam in die neuen
Welten verlieren.
Und doch voll Neugier;
Und alle Dinge sich in neue Schleier enträtseln —
— Selig ist das.





Die Schwierigkeit der Theologie in der Gegenwart · Gedanken im Sinne eines Laien

Von W. Nithack-Stahn

Die noch immer andauernde Ebbe in der Ziffer der Theologiestudierenden mag zu jenen natürlichen Bewegungen gerechnet werden, von denen die Statistik auf allen Geistesgebieten zeugt. Man mag auch auf die wirtschaftliche Lage der evangelischen Geistlichen verweisen, die erst neuerdings gehoben worden. Man redet sogar von einem Mangel an Idealismus, an Sinn für die Religion, der sich hier offenbare — obwohl das eine grobe Verkennung der Gegenwart ist und die Hochfluten im theologischen Studium keineswegs immer mit idealistischen Zeitströmungen zusammenfielen. Daß jene äußerlichen Gründe die Tatsache nicht voll erklären, darauf deutet schon der Umstand hin, daß so viele Theologen von heute ins Schulfach übergehen, anscheinend, um dem Pfarramt auszuweichen.

In der Tat, wer die Theologie und die Kirche der Gegenwart kennt, kann kaum zweifeln, daß zwischen diesen beiden Faktoren *innere Schwierigkeiten* liegen, die vielen unüberwindlich sind. Schon der Gymnasiast, der sich für ein Studium zu entscheiden hat, empfindet — unter dem Eindruck von Religions- und Konfirmandenunterricht — die Mängel unseres Kirchentumes. Wenn nicht die häusliche Erziehung oder besondere Anlage ihn vor Kirchenfremdheit schützten, so teilt er als Sohn seiner Zeit die allgemeinen Empfindungen. Er hört von Konflikten moderner Prediger mit ihrer Behörde, und sein Herz schlägt für die Vertreter der Gedankenfreiheit. Und ist er kein mutiger, kampfbereiter Charakter, so schreckt er vor einer Laufbahn zurück, die ihm dergleichen in Aussicht stellt. Mehr aber noch als solche Möglichkeiten — wir nehmen es zur Ehre unserer Jugend an — ist es die Scheu vor *inneren Unsicherheiten*, die ihn von der Theologie zurückhält. Er soll in spätestens fünf Jahren, von der Immatrikulation an gerechnet, öffentlich eine Religion vertreten, deren unbedingte Wahrheit ihm vorläufig nicht feststeht.

Diese Schwierigkeit ist zwar nicht von gestern und ehegestern. Ihre Ursprünge reichen bis auf die Anfänge der Neuzeit, auf Humanismus und Reformation zurück. Sie liegt im Wesen des Protestantismus, sowie in dem gegenwärtigen Stande der Theologie.

Die protestantische Theologie hat sich in Einzeldisziplinen aufgelöst, die mit denen anderer Fakultäten: der Geschichte, der Philosophie, der Sprachwissenschaft, der Quellenforschung, der Literarkritik zusammenfallen und sich nur durch ihren Gegenstand, nicht aber durch ihre Methode von ihnen unterscheiden. Kurz gesagt: wir haben keine Scholastik mehr. Kaum noch in der katholischen Kirche; in der evangelischen grundsätzlich nicht, trotz mancher unklaren Versuche, einen Ersatz dafür zu schaffen. Denn das Ergebnis theologischer Arbeit ist uns nicht im voraus da und als solches anerkannt. Nicht, daß es eine „voraussetzungslose Wissenschaft" irgendwo gäbe, auch der Naturforscher bringt eine Weltanschauung im voraus mit. Aber doch ist jede Wissenschaft von heute, auch die Theologie, im Grunde bestrebt, nichts von vornherein gelten zu lassen, alles in Frage zu ziehen oder doch zu dulden, daß es geschieht, und immer wieder die letzten Gründe zu prüfen — mit einem Wirklichkeitssinn, der der Neuzeit eigen ist. So ist der Theologie der Gegenwart das Christentum nicht die gegebene Wahrheit, sondern zunächst eine geschichtliche Größe, die untersucht werden will, ohne daß das Ziel, zu dem man gelangt, schon erkennbar wäre. Freilich wird auch der freiestdenkende Theologe für die Religion, die seines Lebens Inhalt ausmacht, ein natürliches Wohlwollen haben; nicht wie ein buddhistischer Denker steht er dem Christentum fremd und kalt gegenüber, ist er doch bewußt oder unbewußt durchtränkt von christlichem Wesen. Dennoch, je gewissenhafter er seine Arbeit nimmt, desto peinlicher wird er Voreingenommenheiten abwehren, wird er von seinem Gegenstand den inneren Abstand nehmen, der ihm das rechte Augenmaß gibt und Störungen von der Gefühlsseite aus verhindert. Kurzum: er wird vorsätzlich objektiv urteilen, überzeugt, daß nur dies ein wissenschaftliches Verfahren sei.

Nun treten naturgemäß bei solchem Betriebe der Theologie jene Verschiedenheiten, ja Gegensätzlichkeiten auf, die auf anderen Wissensgebieten förderlich, hier doch zugleich dem Lernenden eine Gefahr bedeuten. Denn auch die evangelische Theologie will nicht eine Privatgelehrsamkeit sein, sondern zum Kirchenamte schulen; und doch erkennt sie keine Kirche an, die ihr selbst eine Lehrautorität wäre. Eine solche wäre aber eigentlich da vonnöten, wo im letzten Grunde nicht Forschungsergebnisse, sondern Weltanschauungen sich gegenüberstehen und eine Entscheidung gefällt werden muß, von der der Eintritt in den Beruf abhängt. Sind doch auch die theologischen Prüfungen nicht nur wissenschaftliche Befähigungsnachweise, sondern Proben darauf, ob der Kandidat im Glauben der Kirche steht. So liegt für den Theologiestudierenden eine doppelte Schwierigkeit vor: daß er während des Studiums nicht weiß, ob er zu dem geforderten Glauben gelangen werde; und daß ihm am Ende niemand maßgeblich sagen kann, welches dieser geforderte Glaube sei. Denn weder die vielberufenen, aber doch unmaßgeblichen „Bekenntnisse" bilden eine Glaubensinstanz, noch eine jeweilig „herrschende Theologie", die sich bei höchsten Ansprüchen doch nie für die allein mögliche erklären darf. So entscheidet dem protestantischen Theologen zum Schlusse doch das oft verketzerte, aber nicht zu entbehrende „innere Licht".

Man hat gesagt, die Studierenden anderer Wissenschaften wären in gleicher Lage. Auch der Jurist, der es ernst mit seinem Berufe nähme werde in schwere

Probleme des sittlichen Denkens hineingestoßen; auch der Mediziner habe mit philosophischen Fragen zu ringen, deren Beantwortung — man denke an den Nervenarzt — auf seine Berufsarbeit abfärbe; auch der Eleve des Postfachs werde vor die Gewissensfrage gestellt, ob er innerlich fähig sei, dem Staate zu dienen, der ihn beauftragt. Kurzum, jeder Stand erfordere das Eingehen des Individuums auf ein Gemeinbewußtsein, das von gewissen religiösen und sittlichen Überzeugungen nicht zu trennen sei. Das ist wahr. Und doch verlangt kein Beruf so sehr den Einsatz persönlicher Gesinnung wie der des Theologen, der Religion, und zwar eine bestimmte Religion, von Amts wegen zu vertreten hat.

Dies aber kann nur geschehen, wenn die Religion mehr ist als eine Ausstrahlung jenes inneren Lichtes im einzelnen. Wenn sie von Mensch zu Mensch mitteilbar ist und dazu eine Form annimmt, die allen verständlich und dem Denkenden überzeugend ist. Es ist das unbestreitbare Recht des katholischen Christentums, daß es den Gläubigen eine allgemein gültige Wahrheit in lehrhafter Gestalt bieten will, daß es dem religiösen Subjektivismus damit begegnet. Nur das verwerfen wir, daß es dafür eine Glaubensbehörde errichtet und sich in die Sackgasse der Überlieferung verlaufen hat. Jedoch, wer will leugnen, daß eine Kirche begrifflich geformte Symbole braucht? Und sie zu schaffen, ist Theologie berufen. Theologie aber ist Wissen von Gott. Und dies nun ist die tiefstliegende Schwierigkeit des Protestantismus von heute, daß die Möglichkeit einer Gnosis, einer Wissenschaft vom Übersinnlichen weithin geleugnet wird. Man ist nur allzu bereit, zuzugestehen, daß uns „die Aussicht nach drüben verrannt" sei. Und doch müssen wir, um Religion zu haben, über die sinnlich gegebene Welt hinaus, hinüber ins Jenseits. Wie kommen wir dahin? Durch die Annahme geschichtlicher Tatsachen? Und seien sie noch so außergewöhnlich und geistig groß, sie können wohl Eindruck auf unser Gemüt machen, die Phantasie beschäftigen, den Willen spornen — es bleibt doch bei Lessings Wort, daß sie unmittelbaren Wahrheitsbeweis nicht geben können. Das kann auch keine Persönlichkeit der Geschichte, und reiße sie uns gewaltig hin, entzünde an ihrem Glaubensfeuer das unsere und rege alle guten Geister in uns auf. Was sie uns zu sagen hat, muß doch erst durch unser vernünftiges Denken hindurch, um uns zu überzeugen. Sonst entstünde nur Suggestion, nicht Glauben. Und vor allem könnte so keine Religion entstehen, die eine Menschenwelt gewinnt. — Noch weniger sicher und geraten sind die Wege, die mancher Christ heute einschlägt, um in das Übersinnliche zu gelangen: die einer persönlichen Offenbarung, wie Theosophie, Spiritismus und Okkultismus sie verheißen. Mögen diese Versuche noch so viele Anzeichen einer anderen Welt bringen, sie fordern einen ekstatischen Rausch, der erst die Probe der Vernunft bestehen müßte, um als Beweis zu gelten. Nein, soll ein Mensch an Gott glauben, das heißt, bewußt für ihn leben, so muß er ihn mit allen geistigen Organen fassen, so muß er ihn auch mit der Vernunft erkennen. Darum brauchen wir eine Metaphysik, eine Wissenschaft von Gott. Daß so viele unseres Geschlechtes, auch Theologen, ohne sie auszukommen meinen, liegt wohl daran, daß sie im stillen von einer alten Metaphysik zehren.

So wäre dies vielleicht die Lösung der Schwierigkeiten der Theologie von heute, daß man einfach zurückkehrte zu jener anfänglichen Theologie, die so kühn

und sicher Gottes Wesen umschrieb; die die alten Symbole schuf? Warum nicht — wenn es nicht im Sinne einer bloßen Unterwerfung unter die Tradition geschähe? Wenn man es nicht nur um der Pietät willen täte oder aus Mangel an eigenem Denken? Aber die alten Gottesbeweise hat Kant zerschlagen, in dieser Gestalt stehen sie nicht wieder auf. Und zu dem alten Dogma gehört ein Weltbild, das wir nicht mehr haben noch erneuern können. — Oder soll die Religionsgeschichte der Pfadfinder sein, der uns auf neuem Wege zu Gott führt? Aber sie kann nur darstellen und vergleichen, muß immer beim relativen Urteil bleiben. All die ungeheure kritische Arbeit der protestantischen Theologie seit Lessing wollte und konnte doch nicht zu dem einfachen Sätzlein führen: Das ist gewißlich wahr.

Noch einmal: was führt uns dahin? Die Geschichte lehrt, daß alle großen, geistigen Gewißheiten der Menschheit aufgegangen sind, nachdem sie zuvor an allem gezweifelt hatte. So muß der gesamte Inhalt unseres Bewußtseins wieder einmal untersucht, und das Unmittelbarste, was wir zu wissen glauben, auf seinen Widerstand gegen den Zweifel geprüft werden. Und hier — nicht in der Geschichte zuerst, noch in der Außenwelt — müssen wir Gott finden, wenn anders er ist. Und wir müssen von diesem Gotte in uns aus den Mut fassen, über den zusammengebrochenen Materialismus hinweg und über dessen verschämten Halbbruder, den Monismus hinweg jenen philosophischen Idealismus wiedergewinnen, in dem allein es eine Theologie gegeben hat und geben wird.

Nicht der Glaube des einzelnen Frommen hängt an dieser Erkenntnis Gottes — auch auf kümmerlichem Geistesboden gedeiht er — aber die Zukunft der Theologie und der Kirche wird daran hängen. Denn was dem modernen Menschen fehlt, sind religiöse Sicherheiten. Darum macht ihm der Katholizismus Eindruck, auch wenn er nicht katholisch glauben kann. Darum flüchtet er sich ins Mysteriöse, wo man ihm das Übersinnliche handgreiflich zu machen verspricht. Und vergebens rühmt man ihm den Tatbeweis des praktischen Christentumes. Denn dem Zweifler von heute genügen nicht die „guten Werke“, um „den Vater im Himmel zu preisen“, den er sich nicht mehr denken kann. Und so ist die Schwierigkeit, die den heutigen Theologen drückt, keine andere als die für den Laien und muß für alle behoben werden: dadurch, daß der christliche Gottesbegriff, den wir aus der Geschichte lernen, nicht nur als vereinbar mit dem Weltbilde der Gegenwart, sondern als denknotwendig erwiesen werde.



Entsagung · Von Ernst Theodor Müller

Ein weißes Wölkchen steht im Mondenlicht,
Das noch im Schlaf von einem Wunsche spricht.

In seinen Traum hat lange mitgeschaut
Ein dunkles Auge, tränenübertaut.

Nun hebt sich langsam eine Stirn ins Licht
Und nimmt den Kranz, den ihr Entsagen flicht.





Da müßte ich ja Tinte gesoffen haben

(Auch eine Sprachstudie)

Von Fritz Müller (Zürich)

Einmal habe ich einen alten Freund gefragt, warum er gar nicht heirate.

„Da müßte ich ja Tinte gesoffen haben", sagte er.

„Tinte?"

„Jawoll, Tinte. Natürlich, Tinte. Was denn sonst als Tinte? He?" Mein Freund ist nämlich ein wenig rechthaberisch.

„Na, vielleicht eine Flasche Champagner."

„Champagner? Blech! Champagner? Ha! Tinte, Freund, Tinte! Verstehst du? Du weißt doch, was Tinte ist, he?"

„Gewiß, Gerbsäure plus Eisensalze."

„Na, siehst du!"

„Aber ich sehe nicht ein, warum gerade das Tintetrinken zum Heiraten ..."

„So! so!! Na, heirate nur mal, dann wirst du's schon lernen, das Tintetrinken."

„Erlaube mal, dreh's doch nicht um. Wie aus dem Tintetrinken die Heirat entsteht, davon war die Rede."

„Ach was, Tinte ist Tinte, vor der Heirat oder nachher."

„Wir wollen nicht streiten. Ich schlage dir vor: Wenn du mir einen bringst, der vor seiner Heirat Tinte gesoffen hat, dann sollst du recht haben, und ich zahle eine Flasche Champagner, ja?"

„Jawoll, abgemacht, jawoll!"

Dann sah ich meinen Freund eine ganze Weile nicht. Aber im Generalanzeiger fand ich mehrere Tage lang ein Inserat:

> !!! Tintensäufer !!!
> Leute, die schon einmal nachweislich Tinte gesoffen haben — Quantum ohne Belang — oder die andere Tintensäufer namhaft machen können, wollen sich melden. Gute Belohnung...

Am Samstag schleppte er mir einen langen, dürren Mann herein. Der hatte einen Kurvenrücken und einen grünen Augenschirm.

„Da!“ sagte mein Freund. Er bemühte sich, siegesgewiß auszusehen, aber er war es nicht.

„Was sind Sie?“ fragte ich den grünen Augenschirm.

„Schreiber beim Katasteramt.“

„Verheiratet?“

„Ja.“

„Und Sie haben also schon Tinte ...“

„Gewiß, gewiß; ich habe nämlich seit meiner Jugend leider die Gewohnheit, Tintenkleckse abzulecken.“

„Lecken?“ sagte ich und sah meinen Freund vernichtend an. „Lecken ist nicht saufen. Der nächste, bitte.“

Am Montag schon präsentierte er ihn, den nächsten. Es war einer, der erzählte, einmal habe er im Finstern Durst gehabt und die Tintenflasche erwischt ...

„Tintensäufer aus Versehen“, sagte ich kühl. „Nein, lieber Freund, untaugliches Mittel am untauglichen Objekt —“

„Sagen Sie mal,“ wandte ich mich an das Objekt, „würden Sie sich dazu verstehen, Tinte ganz aus freiem Willen ...?“

„Was fällt Ihnen denn ein; da müßte ich ja Tinte gesoffen haben.“

„Haben Sie ja!“

Wir sahen zu dritt einander an. Etwas ungewiß, etwas komisch, etwas bestürzt. Das war klar: ein Ausdruck, der so zu tiefst in der Sprache wurzelt, wie das Tintesaufen, der mußte eine geheimnisvolle Geschichte haben.

Da gingen wir, mein Freund und ich, in die spanische Bodega, um dahinter zu kommen. Bei einem Glase Wein kommt man hinter allerlei Abgründlichkeiten, wenn man's recht beginnt.

Wir begannen mit einem tiefroten Xeres. Die Juanita kredenzte ihn. Die Juanita war eine Spanierin. Das sah man ihr an. Ihrem Deutsch auch.

„Wie smeckt Ihnen Vino Tinto?“ sagte sie.

Wir spitzten die Ohren wie die Schießhunde. Tinto hatte sie gesagt, Tinto?

„Wie können Sie diesen braven Wein eine Tinte heißen, Juanita?“

„Oh, das nicht wissen Sie? Oh — oh — Vino Tinto sein dunkler Wein, swarzer Wein ...“

Auch der Juanita Augen funkelten wie „swarzer Wein“, wie Vino Tinto.

„Prost!“ sagte ich. „Die Tinte lassen wir uns schon gefallen, nicht, alter Freund?“

Aber der hatte seine Nase schon tief in den Tinto versenkt, und seine Augen blinzelten von unten herauf seelenvergnügt in den andern Tinto von Juanitas Augen — — —

Ei, es war eine lange Sitzung jenen Abend ...

* * *

Und am andern Morgen war das Unglück da: mein Freund war an der Juanita Augen unlöslich hängen geblieben, hatte ihr die Ehe versprochen, sagte, er hätte es jetzt nachgerade satt, so mutterseelenallein, und so weiter ...

Es war nichts zu machen, auch bei der Juanita nicht. Und sie heirateten glatt und in den vorgeschriebenen bürgerlichen Bahnen.

Den Hochzeitschampagner bezahlte ich. Denn da war nun wirklich einer, der zur Heirat durch das Tintosaufen kam.

Das heißt — ganz klar war ja die Tinte immer noch nicht. Die sichtbare Wurzel des merkwürdigen Tintesaufens lag noch nicht bloß.

Aber bei der Hochzeitsfeier saß der Philologe Spürschürfer neben mir. Den fragte ich. Er blätterte in seinem Philologengehirn nach.

„Tinte saufen — Tinto saufen? Warten Sie, warten Sie — richtig, ja ... Da waren deutsche Landsknechte in Spanien damals, verstehen Sie, deutsche Landsknechte. Die tranken den dunkeln Vino Tinto am Abend oft wie Wasser, verstehen Sie, wie Wasser. Machten dann natürlich dumme Streiche, und des Morgens beim Appell bekamen sie ihre Nase vom Hauptmann, Nase, verstehen Sie. Dann bekannten sie entschuldigend: ‚Wahrhaftig, da muß ich wieder einmal Tinto gesoffen haben!‘ verstehen Sie, Tinto gesoffen haben.“



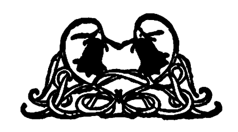
Zum Abend · Von Paul Zech

Nahe schon des Abends dunkler Schwelle,
Fühl' ich, wie mein Herz sich süß erregt,
Ruhendes wird wieder ganz bewegt
Und zu neuen Fahrten Wind und Welle.

Laute, die noch nie im Dunkel sangen,
Füllen wie Geläut mein Traumgemach,
Und das Bildnis, das sich tags in fremden Spiegeln brach,
Halt' ich wie ein Kleinod fest umfangen.

Wie von Ewigem bin ich umwaltet;
Immer fremder fühl' ich mich gestaltet,
Bis mein Staunen blind ins Grenzenlose geht.

Und noch ehe ich es klar begreife,
Welt und Wanderschuhe von mir streife,
Zwingt's mich auf die Knie und wird Gebet.





Das ritterlich-aristokratische China

Der landläufigen Vorstellung des „Westländers" nach gilt der Durchschnitts-Chinamann als eine spießbürgerliche Krämerseele, die nicht viel weiter als an ihren Profit denkt und, soweit dieser Ehrgeiz befriedigt wird, eine gehorsame Dienerin des Gesetzes von der Ruhe als der obersten Bürgerpflicht oder, nach Kungfutsischer Idealisierung, von der harmonischen Mitte ist, die ein friedlich-schiedliches Gleichmaß alles menschlichen Seins herstellen soll. Der Europäer, der chinesischen Boden betritt, bekehrt sich sehr bald zu anderen Auffassungen. Er sieht, wie selbst in den Küstenstädten, wo europäische Ordnung festen Fuß gefaßt hat, die Pfandhäuser, die die Stelle von Banken vertreten, wie Festungen ummauert und verschanzt sind als Wahrzeichen der Tatsache, daß die Geschichte des chinesischen Reichs von der ältesten Zeit bis auf den heutigen Tag an blutigen Bürgerkämpfen, an brutalen Kriegen gegen innere und äußere Feinde fast reicher ist als die irgendeines abendländischen Staatswesens. Er kommt nach Peking, diesem aus vielen Städten zusammengesetzten Völkerlager, und meint angesichts der starrenden Mauern, die die einzelnen Quartiere absperren, der unzähligen Trupps von Soldaten und Soldatesken, von denen die Straßen durchschwärmt werden, sich inmitten eines riesigen Kriegsarsenals zu befinden. Er gerät zufällig in einen Provinzort und nimmt an dem Schauspiel teil, wie vor dem Haus des Taotai eine laut schreiende und offenbar zu jeder Gewalttätigkeit bereite Menschenmenge sich angesammelt hat, die dem hohen Herrn handgreiflich klarmacht, was ihm droht, wenn er seine Steuererpressungen fortsetzt. Derlei Neigung zum Putschen und Revolutionieren ist freilich mehr Süd- als Nordchinesenart. Der „Mantse" rechts der Jangtsegrenze, der Mainlinie des Reichs der Mitte, ist der Südromane Europas, der durch kleinste Reizungen leicht zu gefährlichen Ausschreitungen sich hinreißen läßt. Vom Nordchinesen hingegen findet sich schon in einem Atlas aus der Zeit Karls V. — Chamberlain gedenkt dessen in seinen „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" — der links des Gelben Meers eingezeichnete Vermerk: „Dies Land wird von Leuten bewohnt, die den Deutschen sehr ähnlich sind." Dem auf den ersten Blick höchst sonderbar und fast abgeschmackt erscheinenden Vergleich des mittelalterlichen Geographen wohnt eine sehr viel tiefere Wahrheitsbedeutung inne, als man denkt. Dem Nordchinesentum, also dem rassenreinen Stammvolk, eignen tatsächlich auffallende Charakterähnlichkeiten mit dem alten Deutschtum schon in dem kriegerischen und ritterlichen Geist, der es ehedem beseelte. Der beredte Zeuge dessen ist die poetische Literatur, der klarste Herzensspiegel jedes Volks. Seine klassische Dichtung ist voll von Verherrlichungen glänzender Kriegstaten, voll von sprühender Freude an Waffenklang und Waffenruhm, voll von Begeisterung für tapfere Mannbarkeit und für alle Sitten und Bräuche, die solchen Heldenlebens Begleiterinnen sind.



Die Blütezeit der ältesten Epoche chinesischer Dichtung fällt zusammen mit der Herrschaft der Tschudynastie (1122—255 v. Chr.); ihren Mittelpunkt bildet die Sammlung Tsutse, die den Lisaozyklus und die sogenannten Neun Gesänge umfaßt. Der erstere epische Kreis behandelt den jahrzehntelangen und überaus blutigen Kampf zwischen dem Staat der Tsin, des „Volks von Wölfen und Tigern", und dem mit dem König von Tsu verbündeten Staat der Tsi (dem heutigen Schantung), und zeigt die Vorzüge, die den meisten solcher ursprünglichen, von keiner Dressur überfeinerter Gesittung beeinflußten Kunstschöpfungsstufen eignet: ein natürliches, echt dichterisches Empfinden, Schärfe und Männlichkeit der Sprache, verbunden mit überraschender Prägnanz der Bilder, Größe und natürliche, plastische Behandlung des Stoffes, ein stahlharter Stil als Ausdruck heldenhaften Sinns, der die ganze Schöpfung durchgeistigt. Als Probe der packenden sinnfälligen Form, in der hier des Kampfes Hoheit, Harst und Not und Tragik besungen wird, sei hier nur ein Stück des die Entscheidungsschlacht am Tantsche schildernden „Todes der Krieger" wiedergegeben.

Die mächtigen Hellebarden fassen sie,
Bedecken sich mit Nashornpanzern.
Die Naben [1]) mengen sich,
Die Feinde kommen wie die Wolken,
Die Pfeile kreuzend fallen nieder,
Die kurzen Waffen sich begegnen,
Die Krieger eifernd drängen vor.

Sie schrecken unsere Reih'n.
Sie überspringen unsern Weg,
Zur Linken Dreigespanne stürzen,
Zur Rechten Wunden schlägt das Schwert.
Der Staubsand zwiefach rollt.
Aufspringen Viergespanne,
Der Perlstab schlägt
Die eherntönige Trommel,
Der Himmel wird schwarz vom Haß
Der richtenden Götter,
Hingemetzelt werden alle,
Geworfen auf den Grund der Wildnis. [2])

Der zweite chinesische Dichterfrühling, der mit dem Jahr 180 v. Chr. anhebt und bis 600 n. Chr. dauert, zeichnet sich dadurch aus, daß er die zartesten und feinsinnigsten Blüten der Lyrik der „Blume der Mitte" zur Entfaltung bringt. Aber bei dieser Entwicklung zum Gefühlsinnigen hin geht die Lust an der kraftvoll-derben kriegerischen Heldenweise keineswegs unter. Im Gegenteil! Der Dichter Kunst blieb stets in engster Fühlung mit dem kriegerischen Geist, der von den kaiserlichen Hoflagern, von gewaltigen Herrschern wie Wuti, dem Größten unter den Großen der Handynastie, ausstrahlte, und wurde ein ununterbrochen forttönendes Echo der Kriegstaten, durch die in jener glanzvollen Zeit die Nation ihre Macht und ihr Weltansehen immer mehr erhöhte. Vor allem sind es jetzt die Feldzüge zur Sicherung der innerasiatischen Grenzen gegen die wilden Völker der indoskytischen Jütschi, der Hiungnu (Hunnen), der Tungusen, mit ihren ungemeinen Beschwerden und ihren Bewegungen in einem sagenumsponnenen Land, in dem über Steppen und Wüsten die Firnen riesenhafter Gebirgshäupter erglänzen, welche der Dichtung den großen geschichtlichen und romantischen Stoff leihen, das heldische Temperament beim Weben ihres bunten Teppichs wecken. Und mitten in diese ernsten Kriegestubarufe hinein klingt wieder das helle, lustige Saiten- und Glockenspiel von des Rittersmanns und des Rittergesellen freiem fahrenden Leben, genau wie in unserer mittelalterlichen Feudalzeit. So beispielsweise in des Dichterfürsten Litaipo lebensfrischer „Einkehr ins Wirtshaus":

Am Goldmarkt im Osten
Man Knaben erblickt
Auf Schimmeln. Die Sättel
Sind silberbestickt.
Im Lenzwind sie reiten
Durch fallende Blüten.
Wo kehret die lust'ge
Gesellschaft wohl ein?
Zur Kellnerin geht es
Ins Wirtshaus hinein.

[1]) D. h. die Schlachtwagen.

[2]) D. h. ihre Körper werden schmachvollerweise unbegraben auf dem Schlachtfeld zurückgelassen.

Oder es werden die Herrlichkeiten der Jagd gepriesen oder das Lob ritterlicher Kameradschaft gesungen oder endlich, und nicht zum wenigsten, die Trinkfestigkeit streitbarer Mannen gefeiert. Wenn es alte deutsche Vorstellung ist, daß zum waffenkundigen Mann auch eine trinkkundige Kehle gehört, so läßt die klassische Poesie Chinas keinen Zweifel darüber, daß man dortzuland damals nicht anders gedacht hat, und offenbart uns so die Schwingungen eines wahlverwandten Seeleninstruments, das der biedere Deutsche im allgemeinen wohl am wenigsten im „bezopften Reich der Mitte" vermutet.

Weise aus dem Altertum
Heute sein sie kalt und stumm,
Nur wer tüchtig trinken kunnt,
Ist noch itzt in aller Mund.

Tsao [1]) war ein Fürst gar groß,
Hielt Gelag im Pingloschloß,
Wo man tausend Kübel Wein
Jagte in den Schlund hinein.

Wisset, jeder brave Mann
Hält niemals im Trinken an.
Sich bezechen ist ihm Pflicht,
Nüchternheit ist nobel nicht.

Sind derlei vom Pegasus der Trinkseligkeit herabtönende Ergüsse nicht durchaus auf die Atmosphäre unserer Kommerslieder gestimmt?

* * *

Kungfutse war nichts weniger als ein feuerköpfiger Neuerer. Sein ganzes Sinnen und Wollen war auf die Wiederbelebung der Daseinsformen und des Glücks einer sagenumwobenen Zeit gerichtet, jener Epoche der Tschudynastie, zu der er als einer Art Vormillennium herrlichster Entwicklung nationaler Kultur und Macht zurückblickte, und mit deren Geist er sich in gewissem magnetischen Rapport nach jener eigentümlich orientalischen Vorstellung einer Weltseele, die als Zusammensetzung unendlicher psychischer Elemente ein inniges Band zwischen Lebenden und Toten knüpft, verbunden fühlte. Das war die Epoche hoher Ahnen, die als Zeichen für „Ich" in seiner Urform eine den Speer haltende Hand wählte und schon damit deutlich von ihrer aristokratisch-individualistischen Weltanschauung ihrem Sinn für mannhafte Selbstbehauptung des einzelnen und ihrer Verehrung persönlicher Heldengröße laut Kunde gab. Zugleich aber sah der „Weise von Lu" mit Schrecken die verheerenden Folgen, die in einer späteren zügellos gewordenen Zeit das trotzige rücksichtslose Pochen auf diese Rechte des Ich hatte. Die Macht des Kaisertums war gesunken, wie später in Japan die des Temmo unter der Schogunatsregierung verblaßte. Die wirklichen Herren des Landes waren die immer mächtiger gewordenen Lehnsfürsten des alten Neunfelder-Staatswesens, die wieder unter sich in ständiger blutiger Fehde lagen, so daß das Reich ein Spielball der widerstreitenden feudalen Interessen wurde und politisch wie wirtschaftlich in immer größere Ohnmacht sank. Wie Meister Kung diesen heillosen Zuständen ein Ende zu machen suchte, ist wenigstens nach der einen Seite der sozialen Reformpolitik weltbekannt. Fußend auf gewissen blutsverwandtschaftlichen Gesellungsformen uralter Zeit entwickelte er das patriarchalische System, das alle Mitglieder der chinesischen Volksgemeinschaft im wechselseitigen Verantwortlichkeitsgefühl und in der Bewußtwerdung der Zugehörigkeit zu einem großen, die persönlichen Wünsche und Begierden bindenden und unterordnenden sittlichen Organismus zu einer uns kaum verständlichen Innigkeit aneinanderknüpfte. Der andere Teil seines reorganisatorischen Werkes aber wird, obwohl ohne ihn das Ganze ein ungestalter Torso wäre, im Abendland sehr wenig gewürdigt: derjenige nämlich, der durch Betonung und Entwicklung der überlieferten individualistisch-aristokratischen und monarchischen Ideen dem Sozialismus seiner reformatorischen Schöpfung ein Gegengewicht gab. Dessen doppelte Achse kann in zwei Worten gekennzeichnet werden: Ming und Li. Das Ming ist der Wille des Himmels, die höhere Ordnung, deren gebietende Stimme jedes unverderbte Herz deutlich in sich vernimmt und die ihm anzeigt, „was zu ergreifen ist

[1]) Der Bruder des ersten Wei-Kaisers.



und was zu fliehen". Träger und Beschützer des Ming auf Erden aber kann nur ein edler Fürst sein, der durch Bewährung ritterlicher Tugenden, sittlicher und geistiger Größe das Gottesgnadentum an sich bindet, das freilich nicht nach europäisch-royalistischen Anschauungen in streng dynastischer Folge an sein Haus gebunden ist. „Es hängt locker am Himmel" und kann und soll, wenn der fürstliche Erbe versagt, an einen Vornehmen übergehen, der sich der Weihen des Ming würdiger erweist. Die Idee hat somit gewisse Ähnlichkeit mit dem deutsch-mittelalterlichen Wahlkaisertum. Das Li aber ist das Gesetz der Unantastbarkeit der Person, der unveräußerlichen Rechte jedes Menschen und der Ehrfurcht vor seiner Person eben als einem „Gefäß des Ming": also eine Art Magna Charta des chinesischen Bürgers, die sich kosmopolitisch zur Forderung des Maßhaltens, der Verträglichkeit und Freundschaftlichkeit im Verkehr mit allen Nationen ausweitete.

Zugleich aber nahm Kungfutse das aristokratische Prinzip noch von einer anderen Seite auf. Den Gedanken, in dem sich letzten Endes die Philosophie aller weltbewegenden Geister beschließt, die Hinaufentwicklung der Menschheit zu immer höheren Stufen gottähnlicher Vervollkommnung, sucht er der Verwirklichung entgegenzuführen, indem er statt der feudalen eine geistige Aristokratie als entscheidende Instanz und als höchstes Tribunal aller Fragen der nationalen Kultur und Wohlfahrt einsetzte. Diesen Adel bilden die „Güntse", das Gelehrtentum, das den zuverlässigen Hort vornehmer Gesittung, unablässigen und eifrigen intellektuellen Vorwärtsstrebens und harmonischer Ordnung des bürgerlichen Lebens bilden und unter dessen Hirtenschaft die Massen im passiven Mitgenuß der so ständig sich mehrenden Gesittungsgüter und -werte eines stillen, beschaulichen Glücks sich erfreuen sollten. Die tatsächliche Entwicklung der Dinge ist freilich hier wie nach so vielen anderen Richtungen hin gänzlich anders gewesen, als sie Meister Kung sich dachte und forderte: statt freie Wissenschaft zu pflegen und Dienerin des Staatswohls zu sein, verfiel die Güntse-Aristokratie alsbald ödestem, reaktionärem Scholastizismus und trägt die Hauptschuld daran, daß China allen entscheidenden Problemen moderner Zivilisation gegenüber in mittelalterlicher Versteinerung und Verfinsterung des geistigen Horizonts befangen blieb.

* * *

Jedem, der mit dem Chinesentum aus persönlicher Kenntnis Ostasiens oder auch nur durch eingehendes literarisches Studium vertraut geworden ist, war bei der Nachricht vom Übergang des Reichs der Mitte zur republikanischen Regierungsform so viel von vornherein klar, daß dieser Umschwung noch keineswegs einen entscheidenden Sieg des radikalen, von den triumphierenden Koming vertretenen Demokratismus bedeutete, daß der neue „Tatsunghoamingko", die Republik der Mitte der Gesittung, sicherlich nicht nach dem Schema anderer revolutionierter orientalischer Staatswesen sich entwickeln und plötzlich im prunkenden, aber schlecht sitzenden Gewand moderner parlamentarischer Regierungsformen erscheinen werde. Diese Voraussetzung hat sich bekanntlich sehr bald als richtig erwiesen. Die Mandschudynastie wurde nicht eigentlich gestürzt, sondern blieb, als Mittlerin zwischen Himmel und Volk im Sinn des Ming, gleichsam als theokratische Spitze einer halbrepublikanischen Verfassung bestehen. Sobald die Regierung von Nanking nach dem alten geschichtlichen Reichszentrum Peking zurückverlegt war, trat der Einfluß der Gefolgschaft Sunjatsens, der „echten Republikaner", in das Zeichen abnehmenden Lichts, um heute sogar von den eigenen ehemaligen Parteifreunden, wie beispielsweise dem Revolutionsgeneral Wusungling, bekämpft zu werden, der dicht vor den Toren Kantons, des Hauptlagers der Komingtang, eine neue Partei „Heer zur Rettung der Welt", das heißt zur Rettung Chinas vor dem Fluch der Herrschaft der Umstürzler, gegründet hat und mit dieser Organisation, die offen auf eine Gegenrevolution hinarbeitet, täglich wachsenden Zulauf findet. Dr. Morrison, der britische Ratgeber und Vertrauensmann Jüanschikais, liebt es zwar, die Dinge so darzustellen, als ob China unter dem neuen Regiment sich eines Zustands segensreichster Entwicklung und glücklichster Ruhe erfreue, findet aber mit



diesem Optimismus Anklang nicht einmal in London, und wie ganz anders die Verhältnisse tatsächlich liegen, dafür hat Schreiber dieser Zeilen einen handgreiflichen und kaum zu widerlegenden Beweis in einer Sammlung von Flugschriften, die in China an Stelle unseres Zeitungswesens die öffentliche Meinung vertreten, ihr bestimmte politische Ideen suggerieren und namentlich in aufgeregten Zeiten wie den gegenwärtigen massenhaft im ganzen Land verbreitet werden. Wer in diesen Pamphleten, Libellen, Lampoons nach Verherrlichung der Republik sucht, wird nur eine höchst spärliche Ernte halten. Um so zahlreicher sind die Schriften und Karikaturen, in denen das neue Regierungssystem mit allen Laugen des ätzenden und bissigen chinesischen Witzes und derber Ironie übergossen, ihm vorgeworfen wird, daß es weit schlimmere Zustände geschaffen, als sie jemals unter den Mandschus geherrscht hätten, daß es überdies infolge der Schwäche der inneren Parteizerrissenheit das Vaterland der Beutegier böswilliger Nachbarn preisgebe.

In solchen Hinweisen auf wenig gewürdigte Charaktergrundlagen der Bürger des Himmlischen Reichs ist der psychologische Schlüssel zu dem schnellen politischen Wetterumschlag gegeben. Der temperamentvolle, leicht erregbare und „stets nach neuen Dingen begierige“ Südchinese mochte sich leicht für die von Studenten und Literaten aus Japan und Amerika bezogenen Einfuhrgüter radikal-demokratischer Ideen begeistern. Der nachdenklichere, ruhigere, ethisch tiefer verankerte Nordchinese weiß damit nichts Rechtes anzufangen. Seine in jahrtausendalter Überlieferung und geschichtlicher Entwicklung wurzelnde aristokratisch-monarchische Weltanschauung widerspricht solchen Vorstellungen diametral; er prüft sie auf ihren Karatgehalt, ihre Wirkungen und Erfolge und findet nichts, was ihn von seinen altgefesteten Überzeugungen abdrängen könnte. „Wu fang, wu fa“ — kein Fürst, kein Recht! — mit diesem uralten chinesischen Sprichwort leitete tränenden Auges ein greiser, hochangesehener Staatsmann im Pekinger Beratenden Ausschuß seine Rede ein, in der er die heillose Verwirrung des ganzen staatlichen Mechanismus unter den republikanischen Auspizien klagend darlegte, und seine Ausführungen, die auf eine verdeckte Befürwortung der Wiederherstellung der Monarchie hinausliefen, fanden keinerlei grundsätzlichen Widerspruch. Hand in Hand aber mit der Ernüchterung über die Segnungen der Revolution, die von den Radikalen in so glänzender Weise hingestellt wurden, geht ein Erwachen des früheren ritterlich-militärischen Geistes. Wenn das neue China vielleicht auch nicht bei der neuen Regierungsform beharren wird, so ist doch so viel schon heute sicher, daß in ihm, getragen von der Besorgnis um die Gefahren, die dem innerlich geschwächten Reich von außen drohen, die breite Woge eines neuen Patriotismus sich emporgehoben hat und von Tag zu Tag mächtiger anschwillt. Das Beispiel Japans wirkt. Der Rittersinn und Militarismus, der dort aus den Ideen des Lehnstaates, aus dem Pflichtenkodex des Jamato Damaschi und Buschido entstanden, soll im Reich der Mitte als allgemeines Volksgut aus den Idealen eines gesteigerten vaterländischen Gefühls, das in der Erinnerung an eine ruhmreiche Vergangenheit großer Ahnen seine Nahrung findet, entwickelt werden. Heute gibt es bereits kaum eine größere chinesische Stadt, in der nicht Bürgervereine auf eigene Faust militärische Übungen veranstalten, und in dem neuen Programm Tsaijüanpeis zur Reform des Schulwesens nimmt die Forderung soldatischen Drills der Jugend von den untersten Lehrstufen an eine erste Stelle ein. In einer der Flugschriften singt ein patriotischer Barde:

Auf, o Jünglinge!
Eilt zu den Fahnen alle!
Daß China stark werde,
Gilt es, Bürger stark zu machen.
Wo alle Waffen tragen, tragen müssen,
Ist des Landes Hoheit geschaffen!

Die Verse sind hölzern, triefen von unpoetischer Lehrhaftigkeit; aber der Appell an die Opferfreudigkeit aller für die Macht und Wohlfahrt des Staats, die Forderung allgemeiner



Wehrpflicht ist doch eine ganz neue Note erstarkten nationalen Bewußtseins, deren Klang in der Seele des Durchschnittschinesen noch vor zehn Jahren kaum das Schwingen einer gleichgestimmten Saite ausgelöst hätte — —

Die chinesische Revolution, die nicht etwa ihr Ende erreicht hat, sondern auf den ersten Stufen des dramatischen Prozesses steht, befindet sich gegenwärtig in dem Entwicklungsstadium, wo die tieferen seelischen Kräfte sich ans Licht drängen, gegeneinanderstoßen, die Katharsis vorbereiten, und diese Wendung läßt — das ist der Lichtblick im Dunkel der Umsturzbewegung — den Auftrieb von mancherlei wirklich lebensstarken, fest im Boden chinesischer Eigenart wurzelnden Energien erkennen, deren Neubefruchtung und Triumph China vor dem Schicksal der Türkei retten könnte, daß dem Aufgang des abendländisch-demokratischen Morgensonnenlichts alsbald das Abendrot des Verfalls folgte. Dr. Frhr. von Mackay



Heuchler unter den Tieren

Omnis homo mendax! Alle Menschen sind Lügner! Also heißt es bereits kurz und bündig im Psalm 116, 11. Die Verstellungskunst auf Kosten von Treu und Glauben ist demnach eine altehrwürdige, und die Tatsache, daß unsre Ahnen also auch nicht besser gewesen, als wir es sind, dürfte gewiß bei manchem ein Gefühl relativer Befriedigung hervorrufen.

Indes — es kommt noch besser. Der Mensch lügt und heuchelt nicht allein; auch das Tier tut's. In seiner „Sprache“ sowohl wie in seinen Handlungen offenbart sich in mannigfacher Weise seine Fähigkeit zur „Vorspiegelung falscher Tatsachen“, allwie man sich juridisch auszudrücken beliebt.

Der Täuschungswille und das Täuschungsvermögen bilden einen ganz besonderen Zweig der Intelligenz, und ihr Vorhandensein setzt immer eine höhere geistige Begabung voraus.

Das Tier heuchelt und lügt nach genau denselben Prinzipien wie der Mensch; einmal sucht es sich Vorteile zu erringen, zum andern strebt es, sich Nachteile zu ersparen, im Bewußtsein, daß ihm beides auf „geradem Wege“ schwer oder gar nicht möglich sein würde.

Die augenfälligsten Wahrnehmungen dieser Art machen wir natürlich an unsren Haustieren. Das Tier, das dem Kommando des Menschen untersteht, wird mehr oder minder gezwungen, seine eigenen Neigungen dem Willen seines Herrn unterzuordnen; je nach Art und Temperament des Tieres bringt dies erfahrungsgemäß Differenzen mit sich, die oft die Geduld des Dresseurs, oder richtiger, des Erziehers, bis aufs äußerste erschöpfen. Auch das Tier besitzt Individualität, auch das Tier besitzt einen Willen, und der vernünftige Mensch wird dieser Naturgabe Rechnung zu tragen haben, will er sich anders im Tier einen treuen Diener, nicht aber einen heuchlerischen Sklaven heranbilden.

Oft genug tritt aber selbst beim bestgezogenen Tiere der Fall ein, daß es einmal Neigungen verspürt, von denen es recht wohl weiß, daß sie sein Herr nicht billigt, denen es aber trotzdem nicht entsagen mag. Hier ist nun der Moment gekommen, wo die „List“, das Täuschungsvermögen, in Aktion tritt.

Vor Jahren besaß ich einen kleinen Hund von etwas schwer definierbarer Rasse, dessen Dichten und Trachten, gleich dem des menschlichen Herzens, böse von Jugend auf war. Dazu besaß er einen nie erlahmenden Tatendrang, dem besonders während meiner Abwesenheit die verschiedensten Gegenstände zum Opfer fielen. Selbstverständlich erteilte ich meinem „Jack“ daraufhin etliche Lektionen über Hundeanstand, und ich hatte auch die Freude, meine pädagogischen Auseinandersetzungen begriffen zu sehen. Allein ich sollte bald genug die Entdeckung

machen, daß „Jack“ sich durchaus nicht in ein Hunde-Ideal verwandelt hatte — er befriedigte vielmehr seinen Tatendurst nun im Verborgenen, so daß oft erst nach Tagen die Spuren seines Wirkens aufgefunden wurden.

Die kritische Beobachtung meines Hundes lehrte mich nach einiger Zeit physiognomische Resultate finden — bekanntlich ist für den scharfen Beobachter auch ein Hundegesicht sehr ausdrucksfähig!

Für gewöhnlich trug Jack eine äußerst frech-vergnügte Miene zur Schau, und meine Heimkehr pflegte er stets mit einer fast beleidigenden „Wurschtigkeit“ aufzunehmen. Anders war's, wenn er ein böses Gewissen hatte. Da konnte er sich anscheinend vor Wiedersehensfreude gar nicht beruhigen, und seine schmeichelnde Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen. Die ersten Male gelang es Jack ja auch, mich zu „belämmern“, dann aber wußte ich, daß dies heuchlerische Gebaren mich nur von der Durchsuchung der Wohnung abhalten sollte. Interessant war dann die Wandlung in Jacks Benehmen, sobald er sah, daß seine Schmeicheleien nicht verfingen. Dann legte er sich gewöhnlich in seinen Korb, um zu schlafen. Natürlich schlief er den bekannten Schlaf des Gerechten nur zum Schein, und hinter den Vorderpfötchen hervor verfolgten seine argwöhnischen Augen jede meiner Bewegungen. Sobald er aber merkte, daß ich mich der Stätte seiner Missetat näherte, sprang er plötzlich auf und suchte nun schmeichelnd und unter Zeichen tiefster Reue das dräuende Strafgericht abzuwenden oder doch wenigstens zu mildern.

Jack verfügte indessen noch über einen zweiten Trick. Er war ein Bummelgenie, und das hatte wenigstens insofern ein Gutes, als er sich dadurch schließlich an Stubenreinheit gewöhnte. Sehr bald aber benützte der Schlauhuber seine Bedürfnisse als Mittel zum Zweck; er heuchelte diese in so kurzen Fristen, daß man endlich stutzig wurde und Jacks Ausgänge fortan von „höherem“ Ermessen abhängig machte.

Der Pinscher eines Freundes wandte übrigens einen ähnlichen Kniff an, um sich „Urlaub“ zu verschaffen. Er pflegte plötzlich die Ohren zu spitzen, unter wütendem Gebell nach der Vorsaaltüre zu springen, um dadurch die Meinung zu erregen, daß sich draußen „was Verdächtiges“ herumtreibe. Wurde dann die Türe geöffnet, um die Ursache zu ergründen, so hatte der gerissene Pintscher seinen Zweck erreicht. Mit freudigem Kläffen entschlüpfte er durch den Türspalt, und bis er wieder kam, hatte es gute Weile. Von einem Verdachtserreger vor der Tür war natürlich niemals eine Spur!

Auch der Spitz meines Vaters, Fips, war ein Heuchler, und darunter hatte ich in meiner Kinderzeit manches zu leiden. Fips hielt sehr darauf, an unseren Ausflügen teilzunehmen, neigte aber zur Korpulenz und infolgedessen zur Bequemlichkeit. Darum empfand er den Heimweg stets als etwas sehr Unangenehmes, dem er sich jedoch auf eine höchst raffinierte Weise zu entziehen verstand. Er begann zu hinken. Wurde er dann teilnehmend gefragt: „Du hast wohl ein böses Pfötchen?“ dann zog er ein klägliches Gesicht, begann steinerweichend zu winseln, und das Ende vom Liede war, daß ich Unglückswurm alsdann Fips nach Hause tragen mußte. Einst aber brachte der Zufall Fipsens böses Trugspiel ans Licht. Als wir eben die heimischen Penaten erreicht, setzte ich erschöpft den zehnpfündigen Patienten auf die Erde; da kam gerade Nachbars Männe daher, und mit einem Male hatte Fips sein „krankes Pfötchen“ vergessen und tollte sogleich wie närrisch mit seinem Kumpan umher. — Seit jenem Tage ward Fipsens Hinken nicht mehr beachtet, und als er dies merkte, gab er's auch bald auf, den Kranken zu spielen.

Einen geradezu ans Menschliche streifenden Charakterzug aber besaß der Jagdhund Sylva eines befreundeten Herrn. Dieser war in Gesellschaft ein höchst liebenswürdiger, im Familienkreise aber ein sehr rauhbeiniger Herr. Sylva hatte nun herausgefunden, daß seine Zuneigungskundgebungen gegenüber der Familie seinem Herrn mißfielen. Er begann darum mit einemmal gegen sie Gleichgültigkeit, ja zuweilen sogar offene Antipathie zu zeigen, und

die Folge davon waren Belobigungen und Leckerbissen. Sobald sein Herr aber nicht zugegen war, benahm sich Sylva wie umgewandelt; da war er der liebenswürdigste Hund der Welt, und dies in so freudig-aufrichtiger Weise, daß unschwer zu erkennen war, daß er jetzt seiner Empfindung folgte, während er vorher aus Verstandesgründen seinem Herrn zu lieb Abneigung geheuchelt hatte. — Wer wollte hier wohl nur von „Instinkt" sprechen?

Ein wahres Lumpengenie aber war der Dackel eines Försters. Feldmann war von Natur sehr offensiv veranlagt; die Hochschule der Dressur hatte daran vieles geändert, aber nicht alles.

Viel Mühe hatte es besonders gekostet, ihn zu Schnurri, der Hauskatze, in ein leidlich gutes Verhältnis zu bringen. In Gegenwart seines Herrn zeigte er sich denn auch sehr verträglich, sobald er sich aber unbeobachtet glaubte, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, Schnurri eins auszuwischen.

Auch zur Familie Gockel schien Männe in gutem Einvernehmen zu stehen, und als von den zwölf Küchlein eines Tages drei fehlten, fiel der Verdacht auf Schnurri, in deren Korb man etliche Flaumfederchen entdeckte, — Beweis genug, um Schnurri daraufhin gehörig das Fell zu gerben.

Etliche Wochen waren vergangen, da war in einem unbewachten Augenblicke aus der Küche ein Schweinskotelett verschwunden, und seltsamerweise fand man beim Nachsuchen nach „Spuren" den abgenagten Knochen wiederum auf Schnurris Lagerplatz.

Des Försters Älteste behauptete indessen, Schnurri sei den ganzen Vormittag mit ihr im Garten gewesen, es müsse also „irgend jemand" der armen Schnurri einen bösen Streich gespielt haben. So wandte sie für diesmal das Strafgericht von ihrem Lieblinge ab, aber der Förster erklärte, das naschhafte Vieh müsse aus dem Hause.

Der Besuch eines Onkels, der Schnurri entführen sollte, stand bevor, und das Förstertöchterlein hatte daraufhin ihr Kätzchen verschwinden lassen; d. h. sie hielt es wohlverwahrt in ihrem Stübchen. — Schnurri war weg!

Und trotzdem! Eines Abends war außer Schnurri noch etwas anderes „weg", nämlich der sehr ansehnliche Rest einer Rehkeule.

Wiederum wurde kriminalistische Haussuchung gehalten, und diese zeitigte ein überraschendes Resultat: der abgenagte Knochen fand sich wiederum in Schnurris Korbe vor, der doch seit Tagen unbenützt stand!

Jetzt war der große Moment gekommen, wo sich bewahrheiten sollte, was der Dichter sagt

„Die Tugend siegt
Das Böse muß verderben."

Triumphierend erbrachte das Försterstöchterlein Schnurris Alibi, und logischerweise kam man alsbald auf die Vermutung, am Ende könne Feldmann der Missetäter gewesen sein.

Der Herr Förster machte kurzen Prozeß. Er rief Feldmann zu sich her und führte ihn an Schnurris Lager, wo noch immer der Knochen lag. Da begann Feldmann plötzlich kläglich zu winseln, und, den Schwanz einziehend, suchte er mit einem raschen Seitensprunge zu entweichen; — dies Benehmen war so gut wie ein offenes Geständnis! Aber des Försters nervige Faust war rascher als der Dackel, und nun ereilte ihn sein gerechtes Schicksal. Schnurri aber war gerächt und ihre Ehre wiederhergestellt!

Bei dieser Gelegenheit sei auch einmal der leider so verbreiteten und gedankenlosen Redensart vom „falschen" Katzengeschlecht entgegengetreten.

Die Katze, sofern sie von klein auf vernünftig behandelt wird, ist ihrem Herrn genau so treu wie ein Hund. Ihre „Falschheit" wird zumeist mit dem oft unvermuteten Gebrauch ihrer Krallen begründet; man bedenke aber, daß bei diesem so vielfach verhetzten und mißhandelten Tiere oft eine jähe, unbewußte Bewegung hinreicht, in ihm die Vorstellung zu erwecken, bedroht zu sein! Andererseits aber bringt auch harmloses Spiel die Katzenkrallen

in Tätigkeit, und es kann geschehen, daß sie wider Willen kleine Wunden hinterlassen. Zwischen Mensch und Katze waltet eben noch immer ein bedauernswertes Mißverstehen ob.

Keineswegs aber ist die Katze frei von Heuchelei; auch sie sucht ihre begangenen Unarten zu verbergen, auch sie strebt danach, verbotene Sonderinteressen möglichst ungesehen verfolgen zu können. Rechtsbegriffe und „Schuldbewußtsein" hat sie genau wie der Hund.

Mein Vater besaß z. B. (wie er erzählte) als Knabe eine „vogelrein" gezogene Katze; diese lebte mit etlichen frei im Zimmer umherfliegenden Singvögeln im tiefsten Frieden, und selbst die gelegentlichen Neckereien eines übermütigen Stares vermochten Mieze niemals, ihre gute Erziehung vergessen zu lassen. Anders jedoch verhielt sie sich im Garten. Sobald sie sich unbeobachtet glaubte, genierte sie sich durchaus nicht, ihrem Jagdtriebe die Zügel schießen zu lassen, doch brauchte sie stets die Vorsicht, etwaige Federreste sorglich zu verscharren. Einmal aber erwischte sie mein Vater dabei, wie sie gerade eine junge, tieffliegende Schwalbe mit der Pranke niederschlug. Bei dem nun ertönenden scharfen Zuruf schrak Mieze sichtlich zusammen, gleich darauf aber trollte sie gemächlich, mit unschuldsvoller Miene dem Hause zu, in der offensichtlichen Absicht, den Anschein zu erwecken, als stehe sie zu der am Boden liegenden Schwalbe nicht im mindesten in einem Zusammenhange. Die Schwalbe erwies sich übrigens als unverletzt und nur vom Schreck momentan betäubt; sie flog nach kurzem vergnügt von dannen.

Eben so schlau benahm sich auch eine zweite, halbwilde Katze, der man auf dem väterlichen Gutshofe Heimatsrechte gewährt hatte. Als man bemerkte, daß sie Familienmutter geworden, suchte man den Aufenthaltsort ihrer Kleinen zu erforschen. Umsonst! Die Schlaubergerin führte beharrlich alle Sucher irre und verlockte sie zu oft halsbrecherischen Partien über Planken, Gerüste und Holzstapelplätze hinweg, ohne daß aber je ein Erfolg erzielt ward. Erst gelegentlich eines starken Gewitters siegte die Mutterliebe über die Vorsicht, und die Katze brachte ihre Jungen in die Küche geschleppt, wo ihnen auch gern Obdach gewährt ward. Nach überstandener Gefahr trug die Katze ihre Kleinen jedoch gleich wieder fort, und dabei entdeckte man, daß sich die „Wiege" der kleinen Kätzchen dicht am Hause, hinter einem Holzstoß, befand. — Selbstverständlich tat man der besorgten Mutter den Gefallen und ignorierte diese Entdeckung.

Nun aber zu dem edelsten unsrer Haustiere — zum Pferd!

Am meisten kommt hier der Trick in Frage, Erschöpfung oder Krankheit zu heucheln. Ein Beispiel hierfür bietet der Braune „Fritz" eines Gutsbesitzers.

Fritz hatte dreimal pro Woche landwirtschaftliche Produkte nach der etwa drei Stunden entfernt liegenden Stadt zu befördern. Der Hinweg ging auch stets flott von statten, auf dem Heimwege aber begann Fritz stets an einer bestimmten Stelle zu lahmen, und jene Stelle befand sich etwa fünf Minuten vor der — „roten Schenke", die etwa den Mittelpunkt des Weges bildete. Wohl oder übel mußte sich der gefühlvolle Rosselenker dazu herbeilassen, zum Wohle seines „Fritz" in der Schenke eine längere Rast zu halten.

Als jedoch einst ausnahmsweise der Sohn des Bauern die Fahrt besorgte, kam Fritzens Heuchelei ans Licht. Der junge Mann beachtete nämlich das Lahmen des Pferdes nicht und fuhr an der „roten Schenke" vorbei. Und o Wunder! Etliche Minuten später gab Fritz sein Hinken auf!

Der kleine Vorfall wurde damals viel belacht, und Fritz hieß seitdem nie anders, als „der Komplize" seines Herrn.

Ein anderes heuchlerisches Pferdesubjekt war „Fatma", die zierliche Rappstute eines Reitlehrinstitutes. In Gegenwart des Lehrmeisters benahm sich Fatma stets untadelhaft sanftmütig und gehorsam; wehe aber dem arglosen Reitstudenten, der sich verlocken ließ, auf Fatma einen Renommierspazierritt zu wagen. Eine Viertelstunde nach dem Abreiten hatte er sich mit apodiktischer Gewißheit von seinem Gaule getrennt! Wie das zugegangen, wußte er später natürlich nicht zu sagen, denn die tückische Fatma pflegte mit Blitzesschnelle zu „arbeiten". Nicht zufrieden mit der Niederlage ihres Reiters, ließ sich Fatma, die sonst während

des Sattelns und Aufsitzens doch stets so musterhaft „fromm“ war, aber um keinen Preis ein erneutes Aufsitzen gefallen, und so blieb dem unglücklichen Reiter denn nichts anderes übrig, als sein triumphierendes Roß per pedes apostolorum nach Hause zu führen, wo er zum Schaden auch noch den Spott der Stallbediensteten einstecken mußte. Erst nach Jahren ward Fatmas Heuchelei und Tücke entdeckt, und dann ermangelte man natürlich nicht, energisch ihre Tücke und Heuchelei zu bekämpfen.

Wenn hier aber nun einmal von Lug und Trug der Tierwelt die Rede ist, soll nicht vergessen sein, auch den Altmeister animaler List, Meister Reinecke, zu erwähnen.

Man könnte schier ein Büchlein über seine unendlich vielseitigen trügerischen Manöver schreiben, doch ist es ja bereits sattsam bekannt, daß Reineckes Intelligenz immer neue Tricks auf dem Repertoire hat, wenn es gilt, sich scheinbar harmlos an seine Beute heranzupürschen, oder den verfolgenden Weidmann oft noch im letzten Augenblick um den Sieg zu prellen. Hier nur zwei kurze Berichte:

Ein junger, frisch eingefangener Fuchs war interimistisch in einer alten Taubenvoliere einquartiert worden. Reinecke ging sogleich an eine genaue Inspizierung seines Quartiers und machte plötzlich an einer Stelle halt, die einen ausgebesserten Defekt aufwies. Dann aber trabte er scheinbar gleichgültig weiter und legte sich nach kurzem auf das Heulager zum Schlafen nieder. Ein schlafender Fuchs wirkt natürlich auf die Länge der Zeit sehr langweilig, und darum entfernten sich auch schließlich seine Beobachter.

Als sie nach einer Stunde zurückkehrten, war Meister Reinecke verduftet! Bei näherem Hinsehen aber ergab sich, daß er an eben jener flüchtig ausgebesserten Stelle ausgebrochen war und daß man sich von seiner scheinbaren Schicksalsergebenheit hatte übertölpeln lassen.

Ein weiteres Fuchsstücklein erzählte ein Herr aus dem Zschopautale wie folgt:

Ich mußte die unangenehme Erfahrung machen, daß meinem Hühnerbestande auch ein Fuchs sein geneigtes Interesse zugewandt hatte; trotz der besten Fallen und der verlockendsten „Witterung“ fiel es dem Burschen aber gar nicht ein, sich fangen zu lassen. Schließlich setzte ich mich mit dem Jagdinhaber ins Einvernehmen, lieh mir den Hund eines befreundeten Nimrods und zog auf die Fuchspürsch.

Direkt hinter meinem freigelegenen Grundstück dehnte sich ein ansehnlicher Streifen Wiesenland, der bis zum nahen Walde führte, über dieses Gebiet hinweg führte mich der Hund zuversichtlich bis zu einer steinigen, hügeligen Waldblöße, an deren westlicher Seite ein seichtes Wässerlein talwärts rann. Der Marsch hatte ungefähr eine knappe Stunde gedauert, nun blieb der Hund plötzlich stehen und stieß ein ärgerliches Winseln aus. Es war offensichtlich, daß hier seine Kunst zu Ende war. Ich suchte eingehend das ganze Terrain ab, aber der Hund hatte für meine Bemühungen nur einen mitleidigen Blick; er wußte, daß hier kein Resultat zu finden war.

Zufällig begegnete mir auf dem Rückwege der alte Königliche Oberförster, dem ich mein Leid klagte und der schließlich den Vorschlag machte, nach dem steinigen Hügel zurückzukehren. Dort angekommen, blieb sein Blick sogleich auf dem seichten Wässerlein haften, und lachend rief er:

„Na, der Halunke ist eben im Wasser gelaufen, um seine Fährte zu verdecken! Wir werden oberhalb des Hügels das Wasser abdämmen, und dann wett' ich hundert gegen eins, daß wir alsdann ‚errötend seinen Spuren‘ folgen können.“

Der alte Weidmann hatte recht. Zwei Tage später waren wir so glücklich, dem Erzschelm Reinecke einen unerwünschten Besuch abzustatten, bei dem nicht bloß er, sondern zwei hoffnungsvolle Fuchssprößlinge das Leben lassen mußten. Wo aber lag die Villa Reineckes? Kaum zehn Minuten von meinem Grundstücke entfernt! So hatte also der vierfüßige Ränkeschmied einen täuschenden Umweg von zirka einer Stunde nicht gescheut, um nur ja vor den „dummen Menschen“ recht sicher sein zu können. —

Das Bestreben, ihre Wohnstätten geheim zu halten, ist übrigens den Tieren fast allgemein eigen, und selbst der sehr wenig intelligente Hase versucht durch irreführende Seitensprünge den Feind über den Ort seines Nestes bzw. Lagers im unklaren zu lassen.

In ähnlicher Weise wie die Säugetiere wissen auch die Vögel ihre Horste und Nester zu verbergen; auch sie beschreiben oft weite Umwege, ehe sie den Flug ins Heim wagen, und demselben Vorsichtsprinzip entspringt auch die Gepflogenheit vieler, die Extremente ihrer Sprößlinge nach einer entfernten Stelle zu tragen. Ich habe selbst ein Drosselweibchen beobachtet, wie es den Moment der „Erleichterung" seitens seiner Jungen derart geschickt abpaßte, daß es die Losung stets mit dem Schnabel auffing, um sie alsdann sofort wegzutragen. Wenn man bedenkt, wie peinlich sauber die Vögel stets ihre Schnäbel halten, so muß man ihnen diese sicherlich etwas undelikate Art des Düngerexportes um so höher anrechnen.

Auch führende Wildhennen sind um ein Täuschungsmittel nicht verlegen, sobald es gilt, ihre noch unbeholfenen Kleinen vor Gefahr zu retten. Sie stellen sich verwundet, zeigen sich mit schleppendem Flügel und suchen unter jämmerlichem Geschrei anscheinend schwerfällig zu entkommen. Dem unerfahrenen Menschen dünkt es ein leichtes, sich des kranken Huhnes zu bemächtigen, er läßt sich zur Verfolgung verleiten, immer weiter und weiter, bis plötzlich das „kranke" Tier mit einem hellen Triumphgeschrei die Flügel spannt und heil und gesund davonfliegt. — Die Wildhenne hat ihn überlistet und ihn durch dieses Manöver von dem Orte entfernt, wo ihre Kleinen saßen!

Einen weiteren Beitrag zu meinem Thema lieferte mir vor Jahren eine Amsel, welche sich in einem engmaschigen Wein-Schutznetze gefangen hatte und nun ihrer Angst durch helles Zetergeschrei Luft machte. Als ich mich jedoch näherte, die traubenlüsterne Gefangene zu befreien, verstummte nicht nur plötzlich ihr Geschrei, sondern sie hing auch mit einemmal matt, anscheinend sterbend, im Maschenwerke.

Nachdem ich sie vorsichtig daraus gelöst, legte ich sie auf die flache Hand, um nach etwaigen Verletzungen zu suchen, — brrr — da war im nächsten Augenblick meine „Scheintote" unter lautem Gezwitscher ins Reich der Lüfte entschwunden! Sie hatte mich also durch ihre Verstellung offenbar nur zu größerer Sorglosigkeit verleiten wollen, um dadurch um so leichter entweichen zu können.

Wer übrigens zahme Waldvögel im Zimmer hält, wird tagtäglich Gelegenheit haben, die Schlauheit seiner kleinen Lieblinge zu beobachten; Zeisig, Rotkehlchen und Star, vor allem aber das frech-drollige Geschlecht der „Jakobe" verstehen gar meisterlich, ihren Herrn hinters Licht zu führen, wenn es gilt, sich einen unerlaubten Genuß zu verschaffen. Hierüber Einzelheiten anzuführen, würde jedoch schier ins Uferlose führen, und es kann darum dem tierfreundlichen Leser nur empfohlen werden, durch eigenes Beobachten auf diesem dankbaren Felde Erfahrungen einzusammeln. Das Stündlein Zeit, das er dazu opfert, wird ihn sicher nicht gereuen!

Selbst in der nieder organisierten Insektenwelt wird die Täuschungsfähigkeit angetroffen, und hier zwar ausschließlich als Hilfsmittel zur Selbsterhaltung. Die kleinen Sechsfüßler pflegen sich, sobald sie keinen anderen Rettungsweg mehr sehen, einfach tot zu stellen, wohl wissend, daß ihre nimmersatten Gegner, die Vögel, ihre „Braten" nur bei lebendigem Leibe zu verzehren pflegen. Was nicht krabbelt, wird von ihnen verschmäht. — Einer der hartnäckigsten „Scheintoten" aber ist der kleine, schwarze Käfer, welcher unter dem Namen „Dickkopf" im Volke bekannt ist. Dieser kleine Wicht kann stundenlang den Toten spielen, und wissenschaftliche Versuche haben ergeben, daß er sich sogar Fühler und Beine amputieren läßt, ohne irgendwelches Zeichen von Leben dabei zu verraten.

Wo immer wir also auch mit dem Studium des animalen Geisteslebens beginnen, es ist ein Gebiet, auf dem es wohl einen Anfang, aber so bald nicht ein Ende gibt.

Fr. Hornig



Ist eine Lex Parsifal — möglich?

Man sollte meinen, daß der Frage, ob eine Verlängerung des Parsifalschutzes stattfinden soll, doch die andere vorangehen müßte: ob sie überhaupt stattfinden kann. Kann — ohne daß ein ganz unmöglicher Rechtszustand geschaffen würde. Es ist das Verdienst des Reichstagsabgeordneten Justizrats Dr. Junck, nach allen Seiten hin die bestehenden Rechtsgrundlagen festgestellt zu haben, auf denen sich doch eine „Lex Parsifal“ ebensogut wie jede andere „Lex“ aufbauen müßte. Wie ist nun diese bisher so stiefmütterlich übersehene Rechtslage? Im „Tag“ führt Justizrat Dr. Junck darüber aus:

Über die Dauer des Urheberrechtes bestimmt das geltende Reichsgesetz, betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst, von 1901 in § 29:

„Der Schutz des Urheberrechts endigt, wenn seit dem Tode des Urhebers dreißig Jahre und außerdem seit der ersten Veröffentlichung des Werkes zehn Jahre abgelaufen sind.“

Für den „Parsifal“ kommen nur die dreißig Jahre nach dem Tode Richard Wagners in Betracht, da dieses Werk noch zu seinen Lebzeiten und unter seinem Namen veröffentlicht worden ist. Und zwar erschienen und aufgeführt, so daß die wohl aufgeworfene Frage, ob zur „Veröffentlichung“ die bloße Aufführung genügt, hier ganz dahingestellt bleiben kann. Da Richard Wagner am 13. Februar 1883 gestorben ist, wird der „Parsifal“ nebst den anderen Wagnerschen Werken mit dem Ablaufe des Jahres 1913 frei, d. h. seine Werke können dann überall und von jedem ohne Erlaubnis seiner Erben tantiemefrei gedruckt und aufgeführt werden.

Die dreißigjährige Schutzfrist (dreißig Jahre vom Tode ab, das Todesjahr nicht mitgerechnet; vgl. § 34 des Reichsgesetzes von 1901) ist bekanntlich bei den Beratungen des Gesetzes lebhaft umstritten worden. Schon damals wurde angeregt, daß die Frist fünfzig Jahre dauern solle (sog. Lex Cosima). Der Reichstag hat sich für die kürzere Frist von dreißig Jahren entschieden und auch den § 33 des Regierungsentwurfes abgelehnt, wonach wenigstens die ausschließliche Aufführungsbefugnis fünfzig Jahre betragen sollte. Die Schutzfrist ist also einheitlich für Vervielfältigung, Verbreitung und Aufführung, und zwar ist diese Einheitlichkeit vom Gesetzgeber unter Ablehnung jeder Unterschiedlichkeit ausdrücklich gewollt. Das muß besonders betont werden, weil die Vorschläge des „Hauptausschusses pp.“ offenbar darauf hinauslaufen, wenigstens das ausschließliche Aufführungsrecht für „Parsifal“ und ähnliche Werke auszudehnen (natürlich mit dem Ziele und Erfolge, daß dann der „Parsifal“ für Bayreuth isoliert würde), es im übrigen aber, d. h. namentlich in Ansehung der Verwertung im Musikalienbuchhandel, bei der dreißigjährigen Schutzfrist zu belassen.

Die Frage der Schutzfrist ist im Jahre 1909 im Reichstage wieder aufgetaucht, als die Revidierte Berner Übereinkunft vom 13. November 1908 dem Reichstage zur Genehmigung vorgelegt wurde. Persönlich habe ich damals darauf hingewiesen, daß die „Übereinkunft“ die Schutzfrist grundsätzlich auf fünfzig Jahre nach dem Tode bemesse, und daß von den Konventionsländern bis jetzt nur das Deutsche Reich, die Schweiz und Japan bei dreißig Jahren verblieben seien, mit der eigentlich selbstverständlichen Folge, daß z. B. der deutsche Autor auch in den Ländern mit fünfzigjähriger Schutzfrist nur dreißig Jahre Schutz genieße: es empfehle sich deshalb wohl, daß nunmehr auch das Deutsche Reich zur fünfzigjährigen Frist übergehe. Allein dieser Gedanke fand keine Gegenliebe, und als das deutsche Reichsgesetz zur Ausführung der Revidierten Berner Übereinkunft beraten wurde, sprachen sich fast alle Redner für die Beibehaltung des dreißigjährigen Schutzes in Deutschland aus. Ein Antrag, daß Bühnenwerke und Werke der Tonkunst eine Schutzfrist von fünfzig Jahren nach dem Tode des Urhebers genießen sollten, wurde gegen eine ganz kleine Minderheit abgelehnt. Übrigens haben in den Jahren 1909 und 1910 alle Redner eine Spezialgesetzgebung zugunsten eines bestimmten Urhebers oder gar eines seiner Werke abgelehnt.

Deshalb denkt auch jetzt wohl niemand an ein eigentliches Spezialgesetz, etwa zugunsten des „Parsifal" allein oder aller Wagnerschen Werke. Zweifellos würde auch ein solches Spezialgesetz weder auf die Konventionsländer noch auf Österreich einen Einfluß haben. Im Auslande wird man immer nur denjenigen Schutz anerkennen, der in Deutschland jedem Urheber und jedem Werke gewährt wird, einen Schutz, dessen also auch der Ausländer teilhaftig werden kann. Nur diejenige deutsche Schutzdauer wird im Auslande respektiert, die jeder Ausländer in Deutschland genießen kann (Grundsatz der Gegenseitigkeit im Mindestmaß des Schutzes, vgl. Art. 7 Abs. 2 der Rev. Berner Übereinkunft). In unseren Sonderverträgen mit Frankreich, Italien, Belgien wird ebenfalls immer vorausgesetzt, daß die in Betracht kommenden Rechte nicht nur ausnahmsweise einer Person, sondern daß sie allen Angehörigen eines Landes zustehen. Mit einem Spezialgesetz für „Parsifal" oder Wagners Werke überhaupt würde also nur der Erfolg erreicht werden, daß diese Werke in Deutschland nicht frei werden, während das Ausland um uns herum, insbesondere Österreich und Frankreich, aufführen können, was und soviel sie wollten. Die bis jetzt bekannt gewordenen Vorschläge zum Schutze des „Parsifal" wollen deshalb auch eine eigentliche Sondergesetzgebung vermeiden. Neuerdings taucht der Gedanke auf, jedem Urheber die Möglichkeit zu geben, ein Werk, obwohl es im Musikalienbuchhandel erschienen, also veröffentlicht worden ist, trotzdem für sich, seine Erben usw. zur ausschließlichen bühnenmäßigen Aufführung vorzubehalten. Eine derartige Teilung des Urheberrechtes ist wiederum dem Auslande gegenüber unmöglich. Wenn das Werk einmal „erschienen" — nicht etwa nur „aufgeführt" — ist, gilt es für den internationalen Verkehr als veröffentlicht, worauf in Art. 4 Abs. 4 der Rev. Berner Übereinkunft ausdrücklich hingewiesen ist.

Der Aufruf des „Hauptausschusses" will ebenfalls das Odium der Sondergesetzgebung vermeiden. Man wünscht ein Gesetz in allgemeinster Form, welches alle Werke schützt, deren Inhalt ihre Aufführung an einer einzigen, hierfür besonders geeigneten Stelle „erstrebenswert" macht. Natürlich ist damit immer der „Parsifal" gemeint. Zunächst ist ein derartiger Gedanke legislatorisch gar nicht verwertbar, da es vollkommen an der Instanz fehlen würde, die zu bestimmen hätte, ob der Inhalt des Werkes die Isolierung der Aufführung an einer einzigen Stelle „erstrebenswert" macht. Ob und wann dies der Fall ist, darüber wird eben immer der Streit gehen, wie just beim „Parsifal". Vor allem aber wird auch hier wieder jede Rücksicht auf die internationale Rechtslage außer acht gelassen. Das ist bedauerlich und auffallend. Man kann unsere Rechtsbeziehungen zum Ausland nicht mit billigen Redewendungen abtun. Beim Urheberrecht muß eben Rücksicht auf das Ausland genommen werden. Dieses Rechtsgebiet ist seiner ganzen Natur nach international, und es ist eigentlich unbegreiflich, wie man hier an eine deutsche Gesetzgebung denken kann, ohne sich klar vorzustellen, wie es dann mit dem Schutze im Auslande aussehen wird.

Wie stehen wir urheberrechtlich zum Auslande?

1. Das Deutsche Reich ist Verbandsland der Berner Übereinkunft;

2. mit drei Verbandsländern, nämlich mit Frankreich, Belgien und Italien, bestehen außerdem noch Sonderverträge;

3. Sonderverträge bestehen endlich mit zwei Nicht-Verbandsländern: Österreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Nun haben alle Verbandsländer, wie schon oben hervorgehoben — ausgenommen wir selbst, Schweiz und Japan — die fünfzigjährige Schutzfrist nach dem Tode. Selbstverständlich aber genießen unsere Autoren auch in den Verbandsländern nur den deutschen dreißigjährigen Schutz. Selbstverständlich: denn auch die z. B. französischen Werke werden bei uns nur dreißig Jahre nach dem Tode ihrer Urheber geschützt. Übrigens steht dies ausdrücklich in dem schon oben erwähnten Artikel 7 Absatz 2 der Rev. Berner Übereinkunft. Daran wird auch durch die Sonderverträge mit drei Verbandsländern nichts geändert. Frankreich und Belgien



haben die regelmäßige fünfzigjährige Schutzfrist post mortem. In Italien und auch in den Vereinigten Staaten gelten besondere Schutzfristen, und der Vergleich mit den deutschen ist nicht ganz einfach. Länger als dreißig Jahre post mortem würden aber deutsche Werke auch dort keinesfalls Schutz genießen.

Ebenso sind aber die Werke deutscher Autoren in Österreich-Ungarn nur dreißig Jahre post mortem geschützt, und zwar hier deswegen, weil Österreich-Ungarn, das übrigens leider nicht zur Berner Übereinkunft gehört, in seiner eigenen Gesetzgebung nur den dreißigjährigen Schutz kennt. Hieraus ergäben sich im Falle einer etwaigen Verlängerung des deutschen Schutzes folgende Ungereimtheiten:

Gesetzt, wir gingen zur fünfzigjährigen Schutzfrist über, so würde sich der Schutz des „Parsifal" nicht nur im Deutschen Reiche, sondern auch in den Verbandsländern — außer Schweiz und Japan — bis zum Ablaufe des Jahres 1933 verlängern. Bis dahin könnte „Parsifal" namentlich in Paris und Brüssel nicht ohne Genehmigung der Wagnerschen Erben aufgeführt werden. Wohl aber würde er trotzdem mit dem Ablaufe des Jahres 1913 in der Schweiz (Japan kann wohl außer Betracht bleiben!) und Österreich-Ungarn frei für alle dortigen Bühnen. Man würde ihn dann bei uns noch zwanzig Jahre nur in Bayreuth und nicht an den Hoftheatern von München, Berlin, Dresden usw., wohl aber andererseits in Wien sehen und hören können! Würde sich die Wiener Hofoper den „Parsifal" entgehen lassen, etwa in Erwiderung unserer „Nibelungentreue" auf anderen Gebieten? Kaum.

Und nun wäre ja — abgesehen von der räumlichen Unvollkommenheit einer solchen Maßnahme — den „Parsifal"-Schutzschwärmern mit einer Verlängerung um zwanzig Jahre nicht einmal gedient! Sie wollen die Isolierung des „Parsifal" in Bayreuth für immer! Und zwar, wie gerne anerkannt werden mag, aus Gründen, die wohl etwas unklar sein mögen, aber doch ethischer, ernster Natur sind. Das wäre aber gegenüber keinem ausländischen Staate zu erreichen, und mit dem Ablaufe des Jahres 1933 würde der „Parsifal" auch in Frankreich und Belgien unaufhaltsam und unwiderruflich frei! Würden wir ein Schutzgesetz im Sinne des „Hauptausschusses", also ohne jede zeitliche Beschränkung erlassen, so würde nach Ablauf des Jahres 1933 der „Parsifal" in Deutschland zwar nur zu Bayreuth und nicht an unseren, am ehesten dazu geeigneten großen Bühnen, ringsherum aber an allen großen und kleinen Bühnen des Auslandes aufgeführt werden; und wem Bayreuth etwa zu teuer wäre, der könnte sich nach Prag, Brünn, Zürich, Brüssel usw. wenden.

Im vorstehenden ist von dem Falle ausgegangen, daß wir etwa durch eine Änderung des § 29 unseres Reichsgesetzes die fünfzigjährige Schutzfrist für das Deutsche Reich einführten. Damit würden wir zwar nicht gegenüber der Schweiz und Österreich-Ungarn, aber doch wenigstens gegenüber den Hauptländern der Berner Übereinkunft, zwar nicht auf immer, aber doch wenigstens auf weitere zwanzig Jahre den „Parsifal" für Bayreuth retten können. Gar nichts würde aber gewonnen, und zwar weder gegenüber den Hauptländern der Berner Übereinkunft noch auch nur auf weitere zwanzig Jahre, wenn ein Gesetz im Sinne des Hauptausschusses — nämlich zum Schutze von Werken, deren Inhalt ihre Aufführung an einer einzigen, hierfür besonders geeigneten Stelle „erstrebenswert" macht — oder gar ein „Parsifal"-Sondergesetz erlassen würde. Denn bei der für das internationale Recht geradezu begriffsnotwendigen Wechselbeziehung würden wir durch eine solche Gesetzgebung, die z. B. für französische Werke mangels entsprechender französischer Gesetzgebung ohne jede Wirkung sein würde, gegenüber dem Auslande gar nichts erreichen, auch nichts gegenüber den Hauptländern der Berner Übereinkunft bis zum Jahre 1933. Also eine ganz nutzlose und schon darum widersinnige Gesetzgebung. Ich fasse zusammen:

1. Abzulehnen ist jede Sondergesetzgebung im engeren Sinne, eine eigentliche „Lex Parsifal". Sie würde der einmütigen Haltung des Reichstages widersprechen und — wenn

sie trotzdem vorgenommen werden sollte — eben nur für das Deutsche Reich, nirgends im Auslande gelten.

2. Abzulehnen ist jede Sondergesetzgebung im weiteren Sinne, d. h. in der vom Hauptausschuß vorgeschlagenen „allgemeinsten Form“. Der Begriff des „Erstrebenswerten“ ist legislatorisch nicht verwertbar. Außerdem würde die unterschiedliche Teilung in „Aufführung“ und „sonstige Verwertung“, weil sie der Berner Übereinkunft fremd ist, keine Wirkung im Auslande haben: ein einmal erschienenes Werk gilt nach Art. 4 Abs. 4 der Rev. Berner Übereinkunft als veröffentlicht und wird im Konventionsausland nach Ablauf der Schutzfrist auch für die Aufführung frei, ohne daß daran durch inländische Gesetzgebung etwas geändert werden könnte. Keinesfalls würde der vom Hauptausschusse gewünschte Vorbehalt des Aufführungsrechtes für bestimmte Orte im Auslande länger als fünfzig Jahre post mortem wirken.

3. Abzulehnen ist eine Ausdehnung des ungeteilten Verwertungsrechtes über fünfzig Jahre hinaus. Eine Wirkung gegenüber dem Auslande würde sie nicht haben. Außerdem darf hier auf die oft erörterten, tiefer liegenden, nationalen, allgemein ethischen und kulturellen Gründe verwiesen werden, die das endliche Freiwerden der Werke des Geistes in angemessener Frist, als deren denkbar längste nun einmal die fünfzigjährige post mortem international anerkannt ist, erheischen.

4. Abzulehnen ist endlich auch der Gedanke, daß die deutsche Gesetzgebung jetzt noch — den Hauptländern der Berner Übereinkunft folgend — die Schutzfrist (ungeteilt für Aufführung und sonstige Verwertung) auf fünfzig Jahre post mortem ausdehnen möchte. Dies würde:

a. dem vom Reichstage und den verbündeten Regierungen eingenommenen Standpunkte, wonach man eben bewußt bei dreißig Jahren blieb, widersprechen;

b. speziell für den „Parsifal“ nichts nützen, da damit nur den Hauptländern der Berner Übereinkunft gegenüber etwas erreicht wäre, auch hier nur bis Ende 1933, gar nichts aber gegenüber der Schweiz und Österreich. Der Zustand, daß der „Parsifal“ den deutschen Hoftheatern verschlossen bliebe, dagegen für Wien frei würde, wäre absurd ...

Zu allem Überflusse eine Erwägung allgemeiner Natur: Es kann nicht ausbleiben, daß die lebhafte und verwickelte Gesetzgebung der modernen Zeit hier und da zu einer Unstimmigkeit oder Unbilligkeit führt. Es wäre unerträglich, wenn man in solchen Fällen allemal zur Sondergesetzgebung greifen wollte. Was dem „Parsifal“ billig, ist anderen Fällen recht. Ganz gerecht ist kein Gesetz. Wo es im Einzelfalle unbequem wirkt, müssen Verkehr, Sitte, freiwillige Unterwerfung unter das, was als gerecht gilt, abhelfen. Den Gesetzgeber soll man in Ruhe lassen.

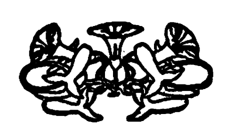
Kaiser Wilhelm II. über seine Gymnasialzeit

Gleich nach seiner Thronbesteigung leitete der Kaiser mit der am 4. Dezember 1890 eröffneten Schulkonferenz eine Reform der höheren Schulen ein. Die bitteren Erfahrungen, die er selbst während seiner Gymnasialzeit gemacht hatte, trieben ihn dazu. In seinem kürzlich (bei Ernst Hofmann) erschienenen Buche „Wilhelm II. 25 Jahre Kaiser und König“ begründet Professor Paul Meinhold diesen inneren Zusammenhang. Der Kaiser erinnert sich in der Rede, mit der er die Schulkonferenz eröffnete, jener Tage, da „der Notschrei der Eltern und Familien laut wurde, daß es nicht so weitergehen könne“. Die Schüler mußten damals die Stundenzahl der häuslichen Arbeiten jeden Tag aufschreiben, und es kamen für die Abiturienten 6½ bis 7 Stunden heraus. „Rechnen Sie dazu die 6 Stunden Schule, 2 Stunden Essen, dann können Sie ausrechnen, was von dem Tag übrig geblieben ist. Wenn ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, hinaus- und hineinzureiten, und noch sonst etwas

mich in der Freiheit zu bewegen, dann hätte ich überhaupt nicht gewußt, wie es in der Welt aussieht.“ Fast leidenschaftlich aber brechen diese hier nur gedämpften Töne aus einem Briefe hervor, den Prinz Wilhelm am 2. April 1885 an einen früheren Schulkameraden richtete:

„Endlich hat sich doch mal einer gefunden, der energisch gegen das verknöchertste aller Systeme vorgeht, das aufs beste geeignet ist, den Geist zu töten. Ihre Ausführungen unterschreibe ich Wort für Wort. Glücklicherweise habe ich mich zweiundeinhalbes Jahr hindurch aus eigener Erfahrung von der Schädigung überzeugen können, die man unserer Jugend beibringt. Um nur einige Beispiele anzuführen: Von 21 Unterprimanern, aus denen unsere Klasse bestand, trugen 19 Brillen und 3 von ihnen mußten noch einen Kneifer auf die Brille setzen, wenn sie bis an die Wandtafel sehen wollten. Homer, der herrliche Dichter, in den ich rein vernarrt war, Horaz, Demosthenes, dessen Reden jedermann begeistern müssen, wie wurden sie erklärt? Mit Begeisterung für Kampf und Waffen und für Naturschilderungen? Gott behüte! Mit dem Skalpell des Grammatikers, des fanatischen Philologen wurde jedes Satzglied abgehackt und kunstgerecht zerlegt, bis man das Vergnügen hatte, das Gerippe zu entdecken ... Weinen könnte man darüber. Die griechischen oder lateinischen Aufsätze (ein hirnverbrannter Unsinn!), wieviel Mühe haben sie nicht gekostet! Und was für Leistungen kamen zutage! Hätte Horaz sie gelesen, er hätte, glaube ich, vor Entsetzen den Geist aufgegeben! Von dieser Dummheit befreie man uns! Einem solchen Unterricht Krieg bis aufs Messer. Mit diesem System erreicht man nur, daß unsere Jugend die Syntax, die Grammatik der alten Sprachen besser kennen lernt als die ‚alten Griechen‘ selbst; daß sie die Generale, die Schlachten und die Stellung der Truppen in den Kämpfen der punischen Kriege oder des Mithridates auswendig weiß, daß sie aber nicht kennt die Schlachten des Siebenjährigen Krieges, geschweige denn die modernen Kriege von 1866 und 1870, die man noch nicht ‚gemacht‘ hat. Was dagegen den Körper betrifft, so bin ich unbedingt der Ansicht, daß der Nachmittag immer frei sein sollte. Das Turnen sollte eine Belustigung für die Jugend sein. Rennbahnen mit Hindernissen, über die man klettern müßte, wären zweckmäßig ... Statt der stumpfsinnigen ‚Klassenspaziergänge‘ mit eleganten Stöckchen, schwarzen Jacketts und einer Zigarre ein Trainiermarsch mit einem bißchen Felddienst, selbst wenn er in eine förmliche Schlacht überginge. Allein unsere Primaner (und wir waren leider nicht anders) sind viel zu blasiert, um sich den Rock auszuziehen und sich herumzubalgen. Was aber kann man von solchen Menschen erwarten? Daher Krieg diesem System bis aufs Messer! Ich bin bereit, Sie in ihren Bestrebungen zu unterstützen ...“

Man kann sich ja nun sachlich dazu stellen, wie man will, — es ist ja auch inzwischen vieles besser geworden. Aber seine Freude hat man doch an dieser herzerfrischenden „goldenen Rücksichtslosigkeit“. Nein, nein, Bülow hatte schon recht: „Der Kaiser ist kein Philister.“ Und ist offenbar nie einer gewesen. Gr.





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Heilkunst und Philosophie

(Vgl. XIV. Jahrg., Heft 6 u. 12)

Zwei Ärzte, Herr Dr. K. Strünckmann und Herr Dr. H. Orth, haben sich über diesen Gegenstand in verschiedenem Sinne geäußert: mag es einem Vertreter der Philosophie gestattet sein, ebenfalls das Wort zu nehmen.

Nicht allen Einzelheiten in den Ausführungen von Herrn Strünckmann kann ich beistimmen; auch vermag ich nicht aus eigener Erfahrung zu entscheiden, ob wirklich die heutige medizinische Wissenschaft, wie sie auf den Hochschulen gelehrt wird, so ganz überwiegend auf rein mechanistischer Grundlage beruht und die psycho-biologische (neu-vitalistische) Betrachtungsweise ablehnt oder gar totschweigt.

Was freilich Herr Orth zur Abwehr dieser Kritik der Schulmedizin darlegt, das scheint mir sehr anfechtbar zu sein. Er setzt die „mechanistische“ Grundlage der Medizin ohne weiteres gleich: „der sicheren Grundlage der Erfahrung und des Versuches“. Das ist durchaus ungerechtfertigt. Die Grundlage der Erfahrung und die experimentelle Methode darf freilich die Medizin, sofern sie empirische Wissenschaft ist, nicht verlassen. Aber das hat auch Herr Strünkmann nicht gefordert. Wogegen er ankämpft, ist die Alleinherrschaft einer T h e o r i e, nämlich der mechanistischen Erklärung der Lebensvorgänge. Es liegt ihm wie den Neo-Vitalisten völlig fern, Erfahrung und Experiment gering zu schätzen oder Tatsachen durch luftige Spekulationen zu ersetzen.

Erkenntnistheoretisch betrachtet ist der biologische Mechanismus eben nicht eine „Tatsache“, sondern eine „Theorie“ zur Erklärung von Tatsachen. Da sich aber diese Theorie in steigendem Maße als unzureichend zur Erklärung der Tatsachen des L e b e n s herausgestellt hat; da sich gezeigt hat, daß das Werden und Wachsen, die Anpassungen und Selbstheilungen der Lebewesen nicht restlos auf physikalische und chemische Kräfte zurückgeführt werden können, so verlangen eben die Neovitalisten, daß zur Erklärung der Organismen und ihres Lebens auch n i c h t - mechanische Faktoren, insbesondere zweckvoll wirkende p s y c h i s c h e Kräfte, hypothetisch angenommen werden. Nennt man jedes Hinausgehen über die wahrnehmbaren Tatsachen, jede hypothetische Annahme von gesetzmäßig wirkenden Kräften zur Erklärung der Tatsachen „Spekulation“, so ist die „mechanistische“ Theorie nicht minder Spekulation wie die „vitalistische“; denn auch die chemischen und physikalischen „Kräfte“ sind nicht selbst wahrnehmbar, sondern sie sind auf Grund der beobachteten Tatsachen hypothetisch angenommen. Übrigens wird jeder besonnene Vertreter des Neo-Vitalismus die mechanistische Erklärungsweise, soweit sie durchführbar ist, anerkennen; er bestreitet ja nicht die Wirkung physikalisch-

chemischer Kräfte im Lebewesen; er sieht sich aber durch Beobachtungstatsachen zu der Hypothese gedrängt, daß diese mechanisch wirkenden Kräfte im Lebewesen unter der Herrschaft zweckvoll wirkender psychischer Faktoren stehen.

Seltsamerweise bekennt auch Herr Orth, der zunächst die mechanistische Betrachtungsweise als die einzig sichere und mögliche Grundlage der Medizin bezeichnet: „Wir [Ärzte] wissen, daß genug unbekannte, chemisch und physikalisch nicht faßbare [von mir gesperrt.] Kräfte im Körper wirken, die wir bei unserer Diagnose, Prognose und Therapie in Rechnung stellen müssen." Damit bezeichnet er ja selbst mit solcher Bestimmtheit die mechanistische Lebenserklärung als unzulänglich, daß es ein Neo-Vitalist nicht bestimmter tun könnte. Sollte ihm etwa gar nicht zum Bewußtsein gekommen sein, in welchem Gegensatz dieses Zugeständnis zu seinen früheren Ausführungen über die Notwendigkeit der mechanistischen Betrachtungsweise steht?! Er böte dann selbst einen unfreiwilligen Beleg dafür, wozu es führt, wenn Ärzte sich „den Luxus philosophischer Betrachtungsweise" nicht glauben leisten zu können. Daß der Arzt bei seinem Ausbildungsgang strenge unterscheiden lernt, was „erfaßbare Tatsache" und was „erklärende Theorie" ist; daß er einsieht, wie jede experimentelle Untersuchung geleitet sein muß von gewissen hypothetischen Annahmen, zu deren Bestätigung und Ausgestaltung oder zu deren Widerlegung sie dient — das alles führt zwar in philosophische, nämlich erkenntnistheoretische Erörterungen hinein, aber „Luxus" dürfte derartiges auch für den praktischen Arzt nicht sein, geschweige denn für den medizinischen Forscher. Und diesen beiden sollte doch die medizinische Ausbildung auf der Universität dienen.

Wenig erkenntnistheoretische Klarheit scheint mir auch die weitere Bemerkung des Herrn Orth zu verraten, daß jeder Arzt die „chemisch und physikalisch nicht faßbaren Kräfte, die im Körper wirken", in Rechnung stelle. „Diese Tätigkeit ist ein Teil der ärztlichen Kunst; und deren Ausübung kann man nicht erlernen, die muß angeboren sein." — Ich bestreite selbstredend nicht, daß die Betätigung des Arztes eine „Kunst" ist (oder sein sollte), und daß die Befähigung dazu in verschiedenem Maße „angeboren" ist. Aber diese Kunst ruht doch auf der Grundlage der theoretisch-wissenschaftlichen Universitäts-Ausbildung und besteht zum guten Teil in deren Anwendung. Wenn nun die ärztliche Kunst wirklich mit Kräften im lebenden Körper rechnet, die von der herrschenden medizinischen Wissenschaft ignoriert werden, beweist das nicht einen schreienden Widerspruch zwischen ärztlicher Wissenschaft und Kunst, zwischen Theorie und Praxis? Und spricht es nicht für die Einseitigkeit und Unzulänglichkeit der herrschenden wissenschaftlichen Theorie?

Wenn aber selbst Herr Orth diese tatsächlich zugesteht, so wird er auch seine Zugeständnisse hinsichtlich der üblichen Universitätsausbildung unserer Mediziner erweitern müssen. Er gibt selbst zu, daß die Homöopathie eine „wissenschaftliche Methode auf experimenteller Grundlage" sei, daß es also eine beklagenswerte Einseitigkeit ist, wenn in der Schulmedizin allein die Allopathie anerkannt und gelehrt wird. Er weigert sich aber, dasselbe Zugeständnis gegenüber der Naturheilkunde auf psychobiologischer (d. h. neo-vitalistischer) Grundlage zu machen. Nun ist aber auch die neo-vitalistische Betrachtungsweise, wie oben gezeigt, eine „wissenschaftliche Methode auf experimenteller Grundlage", die heute in der Biologie von einer Reihe angesehener Forscher (Driesch, Pauly u. a.) vertreten wird. Mithin dürfte auch die Naturheilkunde, die auf der neo-vitalistischen Theorie ruht, Anspruch auf Berücksichtigung in der Schulmedizin und in der Ausbildung unserer Ärzte haben. Wollte man so bedeutsame Bewegungen in der Wissenschaft und im Leben, wie sie der Neo-Vitalismus und die Naturheilkunde darstellen, in der offiziellen Wissenschaft hartnäckig ignorieren oder grundsätzlich abweisen, so würde das eine bedauerliche, gefährliche Einseitigkeit bekunden. —

Einer weiteren Einseitigkeit redet Herr Orth das Wort, wenn er erklärt: „Auch die Psychologie hat für den Arzt keine andere praktische Bedeutung, als die eines allgemeinen Bildungselementes." Das heißt doch: die Psychologie ist für die Bildung des Arztes nicht not-

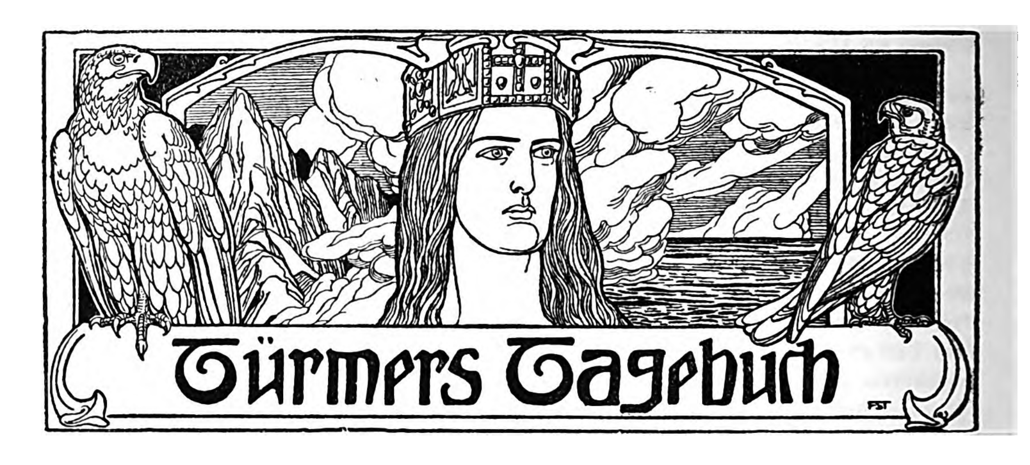
wendiger als auch etwa einiges historische, politische, musikalische oder theologische Wissen. Denn auf allen diesen Gebieten muß ja der „Gebildete" etwas orientiert sein.

Nun hat erst neuerdings der Bonner Psychologe O. Külpe, dem die medizinische Doktorwürde honoris causa verliehen worden ist, in seiner Schrift „Medizin und Psychologie" (Leipzig 1912, Engelmann) gezeigt, wie wichtig für die Medizin, insbesondere die Psychiatrie, die Vertrautheit mit den psychologischen Untersuchungsmethoden und Ergebnissen ist. Daraus folgt nun ohne weiteres, daß die wissenschaftliche Ausbildung des Mediziners nicht die Psychologie beiseite lassen darf. Aber auch für die Ausübung der ärztlichen Kunst wird Vertrautheit mit der Psychologie höchst wertvoll sein. Zwar beruht psychologischer Scharfblick und Takt ebenfalls auf angeborener Anlage, aber wie im allgemeinen, so wird auch hier die angeborene Fähigkeit durch theoretische Ausbildung gefördert werden. Es bekundet nur wieder die einseitig-mechanistische Betrachtungsweise des Herrn Orth, wenn er ausruft: „Was fangen wir in einer schwierigen Situation mit Psychologie an?" — Es gibt sicher viele „schwierige Situationen", in denen die psychische Beeinflussung des Kranken von ausschlaggebender Bedeutung ist. Freilich wird darin derjenige Arzt im allgemeinen mehr leisten können, der überhaupt mit psychischen Faktoren im Kranken rechnet und der in ihm nicht nur einen „interessanten Fall", sondern eine ganz konkrete und eigenartige Persönlichkeit sieht, die in individueller Weise behandelt werden muß.

Bei dem Schwinden der kirchlichen Gläubigkeit in unserer Zeit wird immer häufiger gerade an den Arzt die Aufgabe herantreten, auch Seelenarzt zu sein, und oft wird er nur auf dem Wege seelischer Beeinflussung dem Kranken wirkliche, dauernde Hilfe leisten und den Gesunden auf dem Wege richtiger Lebensgestaltung halten können. Damit ist aber auch gegeben, daß nicht nur die Psychologie, sondern auch andere philosophische Disziplinen, insbesondere Ethik, für die Ausbildung des Arztes an Wert gewinnen. Zu solchen philosophischen Studien sollte man freilich niemanden nötigen; Gelegenheit zu ihnen ist ja auf jeder Universität geboten. Möchten unsere medizinischen Professoren nur ihre Studenten auch anregen, diese Gelegenheit zu benutzen.

Prof. Dr. A. Messer





Um deine Sache geht's! · Der alte ehrliche Dreibund · Der Schrei nach „Männern" · Über den Umgang mit Engländern · Rote Irrlichter · Gold für Eisen

Tua res agitur! Daß es bei dem Völkerringen auf dem Balkan letzten Endes in der Tat um unsere, um die deutsche Sache geht, davon ist nur wenigen unserer Reichsbürger ein Schimmer aufgegangen, und dafür um Verständnis zu werben, ist in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle leider ein trostlos eitles Bemühen! Ging es denn wirklich nur um einen kleinen serbischen Hafen am Adriatischen Meere? Überhaupt nur um Auseinandersetzungen zwischen den kämpfenden Völkern? Es wäre, mahnt Alfred Geiser in der Zeitschrift „Das Deutschtum im Auslande", ein Verhängnis, wenn das deutsche Volk in diesem Glauben das Schwert ziehen müßte, wenn es nicht begriffe, daß es sich um eine Lebensfrage auch des deutschen Reichsvolkes handele. Denn der Ausbruch eines solchen Krieges würde ein Schicksalskampf sein, dem eine weltgeschichtliche nationale Gegnerschaft zugrunde liegt —: die zwischen Deutschen und Slawen!

„Noch vor kurzem ist von amtlich hervorragender Stelle das Wort gefallen: Kriege können heutzutage nur noch aus wirtschaftlichen Gegensätzen entstehen. Wenige Wochen später hat der Sturm des Balkankrieges dieses Wort wie ein welkes Blatt in die Lüfte gewirbelt. Ein anderes Wort eines leitenden Staatsmannes wies darauf hin, daß in der Gegenwart nicht mehr der Wille der Regierungen, sondern der Wille der Völker die Kriege mache. Aber fast nirgends kommt die Erkenntnis zu klarem Ausdruck, daß in den Völkern triebhafte, elementare Kräfte der Anziehung und Abstoßung lebendig sind, die nicht durch Berechnung von Nutzen oder Schaden, nicht durch wirtschaftliche Gesichtspunkte im letzten Ende bestimmt werden, sondern durch Imponderabilien der Völkerpsyche, die gerade von der offiziellen Politik so leicht unterschätzt werden. Und doch, wie hat es ein Bismarck verstanden, den

seit Jahrhunderten im deutschen Herzen schlummernden Drang nach nationaler Einigung zum Siegesmotto des großen Krieges von 1870/71 zu machen! Wie hat der kluge Skeptiker auf dem Bulgarenthron gegenüber den Volksmassen der Balkanslawen den geschichtlichen, religiösen und rassenmäßigen Gegensatz gegen das Türkentum einerseits, das starke Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit mit den ‚unerlösten' slawischen Brüdern in Mazedonien anderseits zu nützen gewußt, um in ihnen leidenschaftlichen Kriegszorn und Siegerwillen zu wecken.

Zu diesem Kriege drängte, in ihm triumphiert jenes Nationalitätenprinzip, das immer mehr zum beherrschenden Kennzeichen im Völkerleben unserer politisch bewegten und gärenden Zeit wird. Von ihm geleitet, drängen die bluts- und sprachverwandten Stämme immer stärker nach völkischer Einigung über die bestehenden, wandelbaren Staatsgrenzen hinweg. Dieser Nationalitätengedanke schafft selbst da, wo an eine politische Einigung der staatlich getrennten Volksteile gleicher Art nicht oder noch nicht gedacht wird, ein Gemeinschaftsempfinden von solcher Stärke, daß die Staatskunst unserer Tage mit ihm ernstlich rechnen muß. Keine Völkerfamilie aber ist so stark von solchem Gemeinschaftsgefühl erfüllt wie die slawische, in deren ungeheueren Massen die Eigenart des einzelnen mit ihren Hemmungen schwächer entwickelt ist, als etwa bei uns Deutschen, und deren Herdensinn daher leichter und stärker der Massensuggestion einer elementaren Empfindung unterliegt. So ist die allslawische Bewegung entstanden, die von Moskau bis Sofia als letztes Ziel den Zusammenschluß aller Slawen und damit die Vorherrschaft der slawischen Welt in Ost- und Mitteleuropa erstrebt. Sie kann naturgemäß nur im siegreichen Kampf gegen die Nation durchgesetzt werden, die heute ihren Zielen im Wege steht — gegen die deutsche. Vielleicht ist es ein Verhängnis für unser Volk, daß in seiner geschlossenen Hauptmachtstellung, im Deutschen Reich, Bedeutung und Ernst dieser slawischen Angriffsbewegung bei weitem nicht genügend erkannt und gewürdigt werden.

Wir Reichsdeutsche sind überwiegend noch so sehr im ausschließlich staatspolitischen Denken befangen, daß wir bei der Steuerung unseres politischen Schiffes im Völkermeer wohl Winde und Gegenwinde beachten, die dessen Oberfläche kräuseln, nicht aber die gewaltigen Unterströmungen der Tiefe, die vom Wandel der Oberfläche unbeirrt bleiben. Wir haben uns auch so daran gewöhnt, die Entscheidungen über die Geschicke der Staaten nur im Kampf auf den Schlachtfeldern zu suchen, daß wir den unaufhörlichen, keinen Waffenstillstand, keinen Frieden kennenden Kampf nicht beachten, der an den Grenzen unseres Volkstums um jede Stadt und jedes Dorf, um jede Scholle Ackers und jeden Fußbreit Weges, nicht zum letzten aber um jede Kindesseele ausgefochten wird, diesen Kampf um den Bestand des Volksbodens und der Volksart, in dem auf kulturellem und wirtschaftlichem Felde das Slawentum bereits seit Generationen ohne Unterlaß angreifend gegen das Deutschtum vordrängt.

Das ist für uns die unvergleichliche Bedeutung des österreichisch-ungarischen Staates, daß er einmal als Zwischenglied den ersten Stoß des slawi-

schen Angriffs von Südosten her auffängt, und daß zu zweit in ihm selbst eine Fülle slawischer Angriffskräfte durch den Nationalitätengegensatz innerhalb seiner Reichsgrenzen gleichsam ausgeglichen und verzehrt werden. Demgemäß ist das Millionendeutschtum in Österreich, abgesehen davon, daß es den an sich stärksten Außenposten deutscher Art und Sprache in Europa darstellt, für uns unersetzlich, weil von seinem Fortbestand und Einfluß die Leistungsfähigkeit des österreichischen Staatsganzen im obigen Sinne abhängt. Jede Stärkung des Slawentums auf österreichischem Boden mindert deshalb den Wert des Nachbarstaates als unseres Bundesgenossen und gefährdet in natürlicher Folge die zentrale Machtstellung des deutschen Volkes im Reich!

Unter solchen Gesichtspunkten gewinnen die eingetretenen und die kommenden Veränderungen auf dem Balkan eine besondere und gefahrdrohende Bedeutung. Bisher ging die Vorwärtsbewegung des Slawentums gegen das Deutschtum im allgemeinen nur von den Nordslawen aus, Polen und Tschechen waren ihre Träger. Die letzteren wurden dabei wohlwollend gefördert von Rußland als der slawischen Vormacht, deren Volksmassen unbeirrt von periodischen Schwankungen der amtlichen Politik mit ganzem Herzen im allslawischen und deutschfeindlichen Lager stehen.

Im Süden der habsburgischen Doppelmonarchie war das ihr zugehörige Slawentum zersplittert, ihm fehlte der Rückhalt an einer starken slawischen Macht außerhalb der Reichsgrenzen. Der Kampf des kleinen fanatischen Slowenenstammes gegen die deutschen Minderheiten in Südsteier und Krain bildete eine Einzelerscheinung.

Durch das erfolgreiche Hervortreten des Balkanbundes ist hier mit einem Schlage die Lage für unsere Volksinteressen verhängnisvoll gewandelt. Aus den Siegen der Bulgaren, Serben und ihrer Verbündeten auf den Schlachtfeldern Mazedoniens erwuchs für das Deutschtum die südslawische Gefahr. Ihre Bedeutung ergibt sich aus dem vorher Dargelegten. Slawische Bluts- und Interessengemeinschaft, slawische Teilnahme für das Schicksal ihrer Brüder in Mazedonien haben die Südslawen der Balkanhalbinsel zum Bündnis und zum Angriffskriege gegen die Osmanen getrieben. Triumphierend schicken sich die Sieger an, die Beute zu teilen. Ein Teil des sagenhaften Herrscherglanzes, der die großbulgarischen und großserbischen Reiche des Mittelalters umwob, strahlt heute von der Krone des Königs der Bulgaren und Peters von Serbien. Die Südslawen der Balkanhalbinsel, geeint und frei, schicken sich an, als eine slawische Großmacht in dem europäischen Völkerrat Sitz und Stimme zu fordern. Jedoch, die größere Hälfte dieser Südslawen wohnt nicht in den Grenzen des jungen Staatsgebildes, sondern im alten Habsburgerstaat.

In dieser wenig beachteten Tatsache liegt der Kern der ganzen südslawischen Frage. Durch sie wird diese zur offenbaren Gefahr!

Die Zahl der Serbokroaten auf österreichisch-ungarischem Boden setzt sich zusammen aus

Kroaten (in Kroatien, Slawonien und dem Küstenland)	3 333 000
Bosniaken (in Bosnien und der Herzegowina)	1 520 000
zusammen	4 853 000

Diesen stehen auf der Balkanhalbinsel an Serben gegenüber (im Königreich Serbien, Königreich Montenegro und Altserbien) nur . . 3 147 000

Zählt man zu den österreichischen Serbokroaten noch die Slowenen mit 1 500 000 Köpfen als Südslawen hinzu, so weist die Donaumonarchie insgesamt 6 353 000 Südslawen auf, die mit ihren Sympathien uneingeschränkt auf der Seite ihrer serbischen Balkanbrüder stehen.

Serben im Königreich und im Sandschak — Montenegriner — Kroaten in Kroatien, Slawonien und Dalmatien — Bosniaken, Serben und Herzegowzen im jüngsten Kronland Österreichs — sie alle sind gleichen Blutes, gleicher Sprache, Art und Sitte: sind Serbokroaten, geschieden nur durch die Wälle der konfessionellen Gegensätze und die Gräben der Staatsgrenzen. Noch vor wenigen Jahren waren diese Wälle so stark, daß die römisch-katholischen Kroaten den Serben der griechisch-orientalischen Kirche feindlich gegenüberstanden, seitdem aber hat der steigende Wellenschlag des nationalen Gedankens, verstärkt durch den Einfluß der allslawischen Idee, diese Wälle zerbröckelt; der Stolz auf die Siege der Balkanbrüder wird ihre letzten Reste hinwegfegen. Und die Gräben der Staatsgrenzen? Vor drei Jahren, als das Königreich Serbien, offenbar gestützt auf die russischen Sympathien, Anstalt machte, sich der Einverleibung Bosniens in Österreich zu widersetzen, weil sie seine großserbischen Hoffnungen durchkreuzte, brachen tschechische Reservisten in Prag bei der Mobilmachung in Hochrufe auf Serbien aus, und soeben erlebte Wien slawische Studentendemonstrationen der gleichen Art. Im vorigen Jahre war der Verfasser Augenzeuge des geradezu frenetischen Jubels, mit dem in Kroatiens Hauptstadt Agram bei einer großen allslawischen Sokolfeier die in Sonderzügen eingetroffenen Sokols aus Belgrad und Sofia begrüßt wurden; damals, kurz nach dem österreichisch-serbischen Konflikt, rief ihnen das Stadthaupt Agrams zu, er hege die Hoffnung, das nächste Mal die serbischen Brüder in einem wirklich freien Kroatien begrüßen zu können! Viel Hunderte von kroatischen Freiwilligen aus den österreichischen Landen sind den Serben im letzten Kriege zu Hilfe geeilt. Auf dem Marktplatz Agrams mußte erst vor wenigen Wochen die Polizei mit blanker Waffe gegen kroatische Studenten vorgehen, die mit Hochrufen auf ‚König Peter von Kroatien' demonstrierten, und in Dalmatien (!) erließen mehrere hundert kroatische Gemeindevorsteher eine Kundgebung zugunsten ihrer ‚Brüder in Serbien'. In österreichischen Regierungskreisen hat man bis letzthin den Kroaten Vorschub geleistet, sie zur Verdrängung des Italienertums an der dalmatinischen Küste benutzt, weil man in ihnen den treuen Anhänger der schwarz-gelben Fahne sah, der einst dem Kaiserhause im Kampf gegen die madjarischen Revolutionsherren wertvolle Dienste geleistet. Man bedachte nicht, daß weniger Kaisertreue als Rassenhaß gegen das Madjarentum die Triebfeder dieser Waffengefolgschaft gewesen. Bis vor kurzem noch wurde mit dem Gedanken des ‚Trialismus' gespielt, der Serbokroaten, Bosniaken und Slowenen in einem südslawischen selbständigen

Reichsdrittel zusammenfassend, den Habsburgerstaat gegen den Balkan decken und womöglich eine starke Anziehungskraft auf den Balkanslawen ausüben sollte. Die serbischen Siege haben die Verhältnisse umgekehrt sich entwickeln lassen. Heute muß es für den österreichischen Staat ernste Sorge sein, daß die Anziehungskraft der Balkansieger auf seine südslawischen Volksbestandteile nicht seinen eigenen Besitzstand gefährdet!

Ein kriegerisch erstarkter südslawischer Balkanbund, der wie ein Riegel Österreichs wirtschaftliche Ausdehnung nach Süden hin abzusperren vermag, eine eigene südslawische Grenzbevölkerung, die mit Kopf und Herz den Brüdern in diesem Balkanbund zustrebt und infolgedessen die Entschlußkraft und Kampfstärke des österreichischen Staates lähmt, — das ist die gefährdete politische Lage, in der sich der österreichische Staat den Südslawen gegenüber befindet.

Für das österreichische Deutschtum kommt hinzu, daß diese Lage, wie auch immer sie sich entwirren möge, seine Stellung im Staat schädigen muß. Geht die österreichische Regierung daran, die Treue ihrer Südslawen sich durch Versprechungen und Entgegenkommen in nationaler Hinsicht zu sichern, so kann dies nur auf Kosten der Deutschen geschehen. Würde Österreich im Falle eines siegreichen Krieges seinen Besitzstand nach Süden vermehren, so hätte das wiederum eine verhängnisvolle Machtsteigerung des Slawentums im Staate zur Folge, das heute schon mit 60 % der Gesamtbevölkerung den 36 % Deutsch-Österreichern gegenübersteht.

Für das Gesamtdeutschtum endlich ergibt sich in völkischer politischer Hinsicht die gefahrdrohende Tatsache, daß die Erfolge der Bulgaren, Serben und Montenegriner nunmehr auch südlich des verhältnismäßig schmalen Bandes vom deutschen, madjarischen und rumänischen Volkstum, das in Österreich die Nord- und Südslawen trennt, einen starken, selbstbewußten und aktiven Staatenbund geschaffen haben. Und von diesem Bunde steht gerade der Teil, der auf Österreichs Südslawen die stärkste nationale Anziehungskraft ausübt, Serbien, im Bann des russischen Einflusses. Schon vor zwei Jahrzehnten brachte das Drama eines montenegrinischen Dichters folgende Prophezeiung:

> Ihr sollt aus diesen Bergen
> Ein neues stolzes Serbenreich errichten.
> Doch wird's nicht eher euch gelingen, bis
> Im Norden ihr den großen Bruder findet!
> Das Heil'ge Rußland wird wie eine Mutter
> Für euch den Bruder liebend auferziehen.
> Die Welt wird staunen über seine Taten,
> Und niemand wird aus Furcht vor seiner Stärke
> Euch künftig zu beleid'gen wagen!

Der Verfasser dieses Dramas war — König Nikita von Montenegro!

Käme es dazu, daß Österreich-Ungarn sich mit Waffengewalt der slawischen Umklammerung von Nord und Süd her zu erwehren entschlösse, so würde es in einen Kampf gehen, dessen Ausgang darüber entscheiden wird, ob dem Deutsch-

tum noch eine Zukunft in Mitteleuropa beschieden ist oder ob es dort der Flutwelle des ziffernmäßig übergewaltig andrängenden Slawentums erliegen muß."

„Die Slawen haben einen ihrer Feinde vernichtet, die Germanen einen Freund verloren", — in diese nüchterne Formel faßt der „Hammer" das Ergebnis des Balkankrieges. „So stehen wir vor einem völlig veränderten Bilde der europäischen Lage. Die siegreichen Balkanstaaten stellen einen neuen Faktor im europäischen Staatensystem dar. Zunächst bewirkten die Erfolge der Südslawen ein gewaltiges Anschwellen des slawischen Selbstbewußtseins: der Panslawismus erhebt mächtig sein Haupt und blickt drohend auf die germanische Welt.

Wie sehr die Slawen bedacht sind, alles aus dem Wege zu räumen, was ihre innigste Verschmelzung hindern könnte, zeigt das Verhalten gegen die Albanier. Diese Nachkommen der alten Etrurier und Pelasger sind nicht slawisch, und darum bedroht das siegreiche Serbien sie schlechtweg mit Ausrottung. Zwischen der Donau und dem Mittelländischen Meere soll eben ein mächtiges Südslawenreich errichtet und alles, was dem im Weg steht, hinweggeräumt werden. Es liegt nahe, auch die österreichischen Slawenländer, die Kroaten, Slowenen und Küstenslawen an der Adria diesem neuen Reiche anzugliedern.

Die slawische Ländergier ist stark. Überall, wo Slawenstämme wohnen, und wären sie noch so klein, wie die Tschechen und Slowenen, treten sie als Eroberer und Verdränger auf. Zunächst bedroht ist Ungarn. Wenn man in Wien die Zeichen der Zeit versteht, wird man endlich den Wahn aufgeben, das Haus Habsburg an die Spitze einer katholisch-slawischen Welt stellen zu wollen. Der Halbmond ist vom griechischen Kreuze gestürzt worden, nicht vom römischen. Die Feindseligkeit des serbischen und montenegrinischen Königshauses gegen Habsburg ist bekannt genug, und über die zweifelhafte Treue der übrigen Slawenstämme Österreichs wird man sich endlich im klaren sein. An der Erhaltung der habsburgischen Donau-Monarchie nehmen nur die Deutschen und Ungarn ernsten Anteil. Die slawischen Demonstrationen in Dalmatien, Bosnien, Böhmen, Kroatien zugunsten der Balkansieger reden eine deutliche Sprache. Der Übermut der Slawen kennt keine Grenzen mehr. Vermaß sich doch der Tschechenführer Dr. Kramarsch, den Kaiser Franz Joseph öffentlich zu tadeln, weil er den deutschen Abgeordneten Wolf zu einer patriotischen Rede beglückwünscht hatte. Nach seiner Meinung dürfe in Österreich nur noch ein deutschfeindlicher Patriotismus geduldet werden.

Bei solcher Sachlage kann die Besitzergreifung der ägäischen und adriatischen Küste durch die Balkanslawen den mitteleuropäischen Mächten nicht gleichgültig sein. Merkwürdigerweise aber zeigen sich diese Mächte recht nachgiebig. Es läßt sich schon heute voraussagen, daß die Balkanstaaten im wesentlichen alle ihre Forderungen durchsetzen werden. Die Großmächte werden sich mit einigen Scheinerfolgen ihrer fragwürdigen Diplomatie begnügen.

Am meisten bedroht bei dieser Entwicklung ist das Deutschtum; künftige Gebietserweiterungen der Slawen können nur noch deutschen Boden treffen. Sollte man in Wien noch dem alten Plane huldigen, ein illyrisches Königreich als dritten Staatsbestandteil zu schaffen, so würde man dem slawischen Machtzuwachs nur Vorschub leisten. Es würde den Zerfall der Donau-Monarchie be-

schleunigen. Denn schließlich werden auch die Tschechen noch mit ihrem alten Anspruch auf ein Königreich Böhmen hervortreten, und Deutsch-Österreich stände dann vor einem ähnlichen Schicksal wie die Türkei. Der letzte Bundesgenosse des Deutschen Reiches wäre dann verloren.

Möge man die Zeichen der Zeit an maßgebenden Stellen richtig deuten und sich klarmachen, welche wichtige Rolle die 12 Millionen Deutschen in Österreich bei der künftigen Entwicklung zu spielen haben. Sie sind in gleichem Maße bedeutsam für die Zukunft der Donau-Monarchie wie für die Zukunft des Deutschen Reiches. Sind die Deutschen Österreichs erst niedergezwungen, so wird die slawische Welle unmittelbar an die Ufermauern des Deutschen Reiches branden. Die Verständigen und politisch Weitblickenden im Reiche wissen die Stammesbrüder im Donaustaate zu schätzen und würdigen vollauf die schwere Aufgabe, die ihnen als Wogenbrecher gegen die slawische Hochflut zufällt. Möge diese Würdigung in allen deutschen Kreisen, vor allem aber in den deutschen Regierungen immer ernster werden!

Der allslawische Gedanke rüstet zum vereinten Ansturm gegen die germanische Kulturwelt. Möge man diese Tatsache endlich klar erkennen und die alte Sorglosigkeit aufgeben."

* * *

Unser Reichsschiff hat aber noch ein ganz anderes Leck! Ist denn Österreich auch in der Tat unser „Bundesgenosse" auf Gedeih und Verderb? In dem Sinne, wie das allgemein bei uns geglaubt, in kindlichem Vertrauen als selbstverständlich und todsicher vorausgesetzt wird? Kennt man bei uns überhaupt den Inhalt des Dreibundvertrages?

Der alte ehrliche Dreibund! Er ist kürzlich „ohne Abänderung" von den beteiligten Souveränen erneuert worden, noch bevor er abgelaufen war. Wenn aber die Urheber des Werkes erwartet hatten, damit die Welt in sprachloses Erstaunen zu versetzen, so kam die ausgelöste Wirkung dieser Erwartung nur sehr mäßig nach. „Von den Gegenspielern", führt Dr. Albert Ritter im „Freien Wort", der Frankfurter Halbmonatschrift, aus, „fiel keiner auf den Rücken, und die eigene Presse mußte mangels anderer Weisheit schließlich sagen, an dem ganzen Vorgange sei nichts Überraschendes, weil nach den Vorgängen der letzten Wochen niemand an der Verlängerung der Verträge zweifeln konnte. Das ist nun allerdings ziemlich richtig, denn in allen drei beteiligten Staaten verhielt sich die öffentliche Meinung in überwiegendem Maße zustimmend zu dem deutlich erkennbaren Vorhaben der Regierungen, die Erneuerung schon jetzt zu beschließen und zu verkünden, damit die gegnerische Gruppe vor einer vollendeten Tatsache stehe. Aber es ist nicht selbstverständlich, daß so wenig Widerspruch gegen dieses Vorhaben laut wurde, vielmehr hätte man nicht bloß in Italien, sondern eher noch in Deutschland die kräftigste Gegenarbeit erwarten sollen, und nicht etwa von den Feinden des Bundesverhältnisses, sondern von seinen Freunden. Der Vertrag nämlich, wie er besteht, genügt den Verhältnissen und Bedürfnissen durchaus nicht, er ist völlig unzeitgemäß und veraltet, und die Nation,

die hauptsächlich die Kosten dieser Übelstände trägt, hätte die unbedingte Pflicht gehabt, bei einer Erneuerung des Bundes die Abänderung der unzulänglichen oder widersinnigen Bestimmungen zu fordern.

Aber es zeigte sich erst in der jüngsten weltgeschichtlichen Aussprache des Reichstages zur äußeren Politik, daß nicht einmal die hervorragendsten Parteiführer den Inhalt der den Dreibundmitgliedern obliegenden Pflichten und Rechte kennen, wie sollte man da erst von der politisch ungeschulten Gesamtheit des Volkes erwarten, daß sie sich eines Eingriffs in die geheiligte Prärogative der Diplomatie erkühne und auf Grund berechtigter Bedenken die Einflußnahme auf den Abschluß zwischenstaatlicher Bündnisverträge fordere? Der Redner des Zentrums, Dr. Spahn, sprach es aus wie eine selbstverständliche Wahrheit, daß, wenn Österreich von Rußland angegriffen werde, das Deutsche Reich und Italien verpflichtet seien, ihm bewaffnete Hilfe zu leisten. Niemand widersprach dieser Behauptung, man ließ sie in die Öffentlichkeit, in das Volk, in die Welt gehen, und doch ist sie glatthin falsch, denn Italien ist nicht zur Hilfeleistung, nur zu wohlwollender Neutralität verpflichtet, wenn Österreich gegen Osten Krieg führt, wie dieses wiederum Neutralität gelobt hat für den Fall, daß Italien mit Frankreich im Kampfe liegt.

Eine tätige Hilfeleistung ist dagegen zwischen Italien und dem Deutschen Reiche vereinbart, wenn Frankreich einen der beiden Staaten angreifen sollte. Ebenso müssen Deutschland und Österreich einander zu Hilfe kommen, wenn Rußland einem von beiden den Krieg erklärt. Das alles ist für den derzeit möglichen Fall einer europäischen Verwickelung nun freilich praktisch gleichbedeutend mit der Annahme des Herrn Dr. Spahn, aber vertragsrechtlich erfolgt das Zusammenspiel nicht auf Grund des Bundes Österreich-Italien, sondern erst dadurch, daß Deutschland von Italien Hilfe erhält, wenn es während des Vorgehens gegen Rußland von Frankreich gefaßt wird. Das Verhältnis Italiens zu Österreich geht nicht über einen Neutralitätsvertrag hinaus und reicht also eigentlich gar nicht so weit, daß man von einer Bundesgenossenschaft sprechen kann. Theoretisch genügen die Bündnisse allerdings den Notwendigkeiten vor allem des Deutschen Reiches, aber auch den andern beiden Staaten, denn das Deutsche Reich hat für jeden Fall, sowohl für den Krieg nach Westen als nach Osten, eine Hilfe bei der Hand, und Italien und Österreich haben den Rücken frei, wenn sie von den nächsten Nachbarn angegriffen werden. Ferner ist Deutschland in der Lage, einem Krieg zwischen Italien und Österreich allenfalls als Unbeteiligter zusehen zu können, hat aber dafür auch einen Krieg mit England allein auszufechten, solange er ein Zweikampf bleibt. Theoretisch ist die Anlage in der Tat nicht übel, wie steht es aber mit den Aussichten für die Wirklichkeit?

In ganz Europa scheint trotz des dreißigjährigen Vertrages kein Mensch daran zu glauben, ja auch nur daran zu denken, daß Deutschland im Falle eines Krieges mit Frankreich von Italien Hilfe bekomme. Glaubte man daran, so wäre ja jede Möglichkeit, an diesen Krieg auch nur zu denken, ausgeschlossen. Statt dessen steht er seit acht Jahren wieder



im Vordergrund der politischen Erörterung und der europäischen Spannungen. Wäre eine italienische Mitwirkung am französisch-deutschen Kriege gewiß, so wäre Frankreich wahnsinnig, wenn es sich in diesen Krieg stürzen wollte, denn es bedürfte seiner ganzen Macht, um Italien allein, das ihm an Volkszahl nahezu gleichsteht, entgegenzutreten. Seine Sache wäre von vornherein hoffnungslos verloren. Daran denkt nun aber Frankreich durchaus nicht, es ist vielmehr seines Sieges über Deutschland seit neuestem so gut wie sicher — wie kommt das?

Anderseits, wenn das Deutsche Reich mit den beiden ‚Bundesgenossen' diese Verträge hatte, wie konnte es denn fortwährend noch nach anderen Freundschaften und Rückendeckungen suchen? Wie konnte es seit einem Jahrzehnt von einer diplomatischen Niederlage zur andern schreiten und sich überall in der Welt zurückdrängen lassen? War nicht die Doppelmacht gegen Frankreich und die Doppelmacht gegen Rußland jederzeit imstande, zum Vorteil aller drei Verbündeten die beiden Widersacher niederzuwerfen?

Wenn die Verträge jemals ernst gemeint und von der deutschen Regierung als verläßliche Stütze aufgefaßt waren, so ist die Geschichte der letzten zehn Jahre durch und durch unbegreiflich. Hielt man aber den ganzen Dreibund selbst für ein Scheinding, das einen Ernstfall gar nicht ertragen würde, wie war denn dieser Kultus mit ihm, dieses stete Bemühen, ihn lange vor dem Ablauf schon wieder zu erneuern, möglich und zu erklären?

Auf Grund der Verträge die Bündnisfälle zu schaffen und die Sache so zu drehen, daß man von einer Seite angegriffen wurde und Italien und Österreich nacheinander hineingezogen werden mußten, das hätte wahrlich keine Hexenmeisterkünste erfordert und es hätte die Unerträglichkeit der Einkreisung schon lange unter günstigen Umständen beseitigen und allen Dreibundgenossen die großartigste Beute eintragen können. Aber man hat es nie versucht, offenbar weil man sich oben in der Stunde der Gefahr ebenso verlassen fühlte wie unten, wo man schon lange der Ansicht ist, daß man als angegriffener Teil im Ernstfalle doch allein stünde.

Wenn nun ein solcher Vertrag erneuert worden ist, ohne daß er verbessert wurde, dann ist für die deutsche Zukunft keinesfalls etwas gewonnen, sondern nur ein Übel aufgefrischt worden, an dem das Deutsche Reich seit zwanzig Jahren krankt, seit man die Passivität zum politischen Grundsatz erhoben hat. Von der rein defensiven Auffassung des Dreibundes trug das Reich nur Schaden, unberechenbaren und unersetzlichen Schaden davon, in dieser Art durfte man das Bündnis nicht mehr weiter betreiben, es war in eine aktive Interessengemeinschaft mit vorgesetzten Zielen zu verwandeln, oder es hatte in der heutigen Weltlage keinen Sinn und keine Daseinsberechtigung mehr.

Italien mußte verpflichtet werden, sich nicht bloß mit den altgewohnten lächerlichen Redensarten zu begnügen, daß es nach wie vor am Dreibunde als an der unverrückbaren Grundlage der äußeren Politik festhalte. Sein Minister hat wie der deutsche Reichskanzler im offenen Parlament zu verkünden: Wird das Deutsche Reich in Verfolgung seiner berechtigten Interessen von Frankreich angegriffen, so werden wir an Frankreich den Krieg erklären und ihn mit ganzer

Macht führen. Geschieht das, dann soll man sehen, wer in Europa die Vorhand hat und wer bei Konflikten zurückweicht. Dann bringt Frankreich dem Frieden Opfer, aber nicht mehr Deutschland, das schon allzu viele gebracht hat.

Welcher Wirrwarr der Meinungen hat doch während des Marokkokonfliktes bestanden, als ganz Deutschland sehnsüchtig nach Wien blickte und eine glänzende Kundgebung der Hilfsbereitschaft erwartete, statt dessen aber nur Beweise kühler Zurückhaltung, begleitet von einigen lustigen Schnippchen perfiden Humors, empfing. Da ging ein ziemliches Murmeln durch das Publikum und es tat entrüstet, hatte aber, juristisch genommen, keinerlei Recht dazu. Denn was Berlin 1909 getan hatte, das war nur seine verfluchte Schuldigkeit gewesen, auf Grund einer Verpflichtung, die es freiwillig angetragen und übernommen hatte, daher stand ihm ein Anspruch auf Dankbarkeit überhaupt nicht zu. Hingegen Österreich war 1911 überhaupt zu nichts verpflichtet, weil sein Bündnisvertrag mit Deutschland sich nur auf einen Krieg gegen Rußland bezieht und mit den deutschen Händeln nach Westen hin ganz und gar nichts zu tun hat. Es war durchaus unberechtigt, wenn das deutsche Publikum nach Wien schaute und murmelte: nach Rom hätte es schauen müssen, dort saß der Schwurgenosse, der zugesagt hatte, an einem Kriege gegen Frankreich mitzuwirken. Allerdings tat er nicht dergleichen, als ob eine solche Verpflichtung vorläge, und er sich daran erinnerte, er steckte die Hände in die Taschen und pfiff sich eins. Aber da hätte man ihn eben sollen bei den Ohren nehmen: avanti Savoia! Doch daran dachte kein Mensch, *das deutsche Volk von seinen Lenkern abwärts bis zum murmelnden Publikum hatte eben und hat offenbar gar keine Ahnung, was für Bündnisverträge es überhaupt abgeschlossen hat.* Das Gebaren der Wiener Politik hätte, unbeschadet ihrer Schäbigkeit, eigentlich den Dank der deutschen Nation verdient, weil es sie mit der Nase darauf stieß, daß sie die Unsinnigkeit der bestehenden Verhältnisse hätte bemerken können. Aber sie bemerkt heute noch nichts, und der alte ehrliche Vertrag ist nun wieder abgeschlossen worden, ohne daß das Geringste daran geändert wurde, und niemand findet etwas dagegen zu bemerken. Deutschland hat seinerseits keinen Angriff von Rußland zu befürchten, Österreich aber täglich, und für diesen Fall steht ihm das große deutsche Schwert zur Verfügung. Hingegen hat Österreich von *Frankreich* keine Kontrahage zu gewärtigen, wohl aber fuchtelt dieses stets dem Deutschen Reiche vor der Nase herum. Hat nun für diesen Fall Deutschland Österreich an der Seite? Nicht die Spur; das geht Österreich nichts an. *Wien verfügt also in seiner Lebensfrage über die deutsche Armee, Deutschland aber in seiner Lebensfrage nicht über das Heer Österreichs.* Ist das nicht ein ganz sinnloses Verhältnis?

Wäre Österreichs Platz im Kriege gegen Frankreich verläßlich durch Italien ausgefüllt, so ließe sich die Sache noch halbwegs für erträglich ansehen, da dies aber ganz bedenklich in Frage steht, bildet sie einen unerträglichen Übelstand. Sie in einem verlängerten Bündnisvertrag gleichsam zu verewigen, das ist eine nicht zu verantwortende Untat, die an der Nation von den Lenkern ihrer Geschicke begangen wird. Freilich ist die Nation selbst schuld daran, daß sie derartiges erdulden

muß, da sie sich um den Inhalt der Bündnisverträge gar nicht kümmert, da nicht einmal die politischen Führer über die Rechte und Pflichten der Vertragsteile unterrichtet sind.

Mit Österreich ein unkündbares Bündnis auf Gedeih und Verderb, zu Schutz und Trutz gegen jeden Feind, mit Gewährleistung aller Besitzungen und Eroberungen, und unter der Hauptbedingung, daß dem Deutschtum die führende Stellung in der einen und volle nationale Freiheit in der andern Reichshälfte gesichert bleiben müsse — das hatte das deutsche Volk zu fordern, wenn es erfuhr, daß man mit der Erneuerung des Bundes umgehe, und Wien, das jetzt in Not ist, hätte sich nicht weigern können. Mit Italien aber ein Bündnis, das die römische Regierung verpflichtet, offen zu erklären, daß sie in einem Kriege gegen Frankreich an Deutschlands Seite stehe und daß sie Österreichs Rechte an der Ostküste der Adria anerkenne und nicht darauf ausgehe, die Donau-Monarchie in den engen nordwestlichen Winkel des Meeres einzusperren: das wäre Deutschlands berechtigte Forderung an Italien. Denn auch Italien hat sein Bestes zu erwarten von der Zusammenarbeit mit Deutschland, ihm könnten Tunis, Korsika, Nizza vor Augen gehalten werden, die ihm doch wahrlich mehr gelten könnten als seine Interessen im albanischen Berglande, das erst nach Jahrzehnten anfangen wird, schwere Mühen zu belohnen. Deutschland hatte Klarheit zu schaffen in diesem Zwielicht von Tücke und Heimlichkeit, in dem Italien seine Vorbereitungen oben im Polande betreibt, wo niemand weiß, ob es schließlich gegen Osten oder Westen geht. Österreich hat seine Rechte auf dem Balkan, ja die Pflicht, ihn der Kultur zuzuführen, zu der er von selbst kaum gelangen wird, und Italien hätte keinen Schaden davon, wenn Österreich seine Küste weiter ausdehnt, es bedarf durchaus nicht der Möglichkeit, seinerseits die Adria zu blockieren. Positive Interessengemeinschaft, große Ziele für alle Verbündeten: eine solche Losung hätte dem Bund Sinn und Inhalt gegeben. Ist er nur erneuert worden, wie er bestand, und so geschah es jedenfalls, so trägt Deutschland nur Pflichten davon und keine Sicherheit, gegen Frankreich Hilfe zu haben, Österreich muß sich selbst den Balkan absprechen, und Italien bringt sich in seinem Neide gegen Österreich selbst um die größten Vorteile, die ihm bei einer ehrlichen und starken Politik sicher zufallen würden.

Der Dreibund legt das Deutsche Reich schon ein Jahrzehnt lang weltpolitisch lahm und opfert das Deutschtum Österreich-Ungarns den Slawen und Madjaren, die beteiligten Völker haben innerlich kein Zutrauen zu ihm und die Feinde keine Furcht vor ihm. Das zeigt sich an den offiziösen Stimmen aus Paris, die ganz unverfroren erklären, Frankreich habe von Italien nichts zu besorgen. Die großartige Verkündigung der Erneuerung war ein Theaterdrama, dessen Wirkung schon wieder verpufft ist. Ein großer neuer Gedanke würde nachhaltigeren Eindruck machen als das Beten einer alten Zauberformel, an die niemand mehr glaubt."

Nun, so ganz wollen wir den Dreibund denn doch nicht zum alten Eisen werfen. Der Gedanke war von Bismarck zu genial gedacht, als daß in ihm nicht immer noch eine alte Kraft — schlummern sollte. Aber eben: diese Kraft aus dem

Schlummer- und Dämmerzustande ins wache, bewußte, tätige Leben zu rufen, das war die Aufgabe der Epigonen Bismarcks. War er selbst doch der letzte — er hat es ja auch ganz unverblümt ausgesprochen —, der daran dachte, den Dreibund, wie er ihn aus der für ihn gegebenen Lage heraus geschaffen hatte, in alle Ewigkeit „ohne Abänderung" (!) fortwursteln zu lassen. Ein grotesker Gedanke für jeden politisch Denkfähigen! Schon der Rückversicherungsvertrag mit Rußland gab der Medaille eine ganz andere Kehrseite, gab dem Deutschen, statt des einen, in jede Hand ein Schwert. Aber die Epigonen hatten ja nichts Eiligeres zu tun, als dieses zweite Schwert, wie Kinder ein glühendes Eisen, von sich zu werfen — vielleicht weil sie sich nicht stark und geschickt genug fühlten, es zu führen. Von dieser unseligen Verschandelung eines der genialsten politischen Meisterstücke, die je ein Staatskünstler ersonnen, von der Aufhebung des mit dem Dreibundvertrage unendlich kunstvoll zusammengeschweißten Rückversicherungsvertrages mit Rußland stammt das ganze graue Elend unserer auswärtigen Politik in der Folgezeit. Denn nun rollt es wie ein unaufhaltsames Verhängnis den so mühsam erklommenen Berg herunter, auf dem Fuße folgt das Bündnis Rußlands mit Frankreich, das sich eine bessere Arbeit selbst nicht hätte bestellen können. Aus dem russisch-französischen Bündnis wächst sich ganz folgerichtig die Tripelentente aus, und so fort bis zu Agadir mit dem zahnlosen und krallengestutzten „Panther".

* * *

Und nun fehlt es am Besten, an führenden Männern! Was war das für ein nervöses, krampfhaftes Suchen in allen verstaubten Ecken und Winkeln unserer Diplomatenstuben nach einem brauchbaren Nachfolger für Kiderlen-Wächter! Ein Schrei nach „Männern"! „Es ist ein erschreckender Mangel an brauchbarem Nachwuchs vorhanden", klagte die „Frankf. Ztg.": „Vielleicht wird die jüngste Generation besser sein, aber gerade in der mittleren, die jetzt die Führung und Leitung übernehmen soll, sieht es nicht sehr gut aus. Viel Mittelgut und wenig Primaqualität! In den praktischen Berufen mag es noch angehen, obgleich wir auch da unsere Erfolge mehr durch gute Schulung und imposante Massenleistungen erzwingen, während die eigentlichen Intelligenzen selten sind. Aber in all dem, was mit öffentlichem Wirken zusammenhängt, sind wir nicht reicher geworden. Gewiß, die Zeitungen nennen diesen und jenen Namen, dessen Träger als Nachfolger Kiderlens in Betracht kommen könnte, aber — man nimmt diese Meldungen mit Zweifel und Kopfschütteln auf. Es sind auch einige wenige Männer vorhanden, die nach ernsterem Urteil fähig wären, die schwierige Erbschaft zu übernehmen, aber hier zeigt sich wieder an einem praktischen Fall, daß die Rekrutierung unserer Diplomatie zu leicht versagt, weil sie zu eng und zu einseitig ist, weil bei ihr die Intelligenz nicht gerade ausschließt, jedenfalls aber nicht entscheidend ist. Als Freiherr v. Marschall starb, standen wir vor derselben Schwierigkeit wie jetzt, und man griff, vielleicht mehr aus Zwang als Freiwilligkeit, nach einem Outsider. In Frankreich oder in England würde man in einem solchen Falle das Parlament durchmustern und aus ihm die geeignete Persönlichkeit entnehmen. Dabei liegt die Gefahr eines Mißgriffes weniger vor als bei der Ernennung eines Berufsdiplomaten, weil im grellen Licht des Parlaments die Fähigkeiten sich

leichter erkennen lassen als bei dem mehr oder minder verschwiegenen Amtieren in einer näheren oder ferneren Botschaft. Denn ein Staatssekretär des Auswärtigen muß heute mit der europäischen Öffentlichkeit als mit einer realen Macht rechnen, er muß diese verstehen und sie zu behandeln wissen; wie sich hier Fehler rächen, haben wir gelegentlich der Marokko-Affäre erfahren. Nun verlangt die Objektivität allerdings auch die Anerkenntnis, daß in unserem Parlamente Kenner der auswärtigen Politik noch sehr seltene Erscheinungen sind. Der Reichstag hat Jahrzehnte hindurch dieses Gebiet als eine unbestrittene Domäne der Regierung anerkannt und erst neuerdings die ungeheure Wichtigkeit der auswärtigen Politik für die Allgemeinheit besser eingeschätzt. Es fehlen dem Reichstage jene Praktiker, über die man in der englischen und französischen Volksvertretung verfügt, zumal es bei uns bisher Usus war, daß zurücktretende Staatsmänner ihre Erfahrung brachliegen lassen und dem Parlament fernbleiben. Diese unleugbare Verarmung der Nation an führenden Persönlichkeiten ist eine ernste Mahnung an alle, die es angeht. Wir begnügen uns für jetzt mit der Hervorhebung der Tatsache, daß in parlamentarisch regierten Ländern ein gleicher Mangel nicht vorhanden ist."

Die selbe Trübsal blies die „Tägl. Rundschau", nur für unsere Parlamentarier als Anwärter auf diplomatische Führerposten hatte sie (der ahnungsvolle Engel!) eine noch gedämpftere Tonart: „Die Armut an überragenden führenden Persönlichkeiten unter unseren Diplomaten hat sich seit langem nicht so erschreckend und handgreiflich gezeigt, wie bei dieser ergebnislosen Suche nach einem Staatssekretär. Wie kommt es, daß eine große Nation, wie die deutsche, sich einen solchen Mangel an ernsten Männern eingestehen muß? Ist die Rekrutierung unserer Diplomatie auf einen zu engen Kreis beschränkt, durch Geburt und Vermögen mehr bestimmt als durch die Auslese der Fähigsten? Fehlt unseren Diplomaten der Mut der Verantwortung oder glauben sie, gerade in Berlin kein Feld für eigenes Wirken zu finden, sondern nur den Ort, in dem man sich rasch abnutzt und an persönlichen und allgemeinen Widerständen verbraucht? Daß hier ein Fehler in unserer Staatsmaschinerie steckt, liegt auf der Hand. Ihm könnte aber auch nicht dadurch abgeholfen werden, wenn man sich entschlösse, nach englischem oder französischem Beispiel Männer aus dem Parlamente in den auswärtigen Dienst zu stellen; denn die auswärtige Politik gilt leider auch für unser Parlament als eine Geheimkunst, bei der sich jeder Unzünftige nur die Finger verbrennen kann. Wir haben in unserem Reichstage noch nicht ein halbes Dutzend Männer, die es wagen, sich öffentlich mit auswärtigen Dingen zu beschäftigen, und die zu ihnen ein beachtenswertes Wort, ein sachverständiges, eigengewachsenes Urteil beizutragen vermögen. Man hat allzulange die Wichtigkeit der auswärtigen Politik als der für den Staat im letzten Augenblicke doch allein entscheidenden Politik unterschätzt, hat allzulange das Dogma, daß aller Segen von oben kommen müsse und eine Kritik eine überhebliche Ungebühr sei, festgehalten, als daß man heute aus den Kreisen der Parlamentarier mit einem Ersatz aufwarten könnte. Und doch wird die Regeneration unserer Diplomatie immer mehr eine unabweisbare Forderung, je mehr es sinnfällig wird, daß das bisherige System uns im Stiche läßt."

Zum Trost wird uns dann von den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ treuherzig versichert, daß auch der Reichskanzler, Herr von Bethmann-Hollweg, in der auswärtigen Politik nur mäßig beschlagen sei, daß er, obwohl er für die auswärtige Politik verantwortlich zeichnet, doch nur als völliger Laie in sein Amt eintrat“. Und die „Hamburger Nachrichten“ glauben ein übriges tun zu müssen: „Abgesehen davon, daß der Mangel geeigneten Nachwuchses die Ernennung eines Nachfolgers für Herrn v. Kiderlen-Wächter erschwert und verzögert hat, kommt noch ein anderes Moment in Betracht. Es liegt in der Person des Reichskanzlers, die ihrer ganzen Art nach, was in eingeweihten Kreisen kein Geheimnis ist, ein reibungsloses Zusammenarbeiten mit den Leitern der verschiedenen Reichsämter keineswegs erleichtert. Sein Wesen hat manchmal etwas Doktrinär-Rechthaberisches, und wir plaudern keine Neuigkeiten aus, wenn wir feststellen, daß auch das Zusammenarbeiten zwischen Herrn v. Bethmann-Hollweg und Herrn v. Kiderlen-Wächter nicht immer glatt verlaufen ist. Wenn auch die hierauf bezüglichen Krisengerüchte oft und mit Nachdruck offiziell dementiert worden sind, so lagen ihnen doch gewisse Tatsachen zugrunde, die im Ernste nicht bestritten werden können. Diese Differenzen ergaben sich nicht nur aus Meinungsverschiedenheiten über die Ziele und Wege der deutschen auswärtigen Politik, sondern vor allem auch daraus, daß der jetzige Kanzler auf dem Gebiete der Diplomatie ein Homo novus ist, der sich erst während seiner Reichskanzlerschaft allmählich mit dieser schwierigen Materie vertraut gemacht hat.“

Das ist ja alles höchst erbaulich und läßt auch für die Zukunft nur das Beste hoffen. Hoffen wir auch, daß mit dem nun glücklich aufgestöberten „neuen Mann“, Herrn von Jagow, der allein echte und wahre Staatssekretär des Äußern gefunden ist. Herr von Jagow kommt aus Rom. Rom hat bekanntlich die Welt beherrscht und beherrscht sie zum Teil heute noch durch den päpstlichen Stuhl. Da läßt sich aus Geschichte und Gegenwart schon mancherlei Nützliches lernen. Und da Herr von Jagow seinen Aufenthalt in Rom ohne Zweifel auch nutzbringend angewandt hat, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß er die Quintessenz aus der Weisheit römischer Cäsaren und der erleuchtetsten Päpste für sein neues Amt mitbringt. Ein kleiner jesuitischer Einschlag würde ihm nicht schaden. Auch in Berlin nicht.

* * *

Es wird von Herrn von Jagow erzählt, er habe gleich nach seiner Berufung erklärt, daß er als seine Hauptaufgabe die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses mit England betrachten werde. Zugunsten des neuen Staatssekretärs will ich annehmen, daß er dergleichen *nicht* gesagt hat. Wir haben in dieser Meldung ein *typisches* Beispiel dafür, wie wir es mit den Engländern *nicht* anfangen sollen. Und sollte wirklich — was ich aber stark bezweifle — Herr von Jagow so angefangen haben, so wäre es ein wenig glücklicher, wenig verheißender Anfang. Wann endlich werden die Leute, die es für zweckmäßig hielten, eine solche Mitteilung in die Presse zu werfen, begreifen, daß wir uns von einem ersprießlichen Einvernehmen mit England nie weiter entfernen, als wenn wir ohne Einladung uns ihm nähern? Nur die Macht der Tatsachen und die durch sie erweckte und gefestigte Überzeugung der Engländer, daß sie *uns* nötig haben und daß sie

von einem Zusammengehen mit uns nicht nur keinen Schaden zu befürchten, sondern Nutzen zu erwarten haben, könnte und würde sie an unsere Seite bringen. Vorläufig wird Karl Peters wohl recht behalten, wenn er, trotz aller „Entspannung“ und gegenseitigen Liebenswürdigkeiten zwischen uns und England, nicht daran glaubt, daß Großbritannien deshalb seiner Tripelentente-Politik entsagen werde. „Dafür“, äußert er sich in der von Dr. Paul Samassa herausgegebenen neuen Wochenschrift „Deutsch-Österreich“ (Wien IX), „ist die Gegensätzlichkeit der deutsch-englischen Interessen zu gründlich, und diese Gegensätzlichkeit versteht man in Downing Street augenscheinlich klarer als in der Wilhelmstraße. Die Briten haben ein Viertel — und zwar das schönste Viertel — der Erde erobert, wesentlich durch Gewalt, sodann durch wirtschaftliche Erschließung. Es liegt ihnen im Blut, anzunehmen, daß jedes Volk, wenn es dies kann, die Tendenz haben müsse, ebenfalls eine solche Politik zu treiben. Wenn sie an Stelle Deutschlands wären, so wäre der Kampf um die Vorherrschaft auf der Erde längst entbrannt. Man kann es hier einfach nicht begreifen, weshalb das mächtige Deutsche Reich nicht die britische Monopolstellung mit bewaffneter Faust über den Haufen wirft und sich selbst an die Stelle setzt. Man mag reden, was man will, man wird sie nicht überzeugen können, daß Deutschland dies im Grunde nicht anstrebe. Ich will nicht unhöflich gegen die Briten sein, welche ich gern habe und aufrichtig bewundere. Aber ihr Empfinden gegen Deutschland erinnert ein wenig an das Mißtrauen einer Räuberbande gegenüber einer starken Jagdgesellschaft. Sie kann das absolut nicht verstehen, weshalb diese mit ihren vielen Flinten nicht einfach die umliegenden Dörfer nach Belieben plündert. Das Schicksal des Römerreiches ist hier sehr genau bekannt, und die Frage wird fast täglich in den Zeitungen erwogen, ob das britische Reich nicht den selben Weg gehen werde. Damals überrannten die germanischen Stämme die römischen Grenzwälle. Sollten die Germanen berufen sein, auch das stolze Britenreich einmal zu zertrümmern? Solche Sorgen haben Großbritannien aus seiner stolzen Isoliertheit in die Tripelentente gedrängt und werden es voraussichtlich dort auch festhalten.

Derartige Bedenken könnten die beiden Reiche nicht dauernd auseinanderhalten, wenn sie in der Tat nur Hirngespinste wären. Aber es liegt ihnen ein gut Stück Realität zugrunde. Die deutsche Expansion und unsere Weltpolitik ist in Wirklichkeit durch gesunde volkswirtschaftliche Notwendigkeiten bestimmt. Zwar ist die deutsche Kolonialpolitik abgebrochen worden, wo sie gerade ernstlich hätte einsetzen sollen. Dies aber geschah, weil wir seit Bismarcks Abtreten keinen eigentlichen Staatsmann mehr an der Spitze der deutschen Angelegenheiten gehabt haben. Aus der britischen Politik könnten wir lernen, wie ein Volk seine wirtschaftlichen Bedürfnisse für Jahrhunderte voraus berechnet, anstatt von der Hand in den Mund, von heute auf morgen zu leben. Aber auch für Deutschland werden einmal andere Zeiten wieder kommen, und dann wird unsere kolonialpolitische Ausdehnung erst eigentlich beginnen. Diese Wendung in unseren Geschicken sieht man, weiterblickend als in Deutschland, in England voraus.

Bei uns glaubt man, daß sich ein Zustand von Gleichberechtigung mit den Briten erzielen lasse, und daß die beiden Völker sich dauernd in die wirtschaftliche Ausbeutung der Erde teilen könnten. Aber gerade diese Gleichberechtigung zwischen beiden Mächten will und kann man in Großbritannien nicht anerkennen. Nur e i n Volk kann die Herrschaft über die Erde haben. Wie ich schon sagte, besitzen die Briten das schönste Viertel der Oberfläche dieses Planeten, und der Union Jack weht über etwa einem Drittel der Menschheit. Sie haben nicht die Absicht, diese Herrschaft mit den Deutschen zu teilen, sondern sie sind fest entschlossen, sie zu einem organischen Weltreich auszubauen. Bei uns glaubt man immer noch, das britische Reich werde eines Tages zusammenfallen wie ein Kartenhaus. Das hoffte schon Friedrich der Große. Gerade die Entwicklung dieses Jahres könnte jeden, der sehen will, überzeugen, daß die Geschichte des Britenreiches sich in der entgegengesetzten Richtung bewegt. Die Art, wie die großen abhängigen Gebiete über See sich freiwillig entschließen, zu der Reichsflotte beizusteuern, ist ein deutlicher Beweis, von welchen Gesinnungen sie erfüllt sind. Der Reichsgedanke ist stärker in den Kolonien als im europäischen Britannien. An der britischen Vorherrschaft auf der See, an dem allgemeinen Prestige der Rasse gegenüber anderen Völkern hat der Engländer in Kanada, Südafrika, Australien und Neu-Seeland schließlich noch mehr Interesse, als der Bewohner von London, Manchester und Edinburg. Kanada würde seine Unabhängigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten, Australien und Neu-Seeland ihre Existenz als weiße Länder kaum bewahren können, wenn sie aufhörten, Glieder eines einheitlichen, mächtigen Reiches zu sein. In dieser Tatsache liegt die Triebkraft für engeren Zusammenschluß, welche sie alle beherrscht und welche die weitere Entwicklung bestimmen wird.

Wo bleibt da aber das Deutsche Reich mit seinen wirtschaftlichen Notwendigkeiten und seinen Zukunftssorgen? Ich habe hier viel Gelegenheiten, mit denkenden Engländern über solche Fragen zu sprechen. Der Wunsch, freundliche Beziehungen oder gar eine Allianz mit dem mächtigen Deutschen Reich zu haben, ist allgemeiner, als man drüben in der Regel meint. Der Vorteil für das Britentum, wenn deutsche oder gar deutsche und österreichische Armeekorps die Ausgestaltung des britischen Weltreiches auf dem Kontinent von Europa deckten, wird sehr klar erkannt. Für Realitäten wie 5 oder 8 Millionen gut disziplinierter und vorzüglich geführter Truppen haben die Angelsachsen von jeher ein deutliches Verständnis gehabt. Aber die Unterhaltung verliert jedesmal ihren Reiz für meine englischen Freunde und hört bald auf, sobald ich die Frage stelle: ‚But where do we come in?' Früher pflegte man dann wohl zu sagen: ‚You can take Madagascar.' Heute wird wohl allgemein auf Südamerika hingewiesen. Aber bald besinnt man sich, daß auch Großbritannien in Südamerika Handelsinteressen habe, und demnach D e u t s c h l a n d l e i d e r n i r g e n d w o f r e i e H a n d l a s s e n könne. 1911, als ich einmal mit einem ausgesprochenen englischen Deutschenfreunde das marokkanische Problem besprach, und er klagte, daß diese Krisis die beiden ‚verwandten' Völker auseinanderbringen werde, sagte ich, das sei ja nicht nötig; weshalb Großbritannien Deutschland an jener Nordwestecke Afrikas nicht freie Hand lasse? ‚Das können wir doch nicht,' meinte unser Freund, der für Deutsch-

land schwärmt, ‚Agadir liegt zu nah' bei Gibraltar.' Kurz und gut: die Briten möchten wohl ein deutsches Bündnis, wenn sie es nur haben könnten, ohne dafür zu bezahlen.

Ich habe britische Empfindungen und Anschauungen nun seit etwa 20 Jahren in allen Kreisen des Volkes beobachtet und bin zu der Überzeugung gelangt, daß jeder Versuch einer auf Gleichberechtigung beruhenden Verbindung an sich hoffnungslos ist. Die Sache ist die, daß die ‚Angelsachsen' keine Gleichberechtigung mit uns haben wollen, weil sie uns nicht als gleichberechtigt anerkennen. England ist das von Gott begnadete Land, der Engländer steht dem Herzen Gottes am nächsten. Er ist dazu da, auf der Erde zu befehlen; er will auch in jedem Lande als Privatmann die erste Violine spielen. Man kann solche Gesinnung vollständig verstehen, wenn man auf die stolze Geschichte und die bewundernswürdigen Leistungen dieses Volkes auf der ganzen Erde hinblickt. Das ist kaum Anmaßung und wird der Nation wie dem einzelnen in Praxis ja auch fast überall eingeräumt. Aber derartige Anschauungen stehen einem loyalen Verhältnis mit einem anderen Staat im Wege. Daher das Gerede vom ‚perfiden' Albion' bei fremden Nationen.

Jedenfalls wird noch viel Wasser die Themse hinablaufen müssen, bevor den Briten der Gedanke mundgerecht wird, daß sie ihre Monopolstellung auf der Erde mit den Deutschen zu teilen haben, um sich derselben auf die Dauer sicher zu fühlen. Die Londoner Staatsmänner haben im allgemeinen gute Nerven und lassen sich durch Gefahren und noch so viele ‚schwebende Fragen' die Nachtruhe nicht verderben. Zwar ist ihnen die deutsche Flotte in der Nordsee höchst unbequem, schon weil sie Großbritannien zwingt, seine eigenen Geschwader um die heimischen Inseln zu konzentrieren. Zwar fängt man an, hier und da mit einiger Besorgnis auf die Entwicklung der deutschen Luftschiffahrt zu blicken. Aber man rechnet, daß im Verlauf dieses Jahrhunderts das britische Weltreich so stark werden werde, daß man zu der Politik der ‚glänzenden Isolierung' zurückkehren könne und keine Gruppierung der Mächte mehr zu fürchten habe. Deutschland gegenüber bleibt im stillen die Hoffnung bestehen, daß man gelegentlich doch einmal, wie gegen Napoleon I., eine überlegene Koalition kontinentaler Mächte gegen dasselbe hetzen und dabei auch die deutsche Flotte auf den Grund der Ozeane versenken könne."

England rechnet, wie es schon in einer holländischen Denkschrift aus dem Jahre 1779 heißt, immer „auf die Dummheit der anderen Völker", und die Rechnung hat denn auch mehrstenteils gestimmt. „Wie meisterhaft", erinnert „ein alter Mitkämpfer von 1866 und 1870/71" im „Reichsboten", „hat die englische Politik es gerade bei uns verstanden, Verhältnisse und Menschen sich dienstbar zu machen! In dieser Beziehung enthalten die Zustände unter König Friedrich Wilhelm IV. so manche, gerade heute beherzigenswerte Warnung. Wir hatten auch damals eine englandfreundliche Partei, die Wochenblattpartei, die für ein Bündnis mit England wirkte, weil sie wähnte, daß England aus Dank für Hilfe gegen Rußland eine Gestaltung Deutschlands fördern würde, wie sie später erkämpft worden ist. Es war der anti-westmächtlichen Einwirkung Bismarcks zu danken, daß die Hauptlast des Krimkrieges nicht auf deutsche Schultern abgeladen wurde (Ged. u. Erinnergn. I, 113, 150).... Aber wie hatte gerade Bis-

marck, der (wie vor ihm nur Colbert und Napoleon I.) die Grundsätze der englischen Politik durchschaute und deshalb von ihren Leitern tödlich gehaßt wurde, mit England und seinen Schleppträgern zu ringen! Seinem Genie jedoch war selbst die englische Politik nicht gewachsen. Sie zog stets den kürzeren. Daß sie ‚besonders boshaft jederzeit gegen die nationale Entwickelung in Deutschland aufgetreten‘ ist, wie er äußerte, konnte ja niemand besser wissen als er. Als Bismarck zur unauslöschlichen Trauer aller national gesinnten Deutschen aus dem Amte scheiden mußte, war England wie von einem Alpdruck befreit. Die Bahn war wieder frei für englische Praktiken.

Es leidet keinen Zweifel, daß es in England eine Kriegspartei gibt, die systematisch auf den Kampf gegen Deutschland hinarbeitet, und daß ihr die maßgebendsten Männer angehören. Wir brauchen nicht erst darauf hinzuweisen, daß in Rosyth und Dundee neue, nur gegen uns verwendbare Kriegshäfen erbaut, daß aus jedem Winkel der Welt die Flotten zurückgerufen und in der Nordsee gegen uns konzentriert worden sind unter bekannten Drohungen von höchsten amtlichen Stellen, daß Englands Stellung durch Verträge und Ententen, die gegen uns gerichtet sind, ungemein verstärkt worden ist. Diesen Tatsachen gegenüber, und besonders solange die Flottenkonzentrierung in der Nordsee fortbesteht, traut englischer Annäherung kein verständiger deutscher Mann! Unverbesserlichen Optimisten und Verständigungsphantasten sei aber dringend geraten, an der Hand der Geschichte die englische Politik zu studieren. Vielleicht lernen sie daraus erkennen, daß England so, wie es gegen Holland, Portugal, Spanien, Frankreich, Dänemark gehandelt hat, auch gegen den deutschen Konkurrenten handeln wird, sobald die Weltlage und ein Nachlassen unserer kriegerischen Kraft es erlaubt.“

Nun sollte man ja freilich mit der „Vossischen Zeitung“ meinen, das englische Volk und die englische Regierung müßte vom Teufel besessen sein, wenn sie solchen Gedanken nachgingen. Denn ein europäischer Krieg wäre in der Tat eine Katastrophe, wie sie die Weltgeschichte noch nicht verzeichnet hat. „Nicht bloß Millionenheere, zehnfach so stark wie in früheren Kriegen, würden einander gegenüberstehen, nicht bloß Menschenopfer ungezählt würden fallen, nicht bloß ein Aderlaß würde es sein bis zur Blutleere, namenloses Unglück für Hunderttausende von Familien, sondern ein Spiel um Sein und Nichtsein für große Reiche und eine wirtschaftliche Verheerung, die erschöpfend auszumalen selbst die ausschweifendste Phantasie nicht imstande ist. In der furchtbaren Größe der Gefahr aber liegt für den unbefangenen Beobachter eine gewisse Beruhigung. Wer könnte so leichtfertig, so ruchlos sein, das Signal zu einem Kriege zu geben, der beispielloses Verderben für Sieger wie Besiegte bedeutet? Man hat britischen Staatsmännern den Plan nachgesagt, den Kampf aller gegen alle anzuzetteln, um der deutschen Nebenbuhlerschaft nicht nur zur See, sondern auch auf dem Weltmarkt los und ledig zu werden. Wie verblendet und gottverlassen müßten Volk und Regierung des Inselreiches sein, wenn sie einem solchen Gedanken nachgingen! Ein Krieg, bei dem England gegen das Deutsche Reich und seine Verbündeten („Verbündete“? Siehe oben! D. T.) stünde, würde England zu Leistungen nötigen, die der im günstigsten Fall zu erwartende Erfolg nicht wert wäre ... Und

was hätte England zu hoffen, selbst wenn Deutschland niedergeworfen würde? Es hätte seinen besten Kunden vernichtet und damit einen großen Teil des britischen Handels, der britischen Industrie. Es hätte Rußland ein Übergewicht gegeben, das sich an England bitter rächen würde. Denn nicht Deutschland, sondern Rußland, die Tatsachen lehren es, ist Englands Erbfeind und geht stetig und planmäßig darauf aus, das britische Weltreich an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen, in Indien. Und bleibt England in dem Kriege mit Deutschland siegreich, so wird es doch unter allen Umständen so geschwächt sein, daß es weder Amerika noch Japan gegenüber seine überlegene Stellung behaupten kann. Auf kein Reich mehr als auf das britische träfe das Wort zu: Auch ein siegreicher Krieg wäre ein nationales Unglück. Wie erst, wenn der Krieg einen für England und seine Bundesgenossen ungünstigen Ausgang nähme!"

Richtig ist, daß England keine auswärtige Politik treiben darf, die seine Herrschaft in Indien gefährden könnte. Dies ist in der Tat die Achillesferse Englands, die Stelle, wo es sterblich ist. Für die deutsche Politik England gegenüber wird es also vor allem darauf ankommen, keine weltpolitische Kombination zuzulassen, die England dieser Sorge, dieser Gebundenheit überhebt. Und da ist Rußlands natürlicher Interessengegensatz gegen England der Trumpf, den wir uns unter allen Umständen sichern müssen, den wir nie aus der Hand geben dürfen. Ein solcher Trumpf in der Hand kann Wunder wirken, kann das so heiß ersehnte freundliche Lächeln auf finster dräuende Mienen zaubern, kann selbst das gemütvolle Gelüst bändigen, unsere Flotte ins Meer zu versenken, wo es am tiefsten ist ...

Unsern allzu harmlosen Diplomaten und „Verständigungsphantasten" aber möchte man ein Büchlein nach dem bekannten Muster des seligen Knigge in die Tasche wünschen —: „Über den Umgang mit Engländern."

* * *

Die größten und dümmsten Michels sind aber unsere Sozis, soweit sie wähnen, durch ihre „Friedensdemonstrationen" und „brüderlichen" Appelle an die „Solidarität des internationalen Proletariats" mehr zu erreichen, als lediglich eine Lahmlegung des eigenen Vaterlandes, die im Ernstfalle nur die Invasion fremder Armeen und eine neue Fremdherrschaft nach Art der Napoleonischen nach sich ziehen würde. Wie es dann um das Los der „arbeitenden Klassen" aussehen würde, — das sich auszumalen, wird selbst die Phantasie vereideter sozialdemokratischer Parteidichter noch ausreichen. Oder bilden sich die sonderbaren Schwärmer wirklich ein, die uniformierten französischen, englischen usw. „Genossen" würden mit ihnen um ihrer „Klasse" und ihres „marxistischen Programms" willen eine Ausnahme machen?

„Unser Vaterland", schreibt die „Kreuzztg.", „darf gegenwärtig den zweifelhaften Ruhm für sich in Anspruch nehmen, nicht nur die zahlreichste und radikalste, sondern auch die unpatriotischste Sozialdemokratie zu besitzen. Dem Einfluß der sozialistischen Irrlehren, die ja für die Masse der Ungebildeten und Halbgebildeten fraglos etwas Bestrickendes haben, hat sich kein Kulturvolk entziehen können. Aber in England, in Frankreich, in Italien macht doch die Mehrheit der Sozialisten

eine Einschränkung nach der nationalen Seite hin. Die nationalen Sympathien und Antipathien, die patriotischen Wünsche und Hoffnungen werden hier als etwas Selbstverständliches von der Sozialdemokratie geteilt. Kein verständiger französischer Sozialist ist im Zweifel über die Berechtigung des unverjährbaren Anspruches auf Elsaß-Lothringen; der Führer Jaurès unterscheidet sich in seiner nationalen Gesinnung von den Nationalisten kaum oder gar nicht, er liebt nur andre Allüren bei der Betonung seiner Anschauungen. Während des Tripoliskrieges ist in Italien eine sozialistische Opposition überhaupt nicht zum Wort gekommen, und auch die numerisch ungleich schwächere Sozialdemokratie Englands geht über einige platonische Anmerkungen zu den von Zeit zu Zeit üblichen Sympathiekundgebungen für Deutschland nicht hinaus. Der Patriotismus ist in diesen und auch sonst in anderen Ländern etwas so Selbstverständliches, ist vom parteipolitischen Streit so entrückt, daß ein Sozialismus, der sich dem Antipatriotismus vermählen wollte, auf nennenswerten Zulauf nicht rechnen könnte. Auch in Frankreich ist es vom Antimilitarismus und Antinationalismus recht still geworden. Ja, es scheint, daß der Marokkokonflikt des Sommers und Herbstes 1911 jene dem französischen Charakter ohnehin nicht entsprechenden Strömungen völlig weggeweht hat. *Nur in Deutschland* gedeiht eine Sozialdemokratie, die aus ihrer antinationalen Gesinnung kein Hehl macht, sie im Gegenteil in solchen Momenten besonders offen ausspricht, in denen das Reich den Patriotismus seiner Bürger bitter nötig hat.

Eine Äußerung wie die *Scheidemanns in Paris* hätte in jedem andern Lande einen Sturm der Entrüstung entfesselt ... Mag immer nach dem geltenden Recht das Delikt des Hochverrats nicht gegeben sein, der Sinn der Scheidemannschen Worte, die er *in einem Lande* sprach, *dessen heißeste Hoffnung Deutschlands Schwäche ist*, ist hochverräterisch: ‚Die deutschen Arbeiter und Sozialisten achten und lieben euch französische Proletarier und Sozialisten wie Brüder. Sie wollen nicht auf euch schießen. Sie wollen euch im Gegenteil als Freunde und Kampfgenossen begrüßen. Unser Feind befindet sich auf der anderen Seite ...‘

In einer Zeit nicht unbedenklicher internationaler Spannung, in der die Kabinette das Äußerste versuchen, den Frieden unter den Mächten zu wahren, gibt *ein deutscher Reichstagsabgeordneter in der Hauptstadt Frankreichs* die Versicherung ab, daß Deutschland im Falle eines Krieges gegen Frankreich *auf den guten Willen seiner sozialdemokratischen Arbeiter nicht zu rechnen hat.* Das ist nichts anderes als eine ausdrückliche Rechtfertigung bekannter ausländischer Hoffnungen. Wenn die Worte des Redners die Wirkungen nicht haben, die sie haben könnten, so liegt das nicht am Abgeordneten Scheidemann. Dann liegt es daran, daß man in Frankreich das nationale Pflichtgefühl und die vaterländische Gesinnung der deutschen Arbeiter höher einschätzt, als den Patriotismus des sozialdemokratischen Führers. Diese Einschätzung ist richtig. Wie lange sie es aber noch bleiben kann, das wird sehr wesentlich davon abhängen, ob man die Kraft zu dem Entschluß findet, die Äußerungen Scheidemanns vor der Nation gebührend zu brandmarken.

... Hier liegt ein bestimmter Fall der Aufreizung zum Hochverrat vor. Wenn er durch das Strafgesetz nicht faßbar ist, so beweist das nichts für die Handlungsweise des sozialdemokratischen Abgeordneten, sondern es beweist sehr viel gegen die Brauchbarkeit der betreffenden Paragraphen des Strafgesetzbuches. Das geltende Recht muß unbedingt Mittel an die Hand geben, solche mittelbaren Schädigungen des Reichsinteresses, solche Herabsetzungen der nationalen Gesinnung eines großen Teiles des Volkes zu ahnden ..."

„Was hat die Sozialdemokratie im Kriegsfalle vor?" fragt das Blatt an anderer Stelle. Darauf sei die Partei bei der Besprechung der auswärtigen Politik im Reichstage trotz wiederholter Herausforderung die Antwort schuldig geblieben. „Durch die sogenannten Friedensdemonstrationen werden die Arbeitermassen aufgewühlt, wird ihnen der feste Vorsatz der internationalen Sozialdemokratie eingeprägt, um jeden Preis und mit allen Mitteln den Ausbruch des Krieges zu verhindern. Aber was für Mittel in Anwendung gebracht werden sollen, ist das Geheimnis der wenigen Mitglieder des internationalen sozialistischen Bureaus. In den ‚Grundsätzen', die die rote Internationale für den ‚Kampf gegen den Krieg' aufgestellt hat, heißt es, falls der Ausbruch eines Krieges drohe, seien die arbeitenden Klassen und deren parlamentarische Vertretungen aller Länder verpflichtet, ‚alles aufzubieten, um durch die Anwendung der ihnen am wirksamsten erscheinenden Mittel den Ausbruch des Krieges zu verhindern'. Daß als solche Mittel protestierende Massenversammlungen und Resolutionen zu erachten seien, ist keinesfalls anzunehmen. Also was hat die Sozialdemokratie vor? Was für wirksame Mittel gedenkt die rote Internationale durch die Arbeitermassen in Anwendung bringen zu lassen?

Falls der Krieg dennoch ausbrechen sollte, ist es — so lauten die ‚Grundsätze' der roten Internationale weiter — ‚Pflicht, für seine rasche Beendigung einzutreten und mit allen Kräften dahin zu streben, die durch den Krieg herbeigeführte wirtschaftliche und politische Krise durch Aufrüttelung des Volkes auszunutzen und dadurch die Beseitigung der kapitalistischen Klassenherrschaft zu beschleunigen'. Dieser Satz klingt schon deutlicher. Er wird zudem in dem letzten Manifest des Internationalen sozialistischen Bureaus noch durch die Drohung an die Regierungen kommentiert, sie möchten nicht vergessen, daß sie bei der jetzigen Stimmung der Arbeiterklasse nicht ohne Gefahr für sich selbst einen Krieg entfesseln könnten, und möchten sich daran erinnern, daß der Deutsch-Französische Krieg den revolutionären Ausbruch der Kommune im Gefolge gehabt und daß der Russisch-Japanische Krieg die revolutionäre Kraft der Völker des russischen Reiches in Bewegung gesetzt habe ... Da die Sozialdemokratie jede Antwort, auch eine verneinende, über ihr Vorhaben verweigert, wird man darin die Bestätigung der internationalen Revolutionsdrohung erblicken müssen.

Bisher vertrat die internationale, insbesondere auch die deutsche, Sozialdemokratie den Standpunkt, daß die revolutionäre Aktion in Rußland beginnen müsse und dann unaufhaltsam nach Westen sich fortpflanzen werde. Wie die ‚Leipziger Volkszeitung' darlegt, hat nun die Internationale eine andere Stellung ein-

genommen. Waren die Sozialrevolutionäre früher sogar bereit, in einem Kriege gegen Rußland Mann für Mann (Bebel und Noske mit der Flinte auf dem Buckel) mitzufechten, weil der Krieg die Vorbedingungen für die Revolution sichern sollte, so ist der Gedanke an eine Kriegsbereitschaft auch gegen das Zarenreich jetzt aufgegeben worden. Rußland habe sich, so begründet diesen Wandel das Leipziger Sozialistenblatt, militärisch wieder ziemlich erholt und sei nicht mehr der Hort der Reaktion und gefährlichste Feind der Sozialdemokratie. Wolle man unter den Regierungen, die dem Proletariat feindlich gegenüberstehen, den gefährlichsten Feind aussuchen, so könne das nur derjenige sein, der am mächtigsten sei, also die deutsche Regierung. Mithin hat Deutschland, hat in erster Linie die preußische Monarchie jetzt den Vorzug, von den revolutionären Unternehmungen der roten Internationale zunächst bedroht zu sein. Und das ist für den Kriegsfall ganz besonders zu beachten. Schreibt doch die ‚Leipziger Volkszeitung':

‚Sollten jetzt deutsche Arbeiter sich bereit erklären, bei einem russischen Angriff (!) zu fechten, so gilt genau dasselbe gegen Frankreich und England. Für alle solche im voraus gegebenen Erklärungen gilt, daß sie geeignet sind, die Kriegspartei im eigenen Lande zu stärken. Die Liberalen glauben oder behaupten, dem Frieden damit zu dienen, daß sie gegen die fremden Regierungen Attacken reiten, angeblich um sie einzuschüchtern. Die sozialistische Taktik besteht umgekehrt darin, auf die eigene Regierung im Sinne des Friedens einzuwirken. Würde die deutsche Sozialdemokratie sich z. B. gegen französische Angriffsgelüste (!) wenden, so würde sie unsern dortigen Genossen die Aktion erschweren und die internationale Solidarität in hohem Maße gefährden.'

Die Direktive der roten Internationale geht also dahin, daß die Arbeitermassen sich nicht bereit erklären sollen, zu fechten, selbst wenn feindliche Angriffe unser Land bedrohen. Es soll den ausländischen ‚Genossen' überlassen bleiben, auf ihre eigenen Regierungen einzuwirken. Und die Aktion dieser ausländischen Sozialrevolutionäre soll durch die deutschen Revolutionsbrüder nicht gestört werden! Das ist, was Scheidemann mit seinem Ausspruche, die deutschen Arbeiter würden oder wollten gegen die französischen Brüder nicht kämpfen, hat ausdrücken wollen. Eine gleiche Versicherung der französischen Sozialistenführer ist natürlich ausgeblieben und wird auch niemals abgegeben werden. Nur die deutsche Sozialdemokratie empfindet international (oder vielmehr antinational) genug, das eigene Land gegen feindliche Angriffsgelüste wehrlos machen zu wollen. Man wird also auf die internationale Betätigung der deutschen Sozialistenführer (der großen wie der kleinen) ein scharfes Auge haben müssen und im Kriegsfalle ihnen gegenüber vor der sofortigen Anwendung der schärfsten Maßregeln nicht zurückschrecken dürfen ...

Wie vor gar nicht langer Zeit noch Bebel dem Deutschen Reiche ein Sedan wünschte, so hat früher der ‚alte' Liebknecht in seinem nachgelassenen, vom ‚Vorwärts' im Jahre 1901 veröffentlichten Manuskript über die Verwirklichung des Sozialismus diesem Gedanken gleichfalls Ausdruck gegeben. Liebknecht rechnete (es war im Jahre 1881, als er es niederschrieb) mit großer Wahrscheinlichkeit, daß Bismarck ein ähnliches Ende nehmen werde wie Louis Napoleon. Irgendeine

dadurch herbeigeführte Katastrophe könne die Staatsmaschine plötzlich zerbrechen: ‚In diesem Falle ist es sicher, daß das Vorgehen der sozialistischen Partei besonders energisch sein wird.‘ Überaus bezeichnend ist es nur, daß Jaurès, der französische ‚Friedensapostel‘, in einer von ihm verfaßten, vom ‚Genossen‘ Südekum übersetzten Broschüre aus dem Jahre 1902 an die Liebknechtschen Auslassungen folgende Bemerkung knüpft:

‚Auf den Ruinen des (deutschen) Kaisertums und der alten Parteien des Reiches wird sie (die Sozialdemokratie) sich mit ihrer ganzen stürmischen Kraft erheben, und ohne Zweifel wird sie diese große Erschütterung für das Volk und das Proletariat ausnützen und mit einem Schlage mehr tun, als sie zu Anfang tun konnte, wenn sie durch langsame Entwicklung der Staatseinrichtungen zu politischen Reformen und zur Teilnahme an der Regierungsgewalt gelangen würde.‘

Das ist der selbe Gedankengang, den die rote Internationale mit ihren Friedensbeteuerungen und den gleichzeitigen Revolutionsdrohungen verfolgt ... Wir Deutschen haben alle Ursache, die Treibereien und Spekulationen der roten Internationale ernster zu nehmen ...“

Leider lassen sich solche Betrachtungen nicht mehr von der Hand weisen. Daß dies zugestanden werden muß, — dahin, so weit haben es die unverantwortlichen Propheten eines Staats- und Weltbildes gebracht, das doch — wie immer man im Prinzip sich zu ihm stellen möge — für unser lebendes und atmendes, mit Gut und Blut haftendes Geschlecht nicht mehr ist, als eben ein Bild, ein Traum, in ferne Jahrhunderte hinaus geträumt! Wo mit der Ehre und Sicherheit von Volk und Vaterland ein leichtfertiges Spiel getrieben wird, wo diese Güter von dem festen Grunde realer Mächte losgelöst und den irrlichternden Sümpfen ungeborener Gebilde ausgeliefert werden sollen, da hört für uns anderen alle, die wir uns an die — immer noch! — gottgegebenen Pflichten und Ziele gebunden fühlen, der Spaß auf und gründlich auf, da kann solch Spiel für die Spieler noch eine verzweifelt ernste Wendung nehmen. Schlimmer können jene Führer der „arbeitenden Klassen“ deren Sache nicht schädigen und schänden, als durch solch heillose Kompromittierung mit der Preisgabe des eigenen Volkes und Vaterlandes an die „Angriffsgelüste“ des Auslandes!!

Gott sei Dank wäre es heute noch blanke und sträfliche Verleumdung, wollte man solche Gesinnung der überwiegenden Mehrheit unserer deutschen Arbeiterschaft auch nur von ferne zuschieben, und es ist deshalb auch nur irreführend, wenn die „Kreuzzeitung“ in diesem Zusammenhange immer von der „Sozialdemokratie“ als einem Ganzen spricht, worunter doch die Gesamtheit der sozialdemokratisch organisierten Arbeiter verstanden werden müßte. Warum denn immer im Trüben fischen?

Wie man die „Sozialdemokratie“ Jahrzehnte hindurch „regiert“ hat, war freilich auch nicht dazu angetan, nationale und patriotische Gesinnung bei ihren Angehörigen zu züchten. Und Schauer der Ehrfurcht konnte die dabei geoffenbarte politische und psychologische Weisheit eben auch nicht erwecken. Worte, wie die von den „vaterlandslosen Gesellen“, den „Elenden“ usw., die dann in un-

zähligen Varianten allgemeiner Sprachgebrauch wurden, wären besser nicht gefallen. Wenn einem immer wieder versichert wird, daß er der Ehre bar ist, die unsere Ehre ist, so verzichtet er vielleicht auf diese exklusive Ehre, so läßt er sich vielleicht auf die Dauer wirklich die sozial-ethischen Hemmungen wegsuggerieren, die noch immer den stärksten Widerstand gegen Entgleisungen geleistet haben. Und die Verbitterung, der Trotz des zu Unrecht Gekränkten tut dann das übrige ...

Vor allem: man hätte sich die Leute doch zuerst etwas näher und auch etwas mehr im einzelnen ansehen sollen, bevor man sie alle leichtherzig in den einen großen Topf warf und im höllischen Feuer schmoren ließ. Mancher wäre den roten Irrlichtern nicht nachgelaufen! ...

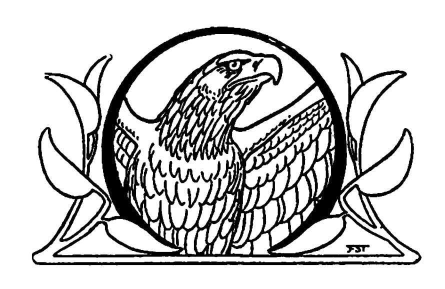
* * *

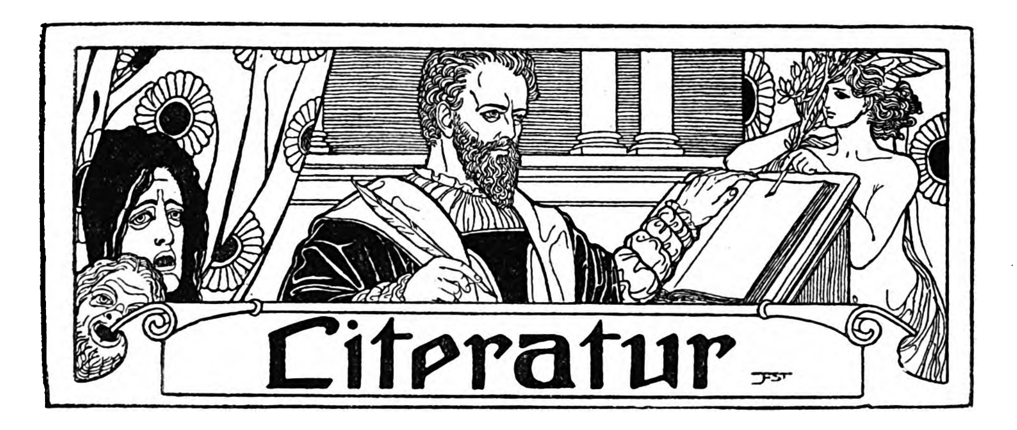
... Jener „alte Mitkämpfer von 1866 und 1870/71“ leitet seine Betrachtungen mit einem Stoßseufzer ein: „Damals, ja, da war es eine Lust, zu leben. Heute könnte man glauben, in die Zeit vor 1806 zurückversetzt zu sein, in der über dem Voranstellen des persönlichen Wohlergehens das Staatsinteresse in den Hintergrund trat und die Erhaltung von Ruhe und Frieden als höchste Pflicht angesehen wurde. Unsere Zeit ist nicht weniger leichtlebig und frivol, als es jene war. Mit dem Wachsen des Wohlstandes ist heute wie damals der Hang zum Lebensgenuß und Luxus ins Ungemessene gestiegen, beherrscht auch die Selbstsucht alles, und wie in jener Aufklärungsperiode steht wieder ein seichter Rationalismus im Flor, ist man sehr stolz auf die unter der Sonne der Aufklärung treibenden Blüten. Angesichts der allgemein verbreiteten Weltbürgerlichkeit und Gefühlsschwärmerei, Genußsucht und Gier nach Bereicherung, angesichts der daraus entspringenden unkriegerischen Gesinnung, einer fast weibischen Kriegsfurcht, liegt die Sorge nahe, daß unser Volk wieder, wie 1806, auf der schiefen Ebene ist ... Mit Vergnügen vermißt das Ausland bei Jungdeutschland den klaren Blick und das entschlossene zielbewußte Handeln, womit der alte Kurs so große Erfolge errungen hatte.“

Nun stehen wir in der Jahrhundertfeier der Befreiungskriege. „Noch hat kein Volk“, liest man da in der Chemnitzer „Allgemeinen Zeitung“, „ein größeres Jubiläum feiern können, denn nicht bloß die Siege sind es, die wir feiern sollen, größer als diese Siege ist der Geist, der sie erstritten hat: *der deutsche Idealismus*. Mit gewaltigen Lettern sollte über all diesen Festen, die wir nun feiern werden, die Devise des Jahres 1813 stehen: *Gold gab ich für Eisen*. Und wenn wir preisend mit viel schönen Reden jener Helden und jenes Heldengeistes gedenken, dann wollen wir zuvörderst ein ganz klein wenig Einkehr halten bei uns selber und fragen: Lebt auch in uns jener Idealismus, der Gold für Eisen gab? Es will manchmal scheinen, als ob unsere Zeit im seichtesten Materialismus verkomme, als ob unser Volk zu wahren Opfern nicht mehr fähig sei. Und die Kehrseite dieses Materialismus? Ein krasser Aberglaube, der gerade mit dem Jahre 1913 einen tollen Unfug treibt. Unser kulturstolzes Geschlecht scheint gar nicht zu merken, wie lächerlich es sich macht mit seinem ‚Gut-, Blut- und Flutjahr‘ und all den Altweiberprophezeiungen, die man wieder ausgräbt und mit einer Hartnäckigkeit glaubt, die einer besseren Sache wert ist. Das sind bedauerliche Erscheinungen, die wenig zu der Kultur passen, deren wir uns rühmen. Trotzdem

glauben wir nicht an den Verfall unseres Volkes, wir glauben vielmehr, daß eine ernste Zeit auch ernste Männer finden wird, denn man muß, um mit Friedrich List zu sprechen, den Mut haben, an eine große nationale Zukunft zu glauben, und in diesem Glauben vorwärts zu schreiten. Denken wir nur an unsre wackren Krieger in Südwest und in China, an die Heldenmannschaft des ‚Iltis', denken wir an den Tag von Echterdingen, und wir wissen, daß Heldentum und Idealismus im deutschen Volk noch nicht erstorben sind. Daß aber gewisse Kräfte am Werke sind, den Geist unseres Volkes zu vergiften, Zwietracht unter Volksgenossen zu säen, das wissen wir auch. Das Jahr 1813 mahnt uns, wachsam zu sein. Nur dann werden wir siegen und bleiben, was wir sind, wenn in uns der Idealismus jener Zeit lebt, der Gold für Eisen gab."

Schaffen wir uns mehr Eisen ins Blut, dann wird es auch uns leichter fallen, Gold für Eisen zu geben. Denn kommen wird der Tag, an dem wir auch wieder den Gott brauchen werden, „der Eisen wachsen ließ"!





Magister Elegantiae

Zu Christoph Martin Wielands hundertstem Todestage

(† 20. Januar 1813)

Von Dr. Karl Storck

In dem Sechsgestirn unserer Klassiker wirkt der Stern Wielands mit jenem eigentümlich zwinkernden Lichte, das wir auch an manchen Himmelssternen beobachten, die plötzlich verschwimmen, um dann im nächsten Augenblick scheinbar in festem Leuchten zu beharren. Doch gleich beginnt das Zwinkern wieder, und es erneut sich das alte Spiel. Das ruhig stetige Fixsternlicht, von dem man das Gefühl hat, daß es als wärmende Sonne für alle Zeiten leuchten wird, eignet ja nur dem einen Paare: Schiller und Goethe. Herder gemahnt eher an die phantastische Welt eines schweifenden Kometen. Lessings ruhiges, klares Licht scheint auf der Erde zu stehen; es ist die Flamme, die in jedes Wahrheitsuchers Stube leuchtet, die allenthalben Finsternisse zu erhellen sucht. Unirdisch dagegen, seraphisch leuchtet Klopstocks Stern, legendenhaft, wie der Stern Bethlehems, so daß wir Heutigen von ihm nur als Geschichte wissen und nicht mehr fühlen können, daß er einst der Welt als Heil aufgegangen. Aber so verschieden diese Sterne leuchten — es sind Sterne, und keiner denkt daran, sie am Firmament des Himmelsgewölbes deutschen Geisteslebens zu löschen.

Ganz anders der Stern Wielands, dem bis heute nie so recht der Rang eines Fixsterns zuerkannt wurde. Die Zeit, in der Wieland voll gelobt wurde, ist lange vorbei. Die ganze Nation hat er überhaupt niemals hinter sich gehabt. In seiner ersten schwärmerischen Periode folgten ihm nur Bruchteile der Gemeinde Klopstocks, während scharf zusehende Geister wie Lessing, aber auch der doch bloß kluge Nicolai erkannten, daß „die Muse des Herrn Wieland nur die Betschwester spiele“. Als sich diese Muse dann als lustige Lebensgenießerin entpuppte, wurde sie von den Göttinger Hainbündlern wie eine Hexe verbrannt. Wohl kam dann mit der Höhe des Klassizismus in Weimar eine freudige Anerkennung seiner heiteren Schönheit. Aber dem „rosenfarbnen Lichte seiner sanften, heitern Freude“, seiner

spielenden Sinnlichkeit war das glühende Leuchten der immer lebendigen Leidenschaft Goethes gefährlich, und seine unterhaltsame ästhetische Beeinflussung der Menschheit verblaßte neben der tiefdringenden ästhetischen Erziehung, wie sie Schiller erstrebte.

Als Napoleon auf dem Erfurter Kongreß Wieland neben Goethe am höchsten von allen Deutschen ehrte, erhob sich zwar kein scharf begründeter Widerspruch, aber das Verhältnis zu Wieland hat doch schon damals und von da ab dauernd der wirklichen Lebendigkeit ermangelt. Auch Wielands Tod vermochte da keinen Umschwung hervorzurufen. Er fiel in den Januar 1813, als die Welt im Tiefsten erschüttert dem ungeheuren Sterben des Napoleonischen Heeres in Rußland voll Entsetzens und doch voller Hoffnung zusah, als die Deutschen wieder anfingen, sich auf ihre Daseinsberechtigung zu besinnen, und den Kampf um dieses Dasein bis zum letzten Blutstropfen durchzufechten sich entschlossen. Das war keine Zeit, um sich auf die Werte eines Lebensgenießers zu besinnen, der von sich gesagt hatte: „Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht; mein Element ist sanfte heitre Freude, — und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht." Dann kam die muckerische Reaktion, kam die bei allem Guten, was in ihr lag, doch auch viele Werte zerstörende Deutschtümelei der Burschenschaften, und danach wurde das Leben immer gepeitschter, leidenschaftlicher, aufgeregter — was Wunder, daß Wieland ganz der Literatur g e s ch i ch t e verfiel! Die hat ihm nun seine Stellung zugewiesen, in der er mit vielen „Wenns" und „Abers" seinen Platz in dem Sechsgestirn der Klassiker innehält.

Gegen diese literaturgeschichtliche Wertung ist an sich nicht viel einzuwenden, aber vom Standpunkt des lebendigen Literaturgenusses erscheint mir unser Verhältnis zu Wieland einer Nachprüfung wert.

In etwas erging und ergeht es Wieland gerade entgegengesetzt, als Lessing es von Klopstock sagte:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

Freilich ist diese Gegensätzlichkeit zur Stellung Klopstocks eine vielfach und nicht durchaus erfreulich bedingte. Denn es sind im allgemeinen keine lauteren Gründe, aus denen Wieland gelesen wird. Jede Literaturgeschichte hebt das Vorwiegen der erotischen Stoffe und ihre vielfach lüsterne Behandlung in Wielands Dichtungen so stark hervor, daß gerade darin für die unreife und unruhig nach Nahrung suchende Sinnlichkeit des Pubertätsalters die Lockung zur Lektüre beruht. Wielands Stellung als Klassiker erleichtert es jedem Gymnasiasten und wohl auch den Töchterschülerinnen, seine Werke in die Hand zu bekommen, und man sollte bei jedem vernünftig Überlegenden vor dem Vorwurf der Moralfexerei sicher sein, wenn man zugibt, daß für dieses Alter die Verserzählungen Wielands eigentlich nur üble Folgen haben können. Gerade was ihren Vorzug ausmacht, wirkt hier als Schaden: die spielerig leichte Auffassung, die überlegen lächelnde Behandlung des Verhältnisses der Geschlechter, das in diesen Entwicklungsjahren für den gesunden Men-

schen etwas Schweres und Unheimliches haben muß. Dahin, daß die glänzende Formgebung den Inhalt verkläre und seiner mehr materiellen Sinnlichkeit entkleide, gelangt gerade der junge Leser sicherlich nicht, und ich glaube, eine solche Wirkung entspräche auch in keiner Weise den Absichten des Dichters.

Wenn einer, so ist Wieland ein Dichter für reife, geschlechtlich reife, aber auch geistig reife Menschen. Und gerade von diesen greift so selten einer zu einem seiner Bücher. Man hat die Mehrzahl seiner Dichtungen auf halb verbotenen Wegen in jungen Jahren verschlungen. So viel ist einem davon geblieben, daß ihre Sinnlichkeit für den älteren Genießenden keine Anlockung mehr bedeutet. Die Schönheit der Formgebung war nicht so einprägsam, daß man um ihretwillen wieder nach diesen Verserzählungen griffe; die Urteile über die Prosaschriften Wielands aber sind eigentlich in allen Literaturgeschichten so, daß sie bei allem verklausulierten Lobe vom Lesen jedenfalls abschrecken.

Ich habe bis jetzt nur drei Menschen getroffen, die mir Wieland als einen ihrer Lieblingsschriftsteller bezeichnet haben. Alle drei waren Männer in reiferen Jahren, Männer von weitschichtiger Bildung und in praktischen Berufen stehend. Alle drei entstammten der südwestdeutschen Ecke und hatten es dahin gebracht, ihre Lektüre ausschließlich als geistige Genießer zu betreiben. Es gibt so wenige Menschen, die zu diesem eigentlich doch recht natürlichen Standpunkte gelangen. Viele lesen schier wahllos, um sich irgendwie aus der bleiernen Gleichgültigkeit des Alltags aufzurütteln und sich jene Nervenspannung zu verschaffen, die ihnen ihr eigenes Leben nicht in ausreichendem Maße gibt. Andere wollen ihre Bildung mehren oder auch nur ihr Wissen, wieder andere tun es aus gesellschaftlichen Gründen. Jene aber sind verhältnismäßig selten, die mit ihrem Buche sitzen wie mit einem geistvollen Freunde, mit dem sie sich unterhalten, indem das Buch zu ihnen spricht. Am ehesten stellt sich ein solches Verhältnis bei Memoiren ein, und es hat seine guten Gründe, wenn unter den Memoirenlesern die gebildeten Männer einen ganz überraschenden Prozentsatz ausmachen; ganz im Gegenteil zur Romanlektüre, die fast ausschließlich den Frauen anheimgefallen und darum auch meistens für sie berechnet ist. Der Memoirenschreiber tritt eben schier körperhaft greifbar vor den Leser und spricht mit diesem vom Leben.

Ich denke mir diese Gattung Leser als geistigen Bruder neben dem Kunstsammler. Auch hier sind es — ich will gewiß nichts gegen die Frauen als Kunstfreunde sagen — fast immer Männer, die es als die Weihestunde ihres Daseins empfinden, wenn sie Bildermappen öffnen und langsam Blatt um Blatt durch die Hände gleiten lassen. Es gehört zu dieser Art des Kunstgenusses, vor allem, wenn sie in der höchsten Form des Genusses für sich allein auftritt, ein Gefühl für die Beherrschtheit des Könnens. Es wäre zu eng zu sagen: für Formen. Es ist das ganze menschliche Sein, im höchsten Sinne Lebenskunst, die in solchen Stunden genossen und im Genusse neu geboren wird.

Solche Leser kann ich mir als hohe Bewunderer der Wielandschen Verserzählungen denken. Es ist dann nichts im Inhalt, im Geschehen dieser Erzählungen, was irgendwie aufreizend wirkte. Das Erotische gar in ihnen ist für diese Lebensstufe völlig harmlos. Was wir bekommen, ist das überlegen feine Plaudern eines

hochgebildeten, weltgewandten Menschen, der als beständigstes Gut des Lebens die Anmut erkannt hat. Schönheit und Größe sind vergänglich und das Vorrecht weniger einzelner. Selbst bei diesen hält manches in der Nähe nicht stand. Aber die Anmut des Geistes, der Sitten, ja sogar der Erscheinung ist ein Kulturgut, das als dauernder Besitz gewonnen werden kann.

Wenn Goethe von Wieland rühmte, „er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend", so meinte er diese überlegene geistige Kultur, die es verstand, aus Leben und Kunst eine Einheit zu gestalten. Goethe selbst, der in viel höherem Sinne als Dichter mit dem Leben rang, hat für sich selbst diese Fähigkeit nicht in Anspruch genommen. Er dichtete sich nach eigenem Geständnis „vom Leben frei". Jene Dichtung, die im höchsten Sinne Notwendigkeit ist, wird niemals zur Einheit mit dem Leben gelangen können, denn Kunst ist eben Kunst, weil sie nicht Natur ist. Nur wer das immer fühlt, kann bewußt die Kunst als „Verschönerin des Lebens" ausnutzen. Wieland versagte seinen unverheirateten Töchtern das Lesen seiner Bücher; er wollte mit diesen also nicht die Jugend erziehen, sondern verkündete seine Weltweisheit denen, die vom Leben bereits wissen.

Niemals dachte Wieland daran, für sich oder andere durch sein Schaffen Erlösungswerke zu vollbringen. Er behandelte nicht nur das griechische Altertum, sondern alle Fragen des Lebens, ja dieses selbst, „nicht für morose und stoische Leute, sondern für Leute, welche einen zulässigen Scherz lieben". Deshalb brauchte er auch eine Gattung von Lesern, die mit der Hast des Lebens immer seltener geworden sind. Gleich zu Eingang der „Abderiten" schildert er sie. „Beschäftigte Leser sind selten g u t e Leser. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verstehen sie uns halb, bald gar nicht, bald (was noch schlimmer ist) unrecht. Wer mit Vergnügen und Nutzen lesen will, muß gerade sonst nichts anderes zu tun noch zu denken haben." Diese Leser werden dann auch jene Eigenschaft der Sprache Wielands voll zu schätzen wissen, von der schon der alte Bouterwek richtig hervorhob, „sie scheine nur die veredelte Konversation" zu sein. Für die Gesamtpersönlichkeit des Dichters trifft dann zu, was dieser von Musarion rühmt: „Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd, wenn sie sprach; dann hätt' ihr Witz auch Wangen ohne Rosen beliebt gemacht; ein Witz, dem's nie an Reiz gebrach, zu stechen oder liebzukosen gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach, und ohne Gift."

Ich glaube, die Wieland so erwünschte Lesergattung wird seinen noch immer viel gerühmten erzählenden Gedichten seine zumeist als langweilig verschrienen R o m a n e noch vorziehen. Und auch unter diesen wird der von der Literaturästhetik als bester gerühmte „Agathon" hinter den „Abderiten" und dem Alterswerke „Aristipp" zurücktreten müssen. Es ist dabei ohne weiteres zuzugeben, daß der „Agathon" allein noch die Bezeichnung „Roman" verdient, daß im „Aristipp" sogar die zu einer fesselnden Entwicklung gebotene Gelegenheit im Schicksale der Lais versäumt worden oder absichtlich unbenützt geblieben ist. Aber für mein Gefühl ist über alle möglichen Probleme des Staatslebens, des politischen wie sozialen, des künstlerischen und ethischen niemals gleichzeitig so klug und anmutig, so weise und unterhaltend geplaudert worden, wie in den „Abderiten". „Aristipp" aber ist entschieden eine der reichsten Äußerungen menschlicher Bildung, die je-

mals geschaffen worden sind. Wieland hat zu Recht betont, „daß fünfzig Jahre seines Lebens dazu nötig waren, um ihn zu befähigen, dieses Buch zu schreiben". Wo man es auch aufschlägt, welchen der durchweg ihre erdichteten Schreiber scharf charakterisierenden Briefe man auch liest — immer wieder staunt man über diese erlesene, durch das Leben zum Lebensbesitz gewordene Weltklugheit. „Ich bin", heißt es im vorletzten Briefe des vierteiligen Werkes, „mit Aristipp auch darin einverstanden, daß jeder Mensch, sobald er Verstand genug hat, eine Philosophie, d. i. eine mit sich selbst übereinstimmende Lebensweisheit nach festen Grundsätzen zu haben, in gewissem Sinne seine eigene hat. Das, was den Unterschied macht, ist nicht die Richtung; wir gehen alle auf ebendasselbe Ziel los. Eudämonie ist der Preis, nach welchem wir ringen; und wie gern der stolze Plato ... sich auch die Miene gäbe, als ob das übersinnliche Anschauen der formlosen Urwesen und die geistige Vereinigung mit dem Auto-Agathon ohne alle andere Rücksicht das einzige Ziel seiner Bestrebungen sei, so soll er mich doch nicht bereden, daß sie es auch dann noch sein würden, wenn er sich in diesen — geistigen oder phantastischen? — Anschauungen nicht glücklicher fühlte, als in jedem andern Genuß seiner selbst."

Hier haben wir den Kern der Weltanschauung Wielands: alles menschliche Tun und Denken zielt nur darauf ab, glücklich zu werden. Das Ziel der Menschheit kann demnach nur sein, die Auffassung von Glück zu veredeln. So heißt es denn auch von Aristipp: „Die Hedone ist ihm nicht Genuß wollüstiger Augenblicke, sondern dauernder Zustand eines allgemeinen Selbstgefühls." Schon im „Agathodämon" aber hatte Wieland der Überzeugung Ausdruck gegeben: „daß der Hang zur Lust, durch Vernunft veredelt, glücklich organisierte Menschen zu einem nicht gemeinen Grade von sittlicher Vollkommenheit, innerer Zufriedenheit, Harmonie und Lebensgenuß führen könne". —

Wieland hat, was ja immerhin etwas bedeuten will, für sich selbst die Probe seiner Philosophie bestanden. Achtzig Jahre ist er alt geworden und eigentlich zeitlebens ein glücklicher Mann gewesen, der auch die schwarzen Lebenstage, die keinem erspart bleiben, mit gelassener Würde zu ertragen verstand. Er hat das Höhere geleistet, daß auf alle, die mit ihm persönlich zu tun hatten, die Wärme seines eigenen Glücksgefühls überging. Er hat in seinem kinderreichen Hause ein lebenstüchtiges und braves Menschengeschlecht herangezogen, er hat auch das Schwerste fertiggebracht — und zwar ohne viel Aufhebens davon zu machen —, nämlich sich selber zu überwinden. In ihm wühlte von Kind an bis ins höchste Alter eine starke Sinnlichkeit, die, wie er sich einmal selber sehr scharf ausdrückte, „etwas von Idiotismus" hatte. Wenn es ihm trotzdem gelang, sein Bedürfnis nach anregendem Verkehr mit geistig und gesellschaftlich reizvollen Frauen mit einem einwandfreien Eheleben in Einklang zu bringen, so mag ihm dabei dasselbe „Hausmittel" geholfen haben, das Aristipp dem Sokrates nachsagt („Aristipp" I, Brief 26). Aber Wielands brave Hausfrau hat sich jedenfalls nie zu beklagen gehabt, und der Dichter ist seiner Natur in einem Maße Meister geworden, wie nur ganz wenige unter den vielen, die recht große Worte von Sittlichkeit und Lebenspflicht im Munde führen.

Die Schwaben behaupten in allewege die eigenartigste Stellung in unserer Literatur. Sie haben uns den leuchtenden Feuergeist Schiller, den Schönheitsschwärmer Hölderlin, die wilden Genies Schubart und Waiblinger, den Volksmann Uhland, den leidenschaftlich empfindenden Satiriker Vischer, den phantastischen Geisterseher Kerner und den anmutigen Mörike gegeben, der das einzigartige Kunststück fertigbrachte, schwäbisches Volkstum antiker Klassizität zu einen. Ein Schwabe war auch Wieland. Als Dichter und als Mensch hat er etwas verwirklicht, was uns Deutschen fast immer versagt geblieben ist: die Eleganz. Diese vollendete Kunst der schönen Daseinsgestaltung ist sicher nicht das höchste Ziel der Menschheit, und gewiß möchte man nicht eigenartigere Besitztümer deutscher Art dafür opfern. Aber ein wertvoller Gewinn wäre es, wenn wir sie in reicherem Maße und dabei immer in der bewußten Art eines Wieland uns zu gewinnen verständen: für die Kunst wie für das Leben. In der ersteren würde sie uns vor dem trostlosen Verkennen der dem Talente gezogenen Grenzen schützen; für das Leben wäre sie ein Mittel, wenn nicht glücklich, so doch glücklicher zu werden.



Lebende und Lebendige

(Berliner Theater-Rundschau)

Wer das letzte Vierteljahrhundert des deutschen Theaters mitgelebt hat, dem dringt es mühsam zum Bewußtsein: Otto Brahm lebt nicht mehr. Als ob eine Gegend ihr Aussehen verändert hätte, ein sicherer Mechanismus plötzlich die Dienste versagen würde, deren wir zu bedürfen gewohnt waren! Es liegt nicht nur daran, daß der Tod rasch und unerwartet diesen Mann hinwegraffte; denn auch in der Zukunft wird ihn sein Werk schwer entbehren.

Dr. Otto Brahms Lebenswerk: das ist keine Angelegenheit bloß der Ästheten, der Seidenraupen, die sich in ihre absonderlichen Ausschwitzungen einspinnen, nicht der Sektierer, die die Schlagwörter von Systemchen, die Namen von Modegötzen einander wie Spielbälle zuschleudern; was Brahm still, trotzig, zäh, sich selbst getreu, in dreiundzwanzig Jahren errungen hat, ist ein Teil neuen Lebens. Ein Teil, — denn wofern wir in der lebendigen Kunst seiner Ibsen-Bühne ein Ganzes zu sehen geneigt wären, könnten wir doch nicht dem einen Manne allein die Errungenschaft zuschreiben. Die Dichter sind am Ende auch nicht zu vergessen — und auch nicht die Schauspieler, die sich sammeln und abstimmen —, nicht die Zuschauer, die sich wandeln ließen; kurz, über Brahm und mit ihm wirkten, zuerst ungeklärt, die geheimen geistigen Kräfte der Zeit. Sie zuerst erkannt, sich ihnen dauernd verschworen, ihnen gegen alle Hemmungen und Lockungen unbedingten Beistand geleistet zu haben, das ist Brahms langjährige Tat. Das Verdienst einer frühreifen Erkenntnis und eines Charakters.

Otto Brahm, der Theaterkritiker, war von Wilhelm Scherer hergekommen, diesem ersten unter den deutschen Literarhistorikern, dem es nicht genügte, das Gewesene nach überliefertem Visier zu betrachten, der vielmehr mit den Augen und dem Gefühl des Enkelgeschlechtes ein neues Leben in der Vergangenheit suchte. Scherer, der vor der literarischen Revolution starb, stand zwischen den Zeiten, wie jeder Johannes, den die Ahnung erfüllt, daß sein Abschluß ein Anfang sein wird. Es ist kein Zufall, daß zu Füßen dieses Lehrers die

Schüler heranwuchsen, die nach ihm und über ihn hinaus die neuen Ziele absteckten. Vor den Tagen Wilhelm Scherers war Heinrich von Kleist ein ungelöstes, kaum eindringlich umworbenes Problem gewesen. Daß Kleist erst in unserer Gegenwart lebendig zu werden bestimmt sei, das war eine der Offenbarungen des modernen Gelehrten. Die letzte kritische Lösung des Kleist-Problems gelang sodann dem Jünger des Meisters: Otto Brahm. Wie Kleist, der spürsame Psycholog, der Romantiker und streng-realistische Menschenbildner, in manchem Belang ein Vorgänger Ibsens gewesen, so war sein Biograph Brahm als Kritiker der Vorgänger des Theaterdirektors Brahm, der für Deutschland, der für Europa die Ibsen-Bühne und den Ibsen-Stil der Schauspieler bauen sollte.

Daß ein Mann in der Praxis die Versprechungen seiner Theorien einlöst, daß er im Handel und Wandel seine Überzeugung bewährt, das ist, Gott sei's geklagt, eine Seltenheit. Aus der Zunft der Theaterdirektoren zumal könnte man dem einzigen Brahm eine große Zahl von ehemaligen Literaten entgegenstellen, die, als sie noch nicht mit der Gunst und Ungunst der Menge ziffernmäßig zu rechnen hatten, Pauluſſe gewesen waren und sonach Sauluſſe wurden. Habe ich hier auch nicht bei Otto Brahms Charakterbild zu weilen, so kann an seiner persönlichen Standhaftigkeit doch nicht schweigend vorübergegangen werden, denn sie erklärt es zum nicht geringen Teile, daß er eine große Lebensaufgabe erfüllen konnte. Mit Recht hoben die Redner bei der Gedächtnisfeier im Lessingtheater hervor, daß Otto Brahm ein künstlerisches und zugleich ein ethisches Prinzip verkörperte. Er hatte so gar nichts von einem Fahnenträger oder von einem Tribunen, er verachtete so gründlich die lauten Worte, sein ideales Wollen und Müssen nistete so verborgen hinter einem sarkastischen, kühlen Lächeln, daß sein Werk ganz losgelöst schien von persönlichem Ehrgeiz. Er setzte etwas Wichtigeres ein: den Tatengeiz; den Trieb, der ihn nicht verharren ließ bei der einsamen Stubenlampe des Schriftstellers, der ihn auf die Bretter trieb, die unter seiner Herrschaft alsbald eine neue Welt bedeuteten.

Im Oktober 1889 hat Dr. Otto Brahm die von ihm geleitete „Freie Bühne" mit einer Ibsenvorstellung eingeweiht; und wenige Wochen später erfolgte dort die Feuertaufe des jungen Gerhart Hauptmann, die katastrophale Aufführung von „Vor Sonnenaufgang". Ibsen und Hauptmann: hier muß es erlaubt sein, die beiden, die sonst ein sehr oberflächliches Schlagwort an einen Strang bindet, eng verbunden zu nennen. Denn Ibsen und Hauptmann bezeichnen die zwei Richtungen, in denen Otto Brahm Bahn gebrochen hat. Für den großen Alten war Brahm der Erfüller, für den ringenden Jungen der Verkünder. Die siebzehn Jahre der Brahmschen Direktion des Deutschen und des Lessing-Theaters waren, das konnte gesagt werden, ein beständiger Ibsen-Zyklus. Aufgedrungen, aufgezwungen hat er den Wehleidigen, den Widerwilligen, den Befangenen die Kunst und die Lebensbotschaft, die er in Ibsens Dramen erkannt hatte. Er selbst und die von ihm mit dem sicheren Wahlblick für das Echte gesammelte Künstlerschaft wuchsen, so fertig der neue, vom Komödiantentum befreite Stil schon im ersten Gusse des Ensembles schien, in den Jahren immer höher an Ibsen heran, drangen tiefer in die Vielfältigkeiten der Ibsen-Dichtung. Vom absoluten Naturalismus, der das Rauschen des Ewigen in den sogenannten Gegenwartsdramen des Norwegers kaum vernommen hatte, blieb schließlich nur die absolute Naturwahrheit der Menschen auf der Bühne, die Abkehr von den verwirrenden und unedlen Täuschungen des „Theaters". Im Lessingtheater gedieh das Ibsendrama zu einer Vollkommenheit, neben der keine andere Nation im Wettbewerb besteht. In Frankreich kam das redlichste Bemühen Antoines nicht über die Klippen hinweg, die zwischen dem germanischen und dem romanischen Geist ragen. Aber selbst in Norwegen hatte Ibsen nicht seine eigentliche Heimstätte; im Nationaltheater von Christiania spielt man seine Stücke in einem noch von Dumas beeinflußten Stil.

Alfred Kerr sagte bei Brahms Totenfeier, dieser Mann habe das Theater zu einem Menschenhaus gemacht, und Paul Schlenther sprach von einer bescheidenen Hütte, nach der

die Bekenner der menschlichsten Kunst wallten, während die Menge vom Glanze prunkender Schauspielpaläste angelockt wurde. Zutreffend ist die Unterscheidung von extensiver und intensiver Schauspielerei. Die Intensivität der Brahmschen Schauspielkunst mußte naturgemäß auf die Ausbreitung aller Oberflächeneffekte verzichten. Daß man in diesem Gegensatz die Gegensätzlichkeit von Naturalismus und Idealismus erblickte, war ein gründlicher Irrtum. Das Mißverstehen entstand zur Zeit, als die neuen Dichter die Kokarde des Naturalismus trugen, und es wurde genährt von den überlieferten Gewohnheiten des Pathos und der Pose, die man allenthalben bei der Darstellung der alten Dichterwerke aufrechthielt. Ein Pathos und eine Gebärde, die nicht mehr die Sprache unserer Herzen waren, weckten bei kurzsichtigen Eiferern den Aberglauben, daß mancher von den alten Heroen der Dichtkunst heute nicht mehr lebendig sei. Irregeführt von einer erstarrten Darstellungsform (siehe unser Königliches Schauspielhaus!), verging man sich im schiefen Urteil an toten Dichtern, die nur darauf zu warten hatten, daß ihr Ewiges wieder zeitgerecht geweckt würde.

Ohne ein anderes Verschulden, als daß er nicht über die Grenzen seiner Kraft hinausging, hat auch Otto Brahm zur Verstärkung jenes Irrtums beigetragen. Er, der noch in letzten Lebensstunden nach dem Manuskript seiner unvollendeten Schillerbiographie verlangte, dachte gewiß nicht an die grundsätzliche Scheidung von Gegenwart und Vergangenheit. Er suchte in den Dramen, die die Dichter der Gegenwart schufen, nach Ewigkeitswerten und hinterließ mit seinem eigenen Werk: der verjüngten Schauspielkunst, Lebendiges. Aber er fühlte sich nicht befähigt, auszufahren nach fernen Ufern und das ihm Fremde heimzubringen. Eng und immer enger zog er den Kreis seines intensiven Wirkens. Selbst an Ibsens historische und philosophisch-allegorische Dichtungen hat er sich nie herangewagt.

Wohl zeigte sich in der Beschränkung der Meister. Aber Otto Brahms Schaffen muß nun weiterwirken nach des Meisters Tod. Die Ziele liegen in der Zukunft wie in der Vergangenheit.

* * *

Am Tage nach Dr. Otto Brahms Sterbestunde wurde im Lessingtheater die Komödie „Sommer“ von Thaddäus Rittner aufgeführt. Das aber war kein lebendiges Vermächtnis des Toten. Dem Dichter bleibt das Verdienst, ein Lebender, einer unserer Zeitgenossen zu sein … Die Hauptidee zu seinem Lustspiel stammt übrigens von Oskar Blumenthal: Der Arzt kündigt einem gesunden Patienten das Lebensende in bemessener Frist an. Nun verändert der angeblich Gezeichnete sein Temperament und seine Lebensführung. Bei Rittner wird aus einem schmachtenden Seladon ein kecker Draufgeher, der des Nächsten Eheweib in gefährliches Schwanken bringt. Der Lustspieldichter behält den Automatenknopf in der Hand; er drückt — und der sterbende Casanova ist wieder ein gesunder Ritter Toggenburg und der Ehemann vor Feuer und vor Licht bewahrt. Wäre es dem Verfasser besser gelungen, in dem seelischen Zustand eines von der ärztlichen Prognose zum Tode Verurteilten zu schürfen, aus dem Schwank hätte ein Lustspiel werden mögen, eine von tiefem Ernst überschattete Heiterkeit. Gewisse poetische Stimmungen lassen annehmen, daß Rittners Wille diese Richtung hatte. Aber heraus kam ein Neutrum: zu ernst für eine Posse, zu leicht für eine Komödie, gefällig nur in Einzelheiten.

* * *

Die wahre Komödie hat uns Artur Schnitzler gegeben. Mit dem Stück, das in Barnowskys Kleinem Theater eine wundervolle Darstellung fand: „Professor Bernhardi.“ (Das Buch ist in S. Fischers Verlag, Berlin, erschienen.) Sie wurde nur nicht gleich von allen erkannt, — eben deshalb nicht, weil sie, wie die wahre Komödie tut, des Lebens belachens- oder belächelnswerten Karneval vor einem dunklen Hintergrund tanzen und tollen läßt. Viele nahmen die Folie für das Bild, und es störte sie, daß im Vordergrunde ironisch gescherzt wurde. Sie hätten am liebsten einen alten Jambenmonolog aus dem

Theaterarchiv herbeigeholt und dem tapferen Professor Bernhardi, der ein Opfer hämischer Niedertracht wird, eine Heldentoga um die Brust gelegt. Aber dieser Professor Bernhardi! Der ist ja selbst so „frivol" wie sein Dichter und hat, als man ihn seines guten Herzens und einer anständigen Handlung wegen für zwei Monate einkerkert, nur ein Lächeln auf den Lippen. Er ist einer von denen, die mit Goethe denken:

„Über das Niederträchtige
Niemand sich beklage,
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage."

Das, was im Hintergrunde der Komödie sich abspielt, ist ein Konflikt zwischen Gesetz und Menschlichkeit. Das Gesetz hat hier — nicht weil es sich etwa um ein politisches „Kulturkampf"-Stück handelt, sondern weil ein Einzelfall es will — kirchlich-dogmatischen Charakter; auf der Seite des Mitleids steht der Arzt — auch nicht der Arzt schlechtweg, sondern dieser eine Arzt, Professor Bernhardi, dem genug herzlose, egoistische Standeskollegen an die Seite gestellt sind. Auf der Abteilung für Geburtshilfe des Krankenhauses stirbt ein Mädchen. Ein katholischer Priester, von Unberufenen herbeigeholt, will der Sterbenden das Sakrament der letzten Ölung bringen. Der Leiter der Abteilung verwehrt dem Geistlichen den Zutritt. Also doch ein Kampf gegen das kirchliche Dogma? Nein. Professor Bernhardi denkt nicht daran, seine persönliche Überzeugung zu propagieren, er begegnet dem Geistlichen mit aller Hochachtung, die dem Diener einer beschworenen Pflicht gebührt, und er handelt unter dem Zwang besonderer Umstände. Denn die Sterbende befindet sich in einem Zustand, den die Ärzte Euphorie nennen, in dem Glücks- und Genesungswahn der letzten Lebensstunde. Sie durch den Eintritt des Geistlichen aus ihrem tröstlichen Gefühl hinabzustürzen in Verzweiflung, besitzt Bernhardi nicht den harten Mut. Der Eucharistie stellt sich nicht das Freigeistertum, sondern die Euphorie und das Mitleid in den Weg. Das anerkennt sogar der Priester, obwohl ihn der Buchstabe des Gesetzes zwingt, auf seiner Mission zu bestehen. Das anerkannte aber nicht die österreichische Zensur, die mit dem Verbot der Schnitzlerschen Tragikomödie für alle Bühnen des Staates dem Wiener Eucharistenkongreß noch nachträglich ein wohlgefälliges Opfer darbrachte . . .

Durch das österreichische Zensurverbot erhielt die Satire, die geistige Züchtigung, die eine weiche Dichterhand unauslöschlich brennend austeilte, eine bedeutungsvolle Sanktion . . . Denn, wie gesagt, das Drama vor dem Krankenzimmer des sterbenden Mädchens ist nur ein Vorspiel, nur eine Voraussetzung für die große Anklagekomödie, in der allen schnöden Geistern der Selbstsucht, des Strebertums, der Heuchelei, des Kollegenneids, der Feigheit, der politischen Brunnenvergiftung, des Kuhhandels, des blöden Herdentriebes, der Denunziation, der Schadenfreude und der Pöbelhetze feine und ungemein veristische Rollen zugeteilt sind. Die Kloake schimmert in österreichischen Farben; Schnitzler, der sein Wien so kennt und liebt, weiß, welche Erscheinungen gerade in dieser Stadt an der Oberfläche schwimmen! Wer indessen tiefer blickt und nicht an den köstlichen Einzelheiten hängen bleibt, findet hinter dem Wiener Stück das Zeitstück und das Weltstück. Die menschlichen Züge, die hier von einem sehr pessimistischen aber souveränen Humor gesammelt wurden, sind allgemein gültig; es wurde und wird ja auch Molières „Tartuffe" außerhalb Frankreichs verstanden. Nur die Doktorfrage, die zu der Entzügelung der menschlichen Bestien und zu der ersten strengrealistischen Satire unserer Tage den Anlaß gab, hat Lokalkolorit. Also eine österreichische Gegenwartsdichtung, die räumlich und zeitlich nicht eingeengt ist.

* * *

Die literarische Versuchsbühne (bekanntlich eine Angliederung der „Neuen freien Volksbühne"), kämpfte mit ihrem zweiten Experiment gegen das Vorurteil, daß den Frauen die Kraft der Selbstbeherrschung fehle, die der Dramatiker in höherem Maße als der Roman-

dichter zu beweisen hat. Man gab die Tragödie einer Frau: „Das Urteil des Salomo" von Else Torge (der Tochter Anna Rittners). Das Drama verleugnet indessen seine weibliche Abkunft weder mit seinen Vorzügen, noch mit seinen Schwächen. Es ist subjektiv wie ein lyrisches Gedicht, obwohl es in die ferne Welt des Alten Testamentes entführt; es ist so persönlich, daß die Dichterin, sowie sie auf dem Boden eigenen Erlebnisses anlangt, nichts mehr respektiert als das eigene Gefühl, und dabei vergißt, daß sie ihrem Geschöpf ein anderes beherrschendes Gefühl hatte einhauchen wollen. Man hat oft gesagt, daß die Frauen, den Impulsen des Herzens folgend, die Logik mißachten; hier kann man von einer psychologischen Untreue sprechen, deren sich eine schöpferische Frau, im Zwang ihrer persönlichen Empfindung, an ihrem Geschöpfe schuldig machte.

Die junge Witwe Basmath lebt, eine gemiedene Fremde, unter den Weibern Israels. Sie war unglücklich als Gattin eines verabscheuten Mannes. Von dem Toten hat sie ein Kind, aber die Mutterschaft füllt ihr Sein keineswegs aus; sonst wäre sie nicht unglücklich . . . Sie sehnt sich nach der Liebesleidenschaft. Und als der Mann ihrer Sehnsucht in ihr Leben tritt, gibt sie sich ihm in einer glühenden Nacht. In derselben Nacht wird in dem Bette, das sonst Basmath mit ihrer Schwägerin und mit zwei Kindern (dem eigenen und dem der anderen Frau) teilt, das Neugeborene der Schwägerin im Schlaf erdrückt. Um das lebende Kind entbrennt der Streit zwischen den beiden Müttern. Wie man aus der Bibel weiß, hat der weise Salomo zu entscheiden, und man kennt den Schiedsspruch des Königs, der das Kind unter das Schwert legt und auf den Aufschrei des Mutterinstinkts wartet. In der Bibel ist es die Betrügerin, die das Urteil Salomos vollstreckt sehen will, in Torges Drama dagegen die richtige Mutter. Denn so über- oder unnatürlich liebt nun mit einem Male Basmath das Kind, daß sie es vor dem Leben, vor dem schweren Los des Weibes (das Kind ist ein Mädchen) bewahrt wissen will. Eine Mutter, die das Leben ihres Kindes preisgibt, weil sie selbst dem Leben fluchen gelernt hat, ist gewiß sehr ungewöhnlich; noch unverständlicher aber die Mutter, die die Konsequenz des Pessimismus nur an ihrem Kinde durchführen, sich selbst aber dem Leben erhalten möchte. Außerdem vergaß die Dichterin, als sie ihre bittere Resignation der Basmath in den Sinn legte, daß die „vom Mann erlöste" Witwe seit der letzten Nacht keine Ursache mehr hatte, dem Dasein und dem Los des Weibes unbedingt zu fluchen! Diese schweren, unter dem Druck einer persönlichen Stimmung entstandenen Widersprüche lassen eine logische und psychologische Genugtuung über das Drama von Else Torge nicht aufkommen. Einzelne Szenen nehmen mit starker dramatischer Gewalt gefangen. Manche Worte strahlen prächtig. Und der Wille, in dunkle Probleme zu dringen, soll geachtet sein. — Die Aufführung fand Beifall.

* * *

Was wäre ewig, wenn nicht die Märchen? Sie, die nicht welken, weil Frühling, Kindheit nicht welk sein können.

Es mag einer eine Phantasie haben, die Himmel und Hölle beherrscht, und zum Märchen findet er doch nicht den Weg. Nur vor eines Dichters wahrem Kindersinn springt das Zaubergartenpförtchen auf. Dem Maurice Maeterlinck, dem Belauscher der Bienen, der Blumen, der Naturlaute, war ein Märchen wohl zuzutrauen. Rationalistische Kritiker sagen, all seine mystischen Seelendramen seien — Märchen. Die so im Ärger das Märchen eitel nennen, verstehen offenbar nichts von der Naivität des Märchens. Und Maeterlinck, der das Märchenstück „Der blaue Vogel" schrieb? Auch er erreicht das Märchenreich bloß mit seiner Sehnsucht. Märchen haben ungewollten Sinnbild-Sinn, aber sie sinnbildern nicht; Märchen bedeuten, aber sie deuten nicht. „Der blaue Vogel" (Buchverlag Erich Reiß, Berlin) ist ein philosophisches Lehrgedicht, gefüllt mit eines reifen Menschen Einsichten und Gedanken. Die geistige Bürde ist kindlichen Gestalten aufgetragen, die sie nimmer zu schleppen vermöchten, wenn nicht der Dichter in Person ihnen helfen würde. Brüderchen Tyltyl und Schwesterchen

Mytyl, des Holzknechts Kinder, träumen Herrn Maeterlincks Gedanken und Worte ... Man kann sagen: auch Faust und Mephisto erleben Goethes Gedankenwelt. Das Störende in Maeterlincks Dichtung ist das frühe Kindesalter der kleinen Philosophen; ist die Anleihe, die die gedanken- und bilderschöne Dichtung beim Kindermärchen nimmt. „Altkluge Kinder", meint Shakespeare, „werden selten alt."

Den schlafenden Kindern in der Hütte erscheint die Nachbarin als häßliche Hexe und befiehlt ihnen, flugs in die weite Welt zu wandern und den blauen Vogel zu suchen und zu fangen. Der blaue Vogel ist das Glück, das alle haschen wollen und keiner hält. So wird einmal gedeutet. Ein andermal wird ihm eine andere Bedeutung zugeschrieben: sein Besitz, so heißt es, verleiht die Gabe, die Sprache der Tiere, Pflanzen, Steine und der leblosen Gegenstände zu verstehen. Wäre dem so, so brauchten gerade Tyltyl und Mytyl ihn gar nicht zu suchen; denn schon als sie ausziehen, erfüllt sich ihnen — im Traum — das Wunder, nach dem Maeterlincks naturforschende Dichterseele schmachtet: Das Lampenlicht, die Katze, der Hund, die Milch, das Brot, der Zucker, das Wasser nehmen menschenähnliche Gestalten an und sprechen menschlich mit den Kindern. Schließlich ist der blaue Vogel doch wieder das Glück quand même. Als nämlich Tyltyl und Mytyl alle Über- und Unterreiche der Phantasie durchwandert haben, kehren sie heim in die Hütte der Eltern und finden dort endlich den Vogel: das blaugraue Täubchen im Käfig. Doch wie sie das Vögelchen mit Händen fassen wollen, da flattert es durchs Fenster davon. Ist das nun ein unglückliches Ende? Ist das Glück entflohen? Beileibe! Die Kinder trösten sich und finden, daß es auch ohne den blauen Vogel daheim am hübschesten ist. Also war ja die ganze Pilgerschaft höchst überflüssig ...

Gemeint ist der faustische Drang nach immer neuen Fernen und Erkenntnissen und die Weisheit des uralten Faust, daß in der Bescheidung und Begrenzung das Dasein den höchsten Wert biete. Solche Erfahrungsweisheit steht zwar dem Greise wohl an, doch schwerlich kleinen Kindern! Und noch ein Einspruch: Der Geist, der die Kinder in die Abenteuer schickt, meint es angeblich gut mit ihnen; weshalb erscheint er zuerst im Körper der Hexe? Allerdings — das häßliche Weib verwandelt sich alsbald in die wunderschöne Fee, sowie Tyltyl den Diamanten dreht. Leuchtet der Stein, so sind alle garstigen Dinge herrlich. Ohne Mühe versteht man: Der Diamant ist die Fähigkeit des Dichters, die Schönheit der Welt zu sehen. Bedürfen kleine Kinder solcher Wundergabe? Alle kleinen Kinder sind im Dichterparadies, für sie alle besteht noch nicht die Feindschaft zwischen Wirklichkeit und Illusion ...

Schon im Grundriß des Märchenstücks zeigt es sich, daß Maeterlinck vom Kindlichen weit abgeirrt ist, daß er seine eigenen Gedankenträume und nicht die der Kinder geträumt hat. Er macht es — in anderen Dichtungen — mit den erwachsenen Leuten geradeso. Er ist der Antipode der Realisten. Er gestaltet immer sein persönliches Seelenleben in fremden Menschenformen.

Aber freilich — wer nun alle gewohnten Forderungen an die Psychologie des Dramas fallen gelassen hat, wer sich willig von den Wogen der Dichterphantasie treiben läßt, den schaukelt eine mondbeschienene, sanfte Flut zu wunderbaren Ufern. Poetische Reize hat dieses Zauberstück, die hell wie unsere schönsten Märchen glänzen. Und hier und dort sprudelt die warme Quelle des Gemüts. Es ist der Wünschelrutenschlag eines großen Dichters, der in der gefürchteten Geisterstunde der Winternacht den Friedhof in einen sonnigen Sommergarten verwandelt, prangend in voller Lebensblüte, in überschwänglichem Blumenflor. „Es gibt keine Toten": so klingt es freudig! Der Lebenden Gedenken macht die Begrabenen lebendig. Brüderchen Tyltyl und Schwesterchen Mytyl kommen ins Land der Erinnerungen, und da werden sie vom uralten Großelternpaar begrüßt, so herzlich wie immer, und mit Pflaumenkuchen bewirtet, die so schmackhaft sind wie immer. „O, die Lebenden sind dumm", lacht Großväterchen, — die Lebenden, die an den Tod der Toten glauben.

Wenn in dieser Dichtung von schweren Gedanken die Kinderflügel des Märchens zerbrochen werden: die liebliche, kindliche und meisterliche Musik Engelbert Humperdinks

macht sie wieder heil. Auch die Sinnenpracht, die man im Deutschen Theater über die Bühne streute, erregte von des Gedankens Blässe nicht angekränkelte Freuden. Und Lia Rosne und Mathilde Danegger machten die entzückten Zuschauer an ein Wunder glauben; an zwei Wunderkinder nämlich, die nichts von der Wunderkinderei hatten.

Der blaue Vogel! Bei den älteren Romantikern war's die blaue Blume, bei Maeterlinck ist's ein Vogel. Sei's! Sein Blau ist echt, — die Farbe ewiger Sehnsucht, des Ewig-Lebendigen.

Hermann Kienzl

Hauptmanns „Atlantis"

Ich will es gleich zu Beginn sagen, daß mir der neue Roman von Gerhart Hauptmann eine doppelte Enttäuschung gebracht hat: eine zu Beginn des Lesens und die schwerere, als ich das zu Ende gelesene Buch aus der Hand legte. An der ersten bin ich freilich selber schuld. Atlantis! Seit Plato, also nun schon mehr als zweitausend Jahre, hat dieses Wort für das Menschenohr einen seltsam lockenden Klang. Märchenstimmung eint sich mit wissenschaftlichen Träumen — man muß diesen scheinbaren Widerspruch hier ruhig gelten lassen —, von überraschenden Offenbarungen über seltsame Kulturzusammenhänge, rätselhafte hohe Kulturgüter. Und ein weites Gebiet tut sich auf für eine Phantastik, die Zukunftshoffnungen der Menschheit an alte versunkene Güter derselben knüpfen möchte. Manchen Dichter schon hat es gelockt, dieses nach alter Sage auf dem Grund des Meeres ruhende Mutterland der Kulturen Amerikas und Europas und Afrikas wieder erstehen zu lassen, und kaltblütige Forscher haben bei der Entdeckung geheimnisvoller Zusammenhänge zwischen Schöpfungen meergetrennter Erdteile eine Phantasie entwickelt, die manchen Dichter neidisch machen könnte.

Gerade weil in neuester Zeit das Problem der Atlantis die wissenschaftliche Welt aufs neue wieder stark erregt, hatte ich gedacht, Gerhart Hauptmann habe diesen großen lockenden Stoff aufgegriffen. Er bietet einem Dichter die Möglichkeit, das Weltbild, das er als Sehnsucht im Innern trägt, als Wirklichkeit vor uns erstehen zu lassen. Hauptmann hat die Bedeutung der Jahrzehnteswenden für das Leben des Mannes so stark betont, daß man wohl erwarten konnte, daß er die auch von der Umwelt so stark betonte Halbjahrhundertwende seines Lebens dichterisch durch ein besonders eindringliches Werk feiern würde. Bisher bewegte sich sein Schaffen schwankend zwischen zwei Richtungen hin und her. Der treuen, fast peinlichen Abschilderung des wirklichen Lebens stand eine merkwürdige Flucht ins Phantastische gegenüber. Merkwürdig deshalb, weil diese Phantasiewelt nicht frei und luftig sich aufbaute, sondern seltsam beschwert war mit Symbolen und Geheimnissen, deren stärkster Reiz darin lag, daß sie des Dichters eigentliche Weltanschauung zu umschließen schienen, die aber doch einer Klarheit suchenden Ausdeutung widerstrebten. Vielleicht, so hatte ich gehofft, eröffnete Hauptmann jetzt auf der Höhe des Lebens den Blick in die Welt seines tiefsten Sehnens und benutzte das versunkene Land Atlantis dazu, der Menschheit eines jener Leitbilder vor die Seele zu stellen, die trotz allem das höchste Gut bedeuten, was der Dichter als Seher und ursprünglicher Schöpfer der Welt zu geben hat.

Wenige Seiten genügten, um mich zu überzeugen, daß Hauptmann den Ehrgeiz zu einem so starken Lebenswerk nicht besessen hat. Aber daß sein Verlangen so wenig hoch ging, daß er seinen ganzen zweiten Roman um eine allerdings stark erschaute Katastrophe eines modernen Schiffsdampfers herumbauen konnte, das zeigt doch wieder einmal klar, daß einer, der in diesem Maße den Geist des Naturalismus in sich aufgenommen, zur wirklichen Größe nicht zu gelangen vermag; daß er gebannt bleibt in die Welt der kleinen Mittel, und so glänzend er diese handhaben mag, zu so Schönem sie auch ausreichen mögen, doch wirkliche Monumentalität ihm für immer versagt ist.



Aber auch innerhalb des Gesamtwerkes Gerhart Hauptmanns steht „Atlantis“ an einer tiefen Stelle, und der Abstieg von seinem ersten Roman, den er vor zwei Jahren uns gab, ist so weit, wie vom Narrentum in Christo zum Narrentum im Weibchen. Im Weibchen, nicht im Weibe, das ist das Schlimmste.

Auf einer der ersten Seiten des 1907 veröffentlichten „Griechischen Frühlings“ (Ges. W. VI, 16) findet sich folgende Stelle: „Ich gedenke früherer Seefahrten; darunter sind solche, die ich mit beklommener Seele habe machen müssen. Viele Einzelheiten stehen vor meinem innern Gesicht. Ich vergleiche damit meinen heutigen Zustand. Damals warf der große Ozean unser stattliches Schiff dreizehn Tage lang. Die Seeleute machten ernste Gesichter. Was ich selber für ein Gesicht gemacht habe, weiß ich nicht; denn was mich betrifft: ich erlebte damals stürmische Wochen auf zwei Meeren, und ich wußte genau, daß, wenn wir mit unserem bremensischen Dampfer auch wirklich den Hafen erreichen sollten, dies für mein eigenes, gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.“

Aus Hauptmanns Biographie erfahren wir, daß er diese Reise als Dreißigjähriger im Januar 1892 ganz plötzlich unternommen hat. Er fuhr damals Knall und Fall von Paris nach Southampton, um dort den Lloyddampfer „Elbe“ zu besteigen. Eine schwere Seelenlast trieb ihn hinüber in die Nähe von Neuyork. Derselbe Dampfer „Elbe“, an dessen stürmische Überfahrt Hauptmann bei seiner Reise nach Griechenland denken mußte, erlitt vier Jahre später unter dem gleichen Kapitän, mit dem er sich auf der Überfahrt befreundet hatte, den furchtbaren Schiffbruch. Nehmen wir hinzu, daß Hauptmann als Einundzwanzigjähriger auf einem Kauffahrteischiff als einziger Passagier von Hamburg aus um die europäische Küste nach Genua fuhr, so haben wir die Grundelemente, aus denen sich wohl bei dieser letzten Seereise nach Griechenland der Roman „Atlantis“ entwickelte. Aus seinem eigenen Leben hatte er so den Vorwurf, daß ein innerlich zerrissener Mensch durch einen plötzlichen Entschluß zu einer Seereise gelangt, deren ungewöhnlich stürmischer Verlauf das Schiff auf dem Meere in einem Zustande zeigt, dem ähnlich, in dem das Lebensschifflein des Reisenden durch das Weltmeer gepeitscht wird. Dadurch, daß das Schiff, das er damals benutzte, einige Jahre später wirklich im Sturme unterging, verknüpfte sich dem Dichter diese Katastrophe stark mit dem eigenen Erleben. Durch ein Kauffahrteischiff wird in „Atlantis“ der Schiffbrüchige gerettet; aber auch für ihn stimmt es, daß, wenn nun wirklich der Hafen erreicht wurde, dieses für sein eigenes gebrechliches Fahrzeug durchaus nicht der Hafen sei.

Diese Rettung aus dem Lebensschiffbruche und andererseits die Ursache des Lebenssturmes hatte der Dichter hinzuzuerfinden.

Ich weiß nicht, ob „Gabriel Schillings Flucht“ schon vor dem „Griechischen Frühling“ entstanden war, oder ob, was wahrscheinlicher ist, die Reise nach Griechenland dem Drama, das der Dichter in sich trug, erst zur Entbindung verholfen hat. In dem Drama spielt ja eine geplante Reise nach Griechenland eine große Rolle. Die Tatsache, daß Hauptmann dieses Drama, dessen Niederschrift auch 1907 erfolgte, fünf Jahre in der Schublade behielt, weil es ihm zu persönlich war, gibt uns das Recht zu dem Schlusse, daß auch hier starke persönliche Erlebnisse ihren Ausdruck gefunden haben. Wenn so für Hauptmann in einem ganz beträchtlichen Maße das Goethesche Wort der „Gelegenheitsdichtung“ zutrifft, so sicher nicht in jenem Punkte, der für Goethe besonders charakteristisch ist, daß er sich durch diese Verdichtung seines Erlebens von diesem Erleben auch völlig „f r e i dichtete“. Denn eine Fülle von dem, was Hauptmann in „Gabriel Schilling“ ausgesprochen und gestaltet hat, kehrt in der „Atlantis“ wieder. Auch in „Gabriel Schilling“ wird die Bedeutung der Jahrzehnteswende im Manneseben betont, von der es hier in „Atlantis“ heißt: „Es scheint, daß der Lebensgang ungewöhnlicher Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in eine gefährliche Krise tritt. In einer solchen Krise werden angesammelte Krankheitsstoffe entweder überwunden und ausgeschieden, oder der Organismus, der sie beherbergt, unterliegt. Oft ist ein solches Unterliegen der leibliche



Tod, zuweilen aber auch nur der geistige.“ (Sollte man bei einem Dichter nicht erwarten, daß er sagte: „sogar der geistige Tod“?!) Während es sich bei Gabriel Schilling um die Krise nach vierzig handelt, so hier um die nach dreißig, in der einst Hauptmann selbst seine Amerikafahrt unternahm.

Aber die Parallelen zwischen den beiden Werken erstrecken sich auch auf Personen, ja auf eigenartige Bilder. Es taucht auch hier eine männergierige russische Jüdin auf, wie im Drama Hanna Elias. Ein Doktor Rasmussen hat im Roman freilich mehr gespenstige Wirkung und überträgt die im Drama gewahrte rassenhygienische Bedeutung auf einen in Amerika weilenden, reichlich philisterhaft geratenen Kollegen Schmidt. Von Bildern sind manche Wendungen über die Farbe des Meeres übernommen, und auch jenes einprägsame Wort vom Rauschen der Sturmwellen, das dem Tone gleicht, der „aus der Brust eines ungeheuren Stieres hervorröchelt und in wilder, furchtbarer Steigerung etwas Drohendes und zugleich etwas angstvoll Warnendes hat“. Das stärkste Bindeglied zwischen den beiden Werken aber liegt darin, daß das Meer wie ein Rahmen alles Geschehen und Erleben umklammert, und daß alles in seinem Banne steht. Freilich ist hier das Meer noch viel bedeutsamer; von seiner Kraft, seiner Frische zehrt auch das Buch in allem, wo es gut und stark ist.

Ein Dreifaches hat sich der Dichter zur Aufgabe gestellt. Die Schilderung des Meeres als des gewaltigen Urelementes der Natur. Es wird uns fast nur in der Gewalt der Erregung gezeigt. Kaum einige Pausen, die freilich dann wie ein tiefes Aufatmen wirken, unterbrechen das durch alle Tonarten jagende Sturmlied. Gegen diese ungeheure Naturgewalt steht das Werk des Menschen im Kampfe. Als der Reisende in dunkler Nacht plötzlich den hell erleuchteten Dampfer vor sich auftauchen sieht, heißt es gleich zu Beginn: „Noch nie hatte Friedrich vor der Macht des menschlichen Ingeniums, vor dem echten Geiste der Zeit, in der er stand, einen gleichen Respekt gefühlt, wie beim Anblick dieser schwarz aus dem schwarzen Wasser steigenden riesigen Wand. — Es war nicht möglich, angesichts dieser gigantischen Abenteuerlichkeit die Überzeugung von der Nüchternheit moderner Zivilisation aufrechtzuhalten. Hier wurde jedem eine verwegene Romantik aufgedrängt, mit der verglichen die Träumereien der Dichter verblaßten.“

Das sind die beiden großen Lebenskräfte, die gegeneinander ringen. Gegen sie wirkt fast kümmerlich der, der den kleinen, kecken Dampfer zum Kampfe durch die aufgeregte Wellflut schickt: der Mensch. Die zahlreichen Menschen, die das Schiff füllen, sind zumeist klein und kleinlich. Hier bewährt Hauptmann aufs neue seine Kraft, mit wenigen Strichen Menschen hinzustellen, seine unbedingte Sachlichkeit, auch seine Liebe zu den im Leben Geringen. Eine Dienstmagd, die mit unendlicher Geduld die Launen ihrer Herrin erträgt, ist das heldenhafteste Wesen auf dem ganzen Schiffe; auch nachher beim Untergang. Ein wackerer Schiffsjunge wächst uns ans Herz, der dem Kapitän in höchster Not einen Rettungsgürtel auf die Brücke bringt. Daß das Heldentum dieses Schiffsführers fast selbstverständlich wirkt, ist eines der trostreichsten Geistesgüter in unserem kleinen Leben.

Wirklich bedeutend ist die Schilderung des Schiffsunterganges. Meisterhaft ist sie vorbereitet. Alle Befürchtungen, Ahnungen machen wir durch, und doch bricht sie nachher mit der Tücke eines Blitzes herein. Das Niederbrechen des Kolosses, die lähmende Angst nach dem Augenblicke, in dem die Stewards mit dem Rufe „Gefahr!“ in jeder Kabine das Licht eingeschaltet haben, danach die furchtbaren Szenen, die sich auf dem Schiffe und in den Rettungsbooten abspielen — das ist mit einer Sachlichkeit uud unbedingten Sicherheit des Ausdrucks hingestellt, für die man nur wenige Seitenstücke aus der Literatur beibringen kann. In solchen Stücken liegt die Größe des Naturalismus. Schon Balzac, vor allem aber Zola, haben darin ihr Bestes gegeben. Ein „Aber“, ein schwerwiegendes, bleibt aber doch bestehen. Es ist besonders rühmend hervorgehoben worden, daß der Untergang der „Titanic“ hier von Hauptmann mit höchster Lebenswahrheit vorausgeschildert worden sei. Für den Dauerwert der Dichtung ist es aber belanglos, ob die Schilderung vor oder nach dem Geschehen geschrieben worden ist.



So hat diese Stelle schon für den heutigen Leser eigentlich nur die Bedeutung eines allerdings glänzenden Berichtes über ein Geschehnis. Die eigentliche „Dichtung“ beginnt aber sicher doch erst jenseits der — Reportage.

Kalt läßt dagegen die Entwicklung des Schicksals Friedrichs von Kammacher, des Helden des Buches. Sein ganzer Zustand vermag nicht recht zu überzeugen. Daß ihn die Liebe zu der sechzehnjährigen Ingigerd Hahlström um den Verstand gebracht, wird uns immer wieder gesagt. Aber es fehlt jener Gluthauch der Leidenschaft, der uns mitversengen müßte. So vermag uns weiter Friedrichs Erliegen gegen die begehrliche Jüdin aus Odessa ebensowenig aufzuregen, wie sein knurrig ertragenes Sklaventum gegen die kleine Tänzerin. Dieser Wiederholung von Pippa und Gersuind, der Geisel Kaiser Karls, hat die betörende Tanzkunst, die wir in den letzten Jahren mehrfach erleben durften, nicht genug Lockkräfte verliehen, um auch den Leser in ihre Netze spinnen zu können.

Die „Genesung“ drüben in Amerika bleibt dann ganz äußerlich. Eine Rückerinnerung an Hauptmanns eigenes Leben ist, daß Friedrich es mit Bildhauerei versucht. Daß er dann einem Fieber erliegen muß und die tüchtige Pflegerin seiner kranken Tage als Frau mit ins alte Europa zurücknimmt, ist doch für einen Hauptmann gar zu billig aus dem Requisitenschranke einer abgebrauchten Romankunst herausgeholt.

Soll zum Schlusse auch der Kritiker das Geschehen in diesem Roman zu Gerhart Hauptmanns Tun in Beziehung setzen? Friedrich von Kammacher ist ausgezogen, um die betörende Schönheit Ingigerds sich zu erobern; heim bringt er die gewiß recht tüchtige, aber doch auch nur tüchtige Alltäglichkeit der Miß Eva Burns. Gerhart Hauptmann läßt das lockende Land Atlantis am Horizont erscheinen und bringt daraus einen Unterhaltungsroman heim, der in einer Schilderungsepisode ins Reich der Kunst hinaufragt, in allem anderen einen braven Durchschnitt jedenfalls nicht übersteigt. Bei den echten Prinzen aus Genieland geht es anders. Ihnen ergeht's wie Saul, der auszog, eine Eselin zu suchen, und ein Königreich heimbrachte

K. St.



Das Jubiläum des Königlich Preußischen Generalintendanten

Graf Hülsen stand am Neujahrstage zehn Jahre an der Spitze der Königlichen Hoftheater. Alfred Holzbock, der berufsmäßige Festeverklärer der verbreitetsten deutschen Zeitung, troff von Freude, Ergebenheit und posaunte aus übervollen Backen eitel Ruhm; der Deutsche Bühnenverein pries seinen Vorsitzenden, der dafür auch der „gutgesinnten Schauspieler“ wohlwollend dachte, und im eigenen Hause gab es mit den mehreren hundert Angestellten eine „Familienfeier“, die den für die Hülsensche Regie charakteristischen Zug einer prunkvollen Sentimentalität nicht verleugnete.

Ich möchte dem Grafen Hülsen persönlich die Festesfreude nicht verderben, obwohl ich glaube, daß seine Person als solche an manchen Übelständen schuldig ist, die dem höchsten und mächtigsten deutschen Theaterbeamten vorzuhalten, das Gewissen gebietet.

Graf Hülsens Macht ist viel größer, als man gewöhnlich denkt. Noch herrscht der Theaterleiter in seinem Reiche als absoluter Herr über das künstlerische und soziale Leben der Angestellten, als absoluter Herr auch über die Kunst, die an diesen Stätten gepflegt wird. Und da gehören zu Herrn Hülsens Reich außer der Königlichen Oper und dem Schauspielhaus in Berlin die Hoftheater in Hannover, Kassel und Wiesbaden. Es stehen ihm also eine beneidenswerte Fülle von künstlerischen Kräften und der Kunst geweihten Geldmitteln zur Verfügung, wie keinem zweiten Theaterleiter in der Gegenwart.

Ob es wirklich einen urteilsfähigen Mann gibt, der mit gutem Gewissen zu behaupten wagt, daß diese riesigen künstlerischen Mittel in den letzten zehn Jahren auch nur konservativ würdig, geschweige denn neuschöpferisch bedeutsam verwendet worden sind? —

Beschränken wir unsere Betrachtung auf die beiden Berliner Bühnen, die der persönlichen Leitung des Intendanten unterstellt sind. Auch in den wohlwollenden Jubiläumsartikeln war betont, daß des Grafen Liebe der Oper gehöre. Wer will ihm diese Vorliebe verargen? Aber sie verpflichtet ihn in seiner Haltung zum Schauspielhaus. Wenn ihn selbst nichts zu diesem zieht, so gebe er hier einem tatkräftigen Manne Raum, dessen Liebe dem Schauspiel gehört. Die Berufung des greisen Paul Lindau an die Spitze dieser königlichen Bühne war eine Farce, über die auch die sanftesten Gemüter nur mit nachsichtigem Lächeln quittieren konnten. Der Personalbestand des Königlichen Schauspielhauses wirtschaftet zusehends nach unten; aber auch mit den vorhandenen Kräften wird nach Möglichkeit nichts oder Verkehrtes geleistet. Wer geht noch gern ins Königliche Schauspielhaus? Wer oder was zieht einen nach Matkowskys Tod noch hin?

Ja, was? Gibt es überhaupt noch eine zweite ernste Bühne, deren Spielplan so alle künstlerischen Absichten vermissen läßt, wie diese königliche? Über die „Verwaltung des Erbes der Klassiker" wollen wir schweigen, — ich möchte den Vormund kennen lernen, der mit ihr zufrieden sein könnte —, aber wie erfüllt diese Bühne ihre Pflicht gegen das Schaffen der Lebenden? Lindners seit einem Menschenalter verrauschte „Bluthochzeit" war die „modernste" Leistung des vergangenen Jahres. Bei dem Festessen zur Weihe der Stuttgarter Hoftheater rühmte Graf Hülsen, daß das Stuttgarter und etliche andere Hoftheater „vorurteilslos" ein Gesamtbild des deutschen dramatischen Schaffens widerspiegeln könnten.

Wer hindert den Grafen Hülsen an dieser „Vorurteilslosigkeit"? Der Kaiser sicher nicht; der ist ihm ein so gnädiger und voll vertrauender Herr, daß er den Darlegungen seines Intendanten leicht zugänglich ist. Beweis dafür die Aufnahme der doch in sexuellen Dingen mehr als freien Opern von Richard Strauß in den Spielplan des Opernhauses. Oder die Rücksichten auf höfische Forderungen? Inwiefern sollten neben Lauffs „Großem König" nicht auch noch wertvolle Schöpfungen Platz haben?

Wenn aber Graf Hülsen in der von ihm in Stuttgart betonten Spezialisierung der Berliner Theater ein Hindernis sieht, weshalb erkiest er seinem Theater nicht die wertvolle Spezialität des Schauspiels großen Stils, der Historie meinetwegen. Warum wählt er ausgerechnet den halbblöden Schwank für altjüngferliche Backfische?

Auch in der sozialen Kunsttätigkeit erfüllen die Königlichen Bühnen die ihnen durch ihre Stellung gebotene Pflicht nicht. Die paar sogenannten Arbeiteraufführungen sind wie ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein. Andere Hoftheater und alle unter städtischer Leitung stehenden Stadttheater leisten in der Hinsicht mehr und Besseres, als die preußischen Hofbühnen, die z. B. als einzige „Schüler"-Aufführung der Herbstferien ausgerechnet den „Großen König" von Lauff herausbrachten.

Und nun des Grafen Hülsen große Liebe: die Oper. Es gibt eine Liebe, die züchtigt und kasteit. Daß es mit den gesanglichen Leistungen der Hofoper immer abwärts geht, ist die allgemeine Überzeugung. Der Grund liegt darin, daß die geeigneten Kräfte entweder nicht gewonnen oder die gewonnenen nicht festgehalten werden. Es ist nicht wahr, daß das durch Dollarika unmöglich gemacht wird. Die Flucht unserer guten Künstler hat andere Gründe. Oder war auch Dr. Muck nicht zu halten, der eine ganz unschätzbare Kraft gewesen — wäre, wenn man ihm die dem ersten Dirigenten zukommende Macht eingeräumt hätte?

Für das Versagen der Hofoper gegen das neuzeitliche Opernschaffen hat sich selbst im preußischen Abgeordnetenhause kein Verteidiger gefunden.

Auf welchen Bahnen aber die Regie wandelt, zeigt die Neuinszenierung des „Rheingolds", bei der Wagners wichtigste Forderung, daß Ton und Gebärde in Einklang stehen müssen,

derart verhöhnt wird, daß man drei Balletteusen als Rheintöchter herumschwimmen, die zugehörigen Noten aber von Sängerinnen hinter den Kulissen singen ließ. Oder soll die Einführung des Kientopps dieses Verdienst sein? Die kinemathographisch in Walhall einziehenden Götter! — wahrlich man müßte lachen, wenn's nicht so traurig wäre.

Und da soll man womöglich freudig Jubiläen feiern! R. St.



Lese

Gerhart Hauptmann, der Überfeierte

Hermann Kienzl wird mit seiner Würdigung Gerhart Hauptmanns (im Dezemberheft) auch den wärmsten Verehrern des Dichters genug getan haben. Der Türmer braucht also kein Mißverstandenwerden zu befürchten, wenn er hier einer Stimme Gehör gibt, die auch das Unzulängliche an dem Vielgefeierten, dem „Überfeierten", nicht unbeachtet lassen will. Im „Hammer" erwähnt F. Roderich-Stoltheim den „Triumphzug" Hauptmanns, des „Nobelpreisträgers", nach Stockholm, seine Rückkehr über Hamburg usw. und bemerkt dazu u. a.:

„Jedenfalls können sich die großen Dichter der Vergangenheit nicht rühmen, auch nur annähernd so gefeiert worden zu sein, wie ‚unser Hauptmann'. Kein Goethe und kein Schiller, kein Shakespeare und kein Dante hat sich bei Lebzeiten solch überschwenglicher Ehrung erfreut. Ja in früheren Zeiten stand die Anerkennung, die große Geister bei ihren Zeitgenossen fanden, fast immer im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Bedeutung ... Wie konnte es anders sein! Die Geister, die die großen Marksteine auf dem Kulturwege der Menschheit setzten, sind jene Gewaltigen, die dem Marsche eine neue Richtung gaben, die das Verirrte in dem Geisteshange ihres Geschlechts erkannten, der Gewohnheits-Anschauung den Weg vertraten und mit mahnenden, oft mit barschen und drohenden Worten nach einem neuen, besseren Ziele wiesen. Solche Störenfriede der süßen Gewohnheit, solche Verächter des Hergebrachten, solche Verhöhner der Götzen ihrer Zeit waren immer unbequeme Nachbarn; und was sie Neues lehrten, erschien den befangenen Gehirnen der Zeitgenossen fremd, unverständlich, ja feindselig, unerhört und wahnwitzig. Heißt es doch immer wieder: Und das Volk entsetzte sich ob seiner Rede ...

Darum wird ein kluger Kopf wie Hauptmann diese übermäßigen Huldigungen mit geteilten Gefühlen aufnehmen und sich über ihre Bedenklichkeit nicht täuschen. Der Dichter der ‚Versunkenen Glocke' besitzt Lebensblick genug, um zu fühlen, daß die überschwenglichen Lobgesänge seiner Zeitgenossen beinahe — Verurteilungen seines Talentes bedeuten. ‚Hier unten im Tale klingt sie, auf der Höhe aber klingt sie nicht.'

Gewiß ist Hauptmann nicht ein bloßer Schmeichler seiner Zeit; er hält ihr wohl den Spiegel vor, um ihre Irrtümer zu zeigen; aber über das Spiegelbild kommt er nicht hinaus; er zeigt uns nicht den Weg in reinere Gefilde ..." Auch ein Shakespeare hat es nicht verschmäht, in eindrucksvollen Augenblicken durch den Mund seiner Helden eigene Weisheit zu verkünden: „Wo aber weiß uns Hauptmann etwas Bleibendes zu sagen? — ein echtes Bekenner-Wort mitzugeben, das für uns einen geistigen Gewinn bedeutet und das zugleich Zeugnis dafür ablegt, daß der Dichter ein Herz hat für sein Volk und seine tiefen seelischen Nöte?

Hauptmanns Dichtungen lassen samt und sonders einen großen befreienden Zug vermissen; alle diese Helden gehen in den Verstrickungen des Lebens kläglich zugrunde. Kläglich endet der Glockengießer, kläglich der Fuhrmann, kläglich Rose Berndt, kläglich Florian Geyer, kläglich Emanuel Quint. Keiner von allen bricht sich siegreich Bahn; keiner wird der Erbärm-

lichkeit Meister; ja sie machen kaum einen ernstlichen Versuch dazu. Alle fügen sich fatalistisch und kleinmütig in das unabwendbar scheinende Verhängnis. Hauptmanns Dichtungen lehren — vielleicht unbewußt—: Das Leben ist ein unentwirrbares Gewebe von Trug, Roheit, Niedertracht, Dummheit und Vorurteil, und es bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als hülflos darin unterzugehen. So könnte man Hauptmann den Dichter des Pessimismus nennen, den Darsteller des sinkenden Lebens. Echtes Leben aber will aufsteigen, und wahre Kunst soll ihm helfen, den Weg zum Aufstieg zu finden. Kunst soll leben-fördernd, leben-erhöhend wirken. Darum sind nur die Anreger des aufsteigenden Lebens wahre Dichter und Künstler, von wirklichem Wert für Nation und Menschheit ... Die bloßen Kopisten der Wirklichkeit sind uns keine Künstler höheren Grades, mögen sie auch in technischen Fertigkeiten der Darstellung noch so große Meisterschaft entfalten, uns noch so bunte und bestrickende Bilder vorgaukeln; wir wollen nicht bloß glitzernde Steine sehen, wir verlangen nahrhaftes Brot für die hungernde Seele. Wir wissen, die Kunst mag sich nicht gern Vorschriften machen lassen; sie lehnt es ab, bestimmten — z. B. moralischen — Zwecken zu dienen; und doch: wenn sie mehr sein will als ein Mittel der Unterhaltung und Berauschung, mehr als ein Reiz- und Genußmittel, was kann sie Edleres vollbringen, als den Menschen innerlich erquicken, erheben, begeistern, aufrichten, ihm neues Vertrauen und neuen Mut zum Leben einzuhauchen? ...

Der Stifter des Nobelpreises für Literatur hat die Bestimmung getroffen, dasjenige literarische Werk auszuzeichnen, das am meisten durch hohe ideale Tendenz hervorragt. Erfüllen die Hauptmannschen Werke diese Forderung? ...

Es ist gewiß bequemer, sich den herrschenden Mächten zu fügen, denen zu huldigen, die goldenen Lohn und Lorbeeren auszuteilen vermögen: jedoch — war es nicht allezeit der Beruf des echten Dichters, die Fackel voranzutragen auf dem Wege zur Befreiung aus dunklen Geisteskerkern, aus Tyrannei und Knechtschaft? Es ist heute wohlfeil, spottend die alten Autoritäten zu begeifern, die längst keine Macht mehr besitzen, Tyrannen zu stürzen, die keine mehr sind, hingegen denen willfährig zu sein, die — wenn auch unter der Maske der Freiheitsbringer — dennoch nichts anderes sind als neue Volksbedrücker und Volksbetrüger.

Das ist es, was einen Hauptmann — und manchen anderen — von der Seele seines Volkes scheidet und die echte Liebe nicht aufkommen läßt. Das ist es, was uns mit tiefem Schmerz an den dichterischen Talenten unserer Tage verzagen läßt.“

* * *

Die Uraufführung von Körners „Zriny“

Vor hundert Jahren, am 30. Dezember 1812, fand im Theater an der Wien die erste Aufführung von Körners „Zriny“ statt, bei der Toni Adamberger, die Braut des Dichters, die Helene gab. Das Stück, das sich bis heute auf der Bühne behauptet hat, fand damals vor allem um der zeitgenössischen Anspielungen willen eine begeisterte Aufnahme. Körner selbst berichtet am Neujahrstage 1813 seiner Familie, daß er, zum Schluß an die Rampe gerufen, eine Ansprache an das Publikum gehalten habe, das die gegen die napoleonische Zwingherrschaft gerichtete Tendenz des Stückes nur zu gut verstand. Dennoch schwebte das Stück einen Augenblick lang in Gefahr: bei der Szene nämlich, in der Juranitsch seine Helene etwas kaltblütig niedersticht. Ein allgemeines Zischen bekundete an dieser Stelle das Mißfallen der Zuschauer und Körner selbst gesteht: „Ich leugne es nicht, der Eindruck war selbst für mich nicht ohne geheimen Schauer.“ Bei den literarischen Größen der Zeit hatte „Zriny“ schon vor der Aufführung lebhafte Anerkennung gefunden. W. v. Humboldt und Fr. Schlegel, denen Körner das Stück vorgelesen, hatten mit Beifall nicht gekargt, und auch Goethe hielt mit seiner Anerkennung nicht zurück, wenngleich er als Minister und Theaterleiter „in politischer und theatralischer Rücksicht manches dabei zu bedenken“ fand.





Zum Neubau des Königlichen Opernhauses in Berlin · Von Dr. Karl Storck

Zwei große Säle des Anhalter Bahnhofs, in die der Lärm der ein- und ausfahrenden Züge wie aus einer fremden Welt hereinbraust, sind mit den Entwürfen und Skizzen angefüllt, die der erweiterte Wettbewerb für den Bau des neuen Königlichen Opernhauses hervorgerufen hat. Riesige Mappen am Fuß der Wände bergen die Einzelskizzen, für die die Wände selbst keinen Raum mehr boten. Die beigehängten, zum Teil sehr ausführlichen Erläuterungsschriften bekunden den Eifer, mit dem sich die deutsche Architektenwelt in die Aufgabe versenkt hat. Das ist begreiflich. Es dürften Jahrzehnte vergehen, bis wieder eine so große Aufgabe monumentaler Profanarchitektur gestellt wird. Achtundsechzig Entwürfe hat dieser Wettbewerb gezeitigt, zu denen noch die vier und sieben aus den engeren Wettbewerben der Jahre 1910 und 1912 hinzukommen. Die Ergebnisse des neuen Wettbewerbs zeigen, wie sehr jene im Rechte waren, die eine möglichst weit geöffnete Konkurrenz für den einzig richtigen Weg gehalten haben.

Leider verdient ja auch dieser letzte Wettbewerb nicht die Bezeichnung eines wirklich freien und öffentlichen, denn es waren vom Bauministerium derartig enge Vorschriften erlassen, und aus der amtlichen Beurteilung der früher eingelaufenen Entwürfe ergaben sich so viele bestimmte Anweisungen und eigentlich bereits so weitgehende Entschlüsse, daß ein wirklich freies, großzügiges Schaffen nicht möglich war. Man kann aus zahllosen Einzelheiten schließen, daß, wenn man, wie es doch eigentlich das Natürliche war, zu allererst einen möglichst weiten Spielraum lassenden Wettbewerb ausgeschrieben hätte, es sicher zu eigenartigen und bedeutsamen Lösungen des Problems gekommen wäre. Dann war es ja immer noch Zeit, an die einschränkenden Bedingungen zu denken und zu schauen, wie unumgängliche Forderungen der Praxis mit dem künstlerischen Gedanken sich vereinigen ließen. Im allgemeinen ist es aber doch natürlich, daß eine wirklich künstlerische Gestaltung eines Bauproblems zugleich eine Lösung der praktischen Aufgaben in sich schließen muß, wenigstens soweit diese wesentlicher Art sind.

Indes, das Versäumnis ist nun nicht mehr gutzumachen.

Oder vielleicht doch?

Die große Zahl der Besucher, die bereits in den Vormittagsstunden sich in den Ausstellungsräumen drängte, beweist, daß diese Opernhausfrage aus einer Angelegenheit des Hofes, des Ministeriums und allenfalls der Architekten in steigendem Maße zu einer Sache des Volkes wird. Die moderne Architektur hat im letzten Jahrzehnt so manche eigenartige Leistung vor die Augen der breitesten Öffentlichkeit gerückt, hat so ersichtliche Zeugnisse eines tiefen Ringens mit den verschiedenartigsten Problemen erzeugt, daß es ein Wunder wäre, wenn die Allgemeinheit nicht aus ihrer bei uns in Deutschland eigentlich Jahrhunderte alten Gleichgültigkeit gegen architektonische Aufgaben wieder erwachte. Denn schließlich ist es die Architektur, in der sich am einschneidendsten, offenkundigsten und vor allen Dingen am nationalsten, im hohen Sinne einer das ganze Volk angehenden Frage, künstlerisches Raumempfinden offenbart. Und die Architektur ist es, die seit ein bis zwei Jahrzehnten am sichtbarlichsten von allen Künsten, am ernstesten und stärksten (schon infolge ihres der Spielerigkeit abholden schweren Materials) das Denken und Fühlen der Gegenwart, das Bedürfen der heutigen Zeit in künstlerische Formen zu zwingen sucht.

Nun ist ein Opernhaus an sich ja kein neuzeitlicher Gedanke. Und ein Königliches Opernhaus am allerwenigsten. Gerade bei einem Königlichen Opernhause muß eigentlich wie von selbst das zurücktreten, was im Gedanken des Opernhauses volkstümlich ist, insofern der Volksfestspielgedanke Richard Wagners, dessen Werke heute jedes Opernhaus beherrschen, Gestaltung finden soll. Selbst in einem so gut demokratischen Lande wie Württemberg konnte man sich beim Bau des neuen Opernhauses nicht zu jener Lösung im Amphitheaterstil entschließen, in der geistig die Einheit eines Volkes von Zuschauern und das Einswerden dieses zuschauenden Volkes mit dem dargestellten Kunstwerke am ehesten und vollkommensten zum Ausdruck kommt. In Berlin wagte man deshalb an eine solche Lösung von vornherein gar nicht zu denken. Andererseits muß man doch auch gerecht sein. Es gibt nicht nur Schauspiele auf der Bühne, es gibt auch Schauspiele des Lebens, und wir sollen diese letzteren nicht unterschätzen. Wenn ein Volk wie die Engländer, das seit Jahrhunderten eine Höhe des bürgerlichen Gedankens erreicht hat, an die wir in Deutschland noch kaum zu denken wagen, mit einer selbst auf uns Deutsche manchmal komisch wirkenden Ängstlichkeit an altüberlieferten Prunkformen alles öffentlichen Lebens festhält, so sollte man darin nicht eine Marotte sehen, sondern angesichts der ungeheuren Lebenstüchtigkeit und einzigartigen Weltklugheit des diese Bräuche hegenden Volkes sich fragen, ob nicht hier aus Bewußtsein oder Instinkt unersetzbare Werte festgehalten werden.

So scheint es mir auch verkehrt, den Glanz und Prunk des höfischen Lebens allzu gering einzuschätzen, ganz abgesehen davon, daß das Wesen des monarchischen Gedankens es gebietet, daß von Zeit zu Zeit der Träger dieses Gedankens jenen Glanz, jene Fülle des Reichtums zur Schau trägt, die, wie das Märchen der ganzen Welt beweist, in der Phantasie jedes Menschen unzertrennlich vom Begriffe des Königtums ist. Auch die dem Menschen natürliche Festesfreude scheint mir zu ge-

bieten, daß man danach trachte, Gelegenheiten zu schaffen, bei denen sich dieser festlich-sinnliche Glanz, diese hochgespannte Freudigkeit eines sich gehoben dünkenden Lebens auch einmal mit den Mitteln des Reichtums offenbaren kann. Nun ist eine große und wichtige Seite des Theaters Ausfluß gerade dieser Prächtigkeit, dieser reichen Festlichkeit des Lebens. Sie steht an geistigen und seelischen Kräften entschieden weit zurück hinter jener Festtäglichkeit, jener Feierstimmung, aus der heraus unsere Größten das Theater sich als Tempeldienst, die in ihm geübte Kunst als eine Art höchsten Gottesdienstes dachten. Aber von einem hohen Schönheitswerte und doch auch einer prächtigen Leuchtkraft für unser ganzes Leben kann auch jene Theaterfestlichkeit sein, die Ausdruck ist eines verfeinerten Lebensgenusses, einer in hellen Farben glühenden gesellschaftlichen Kultur. Ich denke, die Zukunft muß uns Festspielhäuser bringen. In je höherem Maße das Volk als Gesamtheit danach trachten wird, sich die dramatische Kunst als Ausdruck und Erhöhung seines Lebens dienstbar zu machen, um so rascher müssen Bauwerke entstehen, die diesen Zielen dienen. Aber warum soll neben diesem Volkstheater höchsten Stils nicht das Gesellschaftstheater bestehen bleiben, wie es sich seit der Renaissance entwickelt hat, wie es seine vornehmste Ausgestaltung ganz naturgemäß im Hoftheater erfuhr?

Gerade aus meinem, wie ich wohl sagen darf, urvolkstümlichen und wohl auch stark demokratischen Empfinden heraus, dem die Monarchie wesentlich aus praktischen und historischen Gründen als die gebotene Staatsform des deutschen Vaterlandes erscheint, glaube und hoffe ich, daß wir Deutsche zu einem Staatsbürgertum uns entwickeln müssen, das, gleich dem englischen, aufrechten Stolz und freiheitlichen Sinn des einzelnen Bürgers mit der ehrfürchtigen Liebe und dem Stolze für die Person des Trägers der Monarchie verbindet. Und ich meine, gerade aus einem solchen Empfinden heraus wird eine Zukunft mit freudigeren Augen, als es in unserer heutigen Übergangszeit möglich ist, auch einen äußeren Glanz, einen festlich repräsentativen Charakter bei allen jenen Gelegenheiten zu schätzen wissen, die den Monarchen mit dem Volke in festliche, nicht politische Verbindung bringen.

So habe ich gar nichts dagegen einzuwenden, daß beim Neubau des Berliner Königlichen Opernhauses in so starkem Maße der Nachdruck auf das Königliche gelegt wurde. Nicht weil die Krone Bauherr ist, weil sie zu einem großen Teile die Baukosten trägt, sondern aus dem oben entwickelten Gedanken heraus scheint es mir eine ganz natürliche Lösung dieser Aufgabe, wenn uns hier ein „Opernhaus des Königs“ erstellt wird.

Aber ich glaube, daß von jenen, die sich zur Wahrung dieses Königtums berufen dünkten, von der Intendanz und von dem Königlichen Bauministerium, der Gedanke dieses Königlichen Opernhauses falsch aufgefaßt und dementsprechend die bautechnische Aufgabe falsch gestellt worden ist. Sie haben sich auf einen Absolutismus zurückgeschraubt, der selbst im Zeitalter des absoluten Königtums baulich kaum ein einziges Mal so schroff zum Ausdruck gekommen ist, wie es hier verlangt wird, und der infolgedessen jenen Glanz der Monarchie unmöglich macht, der für uns Menschen von heute allein erträglich und darüber hinaus auch erwünscht ist. Und so ist es denn auch bezeichnend, daß für alle eingereichten architektonischen Entwürfe, ohne Ausnahme, diese Forderungen des Bauministeriums

zur Klippe für eine künstlerische Lösung wurden, daß hier in sämtlichen Entwürfen die Schwäche des Gedankens, die Unmöglichkeit, ihn mit den sonstigen Forderungen künstlerisch zu verbinden, schlagend in die Augen springt. Ich halte es für den Ausfluß jener in den letzten Jahrzehnten so bedauerlich gewachsenen servilen, byzantinischen Gesinnung, die der gefährlichste Feind des monarchischen Gedankens bei uns ist, wenn hier in diesem neuen Opernhausbau für den Hof ein System von Sondereingängen, Sondertreppen geschaffen wird, als sei es die Hauptaufgabe, den Monarchen vor jeder Berührung mit dem Volke zu sichern. Diese Forderungen sind so als unumgängliche Vorbedingung für die Entwürfe aufgestellt worden, daß keiner der Architekten sie zu umgehen wagte, und daß nun alle in der üblen Notlage sind, für das Publikum, das doch jahraus, jahrein in einer Zahl von täglich zweitausend und mehr Besuchern das Haus füllen und sein Bestehen ermöglichen soll, Zugangsformen zu wählen, die an sich unzulänglich, unschön und unfreudig sind, im Vergleich mit dem doch verhältnismäßig selten benutzten festlichen Aufgange für den Hof aber geradezu verbitternd und empörend wirken müssen.

Ich weiß ganz bestimmt, daß etwas derartiges gewiß nicht in der Absicht des Kaisers liegt, weil es seiner Natur durchaus widerspricht. So herrisch, so absolutistisch meinetwegen Kaiser Wilhelm sich gelegentlich ausgedrückt hat, — seine ganze Freude an kaiserlichem Pomp, an Prachtentfaltung, an festlichen Aufzügen zeigte immer den Zug nach Öffentlichkeit. Und es lassen sich Dutzende von Zeugnissen dafür anführen, wie er gerade durch die Teilnahme weiterer Kreise an festlichen Veranstaltungen erfreut wird, wie es ihm auf die Mitwirkung einer größeren Gesamtheit zum festlichen Eindruck ankommt. Wozu also ein hermetischer Abschluß des Monarchen von den übrigen Besuchern des Opernhauses, wie er wohl kaum dem geängsteten russischen Kaiser in den Sinn kommen dürfte?

Es ist aber auch leicht einzusehen, daß diese architektonische Anordnung einen wirklich großzügigen festlichen Prunk unmöglich macht, gerade weil auf diese Weise kein Raum entsteht, in dem ein großes festliches Zusammenwirken von Hof und Besucherschaft des Hauses möglich ist. Denn man wird die wenigen Minuten vor Aufgang des Vorhangs im Zuschauerraum selbst nicht als eine solche Gelegenheit rechnen können. Dieser Grundirrtum eines übereifrigen Hofschranzentums, dem es selbstverständlich ein leichtes ist, an der Hand von Plänen dem Monarchen die Schönheit derartiger Anlagen einzureden, ist um so befremdender, als bereits vor einem halben Jahrhundert dieser leitende Grundgedanke einer kaiserlichen Prachtentfaltung im Theaterraum eine geradezu berückend schöne Lösung gefunden hat.

Der aus dem Wettbewerb für die Große Oper in Paris im Jahre 1860 siegreich hervorgegangene Entwurf von Charles Garnier hat nicht umsonst den jubelnden Beifall des doch gerade für festliche Aufzüge besonders glücklichen Hofes des zweiten Kaiserreiches gefunden. Noch heute bildet das Treppenhaus dieses Opernhauses mit den darum gelagerten Foyers bei den doch in bescheidenen Grenzen gehaltenen Empfängen der Republik in der Zusammenwirkung der festlichen Zuschauerschaft mit der einziehenden Festgesellschaft einen Anblick weltlicher Pracht und Festfreudigkeit von unvergeßlicher Eindruckskraft. Und wenn irgendwo, emp-

finden die für solche Festkultur besonders begabten Franzosen bei diesen Anlässen, wie sehr ihnen ein Hof fehlt. Denn nach diesem als Mittelpunkt verlangt der Raum, verlangt dieses festlich gekleidete, dekorativ eingestimmte Publikum. Man brauchte gewiß nicht in den übertriebenen Prunk dieser Pariser Räume zurückzuverfallen, aber gerade ihre Anlage ist eine meisterhafte Erfüllung dessen, was für den repräsentativen Gedanken eines Opernhauses des Königs gefordert werden kann, zumal diese so glänzend festliche Lösung auch dem Publikum das Recht werden läßt, das ihm gebührt. Das Publikum der königlichen Theater von heute ist nicht mehr eine geduldete Zuhörerschaft; sie hat sich für teures Geld den Eintritt in das Haus gekauft. Ohne ihre Mitwirkung vermöchte auch der reichste König heute sich den Luxus eines Opernhauses nicht zu gestatten.

Wie kommt man nun dazu, diesem Publikum eine Anlage eines solchen Bauwerkes anzubieten, die ihm auch bei Abwesenheit des Hofes einen wirklich festlichen gesellschaftlichen Verkehr unmöglich macht?

Der Architekt Brurein ist, um wenigstens diesem Übelstande zu begegnen, auf den Gedanken verfallen, ein, wenn ich mich nicht irre, im Kasseler Hoftheater gebotenes Beispiel in größerem Maßstabe auszuführen und die Gesamtheit der für den Hof bestimmten Räume als eine Art Zwischenstockwerk zwischen Parkett und ersten Rang in die ganze Anlage einzuschieben. Auf diese Weise führt er auf der einen Seite die Absonderung aufs höchste und ermöglicht doch auf der anderen dem Publikum im Inneren einen ungehemmten Verkehr durch die ganzen Geschosse. Aber die Anerkennung für diese im Programmentwurf gar nicht vorgesehene Lösung der gestellten Aufgabe verhindert nicht, daß gerade sie zeigt, wie ungesund — etwa an die kranken Absonderungsbestrebungen des unglücklichen Bayernkönigs Ludwig erinnernd — der ganze Plan ist. Es bleibt die Hoffnung, daß die ersichtlich wachsende Teilnahme weitester Kreise für diesen Opernhausbau die Erkenntnis dafür bringen wird, wie schwer der offizielle Programmentwurf gegen den inneren Gedanken eines wirklich königlichen Hauses sich verfehlt. Daran müßte sich bei den bevorstehenden Verhandlungen im Abgeordnetenhause die Forderung knüpfen, daß Entwürfe einverlangt würden, die von dieser in jeder Beziehung hemmenden Bedingung frei sind. Ich bin der festen Überzeugung, daß wir dann Lösungen erhalten werden, die gegenüber den jetzigen als Erlösung wirken.

Wenden wir uns nun den Entwürfen selbst zu, so ist gewiß keiner darunter, der so überzeugend wirkte, daß man sich zu dem Ausruf gedrängt sähe: Dieser oder keiner. Aber es sind einige bedeutende Leistungen da, die, so wie sie sind oder wie sie bei weiterer Durcharbeit werden können, jedenfalls das aus den früheren Wettbewerben Hervorgegangene wesentlich hinter sich lassen. Den geschlossensten Eindruck hat auf mich gemacht der Entwurf Otto Marchs. Die gesamte Lebensarbeit dieses ehrlichen Künstlers hat niemals eine reiche Phantasie oder kühne Schwungkraft vorzutäuschen gesucht, die nun einmal diesem verdienten Manne fehlen. Aber man muß sehr weit zurückgehen, um ein so beredtes Beispiel dafür zu finden, wie eine strenge Sachlichkeit in Verbindung mit edlem Geschmack und reifem Können Bedeutendes zu schaffen vermag. March besitzt vor allen Dingen ein un-

bedingt sicheres Raumgefühl, und aus diesem heraus war er denn auch bestrebt, dem Königsplatz, der in seinen ungeheuren Maßen trotz Reichstagsgebäude, Siegessäule, Bismarck- und Moltke-Denkmal noch immer kein beherrschter Platz, sondern nur eine umgrenzte Fläche ist, zum Platz zu gestalten.

Er hat deshalb die vorgeschlagenen Mietshäuser, die zu beiden Seiten des Opernhauses erstehen und mit diesem architektonisch verbunden werden sollen, verworfen, an ihrer Stelle große Saalbauten, für die Berlin ja Bedürfnis genug hat, vorgesehen, und außerdem denkt er an einen Monumentalbau in der Bismarckstraße, der dann das Bindeglied zwischen Reichstagsgebäude und Opernhaus werden würde. Die ganze Anlage erhält so etwas ungemein Überzeugendes, in dem Bau selbst kommt ein trefflicher preußischer Geist architektonisch zu schönem Ausdruck. Als Gesamtanlage hat mich kein anderer Entwurf derartig zu befriedigen vermocht.

Bei dem oben erwähnten Brurein zeigt der Hauptbau manchen gewinnenden Zug. Aber die beiden Seitenhäuser wirken auch künstlerisch als solche schwarze leere Flecken, wie sie auf der einen Skizze dargestellt sind. Feine Einzelheiten im Architektonischen zeigt Albert Geßner. Gerade solche Anregungen im einzelnen dürften bei der endgültigen Ausführung wohl benutzt werden.

Es hat ja nun keinen Zweck, hier die vielen Entwürfe, die von ehrlichem Können zeugen, aufzuzählen. Der festlichste, im guten Sinne imposanteste Entwurf stammt vom Kölner Theaterbaumeister Moritz. Auch Dülfers Entwurf macht tiefen Eindruck, doch habe ich das Gefühl, als habe sich der oft bewährte Baumeister durch das Bestreben, das Gegenstück zum Reichstagsgebäude zu schaffen, vor allem im krönenden Aufbau des Bühnenhauses zu sehr behemmen lassen. Für das Innere bringt die wertvollsten Neuerungen zweifellos der Entwurf von Richard Seel. Die Verbesserungen im Inneren gegen die ursprünglichen Pläne des Ministeriums müssen da jedem in die Augen springen. Auch das Äußere verrät in allem den bedeutenden Architekten. Da er selber betont, daß ihm die Zeit gefehlt habe, dieses Äußere durchreifen zu lassen, so gehört er entschieden zu den Berufensten für die Lösung dieser Aufgabe. Ganz undenkbar erscheint einem neben diesen Leistungen die schulmäßig korrekte Arbeit Grubes, die bei dem letzten Wettbewerb vom Ministerium so auffallend in den Vordergrund geschoben wurde.

Mag man sich nun zu den Ergebnissen im einzelnen stellen wie man will, das eine hat dieser zweite Wettbewerb unbedingt erbracht, daß es ein unverzeihliches Verhängnis geworden wäre, wenn, wie es doch sicher in den Wünschen des Ministeriums lag, man sich mit dem vorigen engeren Wettbewerb begnügt hätte. Überall erkennt man die Fortschritte, die das längere Reifen der Pläne gebracht hat. Ich meine, in dieser Tatsache liegt die dringende Mahnung, nun die Geduld nicht zu verlieren. Denn schon tauchen da und dort Stimmen und Notizen in der Presse auf, die nach tunlichster Beschleunigung verlangen. Es ist ja gar nicht wahr, daß der Neubau des Opernhauses so unerträglich dringend notwendig ist! Auch für die Bedürfnisse des Publikums ist dank dem Deutschen Opernhause in Charlottenburg vom nächsten Jahre ab, wo auch dieses Wagner aufführen darf, jetzt in einer Weise gesorgt, wie es seit Jahrzehnten nicht der Fall war. Wir, die Öffentlichkeit, können also recht gut ein, zwei Jahre länger warten. Und ich meine, der Hof kann es auch,

denn für Repräsentationszwecke hat der alte Knobelsdorffsche Bau immer seine Schuldigkeit getan. Also man überstürze nicht. Man erwäge vor allen Dingen auch noch jene grundsätzliche Änderung des Baugedankens, die den Kernpunkt dieser Ausführungen bildet. Und dann lasse man auch noch dem Architekten, dem schließlich die Aufgabe zuerteilt wird, Zeit, seine — wie das bei einem Preisausschreiben natürlich ist — in Hast hingeworfenen Pläne gründlich durchzudenken und in sich selber ausreifen zu lassen. Es kommt wirklich auf ein, zwei Jahre längeres Warten nicht an. Aber hilflos stehen wir nachher vor einer übereilten Arbeitsleistung da. Wir haben im neuen Berlin gerade genug Monumentalbauten, deren Entfernung wesentlich dazu beitragen würde, Berlin jener kaiserlichen Versicherung, daß es noch einmal die schönste Stadt werden wird, näherzubringen. Es ist an der Zeit, nun auch positive Leistungen für diese Entwicklung aufzubringen.



Graf Georg von Rosen

(Zu seinem 70. Geburtstag)

Ein wirklicher Künstler ist immer einsam. Er schafft ja nicht für seinesgleichen. Die, die in der Kunst Erbauung suchen, sind meist vom Treiben des Alltags zerstreut, zerarbeitet. Nur selten zu stiller Beschaulichkeit kommend, haben sie vielleicht schon die jedem Menschen angeborene Fähigkeit, das Große mit heiligem Schauer zu empfinden, verlernt oder gar überhaupt niemals gepflegt, und in dem Bewußtsein ihrer eigenen Schönheitsgefühl-Unsicherheit lassen sie sich daher lieber ansichts- und urteilslos von dem Geschmacke der Masse, von der Mode des Tages mitziehen. Die Großen, Einsamen aber, die da mit vollen Händen ausstreuen, was ihnen ihr inneres Auge zeigt, ihre erdenstaubüberhobene Künstlerseele zuflüstert, — sie müssen warten, bis, vom Gegenwartstrubel übersättigt, sich die Menge wieder verteilt, vor einander flieht und in die Einsamkeit flüchtet.

Dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo der Welt auf einmal die Augen aufgehen für die wahre Kunst, und man gräbt sie nun wieder aus, die von der Lärmtrommel des Tages so lange Überschrienen: einen Rembrandt z. B., an dem seine Landsleute einst mit Gleichgültigkeit vorbeigegangen waren, einen Hobbema, der es schließlich vorzog, lieber Steuereinnehmer zu sein, als unter seinen Zeitgenossen Künstler, einen Hals, Ruisdael, Vermeer, die alle zu ihren Lebzeiten unter rettungslosen Schulden litten oder sich bloß durch Armenunterstützungen noch dahinfretten konnten, weil ihrer Zeit, die in den Banden heute längst und mit Recht vergessener Modemaler lag, für ihre Arbeiten der Blick fehlte.

Wie schwer mag sich da erst in unserem Zeitalter des Futurismus, Kubismus, Expressionismus, Illuminismus, Pointillismus usw. ein Künstler behaupten, der die heilige Überzeugung in sich trägt und in allen Kunststürmen auch aufrechtgehalten hat, daß die Idee das moralische Endziel jedes Werkes bilden muß, die technische Ausführung bloß das sichtbare Ausdrucksmittel dafür ist! Und wie mag es ein solcher Künstler mit diesem seiner ganzen Laufbahn vorangestellten obersten Grundprinzip wohl selber schmerzlich empfinden, wenn sein künstlerisches Erdenwallen gerade in die Zeit der uferlosesten Zerfahrenheit in der Kunst fällt, in die Zeit des gegenwärtigen Modernismus, der alles Interesse hat, das, was aus den großen Epochen herrührt, zu ignorieren, um sich mit der möglichst wenigen Vergleichung den Exzessen der Dummheit und Unwissenheit hinzugeben, indem seine Vertreter alles leugnen, was die Lebenselemente

der Kunst bildet: Konzeption, Komposition, Zeichnung und Malerei, und somit — unter dem Vorwand der Aufrichtigkeit — die Produkte der „Kunst“ zu dem Geschmiere der Kinder und wilden Völkerschaften zurückführen.

Ein solcher der Gegenwart entfremdeter, zu einer wieder edleren Zukunft vorauseilender, dabei die klassischen Gesetze der Vergangenheit aber strenge hochhaltender Künstler ist der schwedische Maler Graf Georg von Rosen, — ein seinen Überzeugungen treubleibender künstlerischer „chevalier sans peur et sans reproche“, wie ihn ein Kritiker seiner Heimat charakterisierte.

Einem uralten, vornehmen, einstmals böhmischen, seit 1724 jedoch in Schweden naturalisierten Aristokratengeschlechte entsprossen, kostete es dem am 13. Februar 1843 zu Paris geborenen, von Natur künstlerisch veranlagten Grafensöhnchen keine geringen Kämpfe, bis es ihm, der sich doch auch als hoher Militär oder Staatsmann, wie alle seine Ahnen, hervortun sollte, gelang, seinen leidenschaftlichen Wunsch, Künstler zu werden, durchzusetzen. Als die warm und künstlerisch empfindenden Eltern aber endlich einmal die Überzeugung von der unbezwinglichen Macht des Talents ihres sich mit staunenswerter Frühreife seiner Neigungen und Fähigkeiten klar bewußten Kindes gewonnen hatten, trachteten sie auch sofort mit allem Ernste danach, daß der zukünftige Beruf nur mit Gründlichkeit in Angriff genommen werden dürfe. Schon mit zwölf Jahren trat der seit der Revolution des Jahres 1848 nach Schweden übergesiedelte Kunstjünger in die Anfangsschule der Kunstakademie zu Stockholm ein.

Es war aber auch ein seltenes Elternpaar, das es über sich brachte, dem Sohn zulieb die eigenen starr-aristokratischen Anschauungen vollkommen aufzuopfern und dem jungen Menschenkinde nicht allein den Weg zur Künstlerlaufbahn freizumachen, sondern ihn auch durch eine edle Auffassung des hohen Lebenszieles, durch selbstdurchfühltes Interesse und wirkliches Verständnis dafür zu besonnen. Dieses eingehende Miterleben und begeisterte Erfassen vorangesteckter Ideale wird freilich begreiflich, wenn man erfährt, daß der Vater des kleinen Grafen, Oberst beim mechanischen Korps der Flotte, Graf Adolf Eugen von Rosen, der feurig und unentwegt für seine Ideen kämpfende Idealist war, der, allen seinen Zeitgenossen voraus, als Erster die großen Vorteile erkannt hatte, die Schweden aus der Einführung der Eisenbahn erwachsen müßten. Nach jahrelangem, mühseligem Einschreiten und den größten pekuniären Opfern setzte er es endlich durch, daß am 3. März 1856 die erste Eisenbahn des Landes, Örebro—Arboga, eröffnet werden konnte, ein Erfolg, der mit ungeahnter Schnelligkeit allmählich über das ganze Land ausgedehnt wurde und diesem weitschauenden, segensreichen Wohltäter seiner Heimat den Ehrennamen „der Vater der schwedischen Eisenbahnen“ eintrug. Auch der Mutter des genialen Kunstschülers, Euphrosyne Rizo-Rangabé (eine Schwester des früheren Gesandten am preußischen Hofe, Alexander Rizo-Rangabé), war der Sinn für alles Schöne und Edle angeboren, denn auch dieses griechische Aristokratengeschlecht verzeichnet unter seinen Namen Dichter, Forscher und Staatsmänner von ganz hervorragender Bedeutung. In dem den Beschauer zu langem Betrachten fesselnden, die Erinnerung daran wie eine persönliche Begegnung bewahrenden Porträt seines Vaters (Stockholm, Nationalmuseum), einem der markantesten Meisterwerke schwedischer Porträtkunst, setzte der Fünfundzwanzigjährige seinem Vater ein von ganz Schweden mit dankbarer Pietät geliebtes Denkmal, und auch das Grab dieser vortrefflichen Eltern verschönte der vielseitige Künstler durch eigene Arbeiten, zwei bildhauerische Schöpfungen: einer Büste des Grafen und einem Relief der Gräfin.

Sechs Jahre lang wurde der Unterricht an der Kunstschule der Stockholmer Akademie fortgesetzt und durch aquarelltechnische Nebenausbildung bei Karl Werner in Leipzig und Studien an der damals eben neu gegründeten Kunstschule in Weimar noch erweitert. Was aber der jungen Künstlerindividualität erst ihr eigentliches Gepräge gab, das waren die ausgedehnten Reisen, die den Künstler danach bis nach Ägypten, Palästina, Syrien, die Türkei, Griechenland, die damaligen Donaufürstentümer (das heutige Rumänien) und Ungarn, später

nach England, Belgien, Spanien, wo er die alten Meister studierte und kopierte, und selbstverständlich auch in das Land aller künstlerischen Sehnsucht, Italien, führten, und auf deren einer, bei der Weltausstellung in London 1862, er das in seine künftige Richtung eingreifendste Erlebnis hatte: Er lernte dort die Werke von Henry Jean Leys kennen. Der Eindruck des großen Belgiers, der durch vollkommen getreue historische Studien nicht nur das buntbewegte Treiben des niederdeutschen Volkscharakters, sondern durch sein kongeniales Sicheinleben in die alten Meister auch deren Malweise wieder zu Ehren brachte, war ein so überwältigender, daß er über die nächste Zukunft des Enthusiasmierten ausschlaggebend entschied. Graf Rosen, der von jeher von dem historischen Geiste des Mittelalters und der Renaissance gefesselt, bereits 1861 eine Episode aus der schwedischen Geschichte: Engelbrechts Leiche wird vom Volke nach der Mellösa-Kirche geführt, malerisch dargestellt hatte, wandte sich nun, als Schüler von Leys in Brüssel, mit ausgesprochener Neigung der Historienmalerei zu. Gleich sein erstes, 1864 unter diesem Einflusse entstandenes Gemälde: Sten Stures Einzug in Stockholm nach dem Siege auf dem Brunkeberge, wurde von der Stockholmer Akademie mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet. Der Führer, dem sich der Leys-Schwärmer in jugendlicher Begeisterung und Verehrung ergeben hatte, vertiefte seine Kunst nur noch mehr, aber er machte sein künftiges Schaffen nicht einseitig. Ebensowenig wie Graf Rosen ein Nachahmer seines Lehrers und Vorbildes Leys geworden war, so befreite er sich auch gar bald von Karl von Piloty, dessen Unterricht er zu Anfang der siebziger Jahre in München genoß. Sein gewaltiges Gemälde Erich XIV., das von Rosen in München begann, in Stockholm vollendete, und in dem er des Ästhetikers Vischer Rat an die Künstler: „Ihr sollt keine Wolkengebäude mehr, sondern Geschichte malen!“ glänzend zu Ehren brachte, ist in seiner überlegenen persönlichen Auffassung der deutlichste Beweis für die bewahrte Eigenart.

Die Deutschen kennen Erich XIV. zur Mehrheit wohl nur aus dem gleichbetitelten Drama von August Strindberg. Es ist hier nicht der Ort, Strindbergs Dichtung zu werten, wohl aber ist festzuhalten, daß der Erich XIV., wie ihn der düster in die Welt blickende unglückliche schwedische Dichter in seiner Menschheitsverbitterung auf die Bühne stellte, sicher nicht die mit geheimnisvollem Reiz umwobene Sagengestalt ist, wie sie das schwedische Volk, trotz aller Greuel, die dem später in Wahnsinn Verfallenen nacherzählt werden, liebt. Der Strindbergsche Erich ist ein verworrener, haltloser, ewig schwankender Unglücksmensch, nicht der poesievolle Renaissancefürst, der ja nur die Pracht und die Heiterkeit des Südens nach dem sonnenlosen, melancholischen Norden verpflanzen wollte; Strindbergs Erich XIV. ist eben ein König, wie ihn der die Hochgestellten und Reichen mit Vorurteil und Haß beschauende „Sohn der Magd“ empfand und aus diesem inneren Impuls herabzuzerren sehnte. Was aber Strindberg, dämonisch gezwungen durch die Disharmonien seines eigenen mit der Welt zerfallenen Gemüts, an Erich XIV. sündigte, — Graf Rosen hat es in seinen zwei herrlichen Gemälden, die diese schwedische Königsgestalt des 15. Jahrhunderts zum Vorwurf haben, wieder in reinste Harmonie aufgelöst.

Auf beiden Bildern ist es die Lichtgestalt von Karin Månsdotter, der Geliebten des Königs, die dieser, dem ganzen Hofe zum Trotz, geheiratet und voll heiligen Ernstes auch zur Königin erhoben hatte, die — wie der Schutzengel im Märchen, der nur die guten Kinder umschwebt — wie zu diesem Beweise des der höchsten Liebe würdigen großen Menschen, in allem Unglück, das über den König hereinbricht, ihm liebend zur Seite bleibt. Graf Rosen, durch tiefgründige Menschenkenntnis, vielerfahrene Beobachtung und vor allem wohl durch ein persönliches reiches Innenleben über die Gabe verfügend, dem von ihm dargestellten Antlitz so vollkommen jede momentane Gemütsverfassung aufzudrücken, daß man beinahe zu glauben wagt, aus den Gesichtern allein, ohne jede andere malerische Beigabe, den Inhalt seiner Gemälde erraten zu können, hat in diesen drei so grundverschiedenen Köpfen seine ganze Macht auf diesem Gebiete gezeigt. Einem Menschendarsteller, dem, wie gerade diesem Maler, nicht

die Schönheit des Antlitzes, sondern dessen seelischer Ausdruck die Hauptsache ist, fällt es oft schwer, seinen Intentionen entsprechende Vorbilder für seine Gestalten zu finden, nicht bloß für die edlen Charaktere, auch für deren Gegenspiel. So kostete es Graf Rosen, wie er selbst einmal erzählte, nicht geringe Mühe, unter seinen sämtlichen Zeitgenossen eine Physiognomie aufzuspüren, gemein und niedrig genug, um den intriganten Kanzler Göran Persson, der bloß um eigener Vorteile willen seinen König stürzt, zu personifizieren. Daß der endlich erkorene, alle Niedrigkeiten in sich vereinigende Schurkenkopf aber einer hohen Staatsperson angehörte, mag den Vollblutaristokraten, der der nordische Maler durch und durch ist, wohl nicht gerade erbaut haben; der von edelstem Patriotismus durchdrungene Schwede durfte sich wenigstens damit trösten, daß es nicht sein Vaterland gewesen ist, das dieses ahnungslose Modell aufwies.

Es ist ein vielsagender Zug des Seelenschilderers, auch den Händen, diesen so oft sichtbaren Trägern des Charakters im Menschen, seine besondere Sorgfalt zuzuwenden. Ich selbst kenne ja leider nicht das Original dieser tiefdurchdachten Vorführung eines der packendsten Auftritte aus der schwedischen Geschichte, aber mein verstorbener Vater, als Sohn eines Malers ein frühgeübter, tüchtiger Kunstkenner, rühmte es immer und immer wieder, wie Graf Rosen gerade in den Händen der drei Teilnehmer dieses hochdramatischen Moments deren Seele feinsinnig zu unterscheiden verstand.

War diesem 1872 entstandenen Gemälde von Erichs XIV. Ende der Name des Königs als Titel gegeben, so hat der 1881 in den reifen Mannesjahren stehende Künstler seine zweite darauf Bezug habende Schöpfung unter dem Namen der rührenden Frauengestalt Karin Månsdotter in die Welt geschickt, denn sie ist nun die Hauptträgerin des Dramas. Der bereits vom herannahenden Wahnsinn gezeichnete König ist lebendig tot, — auf Karin Månsdotters unschuldiges Haupt bricht jetzt alles Unheil zusammen. Ihr Herz wird nicht nur allein durch des Königs Fall getroffen, sie erlebt den erschütterndsten Moment ihrer Seele — nach langentbehrtem Wiedersehen die erste Entdeckung von des geliebten Mannes Wahnsinn. Noch einmal sucht sie einen seiner alten Blicke aufzufangen; es ist vielleicht der letzte! Wer weiß, wenn sie wiederkehrt, kennt sie der Gefangene nicht mehr!

Dieser Besuch Karin Månsdotters im Gefängnis ist eines der gemütvollsten und edelsten Seelengemälde, die die gesamte Kunst aufzuweisen hat, eines von den tiefbewegenden Bildern, bei denen man, wie Eugène Delacroix in seinen Schriften sagt, das Bedürfnis hat, es noch lange in seinen Gedanken herumzutragen: „Ich fühle, und sicher fühlen alle feinfühligen Menschen angesichts eines schönen Bildes das Bedürfnis, auch ferne von ihm noch über seinen Eindruck nachzudenken. Dann tritt eine der dichterischen Schöpfung entgegengesetzte Arbeit ein. Ich gehe Zug für Zug in meinem Gedächtnis das Bild durch, und wenn ich die Beschreibung notierte, so könnte ich zwanzig Seiten mit dem füllen, was ich in wenigen Augenblicken erfaßt habe."

Das ist eben die nachhaltige Wirkung eines Künstlers, dem die Idee als oberste Aufgabe seines Schaffens gilt, daß man sich bei seinen Bildern, auch wenn sie schon längst dem Auge entzogen sind, unwillkürlich immer wieder zu einem geistigen Wiederüberblicken gezwungen fühlt. Wem mag es wohl nicht geschehen, daß ihm der Eindruck, den die figurenreiche Szene Königin Dagmars Erweckung auf dem Totenbette (1899) in dem Beschauer hervorruft, noch lange Zeit danach nicht aus dem Kopfe ginge?

Die Legende ist folgende: „König Waldemar, der sich seiner Gattin gegenüber viel vorzuwerfen hatte, befand sich eines Tages gerade auf der Jagd, als ein Bote mit der Nachricht dahereilte, daß die Königin plötzlich krank geworden sei und in Todesgefahr schwebe. Gepackt von Gewissensbissen sprengt der König im Galopp auf seinem Pferde heimwärts, bloß von zwei Knappen begleitet. Im Schlosse angekommen sagt man ihm, daß die Königin bereits verschieden sei. Verzweifelt dringt er in das Zimmer, wo die Leiche ruht, und befiehlt den Anwesenden, sich auf die Knie zu werfen und die göttliche Gnade herabzuflehen, damit ein Wunder

geschehe, die schwer gekränkte Gattin noch einmal zu sich käme, ihm ihre Verzeihung zu sagen. Das Wunder geschieht: — die Königin schlägt die Augen auf, gibt ihrem Gatten Absolution und versinkt wieder in Schlaf, nun für ewig." — In dieser dramatisch bewegten Legende, wie auch in einem andern berühmten Gemälde von Rosens: Der verlorene Sohn, ist wohl nicht mit Unrecht anzunehmen, daß es die von ihm mit ergreifendem Herzenston ausgedrückte Flut von überwältigenden Gefühlen, die sich in solchen Augenblicken auf den Gesichtszügen vereinen, war, die den Künstler lockte, gerade diese atemstockenmachenden Momente herauszugreifen. Mit dem sich wirkungsvoll gegen den hellen Sarg fast nur silhouettenhaft abhebenden König und den vielen anderen poetischen Einzelzügen läßt dieses Gemälde in die Urteile über des schwedischen Malers Kunst, die seine gänzlich persönlich gehaltene Phantasie, seine originelle Erfindungsgabe und sein ihm eigenes Charakterisierungsvermögen zu wiederholten Malen bewundernd betonen, vollkommen überzeugt einstimmen.

Auf seine tiefgehende Ergründung des Spiegels der Seele, des Antlitzes, ist auch des nordischen Malers meisterhafte Beherrschung des Porträts zurückzuführen. Die Zahl dieser Verewigungen heimischer Zeitgenossen wäre hoch genug, um ein ganzes Künstlerdasein damit auszufüllen. Es sind die ersten Männer seines Vaterlandes, die Graf Rosen gemalt hat. Eines dieser Bildnisse, das des kühnen Entdeckers Nordenskiöld, das 1888 in München mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, ist von sämtlichen Bildern des Künstlers im Ausland am populärsten geworden.

Auch auf dem Gebiet der Genremalerei hat sich Graf Rosen eifrig betätigt. Er packt das Leben eben dort an, wo es ihm gerade am interessantesten erscheint. Nicht immer müssen es welterschütternde Ereignisse sein, die seine Schaffenslust reizen; schleudert doch auch das Schicksal seine Tragödien selbst in den unbedeutendsten Winkel! Eine zu Herzen gehende Sprache spricht aus dem Bilde Pierrot: Nur einen Augenblick die lachende Maske vom Gesicht, sie muß ja doch sogleich die schmerzverzerrten Züge wieder verdecken! Das Publikum darf doch nichts davon ahnen, was da hinter der Szene geschehen ist! Ängstlich wird durch den Spalt des Theatervorhangs geguckt, ob die Honoratioren des Städtchens nicht schon ungeduldig werden wegen der langen Pause, die Musik muß doppelt herzhaft blasen, damit da draußen nur ja keine Vermutungen aufkommen können, und der Schmierendirektor, der sein gutzahlendes Publikum, bange um künftigen Profit, nun nicht mehr länger warten lassen will, redet eindringlich auf den Schwergetroffenen ein, ist es doch gerade Pierrots Nummer, die jetzt dranzukommen hat, — — Pierrot hört ihn nicht. Tränenlos von der Größe des Schmerzes, starrt er nur weltverloren auf das durch schwelendes Kerzenflackern noch schauerlicher gestimmte Leichentuch, unter dem der Liebling des Publikums, die sylphidenhaft tanzende Tamburinsängerin ruht, deren Herz, ach, so vielen gehörte, — Pierrot aber liebte nur sie allein!

Ein heiteres Thema bringt die Zeichnung Neujahrsglückwünsche. Hier, wie auf allen Bildern aus dem Mittelalter, dem Lieblingszeitraum Graf Rosens, ist es die von seinem Lehrer Leys übernommene historische Gewissenhaftigkeit und eine staunenerregende Studien zu Tage fördernde Treue, mit der er die vorgeführten Szenen bis ins Kleinste interessant macht. Man kann diese mit sinnigen Einzelzügen so ausführlich erzählenden Augenblicksbilder noch so genau betrachten, beim nächsten Beschauen entdeckt man doch immer wieder eine fesselnde Nebenidee, die man früher übersehen hatte. Und hier kommt es auch vor, daß der sonst so tiefernste Künstler manchmal den Humor spielen läßt. Wie sich unter dem allgemeinen Beglückwünschen selbst die beiden Hündchen was zu sagen haben, sich die possierliche Kleine ganz sprachlos vor Staunen nach dem stattlichen Reitersmann den Kopf verdreht, die drei sich das ganze Jahr hindurch gewiß nur übers Ohr hauenden Kaufleute heute die einander wohlwollendst gesinnten Biedermänner spielen, oder gar der sprechende Scheelblick, mit dem der alte Begleiter der lieblichen Hauptperson des Bildes den jungen Gratulanten überlegen streift, — entweder ist es der Vater, der die Hoffnungen des sich etwas zu deutlich verratenden Verehrers, ihn ab-

schätzend, durchschaut, oder vielleicht gar der Ehemann, der sich besitzessicher denkt: „Es hilft dir ja doch alles nichts!“ — das alles ist so weltkundig beobachtet und sympathisch wiedergegeben, daß es auch den phantasielosesten Bildbetrachter zwingt, sich in die Episode hineinzudenken.

Das Glanzstück seines Humors hat Graf Rosen in dieser Beziehung in seiner, eine Menge solcher vielsagenden zeichnerischen Nebenbemerkungen aufweisenden, in das Jahr 1527 zurückführenden Ätzung auf Glas: Herr Thure Jönsson Roos von der Versammlung der Reichsstände in Vesterås zurückkehrend, geschaffen. „Man kann in der ganzen schwedischen Kunst vergeblich nach einer historischen Zeitmalerei wie dieser suchen“, sagt ein schwedischer Kritiker davon.

Ob uns der nordische Meister nun durch humoristische Feinheiten fesselt oder durch die Größe seiner Tragik erschüttert, ob er die Menschen der Vergangenheit wieder lebendig macht oder den Genossen seiner eigenen Zeit ewiges Leben in der Kunst sichert, allüberall in seinen Werken ist ein so zartes Empfinden geoffenbart, daß sich auch das mimosenhafteste Gemüt durch keinen einzigen Zug in seinen Gemälden je verletzt fühlen könnte. Es ist echte seelische Keuschheit, mit der Graf Rosen es dem feiner organisierten Beschauer überläßt, den wesentlichsten Inhalt seiner Gemälde, nämlich den seelischen, herauszufühlen. In seiner in der Morgenfrühe zum eben geöffneten Fenster — vielleicht das vor ihr offenstehende, noch unbekannte Leben symbolisierend — mit ungetrübten Frohaugen ahnungsloser Jugend in die Welt blickenden Siebzehnjährigen hat er in die Seele des jungen Mädchens geleuchtet; in seiner von leiser Schwermut überhauchten, über dem Nähen des kleinwinzigen Häubchens und Hemdchens doch so glücklichen Träumerin In Gedanken die edle Stimmung des mit Ehering und Schlüsselbund gekennzeichneten jungen Weibes mit Lilien verherrlicht; in der unentschlossen schaudernd mit ihrem Säugling vor dem allem Elend ein Ende versprechenden Kanal stehenden Verlassenen die Verzweiflung der gattenlosen Mutter herausgeschrien. In andern Bildern wieder, dem ewig daheimlos an den christbaumschimmernden Weihnachtsfenstern einsam vorüberschreitenden Ahasver, in dem sein menschenkleines „Warum?“ zum Himmel sendenden Kopf eines Mönchs, oder dem mit großem, sinnendem Schweigen seinen Runenspeer machtbewußt meisternden, so gar nicht an den ungöttlichen „Götterdämmerung“-Wotan erinnernden Odin hat sein sprechender Pinsel hingegen von den Regungen aus der Seele des weltgeistdurchdringenwollenden Mannes erzählt.

Graf Rosen, erfüllt von wahrhafter Heimatliebe, hat sich in der Mehrzahl seiner Arbeiten auf schwedischem Boden bewegt, und wenn es auch heißt, daß sich die schwedische Kunst im allgemeinen keine eigene Sonderstellung erobert habe, so ist doch aus den Werken gerade dieses Schweden der auf seine Heimat gestimmte Herzenston herauszuhören, der ihnen fast allen einen spezifisch schwedischen Charakter gibt. Die schwedische Geschichte ist es, deren Kenntnis Graf Rosen verbreitet hat, seine Porträts sind mit nur wenigen Ausnahmen Schweden, und auch in den meisten seiner Genrebilder lebt echtes Schwedentum.

Eine Fülle echt nordischer Charakterköpfe vereint Ein „Willkomm“ in der Schiffergilde zu Wisby. Hier hat sich der Künstler weiten Spielraum gegeben, seine auf wohlwollendem Studium seiner Landsleute basierende scharfe Charakterisierungsgabe aufs mannigfaltigste zum Ausdruck zu bringen. Schon vorher hatte er mit seinem Neunzigjährigen Bauern aus Uppland (der Stammlandschaft Schwedens) mit Dürerscher Gewalt bewiesen, wieviel persönliche Eigenart aus den Zügen dieser einfachen Naturmenschen herauszuholen ist. Der einzige unter den Schiffern aber, dessen Gesicht nicht zu sehen ist, der sich mit der ungewohnten Arbeit des Schreibens krampfhaft plagende Schriftführer der Gilde, wirkt dafür schon allein durch seine so recht aus dem Leben gegriffene Haltung.

Die geheimnisvollste und rätselhafteste der von Rosenschen Offenbarungen, die kaltlauernde Sphinx, deren Ausführung die Gedanken des Künstlers von 1887 bis 1905 immer wieder beschäftigte, soll noch Raum finden. Sie entbehrt jedes heimatlichen Hintergrundes,

aber mit diesem Gemälde wollte der Künstler eben, wie er selbst aussprach, dem Vaterlande seiner von ihm so hochverehrten Mutter, Griechenland, eine Huldigung darbringen. Mag sich das Gemüt auch noch so sehr in Graf Rosens Kunst eingefühlt haben, — vor diesem Bilde genügt es nicht, sich einfach der naiven Betrachtung hinzugeben, hier muß die Philosophie helfend zur Seite treten, denn „hier staut sich das Übersinnliche an der spröden Materie und blickt uns durch ihr grobes Gewebe mit dem Auge des Unergründlichen an; ihm aber antworte unsere Seele mit einem tiefen Schauer, der bis in unsere sinnliche Natur hinein nachzittert", wie es in ästhetischen Betrachtungen über das Erhabene von H. Stephani heißt.

Daß einem verdienstvollen Manne, wie dem Kammerherrn und Ehrendoktor der Universität Upsala, Grafen Rosen, der sein hohes Künstlertum auch als Lehrer fortgepflanzt und weiterverbreitet hat (er war Professor an der Akademie zu Stockholm seit 1875 bis in die letzten Jahre, von 1881 bis 1887 und 1893 bis 1896 auch Direktor), reiche Lorbeeren auf den Weg gestreut werden, ist selbstverständlich, aber nur selten gelingt es, den Künstler dazu zu bewegen, sie auch aufzuheben.

Nur eine kleine Auslese aus dem umfangreichen und, wie alle seine Verehrer von Herzen wünschen, wohl noch ferner auszuspinnenden Lebenswerke Graf Georgs von Rosen war hier möglich zu geben, und eine noch kleinere ist es, die seine Kunst den Lesern hier auch im Bilde anschaulich machen kann. Was sind jedoch Worte einer Kunst gegenüber, die das Herz doch nur durch die Augen trifft, und gar der Kunst eines Malers gegenüber, bei dem die Schönheit der Farben erst die volle Harmonie seiner Schöpferkraft singt! Darum sollte hier den Deutschen, die ihn noch nicht oder nur wenig, eben weil seine Kunst eine so treu auf schwedischem Boden wurzelnde ist, kennen, von all dem Schönen, das in Originalen zu sehen nur Weltumherreisenden möglich wird, bloß eine Ahnung gegeben werden; den wahren Wert davon nach Gebühr abzuschätzen, das können ja doch nur jedes Beschauers *eigene* Augen. Zuversichtlich aber dürfen wir glauben, daß sich an Graf Rosens Werken die Verheißung Tegnérs bewahrheiten wird:

> Was du Schönes erschaffst, das trotzt der Gruft,
> Und sein Antlitz erneuen die Zeiten.
> *Das Schöne ist ewig:* — wir fischen sein Gold
> Aus dem Strome der Zeit, der da flüchtig entrollt.

Mathilde v. Leinburg



Randglossen zu Texten des Tages

Der *Tod des Prinzregenten Luitpold von Bayern* wird auch in Künstlerkreisen aufrichtig bedauert. Auch für die alte Kunststadt München fielen in die Regierungszeit des würdigen alten Herrn die heftigsten Kunstkämpfe der letzten Jahrhunderte. Die Art, wie der Prinzregent sich zu diesen Streitigkeiten öffentlich verhielt, wie er, ohne sein persönliches Empfinden zu verleugnen, über den Parteien zu stehen verstand, scheint mir geradezu vorbildlich zu sein. Sicher gebührt dieser Haltung des Prinzregenten das Hauptverdienst, wenn in München diese Kunstparteikämpfe niemals zu einer so üblen Gehässigkeit und darüber hinaus zu so schädlichen Allgemeinzuständen geführt haben, wie z. B. in Berlin. Der Prinzregent hat für Kunstankäufe bei weitem nicht die Mittel aufwenden können, wie sie der König von Preußen allein für die Siegesallee angewandt hat. Trotzdem hat er durch seine Ankäufe sicher viel mehr Freude bereitet. Daß er manche Bilder nur gekauft hat, um deren Schöpfern vorwärtszuhelfen, ist bekannt. Im allgemeinen aber kaufte er wirklich, was ihm gefiel, und wußte dem Künstler die Freude dieses persönlichen Anteils an seinem Werke mitzuteilen. Besonders wertvoll aber war, daß er als regierender

Herr, als gewissermaßen offizieller Schützer der Künste, keinen Unterschied zwischen den Richtungen machte. Er zeigte die gleiche lebhafte Teilnahme für die Kunstausstellungen der Genossenschaft wie der Sezession, und unterstützte beide durch Ankäufe. Seine Kritik aber wußte er in so feine Umgangsformen zu kleiden, daß sie niemals persönlich verletzen und niemals aufreizen konnte.

* * *

In Paris ist Edouard Detaille gestorben, der bekannteste der noch lebenden Schlachtenmaler Frankreichs. Er hat um mehr als ein Vierteljahrhundert seinen zwölf Jahre älteren Kunstgenossen Alphons de Neuville überlebt, dessen Hinscheiden im Jahre 1885 in Frankreich eine Art von Nationaltrauer hervorrief. Des fast sechzigjährigen Detaille Tod wurde merklich kühler aufgenommen. Das entspricht der kühleren Tonart seiner Malerei, die viel „korrekter" ist, als die des älteren Neuville, aber dafür weit weniger dem inneren militärischen Empfinden der französischen Volksseele entsprach. — Doch nicht diese kunstgeschichtlichen Tatsachen bestimmen mich, dieses Ereignisses hier zu gedenken, es sind vielmehr einige Begleiterscheinungen. Einmal wird bei dieser Gelegenheit wieder im ganzen Blätterwalde eingestanden, daß jene französische Kunst, die in Frankreich selbst die Liebe des Volkes genießt, keineswegs die ist, die uns in Deutschland immer als Edelblüte des französischen Kunstschaffens angepriesen wird. Das französische Volk im besten Sinne des Wortes, hat das Hinscheiden der Führer des Impressionismus mit ziemlichem Gleichmut aufgenommen und wird auch beim Hinscheiden der noch lebenden Stützen dieser Kunstrichtung keinerlei Nationaltrauer aufbringen. Gegen die Verkünder der noch neueren Heilslehren des Kubismus und der anderen „großen Stilisten", wie Cézanne, van Gogh, Gauguin, besitzt der Franzose die glückliche Naturmitgift des als Selbstschutz wirkenden Spottes. Diese Seitentriebe des Pariser Großstadtlebens werden nur uns Deutschen als Edelfrüchte gallischen Kunstschaffens eingeredet. Dem eigentlichen Romanen sind sie so rassefremd wie uns selbst.

Das ist das eine. Dann aber vergegenwärtige man sich, wie wohl die französische Presse sich beim Tode eines unserer Schlachtenmaler verhalten würde. Ich will von Anton von Werner schweigen, der durch seine hervorstechende kunstpolitische Haltung zu einer gewissen Stellungnahme zwingt. Aber ob ein einziges französisches Blatt etwa über Robert Haug, der als Künstler einem Detaille mindestens ebenbürtig ist, mehr bringen würde, als die Zweizeilennotiz des telegraphischen Bureaus? Ja, ich gehe noch weiter. Kaum eine deutsche Zeitung würde für einen solchen deutschen Maler den Raum hergeben, den sie jetzt ohne weiteres dem Franzosen widmet.

Solange diese Verhältnisse nicht geändert werden, solange der große Teil unserer Presse alles, was in Paris geschieht, deshalb schon ausführlich behandelt, weil es in Paris geschieht, werden wir aus dieser erbärmlichen Überschätzung des Französischen nicht herauskommen. Da sie sich diesesmal gerade auf dem Gebiete der bildenden Kunst zeigt, wird jeder Einsichtige erkennen, daß es sich hierbei keineswegs bloß um eine moralische Überschätzung handelt, sondern daß diese auch gewichtige nationalökonomische Folgen nach sich zieht.

* * *

Das alte Sprüchwort „Die Kunst geht nach Brot" ist durch die Berliner Sezession in einer Weise zur sinnlichen Anschauung gebracht worden, daß selbst recht nüchterne Leute das Wort Idealismus wie hilfesuchend aussprechen. Die Berliner Sezession hat nämlich einen Kunsthändler zu ihrem Präsidenten gewählt. Man rühmt diesem Kunsthändler eine ganz ungewöhnliche Geschäftstüchtigkeit nach, und er hat es jedenfalls wie bisher keiner seiner deutschen Kollegen verstanden, zwischen der modischen Kunstschriftstellerei und seinen Kunstspekulationen eine Harmonie herbeizuführen, für die harmlose Gemüter entweder den Zufall oder eine köstliche innere Übereinstimmung verantwortlich machen, minder harmlose allerdings ganz andere Zusammenhänge wittern.

Sei dem, wie ihm wolle, die Berliner Sezession hat in jedem Falle als erste Künstlervereinigung vor aller Öffentlichkeit betont: Entscheidend ist das Geschäft. Man wird nicht verfehlen, diese Tatsache zu verhüllen. Eine derartige fadenscheinige Decke ist z. B. die Wahl eines Künstlers zum Vorsitzenden der Jury. Aber es bleibt bestehen, daß der Präsident gewissermaßen die Flagge ist, unter der eine Vereinigung segelt. Sicher werden auch künftig in den Ausstellungen der Sezession, vielleicht noch mehr als bislang, Künstlererscheinungen vorgeführt werden, die noch nicht marktgängig sind. Das sind die Modernen von morgen, wie es bereits jetzt im Kunstjargon heißt. Das entspricht dann durchaus dem Börsencharakter: „Kauft! Kauft! Hier handelt es sich um Spekulationspapiere. Noch stehen sie niedrig. Sie werden steigen, sie müssen steigen. Kauft! Kauft!"

Wie wär's, wenn sich die Sezession überhaupt in ein Aktienunternehmen verwandelte?! Wo ein so vertrauenerweckender Direktor an der Spitze steht, hätten die Aktien alle Aussicht, ein gutes Börsenpapier zu werden.

* * *

Eine kleine Ergänzung zu dem Hodler-Aufsatz im Januarheft des Türmers. Im Verlag des Graphischen Kabinetts J. B. Neumann, Berlin W., ist eine neue Lithographie Ferdinand Hodlers erschienen, die den Titel „Frühlingssehnsucht" führt und in der Weihnachtsnummer des „Weltspiegels", der Beilage des „Berliner Tageblatts", vielen Tausenden als das neueste Meisterwerk des vielbesprochenen Künstlers vor Augen geführt wird. Wir zweifeln nicht daran, daß es der Gummimenschtechnik der modischen Kunstschriftstellerei gelingen wird, auch dieses Bild als eine Offenbarung moderner Stilkunst hinzustellen. Ich besitze diese Verrenkungsfähigkeiten nicht und muß mich auf die Festlegung einiger äußeren Merkmale beschränken.

Ich fühle, daß der Wechsel ausgesprochener Bogenlinien, wodurch des jungen verzückten Mädchens Brust verschwindet, dafür ein schöner Buckel und ein lebhaft gewölbter Bauch zustande kommt, ebenso wie die kropfartig herausspringende Ferse des rechten Beines, daß ferner die wurstartige Gleichmäßigkeit der Finger zu diesen bedeutsamen Stilisierungsmitteln gehören. Hilflos dagegen stehe ich vor dem linken Bein. Daß Ober- und Unterschenkel die geraden Linien eines rechten Winkels sind, hat uns Hodler so oft schon gezeigt, daß man beinahe daran gewöhnt ist. Aber da kommt der Fuß. Dieses in Frühlingssehnsucht verzückte Mädchen besitzt offenbar die Fähigkeit, diesen Fuß umzudrehen wie eine offene Hand, und zwar, was besonders merkwürdig ist, ohne jede Rückwirkung auf das Bein, mit dem dieser Fuß doch ersichtlich noch im Zusammenhang steht. Ich habe es umsonst versucht, der doch mit patentierten Kugelgelenken ausgestatteten Puppe meiner Kleinen eine solche Fußstellung abzunötigen. Auch der gelenkigste Affe ist zu dieser Leistung nicht imstande, und so liegt entschieden der springende Punkt sowohl für die Monumentalität wie für die tiefsinnige Symbolik dieses Bildes in diesem in der Kunst einzigartigen Fuß-Handspiele.

Wie gesagt, nur bescheiden darauf hinweisen wollen diese Zeilen; das Wunder zu deuten bleibe jenen überlassen, die das Freiwerden von aller Naturwahrheit als Gipfel künstlerischer Wahrheit preisen.





Unser Opernspielplan
Von Dr. Karl Storck

Eigentlich widerstrebt das deutsche Wort den Verhältnissen, wie sie wirklich vorliegen. Denn in dem Worte „Plan" ist die Bedeutung eines von höherem Gesichtspunkte beherrschten Vorgehens oder doch jedenfalls das Gegenteil alles Zufälligen mit eingeschlossen. Handelt es sich um eine für das ganze Leben eines Volkes, für die Entwicklung eines wichtigen Volksgutes bedeutsame Angelegenheit, so erscheint es uns selbstverständlich, daß bei ihrer Verwaltung „planmäßig" vorgegangen, daß in ganz bestimmter großer Absicht mit vorgefaßten edlen Zielen gearbeitet werde. Den Verhältnissen aber, wie wir sie in unserm musikdramatischen Leben haben, entspricht viel besser das übliche Fremdwort „Repertoire", das auch in seinem ursprünglichen sprachlichen Inhalt, dem lateinischen Stammwort entsprechend, das bedeutet, was man immer wiederfindet, also für das Theater die Summe dessen, was mit einer gewissen Regelmäßigkeit darin wiedergefunden wird. Man müßte also eher von einem Opernspielvorrat sprechen und könnte sagen, das ganze Problem spitze sich dahin zu, aus diesem Spielvorrat zu einem Spielplan zu gelangen.

„Opernrepertoire" nennen wir im allgemeinen diejenigen gangbaren musikalischen Bühnenwerke, die sich im Laufe der Zeit als beständig insoweit erwiesen haben, daß unsere Opernbühnen sie dauernd von neuem dem Publikum vorführen dürfen. Sie haben sich sozusagen aus der Masse der gebotenen Kunstwerke herauskristallisiert, als eine Schar guter Bekannter, denen man im Laufe eines Winters, einer Saison, wie es im Theaterleben heißt, gerne wieder begegnet. — — — Unser Opernrepertoire ist ein seltsames Gebäude, das allmählich zu einem Palaste heranwuchs. Kein einzelner Baumeister hat ihn erdacht. Er ist wie ein altes Schloß, an dem verschiedene Generationen gearbeitet haben."

Diese Worte sind einem „Unser Opernrepertoire" betitelten Vortrag des jetzigen Hamburger Theaterdirektors Dr. Hans Loewenfeld entnommen (Leipzig, Ernst Rowohlt Verlag, 1 M), in dem dieser gerade für die Pflege der Oper bewährte

Theaterleiter diese wichtige Frage beleuchtet. Der Vortrag ist gewissermaßen ein Programm, und es ist jedenfalls wertvoll zu hören, wie ein tüchtiger und nicht bloß geschäftlich denkender Operndirektor das ganze Problem anfaßt. Ich möchte also zunächst den Gedankengang des Vortrages hier wiedergeben und danach ausführen, wie ich von meinem musikpolitischen Standpunkte aus mir die Gestaltung eines Opernspielplans denke.

Nirgendwo zeigt sich schroffer jene Sonderstellung, die die Musik den anderen Künsten gegenüber einnimmt, als in der Oper. „Während bei allen übrigen Künsten, den redenden zum Teil, den bildenden ganz und gar, die Zeit nicht in dem Maße verderblich werden konnte, daß ein vor vielen Jahrhunderten geschriebenes Kunstwerk an unser heutiges Empfinden gar nicht mehr appellieren dürfte, trägt die Musik den Todeskeim des raschen Verblühens als schweren Nachteil allen übrigen Künsten gegenüber in sich. Wohl lachen uns neben der Sonne Homers noch die Schönheiten griechischer Dichtungen heute wie vor Jahrtausenden, entzücken uns, wie die Mediceer, die köstlichen Malereien einer frühen italienischen Kunst, aber die Gesänge, die eine Vorzeit vielleicht erdacht, klingen uns nicht mehr, und wenn sie uns noch lebendig klängen, sie würden uns wenig zu sagen haben. Es ist eine seltsame Tatsache, daß die Lebensdauer eines Komponisten wenig über zwei Jahrhunderte hinausreicht."

Bis auf den Schlußsatz muß man Loewenfeld vollauf zustimmen. Es würde hier zu weit führen, die innersten Ursachen für die räumlich und zeitlich begrenzte Wirkungsfähigkeit der Musik zu untersuchen (vgl. meine „Musikgeschichte", 2. Aufl., S. 58 f.). Jedenfalls ist sie eine Tatsache, nur läßt sich füglich bezweifeln, daß die Lebensdauer eines Komponisten gerade mit zwei Jahrhunderten begrenzt sei. Für Bach wird das jedenfalls ganz anders sein, denn es hat gerade jetzt, wo doch für eine große Reihe Bachischer Werke diese Zweihundertjahrperiode ganz nahe liegt, überhaupt erst die eigentliche Wirkungszeit eingesetzt. Solange die Grundlagen der akustischen Verhältnisse, als da sind Tonarten und Harmonik, die gleichen sind, braucht sich die Wirkungsfähigkeit eines Komponisten nicht zu erschöpfen. Aber gerade in der Oper wirkt noch so viel anderes mit, was ein rascheres Veralten begünstigt, und zwar ist es in besonders hohem Maße das Nichtmusikalische in der Oper: Handlung, Szene, Art der Aussprache der Gefühle. Von einer ganzen Reihe älterer Werke unserer Opernliteratur ist die Musik durchaus noch wirkungsfähig, aber nur für sich allein, nicht in Verbindung mit den dramatischen Vorgängen. Hier wirken also noch ganz andere Umstände mit, als der Hamburger Theaterdirektor angeführt hat, und der eigentliche Grund des raschen Veraltens gerade der Oper liegt zuallererst in der Problematik dieser ganzen Kunstgattung.

Jedoch ändern die Gründe ja nichts Wesentliches an den Tatsachen, für die festzuhalten ist, daß aus der ungeheuren Masse der geschaffenen Opern, die, wie ein Blick in Riemanns Opernlexikon zeigt, sicher in die Hunderttausende gehen, nur ein verschwindend kleiner Bruchteil unserem Geschlechte, unserer Zeit noch lebendig ist. Nur mit diesen noch heute lebensfähigen Werken kann ein Opernrepertoire rechnen. Sicher „sind wir Deutschen in der Pflege des Opernkunstwerkes ... noch die am meisten Begünstigten. Unsere Schaubühne vermag dank ihrer Einrichtung, vermag dank dem wechselnden Repertoire uns wenigstens heute einen

Überblick darüber zu gewähren, was von solchen Kunstwerken für uns noch blüht. Keine Nation kann unserem Theater, unserer Opernbühne, darin etwas Gleiches an die Seite setzen. Denn wenn die Franzosen auch in ihren großen Opernhäusern wechselndes Repertoire und damit die hervorragenden Kunstwerke ihrer eigenen Nation pflegen, so haben sie doch, wenigstens was die früheren Jahrhunderte betrifft, eine viel beschränktere Auswahl getroffen als wir. Das französische Opernrepertoire pflegt nur neben den heutigen Komponisten die ältere französische Oper und von ausländischen Richard Wagner. Wir hingegen haben von Franzosen, Italienern und nicht zuletzt von Deutschen die Kunstwerke uns lebendig erhalten, die für uns Meisterwerke bedeuten."

Dem Tatsächlichen, was Loewenfeld an der Hand der Statistik über unser Opernrepertoire sagt, ist wenig hinzuzufügen. In der Tat hat Richard Wagners Erscheinen eine völlige Umwälzung herbeigeführt. Das Publikum der Oper ist ein ganz anderes geworden, als früher. Die Oper ist durch Richard Wagners Musikdrama zu einem Gegenstande unseres Bildungslebens erhoben worden, während sie zuvor im wesentlichen nur eine Unterhaltung und allenfalls für Musikfreunde ein musikalischer Leckerbissen war. Dadurch sind die geistigen Maßstäbe, die wir an die Oper legen, ganz andere geworden. Lebendig behauptet haben sich Mozart mit „Figaro", „Don Juan" und „Zauberflöte", in etwas geringerem Maße mit der „Entführung" und leider auch in diesem geringen Maße mit „Cosi fan tutte". Bethovens „Fidelio" schließt sich an. Von Weber lebt so recht nur der „Freischütz". „Euryanthe" und „Oberon" leiden am Texte, und es wäre eine schöne Aufgabe für den Deutschen Bühnenverein, hier einmal durch Preisausschreiben Abhilfe zu versuchen. Marschner wird aufs bedauerlichste vernachlässigt. Gluck kommt immer nur in einigen Pflichtvorstellungen. Meyerbeers „Prophet" und „Hugenotten" werden sich, ebenso wie Halévys „Jüdin", noch lange zu halten vermögen, weil in ihren Textbüchern die große französische Theaterkunst der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts eingefangen ist. Bezeichnend ist, wie Loewenfeld hervorhebt, die Tatsache, daß Spontini durch Meyerbeer ganz aufgesogen wurde. „Sie beweist uns eins der ehernsten Gesetze der Theatergeschichte, daß beim lebendigen Kunstwerk das Bessere dann immer der Feind des Guten ist, wenn dieses Bessere alle einmal gebrachten Elemente des älteren Kunstwerkes in sich aufsaugt und in neuer, gefälligerer Form verwendet und erstehen läßt.

Meyerbeer hat sämtliche Elemente der Spontinischen Oper in sich aufgesogen ..., aber er hat etwas hinzugefügt, das Spontini nicht besaß, und das die Spontinischen Opern weit hinter die Schöpfungen des Jüngeren zurücktreten ließ. — — — Wir haben dann noch vor Wagner eine Reihe von Komponisten in Rechnung zu ziehen, die, durchaus deutsch, mit zur eisernen Ration unseres Opernrepertoires gehören: Lortzing mit seinen anspruchslosen, liebenswürdigen Spielopern oder musikalischen Lustspielen beliebtesten Genres und den genialen Nicolai mit seinen einzigen ‚Lustigen Weibern'. Hier wäre auch Flotows mit seiner ‚Martha' oder ‚Alessandro Stradella' zu gedenken."

Dagegen büßen die französischen Spielopern, die fast ein Jahrhundert lang zu den Lieblingen des deutschen Publikums gehört haben, seit einem Vierteljahrhundert dauernd an Beliebtheit ein, wenigstens muß man das aus den statisti-

schen Ausweisen über ihre Aufführungszahl schließen. „Es sind das die Komponisten Auber, Adam, Bellini, Boieldieu, Donizetti, Maillart, Méhul und Rossini. Während früher mindestens eins oder mehrere der chefs d'œuvre eines jeden dieser Komponisten auf der Abendordnung stand und Adams ‚Postillion', Aubers ‚Fra Diavolo', ‚Schwarzer Domino', ‚Teufels-Anteil', ‚Maurer und Schlosser', ‚Stumme von Portici', Boieldieus ‚Johann von Paris', ‚Weiße Dame', Donizettis ‚Lucia von Lammermoor', ‚Regimentstochter', Rossinis ‚Wilhelm Tell' und ‚Barbier von Sevilla' zu den so beliebten Opern gehörten, daß man ein Opernrepertoire, ohne diesen Werken häufiger zu begegnen, sich gar nicht denken konnte, nimmt das Begehren nach diesen liebenswürdigen Schätzen unserer Literatur immer mehr ab. Von dem unverwüstlichen ‚Barbier von Sevilla', der nach wie vor das Lieblingsstück aller Opernnachtigallen bildet, abgesehen, hat es sich schon hier und da herausgestellt, daß es der Schatzgräber bedarf, um die eine oder andere Oper neu übersetzt oder bearbeitet an das Tageslicht zu führen, um sie dann einige Male vor nicht allzu stark besetztem Hause in Szene gehen zu lassen."

Der Einwand, der hier wie auch bei Mozart oft gemacht wird, daß uns die geeigneten Sänger fehlen, ist nicht stichhaltig. Die Sänger würden sich finden, d. h. sie würden sich für diese Sonderart besonders ausbilden, wenn ausreichende Nachfrage danach vorhanden wäre.

Hören wir nun noch einmal den wörtlichen Ausführungen Loewenfelds zu: „Ich habe mich deshalb etwas ausführlicher mit den zeitlichen Vorgängern Richard Wagners befaßt, weil die ganze ethische Kunstaufgabe eines Operndirektors in diesem Schutze der Schwachen gegenüber dem allmächtigen, erdrückenden Kolosse Wagners besteht. Wenn wir dem Geschmacke des Publikums nachgeben könnten und würden, genügte eigentlich Richard Wagner dem gesamten Bedürfnis an Opernkunstwerken. Einige ganz populäre Werke ausländischer Komponisten wie ‚Carmen', ‚Mignon' usw. noch dazugerechnet, würden sie ganze Opernkreise in vielen Städten restlos befriedigen. Ich kann mir auch ein deutsches Opernrepertoire nicht ohne die fast ausschließliche Pflege Richard Wagners denken. ... In keiner Kunst, weder in der produzierenden noch in der reproduzierenden, haben wir eine ähnliche Erscheinung. — — — Soll man nun den Willen des Publikums dahin begünstigen, daß man dem Wagnerischen Kunstwerk diesen Platz an der Sonne im weitesten Maße einräumt? Oder soll man dem entgegenarbeiten? Auf der einen Seite nötigt die Überzeugung, daß tatsächlich in Wagner die höchste Höhe der Oper, soweit wir Heutigen sie überschauen können, erklommen ist, zu der Bevorzugung. Auf der anderen Seite muß sich aber für jeden, der der Kunst und ihrer Geschichte objektiv gegenübersteht, sofort der Zweifel regen, ob aus dieser Begünstigung nicht ein tatsächlicher, innerlicher Schaden entstehen kann. ... Denn dadurch, daß man die übrigen Kunstwerke vor und um Wagner vernachlässigt und sie nicht immer und immer wieder in das beste Licht rückt, vergrößert man die Kluft, die zwischen der Nation und diesen dem Empfinden sich immer mehr und mehr entfremdenden Kunstwerken allmählich auftut. Ja, es hieße das Opernkunstwerk aufgeben und damit die schönsten Blüten eines ganzen Kulturlebens vernichten, wenn man das Wagnerische Musikdrama allein zur Suprematie gegenüber allen älteren Kunst-

werken brächte. Und auch u m Wagner hat es Genies der dramatischen Kunst gegeben, die in ihrem Sinne einen gewaltigen Ausdruck des Kunstempfindens ihrer Zeit bedeuten."

Loewenfeld verweist danach auf die wenigen Werke, die sich im nachwagnerischen Repertoire zu behaupten vermochten, als da sind Verdi und die Jungitaliener Mascagni, Leoncavallo, Puccini, Gounods „Margarete", Thomas' „Mignon", Bizets „Carmen", Offenbachs „Hoffmanns Erzählungen", Humperdincks „Hänsel und Gretel", Kienzls „Evangelimann" (d. h. dieses Werk hat Loewenfeld übersehen), d'Alberts „Tiefland". Dazu kommen dann die Werke von Richard Strauß, für die Loewenfeld nur in den enormen Aufführungsschwierigkeiten Hemmnisse sieht, um sie zu Repertoireopern werden zu lassen. Aber es kommt ja auf das eine oder andere nicht an. Wir erhalten als Tatsache: „Alles in allem sind es etwa 80 Opern, die man im engeren Sinne als deutsches Opernrepertoire betrachten darf. Eine Zahl, die groß ist anderen Nationen gegenüber, die aber verhältnismäßig klein wird, wenn wir in ihr den ganzen Kreis der Schöpfungen sehen müssen, die wir in dem engen Bretterhaus der Opernbühne ausschreiten sollen. Und dieser Kreis wird für die Praxis noch durch das schon erwähnte Übergewicht verengert, das Richard Wagners Opern mehr und mehr einnehmen."

Wichtig ist nun die Antwort, die dieser Theaterpraktiker auf die Frage gibt, „wie man sich gegen das, man kann, ohne mißverstanden zu werden, gewiß sagen: für den musikalisch-geistigen Horizont des Volkes s c h ä d l i c h e Übergewicht der Wagnerischen Schöpfungen wehrt".

Wagner habe für unser ganzes Opernempfinden Gesetze aufgestellt, die nicht mehr zu umgehen sind und deshalb auch für die älteren Werke berücksichtigt werden müssen. „Man kommt in das Theater heute nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, nicht mehr gütig zu ü b e r sehen. Das gilt für das Kunstwerk ebenso wie für den Darsteller. Will man nun dem breiteren Publikum die ältere Oper, kurz das gesamte Repertoire wieder künstlerisch schmackhaft machen ..., so muß sich das Augenmerk der Ausübenden darauf richten, das ältere Kunstwerk von alledem zu befreien, was es für den mehr als musikalischen, anspruchsvolleren Hörer ungenießbar macht. Auf musikalischem Gebiet selbst gehört zunächst dahin, daß man es versucht, in den ältesten Kunstwerken den unleidlichen Zwang, den die alte musikalische Form mitunter mit sich bringt, mit künstlerischer Hand — und nur eine solche darf es wagen — zu zerbrechen. Man muß sich nur eingestehen, wie unleidlich für unser heutiges Empfinden zahllose Wiederholungen in Arien, Chören wirken, die aus dem Empfinden einer musikalischen Form, das für uns heute nicht mehr lebendig ist, herausgeboren wurden. Ich weiß nicht, ob man bei der Bearbeitung älterer Kunstwerke entgegen einer falschen musikalischen Pietät für das Lebendigerhalten des gesamten Kunstwerkes bei vorsichtiger Anwendung dieser auf den ersten Anblick barbarisch klingenden Neuerung Gutes erreichen könnte. Sodann bedarf der Text, namentlich die Übersetzungen der französischen und italienischen älteren Oper, einer gründlichen Säuberung. — — Eine Neueinstudierung einer alten Oper aber, wenn sie wirklich den Zweck haben soll, das verblaßte und verblichene Werk der Bühne zurückzuerobern, muß auch die anderen szenischen Forderungen erfüllen, die seit Richard Wagner das Unumgängliche geworden

sind. ... Ein Theaterdirektor hat andere Pflichten wie ein Museumsdirektor. Die alten Schätze an Kunstwerken und an Bildern, die ihm zu hüten aufgetragen ist, bedürfen nicht zu ihrer Wirkung auf den Beschauer der Renovierung. Denn gerade in der Wirkung des Historischen liegt für den Beschauer der Wert ... Der Theaterdirektor aber muß mit anderen Faktoren rechnen. Einmal mit der Reproduktion. Durch das Mittel der Reproduktion wird das Kunstwerk ein anderes. Es ist nicht mehr aus dem Geist der Zeiten heraus entstanden, kann also auch nicht mehr so in diesem Geiste wirken. Sodann wendet es sich an ein Publikum, das absolut im musikalischen Leben der Gegenwart steht und sich nicht mit historischen Kompromissen befassen kann. Man darf deshalb nicht versuchen wollen, ein Publikum in seiner Gesamtheit für einen historischen Geschmack zu erziehen. Das Gesetz des Wandels in der Musik und der theatralischen Kunst nicht minder ist eben ein anderes, wie das der redenden und bildenden Künste. — — Auch die Generation der Sänger, die heute lebt und die zum Teil schon im Geiste Richard Wagners erzogen und groß geworden ist, muß sich immer und immer wieder vor Augen halten, daß sie zur Belebung der älteren Kunstwerke vor der schwersten aller Pflichten steht; nämlich die Gestalten dieser älteren Kunstwerke ständig mit neuem Geiste zu durchtränken und zu durchdringen. Alles das, was die gesteigerte Ausdrucksfähigkeit im Nachschaffen Wagnerischer Gestalten bedingt, ist cum grano salis auf die schemenhaften Figuren des älteren Opernkunstwerkes anzuwenden. ... Nichts leichter, als eine alte Oper, die einmal, wie es im Theaterjargon heißt, ‚steht', herunterhaspeln. — — Jedoch wie unendlich schwer ist gerade die Wiederbelebung einer solchen älteren Oper bis zu dem Maße, daß der moderne, durch Wagner geschulte Zuhörer an ihr ein reines Vergnügen hat. Unverhofft, aber überzeugend ist jedoch dann die Wirkung, wenn alle die scheinbaren Gleichgültigkeiten, die Ermüdungen durch Wiederholung, die Unmöglichkeiten des Textes, die szenischen Banalitäten, die lächerliche Trennung von Hauptakteur und Reifenhalter beseitigt sind. Wenn wir in einer alten komischen Oper hinter der zerbröckelten Schale den Kern eines wirklichen musikalischen Lustspieles gewahren, das von liebenswürdigen, nicht auf die Wirkung ihrer Person, sondern auf die Wirkung des ganzen Werkes bedachten Sängern ans Licht der Rampen gebracht wird, so hebt sich auf einmal vor den erstaunten Augen ein Phönix aus der Asche."

Zum Schlusse betont dann Loewenfeld mit Recht, daß, solange unsere Bühnen durchaus vom Kassenberichte abhängig sind, es in der Natur der Sache liegt, daß jene Werke aufgeführt werden, die Kasse machen. Darum sei es Pflicht, Verhältnisse zu schaffen, die einen steten Überblick über das Geschaffene, wie auf der anderen Seite die Neueinstudierung älterer Werke, die keinen großen Gewinn versprechen, ermöglichen. Auch in der allzu starken Ausnutzung der Kräfte durch das tägliche Spielenmüssen sieht er mit Recht eine schwere Schädigung. „Die eiserne Notwendigkeit, an jedem Abend zu spielen, trotz Vorbereitungen für Werke, die die ganze Aufmerksamkeit und die ganze Kraft des Künstlers in Anspruch nehmen, der Zwang, an jedem Abend den ganzen großen Betrieb eines Theaters, Künstlerpersonal, Chor und Orchester und den technischen Apparat auf ein Werk einzustellen, das natürlich nicht jedesmal eine ausgedehnte Vorbereitung haben kann, zwingen zur Vernachlässigung einzelner Abende in diesem zu starken Be-

triebe. So erreicht denn jedes Operntheater ein paarmal in der Saison gewisse Höhepunkte, aber eine große Zahl der Vorstellungen muß notwendig unter der Fülle des Gebotenen leiden. Auch da müßte der Staat das Theater in die Lage setzen, w e n i g e r und dadurch m e h r bieten zu können." — — —

Halten wir uns zunächst an diesen Schlußsatz. Wir haben heute schon eine große Zahl von Bühnen, die als Hoftheater entweder vom Staat oder als Stadttheater von den Gemeinden bedeutende Zuschüsse erhalten. Nach der ganzen Entwicklung der letzten Jahre ist es sicher, daß immer zahlreichere Städte ihre Theater in eigene Verwaltung nehmen werden. Dazu wird auch die soziale Entwicklung der Schauspieler und Orchestermusiker beitragen, die wir auf die Dauer nicht wie bisher in die Abhängigkeit von oft zweifelhaften Unternehmerexistenzen geben dürfen. Nun sagt ein altes Wort: Wer tatet, der ratet. Nach meiner Überzeuguug erfüllen die Städte und städtischen Behörden in keiner Weise die Pflicht, die sie mit der Unterstützung von Theatern gegen das Volk, das letzterdings diese Unterstützung bezahlt, übernehmen. Gerade unsere am stärksten unterstützten Hofbühnen, die Berliner Hofoper voran, zeigen in ihrem Repertoire eine Einseitigkeit und bei den verschwindend geringen Unternehmungen für Neuheiten und Neueinstudierungen eine Planlosigkeit, daß es für jeden Kunstpolitiker unbegreiflich ist, daß die betreffenden Abgeordnetenhäuser und Landtage zu einer solchen Mißwirtschaft schweigen. Was gerade hinsichtlich des zeitgenössischen Schaffens von der Berliner Hofoper nicht getan wird, schreit zum Himmel. Wie die reichen Mittel immer und immer wieder am falschen Orte verschwendet werden, so daß sie dann natürlich dort fehlen, wo sie notwendig sind, stellt eine Mißwirtschaft dar, die an keiner anderen der öffentlichen Überwachung unterstehenden Stelle möglich wäre.

Man mag die Parlamentsberichte wie die der Stadtverordnetenversammlungen der verschiedenen Städte nachlesen: Was hier zur Kunstpolitik des Theaters, zumal der Oper, vorgebracht wird, zeugt fast immer von einem geradezu erschreckllichen Tiefstand. Eine unglaubliche Unkenntnis verbindet sich mit einem Tiefstand des Geschmackes, den man bei Gebildeten für unmöglich halten sollte, einem Mangel an größeren Gesichtspunkten, einer inneren Gleichgültigkeit, über die die immer so selbstgefällig wiederholten Phrasen von der Pflege der Ideale usw. nicht hinwegtäuschen können. Entweder man mache hier wirklich Ernst, erkenne die schweren Verpflichtungen, oder man überlasse Theater und Oper ihrem Schicksal. Eine schlimmere Fortwurstelei, als wir sie jetzt haben, ist auch dann nicht möglich, wenn diese Gebiete völlig dem privaten Unternehmertum ausgeliefert sind.

Den guten Willen vorausgesetzt, sind aber die Wege zum Ausbau eines wertvolleren Opernspielplanes doch viel zahlreicher und offensichtlicher, als aus dem Vortrag Loewenfelds hervorgeht.

Der Grundirrtum, in dem sich dieser Theaterleiter und mit ihm weite Kreise befinden, ist, daß unser Opernrepertoire wirklich etwas organisch, mit einer gewissen inneren Notwendigkeit Gewordenes sei. Das ist nicht wahr. Loewenfeld selbst untergräbt diese seine Anschauung, wenn er ausführt, wie überraschend oft ältere Werke bei einer wirklich sorgfältigen Einstudierung sich auf einmal als Phönix aus der Asche zu erheben vermögen. Einer der erbittertsten Feinde eines

wirklich künstlerischen Spielplanes ist in der Tat der Theaterschlendrian. Er untergräbt vorzeitig die Lebensfähigkeit der älteren Opernliteratur. Fast niemals bekommt man, außer den wenigen Fällen, in denen einmal aus irgendeinem Grunde ein solches älteres Werk gründlich einstudiert wird, eine einigermaßen anständige Aufführung zu sehen. Man behauptet, diese Werke „ständen", und damit kommen sie zu Fall.

Sie „stehen" eben nicht. Sie sind durchsetzt mit einer Fülle von Unsinn und Unart. Sie sind vor allen Dingen niemals auf das Zusammenspiel herausgearbeitet; man bekommt selbst im guten Falle bei ihnen nur ein Stück in Stücken, niemals ein Ganzes. Würden diese Werke sorgfältig einstudiert und durchgearbeitet, so würde sich der alte Bestand außerordentlich vermehren lassen. Nicht nur die französische Spieloper, auch eine ganze Reihe älterer italienischer komischer Opern sind bei guten Aufführungen unbedingt lebensfähig. Es ist ein so großes Verlangen in unserer Zeit nach einer wirklich feinen Unterhaltungskunst, daß das Publikum für die komische Unterhaltungsoper überall vorhanden ist.

Viel schwerer hat es die ernste dramatische Oper der Vergangenheit, in der wir uns niemals in dem Gefühle des bewußten Unterhaltungsspiels befinden, sondern von der wir Lebensausdruck verlangen. Aber es ist nicht wahr, daß z. B. Gluck nicht lebensfähig ist. Man muß sich nur gegenwärtig halten, daß man Gluck hat sterben lassen, und daß man für ihn dieselbe Arbeit zu leisten hat, ja im Grunde eine noch stärkere, als für Neuheiten. Dann aber lohnt sie sich. Ein gleiches gilt für Marschner. Wo ein wirklicher Künstler, wie z. B. Hans Pfitzner, die Neueinstudierung einer Oper von Marschner mit wirklich gründlicher Neuarbeit geleistet hat, da ist auch das Publikum mitgegangen. Über den Geist dieser Neuarbeit hier zu sprechen, würde zu weit führen. Man muß scharf unterscheiden und darf nicht alles aus dem Geiste Wagners behandeln wollen. Die komische Oper von vornherein nicht. Hier sind die Anregungen viel eher aus der Spielweise des modernen Konversationsstückes zu gewinnen.

Das Verhältnis unserer Theaterdirektoren zu der vorwagnerischen Opernliteratur ist durchaus falsch. Diese Werke werden hauptsächlich mit Rücksicht auf die Abonnenten herausgebracht, um für diese die nötige Abwechslung in den Spielplan zu bringen, weil man ihnen nicht immer wieder dieselben Werke vorsetzen kann. Oder die Werke werden rasch herausgeworfen, um die noch immer üblichen Gastspiele einzelner auf einige Rollen reisenden Primadonnen und Tenorhelden zu ermöglichen. Auch da verschwindet natürlich das Werk mit dem Gastspiel, denn es ist ja nur auf das Notdürftigste einstudiert worden. Endlich — und das trifft wohl vor allem für Hoftheater zu — werden klassische Werke als eine lästige Repräsentationspflicht abgetan.

So ist natürlich nichts zu erreichen. Der Theaterdirektor muß überzeugt sein, daß diese Werke in einen künstlerischen Spielplan gehören, und muß mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln für die künstlerische Herausarbeitung dieser Werke Sorge tragen. Sie sind keine Füllsel, sondern ebenso wichtig, wie die besten, zugkräftigsten Wagneropern. Das muß sich auch in der Ausstattung kundtun.

Genau so schlecht, wie diese alten Opern, werden die Neuheiten behandelt. Abgesehen vom „Ruf der Bühne", der ja doch erhalten werden muß, ist schier

jeder Theaterleiter durch irgendwelche örtlichen Rücksichten gezwungen, in jeder Spielzeit einige Neuheiten zu bringen. Vier Fünftel dieser Arbeit empfindet er als lästige Pflicht und behandelt sie danach. Eine sorgfältige Ausstattung, Besetzung mit ersten Kräften wird nur jenen Werken zuteil, von denen man sich von vornherein verspricht, daß sie ein Zugstück abgeben. Die anderen Werke werden eben notdürftig hinausgestellt, um der Pflicht zu genügen, und man begrüßt förmlich den ersten schlechten Kassenbericht, um einen guten Grund zu haben, das Werk wieder abzusetzen.

Lehrreich ist hier der Gegensatz zwischen den Operettenbühnen und unseren Operntheatern. Die Gesamtlage hat sich so entwickelt, daß unsere Operettenbühnen in der Regel abhängig sind von einigen Verlegern. Diese Verleger machen das Durchhalten einer neuen Operette zur Verpflichtung. So wird ein beträchtliches Kapital, werden alle guten Kräfte für das neue Werk eingesetzt. Gegen die Lauheit, ja sogar gegen die Ablehnung durch Kritik und Publikum wird das Werk durchgehalten, und allmählich wird ihm ein Erfolg erzwungen.

Ich bin weit davon entfernt, diesen Zustand für gesund zu halten, — aber man soll von den „Kindern der Finsternis“ lernen und soll die Mittel, mit denen sie ihre üblen Werke durchhalten, auch zum Schutze der ernsten, großen Kunst anwenden. Es ist schlechterdings unmöglich, daß ein bedeutendes Opernkunstwerk, wenn nicht ganz äußere Verhältnisse oder die Ausnahmestellung des Komponisten, wie etwa bei Richard Strauß, dazu mitwirken, sofort sein Publikum findet. Es ist mit der Musik ganz anders, als mit dem gesprochenen Drama. Die Neugier treibt nicht ins Opernhaus. Man hat ein viel näheres Verhältnis zu einer bekannten Musik, als zu einer neuen. Der Theaterdirektor, der eine neue Oper aus künstlerischer Überzeugung annimmt, sollte es sich zur Gewissenspflicht machen, dieses Werk Jahre hindurch in jährlich mehreren Wiederholungen auf seiner Bühne zu halten. Heute geschieht das Gegenteil. Möglichst rasch werden diese neuen Werke wieder abgesetzt. Man wendet kein einziges der sonst üblichen Mittel an, um das Interesse des Publikums für sie zu wecken. Man läßt niemals in ihnen bedeutende Künstler als Gäste auftreten, sondern die stellt man in Werken heraus, die entweder sowieso den Spielplan beherrschen, oder die man für diesen Zweck aus dem Ältesten ausgräbt und, wie oben ausgeführt, schludrig ausstellt. Man bringt nichts Besonderes in der Ausstattung, man arbeitet nicht genügend in der Presse, man tut überhaupt nichts, um das Publikum darauf hinzuweisen, was es hier zu erwarten und zu suchen hat.

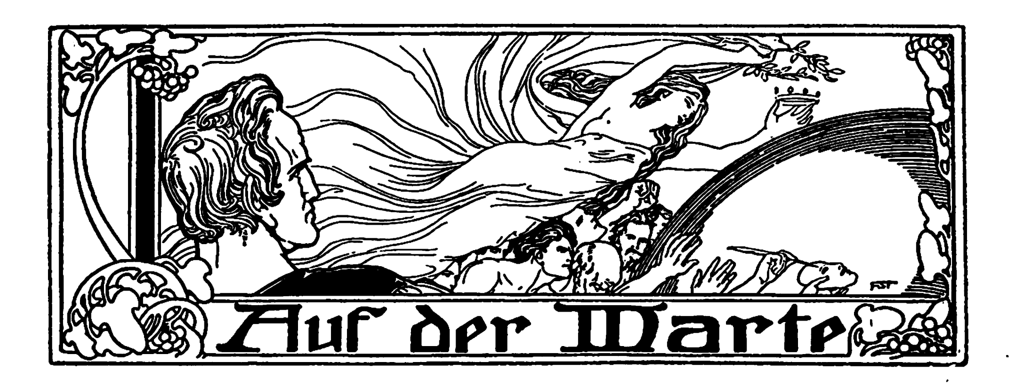
Da ist es denn kein Wunder, daß diese Werke bald versinken. Hat man aber in diesem Lotteriespiel — als solches werden die Neuheiten von den Theaterdirektoren geradezu betrachtet — einen Treffer gezogen, so wird auch ein solches erfolgreiches Werk um seine Dauerstellung im Spielplan betrogen. Da hetzt man den Erfolg zu Tode. Die Vorstellungen folgen einander so rasch, daß das Ganze den Charakter einer Sensation erhält. Natürlich kommt die Eilfertigkeit, mit der man nun das betreffende Werk „gesehen haben muß“, dem tieferen Eindringen desselben nicht zugute. In der nächsten Spielzeit wird es dann allenfalls noch einige Mal aufgenommen, aber, da die Kassenberichte nun nicht mehr so günstig sind wie zu Beginn, bald endgültig fallen gelassen.

Richard Strauß, der die heutigen Bühnenverhältnisse aus eigener Erfahrung genau studiert hat, hat nicht umsonst bei den Vorverhandlungen des „Rosenkavaliers“ zur Bedingung gemacht, daß auch seine übrigen Werke so und so viele Jahre lang im Spielplan gehalten werden müßten. Hätte er die Folgerung gezogen, auch der Zahl der Aufführungen der erfolgreichen Neuheiten während einer Spielzeit eine Grenze zu setzen, so hätte er sich mit der ganzen Maßregel ein großes Verdienst um unsern Bühnenspielplan erworben. Strauß hat auch das von uns oben gekennzeichnete gleichgültige Verhalten vieler Direktoren gegen die von ihnen angenommenen Neuheiten scharf betont. „Nur die ganz Unkundigen, die den Theaterbetrieb nie anders als vom Parkett oder vom Schreibtisch aus zu beurteilen in die Lage kommen, fallen heute noch auf die Ansicht herein, jeder Bühnenleiter werde doch von selbst aus Kunst- oder Geldinteresse das Beste für die von ihm übernommenen Werke leisten. Jeder Kundige muß — so traurig die Sache ist — über eine so naive Vorstellung lächeln. Wenigstens haben bei den zurzeit schwebenden Verhandlungen über einen ‚Normalvertrag‘ alle an den Beratungen beteiligten Autoren, darunter Männer mit reicher Theater-Erfahrung, wie Oskar Blumenthal, Fulda, Sudermann usw., geradezu den entgegengesetzten Standpunkt vertreten: von einem Bühnenleiter ist um so eher anhaltendes Interesse für die von ihm übernommenen Werke und die Anspannung aller seiner Kräfte für wirklich gediegene künstlerische Leistungen zu erwarten, je mehr er finanziell bei der Aufführung einzusetzen hat.“

Bei allen diesen Erwägungen lasse ich mich durchaus von realpolitischen Gesichtspunkten leiten. Ich weiß, daß unser Theater ein Kompromiß sein muß. Auch wenn die Unterstützungen durch die Öffentlichkeit noch viel größer würden, als sie es sind, wird ein Theater „verdienen“ müssen. Nun scheint es mir allerdings ein sehr gefährliches Wagestück, wenn man auf der einen Seite den Operettenschund pflegt mit der Begründung, diese größeren Einnahmen wolle man dann für jene künstlerischen Werke verwenden, die sich nicht rentieren. Das ist gefährlich, wie es jeder Dienst am Schlechten sein muß, ist aber auch überflüssig.

Wir unterschätzen unser Publikum. Es ist gar nicht wahr, daß dieses Publikum für gute Musik, auch für gute Neuheiten nicht zu haben ist. Man darf es ganz ruhig sagen, daß unser Theater jenes Publikum haben wird, das es haben will. Es ist da viel gesündigt worden, und die schwerste Sünde ist, daß durch die hohen Preise für Opernvorstellungen weite Teile der Bevölkerung vom Besuch unserer Opernhäuser ferngehalten werden. Hier hat die öffentliche Tätigkeit zuerst einzusetzen. Aber so gut seinerzeit die „Zauberflöte“ sofort populär werden konnte, so gut der „Freischütz“ vom ganzen Volke mit Jubel aufgenommen wurde, so gut überhaupt unser Volk von der Mitte des achtzehnten bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts seine Lieblingslieder aus guten Opern und Singspielen genommen hat, so gut muß das auch heute noch gehen. Die Tatsache, daß dagegen alle neuen volkstümlichen Lieder die elendesten Erzeugnisse der Schundoperettenliteratur sind, spricht Bände. Gebt dem Volke gute Nahrung, es wird mit Freude danach greifen!





Eine Schmach der Christenheit!

Eine Schmach für die gesamte christliche Welt ist's, was der bekannte Orientpolitiker Dr. Jäckh aus einem an ihn gerichteten Brief eines höheren deutschen Beamten in der Türkei veröffentlicht. Es heißt da u. a.:

„Der entsetzliche Eindruck der geradezu fanatischen Verfolgung, durch die jetzt das türkische Volk in Europa von den christlichen Eroberern einfach vernichtet wird, drängt mich, Sie zu bitten, im Namen der Menschheit für das türkische Volk einzutreten. Wenn Sie wie ich die Zustände nach (!) der Okkupation gesehen hätten, Sie würden es in alle Welt hinausschreien: Laßt uns das türkische Volk retten, ehe es zu spät ist, ehe alle Türken von sogenannten ‚Christen' dahingemordet sind. Ich versichere auf Grund meiner eigenen Erlebnisse: Das Hinschlachten der Türken in Mazedonien und Albanien ist ein ganz systematisches. Es wird geduldet und gern gesehen von den verantwortlichen Stellen der vier Balkanbundesstaaten . . ."

Inzwischen werden andauernd weitere vernichtende und doch völlig erwiesene Anklagen erhoben, die jene „Helden", darunter auch reguläres Militär mit ihren Offizieren als den Abschaum der Menschheit, nicht würdig dieses Namens, erscheinen lassen. Organisierte teuflische Massenmorde mit raffiniertesten Folterungen und den verruchtesten Sittlichkeitsverbrechen an Frauen und Kindern, die der viehischen Brunst dieser Bestien tausendweise zum Opfer fallen. Das ist die „Befreiungstat" der „christlichen" Sieger! Was hier vorgeht, läßt sich nicht mehr mit der billigen Phrase „Krieg ist Krieg" abtun. Es schändet das Kriegshandwerk. Nicht einmal die systematische Massenabschlachtung Wehrloser zu verhindern hat's also bei den ganzen „christlichen" Großmächten gelangt! Den selben Großmächten, die noch ein paar Tage vor dem Ausbruch des Krieges die Türkei zur Abmobilisierung bewogen und sich dadurch mitverantwortlich für diese Bestialitäten machten! Nicht einmal ein Protest! Nicht einmal der Versuch eines Eingreifens! Die Völker werden's euch Herren da oben gedenken!

Wie weltenweit haben wir's doch noch bis zum — Christentum! Es ist schon Lästerung, diesen Namen in solchem Zusammenhange auch nur zu nennen! Gr.

*

Freifahrer

Die Nationalliberalen haben den Antrag gestellt, den Herren Reichstagsabgeordneten für die ganze Zeit, solange sie es sind und nach englischem Patentmuster ihr M. d. R. auf die Visitenkarte setzen können, das Recht der Gratisfahrt auf den deutschen Eisenbahnen zu schenken. Bisher war die Voraussetzung für dieses Vorrecht, daß der Reichstag in Berlin gleichzeitig auch tage oder nur „vertagt" sei — was man jetzt ja häufiger anwendet —; es galt nicht, wenn er durch zeitweilige Schließung unterbrochen war. Voraussichtlich wird die Nachsuchung der neuen Liebesgabe, bis dies gedruckt wird, mit einer vorbildlichen patriotischen Einhelligkeit beschlossen sein.

Man solle in derlei Zugeständnissen nicht kleinlich sein und müsse dann auch einen gewissen Mißbrauch in Kauf nehmen, hat einstmals der verstorbene Herr v. Levetzow erklärt, gewissermaßen zur Versöhnung, daß er der Abgeordnetenbesoldung, den Diäten, die Berechtigung absprach. Nun haben sie sich also beides miteinander ausgebaut, die glücklichen Volksvertreter.

In der Geschichte des Parlamentarismus gibt es ein Blatt, das in unsern landläufigen Geschichtsbüchern noch etwas eindrucksvoller behandelt werden dürfte. Das ist die Sitzung der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789, wo die Ständevertreter, Adel, Klerus, Städtedeputierte, ergriffen und im Innersten mitgerissen von den Hochideen einer durch sie neuwerdenden Zeit, in Antrag auf Antrag sich der Standesvorrechte freiwillig entäußerten. In dieser denkwürdigen Parlamentsnacht — denn bis in den Sommermorgen dauerte das wetteifernde Ablegen von Bevorrechtungen an, die altbestehende waren, — hat das soziale Denken des Liberalismus seine Geburtsstunde erlebt. Nicht seine geistige, wohl aber die politische und konstitutionelle. Und als diese hochatmende Parlamentssitzung in der Tagesfrühe auseinanderging, da klang ein wundersames freies inneres Gefühl in den brausenden Dank an den Monarchen, der zu einem solchen Akt die weltgeschichtliche Gelegenheit geboten, und in das Bedürfnis nach einem feierlich großen Tedeum zusammen.

Vor einunddreißig Jahren sprach noch in seinem „Staatslexikon, Handbuch für jeden Staatsbürger“, der Dr. Karl Baumbach, ein bekannter, entschieden liberaler Parlamentarier, aus, „daß die Stellung eines Abgeordneten ohne Diäten eine würdigere und angesehenere ist“. Das sind tempi passati geworden, und der Appetit hat nach dem Sprichwort, seitdem ihm gedeckt ward, auch Geschmack daran gefunden und zugenommen. Die mit der Rechtevertretung des deutschen Volkes betraute Körperschaft bewegt abermals den Beschlußfassungshebel, um der materiellen Annehmlichkeit des stufenweise erlangten Freibillets die letzte Abrundung zu geben.

Ob dieser steigende Appetit die von Baumbach gewünschte würdige und angesehene Stellung in den Augen des wählenden Volks beeinträchtigen wird, kann übrigens fraglich bleiben. Bei dem überwiegend froschperspektivischen Augenpunkt der noch sehr wenig freien Deutschen wird es möglicherweise sogar die Bewunderung mehren, Inhaber eines Rechtes zu sein, das so beneidenswert ist, das in den Wunschträumen aller Gebundenen, Armen, ein Füllhorn der Unerreichbarkeiten bedeutet, und das nicht einmal der Kaiser besitzt.

Was aber keine Frage ist, das ist die Logik, wonach den Weg der gleichen Realpolitik pro domo nun nach und nach die sonstigen konstitutionellen Kollegen beschreiten werden. Inzwischen haben die Verwaltungen der deutschen Bahnen, damit die Bundesratsbevollmächtigten nicht so auffallend weniger bevorzugt sind als die Herren von Volkes Gnaden, auch jenen eine Freikarte gewidmet, die jedoch, als am dürreren Holz des grünen Tisches ausgestellt, sich auf das Einlinige beschränkt und für beliebige Reisen zwischen Frankreich und dem Böhmerwald nicht zu verwenden ist. Soeben heischen die Berliner sozialdemokratischen Stadtverordneten für diese kommunale Würde das Privileg, auf allen Berliner städtischen Verkehrslinien umsonst zu fahren. Ihnen gebührt somit die Palme der Nächstteiligen im Wettlauf. Kurzum, der Entwicklung ist wieder einmal eine neue Richtung aufgetan, deren junge Triebe wir zurzeit erleben. Sie heißt persönliche Hoheitsrechte, Exemtion vom Allgültigen, nachdem so lange Zeit die Losung gelautet hatte: „Gleiches Recht für alle.“ Von der parlamentarischen Verkündung der Menschenrechte zur parlamentarischen Begründung der Bevorrechtung! Wer etwas Geschichte versteht, weiß aber, wie folgenwichtig jeweils das Aufkommen und Umsichgreifen neuer Exemtionen die volkliche Gemeinschaft durchbrochen und ungeahnte Kastenbildungen oder Standesumformungen hervorgebracht hat, und von wie geringen, scheinbar harmlosen Anfängen das auch früher ausgegangen ist.

Ed. H.

*

Das Gesuch des Untertans

„Die Gesuche um Genehmigung zur Ausführung von Baumajolikaarbeiten sind bei mir persönlich einzureichen“, schreibt in einer Berichtigung an Dr. H. Pudor der zuständige Geheimrat, der die Kaiserliche Majolikawerkstatt in Kadinen persönlich leitet, beziehungsweise oberleitet. Übrigens amtlich „Cadinen“, wie Cöln und Cassel, obwohl die Römer, dank den deutschen Cheruskern, niemals bis nach Ostpreußen kamen. Der Leser hat wahrscheinlich nicht ganz verstanden, was der am Anfang zitierte Satz besagen will. Der Zusammenhang ergibt, daß gedacht ist: Gesuche um Genehmigung der von der das Gesuch einreichenden Persönlichkeit beantragten Ausführung von Baumajolika-Arbeiten seitens der Kaiserlichen Majolikawerkstatt. Um Ausführung durch diese „gegen Entgelt“ handelt es sich, nicht, wie man meinen könnte, darum, daß die das Gesuch Einreichenden dort Arbeiten auszuführen wünschen. Leute, die sich kürzer fassen, nennen solche Gesuche um Genehmigung zur Ausführung: Bestellung.

Wenn früher die Berliner Eisenbahndirektion durch eine Papptafel in den Eisenbahnabteilen aufmerksam machte auf die Dienste der Berliner Paketfahrtgesellschaft zur städtischen Gepäckbeförderung, redete sie auch von diesbezüglichen Anträgen, die an die Paketfahrt zu richten seien. Diesen Stil hat sie neuerdings vernünftig abgeändert, seitdem an die Stelle der Paketfahrt eine neue Gesellschaft mit dem schönen Namen BZBG. oder ähnlich getreten ist. (Die Kraft zur bündigen Ausdrucksfindung gibt es heute offenbar nicht mehr, es reicht nur noch zum lahm Umständlichen, und darum muß dann wieder hinterher zu scheußlich zurechtgehackten Abkürzungen gegriffen werden.) Der Reisende braucht nicht mehr die Aufträge zu „beantragen“, die sich die Gesellschaft wünscht. Und das ist auch besser. Uns sind die amtsmäßigen wie die monarchischen Formen nicht nur recht, sondern wichtig und zu schützen, sobald sie irgend ihren richtigen Sinn enthalten und an der richtigen Stelle sind. Aber das muß Voraussetzung bleiben. Wo die Zeremoniensprache durch allzu gewohnheitsmäßige Anwendung widersinnig wird, da regt sie den antipodischen Humor der Denkenden an, und damit hat sie der staatlichen wie der monarchischen Autorität schon überflüssig viel geschadet. Wer aber geschäftliche Bestellungen annimmt oder entgegenzunehmen hat, der sollte bedenken, daß tüchtige Arbeit, die den Wert der vorbildlichen Leistung sucht, auch in sich ihre Würde trägt und ihr nicht durch Prüderie der Ausdrucksweise ein Anschein des Verschämten gegeben zu werden braucht.

Ed. H.

*

Noch nicht befreite Franzosenknechte

Just zur Jahrhundertfeier der Befreiung aus der Knechtschaft von Napoleons Gnaden darf das neue Blatt der bayrischen Regierung, die „Bayrische Staatszeitung“, eine „in schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnissen hervortretende Napoleonverehrung“ feststellen: „Wie Prinz Eugen ausgesehen hat, von dem die Franzosen fast ebensooft geschlagen worden sind, wie die Deutschen von Napoleon, weiß fast niemand; mitunter sieht man ja in einem Schaufenster ein Bild Friedrichs des Großen, dagegen sucht man vergeblich nach Stein, Blücher, Gneisenau. Hat man etwa den Einfall, sich als Zimmerschmuck ein kleines Standbild von Moltke oder Bismarck erwerben zu wollen, so wandert man vergeblich von Laden zu Laden. Danach sei keine Nachfrage, heißt es, aber einen Napoleon kann man zu Fuß und zu Pferd jederzeit bekommen ...“ Das Blatt kommt zu dem Schluß, daß immer noch eine Herrschaft Frankreichs über Deutschland bestehe, gegen die der Befreiungskrieg erst noch geführt werden müsse.

Die „Napoleonverehrung“ tritt leider längst nicht nur in „schriftstellerischen und künstlerischen Erzeugnissen“ hervor. Ich kann für diese Brunst, noch nach hundert Jahren dem Zwingherrn zu huldigen, der einem den Fuß auf den Nacken gesetzt, nur die Peitsche zu

kosten gegeben, seine Verachtung bei jeder sich bietenden Gelegenheit offen ins Gesicht gespien hat, — ich kann für solch perverses Gelüst nur eine Diagnose als Erklärung und gewissermaßen Entschuldigung finden: es muß entschieden eine Art Eunuchentum sein. Was fangen wir aber bloß damit an —? Gr.

*

Unnötige Reklame für Amerika

Als große Neuheit geht durch die Feuilletons der Zeitungen, daß amerikanische Gelehrte zu Jerusalem das wirkliche Golgatha festgestellt haben, nördlich vom Damaskustor, und ihre scharfsinnigen Beweisgründe werden mitgeteilt. Hier interessiert die Streitfrage an sich nicht, sondern nur die Oberflächlichkeit, womit derlei Neuigkeiten von der Schere unserer hochgebildeten Feuilletonredakteure herübergenommen und den aufhorchenden Lesern offenbart werden, auch wenn sie und ihre Beweisführungen — alles andere als neu sind. Daß der Kalkhügel über der sogenannten „Jeremiasgrotte“ nach topographischer Lage, Form und allem übrigen der Darstellung der Evangelien von dem Sterbegang Christi entspricht, ist so absolut einleuchtend, und die Versuche, die einst von den byzantinischen Geheimräten für den Bau der Grabeskirche ausfindig gemachte Stelle zu verteidigen, haben mit solchen Unmöglichkeiten zu tun, daß längst die Stätte vor dem Damaskustor für Golgatha erklärt worden ist, von Forschern sowohl, wie von pietätvollen, klardenkenden Laien, u. a. dem zu Khartum gefallenen edlen und frommen General Gordon. Daß den leicht etwas sensationell angehauchten Verdiensten der aufstrebenden nordamerikanischen Gelehrsamkeit auch noch von uns aus prüfungslose Handlangerdienste geleistet werden, ist durchaus überflüssig, und deshalb kann den Zeitungen, zumal denen, die sonst gegen das Erbübel der Auslandsbewunderung mannhaft auf Vorposten stehen, nicht genug Vorsicht empfohlen sein gegen die von dort kommenden Waschzettel oder gegen die Notizen, die aus den Review- und Magazine-Aufsätzen von kleinen, unzulänglich gebildeten Literaten bei uns in den Lesesälen der Bibliotheken zurechtgeschmökert werden. Ed. H.

Ethik und Schlagwort

In der „Frankf. Ztg.“ hatte jemand den Unfug der pöbelhaften und verpöbelnden Radrenn-Wettkämpfe, deren einer sich soeben wieder in Berlin ausgetobt hat, durch das lapidare Wort zu rechtfertigen versucht: „Leben ist stärker als Ethik.“ Dieser Art „Lebenskünstlern“ schreibt nun der Professor der Philosophie Dr. Jonas Cohn (Freiburg i. B.), tapfer ins Stammbuch: „Leben ist stärker als Ethik —? Wahr, durchaus wahr! Aber was folgt daraus? Wir sollen die ‚Ethik‘ stärken, indem wir Kräfte des Lebens ihr zu Hilfe schicken. Den in gleichmäßiger mechanischer Arbeit geistig Verödeten bessere Erziehung und Anregung zu bieten, bemühen sich viele. Der Erfolg wird verkümmert, wenn man ihnen die Nervengifte der rohesten Sensationen bequem darreicht. Beim Ringkampf kann noch Freude am Körper, an der Kraft und Gewandtheit da sein, beim Dauerrennen ist blöde, geistlose Aufregung alles. Man opfert hier nicht nur die Gesundheit der Renner, . . . man opfert zugleich die Seelen der Zuschauer — das ist viel schlimmer. Wir müssen aussprechen, daß das ein Verbrechen ist. Nicht die Polizei rufe ich, sondern das öffentliche Urteil, die Sitte. Es muß dahin kommen, daß jede Art der Beteiligung an solchen Schauspielen als eine Schande gilt. Gebrandmarkt, wer sie veranstaltet, gebrandmarkt, wer sie verteidigt, aus jeder anständigen Gesellschaft ausgeschlossen, wer sie ansieht! Das würde helfen.“

„Würde“! — Inzwischen, fürchte ich, wird „Leben“ stärker bleiben als „Ethik“. Und — das Schlagwort stärker als alle Zweifel und Skrupel. Ist es nicht bezeichnend für unsere gewissensfeige Zeit, wie man sich aus allen peinlichen Bedenken immer mit affenartiger Geschwindigkeit auf irgendeinen Gemeinplatz zu retten weiß? Denn mehr ist auch der schöne Satz von dem „stärkeren Leben“ nicht. Aussehen tut er wie der schmale Dreifuß einer modernen Pythia und hat doch Raum für die größte Hammelherde. Gr.

*

Der dunkle Punkt

In Lichtenrade bei Berlin hat ein Prozeß gespielt, der zum Nachdenken stimmt. Tatbestand: In dem kleinen Ort tauchten plötzlich allerhand Gerüchte auf, die den Klatschbasen genußreiche Stunden bereiteten. So wurde die Tatsache bekannt, daß eine ehrbare Frau N. früher Kellnerin gewesen sei und sich in der Jugend einmal eines strafbaren Eigentumsdeliktes schuldig gemacht habe. Auch andere Einwohner von Lichtenrade sahen plötzlich den dunklen Punkt ihres Lebens vor der breitesten Öffentlichkeit aufgedeckt. Schließlich faßte sich das Lokalblatt ein Herz und bezeichnete den, der diese Gerüchte in Umlauf gesetzt hatte. Es war der Hüter der Personalakten, der Kreisbeamte Grüning.

Nun hätte man meinen sollen, daß Herr Grüning wegen Bruchs des Amtsgeheimnisses auf die Anklagebank gebracht worden wäre. Statt dessen war es Herr Grüning, der als Kläger auftrat und den Prozeß — gewann. Verleger und Redakteur wurden wegen „formaler“ Beleidigung zu 60 resp. 100 M Geldstrafe verurteilt, obwohl die Verhandlung ergab, daß Grüning tatsächlich aus dem Strafregister geplaudert hat.

Abgesehen von dem unverständlichen Spruch des Gerichts — wird hier nicht wieder einmal die widersinnige Härte allzu exakt geführter Strafregister in ein helles Licht gerückt? Ist es wirklich unumgänglich nötig, das kleinste Jugendvergehen unauslöschlich den Akten einzuverleiben? Es kann jemand als dummer Lehrling mehr aus Leichtsinn als aus moralischer Verderbtheit sich an der Portokasse vergreifen — ein ganzes, langes, arbeitsreiches und ehrliches Leben vermag diesen einen dunklen Punkt nicht zu tilgen. Das ganze Dasein hindurch hängt das Damoklesschwert öffentlicher Bloßstellung über ihm. Er ist auf Lebenszeit gebrandmarkt. Denn der Bureaukratismus kennt keine Gnade und kein Verzeihen — — y.

*

Weihnachten im „Vorwärts“

In seiner Weihnachtsnummer hat es der „Vorwärts“ für „brüderlich“ gehalten, unsere liebsten und schönsten alten Weihnachtslieder zu verunstalten. Zwei Proben:

S t i l l e N a c h t, h e i l i g e N a c h t . . .
Am Balkan modern viele tausend Leichen,
Von Aas gesättigt dichte Rabenschwärme steigen.
Und in Baracken stöhnen Schwerverletzte,
Die Kreuz und Halbmond aufeinander hetzte...
Und trotz der Not der Leichen und der Plagen
Hört man heut wieder d u m m - v e r l o g e n sagen:
C h r i s t u s d e r R e t t e r i s t d a.

V o m H i m m e l h o c h d a k o m m' i c h h e r . . .
I c h b r i n g' e u c h g u t e, n e u e M ä r . . .
Tief unten in der Erde Schoß
Da bricht der Bergmann die Kohle los.
Da — donnerndes Krachen, Flammenschein —
Und giftige Wetter schachtaus, schachtaus!
Zerfetzte, verbrannte Menschen zu Hauf
Fördert der Fahrstuhl zutage herauf....
In der Kirche sitzt heut der B e r g a k t i o n ä r
Und singt das Lied von der g u t e n M ä r:
(Das Jahr war gut und brachte was ein)
D a s s o l l e u e r F r e u d' u n d W o n n e s e i n.

Über den Geschmack läßt sich ja nicht streiten (über den „dichterischen“ Wert dieser „Verse“ freilich erst recht nicht). Aber so viel einfaches Anstandsgefühl sollte man doch auch in der Redaktion des sozialdemokratischen Zentralorgans noch aufbringen können, daß man Werte, die — mag's einem noch so „lächerlich“ erscheinen — tatsächlich noch immer vielen Millionen Mitmenschen und Volksgenossen teuer und heilig sind, die ihnen ans Herz gewachsen sind, nicht mit ätzender und übelduftender Lauge besudelt. Es liegt uns hier wahrhaftig nichts ferner, als mit dem sozialdemokratischen Organ in eine Erörterung über den sachlichen Inhalt seiner Weihnachtspoesie einzutreten, aber d a s dürfen wir anderen wohl verlangen, daß Leute, die nicht mit uns an einem Tische sitzen wollen, auch ihre Hände davon lassen. Mögen sie nach ihrer Fasson selig werden, — wir können's nicht hindern; wer aber vor fremden Heiligtümern keine Scheu hat, beweist damit nur, wie es um seine eigenen bestellt sein muß. Gr.

*

Die Sensations-Hyänen

Daß unsere Gerichtssäle, zumal bei „interessanten“ Prozessen, einer gewissen „vornehmen“ Damenwelt als Schaubühne dienen müssen, ist ein oft beklagter Übelstand. Aber diesen sensationsgierigen Dirnennaturen genügte das gesprochene Verhandlungswort nicht mehr, sie brauchten den Anschauungsunterricht. So hat jetzt der Vorstand der Berliner „Medizinischen Gesellschaft“ sich genötigt gesehen, dieser Gattung von Zuschauerinnen den Zutritt zu den für die Mitglieder der ausschließlich aus Ärzten bestehenden Gesellschaft zu verbieten.

„Es ist im höchsten Maße bedauerlich,“ bemerkt dazu das Verbandsorgan der ärztlichen Standesvereine, „daß eine gelehrte Gesellschaft zu solchem Mittel greifen muß. Das einfachste Taktgefühl hätte den in Frage kommenden Gästen doch sagen müssen, daß am allerwenigsten eine ärztliche Vereinigung mitansehen kann, wie sensationslüsterne Zuhörerinnen in Scharen sich zu den Verhandlungen einstellen. Die Patienten können verlangen, daß sie nicht den Blicken Unberufener ausgesetzt sind.“

Sehr richtig! Aber es ist doch sehr merkwürdig, daß diese Zustände überhaupt einreißen konnten. Der Richter ist infolge der „Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens“ ohnmächtig, aber in die private Medizinische Gesellschaft konnten solche Damen doch wohl nur durch Mitglieder eingeführt werden. Wir meinen, das Verbandsorgan der ärztlichen Standesvereine hätte da noch Veranlassung zu Untersuchungen nach anderer Richtung. St.

*

Katholische Wäsche

Die „Märkische Volkszeitung“ enthält folgende Anzeige:

„Katholiken!
Laßt nur bei eurem Glaubensgenossen waschen.
Waschanstalt Robert Kuhn liefert ... usw.
Mitglied des Zentrums.“

Der Mann hat ja entschieden recht. Aber wir vermissen in der Anzeige des Herrn Robert Kuhn die Gewähr, daß er nur katholische Wäscherinnen beschäftigt und auf keinen Fall andersgläubige Wäsche annimmt. Der Gedanke an solche ketzerischen Berührungen wäre fürchterlich, in seinen Folgen gar nicht auszudenken. -o-

*

Menschen und „Bestien“

Ein Vergnügen eigener Art wurde nach den Meldungen amerikanischer Blätter vor einiger Zeit am Niagara veranstaltet. Man hat dort den köstlichen Einfall gehabt, einmal zu „beobachten“, wie sich die verschiedenen Arten von Tieren einer Lebensgefahr gegenüber verhalten würden, der sie unter normalen Umständen kaum jemals ausgesetzt gewesen wären. Man brachte nämlich eine Anzahl Büffel, Bären, Füchse, Waschbären, einen Hund, eine Katze und mehrere Gänse auf einem unbrauchbar gewordenen Schiff unter und ließ dieses auf den Hufeisenfall des Niagara treiben. Eine große Anzahl Zuschauer hatte sich eingefunden, die dem Schauspiel mit Spannung folgten. Man hatte die Tiere mit Ausnahme der Büffel freigelassen und konnte so genau beobachten, welche Wirkungen die Gefahr bei ihnen hervorrief. Sämtliche liefen in der größten Unruhe auf dem Deck durcheinander. Keines der Tiere dachte daran, dem andern ein Leid zuzufügen. Die ersten, die flüchteten, waren die Bären. Sie sprangen vom Deck ins Wasser, schwammen an das Ufer und erreichten dies trotz der starken Strömung. Die Büffel tobten wild in ihren Käfigen und versuchten auszubrechen. Die Füchse und die Waschbären liefen ängstlich hin und her. Nur der Hund zeigte keine Erregung. Er hatte sich ruhig auf dem Deck ausgestreckt, und es hatte fast den Anschein, als sehe er ergeben seinem Schicksal entgegen. Die Katze war auf den höchsten Mast geklettert und wartete dort mit gekrümmtem Rücken auf den Sturz in den Abgrund. Als der Sturz erfolgte, hörte man

merkwürdigerweise **kein Angstgeschrei**. Spuren der Tiere wurden später nicht aufgefunden. Nur die Gänse hatten den Sturz überlebt und kamen mit lautem Schnattern ans Land geschwommen, wo man sie mit Jubel begrüßte und mit hohen Preisen als denkwürdige Raritäten bezahlte.

Wer hat sich hier würdiger benommen —: die Menschen oder die „Bestien"? Vielleicht „amerikanisieren" wir uns auch noch so weit. Auf dem Wege dazu sind wir ja. Was würden wir z. B. nicht alles in Berlin an öffentlichen Schaustellungen erleben, wenn — ja wenn die vielgescholtene Polizei nicht wäre! Gr.

*

Verminderung der Schlachthausqualen

In der „Berliner Klinischen Wochenschrift" berichtet Dr. Nagelschmidt über eine neue, von ihm erzeugte Stromart, die bei ihrer Anwendung — je nach dem Orte, an dem der Strom eintritt — eine völlige Aufhebung der Schmerzempfindung oder des Bewußtseins bewirkt.

Bei entsprechender Stromstärke und bei geeigneter Anbringung der Elektroden konnte am Arm und an der Hand die Schmerzempfindung vollkommen ausgeschaltet werden; die Empfindungslosigkeit war so stark, daß tiefe Nadelstiche und operative Eingriffe nicht mehr gespürt wurden. Nur die Berührungsempfindung blieb zum Teil erhalten. Noch auffallender war die schlafmachende Wirkung, die vorderhand allerdings nur an Kaninchen und Hunden nachgewiesen wurde. Ließ man den Strom am Gehirn eintreten, so erfolgte eine vollständige Narkose, die beliebig lange aufrechterhalten werden konnte.

Es scheint danach, daß man einem neuen Linderungsmittel für die leidende Menschheit auf der Spur ist. Aber gleichzeitig würde durch diese wissenschaftliche Entdeckung auch ein Weg gewiesen sein, wie man den Qualen der Schlachttiere ein Ende bereiten könnte — dadurch, daß man ihnen im Zustand der Narkose den Tod gibt. Denn es besteht kein Zweifel, daß auch die vervollkommneten Tötungsmethoden der Schlachthäuser Grausamkeiten nicht ausschließen. Tiere aller Art müssen täglich in den Laboratorien der Gelehrten ihr Leben einbüßen, sich Krankheiten einimpfen, sich vivisezieren lassen — um so erfreulicher ist es, daß von einem solchen Laboratorium aus auch einmal eine Entdeckung den Weg findet, die der leidenden Menschheit gleichermaßen wie den leidenden Tieren zugute kommen könnte. Könnte! Denn es wird wohl noch manches nachdrücklichen Hinweises bedürfen, ehe sich die maßgebenden Stellen bereit finden lassen werden, den Schmerzen lösenden Strom für das Schlachtvieh zu verwenden. L. H.

*

Eine Warnung post festum

Wir haben im Dezemberheft das Treiben des amerikanischen Wunderdoktors G. J. Macaura beleuchtet und unserem Erstaunen Ausdruck gegeben, daß sich ein so offenkundiger Schwindel förmlich unter Aufsicht der Berliner Polizei breitmachen konnte.

Die Gerechtigkeit zwingt uns festzustellen, daß der Polizei inzwischen ein Seifensieder aufgegangen ist. Das Berliner Polizeipräsidium hat — etwa 4 Wochen nach dem großen Fischzug G. J. Macauras — eine „Warnung" vor dem Schwindler erlassen. Denn auf dem Polizeipräsidium hat man jetzt endlich herausgefunden, daß der p. p. Macaura bereits mehrfach wegen Betrugs bestraft, aus Preußen ausgewiesen und unter dem Namen „König der Kurpfuscher" bekannt ist.

Alles sehr interessante Mitteilungen. Aber was frommen sie uns, nachdem Mister Macaura seine Beute längst in Sicherheit gebracht hat?

*

Er ist es noch!

Vor einem Erkennungssenate des Wiener Landgerichts wird gegen einen gewissen Friedrich Kardosi verhandelt. Der Verteidiger des Angeklagten läßt im Laufe der Verhandlung feststellen, daß Kardosi, der früher in Ungarn Kohn geheißen hat, Besitzer des **päpstlichen Ehrenkreuzes**

pro ecclesia sei. Bei dieser Feststellung erlaubt sich ein Gerichtsbeisitzer die bescheidene Anfrage, ob denn der Angeklagte nicht früher mosaischer Religion gewesen sei? Worauf der Verteidiger prompt: „Er ist es noch!"

Pro ecclesia.

*

Ein Gespräch aus Berlin W. W. W.

Im „Ult" stehen sich eine „Girl" und ein „Gent" aus dem allermodernsten Großberlin in entsprechender tadelloser Aufmachung gegenüber. Und es ist kaum übertrieben —:

„Haben Sie eine Hall in Ihrem Home?"

„Ich habe kein Home, ich goutiere mehr den Promenading Palace."

„Gibt es da eine Confiserie?"

„Es gibt nicht nur eine Confiserie, sondern auch Grill Rooms, Smoking Rooms, Reading Rooms, Dining Rooms und Luxus Tea Rooms."

„Kommen Sie mit shoping?"

„Ich kann doch nicht im Evening Dress shoping gehen! Aber vielleicht kommen Sie mit ins Boarding House zum Five o'clock der Upper Ten?"

„Nein, mein Tailor made ist nicht last fashion, meine Pumps sind nicht up to date, und außerdem habe ich statt der Combination nur Tubs an."

„Na, dann gehen wir eben zusammen in die Dandy Bar, unsere frühere Nurse mixed dort Drinks!"

„Come on, Darling, that will be charming! O, aber da erinnere ich: die Dandy Bar ist bereits pleite!"

Pleite? — das erste deutsche Wort!

*

Der Rhythmus des Lebemannes

In dem Prozeß gegen den Schwindelbankier Sattler kamen auch die Privatausgaben des Angeklagten zur Sprache. „Sie unterscheiden sich", bemerkt der „Vorwärts", „weder durch ihre Höhe noch durch ihre sonstige Art von dem, was zu allen Zeiten leichthändige Kavaliere unter die Leute gebracht haben. Dreifache Wohnung, Perlenkolliers, diamantenbesetzte Spazierstöcke, imposante Schneiderrechnungen: das alles ist beim verwandten Schlage von jeher üblich gewesen. Nur eins ist neu und des Bemerkens wert: Sattler hat in kurzer Frist 50000 *M* an — Strafen für überschnelles Automobilfahren gezahlt. Darin, vielleicht nur darin, haben die modernen Freibeuter etwas, das sie von ihren Vorgängern unterscheidet. Diese Ausmünzer des Nichts, diese Schatzgräber in der leeren Luft verstehen vom Geldausgeben im Grunde so wenig wie vom Gelderwerb. Sie können sich weder breitspurig einrichten wie der zähe, nüchterne Geldmacher, noch reicht ihre Phantasie zur Lebensführung des echten Verschwenders — von einem Schönheitskult schon ganz zu schweigen. Dafür aber haben sie — das Automobil. Die Schnelligkeit. Es war ein Zeichen von Tiefblick, als Otto Bierbaum in seinem Roman ‚Prinz Kuckuck' den verkommenden Helden seinen Rest an Lebensgefühl in Rennwagenfahrten ausrasen ließ. In der Tat ist das Auto die Sehnsucht und die Verführung aller derer, denen zum Reichtumsammeln die Kraft und zum Reichtumverwerten die Kultur fehlt. Sie haben es eilig und hassen darum die Lebensgüter, die Zeit brauchen. Sie hassen den Raum, für dessen wohltätige Einschränkung sie keinen Sinn haben. Sie möchten an vielen Orten zugleich sein: ihr Schnelligkeitsrausch wird ihnen gefährlicher als den Abenteurern älterer Zeiten eine anspruchsvolle Geliebte. In dieser Passion und in dem Wunsche, gut angezogen zu sein, erschöpft sich, was ihre innere Dürftigkeit unter Lebensgenuß versteht."

*

Ein Skandal

Das Wüten der französischen Soldateska in den Kaisergräbern zu Aachen wird von der Historie als ein Akt besonderer Barbarei hervorgehoben. Im zivilisierten Deutschland von heute erleben wir es, daß mit Genehmigung der „zuständigen Stellen" die Gebeine des größten Nationaldichters, unseres Schiller, aus ihrer Ruhestätte herausgerissen werden.

Zu „wissenschaftlichen“ Zwecken! Damit glaubt man alles entschuldigen zu können. Als ob sich die Forschung über jede Schranke der Pietät hinwegsetzen dürfte! Zudem schuldet uns der Tübinger Anatom Prof. Dr. v. Froriep, der Ausgraber der Gebeine, noch immer den Beweis für die auf dem vorjährigen Anthropologentag mit großem Aplomb von ihm angekündigten Theorien, die sich aus der Untersuchung des Schillerschen Schädels ergeben haben sollten. Also um des wertlosen Experimentes eines ehrgeizigen Fachgelehrten willen ist eines großen Toten Grabruhe gestört worden.

Und wie steht es jetzt um das — sagen wir ruhig — geschändete Grab? Das „Berliner Tageblatt“ läßt sich berichten: „Nachdem Froriep vor nun bald einem Jahre ohne jede Mitteilung an die Öffentlichkeit, lediglich auf Grund von Vorbesprechungen mit offenbar nicht sehr kompetenten ‚Kapazitäten‘ die Buddelei angestellt, eine Anzahl Schädel und andere Knochen aus der Totenkammer heraus- und mit nach Hause genommen hatte, blieb die Grabstätte liegen, wie sie durch das Umwühlen zugerichtet war. Ein paar alte Bretter waren alles, was man der Grabstätte des Dichters und vieler ehemaliger angesehener weimarischer Geschlechter hinterließ. Der um die Trümmerstätte gezogene Bretterzaun begann zu verfallen, so daß sich der Stiftsprediger Schmidt veranlaßt sah, am 22. März v. J. an den Gemeindevorstand in öffentlicher Sitzung die Anfrage zu richten, wie lange es denn noch dauern sollte, bis das Kassengewölbe wieder einigermaßen ansehnlich hergestellt werde. Das war also vor zehn Monaten! Der Bretterzaun wurde dann beseitigt, die Stätte notdürftig mit Rasen belegt, und seitdem ruht das ganze erbauliche Experiment ... Das Jahr 1913, in dem die Nationalfestspiele mit besonderem Glanze in Szene gehen sollen, hat begonnen. Aber Friedrich Schillers Grabstätte liegt in Schutt und Trümmern ...“

Und das geschieht in — Weimar! Es ist wirklich an der Zeit, daß diesem unerhörten Skandal ein Ende gemacht wird, und daß die, die ihn veranlaßt haben, zur Rechenschaft gezogen werden. y.

*

Eine Million für Schundliteratur

Die, die diese Million aufgebracht haben, sind nicht die Armen im Beutel und im Geiste, noch die niedern Standes. Die Käufer der „Rideamus“-Bücher rechnen sich selber sicher zu den guten Ständen, beanspruchen, in künstlerischen Dingen ernst genommen zu werden, und gehören in großen Scharen zu den besten Zeterern wider die Schundliteratur. Und doch kann ich mir kaum niedrigeren Schund denken, als diese „Dichtungen“ mit ihrem gequälten oberflächlichen Wortwitz, der widerwärtig saloppen Verhöhnung alles Ideellen, der kaum verhüllten pornographischen Absicht. Nur in einem unterscheiden sich diese zumeist auch schreiend bunten Rideamus-Bücher von der gewöhnlichen Schundliteratur: sie sind unglaublich teuer. Der neueste Band („Lauter Lügen“) enthält etwa 750 Verse und kostet 2 M 50. Da nach der Versicherung des Verlages 400 000 Bände der Sammlung verkauft sind, ist wieder eine Million Mark für literarischen Unrat vergeudet. St.

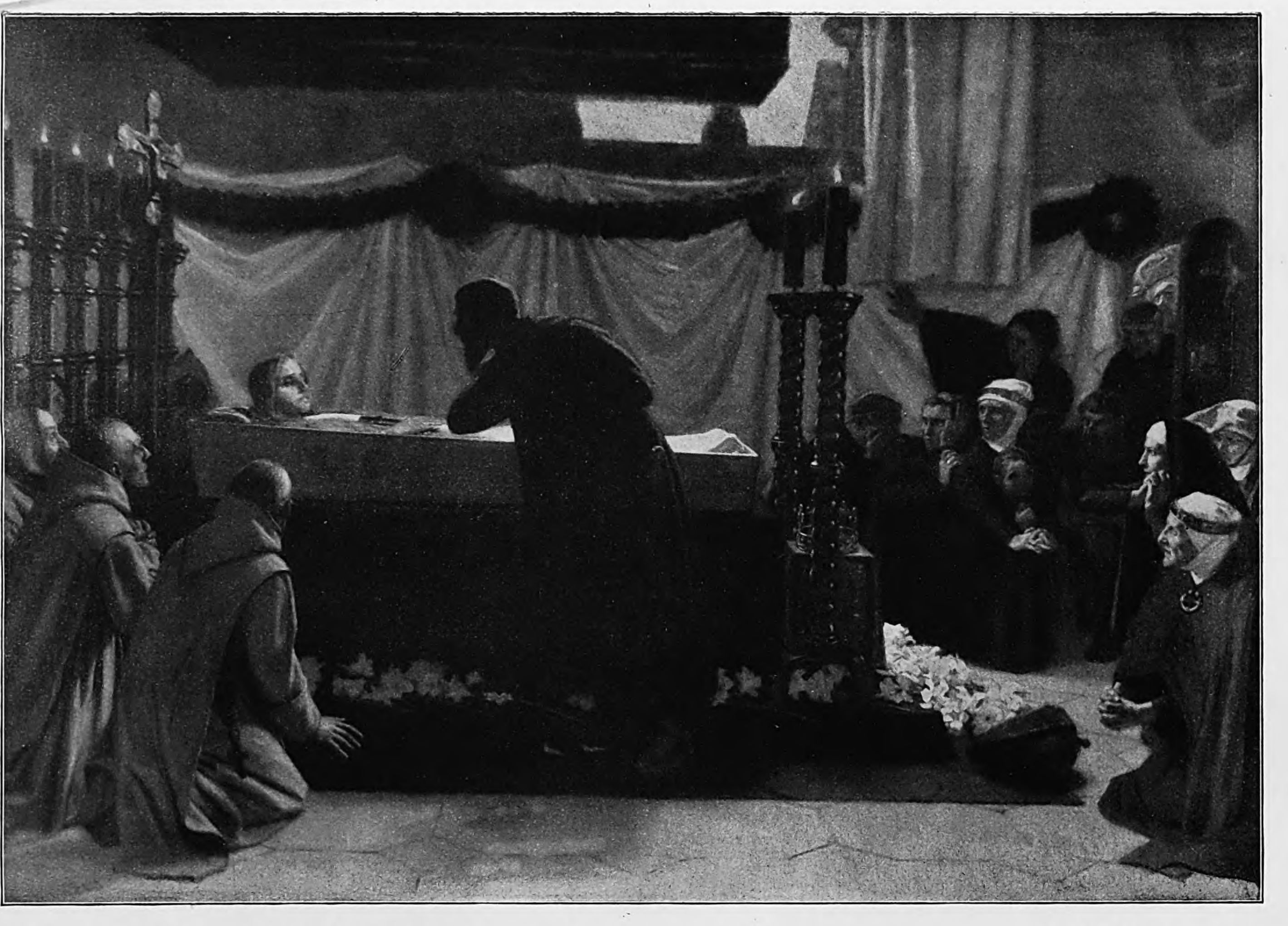
*

Parsifalkommissare!

In einer in Leipzig abgehaltenen Versammlung zur Aussprache über den „Parsifal“-Schutz verlangte ein Redner besondere Wagnerbühnen, die unter Aufsicht eines Parsifalkommissars stehen sollten. An deren Spitze sollte ein „Reichsparsifalkommissar“ gesetzt werden, der sich zu einem Kunstminister auswachsen und mit dem Finanzminister „auf gleichem Fuße verhandeln sollte“.

Und das nennt man dann — „Parsifal“-Schutz!

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

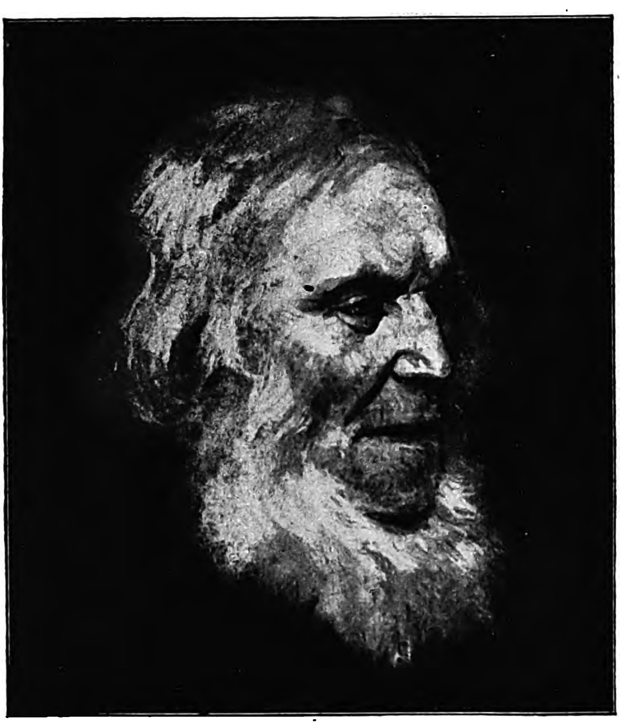


Königin Dagmars Erweckung auf dem Totenbette — Graf Georg von Rosen

Ein „Willkommen“ in der Schiffergilde zu Wisby



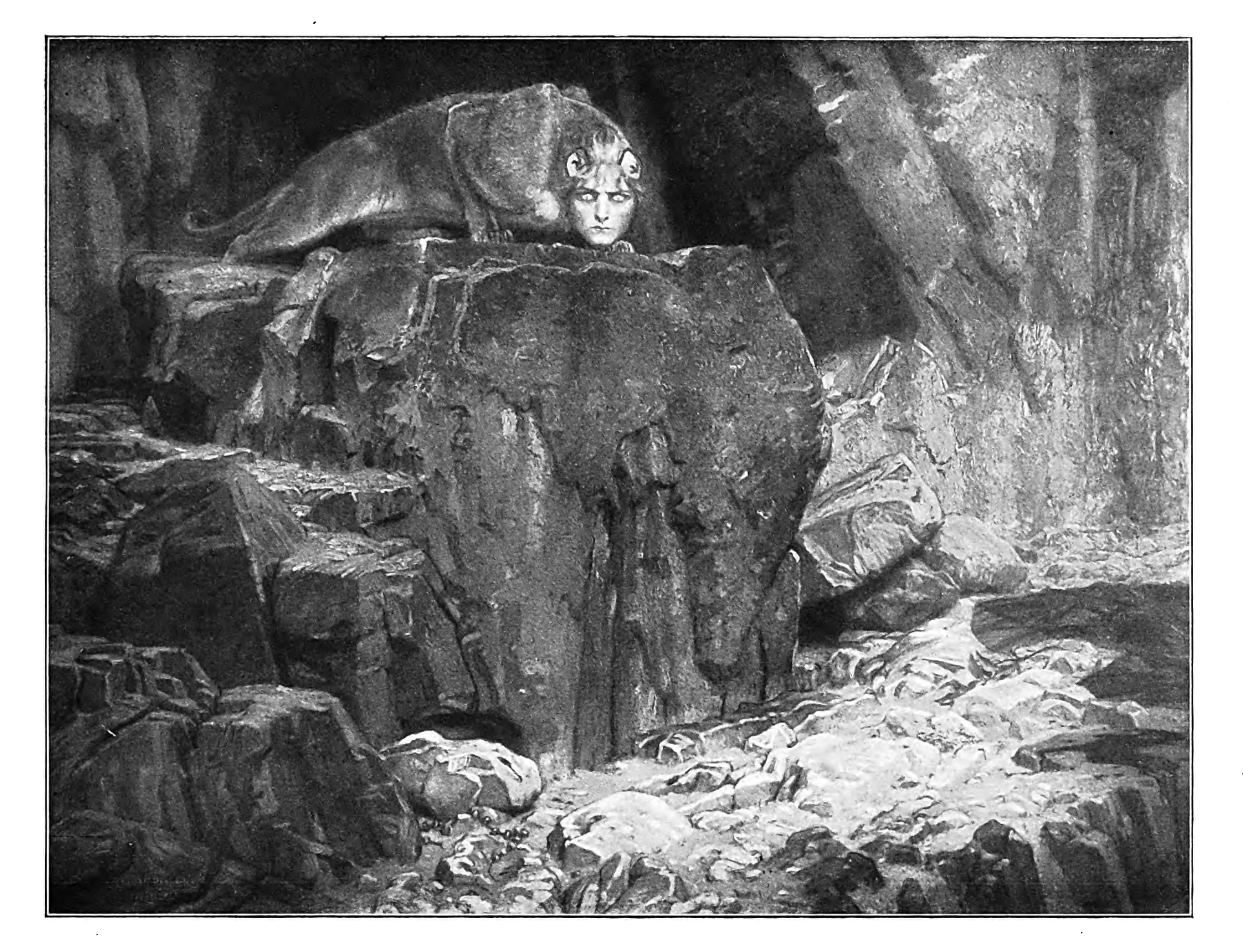
Graf Georg von Rosen



Ein 90jähr. Bauer aus Uppland



Graf Georg von Rosen



Sphynx — Graf Georg von Rosen

Karfreitag in Oberbayern



Ludwig von Senger



XV. Jahrg. [illegible] Heft 6

Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur Von Prof. Ludwig Gurlitt

[illegible] die Jugenderziehung [illegible] wir alle interessiert, [illegible] nationale Fragen. [illegible] hören, daß die [illegible] sich [illegible] des Gehaltes und [illegible] Jugendliteratur!

[illegible], wie wichtig für die geistige und [illegible] Aufzucht der Jugend [illegible] ihrer Lektüre ist. Es [illegible] Verdienst der [illegible], daß sie auf die schweren Schädigungen [illegible] aufmerksam gemacht hat, [illegible] in der Jugend anrichtet [illegible] als Redakteur [illegible] Warte [illegible] „Das Elend unserer Jugendliteratur" (Leipzig B. G. Teubner) und „[illegible]" (ebenda) Bahnbrecher und [illegible] auf diesem [illegible] Tätigkeit, seine „[illegible] der deutschen [illegible]" und die Schriften-Verzeichnisse des [illegible] Jugendschriften[illegible] die ganze große Bewegung, die ihren Ausdruck in dem „[illegible]" hatte. Ferdinand Avenarius rühmt die Tätigkeit der Hamburger [illegible] vollen Tönen („Tägl. Rundschau" [illegible] 1912): sie habe bewirkt



XV. Jahrg. März 1913 Heft 6

Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur · Von Prof. Ludwig Gurlitt

Sowie die Jugenderziehung in Frage kommt, sind wir alle interessiert, denn Erziehungsfragen sind zugleich Familien- und nationale Fragen. Wir horchen deshalb auch lebhaft auf, wenn wir hören, daß die deutschen Lehrer unter sich uneins werden wegen des Gehaltes und der Tendenzen der deutschen Jugendliteratur.

Überflüssig auszuführen, wie wichtig für die geistige und moralische Aufzucht der Jugend gerade die Wahl ihrer Lektüre ist. Es bleibt ein dauerndes Verdienst der Hamburger Lehrerschaft, daß sie auf die schweren Schädigungen aufmerksam gemacht hat, die die Schundliteratur in der Jugend anrichtet. Zumal der Hamburger Lehrer Heinrich Wolgast wurde als Redakteur der „Jugendschriften-Warte" und durch seine Schriften „Das Elend unserer Jugendliteratur" (Leipzig B. G. Teubner) und „Vom Kinderbuch" (ebenda) Bahnbrecher und Führer auf diesem Gebiete. Dazu kommt Herm. L. Kösters Tätigkeit, seine „Geschichte der deutschen Jugendliteratur" und die Schriften-Verzeichnisse des Hamburger Jugendschriftenausschusses und weiter die ganze große Bewegung, die ihren Ausdruck in dem „Kunsterzieher" hatte. Ferdinand Avenarius rühmt die Tätigkeit der Hamburger, die sich schon über zwanzig Jahre erstreckt, mit vollen Tönen („Tägl. Rundschau", Unterhaltungsbeilage vom 21. Jan. 1913): sie habe bewirkt

„das Elend der Jugendliteratur zu beseitigen, das nationale Magenverderben mit Süßbrei, das Verfetten durch Schwulst und Phrase, das Schwächen durch Selbstgerechtigkeit bei der bis dahin üblichen Jugendschriftstellerei“. In unermüdlicher Arbeit gedieh ihr im allerheiligsten Sinn nationales Werk, sie haben die ernste Presse zur Mitarbeit, ein Heer von Mitkämpfern für ihren guten Streit gewonnen und den Wunsch nach einer gediegenen Jugendliteratur zu einer allgemein anerkannten Forderung der nationalen Bildung erhoben, kurz, die Gesamtarbeit dieser „Hamburger“ sei zum Segen unserer nationalen Kraft ausgeschlagen, und deshalb trete er für sie aus Überzeugung ein und schütze sie vor dem Verdachte, sozialdemokratische Propaganda bei der deutschen Jugend zu treiben, der von Wilhelm Kotzde gegen sie erhoben wurde und in politisch interessierten Kreisen Aufsehen und Mißtrauen erregt habe.

Zwei Anlässe sind es, die diesen Sturm entfacht haben. Zunächst der „Fall Lamszus“. Der Sachverhalt dürfte allgemein bekannt sein: Ein Hamburger Volksschullehrer gab unter dem Titel „Das Menschenschlachthaus, Bilder vom kommenden Kriege“ eine Schrift heraus, in der er mit grellen Farben das Grausen eines modernen Maschinenkrieges malt. Diese Schrift fand sehr geteilte Wertung. Von seiten der Pazifizisten wurde sie als eine moralische Großtat gepriesen, von seiten der Militaristen als eine Versündigung am nationalen Geiste bezeichnet. Der heiße Kampf, der darüber ausbrach, wurde vorwiegend in der in Hamburg erscheinenden, sehr beachtenswerten Halbmonatsschrift „Allgemeiner Beobachter“ ausgefochten (1912, Nr. 13. 14. 15. 16; 1913, Nr. 17). Die Gegensätze prallten da hart aufeinander, eine Verständigung wurde selbstverständlich nicht erzielt. Die künstlerische Frage trat an Bedeutung weit hinter der nationalen zurück. Dr. Emil Kuh (Blankenese) sprach offen seine Überzeugung aus, die durch diese Schrift erzeugte Erregung von Kriegsfurcht und Kriegsabscheu in weiten Kreisen des Volkes bedeute „eine politische Kurzsichtigkeit und einen an Hochverrat grenzenden Frevel“. Eine Friedenspropaganda, die über die Grenzen akademischer Erörterungen hinausgehe, stehe in Widerspruch zu allen realpolitischen, ja auch zu den idealen und psychologischen Lebensbedingungen des deutschen Volkes. Ein Volksbildner, der solche Propaganda treibe, sei nicht an seinem Platze. Die Oberschulbehörde in Hamburg sah sich denn auch genötigt, dieser Frage näher zu treten, zumal das sozialdemokratische „Echo“ das im Buchhandel erschienene Buch von Lamszus in seinem Feuilleton abdruckte, das deshalb von der politischen Polizei als antimilitaristisch und anarchistisch bewertet oder doch verdächtigt wurde. Die Oberschulbehörde leitete also eine Untersuchung gegen den Volksschullehrer Lamszus ein, fand aber keinen Anlaß, gegen ihn einzuschreiten, da sie sich von dem rein literarischen Charakter des Buches überzeugt hatte und sich zu dem Urteile nicht bekennen konnte, daß sein Verfasser ein „gemeingefährlicher“ Jugenderzieher sei. Die Gegenpartei beruhigte sich dabei aber nicht, zumal der literarische Erfolg des Buches seine starke Wirkung in der Öffentlichkeit bezeugte. Nicht allein, daß der XII. Congrès Universel de la Paix à Genève und der 5. Deutsche Friedenskongreß in Berlin vom 27. Oktober den Verfasser öffentlich feierten und beglückwünschten — das verstand sich fast von selbst —, auch viele einzelne, Männer

und Frauen von Ruf und Bedeutung, und vor allem die wohl gesamte sozialistische Presse des In- und Auslandes sprachen dem Verfasser des „Menschenschlachthauses“ ihre begeisterte Zustimmung aus. Bald war das 21. bis 30. Tausend dieses Buches in Deutschland vertrieben, und Übersetzungen in die meisten Kultursprachen sorgten für seine Verbreitung über das weite Erdenrund. Zustimmungsgrüße liefen bei dem Verfasser ein aus England, Belgien, Rußland, Schweden, Frankreich, Ungarn und der Schweiz. Man wird zugeben, daß diese Sache eine Bedeutung hat, die weit über das rein Literarische hinausgeht und die ihre prinzipielle Erledigung in irgendeiner Richtung finden müßte. Wir kommen darauf zurück, nachdem wir weiteres „Material“ beigebracht haben.

Der zweite Fall hat weniger Aufsehen erregt, ist aber mit diesem ersten geistig und auch räumlich verwandt und muß deshalb auch mit ihm im Zusammenhang und aus einem Gesichtspunkt beurteilt werden.

Neben der „Hamburger Bewegung“ hatte sich mit verwandten Bestrebungen für die Hebung der Jugendliteratur die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege gebildet. Diese geriet bald in Widerspruch bei den „Hamburgern“, die sich inzwischen eine über ganz Deutschland verbreitete Organisation von „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen“ mit großem Wirkungskreise und Einfluß geschaffen hatten. Worin besteht nun der Gegensatz zwischen diesen beiden Gruppen?

Die Hamburger wollen eine Schrift nur dann als Jugendschrift gelten lassen, wenn sie künstlerisch wertvoll ist. Die bloße gute Gesinnung reiche nicht aus. Sie machen damit Front gegen die ganze süßlich fromme, aber innerlich unwahre Moral-Literatur im Traktätchenstil, bei der es nur auf Gesinnungsmache abgesehen ist. Sie machen auch Front gegen eine zweite, nicht minder unerquickliche Gattung der Jugendschriftstellerei: die des unentwegten, draufgängerischen Radaupatriotismus. Es wird gut sein, hierbei Wolgast mit seinen Worten anzuführen, um der Gefahr zu entgehen, ihm Sinn und Worte zu entstellen. Er sagte auf dem Zweiten Kunsterziehertag (Weimar 1903): „Ein großer Teil der Jugendliteratur ist patriotische und religiöse Tendenzliteratur. Stoffe aus der vaterländischen Geschichte oder aus dem religiösen Leben sind zu Dichtungen verarbeitet, die werben sollen für die Liebe zum Vaterland und zum Herrscherhause oder die werben sollen für gewisse kirchliche Lehrmeinungen und religiöses Leben. Es liegt auf der Hand, daß Erzählungen, die mit solcher Absicht geschrieben sind, in der Regel literarisch wertlos sein werden. Wenn man es nun schon glaubt verantworten zu können, daß sich die Jugend an Pseudodichtung ergötzt, so sollte man doch verschmähen, Gesinnungen, die über das Leben herrschen sollen, auf so künstlich gemachter Grundlage erzeugen zu wollen ... Was dauern soll, muß tiefer greifen, als unsere armselige Jugendliteratur es vermag. Was den einzelnen und unser Volk dauernd beeinflussen soll, was von innen heraus aufbaut und wachsen läßt, das muß auch aus der Tiefe der Volksseele kommen, und hier springt auch die Quelle vaterländischen Geistes und religiöser Empfindung. Aus diesen Quellen, aus der Tiefe aber schöpft nicht der Jugendschriftsteller, sondern der wahre Dichter.“

Hören wir dieses Bekenntnis, so spricht daraus keine mangelnde Vaterlandsliebe, sondern viel eher die Sorge, daß die wahre, echte, ursprüngliche und gesunde

Liebe zum Vaterland durch einen falschen Erweckungseifer getrübt, überhitzt und krankhaft entwickelt werden könnte, worauf dann die Enttäuschung und der Abfall zu folgen pflege. Und ebenso auf religiösem Gebiete.

Die Hamburger haben den Wunsch, die Genußfähigkeit der deutschen Jugend zu heben und Wege zu finden, die weg von der Schund- und Unterhaltungsliteratur zu den großen Meistern der deutschen Dichtkunst führen.

Wer möchte dem nicht zustimmen? Aber daß dabei doch auch Bedenken auftauchen können, das trat schon auf dem Weimarer Kunsterziehertag klar hervor, wo von gewisser Seite „Tendenzlosigkeit als die schlimmste Tendenz" abgewiesen und gegen die Hamburger der Vorwurf erhoben wurde, daß sie Bücher empfehlen, in denen die deutsche Jugend Beleidigungen und Beschimpfungen der deutschen Nation aus dem Munde französischer Soldaten zu hören bekomme (aus Erckmann-Chatrian), während eine angebliche Beleidigung der französischen Nation alsbald genüge, das Buch der Kritik der Jugendschriftenausschüsse — „40—50 Rezensionsanstalten mit 800—1000 seminaristischen Kritikern" — bedenklich erscheinen zu lassen. Dem Redner (Gymnasialdirektor Schulrat Prof. Dr. Wilhelm Brandes in Wolfenbüttel) galt nun die Ausschließung „bestimmter Tendenzen" von den Jugendschriften und der Geist, der dahinter stehe, für gefährlich.

Diese Besorgnis hat mit den Jahren in Kreisen mehr und mehr Boden gefaßt, die man ernst zu nehmen verpflichtet ist. Gewiß, die Jugend soll so genußfähig werden, daß sie ein wahres Kunstwerk von der Schundware unterscheiden lernt und das Schlechte aus Liebe zum Guten und Schönen ablehnt. Aber die ästhetische Erziehung ist doch nur ein Teil der großen allgemeinen Erziehungsaufgaben. Sie ist, wie Schulrat Dr. Kerschensteiner schon, die Weimarer Erziehungstage abschließend, sagte, zunächst wenigstens eine Erziehung zum Genusse, eine Erziehung des Intellektes wie des Gefühls. Aber wichtiger für die ganze Lebensgestaltung sei doch unbestrittenermaßen das sittliche Handeln und die Entwicklung des Willens, damit unserem Vaterlande nicht bloß schön empfindende Männer und Frauen erstehen, sondern auch ethisch wollende und handelnde Menschen. Deshalb steht die Frage immer noch offen, ob die Jugendschriftstellerei nicht in diesem Sinn streben und wirken soll, ohne daß sie deshalb an ihrem Kunstwerte Schaden zu nehmen brauchte.

So urteilen offenbar die Männer, die sich zur Gründung der „Mainzer Volks- und Jugendbücher", der „Scholz' Vaterländischen Bilderbücher" und verwandter Aufgaben zusammengefunden haben. Auch sie wollen den ästhetischen Ansprüchen in vollem Maße gerecht werden, zugleich aber mit Bewußtsein und verstärkter Kraft den religiösen und nationalen Aufgaben in der Erziehung dienen. Sie werfen den „Hamburgern" Einseitigkeit und Parteifanatismus vor, der sich aber bedrohlich dem Geiste der Sozialdemokratie nähere. Wilhelm tritt jetzt (zuletzt „Tägl. Rundschau" vom 24. Jan. 1913) offen mit dieser Anklage hervor: „Ich glaube, daß die Gesamtarbeit dieser hamburgischen Arbeit unserer nationalen Kraft zum Unsegen war. Es war ein Verdienst, daß der Gedanke der literarischen Wertung der Jugendschrift durch sie nachhaltig vertreten wurde; aber sie lenkten die Bewegung nach ihrem Parteigeist und wurden damit ihr Unglück. Wie viele

wertvolle Kräfte sind dadurch zurückgestoßen worden! Kennen Sie alle die Anklagen von Ries, Wilhelm Brandes (dem Freund Wilhelm Raabes), Lohrer, Viktor Blüthgen, Karsten Brandt, Paul Sydow, Justus Pape, Otto v. Leixner u. v. a. nicht? Mit Spott und Hohn und Gewalt (ich kann auch das mit Tatsachen, nicht nur mit Meinungen belegen) haben die Hamburger Lehrer alles zu unterdrücken gesucht. Die Hamburger haben die Gefahr heraufbeschworen, daß der wertvolle Kern der Bewegung vernichtet wird, wenn nicht bald eine Wendung eintritt!"

Der Streit kam zum Ausbruch wegen einer vaterländischen Jugendschrift „Stabstrompeter Kostmann", die Wilhelm Kotzde, Herausgeber der Mainzer Volks- und Jugendbücher, ohne wesentliche eigene Zutaten nach den schlichten Aufzeichnungen des Stabstrompeters selbst veröffentlicht hat. Dieser Mann lebt nämlich noch und berichtet wahrheitsgetreu über sein Soldatenleben.

Dieses Buch zählen die Hamburger und als deren Wortführer dieses Mal ein Berliner Lehrer, nämlich Oskar Hübner, Vertrauensmann der Hamburger und Mitglied des Berliner Prüfungsausschusses, und dessen Vorsitzender Max Recke, zu den Jugendschriften, die eine „falsche Vaterlandsliebe" predigen. Sie sprechen ihm einen Kunstwert ab, erklären es für „Mache aus unechtem Patriotismus", wohl gar für Byzantinismus, für ein Werk von aufdringlicher patriotischer Tendenz.

Ist ein solches Urteil berechtigt? Im Hinblick auf diese Frage habe ich das Buch gelesen und bin zu einem ungewollt vermittelnden Urteil gekommen. Der Stabstrompeter des Ziethen-Husarenregimentes ist keine erdichtete Figur. Der alte Pommer, dessen Ehrgeiz volle Befriedigung als Stabstrompeter fand, sieht die Welt aus seinem kleinen Winkel heraus und entwickelt dabei Gedanken, die wohl von allen Stabstrompetern und Wachtmeistern der deutschen Armee gutgeheißen werden. Rührender Subalternenstolz, bewundernder Aufblick zu den Herren Offizieren und rückhaltlose Hingabe an den König. Außer oder wohl gar über dem deutschen Heere gibt es für ihn nichts. Noch als Veteran nimmt er Wohnung in der Nähe der Kaserne, um täglich das muntere Treiben der roten Husaren vor Augen zu haben. Aber er hat doch auch den Krieg von 1870/71 mit warmer Begeisterung und treuer Pflichterfüllung mitgemacht. Für andere ist das ein vorübergehendes Erlebnis, für den echten Husaren bleibt es der Grundakkord seiner Gesinnungen und Stimmungen. Der Mann, der sich hier selbst bekennt, ohne von Selbstkritik angekränkelt zu sein, vertritt eine breite Schicht unseres Volkes und eine Lebensanschauung, die als ein Stück deutscher Entwicklung ganz zweifellos ihren Ausdruck finden darf. Seine Vaterlandsliebe ist zu jedem Opfer bereit: „und wenn ich zehn Jungs hätte, die müßten alle Soldaten werden." Er wünscht seinen Söhnen Gelegenheit und den Mut zu Heldentaten wie die des Pioniers Klinke zu geben, damit für ewige Zeiten auch ihr Name im dankbaren Andenken des Volkes lebe, damit wir nicht wieder Zeiten erleben wie damals, als die Franzosen Herren im Lande waren. „Unser König ist schon der rechte Mann, wenn nur auch sein Volk so ist."

Diese und verwandte Stellen haben bei den Hamburgern besonders Anstoß erregt. Das wäre innerlich unwahr, wäre tendenziöse Mache. Aber wieso denn? Ist das nicht ganz aus dem Geiste eines überzeugten Berufssoldaten heraus ge-

sprochen? Haben nicht in den Kriegszeiten deutsche Väter ebenso gedacht und gehandelt? Mir steht aus meinen Knabenjahren noch das Bild eines stolzen Aristokraten vor der Seele, der seine drei blühenden Söhne innerhalb weniger Tage in den Kämpfen vor Metz verlor, deshalb aber doch seinen täglichen Spaziergang nicht aussetzte und doch seinen Lebensmut behielt. Ich erinnere mich, wie einer unserer Nachbarn häufig zu meinem Vater kam mit der Frage, ob meine zwei Brüder, die im Felde standen, über seinen Sohn Nachricht gegeben hätten. Dabei klagte und jammerte er über sein Mißgeschick: erst mit Sorge und Mühe den Sohn großziehen, dann ihn allen Gefahren des Krieges preisgeben müssen. Schließlich wurde mein Vater dieses Geraunzes müde: „Sein Sie stolz, daß Sie Ihrem Vaterlande ein Opfer bringen dürfen! Ich habe z w e i liebe und wackere Söhne draußen im Felde, aber ich würde mich schämen, darüber in Klagen auszubrechen." Eine solche Gesinnung war damals Gemeingut der Deutschen ohne Unterschied der Stände und Berufe. Es wird unserer Jugend nichts schaden, wenn sie das zu hören bekommt. Es ist ihr auch nicht gegen Sinn und Verständnis.

Damit kommen wir zu unserer Hauptfrage zurück, zu der uns das „Menschenschlachthaus" die Anregung gab: Sollen und dürfen wir die Jugend in der Schule und im Hause und durch ihre Lektüre im Sinne der Pazifizisten erziehen oder im Sinne ihrer Gegner? Sollen die Hamburger recht behalten, die bei der Jugendlektüre nur die eine Frage stellen: Echtes Kunstwerk oder nicht? Sollte eine solche schlichte Lebens- und Kriegserinnerung, wie sie uns der brave Stabstrompeter erzählt, wirklich Gift für die Jugend sein? Ich überschätze ihren künstlerischen Wert gewiß nicht: er ist recht gering; aber ich denke mir: Wie wäre es, wenn der Kriegsmann die Jungen in sein Zimmer riefe und ihnen diese selben Erinnerungen mündlich erzählte? Nach meiner Kenntnis der Jugend würde sie ihm mit leuchtenden Augen lauschen. Mag diese Schrift nun gut oder schlecht sein, das ist gleichgültig dem großen prinzipiellen Streite gegenüber, den sie angeregt hat.

Ihren politischen und literarischen Standpunkt zu verteidigen, ließen Herausgeber und Verleger der „Mainzer Volks- und Jugendbücher", die Herren Wilhelm Kotzde (Rathenow bei Berlin) und Jos. Scholz (Mainz) eine kleine „Streit- und Wehrschrift" (im eigenen Verlag) erscheinen: „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur". Es wird darin den Hamburger Lehrern der Vorwurf gemacht, daß sie auf dem Gebiete der Jugendliteratur eine Gewaltherrschaft aufrichten wollen, der sich viele Lehrer in dem guten Glauben unterordneten, als gelte es der künstlerischen Erziehung. In Wahrheit stände die „Hamburger Bewegung" unter sozialdemokratischem Einfluß und strebe danach, deren Gedanken der Jugend zugängig zu machen. Ihr Führer Heinrich Wolgast bekenne sich in seinem Werke „Das Elend der Jugendliteratur" nirgends zum vaterländischen Gedanken, wende sich gegen Schiller als einen für die Jugend nicht geeigneten Dichter, und zwar mit Berufung auf Leo Bergs Wort: Schiller erziehe die Jugend zu unerträglichen Schwätzern. Ich gehe absichtlich auf den Vorwurf nicht näher ein, es mangle der Hamburger Lehrerschaft an echter Vaterlandsliebe, ein Vorwurf, der ausführlich mit dem Nachweis begründet wird, daß sie „freie Betätigung ihrer politischen Gesinnung" beanspruchen und damit der „Pädagogischen Re-

form", einem Hamburger Lehrerblatte, zustimmten, welches wiederholt auch das Recht des Lehrers forderte, Sozialdemokrat zu sein, und seine Zugehörigkeit zu dieser Partei als „Charaktertüchtigkeit" bezeichne.

Gegenüber einer Äußerung des Danziger Lehrers Mahlow habe die „Jugendschriften-Warte" erklärt: Bekämpfung der Sozialdemokratie sei nicht Aufgabe der Prüfungsausschüsse. So hätten denn auch die Hamburger und ihre Freunde zur sozialdemokratischen Jugendliteratur stets geschwiegen, um die Schriften, die vaterländische Gedanken vertreten, desto leidenschaftlicher zu bekämpfen und zu verhöhnen. Dieser Versuch, die Hamburger Lehrer in ihrer Tätigkeit auf dem Gebiete der Jugendliteratur als Gesinnungsgenossen und Schrittmacher der Sozialdemokratie zu erweisen, erfüllt die ganze genannte Streit- und Wehrschrift und wird wiederholt und verstärkt in dem „Offenen Brief an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes", eine Abwehr derselben Herren Kotzde und Jos. Scholz gegen den Dürerbund und seinen Wortführer Avenarius, die eine Erklärung an die Presse versandten, mit der sie die Partei des Hamburger Prüfungsausschusses ergriffen und sie von dem Verdachte freisprachen, Förderer sozialdemokratischer Gedanken zu sein. Dieses freisprechende Urteil wird begründet auf das Material, das der Hamburger Lehrer Brunckhorst beigebracht hatte, und das als „überzeugend" anerkannt wird: die „belastend scheinenden" Behauptungen wurden dadurch widerlegt. Die sozialdemokratische Presse, der Brunckhorsts Rechtfertigung ebenfalls zugesandt wurde, antwortete (nach Angabe dieser „Abwehr") mit dem Boykott über den Verlag von Jos. Scholz.

Man sieht, die Sache nimmt schon sehr ernste Formen an. Kein Wunder, denn es stehen sehr ernste Dinge auf dem Spiel.

Wer den Verlag von Scholz kennt, muß den ehrlichen Willen und den schönen Erfolg zugeben, mit dem er der Jugend dient. Er hat die besten Illustratoren herangezogen und mit deren Hilfe geradezu mustergültige Kinderbücher geschaffen. Deutsche Märchen, deutsche Volkslieder, deutsche Volksmelodien sind durch ihn in zahllosen Kinderstuben wieder lebendig geworden. Er hat geradezu Vorbildliches für die künstlerische Seite der Jugenderziehung geleistet. Als er nun, in seiner Arbeit fortschreitend, auch für die „heranwachsende" Jugend geeignete Kost bereitstellen wollte, kam er von selbst dazu, vaterländische Stoffe zu bearbeiten. Er meint, es gäbe für deutsche Knaben keine bessere Anleitung zum vaterländischen Fühlen, als wenn man ihnen die Taten ihrer Vorfahren, zumal die kriegerischen Taten, lebendig vor die Seele stellte. So gab er mit Wilhelm Kotzde seine „Vaterländischen Bilderbücher" heraus, an denen jeder natürlich empfindende Deutsche seine helle Freude haben muß, zumal die Bilder wieder wirklich Mustergültiges bieten. So die von Angela Jank in dem Band „Zehn Jahre deutscher Not (1803 bis 1812)" und von Franz Müller-Münster in dem Bande „Friedrich der Große". Gewiß, das Kriegerische wiegt in Bild und Text vor, aber ich meine: einmal hat die Jugend von Haus aus kriegerischen Sinn — ich sehe selbst die Kinder von Sozialisten immer mit Helm, mit Säbel und Gewehr durch die Straßen und Fluren streichen und Soldaten spielen —, und sodann ist die Stellung unseres Staates und unser ganzes politisches wie soziales Leben ohne Kenntnis der Kriegs-

taten unserer Vorfahren unverständlich, und schließlich ist es doch wohl ein Gebot der Dankbarkeit und des Anstandes, daß wir den kommenden Geschlechtern das Andenken derer lebendig erhalten, die ihre Kraft und ihr Leben hergaben, um unser Vaterland in die Höhe zu bringen. Wenn deshalb wirklich in dem Literarischen Ratgeber des Dürerbundes der Gedanke vertreten wurde, es wäre ein Segen, wenn aus dem Lesestoff der Jugend die geschichtlichen Jugendschriften ganz ausgeschieden würden, oder wenn ein Lehrer in der Bremer pädagogischen Zeitschrift „Der Roland“ den Gedanken aussprach: „Die Liebe zur engeren Heimat macht die Menschen innerlich unfrei.... Innerlich unfreie Menschen sind freilich auch äußerlich leichter zu regieren und zu knechten... Wir Lehrer des Volkes aber haben zu tun, was in unseren Kräften steht, um die Unterschiede der Nationalitäten auszumerzen. Wir haben daher auch jeden Patriotismus zu bekämpfen, mag er eine Form annehmen, welche er will. Bewußte Erziehung zum Patriotismus aber bedeutet immer eine Unterminierung von Gesittung und Kultur im Volke, ist somit direkt unmoralisch. Jede patriotische Regung ist nämlich im tiefsten Kerne unmoralisch“, so hätte allerdings die deutsche Lehrerschaft allen Grund, solche Gedanken von ihrem Erziehungsplan gründlich abzuweisen. So erfreulich es einerseits ist, daß der Hamburger Senat den Lehrer Lamszus für seine literarische, außerdienstliche Leistung nicht bestrafte, so besteht doch tatsächlich eine Gefahr, daß durch starke Betonung des Friedensgedankens innerhalb der Schule und durch eine Herabsetzung der Bedeutung und Aufgaben unseres Heeres die Jugend in ihrem Empfinden und in ihrem Pflichtbewußtsein verwirrt werde. Der „Mainzer Jugendverlag“ darf mit Recht sagen:

„Es handelt sich um ganz große grundsätzliche Fragen, die zur Entscheidung drängen, für die wir unsere Kraft eingesetzt haben. Wir möchten die wichtigste Frage so herausstellen: Heer und Schule sind Erziehungsanstalten des Staates. Ist es erträglich, daß beide verschiedene Erziehungsideale haben? Muß nicht an einem solchen inneren Gegensatz, wie er tatsächlich durch die radikale Gruppe der Hamburger Lehrerschaft und ihre Anhänger herbeigeführt wird, der Staat zugrunde gehen? Soll es erlaubt sein, daß Lehrer, Diener des Staates, das Pulver herbeitragen, das den Staat zersprengt, wie es durch Lehrer wie Hübner, Lamszus und ihre Gesinnungsgenossen geschieht?“

Ich füge hinzu „w o f e r n es von diesen Lehrern geschehen sollte,“ denn ich mag mich in dieser Frage nicht zum Richter aufwerfen.

Die Lage ist übel genug. Eine große Partei, ein Dritteil aller deutschen Wähler, erklärt sich gegen den sogenannten Militarismus. Auf den sozialdemokratischen Parteitagen herrschte Meinungseintracht darüber, daß eine der Hauptpflichten jedes „Genossen“ im geheimen Kampf gegen das bestehende Heer beruhe, da eine offene „antimilitaristische Arbeit“ nur aus Gründen der Vorsicht noch nicht zu leisten sei. Auf dem Parteitag in Jena bezeichnete Liebknecht ausdrücklich den Militarismus als den Rocher de bronce, der untergraben werden müßte, oder — in einem anderen Bilde — man müsse diese feste Eiche an den Wurzeln zerstören“. Ich bin nicht parteiwütig und parteiblind genug, um nicht zu erkennen, daß damit keine „Vaterlandslosigkeit“ zu Wort kommt. Sein Vater-

land liebt der Sozialdemokrat natürlich auch, nur wünscht er ihm andere Lebensformen. Das Heer bekämpft er nicht deshalb, weil er Deutschland wehrlos machen will — er tritt ja ein für die Miliz, und daß auch das nicht ohne jede Berechtigung ist, das lerne man aus den Schriften des bekannten Militärschriftstellers Karl Bleibtreu! — nein, er bekämpft im Vaterlande das Heer, soweit es seiner Meinung nach nicht reines Volksheer, sondern auch dynastischen und parteipolitischen Zwecken dienstbar ist. Das mag man verurteilen, aber man muß es zu verstehen suchen, um gerecht zu bleiben. Man wirft den Sozialdemokraten Volksverhetzung vor, vergißt aber nur zu leicht, daß man aus Liebe zu dem Bestehenden selbst ungerecht gegen die Träger neuer Ideale ist. Davon lesen und hören wir täglich Proben. In der Steglitzer Zeitung vom 24. Januar 1913 gleich eine solche: „Die Unterwühlung des Heeres", und darin folgendes: „Es liegt der sogenannten Jugendpflege der Sozialdemokratie der Gedanke zugrunde, die Wehrpflichtigen für den Heeresdienst dadurch untauglich zu machen, daß in ihnen der Geist der Vaterlandsfeindschaft und des Vaterlandsverrats gezüchtet wird, also derselbe Geist, der die neuesten internationalen Umsturzkundgebungen der Roten gegen den Krieg erfüllt. So wird ferner jahraus jahrein zur Weihnachtszeit von den sozialdemokratischen Zeitungen die heeresfeindliche Verhetzung insofern betrieben, als die ‚Genossen' und ‚Genossinnen' eindringlich gewarnt werden, ihre Kinder mit Spielzeug zu beschenken, das irgendwie geeignet sei, die natürliche, angeborene Freude am Soldatischen zu nähren; und fast tagtäglich bieten die roten Tagesblätter ähnliche Proben der gegen unsere nationalen Wehrkräfte gerichteten Hetze, wie sie einmal das Münchener Hauptblatt der bayerischen Sozialdemokratie geliefert hat, als es den Schweinetod auf der Schlachtbank himmelhoch über den Heldentod auf dem Schlachtfelde stellte.

Von Gustav Hervé, dem Erfinder des ‚Antimilitarismus' in Frankreich, stammt das Wort: ‚Die Landesfahne muß auf den Misthaufen gepflanzt werden!' Hervé hat inzwischen seinen ‚Antimilitarismus' abgeschworen und singt jetzt in seiner Art dem Heere und seinem Vaterlande Loblieder. Die ‚Genossen' in Deutschland aber fahren in dem Bemühen fort, das schmutzige Wort Hervés in die Tat umzusetzen."

Ist das nicht auch Verhetzung? Vaterlandsfeindschaft, Vaterlandsverrat? Und dieses Zusammentragen selbst alter rhetorischer Entgleisungen, während doch die Führer der deutschen Sozialdemokratie offen im Reichstag bekannt haben, in der Stunde der Not würden auch sie das Gewehr auf den Rücken nehmen und gegen den Feind ziehen!

Und die Kriegsfeindschaft? Treiben wir sie nicht alle? Gehen nicht alle Bemühungen unseres Kaisers und unserer Diplomaten auf dasselbe Ziel hinaus, unserem Volke den Frieden zu erhalten? Nur in den Mitteln, den Frieden zu wahren, gehen die Parteien auseinander. Die einen meinen, es gelinge bloß durch Stärkung der Heeresmacht, die andren hoffen auf eine friedliche Verständigung der Völker, zumal der Volksschichten, die von den Kriegen am empfindlichsten betroffen werden, der Proletarier. Wir sehen auf beiden Seiten ernste, ehrenwerte Patrioten. Pazifizisten sind alle wahrhaft gesitteten Menschen, alle finden

sich in dem Wunsche zusammen, das köstliche Gut des Friedens so lange zu wahren, wie es nur immer mit den Lebensbedingungen und der Ehre des Volkes vereinbar ist. Es ist auch kein Unrecht, sich einmal recht klar zu machen, wie ein Krieg der Zukunft aussehen wird. Das schärft denen das Gewissen, denen das Glück des Volkes in die Hände gelegt ist, und warnt Kriegshetzer, die sich ihrer furchtbaren Verantwortung nicht bewußt sind. Die häßliche Wahrheit darf und muß ausgesprochen werden:

Der moderne Krieg nimmt Formen an, gegen die sich jedes menschliche Empfinden empört. Der maschinelle Massenmord hat nichts mehr gemein mit der auch uns verständlichen Poesie des Heldentums. Wenn die Reihen durch Maschinengewehre hingemäht werden, wie die Saat von der Sense des Schnitters, so bleibt uns keine Empfindung übrig, als kaltes Grausen. Wenn e i n Kanonenschuß tausend wackeren Marinesoldaten das kalte Grab bereitet, oder wenn ein Druck auf den elektrischen Knopf ganze Kompagnien mit versteckten Pulverminen in die Luft sprengt, dann ist das Menschenleben um seinen Wert gebracht und der Mannesmut zur Chimäre geworden. Die moderne Kriegstechnik führt den Krieg ad absurdum. Sie läßt eine Steigerung kaum noch zu. Oder sollen wir warten, bis ganze Städte oder Staaten in die Luft gesprengt werden? Technisch wäre wohl auch das zu leisten, aber es wird zum Wahnsinn. So kommt es, daß ein an sich kriegerisches und wehrhaftes Volk wie das deutsche, schließlich an der Berechtigung des Krieges selbst irre werden kann. Und diese Stimmung gewinnt in unserem Volksbewußtsein mehr und mehr an Boden. Unser Volk hat seine männlichen Instinkte nicht eingebüßt. Noch täglich erleben wir Proben von Heldenmut. Was Luftschiffer, Seefahrer und Sportsleute jeder Art beständig an Wagemut leisten, steht ebenbürtig neben den moralischen Großtaten der besten Heldenzeitalter. Dieselben sozialistischen Arbeiter, die sich gegen den Krieg auflehnen, und ihn durch eine internationale Verständigung des Proletariates unmöglich machen wollen, zeigen als Grubenarbeiter bei Unglücksfällen tätige Nächstenliebe und einen Opfermut, der uns Hochachtung abnötigt. Es stände schlimm um Deutschland, wenn wirklich ein Drittel seiner Wähler Vaterlandsfeinde und Vaterlandsverräter wären. Wie kann man sein eigenes Volk so verkennen und so beschimpfen?!

„Also sollen wir abrüsten?“ höre ich entrüstet lospoltern, „sollen wir uns wehrlos machen und der Gutmütigkeit unserer Nachbarn anheimgeben, ob sie uns gütig noch gestatten wollen, als Volk und Staat weiterzubestehen?“

Nein, das nicht! Ich meine: wir sollen alles tun, um wehrhaft zu sein und zu bleiben, und gleichzeitig dem Gedanken an eine internationale Verständigung mit ehrlichem Eifer dienen. Nur der Starke kann den Frieden schützen. Unsere Diplomatie allein kann uns vor nationalen Katastrophen nicht bewahren. Auch unsere Parlamente können es nicht, man mag sie noch so demokratisch ausgestalten. Moltkes Urteil in diesen Fragen wiegt mir schwerer als das der Laienwelt. Er sagte am 14. Mai 1890 im Reichstage: „Die Elemente, welche den Frieden bedrohen, liegen bei den Völkern ... Es sind gewisse Nationalitäts- und Rassenbestrebungen, ist überall die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden.“ Das kann jederzeit den Ausbruch eines Krieges herbeiführen, ohne den Willen der Regie-

rungen und auch gegen ihren Willen (siehe die heutige Türkei!). Eine Regierung, die nicht stark genug ist, um den Volksleidenschaften und den Parteibestrebungen entgegenzutreten, — eine schwache Regierung ist eine dauernde Kriegsgefahr... Nur ein waffenstarkes Deutschland hat es möglich machen können, mit seinen Verbündeten den Bruch des Friedens so lange Jahre hindurch hinzuhalten. Je besser unsere Streitmacht zu Wasser und zu Lande organisiert ist, je vollständiger ausgerüstet, je bereiter für den Krieg, um so eher dürfen wir hoffen, vielleicht den Frieden noch länger zu bewahren, oder aber den unvermeidlichen Kampf mit Ehren und Erfolg zu bestehen.

Es kommt hinzu: Was wir unserem Volke zumuten, das Gleiche müssen unsere Nachbarn dem ihren zumuten. Der Krieg hat für alle Beteiligten gleiche Gefahren und Schrecken. Je mehr diese Gefahren und Schrecken wachsen, um so größer wird die Scheu der Maßgebenden, sie heraufzubeschwören. Mit anderen Worten: Gerade die Massenrüstungen begünstigen den Friedensgedanken. Aber auch das muß gesagt werden: Es steht den Deutschen nicht zu, aus Kriegsfurcht die Waffen niederzulegen und ihre Existenz nur von Konferenzbeschlüssen fremder Völker abhängig zu machen. Wir müssen bereit sein und bleiben, unser Alles an unsere nationale Ehre zu setzen. Andernfalls müssen wir uns von Schiller als nichtswürdiges Volk beschimpfen lassen. Es gilt von Völkern eben so gut wie von den Einzelmenschen, daß sie ihr Leben einsetzen müssen, um es im wahren Sinne zu besitzen. Das Heer ist eine Schule des nationalen Lebenswillens. Wir brauchen es als Ausdruck und Werkzeug der physischen und moralischen Volkskraft. Daß es in diesem Sinne reformbedürftig ist, sei ausdrücklich betont. Der Wille aber und die Fähigkeit zum Heroismus finden im Heere ihre Pflegestätte. Das Leiden ist ein Zuchtmeister der Menschen, gehört mit zur Erziehung des Menschengeschlechtes. Das hat gerade ein sozialdemokratischer Schriftsteller, Max Maurenbrecher (im „Freien Wort") in den letzten Tagen mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit (und gegen Lamszus) vorgetragen. Er ist wie Friedrich Nietzsche erfüllt von dem, was dieser amor fati nennt, dem Willen und der Zustimmung zum Leben auch in dessen Mühen, Schrecken und Qualen. Das ist deutsch empfunden, männlich, heldenhaft, und davon soll auch unsere Jugenderziehung durchglüht sein. Die Jugend wird es uns danken. Denn sie ist heldenhaft. Hören wir wieder ihren Ehrenretter, P. de Lagarde (S. 381): „Die Jugend will Krieg für ein konkretes Ideal führen, sie will Gefahr, Wagnis, Wunden, Tod, will nicht das Einerlei wiederkäuen, das ihre Großväter bereits gekaut haben. Die Jugend besteht aus Personen und will Persönliches, nicht Kompendiumsparagraphen in Hosen, und mehr bietet ihr nicht, denn ihr habt nicht mehr. Die Jugend will die Zukunft erleben, deshalb kann sie nur von der Zukunft leben.

Ich klage nicht, daß unserer Jugend Idealität mangle; ich klage an: die Männer, vor allem die Staatsmänner klage ich an, welche der Jugend die Ideale nicht bieten, an denen allein der überall vorhandene Idealismus der Jugend zur Idealität zu werden vermag."

Unser staatliches und soziales Leben muß so gestaltet werden, daß es sich

für die große Masse der Bürger auch lohnt, dafür das höchste Opfer, Gut und Blut, darzubringen. Ich glaube mein Vaterland zu lieben, aber für einen Staat, der vorwiegend — ich sage nicht ausschließlich — den Wünschen der herrschenden Parteien, der „Junker und Pfaffen", dient, gebe ich weder mein Leben gerne her, noch viel weniger das Leben meiner lieben Söhne. Man gebe uns in Preußen durch ein gerechtes Wahlrecht freie Mitarbeit an der Gestaltung unseres Staates und unserer Kultur, und wir werden für das Produkt unserer eigenen Arbeit jedes Opfer aufbringen! Zu den unerläßlichen Vorbedingungen dieser unserer Opferfreudigkeit gehört vor allem auch eine Reform des Jugendunterrichtes. Und damit komme ich auf mein Hauptthema zurück.

Aktion erzeugt Gegenaktion, Druck Gegendruck. Die Entrüstung der Sozialdemokratie über die politische und religiöse Herrichtung der deutschen Jugend ist wahrhaftig nicht grundlos. Politik gehört nicht in die Schule. Aber der Staat brachte sie jederzeit in die Schule und wacht heute besonders streng darüber, daß in ihr keine Gesinnungen laut werden, die den herrschenden Parteien gegen den Strich gehen. Was dagegen zu sagen ist, hat Paul de Lagarde (Deutsche Schriften S. 178) wieder in mustergültiger Klarheit und Schärfe gesagt:

„Schulen sind keine Brutstätten für sogenannten Patriotismus. Solon gab kein Gesetz gegen den Elternmord, weil er Elternmord für undenkbar erklärte, und wenn er je vorkommen sollte, ihn mit ewiger Nacht bedeckt zu sehen wünschte. Sich um Erzeugung patriotischer Gesinnung bemühen, heißt annehmen, daß es überhaupt möglich sei, nicht patriotisch zu sein. Sollte man aber meinen (und man meint es fast durchgängig), daß Patriotismus mit der Billigung bestimmter Parteigrundsätze und historischer Anschauungen identisch sei, dann ist es brutale Gewalt, Knaben und Mädchen in diese, von den Eltern durchaus nicht immer geteilten, Anschauungen hineinzuzwängen ... Was die eine Partei zu fordern berechtigt ist, darf auch die andere beanspruchen ... Der jetzt unter dem Namen Patriotismus gepflegte Vertrieb gewisser politischer und historischer Ansichten ist geradezu Vergiftung der jungen Seelen, da alles Parteiwesen giftig ist, weil es die Fähigkeit, wahr und gewissenhaft zu sein, ertötet, und Sklaven-, wenn man lieber will, Bedientensinn erzeugt. Zu bedenken wird auch sein, daß Knaben für Patriotismus gar nicht fähig sind, weil sie mit dem Worte Vaterland einen Begriff, eine Empfindung, eine Anschauung zu verbinden nicht vermögen."

Also schmähe man die Sozialdemokratie nicht zu sehr, wenn sie gegen die in den Schulen betriebene „Vergiftung der Jugend" mit ihrem — gleich gefährlichen oder gefährlicheren Gegengift arbeitet, auf übertriebenen Fürstenkult mit Fürstenspott, auf zu lauten Kriegsruhm von hohlem Hurraton mit Kriegsabscheu und Verherrlichung der Friedensarbeit antwortet. Man hat sich diese Opposition zum großen Teil durch blinden Scharfmachergeist und durch soziale Ungerechtigkeiten erst großgezogen. Die deutschen Staaten verbürgen allen Bürgern gleiche Rechte, aber begünstigten „höhere Schulen" mit einem Berechtigungswesen, das von unserem Volke als antisozial empfunden wird. Nicht von den Sozialisten allein. Ein so streng konservativer und gläubiger Mann, wie der schon zitierte Paul de Lagarde schrieb schon vor vierzig Jahren: „Die Grundlage, auf der die jetzige

Gesetzgebung ruht, ist eine falsche Ansicht von der Bildung ... Diese falsche Ansicht schließt die Armen, die Handwerker, von der Bildung aus, oder verurteilt sie zu einem Papageientum, das sehr komisch wirken würde, wenn es nicht so tief traurig wäre." Deshalb forderte er Abschaffung des Berechtigungswesens und nannte als verhängnisvollste Berechtigung die zum einjährigen Dienst im Heere, da „in völlig unverantwortlicher Weise die Bürgerschulen hintangesetzt" würden. Gäbe man auch diesen Berechtigungen, so würden sämtliche höheren Schulen auf ein Viertel ihrer Höhe herabschnellen und wir würden, ganz abgesehen von anderen Vorteilen, in der Wahrheit leben, während wir jetzt in der Lüge sterben. Gewiß! Es würde auch das Verständnis des Arbeiterstandes für unser Heer heben und beleben, wenn er seine Söhne im Heere als vollwertige Bürger behandelt sähe, derart, daß jeder tüchtige Mann zu den höchsten Stellen aufrücken könnte. Ein intelligenter Arbeiter hat aber in Deutschland weniger Aussicht, Leutnant zu werden, als er in den demokratisch organisierten Ländern Aussicht hat, Präsident des ganzen Volkes zu werden. Unser „Volksheer" wird oft daran erinnert, daß es auch gegen den „inneren Feind" kampfbereit sein müsse. Der Wunsch, die schwere Verantwortung über Krieg und Frieden nicht wesentlich auf eine Schulter zu legen, sondern sie der Gesamtvertretung der Völker aufzuerlegen, mag praktische Bedenken erregen, aber hochverräterisch ist er nicht. Der Wunsch, Kabinettskriege unmöglich zu machen, ist sogar höchst berechtigt. Es steht jetzt bei einem Kriege zu viel auf dem Spiele, als daß nicht jeder Patriot berufen sein sollte, sein Urteil zu diesem nationalen Thema vorzubringen und zu verfechten.

National nennen die Parteien das, was ihren Parteiauffassungen entspricht. Die Sozialisten nennen es i h r e nationale Pflicht, den Einfluß der Monarchie, erblicher Dynastien, der Standestrennungen und des internationalen Kapitalismus zu brechen; alles das aber zu schützen, als Grundlage unserer bürgerlichen Gesellschaft und damit unseres Staates, gilt den rechtsstehenden Parteien als eben so selbstverständliche nationale Pflicht, und sie eifern gegen den Verrat derer, die mit Parteigenossen in fremden und sogar feindlichen Staaten gemeinsame Sache machen. Aber ist die Macht der Dynastien, der Kirchen, zumal der katholischen, das Kapital nicht auch international? Weshalb also die sittliche Entrüstung in dem einen besonderen Falle? Ein Volk, das vor 1866 nur 11 Vertreter Bismarckscher Farbe im Landtag hatte, aber nach 1866 dorthin so viele Anhänger der noch eben verdammten Politik sandte, daß der Gefeierte sich vor der ihm entgegengebrachten Liebe nicht zu lassen wußte, ein solches Volk (sagt wieder Paul de Lagarde S. 179) „wird gut tun, seine dermaligen politischen Ansichten nicht als unabänderlich anzusehen, wird also auch gut tun, die Jugend mit seinen Parteiliebhabereien zu verschonen, um sich nicht selbst im Laufe der Jahre oder wohl gar Monate vor der Jugend als wetterwendisch bloßzustellen. Bedenken wir doch auch, daß Bismarck dieselben Zentrumsmänner als „Reichsfeinde" bezeichnete, mit deren Hilfe heute „regierungstreue" Politik getrieben wird gegen die anderen „Reichsfeinde".

Vaterländische Jugendpflege ist deshalb ein sehr schwieriges Kapitel. Der beste Eifer kann da den schlimmsten Schaden anrichten. Die Gefahr, mit der eigenen

Überzeugung die seines Nachbarn zu kränken, ist gerade in Deutschland übergroß. Idealer Besitz läßt sich durch Lehre nicht weitergeben. Er ist in seiner Entstehung stets unerkennbar. Er haftet stets an einer Person und pflanzt sich nur in einer Lebensgemeinschaft fort. Es bleibt also nichts übrig, als die Vaterlandsliebe, ebenso wie das religiöse Leben in uns persönlich, „Person“ werden zu lassen und mit allen Gleichgesinnten eine Gemeinschaft herzustellen. Dann werden unsere Kinder ganz von selbst in diese geistige Gemeinschaft mit hineinwachsen.

Deshalb bedaure ich den Streit der Jugendfreunde, die jetzt, in zwei Gruppen geteilt, jede in ihrer Weise das Beste wollen und sich dabei nicht verständigen können. Auf beiden Seiten wird gefehlt. Beide Seiten lassen sich zu stark von politischen Erwägungen leiten. Man treibt heute in allen Parteien Seelenfang an der Jugend. Dabei entwickelt sich ein wahrer Wetteifer. Keiner kann, keiner will zurückbleiben. Es ist wie mit dem Wettrüsten der Völker. Und wer hat angefangen? Wer ist also verantwortlich für den unerfreulichen Zustand? „Es will keiner gewesen sein.“ Wir werden vielleicht „den unglückseligen Gestirnen“ die Schuld zuschieben müssen: denn es liegt an der ganzen politischen und sozialen Verschiebung aller Verhältnisse. Wo alles im Wandel begriffen ist, wird auch die Jugenderziehung mit in den Wirbel hineingezogen. Leider! Das kann nur Unsegen stiften. Aber eine Verständigung der politischen Parteien, auch auf diesem Gebiete, die Waffen niederzulegen und die Jugend vor Parteifanatismus zu schützen, erscheint aussichtslos. Welche Partei mit edler Selbstbescheidung den Anfang mit diesem geistigen Abrüsten machen wollte, diese würde eben leer ausgehen. Man kann eine solche Selbstaufgabe von keiner fordern und erwarten. Ich sehe nur e i n e n Weg, der Erfolg verheißt: Wenn sich in den gesetzgebenden Körperschaften und bei den Regierungen der Wille durchsetzt und zum Gesetz verdichtet, jede Politik aus dem Jugendunterricht fernzuhalten, aber auch wirklich jede! Und ebenso die Schulen konfessionsfrei zu machen und die Politik auf Kanzeln, theologischen Lehrstühlen, in den Schulklassen und in der Jugendliteratur zu bekämpfen und nach Kräften abzustellen.

Die Jugend wird den nationalen Gedanken gern aufnehmen, ihn frei entfalten und tiefe Wurzeln schlagen lassen, wenn in ihrem Vaterlande im rechten Verständnisse und Sinne ihrem natürlichen berechtigten Bedürfnisse gedient wird und wenn ihr der Patriotismus nicht zu aufdringlich und einseitig parteipolitisch gefärbt entgegengebracht wird. Eine ruhige, sachliche, wahrheitsgetreue und doch warme Darstellung der deutschen Geschichte aber und des Lebens bedeutender deutscher Männer aller Gebiete des politischen und sozialen Lebens gehört zu ihrer unerläßlichen geistigen Kost. Wer ihr in diesem Sinne dienen will (wie Wilhelm Kotzde und Jos. Scholz), verdient Anerkennung und Unterstützung selbst dann, wenn ihm aus menschlicher Schwäche sein ehrlicher Eifer einmal etwas durchgehen sollte. Hier gilt der alte römische Satz: In magnis et voluisse sat est (Bei großen Dingen genügt schon der gute Wille). Übrigens fordert die Gerechtigkeit das Zugeständnis, daß die Hamburger Jugendschriftenwarte diesen guten Willen der „Mainzer“ auch wiederholt anerkannt hat.

Wir sehen, beide Richtungen dienen dem gleichen Wunsche, der deutschen Jugend das Beste an Lesekost vorzusetzen, nur in den Mitteln gehen sie zuweilen auseinander. Statt die Gegensätze immer schärfer zu betonen, sollten sie eine gegenseitige Annäherung und Verständigung suchen. Diese kann nicht schwer fallen, nachdem im Streite sich die Gedanken geklärt haben.



In schwarzer Nacht · Von Thomas Wilhelm Reimer

In schwarzer Nacht, wenn Schlaf mein Auge flieht,
Welch Qualgedanke durch die Seele zieht!

Welch Wahngebild, dem lauten Tage fremd,
Einsam des Nachts die bange Brust beklemmt!

Bin ich der gleiche, der hinab, hinauf
Getändelt inhaltschwerer Stunden Lauf —

Und nun, von Lust und Leerheit abgehetzt,
Erbarmungslos den eignen Reichtum schätzt?

Es war ein Tag, der andern Tagen gleicht,
Was hab' ich nun geschaffen und erreicht?

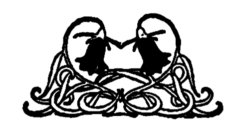
Wo hab' ich heimlichglühnden Durst gefühlt
Und Lust, die letzte, höchste durchgefühlt?

Wo ist die Spur von diesem Lebensschritt,
Und welches Froh-Erinnern nehm' ich mit?

Wer bin ich nun? Mein Denken schwindet hin.
Antwort, verflucht, vernichtend, stand darin!

— Des Tages Schaum und Traum ist fern und weit,
Was jetzt mich schreckt, graunvolle Wirklichkeit.

Barmherz'ger Gott! Jetzt bete ich zu dir.
Gib Last und Müh' und Not und Arbeit mir!





Elisabeth Diakonoff

Das Tagebuch einer russischen Studentin

(Fortsetzung)

Paris, 30. September.

Endlich! Die Blätter fallen. Paris leuchtet nicht mehr in Schönheit, wie im Mai, doch noch immer erscheint es mir schön.

Ich bin glücklich; ich bin ja da, wo er lebt!

30. Oktober. Donnerstag. Ich habe ein Zimmer in einer kleinen Wohnung gefunden. Zwei Rumäninnen, eine Medizinerin und eine Philologin, bewohnen ein Zimmer, die zwei anderen Zimmer sind noch frei. Ich nahm das billigere — es ist hell, gemütlich, rein. Das andere habe ich einer russischen Studentin empfohlen. So kann man auf ein ruhiges Leben gefaßt sein. Ich will auch ein Pianino mieten; das kostet zehn Frank im Monat.

Wie gut hat mir das Leben auf dem Lande getan und die Arbeit in der frischen Luft! Die Umständlichkeiten der Zimmersuche haben mich dieses Mal gar nicht angestrengt.

5. Oktober. Sonnabend. Gestern als am ersten freien Abend machte ich einen Spaziergang — natürlich in die rue Brézin. Sie war still und einsam, nur die Anlagen hatten sich verändert. Die Blätter waren gelb geworden. Es war kalt ... alles war so trübe und bestärkte mich in meiner Stimmung.

Er weiß ja nicht, daß ich zurückgekehrt bin ... Mein Herz klopfte mir vor Freude, als ich hier stehen konnte. Er schläft jetzt, müde von der Arbeit des Tages, und wird es nie erfahren, nie erraten ... nie.

6. Oktober. Eigentlich weiß ich gar nichts von ihm. Wie könnte ich etwas über ihn erfahren? — Als ich mich vor meiner Abreise von Angèle verabschiedete, sagte sie, sie kenne ihn. Damals konnte ich ohne Auffälligkeit nicht nach ihm fragen. Aber jetzt! Wenn ich ihn schon nicht sehen kann — könnte ich doch nur ein Wort von ihm hören!

Welche Wohltat, — Regen in der Trockenheit! Heute ist Sonntag, der Empfangstag; ich will Angèle besuchen und mit ihr reden. Und ich ging ins Hospital Brock.

Angèle war sehr erfreut.

„Sind Sie schon längere Zeit zurück? Wie nett, daß Sie an mich gedacht haben — ich bin sehr, sehr froh, daß Sie gekommen sind.“

Ich errötete: ich kam ja im Grunde gar nicht ihretwegen ...

Es regnete. In dem kleinen Zimmer der Elektrotherapie, das Angèle bewohnte, war es recht dunkel; so konnte sie nichts bemerken.

Wir sprachen vom Hospital, von allen Kranken, die mit mir zusammen zum Elektrisieren gekommen waren, auch an Dr. Brock dachten wir mit seinem eigentümlichen Blick.

„Er kehrt schon bald aus den Ferien zurück."

„Was seinen Blick anbetrifft, so hält man ihn unwillkürlich für einen guten Menschen", sagte ich. „Mir fällt dabei ein — Herr Dr. Lencelet ist wohl mit Dr. Brock eng befreundet?"

„O, das ist ein ausgezeichneter Mensch — wissen Sie, wieviel Brock für die Visite nimmt?"

„Wieviel?"

„Zwei Louis, zwanzig Frank!" sagte Angèle triumphierend, als ob ihr das Geld zuteil würde.

„So viel?" sagte ich voller Achtung.

„Ja, ja, ... er ist eben eine Berühmtheit, Spezialist für Hautkrankheiten."

„Sind die Herren, die ihn begleiten, auch Ärzte?" fragte ich, als ob ich es nicht wüßte.

„Nein, das sind Externe und Interne. Jeder Chef hat seine Internen. Dr. Dossi, der Akkoucheur, hat einen, Dr. Brock ebenfalls; eben arbeitet Sabatier bei ihm, im vorigen Jahre Clucviqué. Ich kenne sie alle ausgezeichnet."

„Und Lencelet?" wagte ich endlich zu fragen, da mir die Frage wie zufällig eingeschoben erschien.

„Lencelet arbeitet bei Dr. Brock. Es ist sein nächster Freund. Sie arbeiten gemeinsam. Oh, Herr Lencelet reibt sich in seiner Arbeit noch auf; er ist ein sehr tüchtiger Arzt und eigentlich überall gut beschlagen."

Angèle kam ins Reden und erzählte mir von dieser besonderen Welt, wo die Medizin zu einer vervollkommneten Waffe im Kampfe ums Dasein wird; wo Verbindungen, Protektion, die Wissenschaft, Kenntnisse, Energie, Fähigkeit, alles das zusammentritt, um in einem Begriffe zu verschmelzen: Karriere.

Mir hafteten in den Ohren nur die Worte, die sie von Lencelet gesprochen: „Er reibt sich auf in seiner Arbeit."

9. Oktober. Ich habe die Rumäninnen kennen gelernt. Die eine Schwester ist so schön, daß ich sie „la belle Romaine" genannt habe, die Philologin ist weniger schön, aber sehr sympathisch und gescheit. Die Schwestern haben mich in ihre Pläne eingeweiht. Die Medizinerin will ein Externat erlangen und erzählte mir, worin es besteht. Im Beisein des Publikums können sich die Studenten der École de Médecine einem Konkurrenzexamen unterziehen, das ihnen das Recht auf ein Externat oder Internat gibt. Die Externen sind Gehilfen des Arztes, sie haben Verbände anzulegen, den Arzt auf seinem Rundgang durch die Krankensäle zu begleiten. Die Internen stehen selbständig einer Abteilung vor, jeder vier Jahre, wobei sie das Internenexamen schon früher ablegen können.

Interner zu werden, ist der Wunsch eines jeden Mediziners, denn er kann

schon als Student eine große Praxis haben und ist nach Absolvierung der Universität ein geübter, gewandter Arzt. Einige von ihnen halten sogar privatim Vorlesungen, die zum Konkurrenzexamen vorbereiten. Sie arbeiten viel, aber ebenso eifrig amüsieren sie sich. In jedem Hospital steht ihnen ein Zimmer zur Verfügung, „salle de garde" — was dort alles vor sich geht . . . Das sind die rechten Lebeleute.

Diese Gespräche anzuhören, ist für mich Bedürfnis und Qual. Gleich werde ich erfahren, wie sein Leben, seine Arbeit ist — es ist, als ginge ein Messer durch meine Seele.

Er hat so wenig Haare auf dem Kopfe. Wenn ich darüber nachdenke, daß ich mit aller Kraft der Seele diesen vorzeitig gealterten Pariser liebe ... es ist schrecklich!

Die Medizinerin ist in ihrer Ausdrucksweise sehr frei.

„Geht Ihnen diese Unsittlichkeit nahe? Was schadet es, sie ist für Mann und Frau gleich Notwendigkeit."

„Nun, da bin ich mit Ihnen nicht einverstanden. Solch einen möchte ich nicht heiraten."

„Der Mann — als Unberührter, Reiner! Was gibt es Schrecklicheres!" rief die schöne Rumänin und warf sich in die Kissen zurück.

„Niemals!" — sie sprach den Gedanken nicht zu Ende aus. „Und du?" fragte sie die Schwester.

Diese wurde als Nichtmedizinerin verlegen und sagte nichts. Ich bestritt entschieden, daß sich das „moralische Ehe" nennen dürfe.

Und trotzdem kann ich es nicht unterlassen, die Rumäninnen zu besuchen; nur um über ihn etwas zu hören. Während wir alle drei am Kamin sitzen, plaudern wir stundenlang.

11. Oktober. Ich besuchte heute das Museum Gimé. Die Mumien von Thais und Serapion sollen sich hier befinden. Vor kurzem habe ich den ausgezeichneten Roman von Anatole France „Thais" gelesen.

Wie schrecklich wirken die Mumien! In einem Glaskasten liegt in schwarz gewordenem, teilweise zerfallenem Kleide die einst so berühmte Schönheit Thais — ein gelbes Gerippe mit einem elenden Rest von schwarzem Haar —, neben ihr liegt die formlose Masse von Serapion — ein gelber Knochen, der mit einer Eisenkette umspannt ist.

Wird mein Geliebter auch einmal so werden? Leben kann man nur, wenn man an den Tod nicht denkt.

Ich ging rasch in den nächsten Saal, um diesen Eindruck zu vergessen. Hier waren Buddhastatuen zu sehen — auf den Gesichtern lag jener kühne Ausdruck des Nirwana. Die Modelle der indischen Tempel sind außergewöhnlich schön, Wunder in der Kunst.

Zum erstenmal fühlte ich mich in Paris wie in meiner Sphäre — umgeben von der märchenhaft geheimnisvollen Mystik des Ostens. Von Kindheit auf ist sie uns Russen so nah.

Ich ging wie in einem Zauberland durch diese Säle.

15. Oktober. Ich habe nur einen Gedanken — ihn wiederzusehen!

Aber wie? — Soll ich mich krank stellen und ihn zu mir bitten? Ich kann es nicht. Soll ich zu ihm gehen und ihm sagen, daß sich meine Kopfschmerzen wieder eingestellt haben? Ich verstehe nicht zu lügen. Was soll ich tun? Was soll ich ausdenken?

18. Oktober. Eine unangenehme Überraschung! Die Wirtin hat den Salon einer Konservatoristin vermietet, die mit einem Pianino einzieht.

Als meine russische Nachbarin fast gleichzeitig mit mir ein Pianino mietete, war ich nicht sehr erfreut; sie versprach mir jedoch, nur in meiner Abwesenheit zu spielen.

Nun noch ein drittes Pianino — in einer Wohnung von fünf Zimmern, das ist unmöglich!

Ich höre schon die erbarmungslosen Fingerübungen sechs Stunden hindurch. Es war hier so schön, so still. Ach, diese Erziehung der Frauen — warum werden sie ausschließlich auf Musik gedrillt!

19. Oktober. Ich versuchte die Wirtin zu überreden, das Zimmer der Dame nicht abzugeben, versprach, ihr eine Studentin zu verschaffen. Leider war alles umsonst; die Konservatoristin hatte bereits vorausgezahlt und ihre Sachen abgestellt. Um sechs Uhr langte das dritte Pianino an ... Ich hasse diese neue Einwohnerin mit dem typischen Gesicht der deutschen Jüdin, das noch dazu weiß von Puder war.

21. Oktober. Ich hatte eine Übersetzung aus dem Russischen ins Französische zu schreiben, die Konservatoristin begann zu üben. Alle Bemühungen, mich zu konzentrieren, waren umsonst, vergeblich suchte ich im Lexikon die fehlenden Vokabeln. Der Satz wollte und wollte nicht gelingen trotz aller Willensanstrengung. In den Ohren tönten ununterbrochen die Fingerübungen.

Mein Kopf wurde mir schwer — plötzlich durchzuckte mich ein heftiger Schmerz. Verzweifelt warf ich die Bücher beiseite ...

Der Kopf schmerzt mir: ich kann nicht arbeiten; die Konservatoristin raubt mir meine letzte Kraft.

Aber zugleich ergriff mich heftige Freude; jetzt konnte ich mich ja an ihn wenden! Ich brauche nicht zu lügen. Ich schrieb ihm daher gleich, er möge mir den Tag bestimmen, an dem ich mich in Boucicaut vorstellen könne.

24. Oktober. Gestern erhielt ich die Antwort, die mich auf Donnerstag nachmittag bestellte.

Heute fuhr ich um zwei Uhr nach Boucicaut. Bei Tageslicht erschien mir die Treppe schmutzig, und die Bibliothek, in die mich das Stubenmädchen führte, machte ebenfalls einen sehr vernachlässigten Eindruck ... Unwillkürlich mußte man sich wundern, daß ein neues Hospital so rasch seine Reinlichkeit verloren hatte.

Die Erregung, ihn gleich zu sehen, nahm mir meine letzte Kraft. Ich saß unbeweglich am Tisch, hatte den Kopf gesenkt, um ihn nicht beim Eintreten zu sehen.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein, wie geht es Ihnen?"

Die Worte klangen wie Musik in mein Ohr. Ich konnte ihm kaum erwidern:

„Ich fühle mich recht schlecht, Herr Doktor."

„So sind die Kopfschmerzen wieder da?“ fragte er und setzte sich mir gegenüber. „Nun erzählen Sie, wie es Ihnen ergangen ist, seitdem ich Sie zuletzt gesehen habe.“

Ich erzählte ihm von der Wirkung der Musik auf meine Nerven.

„Dem ist doch leicht abzuhelfen: wechseln Sie die Wohnung!“ Und einen Augenblick erhellte ein freundliches, zärtliches Lächeln sein ernstes Gesicht.

„Aber es tut mir leid, dieses Zimmer aufzugeben — es ist da so gut und bequem. Und dann — was soll aus mir werden, wenn ich bei jedem ähnlichen Fall krank werde? Der Tod wäre besser als ein Leben mit so viel Leiden.“

„Sie haben kein Recht ...“

„Ja,“ sagte ich, „jetzt gibt es im ersten Kursus schon andere Juristinnen. Zum neuen Semester haben sich vier gemeldet. Sie werden besser als ich arbeiten und mehr leisten. Daher ...“

„Daher, Sie lassen mich nicht ausreden“, sagte er ruhig. „Sie haben nicht das moralische Recht, über Ihr Leben in dieser Weise zu verfügen. Jeder ist für sich selbst verantwortlich. Mögen andere auf diesem Gebiete arbeiten; Sie haben vielleicht Fähigkeiten, über die jene nicht verfügen. Sie müssen sich selbst entwickeln, um nützlich zu sein.“

Ich saß und hörte diese Worte an, die in meiner Seele das Gute zu erwecken suchten, die mein Selbstbewußtsein stützten. Seine Stimme klang zärtlich, harmonisch, und dieses ernste Gesicht mit den tiefliegenden blauen Augen ließ mich ihn für ein Wesen höherer Ordnung halten, höher, als ich es je gekannt.

„Nun, und wie ist Ihre Stimmung jetzt?“

Er fragte mich danach! Ein bitteres Leiden stieg in mir auf. Dieser Mensch, den ich liebe — er liebt mich nicht. Und trotz aller Selbstbeherrschung schluchzte ich auf und wandte mich ab.

„So sind Sie immer noch in demselben Zustande? Aber ... Sie müssen sich zusammennehmen. Denken Sie an den Ausspruch in der Bibel: violenti rapiunt illud ... Was soll man tun, wenn das Leben einmal so ist; es ist schwer — ich gebe es zu ... Ich möchte selbst keine Kinder haben. Sind wir jedoch einmal auf der Welt, so ist es unsere Pflicht, uns möglichst vorwärts zu bringen, unsere Lage zu bessern.“

Er seufzte, schob das Tintenfaß näher und nahm ein Blatt Papier.

„Ich werde Ihnen ein Rezept verschreiben ... Hier: valériane d'ammoniaque de Pierlot. Nehmen Sie dreimal täglich einen Teelöffel davon und lösen Sie es in einem halben Glas Zuckerwasser auf. Wenn Sie damit fertig sind, kommen Sie hierher. Wenn Sie glauben, daß ich Ihnen eine moralische Stütze sein kann, so will ich alles tun, was in meinen Kräften steht.“

Er begleitete mich zur Tür; ich ging hinaus, fast glücklich im Gedanken daran, daß ich ihn wiedersehen werde.

25. Oktober. Mein Kommilitone André Berthier ist aus den Ferien zurückgekehrt. Er erkundigte sich sofort in der Pension, in der ich im Frühling gelebt hatte, nach meiner Adresse ... und saß dann in meinem Zimmer, strahlend, glücklich ...

„O liebes Fräulein! die Verzweiflung, Sie nicht zu sehen, machte mich verrückt! Die Ferien waren so lang, so endlos lang! Und wie grausam sind Sie! Warum schrieben Sie mir nicht? warum haben Sie meinen letzten Brief nicht beantwortet?

Jetzt erinnerte ich mich — ja wirklich, er hatte mir geschrieben, und ich hatte ihm nach dem Intermezzo mit dem Deutschen nur einmal geantwortet; dann, später, war ich nicht in der Stimmung.

Ich wollte ihm auch in dem Sinn antworten, als ich aber auf sein Gesicht blickte, stockte ich. Wieviel innige Liebe, wieviel Hingebung lag in diesen großen, dunklen Augen, in dem Ausdruck dieses schönen jungen Gesichts!

Das sind die Folgen der Zusammenarbeit zum Examen im Jardin des Plantes! Der arme André tat mir leid. Und ich erdichtete eine Geschichte, aus der hervorging, daß ich ihm nicht hatte schreiben können. In London verliert man wirklich den Kopf.

Er beruhigte sich, sah mich an und lächelte glücklich, als ich den Tee bereitete. Als er wegging, ergriff er schüchtern meine Hand und küßte sie ehrerbietig ... Was soll ich mit ihm anfangen?

27. Oktober. Der Laden Mercier in der Villa Médicis ist eine Art Auskunftsbureau für die Nachbarn. Ich beziehe von da Milch.

Als ich heute hinunterging und das Unglück mit den drei Pianinos mitteilte, erregte ich großes Mitleid beim Ladeninhaber und seiner Frau. Sie teilten mir sofort mit, daß in zwei Häusern zwei Zimmer zu vergeben sind; das eine als möbliertes Einzelzimmer, das andere in einer Familie. Welch ein Glück! Als einzige Pensionärin — ohne ein zweites Pianino! Schon das allein bewog mich, sofort zu kündigen und mich fürs neue Zimmer zu entschließen.

Ich zog mich besser an, gewitzigt durch alle bitteren Erfahrungen; während der Unterredungen lächelte ich, — und die Wirtin, die den Salon für vierzig Frank vermieten wollte, ließ zwei ab und sagte: „Weil Sie so hübsch sind, Fräulein! Sie gefallen mir, und ich hätte Sie gern als Mieterin.“ Ich kehrte freudig zurück und teilte Madame Torchet mit, daß ich der drei Pianinos wegen ausziehe. Die schlaue Wirtin verlangte noch Zahlung für zwei Wochen. Ich drohte, sie zu verklagen — sie wurde bange und schwieg.

29. Oktober. Ich war im Museum Gimé. Es treibt mich immer wieder dahin.

Die Ruhe des Nirwana!

Wenn man auf diese zahllosen Buddhastatuen sieht, auf diese von tiefer innerer Ruhe erfüllten Gesichter, sagt man sich von der Erde los, und es scheint, als ob die Seele dann in einen eigentümlich transzendenten Zustand übergehe.

30. Oktober. Ich trage meine Sachen zu Madame Tessier herüber. Berthier wollte mir dabei behilflich sein; ich konnte es ihm nicht verweigern.

1. November. Heute war ich auf dem russischen Abend. Ich habe lange keine Landsleute gesehen. Ich erfuhr, daß Muratow mit seiner Frau, eben aus Petersburg angekommen, anwesend war. Sie interessierten mich sehr. Beide sind in Petersburg und Moskau in der Öffentlichkeit sehr bekannt, er ist Belletrist ...

Ich freute mich, sie kennen zu lernen. Der Schriftsteller Derwald, mit dem ich in England am Meer oft zusammengetroffen, hatte oft von ihm gesprochen. Sie hatten an derselben Zeitung gearbeitet. Ich dachte, daß sie vielleicht gern von ihm hören würden, wie er in England lebt, und bat darum, mich ihnen vorzustellen.

Sie erwiesen sich als sehr sympathisch; wir hatten gemeinsame Bekannte in Petersburg, und ich teilte ihnen mit, daß ich mit Derwald und seiner Familie bekannt bin, und konnte ihnen über die letzten Neuigkeiten berichten.

„Ja, ich weiß, ich habe seine Frau vor der Abfahrt in Petersburg gesehen." Und der Ton seiner Stimme wurde plötzlich scharf und kalt.

„Sie haben sie gesehen?" fragte ich erstaunt.

„Im September."

„Das kann nicht sein! Seine Frau lebt in England seit dem Dezember des vorigen Jahres, an der Küste des Meeres: sie hat vor kurzem ein Kind gehabt."

„Seine Frau lebt in Petersburg auf Wassili-Ostrow am Großen Prospekt ... und die Kinder — sie hat drei — besuchen alle das Gymnasium." Er sagte es kalt und fast feindlich, und sein Gesicht sah dabei düster aus.

„Also..." und die Worte blieben mir in der Kehle stecken, denn ich fühlte, daß ich in einen Schlamm sank, aus dem es kein Herauskommen gab.

„Also kennen Sie in England eine Derwald und ich in Rußland eine andere, die wirkliche, sonst kann ich keine anerkennen, da sie kein Recht hat, seinen Namen zu tragen."

Ich traute meinen Ohren kaum.

Es war wie ein Traum.

War es denn möglich, daß dieser anziehende, talentvolle Derwald — zwei Frauen hatte?! Der Vater von sechs Kindern zweier Mütter, von denen die eine kein Recht auf seinen Namen hat und sich doch als Derwald ausgibt; — eine so intelligente Frau, sie hat, glaub' ich, höhere Kurse besucht.

„Und sie war einverstanden, mit ihm zu leben?! Vielleicht hat er sie getäuscht, ihr gesagt, daß er frei ist, und sie — ist ein Opfer?" fragte ich Muratow schüchtern.

„Petersburg ist nicht so groß, und Derwald ist zu bekannt, alle wissen, daß er verheiratet ist."

„Wie aber verhält sich seine frühere Frau zu ihm? Warum läßt sie sich nicht scheiden?"

„Sie weiß es nicht. Diese kränkliche Frau geht fast nie aus. Er ist sehr beschäftigt, ist den Tag über immer weg, er geht, wohin er will. Seine andere Familie lebte in einem anderen Teil Petersburgs. Die Frau kommt nicht darauf, ihn zu verdächtigen, da er sie sehr liebt und sich ihr als ein musterhafter Gatte zeigt; im vorigen Jahr reiste er zu Weihnachten in ‚Angelegenheiten der Redaktion' nach England."

„Im vorigen Jahr wurde ihm um diese Zeit ein Kind geboren", sagte ich, ganz erdrückt von dieser Entdeckung.

Frau Muratow, der dieses Gespräch unangenehm zu sein schien, wandte sich von uns ab und begann, sich mit einer Dame zu unterhalten.

„Tanzen Sie?“ hörte ich neben mir.

Ich sagte ab. Die Lust zum Tanzen war mir vergangen.

Vor meinen Augen tat sich eine so eigentümliche Psychologie eines intelligenten Menschen auf, daß ich mich nicht zurechtfinden konnte. Ein musterhafter Gatte — zwei Frauen! Ein Vater zweier Familien an zwei Enden der Welt! —

Man sagt, die Liebe entschuldige alles. Ich bin damit einverstanden, wenn ein Mensch solch eine Psyche hat, daß er nach Tatarenart nach Vielweiberei verlangt; das ist Sache seines Gewissens. Aber mich empört die Lüge, die moralische Feigheit jener Leute, die ihre freie Liebe nicht eingestehen wollen.

4. November. Ich habe mich in der neuen Wohnung eingerichtet. Meine Wirte machen einen sehr guten Eindruck — er ist verabschiedeter Offizier. Außer dem Ehepaar lebt noch eine alte, achtzigjährige Schwiegermutter im Hause. Es ist rührend zu sehen, wie sie in Eintracht und Frieden miteinander leben. Meine Wirtin ist vierundsechzig Jahre alt, ihrem Aussehen nach könnte sie fünfundvierzig sein: so frisch ist sie und namentlich so jung im Gemüt.

Ich wundere mich, wie die Menschen bei uns früh altern, alle — Männer und Frauen. Hier ist es anders! Man merkt, wie diese Frau die Jugend liebt. „Das erste, was mit dem Alter welkt, ist der Hals“, sagte sie mir gleich den ersten Abend. Ich hatte Mühe, bei dieser Neuigkeit mein Lächeln zu verbergen.

Übrigens wendet sie viel kosmetische Mittel an: zeichnet die Augenbrauen, färbt die Lippen und pudert sich. Zuerst befremdete es mich, und ich verurteilte sie streng. Aber sie ist so gut, so lebendig und — so tätig. Vom Morgen an arbeitet sie in der Wirtschaft: räumt die Zimmer selbst auf, bereitet das Frühstück; dann zieht sie sich an, kämmt sich, und die Frau, die kurz vorher im Kapot einherging, das Geschirr wusch, aufräumte, kurz wie eine Köchin aussah, ist zur eleganten Pariserin umgewandelt. Dabei beobachtet sie viel, ist scharfsinnig und verfügt über einen unglaublichen Optimismus. Ich muß zugeben, daß unsere Frauen im Durchschnitt darüber nicht verfügen.

Bei uns gibt es zwei Frauentypen: entweder die intelligente Frau, die von der Wirtschaft kaum etwas versteht, oder die Mutter der Familie, die sich ausschließlich der Wirtschaft, den Kindern widmet, frühzeitig altert, keinen Sinn für Toilette hat und ewig in der Küche sitzt. Wir verstehen es nicht, ein Mittelmaß einzuhalten. Bei den geringen Ansprüchen der Dienstboten umgeben wir uns gleich mit ihnen und überlassen ihnen die ganze Arbeit, während wir selbst den verschiedensten Vereinen angehören und viele unnütze Worte im Munde führen.

Ich glaube, daß meine Wirte mich gern sehen. Meine Liebenswürdigkeit, mein Äußeres, die guten Toiletten, mein rascher, leichter Gang haben Madame Tissier für mich eingenommen, und ich höre viel Komplimente.

„Was für einen guten Teint Sie haben! Und mit wieviel Geschmack kleiden Sie sich — wirklich wie eine Pariserin!“ sagte sie, als sie dabei war, wie ich meine Sachen ausbreitete.

Ich bin häufig sehr unzufrieden damit, daß ich die französische Leichtigkeit so bald angenommen habe. Wie anders sind die Engländer! Immer bleiben sie bei ihren Gewohnheiten und fügen sich nie fremden Sitten. Wir sind das Gegen-

teil. Das einzige, was wir mit uns bringen, ist unser Tee und der Samowar. Mit einer unglaublichen Leichtigkeit erfassen wir den fremden Akzent und fügen uns gern fremden Gebräuchen. Das ist sprichwörtliche slawische Biegsamkeit! Liegt nicht darin der Grund unserer Schwachheit? — Wir verstehen uns nicht zu behaupten.

5. November. Immer wieder sehe ich auf die Medizinflasche. Wenn sie ausgebraucht ist, kann ich ihm schreiben.

7. November. Heute sind es zwei Wochen, seitdem ich ihn gesehen habe ... bald sehe ich ihn. Was ist das für eine herrliche Zeit zwischen zwei Tagen, wenn man in den Erinnerungen des Vergangenen lebt, in den Erwartungen der Zukunft!

Ich denke nicht daran, was sein wird. Ich schließe die Augen vor der Zukunft, sie ist zu entsetzlich, um sie auszudenken ...

Ich fühle mich jetzt wohl ... Ich bin nicht weit von ihm, und bald werde ich ihn sehen ...

9. November. Ich lud Madame Tessier gestern zum Tee. Sie geriet in Begeisterung über den russischen Tee, und wir unterhielten uns eifrig ganze zwei Stunden.

Sie erzählte mir von den Nachbarn, nicht von allen, nur von den bedeutendsten — es gibt ihrer so viele, daß es schwer zu behalten ist.

Es erwies sich, daß einen Stock tiefer die Romanschriftstellerin Clarence wohnt. Madame Tessier kennt sie persönlich und verkehrt mit ihr.

„Es ist eine auffallend interessante Dame; am Dienstag versammeln sich bei ihr Künstler, Schriftsteller. Ich bin natürlich zu alt für sie und auch anders erzogen, aber manchmal gehe ich gern hin. Es geht da sehr fröhlich her, und ich sehe die Jugend gern. Und dann ist Clarence selbst sehr nett. Natürlich ist dieser Kreis von Künstlern und Schriftstellern sehr frei, aber schließlich geht es mich nichts an, wie sie lebt — sie ist ein sehr sympathischer Mensch."

Madame Tessier überrascht mich immer mehr mit ihren freien, toleranten Ansichten.

„Ihr Landsmann Karsi, Karsti — diese schweren russischen Namen! — jetzt fällt er mir ein: Karsinsky verkehrt da auch. Ich erzählte ihm, daß ich ein Zimmer an eine russische Studentin vergeben hätte, und sofort fragte er: ‚Ist sie hübsch?'"

„Diese Frage hätte er auch unterlassen können", sagte ich, etwas erstaunt über diese wenig zarte Anfrage.

Madame Tessier, als einer Französin, erschien diese Frage ganz natürlich.

„Warum soll er nicht fragen Ich antwortete: Elle est très, très gentille, votre compatriote, monsieur Karsinsky. Er möchte Sie gern kennen lernen. Und Clarence sagte darauf: ‚Führen Sie sie zu uns!' Wenn Sie wünschen, werde ich Sie bekannt machen. Es wird Sie interessieren."

Ich war damit sehr einverstanden und fragte: „Was für Romane schreibt Clarence?"

„Wissen Sie, ich finde sie etwas zu frei für eine Frau. Ich habe hier einen Band; wenn Sie wollen, lesen Sie ihn, nur ..."

Und Madame Tessier stockte. Ich lachte und sagte, sie habe doch Vorurteile. Warum soll die Frau einen „freien Roman“ nicht schreiben dürfen, wenn die Männer sich in der Praxis ganz ungeniert ausleben können.

Aber Madame Tessier ließ sich dieses Mal nicht umstimmen: — „Urteilen Sie nicht; Sie haben ihn noch nicht gelesen.“

Und sie brachte mir den kleinen Band: „Passions terribles.“

Was für eine komplizierte Bezeichnung! Nun, ich werde ja sehen.

10. November. Heute schrieb ich ihm einen Brief. — Wenn er zwischen diesen trockenen Zeilen die Flut von Schmerzen, von Leiden, von Verzweiflung meiner Seele sehen könnte! ...

11. November. Ich durchflog den Roman von Clarence. Madame Tessier hat recht, nur noch mit der Hinzufügung, daß der Roman sowohl für Männer als für Frauen „zu stark“ ist. Es war ein so sinnlicher Roman, wie ich ihn noch nie gelesen hatte. Es fanden sich hier Ausdrücke wie „biegsame Körper“ und „seidige Gewebe“, „parfümierte Röcke“, „Orgien der Nacht“ und sogar „le sang chaud de la luxure“ — eine freie, reiche Phantasie, aber ohne das Talent Zolas ... Aber wenn der Roman auch nur stilistisch gut ist, so muß der Autor immerhin eine sehr interessante Persönlichkeit sein ...

12. November. Madame Tessier teilte mir mit, daß wir heute um fünf Uhr zu Clarence hinuntergehen. Das hieß mit anderen Worten: „sich ankleiden“.

Um fünf Uhr trat ich ins Speisezimmer — und war starr vor Staunen. Madame Tessier war herrlich: ein schwarzes Seidenkleid mit Sammetgarnitur schloß sich knisternd um ihre hohe Büste. Sie trug einen schwarzen Hut mit weißen Rosen — und mit den leuchtend roten Lippen, dem zarten gepuderten Teint sah sie unter dem Gazeschleier mit den schwarzen Pünktchen wie eine Frau von fünfundvierzig Jahren aus ... Ich beendete rasch meine Toilette und bemühte mich, neben dieser schönen Frau durch meine Ärmlichkeit nicht allzusehr abzustechen.

Innerlich amüsierte mich das alles sehr. Ich zog eine elegante Gesellschaftsrobe an, legte eine Boa um und setzte einen schwarzen Sammethut à la Rembrandt mit einer langen Feder auf — das alles, um eine Treppe hinunterzugehen und zu klingeln.

Das war lächerlich, aber lustig.

Wir stiegen langsam, feierlich hinunter. Wir klingelten. Im Zwielicht tauchte ein blasses, schönes junges Gesicht auf, und eine schmale, kleine, hinkende Gestalt trat zur Seite.

„Ach, Sie sind es, Madame Tessier, mit Ihrer neuen Pensionärin? — Ich bin sehr, sehr erfreut.“ Und sie streckte ihre Hand entgegen. „Bitte, treten Sie in den Salon ein.“

In dem großen, gemütlichen Raum brannte ein heller Kamin; an ihm saßen mehrere Herren und eine nicht mehr junge Dame.

Meine Wirtin stellte mich vor, und ich verbeugte mich nach der hiesigen Sitte etwas steif und zurückhaltend, ohne die Hand zu reichen.

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen. — Meine Herrschaften — Mademoiselle Lakoff“, sagte Clarence.

Die Anwesenden verbeugten sich ebenso zeremoniell. Ich setzte mich neben Madame Tessier, die in einem breiten Lehnstuhle Platz genommen hatte und neugierig um sich blickte.

Schon äußerlich wirkte Clarence sehr interessant. Kurze, schwarze, lockige Haare umrahmten ein blasses Gesicht mit regelmäßigen Zügen und leuchtenden dunklen Augen. Die schwarzen, gut gezeichneten Augenbrauen ließen die Stirn noch weißer erscheinen.

Ihre kleine, schlanke Figur zeichnete sich trotz des körperlichen Gebrechens durch eine ungeheure Lebendigkeit aus. Das schwarze Taillenkleid saß tadellos auf ihrer Gestalt — sie erschien in diesem Salon wie ein schönes lebendes Bild.

Das Gespräch, das durch unser Erscheinen unterbrochen war, wurde wieder aufgenommen. Clarence erzählte etwas sehr eifrig und lachte dabei laut. Einer der Gäste — ein junger Mann mit blondem Vollbart und faden blauen Augen — schob eine Bemerkung ein; ich verstand sie nicht. Alle lachten, Clarence am lautesten.

„Hören Sie auf, Derissé! Schämen Sie sich vor diesem russischen Fräulein ...“

„Mademoiselle Lakoff, ich muß Sie darauf vorbereiten, beurteilen Sie uns nicht zu streng. Sie sind hier in einer Pariser Gesellschaft — es herrscht hier ein sehr freier Ton; so pariserisch wie möglich ... Hier sind lauter Künstler, Schriftsteller, Schauspieler. Wir sind keine Bohême — aber doch eine sehr freie Gesellschaft, wo jeder das sagt, was er will ...“

„Das versteht sich doch von selbst, unter Freunden!“ — und aus der Ecke erhob sich die dicke, unförmliche Gestalt des Russen. Er trat auf Clarence zu und umarmte mit seinen groben Händen ihre schlanke Taille.

„Empfiehl dich, russischer Bär! Wenn du dich doch wenigstens schämen wolltest vor deiner russischen Landsmännin!“ rief Clarence, indem sie sich losriß und ihm auf die Hand schlug.

„Nun, das ist ja noch nichts“, sagte der russische Bär, keineswegs eingeschüchtert, und trat auf mich zu.

„Ich bin sehr froh, Sie kennen zu lernen. Ich bin der Bildhauer Karsinsky.“ Damit streckte er seine Hand aus, und auf seinem Gesichte spielte ein breites, gutmütiges Lachen.

Auch ich mußte lächeln, als ich ihn sah. Der Spitzname, den Clarence ihm gegeben hatte, paßte ausgezeichnet. Seine mächtige, vierschrötige Gestalt, das breite Gesicht, der üppige Bart, die Haare, die unordentlich von der breiten Stirn zurückgestrichen waren — nichts an ihm stimmte mit dem eleganten Pariser Salon. Dieser ganze plumpe, grobe Mann wirkte hier wie eine Rarität, wie eine Samojedenpuppe in einem Damenboudoir.

„Das ist Ihre Landsmännin, Herr Karsinsky“, warf Madame Tessier liebenswürdig ein.

„Ja, ich habe mit Ihnen über Mademoiselle schon gesprochen. Sind Sie erst vor kurzem angekommen?“

„Ich bin das zweite Semester in Paris.“

„So ... ich lebe hier schon vierzehn Jahre ... Aber Rußland liebe ich und vergesse es nie ... Von dem Belinsky-Denkmal haben Sie vielleicht gehört. Es ist meine Arbeit ... “

„Ja natürlich!" sagte ich freudig. „Stammt die Idee auch von Ihnen?"

„Ja. Wenn Sie wollen, werde ich Ihnen eine Photographie seiner Büste geben. Es ist eine Zeichnung von A. Belinsky ... Ich bin mit seinen Töchtern und Enkeln bekannt, sie haben mich in meinem Atelier besucht, als die Abgeordneten aus Pensa kamen ..."

„Ich danke Ihnen sehr." Ich freute mich dieses glücklichen Zufalls, der mich mit dem Künstler, von dem ich in der Zeitung gelesen, nun persönlich zusammenführte.

„Sehen Sie die Dame am Kamin", flüsterte mir Madame Tessier zu — „das ist Madame Carsolle, ich erzählte Ihnen von ihr — sie schreibt sentimentale, sehr moralische Romane — sogar preisgekrönt von der Akademie; ich liebe ihr Temperament sehr."

Ich sah mit Interesse auf den Autor moralischer Romane. Es war eine nicht mehr jung aussehende Dame; ohne die berühmte französische Grazie und Koketterie — wie unsere Damen aus der Provinz, in einem einfachen schwarzen Rock und einer unmodernen Seidenbluse. Die Frisur war einfach; auf dem frischen, hübschen Gesicht war nichts von Kosmetik zu sehen. Sie sah nachdenklich in die Zeitung und schenkte ihrer Umgebung gar keine Aufmerksamkeit.

Zwei junge Leute, der eine blond, klein, mit langem Barte, der andere brünett mit sehr lebhaften Augen und Augenbrauen, die regelmäßige Bögen bildeten, was seinem Gesichte etwas sehr Komisches gab — stritten laut lachend mit Clarence.

Madame Tessier saß still und ernst dabei. Sie sprach kaum ein Wort, folgte aber aufmerksam der Unterhaltung. Der Künstler schien etwas sehr Witziges gesagt zu haben, Clarence schüttelte sich vor Lachen und warf sich weit in den Stuhl zurück.

„Ha, ha, ha!" Sie wollte vor Lachen ersticken. Der Bildhauer lachte ebenfalls. Madame Tessier lächelte. Ich verstand nichts. Aller Augen waren auf sie gerichtet. Sie sprachen französisch und wandten dabei für mich ganz neue Ausdrücke an.

„Bitte, lassen Sie sich dadurch nicht einschüchtern, mein Fräulein", sagte Clarence und versuchte sich zu beruhigen. Sie werden häufig solche Worte hören, deren Sinn Sie nicht verstehen werden. Das ist — Argot. Die grüne Sprache, wie sie genannt wird. Da dieses Volk hier — frei ist, so legen wir uns keinen Zwang auf. Ich selbst bin sehr schlecht erzogen worden."

„Erlauben Sie, Clarence!" fiel ihr der Künstler ins Wort.

„Schweigen Sie! Ich werde die Russin vorbereiten. Sie kann sonst Gott weiß was von uns glauben. Wir sind auffallend, ja — aber keine schlechten Leute. Wir lieben zu scherzen, ohne Zwang zu lachen — darin ist wirklich nichts Schlechtes. Wir sind nicht nur Freunde, sondern auch Landsleute aus Toulouse."

„Wir sind arme Künstler, die hier Trost suchen!" sagte der Künstler, sprang von seinem Stuhle, kniete vor mir nieder, legte eine Hand aufs Herz und rollte sentimental die Augen. Das kam alles so plötzlich, er sah dabei so komisch aus, daß alle lachten.

„Sehen Sie, er gesteht Ihnen schon seine Liebe ein. Das ist entschieden zu rasch, Henri!" rief Clarence.

„Ich bin aus der Schnee- und Eiszone, da taut man nicht so rasch auf.“

„In der Südsonne taut das nordische Eis sofort!“ rief der Künstler mit komischem Pathos.

Ich senkte die Augen, und während ich darüber nachdachte, was ich erwidern sollte, sprang er auf und streckte befehlerisch seine Hand aus.

„Sehen Sie, Clarence, sehen Sie, wie Mademoiselle reizend in dieser Pose ist!“

Ich fühlte die neugierigen Blicke aller auf mich gerichtet und errötete.

„Ach, wie reizend! Was sind Sie für ein feines Modell! Diese Gesichtsfarbe — zart, durchsichtig, natürlich, nicht künstlich, wie bei allen Pariserinnen.“

„Ja, mit meiner Landsmännin kann ich Staat machen; Sie müssen sehr gut gebaut sein“, sagte der Skulpteur ernst, indem er mich aufmerksam betrachtete.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Ich fühlte, daß man hier aus dem Rahmen des gewöhnlichen bürgerlichen „Anstandsbegriffs“ heraustrat und verstehen müßte, sich in die neue Atmosphäre hineinzufinden.

Dabei fühlte ich mich in meinem künstlerischen Empfinden doch geschmeichelt. Ich habe keine weibliche Eigenliebe, aber eine ungeheure Liebe zur Kunst. So war es mir angenehm zu hören, daß ich mit meinem Äußeren der Kunst dienen könnte — vielleicht eine künstlerische Idee bedeutete.

Madame Tessier sah auf die Uhr und stand auf. Sie mußte ihrem Gatten das Essen rüsten. Ich erhob mich ebenfalls. Clarence verabschiedete sich herzlich und bat, die Dienstage nicht zu vergessen.

„Nun, wie hat es Ihnen gefallen?“ fragte Madame Tessier, als wir die Treppe hinaufstiegen. „Sie sind etwas frei, aber sehr liebe Menschen.“ Und ich antwortete ihr warm, daß ich ihr sehr dankbar bin für diese Bekanntschaft, und daß es wirklich nette Menschen seien.

14. November. Heute morgen erhielt ich eine Visitenkarte: E. Lencelet, Interne en médecine des hôpitaux. Und von seiner Hand geschrieben stand unten: „wird in Boucicaut Donnerstag gegen vier Uhr sein, wenn Ihnen diese Zeit paßt.“

Wenn mir die Zeit paßt! Und wenn ich tausend Dinge vorhätte, lasse ich alles und gehe hin.

Heute begannen die Vorlesungen der juridischen Fakultät. Als ich im Pariser Winterkleid ins Auditorium trat, herrschte allgemeine Freude der Studenten über meine Rückkehr. Ich war ja die einzige Frau in unserem Kursus.

Ich hörte zerstreut die Vorlesungen an, ging in die Bibliothek und suchte die Zeit totzuschlagen.

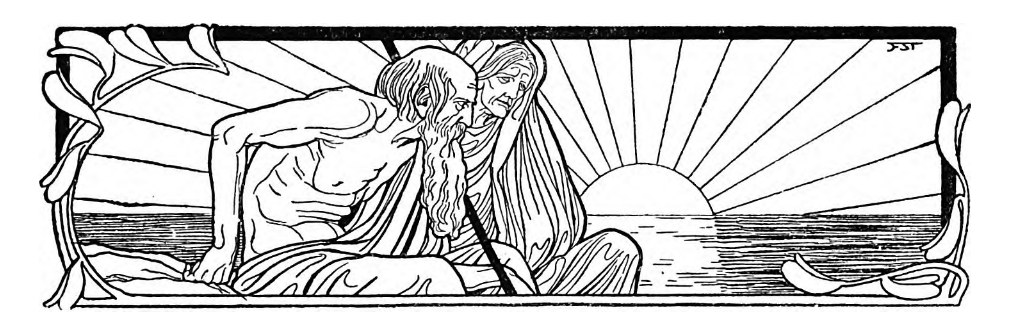
Dann fuhr ich nach Boucicaut. Das Stubenmädchen öffnete die Tür: „Herr Lencelet bittet sehr um Entschuldigung. Er hat nicht auf Sie warten können. Er ist telephonisch zu einem Kranken bestellt worden, und er mußte gleich abreisen. Er wird Ihnen eine andere Zeit bestimmen.“

„Danke sehr.“

Ich ging weg. Mein Herz krampfte sich schmerzlich zusammen. Was soll ich tun? Er mußte gleich abreisen ... so kann ich also nicht warten. Wenn er aber ... doch hätte bleiben wollen ... Ich brauche ihn ja nötiger, als ein anderer Kranker.

(Fortsetzung folgt)





Vom Zurückschauen

Von A. Fendrich

Das Zurückblicken ist deshalb so gefährlich, weil wir gewohnt sind, aus unseren Erfahrungen logische Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen, und zwar meist nur negative. Die Hoffnungslosigkeit hat ihre Wurzeln immer nur in der Vergangenheit. Nun sind aber die Variations- und Mutationsmöglichkeiten in der Zusammenstellung der Faktoren, welche bestimmend wirken auf unser ganzes Dasein wie auf die einzelnen Ereignisse in unserem Leben, ungeheuer zahlreich. Es ist würdiger, sich die tiefe Wahrheit zu eigen zu machen, daß alles immer wieder ganz anders kommt, als nach der billigen Weisheit des alten Ben Akiba mit dem selbstgefällig aufgehobenen Zeigefinger zu leben.

Beim Zurückblicken kommt also das logische Schließen, besser gesagt, die Tätigkeit der reinen kritischen Vernunft in schroffen Gegensatz zu den uns unbegreiflichen Variationsmöglichkeiten der Dinge im Weltall überhaupt, und so erhält das bekannte, meistens nur mit einem frommen Seufzer zitierte Wort von den Wegen Gottes, die höher sind als Menschenwege, eine kraftvolle realistische Bedeutung. Wir sehen somit den Fall, daß eine der stärksten geistigen Fähigkeiten des Menschen, das logische Schließen, dem Menschen in seiner äußeren und inneren Entwicklung hindernd in den Weg treten, ja ihm direkt den Zugang zu einem neuen Leben versperren kann, weil es die Fäden aus der Vergangenheit in die Zukunft weiterspinnt, und zwar nicht nur im äußeren materiellen Geschehen, sondern auch im inneren, seelischen. Denn wir wissen alle, wie sehr auch das Leben unseres Körpers abhängig ist von unseren psychischen Vorstellungen. Es erweist sich, daß in einer neuen Art des Lebens aus der inneren Notwendigkeit heraus die kritische Vernunft und der logische Schluß eine sehr problematische Natur annehmen kann. Sie ist das Tau, welches den Schiffsrumpf auf dem Stapelplatz wie an einem letzten Faden hält, und das gekappt werden muß, wenn das Schiff flott werden soll. Damit sind aber auch die Fäden in die Zukunft gekappt und der Mensch steht in seinem Denken isoliert zwischen Vergangenheit und Zukunft, immer nur im Augenblick lebend. Denn das logische Denken braucht Zeit nach vorne und nach hinten, ebenso wie das Fädenspinnen Raum in mindestens zwei Richtungen voraussetzt. Die kritische Vernunft wird also in die Lage des Fisches versetzt, der aus dem Wasser plötzlich aufs Trockene gerät und nun nolens volens versuchen muß, mit Atmen das

Leben zu erhalten. (Das ist wahrscheinlich, grob biologisch gesagt, der Weg, auf dem in der Reihe der Artenentwicklung durch Jahrtausende sich Kiemenatmer zu Lungenatmern entwickelten.)

Der ähnliche Vorgang findet beim suchenden Menschen statt, wenn ihm sein bisheriger fester Boden, das bewußt logische Schließen, unter den Füßen weggezogen wird. Dieser muß dann notgedrungen nolens volens die Organe entwickeln, um in einem neuen Element existieren zu können. Die neue Lebensluft ist aber gar nichts anderes als die Welt der „unbewußten, unmittelbaren Empfindungen“, und ihr Empfänger ist nicht das Gehirn, sondern was der Grieche „Pneuma“ nennt. Das empfindet jeder suchende Mensch als ein unbekanntes Dunkles, aber Vorhandenes, als ein zwar Lebendiges, aber nicht Waches in sich, das unter allen Umständen nach Wachen und Wachsen drängt. Damit ist aber erwiesen, daß das Zurückschauen, wie es immer nur vom Durchschnittsmenschen geübt wird, um da Schlüsse für die Zukunft ziehen zu können, wo er sich unsicher fühlt und Befürchtungen hat — weil es nämlich für ihn ein Dogma ist, daß ähnlich wie es einmal früher war, es auch immer sein wird — an und für sich die Unmöglichkeit bedeutet, in einer Form des Lebens aus ganz anderen Bedingungen, Quellen, Nahrungsmöglichkeiten, kurz aus der inneren Notwendigkeit heraus zu leben. So krönt als letzte Schlußfolgerung dieser das logische Denken in seiner ganzen Gefährlichkeit aufdeckenden Reihe von Schlüssen das Wort, daß wer zurückschaut nicht geschickt ist. Zugleich wird aber auch auf diese Weise der ungeheure und nicht zu entbehrende Wert des logischen Schließens klar erwiesen, sei es auch nur der ungeheure Wert der Selbststrangulation des Lebens, wenn es einzig und allein aus der kritischen Vernunft heraus gelebt werden will.

Was können wir aber nun tun, um von den logischen Schlüssen aus der Vergangenheit in die Zukunft, die uns wie Gespenster einspinnen, freizuwerden?

Ja, die Gespenster! Wenn wir nur noch an diejenigen glauben könnten aus der guten alten Zeit! Die erschienen einem dann und wann einmal, klopften, seufzten und schwebten vorüber. Sie waren deshalb gefährlich, weil sie sich sichtbar machen konnten. Sie sind abgetan, wie die alten Götter. Fürchtet aber diejenigen, die sich unsichtbar zu machen verstehen. Das sind anmaßende Nichtse voll zäher Daseinskraft, und saugen ihr Leben aus unseren Vergangenheiten, die wir nicht abzuschütteln vermögen. Die einzige Rettung vor ihnen ist, sie auszuhungern dadurch, daß man weder in der Vergangenheit noch in der Zukunft, ja wenn es Mittag ist, weder am Morgen noch am Abend, ja wenn es ½12 Uhr ist, weder um 11 noch um 12 Uhr, sondern immer nur in der Sekunde des Augenblickes lebt, und zwar aus allen Kräften, aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüte. Nur an diesem winzigen Hebel der Sekunde haben wir unser ganzes Dasein in der Hand. Es gibt nur eines, was das Gespenstergespinst der logischen Schlüsse nicht erträgt: das Leuchten des Lebens im Augenblick der rotwangigen Tat oder des aus frischen Augen leuchtenden Gemüts.





Der Scheideweg

Ein Tag Hebbels in Kopenhagen

Von Klara Hofer

Das Moltkesche Palais in der Frederiksgade in Kopenhagen strahlt in Licht, der große Speisesaal ist aufgemacht und frisch gewichst; alles Silber ist an den Wänden. Der zweite Diener reibt noch einmal mit dem Rohseidentuch die Teller über, der erste trägt vom Seitentisch die gefalteten Servietten herzu. Es sind lauter Schwäne mit gesträubten Flügeln und erhobenem Kopf; jetzt geht rings um den runden Tisch eine Kette von Schwänen, schneeweiß, stolz die Flügel breitend, den Hals vorschießend, als ob sie den Gast anzischen; das sind die Wappentiere der Moltkes: der nordische Wildschwan.

Die Diener sind in Escarpins und Schnallenschuhen; Herrendiner, Hof und Verwaltung, ein kunstinteressierter Laie: ein Zweckessen. Auf dem Tisch gehen strahlenförmig schmale Kristallrinnen nach allen Seiten, sie sind mit Maiglocken gefüllt, ein blühender Stern; der dritte Diener schleppt den Tritt herbei, er steht auf den Stufen und zündet die Wachskerzen der Krone an, sein glattes rotes Froschgesicht glänzt; der Herr Graf wird sie loben, sie haben sich selbst übertroffen.

Der Herr Graf ist ein feiner Mann, bei dem ist man gerne, die Frau Gräfin mäkelt gern herum, sie ist eine Bürgerliche, zu Geld gekommen.

In ihrem Salon steht die Gräfin und sprengt Eau de Cologne auf die Ofenplatte; der Graf steht dabei, er denkt an das Land. Seine Mutter und die blonden Schwestern hielten die weißen Mullkleider voll Rosenblätter, die Sonne schien durch Buchenlaub und vom See her kam ein kühler Zug; die Rosenblätter dufteten stark. Sie kamen in den Potpourritopf und Salzschichten dazwischen; den stellte man im Winter an den Ofen und nahm den Deckel ab, davon roch das ganze Zimmer nach Rosen. Malvine kennt das nicht; das liegt an der Familie, sie hat keine Tradition.

Die Gräfin seufzt und betrachtet sich im Spiegel. Sie ist dunkel und groß, junonisch sagen die Verbindlichen. Sie ist stattlich, wie sie dasteht; die Züge sind ein wenig grob, die Ellbogen zu stark. Die Gräfin Birkenäs hat ein viel gröberes Gesicht und noch knochigere Ellbogen, ja, sie sieht gewöhnlich aus. Trotzdem ist sie eine große Dame. Das kommt von innen: das macht das Blut.

Der Diener öffnet die Türen; ein großer, hagerer, blonder Mann erscheint auf der Schwelle. Der Graf reckt seine etwas zusammengefallene schmale und hohe Gestalt auf, er geht dem Gast verbindlich entgegen, den rechten Ellbogen ein wenig erhoben, die Linke zwischen den Knöpfen der schwarzseidenen Grosgrainweste. Die Gräfin bleibt bei der Servante, sie macht Figur, sie stützt den linken Arm leicht auf das niedere Gesims, so wirkt sie schlanker. Der Gatte murmelt die Präsentation, die Dame hält die Hand hin, ein Strahl von den facettierten Steinen zuckt davon auf zu dem Gast; der Fremde drückt die Hand und läßt sie sinken. Die Gräfin macht ein pikiertes Gesicht; ein Mensch ohne Erziehung, eine Bête. Was denkt sich der Hamburger Vetter? — Die Reinblütigen lassen sie zu oft fühlen, daß sie zweitrangig ist; das nimmt ihr Unbefangenheit und weibliche Güte, und sie achtet mißtrauisch und ehrgeizig auf jede Belanglosigkeit. —

Der Graf macht Konversation, die Gräfin spricht dazwischen. Ihre Stimme klingt etwas forciert in Gesellschaft, eine Nüance zu hell und zu hoch, man spricht jetzt so bei Hof. Sie sieht den Gast von oben herab an, schon kommt etwas wie Gereiztheit in den Ton, ganz tief unter der Decke.

Der Salon füllt sich, die Herren treten ein, imponierend oder zierlich oder nur würdevoll; alle elegant, Kulturmenschen, soigniert, tadellos. Der Raum füllt sich mit einer gewissen Atmosphäre; Hofluft, Beamtenhierarchie, blaues Blut. Der Fremde steht dazwischen, er ist wie von einem andern Stern, landfremd, wesensfremd, lebensfremd. Auf einmal empfindet er seine Haltung als schlecht, seine Kleidung als plump, sein Haar als zu lang, seine Nägel als nicht gepflegt; tausend kleine Dinge, die er sonst nie gefühlt hat, sind auf einmal da, machen ihn verlegen, nehmen ihm die Unbefangenheit. Die Herren sind artig, ab und an von der Seite ein schneller, vorsichtiger Seitenblick. Die Gräfin zuckt gegen den Konferenzrat Dankwart die vollen Schultern; mit diesem Dichter wird man nicht Ehre einlegen bei Majestät.

Hebbel fühlt alles, das ist jener sechste Sinn; er steht immer fremder da. Die Unterhaltung springt, ein glänzender, funkelnder Ball; einer wirft dem andern das Wort zu, der fängt es auf, graziös, lächelnd, verbindlich, gibt ihm irgend einen prägnanten Stoß, es fliegt wieder auf und schillert in neuen Richtungen. Zuweilen, nach einem besonders brillanten Coup, ein leises, murmelndes Lachen im Kreis, diskret, wohlerzogen, gehalten. Hebbel lacht auch mit, es klingt anders als die andern lachen, nicht nur lauter. Er merkt es und wird noch verlegener. Man fragt ihn, er antwortet ungeschickt; er wird angeredet, er schneidet durch seine Erwiderung dem andern den Weg ab, die Unterhaltung ungezwungen weiterzuleiten. Er möchte sich umdrehen und weggehen; was soll er hier? Verdammte Situation. Und dabei empfindet er doch wie einen leisen künstlerischen Reiz die Anmut alter Kultur, die hier durch eine leichte Unnatur durchblickt, den funkelnden Reiz hochgeschliffener gesellschaftlicher Technik.

So selbstverständlich stehen diese Leute da, so korrekt und selbstverständlich verbeugen sie sich. Auf einmal hört er die Doktorin sagen: „Ihre Verbeugungen sind immer noch reichlich rustikal, lieber Freund; richten Sie Ihre Aufmerksamkeit darauf, ein gutes Kompliment bedeutet viel in der Welt!" — O, er weiß es, er

macht eine klägliche Figur. Und wieder der würgende Ingrimm des Prätendenten, dem niemand glaubt, an den niemand glaubt, dies Bewußtsein des Gottesgnadentums, und des Bewußtseins zugleich, daß seine Münze hier nicht gilt. Irgend ein Hansnarr mit guten Manieren würde mehr Wohlwollen und Interesse finden als er. Er hat immer das Gefühl, er muß den Rock auseinanderschlagen, wie in den Volksstücken der unscheinbare Herr im grauen Habit; dann sinkt alles ringsum zusammen vor dem Stern des Königs. Hier ist auch der Stern inwendig, das königliche Abzeichen — das sieht keiner.

Die Gräfin rückt an dem großen Topas, dessen breite Fassung ihr Handgelenk umspannt. Der dicke Reif läßt es schmaler erscheinen. Sie streift den Gast mit einem mokanten Blick, eine Sekunde lang wirken ihre Züge fast gemein; irgend ein Krämerweib mit abgebrühten Zügen blickt daraus den Dithmarscher von vor hundert Jahren an, der jetzt aus Hebbels Gesicht blickt, scheu, verbittert, verhungert, in dem das Mark der Vorväter vermürbt: Ich habe es weiter gebracht als du. —

Man wartet immer noch auf den letzten Gast, den Legationsrat von Bülow, einen unterrichteten Mann, mit Verständnis für Kunst. Die Gäste unterhalten sich nur noch untereinander von internen Dingen, Hebbel ist erledigt. Die Hausfrau läßt sich von dem Etatsrat Dumreicher bekuren, er ist persona grata in Gnadensachen. Das Paar blickt sich verständnisvoll an: Love's labour lost. Der Graf hält mühsam eine Unterhaltung mit Hebbel im Gang, sein vornehmes, hageres Gesicht mit der hohen Stirn zeigt eine leichte Verlegenheit. Der Gast fühlt, er hat den Eindruck, Hebbel sei nie in guter Gesellschaft gewesen. — Warum war es in Hamburg denn nicht so schlimm mit ihm?

Die Türen öffnen sich wieder, ein leichtes Aufatmen in dem schon etwas ermüdet werdenden Kreis. Herr von Bülow tritt ein, ein noch jüngerer Herr. Er lächelt und grüßt, küßt der Gräfin die Hand; sie läßt sie ihm gnädig. Der Schlitten hat ihn umgeworfen, er bittet gehorsamst um Nachsicht. Die Dame wehrt verbindlich ab, sie ist eitel Huld. Herr von Bülow ist ein so hochgebildeter Mann, „man kann von ihm lernen", hat Majestät gesagt. Der Legationsrat drückt Hebbel die Hand, ein herzlicher Blick kommt in seine blauen Augen: „Ich habe viel von Ihnen gelesen, Herr Doktor" ...

Da schlagen die Speisesaaltüren von innen auf, die Gräfin wendet sich von dem meldenden Diener ab: „Meine Herren, darf ich bitten!

* * *

Auf Silberplatten funkelt das gehackte Eis, blitzend klar; darüber die sanften Perltöne der Austern, das scharfe Gelb der Zitrone. Die Diener gleiten um den Tisch. Die Maiblumen duften, das Silber blinkt von den Wänden, die Wachskerzen scheinen mild und feierlich von den fünfarmigen Leuchtern. So sanft und schmerzlich süß hüllt der wehmütige und durchdringende Duft das Gefühl ein, lockt die Seele in eine ferne Welt — so dicht standen die kleinen elfenbeinernen zarten Glocken zu Haus im Gehölz, so heiß strömte ihr Duft in die sonnendurchzitterte Luft, unter den durchschimmernden Blättern. Da lag er oft als kleiner Junge den halben Tag auf dem Rücken im Grase und guckte in die Wolken, und dachte, die lieben heiligen Engel könnten ihm wohl einmal eins von ihren goldnen

Spieldingen herunterwerfen. Er verzieht den Mund. Nein, es fällt nichts vom Himmel. Man muß es sich selbst sauer werden lassen um alles, selbst um Güte und Anteil. Um Güte und Anteil betteln! Um das, was nur freiwillig schön ist, von Zwang nicht wissen darf, dessen Hoheitsrecht es ist, vom Himmel zu fallen wie Tau ... Rechts und links unterhalten sich die Nachbarn, das Gespräch schwirrt, es hebt und senkt sich wie ein spielender Vogel, dessen Schwingenspitzen die Tiefe streifen und silberne Tropfen auffunkeln lassen über den schweren Abgründen unten; und es steigt wieder in die Sonne empor, leicht und glücklich, und blitzt im Licht, als wäre es selbst Licht, wie weißes Taubengefieder.

Es ist ihm unverständlich, so leicht zu sprechen; das lernt er nie, das ist das Produkt generationenlanger Gewöhnung. Warum ist er so ausgeschlossen unter diesen Leuten von Welt? Weil sein Reich nicht von dieser Welt ist? ... Er hat kein Bewußtsein mehr seiner überlegenen Kraft; diese Selbstverständlichkeit und lächelnde Form und festgelegten Sitten, die er nicht beherrscht, machen ihn ohnmächtig wie Simson unter den Philistern, zeigen ihm klar und grausam: Dies ist die Welt, und was Geltung hat in der Welt; diese Welt lehnt dich ab, du gehörst nicht zu ihr, sie weiß nichts von dir. In dem Haus ihm gegenüber, in der Knaebrestraede, ist ein Kind; es hat so lange blonde Locken wie Max, die Mutter hat es oft bei sich am Fenster und hätschelt und liebt es so zärtlich wie Elise den kleinen Max, — ihm fällt aufs Herz, wie oft er das süße, vertrauende Kinderhändchen so kalt zurückgestoßen hat, wenn es ihn störte in seinen verbitterten Gedanken ... Märchen hat ein Bilderbuch mit hübschen Zeichnungen in der Art der alten Meister. Davon ist ein Bild so schön, eine junge Mutter, die hält das frierende Kind warm im Schoß unter einem kleinen Dach, über das die großen kalten Flocken wehen; darunter steht: O Mutter, halte dein Kindlein warm, die Welt ist kalt und helle, und halt' es fromm in deinem Arm, auf deines Herzens Schwelle. — Das fällt ihm jetzt ein ... die Welt ist kalt und helle ... kalt und hell, o ja.

Er rafft sich auf aus seiner Versunkenheit. Solche verfluchte Weichlichkeit und Sentimentalität! Sein Nachbar redet ihn an, sie wechseln ein paar Redensarten über das Schachspiel; die Unterhaltung schläft wieder ein. Dieser Fremde ist so entsetzlich schwerfällig, denkt der gewandte Däne. Wahrhaftig, wie ein fremder Stein im Schachbrett, der sich nur hin und her schieben läßt, mit dem auch der gewandteste Spieler nichts anfangen kann ... Eine Professur in Kiel will der Mann — sonderbar. Na, hoffentlich hat er's innerlich.

Der Herr rechts sieht die vergeblichen Versuche mit an. Er probiert es nun selbst; er hat Zartgefühl, der Fremde tut ihm leid. Er bringt die Rede auf Homer, das ist Hebbels Element. Er spricht und spricht, er vergißt das Essen, er kommt ins Dozieren, wie in München, wenn alle an seinen Lippen hingen in dem abendlichen Garten. — Der Etatsrat hört sich das an; der Mann redet gut, so etwas hört man gern als Vortrag: gediegenes Wissen. Aber Zeit und Sammlung muß man haben; hier, entre la poire et le fromage, hat man das wirklich nicht. — Sapristi, nun ist der Kerl vorbei mit der getrüffelten Ente; er hätte gern noch eine Scheibe genommen, der Pâté aux foies gras ist so deliziös. Er wird etwas unruhig, blickt sich um, — Hebbel begreift: er langweilt ihn. Von drüben sieht

er die Augen der Hausfrau kühl und kritisch auf sich gerichtet, sein Kopf wird heiß. Wäre das doch erst zu Ende! Über jedem großen Schicksal und unter jeder Erbärmlichkeit: so ist es ja sein Leben lang gewesen. —

Die Tafel wird leerer. In den muschelförmigen Silberschalen steht das lawendelduftende Wasser, auf den Tellern ein paar Fruchtschalen und Mandelhülsen. Die Gräfin wirft dem Gatten einen Blick zu, sie verneigt sich gegen ihre Nachbarn rechts und links; sie erhebt sich und rauscht am Arm des Rangältesten zur Tür. Die Diener flankieren die Tür wie zwei Bildsäulen, die Flügel fliegen auf, die Hausfrau erwartet im Salon die Nachkommenden, die einzeln oder in Gruppen herankommen, verbindlich, strahlend, ihre Verbeugung machen, ihren Handkuß anbringen. Hebbel verneigt sich gegen all die Hochmögenden, sie sind guter Laune nach dem guten Diner, er grüßt sechs und acht, er vergißt drei oder vier: Sakrileg im höflichen Dänemark. Der Etatsrat Dumreicher nimmt seinen Kollegen vom Finanzministerium entrüstet beim Rockaufschlag: „Böotische Sitten, Herr Kollega! Und nicht einmal guter Wille! Wir sind doch sonst nicht so — unser Andersen ist ein Flickschusterssohn! Der gute Wille, der gute Wille!"

Hebbel steht auf einmal wieder allein. Ihm ist, alle sind gegen ihn. Und in Hamburg sitzt Elise, hat den Kleinen auf dem Schoß und nichts zu bitten, als daß er etwas erreicht in Kopenhagen. — Das ganze letzte Jahr hat er nichts gemacht als ein paar Gedichte, das ganze unwiederbringliche, unersetzliche, lange Jahr; wenn er hier nichts erreicht, was dann? — Er denkt an den Tag der Überfahrt, wie er in Kiel warten mußte; er ging nach Düsterbrook hinaus, bis der Dampfer kam. Es war solch grauer Novembertag, der Regen tröpfelte, das Wäldchen war vergilbt, die toten Blätter faulten am Boden. Er ging und betete zu Gott. Ein toter Fisch lag am Wege, das Wasser hatte ihn ausgestoßen; es kümmerte sich nicht darum, wie er verende ...

Die Gräfin erzählt von der Oper. Sie hat ein Logenbillett übrig, sie ist zum Tee befohlen zur Prinzessin Gustav. Sie bietet es dem einen Gast an, er ist verhindert; ein zweiter auch. Sie will Hebbel eine Freundlichkeit erweisen, vielleicht darf sie es ihm anbieten? Da ist wieder dieser Dithmarsische Bauernstolz, der immer zur Unzeit kommt. Soll er nehmen, was andere nicht mögen? Er dankt, etwas kurz, fast unhöflich. Einige blicken sich an.

Der Legationsrat von Bülow tritt zu ihm. Er hat von ihm gelesen, sie kommen ins Gespräch. Hebbel wird wieder wärmer, der Mann sieht ihn so herzlich an. Sie sprechen über die Judith, und eine Professur will Hebbel? — In Kiel? — Ja, es ist noch zweifelhaft, ob sie wieder besetzt wird; der Lehrstuhl für Ästhetik ist vakant, er weiß.

„Konferenzrat Dankwort kennen Sie doch, da waren Sie doch? Sind Sie von Majestät empfangen, Herr Doktor? — Beim Hofmarschall haben Sie sich doch wohl gemeldet? Der verschafft Ihnen dann gleich Audienz." —

Hebbel antwortet. Er denkt daran, wie man an allen Stellen ihn stehend empfangen hat, wie lange er im Vorzimmer des Hofmarschalls gewartet hat, wie viel besternte und bebänderte Exzellenzen da ab und zu gingen, wie abgehetzt und zerstreut der Hofmarschall war ... Solche Demütigungen hat Gutzkow nicht

nötig, und die andern alle ... die ernährt das Metier, — warum kann er kein Metier machen aus seinen Gaben? ...

Er erzählt, daß er dem Hofmarschall erst seine Werke für den König übergeben habe.

Herr von Bülow neigt höflich den blonden Kopf. Ob Majestät Zeit hat, die anzusehen? ... Er sagt es nicht. Er denkt es bloß.

Der Legationsrat blickt auf die Stutzuhr. Es ist bald Zeit, sich zu empfehlen; er hat noch nicht mit allen älteren Herren gesprochen, so spät, wie er kam; das darf er nicht versäumen, man achtet streng darauf in der kleinen Residenz.

Er schüttelt Hebbel die Hand. Unwillkürlich nimmt er ein wenig seine gesellschaftliche Verabschiedungspose an, er bietet Hebbel seine Dienste an, hofft auf nähere Bekanntschaft.

Hebbel verneigt sich, nimmt seine Karte aus der Tasche und überreicht sie dem andern, wie er es bei den Studenten gesehen hat.

Das Gesicht des liebenswürdigen Mannes bekommt einen solchen Ausdruck von peinlichem Erstaunen, daß Hebbel sofort merkt, er hat wieder einen faux pas begangen.

Herr von Bülow hat sich schon wieder gefunden, er winkt Hebbel freundlich zu und tritt zu Etatsrat Dumreicher. — Der Mann ist etwas „verbiestert" in dem fremden Kreis, das lernt sich alles.

Hebbel wird immer verwirrter. Der Rangälteste bricht auf; Gott sei Dank, nun kann er auch weg. Die Gräfin fragt ihn nochmals wegen des Billetts. Er ist so nervös, daß er wieder brüsk ablehnt; ringsum wundert man sich. Nur fort, nur fort. Er verneigt sich hastig gegen die Zurückbleibenden, Herr von Bülow blickt erwartungsvoll nach ihm hin, Hebbel sieht über ihn weg und verläßt das Zimmer. Der Diener hält ihm den abgeschabten Überzieher mit dem baumwollenen Futter hin; er greift in die Tasche und wirft dem Menschen zwei Taler hin. Von zwei Talern lebt er sonst eine Woche. Das eine Geldstück rollt auf den Teppich, der Diener bückt sich mit mokantem Lächeln: Tölpel. Er taucht wieder empor und öffnet mit korrekter Haltung und undurchdringlichem Gesicht die Tür. Hebbel atmet auf. Gott sei Dank, er ist draußen.

* * *

Er geht den verschneiten, eisfunkelnden Weg entlang, am Himmel funkeln die Sterne auch so eisig, die hohen Paläste rechts und links liegen stumm und grau. Ihm ist elend zumute. Er hat Hunger, er hat sich nicht halb satt gegessen; gewiß, er lernt nie, mit Menschen auf einen selbstverständlichen Fuß zu kommen. Das ist ein großes Unglück, unendlich viel hängt davon ab, wie der Mensch sich darstellt, das erkennt er wohl. O Bitterkeit, von Wohltaten abhängig ... Dem einen teilt Gott das fröhliche Geben zu und dem Bruder das harte Nehmen ... Nur weil er die höchsten Kräfte nicht mißbrauchen will, nicht kann ...

Der Schnee knirscht unter seinen Füßen, er merkt nicht, wie er friert. Er friert innerlich, er hat Heimweh. Nach einer milden Stimme, einer sanften Hand, ach! Heimweh nach Elise.

Er versinkt ganz und immer tiefer in diese schmerzenden Gedanken. Was

soll nur werden? Er kann nicht arbeiten in dieser Häuslichkeit da in Hamburg, sein Bestes vertrocknet in diesem dürren Einerlei. Alles ein Vorwurf, ein stummer und lauter: Elise in ihrer Lage, die alten Leute, selbst das Kind. Dieses holde, frische, liebliche Kind ein Vorwurf, eine Forderung, die unerträglich drückt, er kann es kaum noch sehen ... Wie oft stößt er es zurück, wenn es die Ärmchen ausstreckt, nicht aus Haß, wie sollte er sein Kind hassen? Aus Angst, aus nackter Angst, die ihm die Kehle zudrückt, es ist da, es wird größer, es fordert, fordert ... Und statt sich vor ihm zu fürchten, liebt es ihn nur noch inniger, sieht ihn nur klagend an mit diesen großen blauen Augen, in die dann so schmerzliche Tränen kommen, anders als Kindertränen sonst sind: die ganze Liebe und der ganze Schmerz der Mutter ist in diesem Kind lebendig. Ach, wenn er ihr einmal alles vergelten könnte, Kummer und Sorge und Entbehrung und Schande und Schmach! — Er bleibt stehen, er ist wie außer sich, er drückt die Stirn an die eisige Häuserwand neben sich. Gott! Schalen von Glück läßt du überfluten auf Millionen Unwürdige; sieh doch ihre Seele an, ein einziger Tropfen Glück für die arme, Vertrauende, Aufopfernde!

Er steht wie in Betäubung. Die Sterne blitzen, der Mond sieht kalt und klar herab, der Schnee funkelt.

... Unbekannt mit der Welt, nur mit meinem Schmerz vertraut, nichts besitzend als meine Hoffnungen, oft verzweifelnd an meinem innersten Selbst, von niemanden verstanden, unter erniedrigender Behandlung fast erliegend: war es ein Wunder, wenn ich wie ein Sterbender in die Luft griff? Wenn ich nach Spinnwebsfäden faßte, mich daran zu halten? — So griff ich in dein Leben ...

Was soll werden, was soll nur werden? Er hat keinen Glauben an die Zukunft mehr: hier erreicht er nichts. Was ihn aufrechterhielt, ist tot. Die Jahre, die er für Schmerzen- und Prüfungsjahre hielt, sind die guten gewesen; jetzt kommen die bösen ... jetzt geht's hinunter, tiefer, immer tiefer, bis die Erde sich erbarmt und ihn aufnimmt. Wäre nur das Kind nicht, nicht Elise — ?

Diese furchtbare Zukunft, die auf ihm lastet, die ganze unendliche Ewigkeit eine einzige ungeheure Säule von finstern Tagen und Nächten, die auf ihn drückt. — Auch dieser Schritt des Stipendiums wegen aufs Geratewohl, war er nicht Wahnsinn? Was bleibt nun? Der Telegraph? Campe hat ihm gesagt, er würde wahrscheinlich mit Gutzkow brechen — oder Gutzkow mit ihm — ob er den Telegraphen dann will? — Die Sache zieht sich in die Länge, auch das wird nichts sein. Und wenn es wäre —

Er weiß es, das wäre der Tod für sein Bestes. Er kann nicht schriftstellern. Das muß ihn zugrunde richten ...

Er bleibt stehen und denkt nach.

Warum kann er nicht sein wie die andern, die Geibel und Raupach und Helm? Warum nicht den alten Puppen neue glänzende Röcke anziehen, wie die ästhetischen Schneider alle? Warum kann er nur neue, fremde Bildungen hervorbringen aus Urtiefen, die das Publikum nicht versteht, die es entsetzen und erschrecken?

Er senkt den schmalen Kopf mit der vorgewölbten Stirn. Hinter dieser Stirn sind eiserne Gedanken, die abstrakt logischen Folgerungen einer absoluten Gerechtigkeit, deren Maßstab von Durchschnittsmenschen nicht zu handhaben ...



Warum kann er dem in sich nicht gebieten? Warum zwingt er es nicht? Warum benutzt es ihn, statt daß e r es benutzt, es unterjocht, es sich dienstbar macht?

Dann hätte alle Not ein Ende ...

Er kommt in eine Allee. Lauter verzauberte Äste, weiß gegen den schwarzen Himmel, es klirrt und starrt rings von Frost. Es ist, als ob alles klingen müßte, wenn der Wind es bewegte, fern und silbern, gläsern und spröde. Ihm ist, er hörte das feine Schwirren, es kommt näher, jetzt wird es deutlich: Schlittengeläut. Es kommt heran, traumhaft und schwebend, der Rappe hat Reif in der Mähne und schnaubt, die Schellen klirren, weiße Riemen blitzen. Es kommt näher, es gleitet heran, dunkle Felle, Rauchwerk mit silbrigem Flimmer, ein weißes Antlitz aus Pelz und Flören ...

Er steht in der Winternacht, er starrt in dies Gesicht. Scharf gezackte stolze Züge, eine Haut, die der Mond so klar gebleicht hat, die die Sonne nicht erreicht, ein Auge, nicht blau und nicht grau, von seltsam trockenem Glanz, als wenn das Wesen, dem dies Auge gehört, zuweilen niedertaucht in Fluten, daß die scharfe, schneidende Luft es nicht austrocknet — Valkyriengesicht. — Der Mann blickt starr in diese Züge, Ort und Zeit schwinden, es ist in ihm, als ob ein versiegelter Brunnen den Bann sprengen will — leise, gespenstisch zieht es vorüber, eine Bärentatze von der Schlittendecke schleppt nach ...

Er steht wie vor den Kopf gehauen. Aus was für Zeiten blickten diese Augen, was haben sie einmal bedeutet in seinem Leben, wann hat er in dies trockene, mystische, schillernde Grau geblickt?

Er faßt mit der Rechten den nächsten Baum; es rieselt eisig herab, lauter schwebende weiße Vögel, aus dem Land der Träume. Seine Augen sehen starr vor sich hin auf den weißen Schnee. Es ballt sich, es fließt und schwebt, es weicht zurück und teilt sich und schlägt auseinander wie ein Vorhang — das sah er schon einmal: Gesicht des Vergangenen, fortwirkend Lebendigen ... er schaut ... er sieht ... Gläserne Flut, starrendes Eis, blutiges Nordlicht über weitem weißen Schneestrand; Geysirs dampfen, Feuerberge lohen, brodelnde Dämpfe hüllen die Insel ein ..., seine Augen treten aus dem Kopf, er ist nicht mehr bei sich ..., seine Hand zuckt ... Drachenschiffe; Eberhauer und Wolfsköpfe über niedern Stirnen; im Flammenwall Zinnen, phantastisch und schwarz; über der Mauer ein Haupt, umzuckt von Blitzen, eine Stirn, blaß wie Mondlicht, die Meeraugen starr ...

Der Schweiß bricht ihm aus; er läßt den Stamm los und taumelt. In Kopenhagen, im nüchternen Jahr zweiundvierzig, fühlt er die Urzeit in seinem Blute brennen wie einen alten Schmerz. Halb Vertrautes, halb Gespenstisches, ach sinnlos beseligendes Aufstrahlen — das Schwert im Blut, der Stahl im Instinkt, was ihn fremd macht in der Welt der Kompromisse, der engen Beschönigung, des Vertuschens und Verdeckens.

Er bebt in der Süße und Furchtbarkeit des Augenblicks, vor seinen Augen ist helles Feuer.

O eisige Härte, strenge Einsamkeit, Granit in kalten grünen Meeren, eisbergumringt; — schneidend die Luft über deiner Stirn, vulkanisches Feuer aus deinem

Herzen! O tiefer Norden, unerforscht, unenträtselt; schweigend, wissend in blutigem Licht! Blut der Riesen, Blut der alten Götter, Blut, das der Nordwind nährt und der Atem der See, Kraft, die kein Sohn andrer Striche erreicht —

Die Welt ist weich und warm und schleimig geworden: ihr habt gewußt von der furchtbaren Notwendigkeit des Lebens und des Todes, die man hinnehmen muß auf Treu und Glauben —

Seine Augen sind hart und glänzend, blaues Eis, auf das der kalte Wintermond scheint, weit geöffnet in der Raserei des Urgefühls, seine Unterkiefer pressen sich nach oben wie zu zermalmendem Druck:

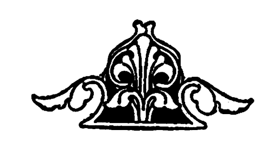
Die ihr heraufgetastet in mein Leben aus meinem Blut mit harter Totenhand, Elemente, die ihr Jahrtausende gekämpft um den Augenblick der Vollendung, der jetzt da ist in mir: Lieber mit euch in der Hölle, als ohne euch in der Seligkeit.

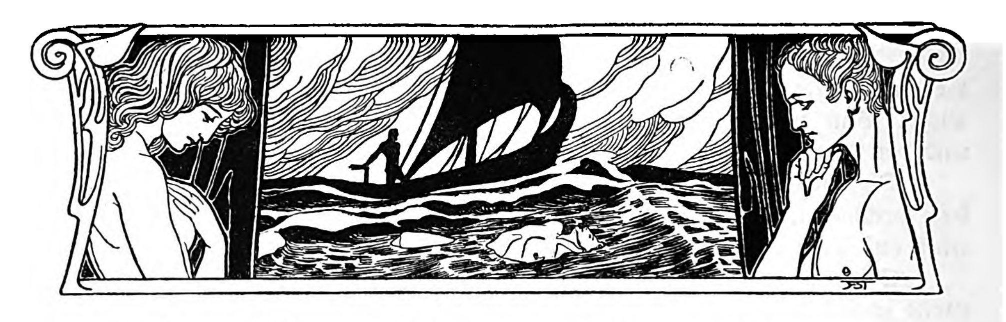


Die Reise · Von Ernst Stemmann

Reich ist die Reise
An Meilensteinen.
Vieler Leben Kreise
Dringen an meinen.
Vieler Menschen Augen
Suchen das meine:
„Willst du mein Schicksal künden?
Erforsch' ich das deine?"

Menschen gehen und kommen,
Blicke lachen und klagen.
Was soll uns frommen
Dies Suchen und Fragen!
Wozu entflammen
Glut und Begehr! — —
Einmal zusammen,
Bald nimmermehr.





Menschen, die vorübergehen —
Von Ilka von Michaelsburg

1. Pylades

Irgendwo auf dem Ägäischen Meer war er geboren. Sein Vater führte ein kleines Handelsschiff und nahm seine Frau auf allen Fahrten mit sich. Im Ägäischen Meer wurde sie Mutter, und sie nannten den Knaben Pylades.

So kam es, daß Pylades später gerne mit der ungewöhnlichen Tatsache kokettierte, daß sich sein Geburtsort nur durch Längen- und Breitengrade ausdrücken ließ.

Ich begegnete ihm — er mochte etliche 22 oder 23 Jahre zählen — inmitten einer Schar von übermütigem, jungem Volk.

Gut gebaut, doch nach vorne zusammengesunken, abgezehrt, wie einer, den ein schleichendes Gift verwüstet. In einem fleischlosen, dunklen Gesicht unstete, brennende Augen. Um den Mund einen Zug von Blasphemie und Zynismus. Ein Gehetzter und ein Gezeichneter.

Rings um ihn lachten und tollten die Jungen, Gesunden.

Er stand in seiner weißen Tropenuniform unter ihnen, überhager, hart und herausfordernd, und flirtete mit einer nicht mehr ganz jungen Kokette, die er spöttisch behandelte, wie es seine Gewohnheit war. Manchmal posierte er Leidenschaft, doch der verächtliche Zug um den Mund sprach seine eigene Sprache. Ein trauriger Gegensatz zu den anderen, die der Instinkt gesunder Jugend von ihm fern hielt.

Seine Kameraden mochten wohl um ihn wissen. Und die jungen Mädchen wurden unruhig und scheu seinem herben Zynismus gegenüber. Sie wichen ihm aus. Sie mochten nichts Gemeinsames zwischen sich und diesem, der sie bedrückte und verwirrte. —

Das junge Volk begann herumzutollen. Pylades trat mit seiner Begleiterin abseits. Sie sahen dem übermütigen Treiben zu.

Ein junges Paar schwang sich auf die Gartenmauer. Die übrigen drängten hinzu. Man lachte und schrie durcheinander.

„Sie traut sich nicht, auf die Straße hinunterzuspringen —"

„Doch, Grete traut sich —"

„Nein — nein, es ist zu hoch —“

„Was, über den Graben bis auf die Straße?“

„Bravo — bravo!“

„Vorwärts!“

„Eins — zwei —“

Grete fühlte sich am Arm gefaßt. Sie wandte den Kopf und sah Pylades ins Gesicht.

„Springen Sie nicht!“ sagte er langsam. „Frauen dürfen so etwas nicht — sie können sich schaden —“

Eine helle Röte zuckte über Gretes Wangen. Eine Sekunde lang wußte sie nicht, wie diese Worte nehmen, die von diesem kamen —

Dann wallte etwas Warmes, Gutes in ihr auf. Sie sagte kein Wort. Doch stieg sie langsam von der Mauer herunter, die auf der Gartenseite ganz nieder war.

Ein paar Übermütige wollten sie weiter bestürmen, aber sie schüttelte den Kopf.

Pylades lehnte mit gekreuzten Armen an der Mauer und sah ihr nach, wie sie in der Laube verschwand. —

Einige Monate später schickte man Pylades als Todkranken von einer Einschiffung aus Südamerika in die Heimat zurück.

Er starb draußen im großen Ozean.

* * *

2. Anna Ten Kate.

Sie war wie ihr Name. Ihre Rede war schwerfällig und stockend, und wenn man meinte, sie hätte zu Ende gesprochen, kamen immer noch ein oder zwei Brocken nachgestolpert. Das war drollig anzuhören und verstärkte noch den Eindruck von Schwere und Langsamkeit, den ihre ganze Person machte. Man konnte an einen schwerbeladenen Lastwagen denken, der mühsam einen Berg hinauffuhr und den es an jeder Wasserrast ein paarmal stieß.

Wäre nun Anna Ten Kate daheim in Holland geblieben, so wäre die Sache nicht so böse gewesen. Die Sache wäre auch noch immer nicht ganz so böse gewesen, wenn Anna Ten Kate nach Deutschland gegangen wäre, um Deutsch zu lernen, oder nach England, um Englisch zu lernen.

Aber Anna Ten Kate ging nach Frankreich und lernte Französisch.

Ich begegnete ihr in einer französischen Pension, als sie ihren dritten längeren Studienaufenthalt in Frankreich genommen hatte.

Sie liebte es, mir jeden Tag beim diner zu erklären:

„Toujours . . . mon séjour . . . a . été . . . trop court — — — pour me . . . perfectionner.“

Diesmal war sie nun fest entschlossen, hier zu bleiben, — ich weiß nicht, bis zu welchem Grade von perfection. Jedenfalls muß ich sie heute noch dort vermuten. Wenn schwere Dinge ins Rollen kommen, sind sie nicht mehr aufzuhalten.

Es war ein heiteres Bild, Anna Ten Kate im Speisezimmer oder im Salon von den kleinen Französinnen umschwirrt zu sehen. Mit ihrem undefinierbaren, knochigen Gesicht — sie konnte ebensogut 24 wie 40 Jahre zählen — saß sie groß und breit am Tisch, umgaukelt von graziösen, plaudernden Schwalben, eine brave Gluckhenne, die von Zeit zu Zeit ein kurzes Gackern hören ließ.

Keine von den lustigen kleinen Französinnen in der Pension hätte um die Welt Anna Ten Kates entrée am Morgen versäumen mögen.

Wenn ihre kraftvollen Schritte im Vorzimmer widerhallten, flog ein Lächeln über die Gesichter. Die Tür wurde bedächtig und weit geöffnet, langsam und nachdrücklich wieder geschlossen. Jedes wußte genau, was nun kommen würde. Anna Ten Kate wird mit zwei großen Schritten ihren Platz neben Madame erreichen, ihren Sessel geräuschvoll zurückziehen und wird im Augenblick des Niedersetzens sich zu Madame wendend fragen:

„Comment ... vous portez ... vous madame?"

Das war wenig. Aber Anna Ten Kate hatte für diese Worte, die jeden Tag im gleichen Augenblick die gleichen waren, eine so persönliche, humoristische Melodie, daß sie unwiderstehlich wirkten.

Dazu kam noch, daß man Anna Ten Kates unglückliche Leidenschaft für „Gallizismen" kannte. Sie schleppte mehrere Koffer Gallizismenliteratur mit sich, und nachmittags sah man sie nie anders, als mit einem dicken, abgegriffenen Buch in der Hand stundenlang ihre Runde um den Tisch des Studierzimmers machen — „gallizismenmurmelnd". Dies war die einzige Gelegenheit, bei der man je einen Gallizismus aus Anna Ten Kates Mund vernahm. In der Konversation pflegte sie sich auf einen einzigen zu beschränken: „Comment ... vous portez ... vous madame?"

Eines Tages kam eine 17jährige Italienerin in der Pension an, die bei dem Abschied von ihrem Vater in leidenschaftliches Schluchzen ausbrach. Ganz aufgelöst lag die ungestüme Kleine in einem Fauteuil des Studierzimmers, als Anna Ten Kate zu ihrer Gallizismen-Runde eintrat.

Nun war Anna Ten Kate ebenso gutherzig wie groß und langsam. Sie betrachtete einige Zeit in hilfloser Verlegenheit die Schluchzende — wollte sie die Kleine von ihrem Schmerz ablenken —, wie dem auch sei, sie griff auch diesmal nach der Frage, mit der sie stets die Konversation mit Neuangekommenen eröffnete:

„Combien ... avez ... vous appris — — — des gallicismes?"

Sie erhielt keine Antwort. Doch zwei große, schwarze Augen starrten sie erstaunt an.

Das machte Anna Ten Kate wieder sicher und sie fuhr fort:

„Ne ... pleurez pas! — — Vous ... parlez bientôt — — le français. Il faut ... étudier — — des gallicismes! Regardez-moi ... j'ai ... appris — — — trois mille —"

* * *

3. Sarojini.

Zwei große, mandelförmige, schwermütige Augen. Ich bedecke das Gesichtchen mit der Hand, in dem diese Augen träumen. Es ist so zart und schmal, daß ich es fast ganz mit einer Hand bedecken kann. Noch sollt ihr nichts sehen als die Augen. Zwei dunkelsamtene Pupillen, mit dem Schmelz von Schmetterlingsflügeln, ruhen auf Perlmutter.

Wo kommen diese Augen her? Nie sind mir ähnliche begegnet. Sie schauen aus, als wüßten sie nur von tiefen Dingen. Als hätten sie jahrtausendelang gegrübelt, geträumt, in schwärmerischen Ekstasen angebetet. Die schweren Lider sind in glühender Sonne nachgedunkelt und senken sich von Zeit zu Zeit tief über die Augen, wie um die Außenwelt auszuschließen.

Ich denke an Wanderer, die im glühenden Sonnenbrand, auf dem Wege zu Brahma, rasten und sinnen, — die das flüchtige Dschungeltier als Bruder schonen. Ich denke an sanfte, verträumte Frauen, an Buddha-Kinder mit Lotoskränzen im Haar.

Und wie ich langsam die Hand von Sarojinis Gesichtchen hebe, seht ihr die braune Haut, die starken Lippen, aus denen kleine, weiße Zähne blitzen, und das straffe schwarze Haar, das am schmalen Hinterkopf zum Knoten gefaßt ist.

Heute noch sehe ich dich vor mir stehen, kleine Sarojini, in deinem Märchenkleid. So ähnlich habe ich mir als Kind Aschenbrödel geträumt, das im goldenen Kleid zu Tanze geht. Ein anliegendes, gelbes Unterkleid aus leichter, indischer Seide, das die Arme und den Hals frei läßt. Der untere Saum ist in breiter Borte mit Gold gestickt. Darüber das malerische, weite Überkleid aus schleierzartem, silberdurchwebtem Stoff, auf der linken Schulter mit einer goldenen Spange gehalten, alle Säume kunstvoll in Gold und Silber gestickt. Die nackten Arme tragen am Oberarm und an den feinen Gelenken goldene Reifen. Und blasse Perlen schimmern auf der dunklen Haut des schlanken Halses.

Wie schön du bist, Sarojini! Schön wie ein Märchen.

Und nun haben sie dich auf zwei Jahre nach London verbannt! Dann sollst du als Lehrerin nach Kalkutta heimkehren und den kleinen Hindukindern die Kultur des Abendlandes bringen.

Ich sehe dich noch mit resigniertem Gesichtchen inmitten deines Boardinghouse-Zimmers stehen und höre deine sanfte, klingende Stimme, die alle Härten des Englischen so seltsam weich und melodiös versöhnt:

„I'm so sorry, dear, I do not know to keep things in order!“ —

Und rings um dich ein Chaos von „Europas Kultur“. Eine englische Hemdbluse, ein Paar Londoner Stadtstiefelchen, Bücher, eine Zahnbürste, ein moderner Damenhut, ein Paar zerrissene Handschuhe, an denen deine ungewohnten Finger sich mühen.

Du schleuderst den Handschuh mit einer kleinen, verächtlichen Handbewegung vom Liegestuhl auf den Boden und lädst mich zum Niedersetzen ein.

Dann streckst du dich in den zweiten Sessel und senkst die Lider über die Augen.

Es ist schwer, in London zu leben — du sagst es nicht gerade heraus, wie schwer! Dazu bist du zu sanft und schüchtern. Aber ich höre es aus deiner Stimme.

Und dann erzählst du von daheim.

Von der Aja, die dich umhütet von deiner Geburt an, die dir jeden Wunsch aus den Augen liest, die dich an- und auskleidet, deine Sachen in Ordnung hält, nur für dich da ist.

„Ich habe nicht gelernt, das alles selbst zu tun“, sagst du. „Jedes Kind bekommt bei uns seine Amme, und die behält es als Dienerin fürs ganze Leben. Alles — alles muß ich hier erst lernen, das Allerkleinste, nicht einmal mit Messer und Gabel habe ich je zuvor gegessen. Das sind so kleine Dinge, nicht wahr, und sind doch schwer und sind jeden Augenblick da und quälen mich. Wie Mosquitos sind sie! — London ist schön, dear, aber ich könnte nicht immer in London leben. Jeden Tag drängen sich tausend Dinge an mich und rufen noch in der Nacht nach mir. Oft ist mir, als hätte ich daheim in all meinem Leben nicht so viel erlebt wie hier an einem einzigen Tag. Und dann wieder ist mir, als hätte ich noch, seit ich hier bin, keine einzige Stunde gelebt —“

Der Londoner Abend graut zum Fenster herein.

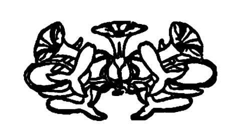
Wir liegen auf seidenen Polstern, in der Halle deines Vaters, Sarojini, wo das Leben Sonne und Sternenlicht ist, leiser Wohlklang und allen tiefen Dingen nahe.



Rundschau · Von Albert O. Anschütz

Klein und fein. Zwei Atlasschuh'
Über Asphaltpflaster.
So subtil die Sohlen sind,
Sie tragen das größte Laster.

Klein und fein! Mich wundert nur,
Daß Subtilitäten
Ein ganzes großes Kaiserreich
So graziös zertreten.





Christen im türkischen Heere

Wiederholt wurde als Grund für die türkischen Niederlagen im Kampfe mit den Balkanbündlern der Umstand hervorgehoben, daß seit der Einführung der Verfassung auch Christen in der türkischen Armee dienen. Auf wie schwachen Füßen diese Behauptung ruht, werden die folgenden Zeilen beweisen. Wenn auch mit Gewißheit anzunehmen ist, daß in den Kämpfen bei Kirk-kilisse und an andren Orten die in türkischen Reihen dienenden Serben, Bulgaren und Griechen in die Luft geschossen haben und dann zu den Brüdern auf der andern Seite übergingen, so darf man hierbei nicht denken, daß dies in „hellen Haufen" geschah. Soviel Balkanchristen befanden sich gar nicht in den türkischen Reihen. Der Armenier jedoch, der den größten Teil des christlichen Kontingents lieferte, steht zweifellos dem Türken näher als seinen slawischen Glaubensgenossen. Wie übrigens Exzellenz von der Goltz selbst ausführt, hat die Einreihung der Nichtmohammedaner eine weniger große Rolle gespielt, als ihr zugeschrieben worden ist; ihre Zahl hielt sich in den mobilen Truppen unter zehn Prozent.

Als mit der Aushebung von Christen in Kleinasien ein Anfang gemacht wurde, war dies für die Offiziere ein leichtes Stück Arbeit, während bei den Mohammedanern häufig List angewandt werden mußte. Diese wurden oft aufgefangen und zusammengekettet in die Kaserne transportiert; die Christen hingegen kamen von überallher freiwillig und die Fesseln zu deren Transport waren überflüssig. Dennoch war für die Mehrzahl der Mohammedaner der christliche Soldat das Unverdaulichste an der Verfassung. Ein armenischer Soldat schrieb u. a. an seine in Aleppo wohnenden Eltern: „Mir geht es sehr gut und es gefällt mir und meinen Kameraden ausgezeichnet im Soldatenstande. Die Behandlung von seiten der Offiziere ist eine vorzügliche. Seit zwei Wochen sind wir eingekleidet und haben schon unser Mausergewehr, mit dem wir fleißig Zielübungen machen müssen. Das Essen, welches wir bekommen, ist vortrefflich; bei jeder Mahlzeit denke ich an euch und an meine Geschwister und sage: Ach, hätten die jetzt auch so viel und so gutes Essen! Überhaupt ist die einzige Sorge, welche mich drückt, eure Armut . . ."

Die Einstellung von Christen in die türkische Armee ist übrigens nichts Neues, wie oft angenommen wird. Als die Türken den europäischen Boden betraten, waren sie durch ihre ausgezeichnete Kriegsübung den Slawen und Byzantinern weit überlegen. Der Krieg war bei ihnen die Hauptaufgabe des Staates und des Volkes. Unter Orchan bestand das Heer aus drei Elementen: den irregulären Truppen ohne Sold und Lehen, den Kontingenten der Lehensleute und aus den besoldeten Korps. Anfangs war das ganze Heer beritten, sowohl die besoldeten Sipahis (Ritter) und Silihdars (Waffenträger), als auch die Akindzis (Renner) der Lehensleute.



Um das Jahr 1330 errichteten Orchan I. und sein Bruder Ala-ed-din eine Fußtruppe, die Janitscharen (jeni tscheri = neue Truppe). Ausschließlich Christenkinder, die man ihren Eltern entrissen und zwangsweise im mohammedanischen Glauben erzogen hatte, wurden in diese Truppe aufgenommen. Alle fünf Jahre wurden die schönsten Christenknaben im Alter von zehn bis zwölf Jahren für die Janitscharen ausgehoben, was natürlich unsägliches Elend über die Eltern brachte. Nur einzelne Städte kauften sich manchmal durch große Geldsummen los. Es war nicht Religionsfanatismus, sondern kluge Berechnung, was die Osmanen zu dieser Maßnahme veranlaßte, denn sie waren als Turkomanen Nomaden und demgemäß ungeschickt zur Belagerung von Städten und Burgen. Ohne die Janitscharentruppe wären die türkischen Siegeszüge bis nach Wien undenkbar gewesen.

In späteren Jahren, als das Elend der Christen im türkischen Reiche immer größer wurde, rekrutierte sich die Janitscharentruppe aus Freiwilligen; häufig verkauften auch Christeneltern ihre Kinder an diese Truppe; der hohe Sold lockte viele an. Die Janitscharen trugen nicht den roten Fez, auch nicht den Turban, sondern eine weiße Filzmütze, wie man solche heute noch bei den Mitgliedern des Ordens der Bektaschi findet. Ihr Heiligtum war der Fleischkessel, den sie bei ihren Beratungen in die Mitte nahmen; wurde er umgestürzt, so galt dies als Zeichen zur Meuterei.

Hatten die Türken ein Land erobert, so dachten sie gleich an dessen Besitzergreifung. Zu diesem Zwecke wurden osmanische Kolonisten aus Asien angesiedelt und ein Drittel des Landes als Lehen an türkische Krieger verteilt. Das christliche Landvolk ließ man auf seinem Grund und Boden; die Bewohner der erstürmten Städte aber, deren kriegerische und unruhige Sinnesart man fürchtete, wurden nach Asien übersiedelt und durch Osmanen ersetzt. Eine interessante Erscheinung sind die bevorzugten Gemeinden christlicher Bulgaren welche zu Kriegsdiensten verpflichtet waren und dafür bedeutende Privilegien genossen; türkisch nannte man sie Vojnik kuraleri (Dörfer der Vojnik). Sie lagen sämtlich in den Hochtälern des Balkans, der Sredna Gora und des Rhodopegebirges.

Solange in die Janitscharentruppe ausschließlich Christen aufgenommen wurden, war sie das Elitekorps der osmanischen Armee. Als man aber anfing, den Christen nicht mehr zu trauen und allerlei Gesindel in die Truppe aufnahm, sank auch der Wert dieses Elitekorps. Als man nun gar die Janitscharen nach europäischem Muster bewaffnen und einexerzieren wollte, und sie sich diesen Neuerungen gewaltsam widersetzten, war das Schicksal der Truppe besiegelt. Am 15. Juni 1826 wurden die Janitscharen durch Versprechungen aus ihren Kasernen gelockt und auf dem traditionellen Revolutionsplatz in Konstantinopel, dem Etmeidan, hingeschlachtet.

So endete das Janitscharenkorps, durch welches das osmanische Reich groß und mächtig geworden war; Christen wurden seitdem nicht mehr eingestellt in die türkische Armee. Und merkwürdig: seit der Vernichtung der Janitscharen, dem Ausschluß von Christen aus der türkischen Armee und der Einführung von Reformen nach abendländischem Muster, datiert der Verfall des ehemals siegreichen osmanischen Heeres und die langsame Zerbröckelung des türkischen Reiches.

Jetzt erntet die Türkei, was sie gesät hat; hätte sie die Christen so behandelt wie in früheren Jahrhunderten, so wäre wohl manches anders gekommen. Denn es steht fest, daß der christliche Armenier lieber an der Seite der Türken kämpft, als an der Seite der ihm verhaßten Russen, wenn ihm die ersteren nur einen Platz an der Sonne gönnen. Jetzt ist es wohl zu spät, die einstigen Fehler wieder gutzumachen!

Max Roloff



David Livingstone

(Geboren den 19. März 1813)

Es ist ein Charakterzug unserer Zeit, daß sie die Schranken der alten, ererbten Glaubenssätze aufzuheben versucht und dafür, in gar mancherlei Weise und verschiedener Gestalt, die ursprünglichen Kräfte der Religion in die Bedürfnisse der Gegenwart hinüberleiten und umbilden will. Bei dem Bestreben, der Menschheit neue geistige Ziele zu stecken, fehlt es denn auch nicht an mancherlei auf den Sehnsuchtston gestimmten, zu hohem Ideenfluge begeisternden Gaben, die eine stets bereite, rührige Schriftstellerwelt den Hungrigen in zierlichen Schalen und Töpfen auf die Tafel setzt. Aber es will uns doch bedünken, es folge diesem sich steigernden Anpassen an die Begehren der Neuzeit neben wirklichen neuen Werten auch etwas Überwürzen, leckere Speise, die wohl den Gaumen kitzelt, aber den Magen verdirbt, viel Phantasiegenialität hinter dem Schreibtisch, die die Sehnsucht nur vorübergehend stillt und der scharfen Luft, die draußen geht, kaum standhält.

Da tut es unserer suchenden, begehrlichen, ungesättigten Zeit besonders wohl, wieder auf gewisse Gestalten in der Geschichte der Menschheit zurückzuschauen, die klar, in scharfen Umrissen vor uns stehen, und von denen man die Gewißheit hat: da ist mehr als nur eine Gedankensache, als ein Aufwogen von Stimmungen und Gefühlen, da ist Realität, Tatsachenfülle, Lebendigkeit im gegenwärtigen Leben. David Livingstone gehört hieher. Und wenn wir uns auch von aller Verhimmelung unseres Helden freihalten und nicht einen andächtigen Heiligenkultus mit ihm treiben wollen, so darf es gesagt werden: da ist ein Mann, den die ganze Menschheit ehrt, zu dem sie voll Ehrfurcht aufschaut. Livingstones Gesamttätigkeit als Missionar und Länderentdecker, als Mensch und Forscher, war und bleibt ein Dokument elementarer, gesunder Kraft. Und das ist auch der Eindruck, den wir aus seinen der Nachwelt hinterlassenen Aufzeichnungen seiner Erlebnisse bekommen: alte und neue Wahrheiten ohne Überschmückung stehen hinter ihnen. Die Not, die Klage, die Sehnsucht und Hoffnung eines ganzen Erdteils redet da selbst zu uns durch den Mund eines Mannes, der kein weltenferner, traumverlorener Büchermann war, sondern der im Leben stand und seinen bitteren Kelch trinken mußte.

Livingstones Missionstätigkeit sowie seine Forscherreisen in Afrika, von denen man weiß, daß sie zu den wichtigsten in der Weltgeschichte gehören, hier schildern zu wollen, wäre ein Versuch voller Schwierigkeit. Seine Biographen melden, daß er aus einer Arbeiterfamilie in dem schottischen Dorfe Blantyre stammte, in früher Jugend einen hervorstechenden Hang zu theologischen und medizinischen Studien zeigte, und als Siebenundzwanzigjähriger im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft nach Südafrika zog. Nach vereinzelten Reisen im Kaplande stand Livingstone im Jahre 1849 als der erste Weiße am Ngamisee und am Oberlauf des Sambesi. 1853 folgte die vier Jahre dauernde doppelte Durchquerung des südlichen Afrika, von Ost nach West und zurück von Loanda bis Quilimane. Im Frühjahr 1859 drang Livingstone auf gefahrvoller Fahrt den Schirefluß aufwärts bis zum Nyassasee und durchforschte zu wiederholten Malen das Stromgebiet des Rowuma. Im Jahre 1866 wandte er sich abermals zum Nyassasee, entdeckte den Moerosee und den Bangweolosee, zog von Udschidschi am Tanganjika in westlicher Richtung in das Manyemaland, wo noch Menschenfresser hausten und die Greuel des afrikanischen Sklavenhandels „sein Herz krank machten“. Von da mußte er unter nicht endenwollenden Mühsalen, abgemagert bis zum Skelett und aller Mittel, die sein Dasein erträglicher hätten gestalten können, beraubt, sich nach Udschidschi zurückschleppen. Wohl darf man mit Recht von einer riesigen, eichenen Energie, von einer felsenfesten Ausdauer sprechen, die Livingstone in der Durchführung seiner Pläne besessen hat.

Wie hierauf H. M. Stanley, der von dem Besitzer des „New York Herald" zur Aufsuchung des Verschollenen ausgesandt wurde, im Herbst 1871 den Bedrängten in Udschidschi fand und aus der Not befreite; wie nach einer gemeinsamen Durchschiffung des Tanganjika bis zum Nordende Stanley zur Meeresküste zurückkehrte, Livingstone aber, der sein Werk in Afrika vollenden wollte, im August 1872 zur Entdeckung der eigentlichen Quellen des Nils eine neue Reise nach der großen afrikanischen Wasserscheide unternahm; wie er zum zweiten Male den Bangweolosee erreichte, aber in der ungesunden Sumpfgegend von einer schweren Krankheit befallen wurde und am 1. Mai 1873 seine irdische Pilgerfahrt beschloß, alles das mag in den in Tagebuchform gehaltenen Reiseskizzen Livingstones und seiner treuen Begleiter selber nachgelesen werden. Dann wird sich der Leser hinreichend vorstellen können, welch eine Unsumme von Aufwand an Körperkraft und geistiger Tätigkeit, unerschütterlicher Beharrlichkeit, die beinahe ans Unglaubliche grenzt, darin liegt. Es ist eine schier endlose Reihe von Drangsalen und Hindernissen aller Art, denen Livingstone die Spitze bieten mußte, so gut er konnte: schmerzhafte Fieberanfälle, die ihn wiederholt heimsuchten, nagender Hunger und Durst, herbe Enttäuschungen, wie der Untergang der von ihm gegründeten Makololo-Missionsstation, die Gefahren der Wildnis, Speerwürfe feindseliger Stämme einerseits, Furcht und Aberglaube der anderen Eingeborenen, das waren seine Leiden und Schicksale. Kurz, er hatte so viele Abenteuer und entrann dem Tode so oft, daß man Romane damit füllen könnte.

Was uns beim Durchlesen der Livingstoneschen Reiseschilderungen besonders auffällt, das ist die anspruchslose Schlichtheit, in der sie gehalten sind. Und doch klingt aus diesen Notizen immer wieder jener innere Reichtum des Gemütes durch, der Livingstones zwiefache Tätigkeit als Missionar und Afrikaforscher zu einer ausgezeichnet fruchtbaren und gesegneten machte. Die Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, war in ihm gleich gebundener Wärme, eine alles durchdringende Kraft, die auf keinen sichtbaren Thermometer wirkte, sondern sich hauptsächlich durch edles, schweigendes Vertrauen und bereitwillige Liebestaten kundtat, aber selten in Liebkosungen und Redeschwall. Darum suchen wir da umsonst nach hochgesteigerten Ausdrücken, wo die Schwärmerei regiert und vor lauter Gefühl der Verstand ausgeschaltet wird; dafür sind Livingstones Taten mit goldenen Lettern in das Buch der Geschichte Afrikas eingeschrieben. Seine wesentliche Eigenschaft war ein schlichter Sinn und echte Kraft. Seinem Erretter Stanley gegenüber fühlte Livingstone eine unbegrenzte Dankbarkeit und war „zugleich ein wenig beschämt, sich dieser Großmut nicht würdiger gemacht zu haben". Mit blutendem Herzen blickte er auf die Greuelszenen zu Nyambe im Manyemaland, die ihn „mitten in der Nacht mit unaussprechlichem Grauen auffahren ließen, so daß er sich in die Hölle versetzt glaubte". Er konnte sich nicht darein ergeben, und doch verlangte ihn nach Trost und Stärkung; da wendete er sich mit Tränen im Auge zu seinem viellieben Reisehandbuche — zu seiner Bibel. Sein weiches, zartfühlendes Wesen offenbart sich auch in seinem tiefen Fühlen für die gehetzte und gequälte Tierwelt. Davon redet sein Unwillen über „die ganze Schlächterzunft der passionierten Jäger, die nur darauf ausgeht, einen Balg zu machen, ohne Rücksicht auf die der Tierwelt dadurch zugefügten Leiden zu nehmen".

Livingstone hat der Erschließung Afrikas durch die Mission erst ihre tiefe Bedeutung errungen, indem er neben dem dogmatischen Glaubensbekenntnisse, woran man sich bisher hielt, auch das Kulturelle, die Heranbildung gesitteter Kulturmenschen zur Geltung brachte, ohne indes dabei ein Tüttelchen von dem preiszugeben, was er in seiner freudigen Bibelgläubigkeit festhalten mußte. Darüber schrieb er bereits im Jahre 1858 der englischen Missionsgesellschaft, die ihm Vorwürfe machte darüber, daß er auch Entdeckungsreisen unternahm: „Meine Anschauungen von der Pflicht eines Missionars sind allerdings nicht so beschränkt wie die gewisser Leute, deren Ideal ein sauerdreinsehender Mann mit einer Bibel

unterm Arm ist. Ich habe mit Ziegeln und Mörtel, mit Blasebalg und Hobelbank ebensogut wie durch Krankenpflege und Predigt gearbeitet. Nachdem ich mir durch Gottes Hilfe Kenntnisse verschafft, die, wie ich hoffe, Afrika reichen Segen bringen können, soll ich nun das Licht unter den Scheffel stellen, nur weil manche dies für unfruchtbar oder überhaupt nicht für missionsfähig halten?!" Livingstone war keine streitbare Kampfesnatur, die mit der Posaune Joels und Sturmlauf das finstere Heidentum bezwingen wollte. Die folgenden Auszüge aus Livingstones Tagebüchern geben uns einen Einblick in seine Gesinnung: „Nur durch Ausdauer im Gutestun, selbst bis so weit, daß Weltkluge es Schwäche heißen würden, können wir überall die Leute davon überzeugen, daß unsere Beweggründe edel sind, und nur so gelingt es uns, ihnen wahre Achtung abzunötigen. . . . Vertrauen zu den Europäern vermag den Afrikanern nichts einzuflößen als eine lange Reihe guter Handlungen. Güte und Selbstlosigkeit macht auf sie mehr Eindruck als jede Manifestation der Macht oder Geschicklichkeit."

Solchergestalt war Livingstones Wirksamkeit als Missionar, und er rüttelte nicht als Einbrecher an der Türe des Heidentums, nicht in der kolonisatorischen Methode der romanischen Völker, welche sich kurz als gewaltsame Eroberung und Behauptung durch lediglich militärische Machtmittel charakterisieren läßt. Er klopfte als Friedensbote an, um Licht, nicht Feuer ins Haus zu bringen. In dem unerschütterlichen Glauben, daß Gott durch die Jahrtausende hin in der Menschheit sein Reich baut und es in immer größeren Dimensionen ausbauen will, entsprang seine Liebe zu den ärmeren, von Unwissenheit und Tyrannei bedrückten Mitmenschen. Und so beruhte auf seinem eigenen tiefen Empfindungsleben das feine Verständnis für die Eigenart anderer und was ihnen not tat. Darum wußte er überall, selbst in dem finstersten Heidenherzen, eine zarte Saite zu berühren, fremde Werte anzuerkennen und ihnen vollauf gerecht zu werden. Sind doch auch von dem Leibe der Heidenwelt zu jeder Zeit Ströme lebendigen Wassers geflossen, die in der Einengung durch den starren Dogmenglauben zu armseligen Rinnsalen zusammenschrumpften. „Kommt zu den wahren Heiden!" so ruft Livingstone den Küstenmissionaren zu, „verlasset die Küstenstämme und widmet euch mit vollem Herzen den sogenannten Wilden, dann werdet ihr neben manchen Stücken und Tücken doch recht viel finden, was ihr lieben und bewundern könnt."

Livingstones bleibendes, hohes Verdienst als Afrikaforscher besteht darin, daß er dem grauenhaften Sklavenraube und Menschenhandel, der dort im höchsten Schwunge stand, unerschrocken zu Leibe ging und der ganzen gesitteten Welt den Beweis lieferte, daß wirklich Großes in dem dunkeln Erdteile erst dann geleistet werden könne, wenn jenes Grundübel tatsächlich beseitigt wäre. Es war eine bittere, eine grausame Welt, die sich dem unermüdlichen Wanderer da auftat. Schrecklich, über alle Maßen traurig war es für ihn, Meile auf Meile zurückzulegen, um überall sehen zu müssen, daß die Unmenschlichkeit von Menschen unzählige Mitmenschen ins Elend stürzte. Da überkam ihn bitteres Weh, das überwältigende Gefühl, wie hilflos er war, solche Greuel abzuwenden, und er sandte seine Gebete zum Allmächtigen, daß er die gute Zeit, die da kommen soll, beschleunige, da einst alle Menschen das Bruderband umschlingt. Man mag bei Livingstone einsetzen, wo man will, von jeder seiner Äußerungen aus führt ein Weg radienartig zurück auf den mächtigen Zentralgedanken seiner Bestrebungen den er kurze Zeit vor seinem Tode mit folgenden Worten wiedergab: „Alles, was ich in meiner Verlassenheit hinzufügen vermag, ist — möge des Himmels reichster Segen auf jeden Amerikaner, Engländer oder Türken kommen, welcher helfen will, diese offene Wunde der Welt zu heilen!"

Unbestimmte Gerüchte von den großen Ereignissen, die sich in jenen Jahren in Nordamerika vollzogen, drangen zu dem Einsamen in der Wildnis des innersten Afrika; mit dankbarer Rührung gedachte Livingstone da des tapfern Streitgenossen im großen Kampf — Abraham Lincoln. Im nämlichen Jahre 1863, als der Präsident Lincoln mit seiner berühmten Emanzipationsproklamation Tausenden von Negern die Freiheit gab, stand Livingstone an

den Ufern des Schire, der aus dem Nyassasee fließt, gebrochenen Mutes beim Anblick all des Jammers des ostafrikanischen Menschenhandels, und hatte, so schien es, an aller menschlichen Hoffnung Schiffbruch gelitten. Aber auch Livingstones Werk sollte nicht untergehen. Durch seine Forschungen und Mitteilungen sind die Sklavenjagden in ihrer ganzen Verabscheuungswürdigkeit erkannt worden; mit Aufmerksamkeit lauschte die gesamte gesittete Welt auf seine Stimme, und die bis dahin gleichgültig zugeschaut hatten, erwachten zur Besinnung, als der Schrei nach Abschaffung der Sklaverei erscholl. Der Eindruck davon ist noch bis heute mächtig und unvertilgbar in den Gemütern geblieben; und wenn von da an alle Kulturstaaten, die in Afrika Besitztitel geltend machen, zur Unterdrückung des schnöden Menschenhandels sich aufrafften, so ist das nicht zum wenigsten David Livingstone zu verdanken. Wie würde er sich gefreut haben, wenn er das Ziel seines Strebens noch hätte verwirklicht schauen dürfen! Denn wir haben jetzt schon ein verändertes und gesitteteres Afrika vor uns.

Abraham Lincoln starb bekanntlich im Frühjahr 1865 als Märtyrer für die gute Sache. Als man seine irdische Hülle von der Hauptstadt Washington nach seinem heimatlichen Illinois überführte, standen Unzählige auf der ganzen Linie, wie ein ungeheures Leichengefolge. Aber einen solchen Trauerzug wie derjenige, der sieben Jahre später aus dem innersten Afrika, wo die abgehärmte Gestalt David Livingstones auf den Knien liegend und betend den letzten Atemzug tat, nach der Meeresküste dahin sich bewegte, hat die Welt noch nie gesehen. Groß, wie er im Leben gewesen, zeigte sich Livingstone im Tode von unübertrefflicher Größe. Was dieser Mann gewirkt, das trat am herrlichsten zutage in dem Zug rührender Anhänglichkeit und Hingebung seiner Gefährten. Diese getreuen Negerbursche, Susi, Chuma und andere, ließen es sich nicht nehmen, den geliebten Toten, seine Tagebücher und Karten von den letzten achtjährigen Reisen zur Meeresküste hinunter und der zivilisierten Welt zu überbringen. Mögen die Namen dieser beiden Negerburschen noch lange fortleben, wie es die Namen aller tapferen, pflichtgetreuen Männer sollten. Das Unternehmen war großartig, kühn, und noch bewunderungswürdiger die Ausführung. Die Marschroute ging 1800 Kilometer durch die unwegsame Wildnis, und so gewaltig waren die Beschwerden und Widerwärtigkeiten, die zu überwinden waren, daß sich allerdings hier der alte Spruch bewahrheitet: „Das Leben liest sich noch seltsamer wie ein Roman." Das englische Volk aber bereitete seinem großen Sohne in der Westminsterabtei, wo die Edelsten der Nation ruhen, eine würdige Grabesstätte.

In späteren Jahren hielt Henry Morton Stanley, der unterdessen wichtige Reisen und Entdeckungen in Zentralafrika gemacht hatte, unter dem Zustrom hoher Würdenträger und hervorragender Persönlichkeiten in der Londoner City seinen Einzug, dessen Augenzeuge ich selber gewesen bin. Als ich aber in die prunkhafte, geräuschvolle Szene blickte, da tauchte vor meinen Sinnen wieder das lichte Bild des bleichen Dulders auf, der fern von dem allem, matt und müde, still und gottergeben, in der einsamen Hütte bei Ilala sein Leben für sein geliebtes Afrika dahingab.

Das vielgebrauchte Wort Humanität, das in unserem Zeitalter in manchem Munde geführt wird, wird zur entwerteten Münze, wenn sie doch nur den politischen und konfessionellen Sonderbestrebungen dient, die zufrieden sind, daß ihre Flaggen und Banner am Pol wie in Äquatorialafrika entfaltet worden sind. Wie ganz anders, groß, steht der einzige Livingstone, dieser Menschenbruder, vor uns! Man hat ihn den lebendigen Stein — living stone — genannt, denn wohin das Auge fällt, leuchtet der Glanz edelsten Gesteines auf. Sein Leben war der Gesamtheit gewidmet. Ein tiefes Mitgefühl und Wohlwollen für alle war die Grundlage seiner riesenhaften Tätigkeit als Missionar und Länderentdecker, die für alle Zeiten in leuchtender Erinnerung fortleben und ihr köstliches, unverlierbares Besitztum bleiben wird.

Otto Emil Meyer



Volksstimmung und Volkswünsche im Jahr 1848

Fünfundsechzig Jahre sind ins Land gezogen, seitdem der Märzsturm des Jahres 1848 dem deutschen Michel ins Herz hinein blies und ihm die schläfrige Zipfelmütze vom Kopf herunterriß. Da dehnte und streckte er sich, bis das von den beiden griesgramigen Schwestern Bureaukratie und Reaktion fein säuberlich gesponnene Nessushemd von seinem Leib abfiel.

Die Forderungen, Wünsche und Hoffnungen der Nation fanden ihren Ausdruck in den zahlreichen Petitionen — es waren an 10 000 —, die bei der konstituierenden deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M., dem Kristallisationspunkt der Bewegung, einliefen.

Wie die Gläubigen nach Mekka, so schaute die Nation nach Frankfurt und erwartete Wunderdinge von dort. Mancher brachte seine kleinen, zum Teil kleinlichen Privatwünsche vor die höchste Reichsversammlung. Als ob das Parlament dazu da wäre, um beschäftigungslosen Kaminfegern und Nachtwächtern die gewünschten Versorgungsposten zu verschaffen! Ein Oberförster aus Montabaur im Nassauischen besaß gar die Unverfrorenheit, für 10 000 preußische Taler der Nationalversammlung zum Nutzen des deutschen Vaterlandes ein von ihm entdecktes Mittel gegen die Kratoffelkrankheit anzubieten.

Aber bei weitem den meisten Eingaben lagen — zur Ehre des deutschen Volkes sei es gesagt — keine kleinlichen oder egoistischen Motive zugrunde. Die Schlußworte der Adresse, welche die sächsische Nation in Siebenbürgen ihren deutschen Brüdern in Frankfurt überreichte, kennzeichnen schön die edle Begeisterung, die allenthalben herrschte: „Mit deutschem Geist und Gemüt, mit deutscher Ausdauer, Biederkeit und Treue werden die Siebenbürger Deutschen vereint mit ihren Brüdern im großen, schönen Deutschland kämpfen für die Einigung, Größe, Ehre und die glänzendste und rühmlichste Zukunft der deutschen Nation!" Jeder Stand und Beruf forderte für sich allgemeine deutsche Einrichtungen. Ärzte und Apotheker der Provinz Westfalen baten um Herstellung einer deutschen National-Pharmakopoe. Eine Anwaltsversammlung zu Dresden verlangte Einführung eines allgemeinen Rechtsverfahrens. Kaufleute und Handwerker sandten zahlreiche Petitionen, in denen sie für eine allgemeine deutsche Gewerbeordnung, für gleiches Handels- und Wechselrecht eintraten. Anträge auf eine deutsche Nationalbank, auf allgemeine Feuer- und Hagelschadenversicherung liefen ein. Die vereinigten Künstler und Kunstfreunde von Köln und Düsseldorf wünschten Erhebung der deutschen Kunst zur Nationalsache; sogar der seit dem Bestehen der christlichen Religion in Deutschland schon so manchmal vertretene Gedanke an eine deutsche Nationalkirche tauchte wieder auf. Statt des zum Spott gewordenen Deutschen Bundes sollte ein „Reich deutscher Nation" entstehen, die regierenden Fürsten sollten das Reichswappen in ihr Wappen einfügen und sollten den Titel „Deutscher Reichsfürst" annehmen. Entrüstet war man im Volk, daß die Nationalvertreter so viel Fremdwörter gebrauchten. Der „Verein für deutsche Reinsprache" in Heidelberg rieb es ihnen gehörig unter die Nase. Mehrere Bürger aus Alfeld beantragten, zur Bekräftigung der deutschen Bruderliebe ein allgemeines Du einzuführen. Der Vaterlandsverein zu Freiberg geißelte die leidige Gewohnheit der Deutschen, in fremden Heeren Dienst zu nehmen. Einen Widerhall fand diese Eingabe in einer Petition von 2500 deutschen Soldaten des ersten Regiments der Fremdenlegion zu Oran in Afrika, die das Parlament um Befreiung von den französischen Fahnen baten.

Der Lieblingswunsch der Nation war die Gründung einer deutschen Kriegsflotte. Deutschland besaß schon damals nächst England und Nordamerika die bei weitem meisten und größten Handelsschiffe. War es nicht eine Schmach, daß diese vor der Blockade eines winzigen Staates wie Dänemark in neutrale Häfen flüchten mußten? Am ärgsten empfunden wurde dies von den Deutschen im Ausland und von den Küstenstädten. Aber auch aus dem Süden des Vater-



lands schallten mahnende Stimmen. Paul Pfizer, der nationale Apostel der Deutschen, hatte bereits im Jahre 1842 geklagt, daß Deutschland in einer Zeit, wo sich der Orient öffnet und eine neue Weltepoche den durch europäischen Einfluß noch nicht umgestalteten Erdteilen anzubrechen scheint, träumend zusieht, wie England, Frankreich, Rußland ihren Schritt beeilen, um sich jener ganzen Zukunft zu bemächtigen.

Bei dem von der Nationalversammlung niedergesetzten Marineausschuß liefen zahlreiche Denkschriften ein, die sich mit der Schaffung einer deutschen Flotte befaßten. Kiel, Danzig, Glückstadt, Wismar und Emden setzten ihre Vorzüge ins hellste Licht, um einen Kriegshafen zu bekommen. Aus Schleswig-Holstein ging dem Parlament ein gedrucktes Projekt eines Kanals zwischen Nord- und Ostsee zu. Ein Oberappellationsrat aus Kassel beantragte den Bau einer Schiffseisenbahn von Flensburg nach Husum. Mehrere Eingaben beschrieben den Bau von „eigentümlichen, unabwehrbaren Zerstörungsschiffen“, und ein Gutsbesitzer aus Pommern zeigte sogar eine Erfindung an, welche die Kriegsschiffe entbehrlich machen sollte. Lobenswert war die Petition der schleswig-holsteinischen Vereine gegen das Branntweintrinken, die um Fernhaltung des Alkohols von der deutschen Flotte baten.

Die Frage, auf die alles ankam, war die Beschaffung der nötigen Geldmittel. Die Nationalversammlung hatte sechs Millionen Taler für die Kriegsflotte bewilligt, aber nicht einmal zwei davon wurden von den zum Teil widerspenstigen Einzelstaaten bezahlt. Von der linken Seite des Parlaments liefen Anträge ein, die den deutschen Klerus und die Fürsten zu freiwilligen Beiträgen aufforderten. Der Abgeordnete Vogt aus Gießen, der gewandteste Redner der Linken, der sonst an den deutschen Fürsten kein gutes Haar ließ, verlangte nun auf einmal: „Die Nationalversammlung möge beschließen, im Vertrauen auf den Patriotismus der deutschen Fürsten dieselben zu ersuchen, die Hälfte der ihnen auf ein Jahr bewilligten Zivillisten und Apanagen auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.“ Von seiten der Flottenvereine, die sich zahlreich, vor allem in den Küstenstädten, bildeten, wurden Sammlungen im Volk eingeleitet. Auffallen muß es, daß hierbei gerade die wohlhabenden Stände so wenig spendeten. Der Wittenberger Professor, der der Nationalversammlung 400 Exemplare seines Gedichtes „Petri Befreiung aus dem Kerker“ zum Besten der deutschen Kriegsmarine verehrte, glaubte Wunder, was er dem Vaterland damit für einen Dienst leistete. Der Magistrat von Arnsberg dachte zwar praktischer, als er zehn zum Schiffsbau geeignete Eichstämme als Geschenk für die Kriegsmarine anbot, aber viel war es gerade auch nicht. Die Zurückhaltung der oberen Zehntausend in dieser nationalen Sache wurde treffend karikiert in den Fliegenden Blättern: „Zum Bau der deutschen Flotte wurde von einem reichen Bankier ein Eichwald verehrt; mit den Vorarbeiten zum Einsäen soll bereits begonnen werden“ stand unter einem entsprechenden Bild.

Am größten war die Opferwilligkeit in den mittleren und untern Ständen. Die süd- und mitteldeutschen Liederkränze, die in den zwanziger und dreißiger Jahren die Hauptträger des nationalen Lebens gewesen waren, überboten sich gegenseitig in Darbietungen zum Besten der deutschen Flotte. In Schulen und Familien wurden Sparbüchsen aufgestellt. Patriotische Lotterien, Bazare, Preiskegeln und Scheibenschießen wurden veranstaltet. Pfennig-, Dreikreuzer- und Sechsersammlungen ergaben selbst auf den ärmsten Dörfern, wie z. B. im Hinterspessart, namhafte Beträge. Im Großherzogtum Weimar brachte die Sechserkollekte, die von Haus zu Haus durch Jungfrauen eingesammelt wurde, 1746 Taler ein. 34 000 Personen hatten beigesteuert, und gerade die ärmsten, Handarbeiter, Dienstboten, Spitalfrauen und Soldaten, hatten die größte Vaterlandsliebe gezeigt. Stellenweise erinnerte die Opferwilligkeit fast an das Jahr 1813. Mancher legte sein Liebstes auf den Altar des Vaterlandes nieder: silberne und goldene Schmuckstücke, wie Broschen, Ringe und Schnallen, selbst Tortenschaufeln, Fingerhüte und Pfeifenbeschläge wurden geschickt. Ein „deutsches Mädchen“ aus Heilbronn opferte ihren silbernen Strickpfeil und schrieb dabei: „Sind Ihnen Gaben, auf diese Weise gegeben,

willkommen, so bedürfte es nur einer leisen Ermunterung von Ihrer Seite, und Hunderte meiner schüchternen Schwestern würden mit Freuden ihr Scherflein zum großen Zweck bieten, denn ich versichere Sie, kein Ring, kein Ohrengehänge will fürder mehr seine Zwecke tun, alles will besseren Zwecken dienen und will wenigstens ein Nagel oder ein schwarz-rot-goldener Wimpel an unserer Flotte werden."

Im allgemeinen aber entsprach der Erfolg nicht der Begeisterung; etwas mehr als 200 000 Gulden kamen ein, verschwindend wenig, wenn man dagegen die Millionen der Zeppelin- oder der Flugzeugspende hält. Freilich war das Jahr 1848 auch eine ungünstige Zeit. Handel und Industrie lagen danieder, das Volk verarmte und hungerte infolge Mißernte und Teuerung.

Die Nationalversammlung sollte auch hierin Wandel schaffen. Der Ausschuß für Volkswirtschaft, den das Parlament für alle Fragen, die das materielle Wohl betrafen, eingesetzt hatte, wurde mit Vorschlägen überschüttet, die Mittel und Wege angaben, um die herrschende Not zu beseitigen. Am häufigsten war die auch heute so oft und mit Recht gestellte Forderung, die nationale Arbeit dem deutschen Arbeiter zu sichern. Ein eigenes Ministerium für das Proletariat in allen deutschen Staaten, Nationalversorgungsanstalten, Nationalhypothekenbanken zur „Errichtung zinsfreier Staatshypotheken auf dem Naturgesetz der Gegenseitigkeit", Vorschuß- und Kreditkassen für den Handwerkerstand, Unterstützungskassen für Waisen von gestorbenen Handwerkern sowie von angehenden Gesellen beim Antritt ihrer Wanderjahre wurden verlangt. Der Uhrengewerbeverein auf dem Schwarzwald bat um „versuchsweises Absenden von Handelsschiffen in entfernte, namentlich ostasiatische Länder mit Erzeugnissen deutscher Gewerbsamkeit und vorzüglich auch mit Schwarzwälder Uhren". In noch bedrängterer Lage waren die Handweber in Deutschland; aus ihrer Mitte wurde das zwar begreifliche, aber kurz sichtige Ansinnen gestellt, alle Spinn- und Webemaschinen zu verbieten, oder die Maschinenfabrikate mit so hoher Steuer zu belegen, daß Menschenarbeit bequem mit ihnen konkurrieren könne, außerdem Erhebung von Schutzzöllen, die einem Verbot ausländischer Waren gleichkäme. Um den Volksvertretern auch persönlich Gelegenheit zu geben, Gutes zu tun, wurden ihnen aus Schlesien 600 Lose auf Unterjacken und Unterbeinkleider für Herren und Damen gesandt zum Besten der dortigen hilfsbedürftigen Gebirgsweber. In Menge liefen aus allen Volksschichten Eingaben ein, die den Notstand des Gesamtvaterlandes durch umfangreiche Auswanderungen beseitigen wollten, deren Leitung und Unterstützung der Staat übernehmen sollte. Eine beträchtliche Anzahl Handwerker aus dem Nassauischen taten sich zusammen und forderten Stiftung einer Kolonie in Nordamerika. Andern erschien Südamerika als das gelobte Land; ein Regierungssekretär erließ einen „Aufruf an alle deutschen Mitbrüder wegen Eroberung der Halbinsel Yukatan".

Die hoffnungsvolle Stimmung im Volk möge durch einige Eingaben gekennzeichnet werden, die einer gewissen Originalität nicht entbehren. Von mehreren Hexenmeistern aus Tulba in Unterfranken lief eine Schrift ein mit dem Titel: „Einzig wahres, natürliches, kostenfreies Mittel, in der einfachsten, kürzesten und sichersten Weise die deutsche Nation rasch zum mächtigsten, größten und edelsten Volk zu erheben." Ein fürstlich schwarzburgischer Kirchenrat übersandte eine Abhandlung „Der Pauperismus nach seinem Wesen, Ursprung, Folgen und Heilmitteln". Ein königlich preußischer Premierleutnant offerierte „bedingungsweise ein von ihm entdecktes Mittel, durch welches dem deutschen Nationalvermögen jährlich mehrere Millionen Taler erhalten und viele tausend Arbeiter Beschäftigung finden können". Und ein Dr. jur. aus dem Hannöverschen überreichte ein umfangreiches Manuskript, das die verheißungsvolle Überschrift führte: „Die Notwendigkeit, den Grund und Boden aller Art in volkreichen und übervölkerten Ländern zur Subsistenz und Freiheit der Staatsgenossen aus seiner Gebundenheit und Stabilität zu emanzipieren."

Mancher gute Gedanke, der in späterer Zeit verwirklicht werden sollte, befand sich unter

dem Wust von Eingaben, aber er wurde in den Ausschüssen oder im Ministerium begraben. Die Nationalversammlung hatte sich mit der den Deutschen eigenen Gründlichkeit in die „Grundrechte des deutschen Volkes“ verbissen und in drei Monaten erst zehn von den 48 Paragraphen erledigt. War es da ein Wunder, daß das Volk, gelangweilt durch die theoretischen Deklamationen der „Professorenversammlung“ in der Paulskirche, ungeduldig wurde und in zahlreichen Petitionen Beschleunigung der Beratungen forderte? Die Dank- und Vertrauensadressen wurden abgelöst durch Erklärungen des Mißtrauens sowohl an einzelne Abgeordnete wie an die gemäßigte Majorität. Der deutsche Abgeordnete wurde eine typische Erscheinung der Witzblätter und Volkskalender. „Zweihundert deutsche Deputierte knacken Nüsse, finden aber keinen Kern“, „die Nachtmütze des Abgeordneten Duckedich Wedelgern kommt mit Drillingen nieder“ — Hunderte solcher Sprüche liefen im Volke um. Und welche Verachtung spricht sich in folgenden Zeilen des vielgelesenen Brennglasschen Volkskalenders aus:

> Und nun es so Tag wird, sendet das Volk aus allen Gau'n
> Mannen, den Tempel der teutschen Freiheit und Einheit zu baun;
> Doch sind's nur wenige Degen, meist Weiber mit Schnick und Schnack,
> Hofschwänzier, Blattkleckser, Krämer, Professoren- und Pfaffenpack!
> Es schwatzen da die Gagerns die Simsons den Fürsten zu Maul;
> Die Dahl- und Bassermeiber, die Mathys, oberfaul,
> Sie schwatzen, feilschen und fälschen, bis die Freiheit lobesan
> Seufzt unter der Kirche Klauen, flucht in des Adels Bann ...

Verdient hatten die Männer der Paulskirche den Haß und Undank nicht, der ihnen zuteil wurde. Sie bauten in den „Grundrechten des deutschen Volkes“ eine Halle, in der die Freiheit wieder ihr Lager aufschlagen konnte, und krönten ihr Werk am 28. April 1849 durch die Verkündigung der deutschen Reichsverfassung. Ihre Schuld war es nicht, daß ein halbes Jahr später in den schönsten deutschen Gauen die preußischen Zündnadelgewehre knallten, um die Durchführung der Reichsverfassung mit blutiger Strenge zu unterdrücken. — Auch der alte Bundestag kehrte bald wieder in die freie Reichsstadt am Main zurück, und der deutsche Michel ließ sich die Zipfelmütze wieder übers Ohr ziehen — seine Zeit war noch nicht gekommen.

Dr. Thilo Schnurre



Die Mönchsrepublik Athos

Durch Beschluß der Mächte soll der Berg Athos als eine unabhängige Kirchenrepublik anerkannt und unter den Schutz der orthodoxen Mächte und Staaten (Rußlands, Rumäniens und der Balkanstaaten) gestellt werden.

Wenn ein Deutscher die Küsten des östlichen Mittelmeeres befährt, so vermißt er bei aller Schönheit der Landschaft mit ihrem Reichtum an Formen und Farben schmerzlich, was er in der Heimat findet und über alles liebt: den deutschen Wald. Ölbäume sind nützlich und Zypressen malerisch, aber selbst da, wo sie in größerer Zahl anzutreffen sind, geben sie nicht entfernt das Bild eines deutschen Waldes. Nur wenn das Schiff sich der Chalkidischen Halbinsel und ihrem östlichen Ausläufer, dem Berge Athos, nähert, wird das Auge durch den Anblick eines hohen Waldgebirges erfreut, das sich weit in das Meer hinein erstreckt und bis zu einer Höhe von fast 2000 m erhebt. Es ist der Berg Athos, von den Alten Akte genannt, neugriechisch Ajion Oros, eine Halbinsel von 50 km Länge und 5—10 km Breite, nur durch die schmale und niedere Landenge der Sane mit dem Festland verbunden. Von beiden Küstenseiten steigt aus dem Meere das Waldgebirge empor und erreicht seinen höchsten Punkt in der marmornen Athoskuppel (1935 m). Auf der Plattform steht ein Kirchlein, das höchste Gotteshaus der griechischen Christenheit, das Kirchlein Maria Himmelfahrt.

Fallmerayer hat in seinen berühmten „Fragmenten aus dem Orient“ (2. Aufl., Stuttgart 1877) den Berg und seine Bewohner liebevoll beschrieben und ihn den „Walddom der anatolischen Christenheit“ genannt.

Von der Höhe des Berges schweift der Blick über die Inseln des Ägäischen Meeres hinaus bis nach Kleinasien hinüber. Dort oben erspähte einst der Wächter das Aufflammen des Feuers auf dem Berge Ida, das den Fall Trojas verkündete, und ließ es weiter leuchten, so daß die Nachricht in einer einzigen Nacht nach der Königsburg von Mykene gelangen konnte.

Sicher war das Athosgebiet, das wenig fruchtbares Land bietet und wegen der Stürme selbst für den Fischfang nicht günstig ist, schon in vorchristlicher Zeit eine Art Wallfahrtsort für die benachbarte Bevölkerung. Auf der Spitze des Bergkegels stand ehedem ein Riesenstandbild des thrazischen Jupiters, das von dem siegenden Christentum zertrümmert worden sein soll. Eine Legende führt die Anfänge christlicher Siedelungen im Athosgebiet auf die ersten Jahre nach Christi Tod zurück. Urkundlich erscheinen die Mönche gegen Ende des zehnten Jahrhunderts. Um das Jahr 1000 zählte man bereits 700 Mönche in 180 selbständigen Anlagen. Als bald darauf Unfriede entstand, weil die reichen Mönche Handel trieben und u. a. Kühe einführten, wurden strengere Vorschriften erlassen, das Halten von Ochsen und Kühen verboten und der Holzhandel gänzlich abgeschafft. Diesem Verbot verdankt der Athos die Erhaltung seines schönsten Schmuckes, seines Waldes. Haustiere durften nicht mehr gehalten und gezüchtet werden. Weiblichen Personen ward das Betreten des ganzen Gebietes untersagt. Dabei ist es bis heute geblieben. Kein lebendes Wesen soll auf dem Athos geboren werden. Nur die Vögel brüten und das Ungeziefer vermehrt sich.

Seit Jahrhunderten ist die Athoswildnis im Besitz der Klöster, bis auf das kleinste Stück genau aufgeteilt. Gegenwärtig bestehen 21 Klöster aus dem Jahre 975 bis 1385, 11 Dörfer, 250 Zellen und 150 Einsiedeleien mit etwa 8000 Mönchen griechisch-orientalischen Bekenntnisses, annähernd zur Hälfte Griechen, zur Hälfte Russen, dazu einige hundert Bulgaren, Rumänen, Serben usw. Außerdem zählt man über 3000 Laienbrüder.

In den Klöstern herrscht entweder ein auf Lebenszeit gewählter Abt mit unbedingter Gewalt über die Mönche, die keinerlei Eigentum besitzen dürfen und gemeinsam speisen müssen (täglich nur eine kärgliche Mahlzeit), oder aber eine jährlich gewählte Vorsteherschaft mit freierer Bewegung für die Mönche, die Privateigentum besitzen und eigenen Haushalt führen dürfen, doch unter Innehaltung der bestehenden Vorschriften. Jeder Fleischgenuß ist verpönt. An Fasttagen, d. h. acht Monate im Jahre, sind auch Eier, Fische und Öl verbannt. Auf den Tisch der Mönche kommen nur Oliven, grünes, in Wasser gekochtes Gemüse ohne Zutat, rohe Gurken, Knoblauchstengel, süße Zwiebeln, Salzfische, weicher Käse, Bohnenbrei, Obst, Honig, Brot und Wein.

Die Mönche schlafen nicht in Betten, sondern auf groben Teppichen. Die Hemden sind aus Schafwolle.

Gemeinsam ist allen Mönchen der Gottesdienst. Darüber berichtet Fallmerayer: „Von den acht für Beten und Psalmieren in der Kirche täglich festgesetzten Stunden fällt der größere Teil, wenigstens im Winter, auf die Nacht. Und mit dieser Aszese noch nicht zufrieden, gehen die Väter in St. Dionys alle Sonnabende des Jahres wie am Vorabende gewisser Heiligenfeste schon mit Untergang der Sonne wieder in die Kirche, singen, beten, meditieren, räuchern und liturgieren die ganze Nacht ohne Unterbrechung, bis die Morgenröte erscheint; dann erst beginnt der feierliche Gottesdienst, mit dem sie nicht vor zwei Stunden nach Sonnenaufgang zu Ende kommen. Der Abt darf in der Kirche niemals fehlen. In Winternächten dauert die Qual oft nicht weniger als fünfzehn Stunden; aber die Strengen, mit dieser Übung in ihrer Andachtsglut noch nicht gesättigt, setzen Beten und Wachen unmittelbar nach dem allgemeinen Gottesdienste noch in ihrer Zelle fort und bringen es nach und nach bis auf zweiundzwanzig Stunden ununterbrochener Andacht und Peinigung.“ Diese Mönche sind Märtyrer bei lebendigem Leibe.

Von einem eigentümlichen Lichtgottschaun aus früher Zeit erzählt Fallmerayer nach alten Quellen: „Die Einsiedeleien des Hagion-Oros sind der westlichste Punkt, bis wohin die mystische Praxis der heißen Zone gedrungen ist. Um dieser gesteigerten Vision und Aszese des obersten Grades zu genießen, setzt sich der Eingeweihte in einen Winkel der verschlossenen Zelle, senkt das Haupt auf die Brust und blickt, alles Irdische vergessend, unverwandten Auges anfangs verworren und trostlos, bald aber mit ineffabler Seligkeit so lange auf die Brusthöhle und die Nabelgegend, bis er den Platz des Herzens und den Sitz der Seele entdeckt. Und wie dieses gelungen, umfließt den Geist ein geheimnisvolles ätherisches Licht, welches die Hesichasten auf Hagion-Oros in schwärmerischer Überschwenglichkeit für das reine und vollkommene Wesen der Gottheit hielten und mit fast buhlerischer Zärtlichkeit verehrten.“

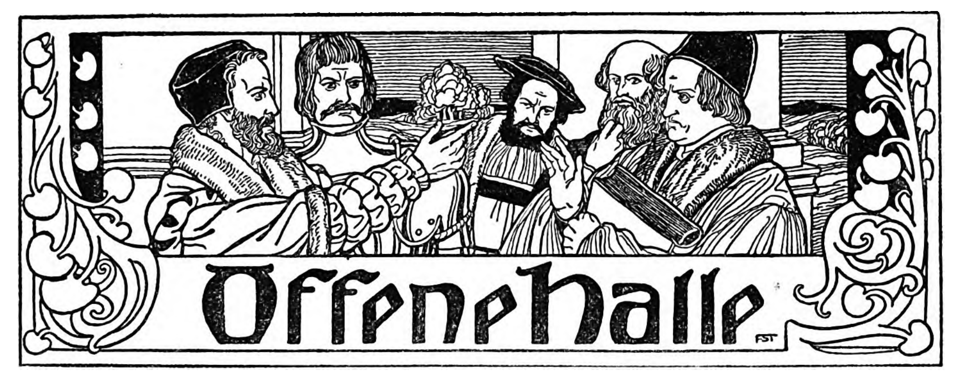
Wissenschaft und Gelehrsamkeit ist bei den Mönchen nicht zu finden. Gott frage am letzten Gerichtstage den Menschen nicht, was er gelernt, sondern wie er gehandelt habe. Was der Mensch zur Seligkeit nötig habe, sei schon lange festgesetzt; weltliches Wissen und Grübeln führe vom Wege des Heiles ab, und das Verderben sei durch die Gelehrten in die Welt gekommen; studierte Leute bringen alles in Unordnung. Glaube und christliche Demut könne mit Philosophie und gelehrtem Dünkel in einer und derselben Seele nicht beisammen wohnen, das eine oder das andere müsse notwendig weichen; und eben hierin bestehe der Vorzug des Athos-Instituts, daß es den Wissensteufel aus dem Herzen geworfen und sich ganz, mit Leib und Seele, dem Dienste des Herrn ergeben habe.

Die neue Mönchsrepublik war tatsächlich schon bisher ein freies Gemeinwesen und stand nur der Form nach unter der Oberhoheit des Sultans. Nur ein türkischer Landrat hatte seinen Sitz am Hauptort, um den jährlichen Tribut in Höhe von etwa 30 000 ℳ zu vereinnahmen. Sonst durfte sich kein Muselmann im Athosgebiet niederlassen. Oberhaupt der Mönchsrepublik soll der ökumenische Patriarch in Konstantinopel werden und die Republik selbst unter dem Schutz der orthodoxen Staaten (Rußland, Rumänien, Griechenland, Bulgarien, Serbien und Montenegro) stehen. Doch wollen auch Österreich-Ungarn und England auf Grund ihrer orthodoxen Staatsangehörigen in Ungarn und Bosnien, Zypern und Alexandrien als Schutzmächte zugezogen werden.

Hauptort ist Karyäs mit etwa hundert Steinhäusern. Dort ist auch der Sitz der Selbstverwaltung. Ein jedes der 21 Klöster sendet dorthin einen gewählten Vertreter, und über dieser beratenden Körperschaft, der „heiligen Synode“, steht ein eigener Ausschuß von fünf Vorstehern unter dem Vorsitz eines Prälaten. Hier wird der Gesamthaushalt festgestellt. Die jährlichen Einnahmen mögen nicht viel über 60 000 ℳ betragen, wovon die Hälfte als Tribut nach Konstantinopel geht und die andere Hälfte zu Geschenken an das Patriarchat, zu Bakschisch an türkische Beamte und zur Besoldung einer Polizeitruppe von 50 Mann verwendet wird.

Paul Dehn





Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Zur Ostmarkenpolitik

Der Aufsatz „Zum Schutz des bedrohten Deutschtums" in Heft 7, XIV. Jahrgang, enthält viele geschichtliche Unrichtigkeiten und Ungerechtigkeiten gegen das eigene Volkstum, welche den Widerspruch auch von Süddeutschen, die dem preußischen „Junkertum" sehr ferne stehen, aber deutsch fühlen, herausfordern. Der Verfasser sagt zwar, er wolle sich auf Parteipolitik nicht einlassen, aber sein fortgesetztes Schelten über „preußische Reaktionspolitik, preußische Junker", den „borussischen Stier", der sich an „Katholiken" — soll heißen Ultramontanen — und Sozialisten die Hörner abgestoßen habe, bewegt sich doch ganz im engen Parteifahrwasser.

Diese Angriffe gehen aber schon in der Richtung fehl. Die Ostmarkenpolitik ist nicht das Werk des preußischen „Junkertums". Sie hat zum Urheber unseren größten Staatsmann, der ihr mit zielbewußter Kraft und Einsicht die Richtung gab und auch bereits die Enteignungsmaßnahmen ins Auge gefaßt hat. Ihr tatkräftigster Förderer wurde dann Bülow, der sie für unsere wichtigste nationale Aufgabe erklärte, und jetzt ist ihr Hauptträger das preußische Bürgertum. Unter den „Junkern" fehlt es neben entschiedener Förderung auch nicht an Widerstand besonders gegen die Enteignung, während hingegen z. B. die rein bürgerliche große nationalliberale Partei stets geschlossen sehr entschieden für die Ostmarkenpolitik der Regierung eintrat, und auch unter den Linksliberalen hat sie besonders in den Ostmarken selbst, wo man doch die Verhältnisse am besten kennt und daher nicht im Banne doktrinärer Parteiphrasen steht, sehr viele Anhänger. Das Junkertum hat übrigens nirgends in der Welt so große Bedeutung, als es bei den Polen von jeher hatte und noch hat. Schiefer könnte man den Gegensatz nicht formulieren, als ihn auf den Kampf zwischen Junkertum und Volkstum zuzuspitzen. Adel und eine fanatische Geistlichkeit sind die treibenden Kräfte der polnischen Bewegung.

Es ist das häßlichste deutsche Erbübel, die eigene Regierung und den Volksgenossen, der anderen Stammes, anderer Partei, anderer Konfession ist, viel erbitterter zu bekämpfen, als die Erbfeinde unseres Volkes, und jenen gerade dann, wenn sie in hartem Kampfe mit diesen stehen, hämisch und schadenfroh in den Rücken zu fallen, dabei auch als selbstverständlich und keines Beweises bedürfend vorauszusetzen, daß der böse deutsche Bruder im Unrecht, das fremde Volk, sei es auch unser schlimmster Feind, der angegriffene, unterdrückte Teil sei. Dieses schlimmste Laster hat uns jahrhundertelang der Ohnmacht und Verachtung des Auslands preisgegeben und macht uns jetzt wieder zum Gespött unserer slawischen Feinde, die daraus ihre Erfolge ziehen.

Wieviel Wahrheit diesen Phrasen von der „Unterdrückung der Polen" zukommt, darüber sollen uns polnische Quellen belehren: Der „Przeglond Wszechpolski" schrieb im Januar

1899: „Die Erhaltung der östlichen Provinzen, in denen die polnische Bevölkerung ansässig ist, hat für die preußische Monarchie das größte Interesse, ist für sie geradezu eine Lebensfrage... Der Verlust dieser Gebiete würde ein Todesstoß für die Macht Deutschlands sein... Die polnische Frage hat nicht nur für Preußen, sondern für das ganze vereinte Deutsche Reich den Charakter, wie wir ihn oben schilderten... Wir müssen also nicht nur mit Preußen, sondern auch mit ganz Deutschland, nicht mit einzelnen Parteien, sondern mit der ganzen deutschen Gesellschaft einen Kampf führen, einen Kampf auf Tod und Leben. Das Lebensinteresse beider Nationen kommt hier in Betracht, der Kampf wird um unsere nationale Zukunft und um diejenige der deutschen Macht geführt. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist die deutsche Politik eine defensive. Diesen defensiven Charakter der deutschen Politik stellen wir um so lieber fest, als sowohl in der Politik wie im Kampfe mit bewaffneter Hand, gewöhnlich derjenige verliert, welcher sich verteidigt. Armselig würde das künftige Polen nicht nur ohne Posen, sondern auch ohne Schlesien, ohne Zutritt zum Meere, also ohne Danzig und Königsberg sein."

Es ist eine tieftraurige Tatsache, daß die für die Polen selbstverständliche Voraussetzung, sie würden bei diesem ihrem Angriff das ganze deutsche Volk ohne Unterschied der Partei zum Gegner haben, so wenig zutrifft, daß Deutsche diejenigen ihrer Volksgenossen, welche zur Abwehr rüsten, Unterdrücker schelten und ihnen in den Rücken fallen. Diese Deutschen sind Verräter ihres Volkstums und würden bei jedem anderen Volk verachtet.

Durch das oben wiedergegebene polnische Bekenntnis — der Rahmen dieses Aufsatzes verbietet uns, ungezählte ähnliche polnische Äeußerungen anzuführen — sind auch die Redensarten und Schlagworte von „Ausnahmegesetzen" und „Entrechtung" der Polen genügend gekennzeichnet. Wie wollen nur beifügen: Unsere ganze Gesetzgebung wimmelt auf allen Gebieten von Ausnahmebestimmungen. Natürlich! Nur Gleiches kann gleichem Recht unterliegen, für ungleiche Verhältnisse müssen die Gesetze ungleich sein, um gerecht zu sein. Denn das Recht will nicht Gleichheit, sondern Gerechtigkeit. Es geht daher nicht an, die Glieder eines fremden Volkes, das unsere wichtigsten nationalen Lebensinteressen nach eigenem Bekenntnis bedroht — die gegenteiligen Versicherungen seiner offiziellen Vertreter und der von ihnen beeinflußten Federn ändern hieran natürlich nicht das mindeste —, in allen Stücken den eigenen Volksgenossen völlig gleichzustellen. Dies wäre das größte Unrecht gegen unser eigenes Volk und unser Verderben. Wir würden uns damit selbst „entrechten". Denn wir haben das Recht und die Pflicht, die Ostmarken, deren Verlust nach polnischem Zeugnis der Todesstoß unserer Macht wäre, unter allen Umständen zu behaupten. Dies ist das Recht der Selbsterhaltung. Wenn irgendwo, so ist hier die Mahnung am Platz, welche Klopstock, also gewiß kein brutaler, rücksichtsloser Realpolitiker, sondern einer der edelsten und reinsten Menschen, die je gelebt haben, an die Deutschen richtete: „Seid nicht allzu gerecht!" Denn sonst werden wir ungerecht gegen unser eigenes Volk, dem wir doch fast alles verdanken und schulden. Dafür, daß die Rechte fremder Völker dabei nicht zu kurz kommen, sorgen schon diese selbst mehr als genug. Der Deutsche hat noch kein fremdes Volk unterdrückt. Der umgekehrte Fall war und ist leider gar zu häufig.

Eine Erweiterung des Enteignungsrechts im öffentlichen Interesse wird heute von den verschiedensten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Richtungen gefordert. Dies ist keine „Entrechtung". Im Gegensatz zu der bisherigen römisch-rechtlichen Auffassung, welche gegenüber dem Eigentum am Grund keine Rücksicht auf die Gesamtheit kennt, besinnt man sich mehr und mehr auf die alte deutsche Anschauung, daß an den vaterländischen Boden die Gesamtheit der Volksgenossen gewisse Ansprüche hat, und verlangt für öffentliche Zwecke ein weitgehendes Enteignungsrecht. Dazu gehören in allererster Reihe die wichtigsten nationalen Lebens-

interessen. Darum hat, wie erwähnt, schon Bismarck für die Ansiedelungspolitik in den Ostmarken die Enteignung für gerechtfertigt erklärt. Sie dient nur zum Schutze des deutschen Besitzstands in Gegenden, wo er durch das Vordringen der Polen gefährdet ist. Statt daß der immer noch starke Strom deutscher Auswanderer aus Deutschland und Österreich wie auch deutscher Rückwanderer aus dem Osten in das Ausland, besonders nach Amerika, flutet, wo er meist in nicht langer Zeit unserem Volkstum verloren geht, wird er hier durch die Ansiedelungspolitik in den Ostmarken dem Deutschtum erhalten, und werden zugleich diese selbst für das deutsche Volk gerettet. Hätte man schon früher diese Ansiedelungspolitik befolgt, so hätten wir heute keine Ostmarkenfrage. Ganz verfehlt ist der Einwand, das hierdurch an seinem Vordringen gehemmte Polentum überschwemme dafür um so mehr das übrige Deutschland. Denn einmal kann es dort, selbst wo es in größeren Massen sich sammelt, nicht entfernt so nachteilig oder gar gefährlich werden, wie in den bedrohten Ostmarken, die wir unter allen Umständen behaupten müssen. Sodann wird überhaupt nur ein Bruchteil dieser fortwandernden Polen von Deutschland aufgenommen; ein großer Teil wandert in andere Länder, vor allem nach Amerika, wo in den letzten Jahrzehnten die polnische Einwanderung außerordentlich stark war. Übrigens beweist gerade der Umstand der noch starken Verbreitung der Polen im übrigen Deutschland, daß es ihnen bei uns sehr gut geht, viel besser als in Galizien und Polen. Warum wandern die armen „Unterdrückten" denn nicht dorthin? Oder anderswohin?

Am hinfälligsten ist wohl die Behauptung, die Ostmarkenpolitik habe die Unterdrückung der Deutschen in Österreich zur Folge gehabt. Die Feindseligkeiten, Flegeleien und Unterdrückungspolitik der Slawen gegen die Deutschen in Österreich begannen schon 1848 und haben sich seitdem fortgesetzt gesteigert. Die beispiellos gutmütige und langmütige Verhätschelungs- und Versöhnungspolitik, die Preußen von 1815 bis 1886 gegen die Polen ungeachtet allen Undanks und selbst der blutigen Grausamkeiten, mit denen die Polen im Jahre 1848 ihren Dank erstatteten, und selbst später noch unter Caprivi fortsetzte, hat weder die Slawen noch die Regierungen in Österreich und Rußland gehindert, die Unterdrückung der Deutschen fortgesetzt zu steigern. Natürlich begründen sie jetzt ihre Feindseligkeiten mit der Ostmarkenpolitik Preußens. Die Ungereimtheit dieses Vorwands erhellt am besten aus der Tatsache, daß die Polen in Galizien nicht nur die 200 000 Deutschen dort, sondern auch ihr slawisches Brudervolk der Ruthenen von über 3 Millionen ebenso ungerecht seit Jahrhunderten unterdrücken. Ist hieran vielleicht auch die Ostmarkenpolitik Preußens schuld? Nirgends wurden fremde Völker so bedrückt, als im alten Königreich Polen. Mit blutiger Grausamkeit verfuhr man dort insbesondere gegen die Deutschen. Ich erwähne nur das bekannte Thorner Blutgericht. Die Unfreiheit ist nirgends in Europa mehr zu Haus als bei den Polen. Wie es in Preußen und Galizien mit der Entrechtung fremder Völker gehalten wird, zeigen folgende Beispiele. In Preußen wurde bis in die siebziger Jahre in den gemischtsprachigen Orten der Ostmarken der Schulunterricht in der Sprache der Mehrzahl der Schüler gehalten. Bei der bekannten Haltung der fanatisch polnischen katholischen Geistlichkeit führte dieses System direkt zur Polonisierung der deutschen Kinder. Dabei muß man noch das Mißverhältnis der Bedeutung der polnischen Sprache für Kultur und Verkehr im Vergleich zur deutschen bedenken. Fürwahr ein klassisches Beispiel von deutschem „Allzugerechtsein" mit seinen verderblichen Folgen! Im 19. Jahrhundert wurden 200 000 katholische Deutsche in den Ostmarken polonisiert, die Polonisierung der katholischen Bamberger wurde erst in den siebziger Jahren vollendet. Umgekehrt fand nirgends eine der Erwähnung werte Germanisierung statt. Das Polentum drang einfach vor. In Galizien dagegen war im Jahre 1909 z. B. in dem Dorfe Rosenhek, in dem sämtliche 40 Schulkinder deutsch waren, die Unterrichtssprache — polnisch. Genau so ist es in vielen anderen rein deutschen Dörfern, in denen es kein einziges polnisches Schulkind gibt. Auf welcher Seite ist hier die Entrechtung?

Nun wirft man uns gar noch ein: Durch die Ostmarkenpolitik erreichen wir, daß es

die Slawen in Österreich unseren Stammesgenossen noch sauerer machen. Dies ist der unwürdigste Einwand. Er erinnert an den Ausspruch Bismarcks: „Es gibt eine Feigheit, die sich selbst dann nicht zu wehren wagt, wenn man ihr die Pistole auf die Brust setzt.“ Nur feige Schwäche appelliert noch an die Milde eines unversöhnlichen Gegners und unterläßt die Gegenwehr aus Furcht, ihn noch grimmiger zu machen. Dieser Appell an die Furcht findet, um nochmals mit unserem größten Staatsmann zu sprechen, im deutschen Herzen hoffentlich keinen Anklang. Wir 80 Millionen Deutsche sind politisch, kulturell und wirtschaftlich doch weitaus die Stärkeren, wenn wir nur von unserer Stärke auch Gebrauch machen wollen, die nationale Arbeit unserer Volksgenossen in Österreich und den Ostmarken im Verhältnis zu unseren reichen Mitteln unterstützen und nötigenfalls nicht davor zurückschrecken, slawische Übergriffe, besonders der Polen, gegen Deutsche in Österreich mit Repressivmaßnahmen gegen die Slawen in Deutschland zu erwidern. Hat das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich nicht gehindert, daß seit Ende der siebziger Jahre die Deutschen diesseits und jenseits der Leitha an die Wand gedrückt wurden, so kann es uns nicht abhalten, die entsprechenden Folgerungen daraus für unser Verhalten gegen die Polen zu ziehen.

Dies würde auf alle Fälle auf unsere Gegner mehr Eindruck machen als alle Versöhnungsmaßnahmen, die von ihnen stets nur als Schwäche ausgelegt wurden und ihren Übermut steigerten.

Gustav Beck



Der Pseudofrühling zur Jahreswende 1912/13

Als jener Mönch, der das wunderbare Kirchenlied „Es ist ein' Ros' entsprungen — mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht“ dichtete, die Anregung hierzu durch ein mitten im Winter — natürlich in geschützten Klosterräumen! — erblühtes Röschen erhielt, das er dem Christuskind verglich, hätte er sich wohl nicht träumen lassen, daß aus unserem rauhen Deutschland noch einmal ein Land mit so mildem Winterklima werden würde, daß wahrhaftig von dem unser Land durchwehenden eisigen Boreas des Livius keine Rede mehr sein könne. In diesem Winter, um die Jahreswende, haben wir das seltsame Ereignis erlebt. Unsere Pflanzenwelt feierte beim Übergang vom alten ins neue Jahr, in dem ersten Januardrittel und vorher im Dezember, eine Art Frühling, einen Pseudofrühling. Im Wesertal, in der Gegend von Rinteln nach Bückeburg zu, erblühte der vollste, schönste Goldlack in den Vorgärtchen der Häuser. Die Wiesen an beiden Ufern des deutschesten aller Ströme waren mit Gänseblümchen weiß übersäet. Überall in den Gärten haben in der Zeit vom 10. bis Ende Dezember alle Rosenstöcke fingergliedlange Blattriebe entwickelt. Auf den großen Friedhöfen von Barmen und Elberfeld sah ich in den letzten Dezembertagen einen reichen Flor von Schneeglöckchen, die überall stattlich aus der Erde gekommen und schön aufgeblüht waren; von den Helleborusarten, ausgesprochenen Winterblühern, gar nicht zu reden. Im warmen Mainzer Becken ist mehr als ein Aprikosen- und Pfirsichbäumchen ins Blühen gekommen; die zarten roten Blütchen hingen verschüchtert in den Zweigen; die Mainzer Zeitungen berichteten auch von blühenden Kirschbäumen. In der Umgebung von Heilbronn trieben die Ilexbüsche (Stechpalmen) neue Blättchen, ich fand selbst in den Bergwäldern des bergisch-märkischen Landes (Wupper) an vielen Stechpalmzweigen die charakteristischen Frühlingstriebe, zwei neue, nette, frischgrüne Blättchen. Und um das Wunder vollzumachen, berichtet der „Mainzer Anzeiger“ vom 18. Januar 1913 von „blühenden Rosen in den Gärten“. Er schreibt weiter von reifen Preiselbeeren, die man um den festlichen Tag der Heiligen drei Könige im Pfälzer Wald gefunden hat; auch die Haselnüsse blühten am Waldrand. Die „ersten Maikäfer“ und „ersten Schmetterlinge“ wurden den tierfreundlichen Redakteuren bereits in den

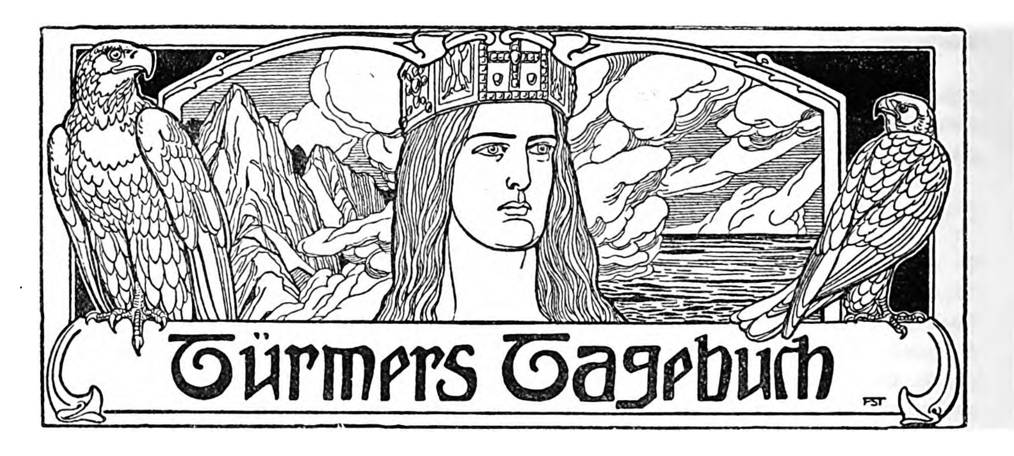
ersten acht Januartagen zugeschickt. So frühzeitig erschienen die Frühlingstierchen — natürlich handelt es sich bei den Schmetterlingen um überwinternde Exemplare — auf dem Plane und gaukelten uns Frühlingsträume vor. Ein richtiger Pseudofrühling!

Der am 12. Januar eintreffende Schnee machte der Herrlichkeit ein Ende. Der Pseudofrühling war erstorben. Für 5 Tage — — dann wieder reiner Frühsommer!

Was will nun diese Erscheinung eines Pseudofrühlings um die Jahreswende besagen, in einem größeren Rahmen und von einem großzügigeren Gesichtspunkte aus betrachtet? Dasselbe, was uns unsere ganze Zeit in aufdringlicher Weise geradezu zuschreit — — was ich schon des öfteren klarzulegen versucht habe: Daß wir uns in einer Zeit der Temperatur- bzw. Klimaveränderung befinden. Und zwar geht Deutschland einer wärmeren Zeitepoche entgegen. Es ist, etwas ungeschickt ausgedrückt, meine These einer „wiederkehrenden Tertiärzeit", oder richtiger gesagt: Wiederkehrende tertiärzeitähnliche Temperatur-, Tierverbreitungs-, Tierlebensverhältnisse. Wir haben Hunderte von Zeugen dafür aus der Pflanzen- und Tierwelt. Der diesmalige Zeitirrtum im Pflanzenleben Deutschlands ist wieder einer der allerkräftigsten Beweise dafür. Unsere Winter werden wärmer, die Regenperiode verschiebt sich dafür weiter in den Frühling und Mai hinein (wo ist der liebliche Mai der alten Dichter?). Die Sommer sind entweder sehr heiß (1911) oder aber regnerisch, doch dabei nicht kalt (1912). Und wenn wir die Veränderung auch gar nicht so direkt aus dem Klima selbst vermerken würden — wir Menschen nämlich —, die Pflanzen- und Tierwelt reagiert sehr deutlich darauf. Es ist bekannt, daß alle diese Veränderungen sich genau decken mit den Behauptungen des Gesetzes der Reibisch-Simrothschen Erdpendulation, deren Kenntnis ich bei den Lesern voraussetze.

Pfarrer Wilhelm Schuster





Wie ward es? · Welche Töne! · Was uns ein Amerikaner zu sagen hat · „Brüder in Christo“

Mit dem 5. Februar, dem Tage, an dem vor 100 Jahren die Stände Ostpreußens in einmütiger Begeisterung den Beschluß faßten, sich gegen den Korsen zu erheben, haben die offiziellen Jahrhundertfeiern des Jahres 1813 ihren Anfang genommen. Wie ward es denn eigentlich, dieses Jahr 1813?

Nicht ganz so, wie man's heute in usum delphini uns glauben machen möchte, aber auch nicht, wie sich's viele selber wohl auszumalen pflegen. „Es war“, schildert unser Mitarbeiter Prof. Dr. Ed. Heyck im Literaturblatt „Eckart“ (Schriftenvertriebsanstalt, Berlin SW. 68) dies Werden, „der höchste Inhalt der Zeit vor 1800, daß die deutsche Nation die Lessing und Schiller als Deuter der wahren Freiheit, der selbstachtungsvollen Männlichkeit, besaß. Aber die ethische Wirkung, die von ihnen ausging, ist deshalb noch keine unmittelbare gewesen. Sie hat nur kommen müssen, weil jene waren: weil es auch darin ein Gesetz der Erhaltung der positiven Kräfte gibt, der unbesieglichen Auswirkung des ewigen Guten, das mit der ewig erhaltend fortbildenden Schöpfung eines und nur so zu definieren ist.

Allzu häufig ist von den Historikern die sittliche Erschlaffung innerhalb der großen Geisteszeit geschildert worden, um hier noch wieder dargelegt zu werden. Die Wiener Genußsucht und Frivolität, gegen die keine Maria Theresia mehr ankämpft, die Leichtfertigkeit an den kleineren Höfen, die Verkommnis, die sich von dem Hoftreiben unter Friedrich Wilhelm II. bis weit ins preußische Beamtentum und Bürgertum ausbreitet, geben einander nichts nach. Die Lüsternheit vom 18. Jahrhundert her, deren Versüßlichung nur gleichfalls ein wertloses Zeichen der Erschlaffung ist, füllt die beliebtesten Bücher und Almanache der Zeit und leitet die emsige Hand unzähliger kleiner Kupferstecher; erst das 19. Jahrhundert von den Tagen der Erhebung ab hat sich dann dieser Erinnerung geschämt und sie erstickt. (Sie würde noch vollkommener für uns vergessen sein, zöge nun heute aus dieser Verschollenheit nicht wieder ein kongeniales Herumschmökern das ihm

Pikanteste ans modern gefärbte Tageslicht, für zahlungsfähige Käufer subskribierter Luxusausgaben.) Noch 1813, wie das Volk aufsteht, der Sturm losbricht, gedenkt Körners Lied dieses ‚erbärmlichen' Lebemannstums, dessen Inhalt der Spieltisch und der Mätressenkram sind, und dessen Ende ein Tod mit ‚Merkur', in den seidenen Decken. Zwar, was das Bildungsniveau angeht, stand die sogenannte bessere Gesellschaft um 1800 erheblich höher, als heute diejenige, die ihr am nächsten zu vergleichen ist. Nichtsdestoweniger fehlte auch ihr, sobald man von ihrer deutlichsten Tageserscheinung spricht, das entscheidende Moment der Ernstlichkeit. Den wirklichen Geist überwucherten das Geistreichgetue, das Spielerische, Flunkerische. Man posierte seine Zerfahrenheit und Oberflächlichkeit als genialisch, und des Aufhebens, welches von den zu Berlin imitierten Pariser ‚Salons' gemacht wird, wird dafür zu einem der überzeugendsten Beweise, wenn man sich nur einmal mit seinen eigenen Augen die wahre Bedeutung dieser meisten Halbmenschen näher ansieht. Selbst wenn Persönlichkeiten, wie Schleiermacher, mit einem Teil ihres Wesens dort zu Kost gegangen sind und Anregung aus dem eigentümlichen Gemisch von Feminismus, Romantik und Überhebung gesucht haben, das diese Luft erfüllte. Man kam sich ganz ungemein zeitlebendig und aufgeklärt vor und wußte nicht, mit welchen geringen und zweifelhaften Werten man es war. Die gewaltige Revolution in Frankreich ging mit ihren eigentlichsten Lehren unverstanden für diese sich modern rühmende Generation vorüber, außer daß sie in das Verkehrsverhältnis der Stände ihre zum Teil nützlichen Breschen riß. Es bedurfte noch erst des Tages von Jena, daß man nun doch nach den Wenigen rief, die, wie der Freiherr vom Stein, das mächtige weltgeschichtliche Erlebnis im Hinblick auf das Volks- und Staatsganze zu durchdenken und fruchtbar zu machen die Fähigkeit aufwiesen, weil sie aus einer gediegenen philosophisch-historischen Bildung das Aufbauende darin, das wirklich Modernisierende zu erkennen und auszuscheiden imstande waren. Bis unmittelbar an diesen Zeitpunkt von 1806 lebte man in der oberen Gesellschaft in einem verhängnisvollen Gemisch von Leichtherzigkeit, worin das französische ancien régime der Lehrmeister gewesen war, und einer — leider sehr deutschen — Selbstgefälligkeit dahin. Die Regierung des wichtigsten deutschen Staates war den Händen von hohen Beamten anvertraut, die gutenteils durch ihre Eitelkeiten oder ihre Liaisons beträchtlich mehr als durch die pflichtmäßigen Staatsgeschäfte in Anspruch genommen wurden, die auswärtige Politik einem Minister, der sich in Vertrauensseligkeiten seiner diplomatischen Feinkunst wiegte, die tatsächlich die vollkommene Vereinsamung des Staates erreichte. Das auf seine ‚friderizianischen Überlieferungen' stolze Heer ward von Generälen befehligt, die bei der Berliner Parade eine Anrede loszulassen vermochten: ‚Meine Herren, Generäle, wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Seiner Majestät unterschiedliche aufzuweisen', was dann die Leutnants weiter dahin auslegten: in Preußen würde ein Napoleon nicht einmal zum Korporal zu brauchen sein. Und nach diesen Radomontaden in wenigen Wochen Saalfeld, Jena, Auerstädt und die in deutscher Geschichte beispiellose Feigheit der Festungskapitulationen.

Fragen wir nach der ‚gebildeten' Jugend Deutschlands in jenen Tagen, so

tritt auch sie uns wenig erfreulich entgegen. Für ihr, nicht gut aus selbständigen Handlungen schon zu entnehmendes Selbstbekenntnis bieten sich als die stichhaltigsten Quellen die Stammbücher dar. Solche sind ja neuerdings so zahlreich ausgeschöpft oder veröffentlicht worden, daß sie eine ziemlich allgemeingültige Psychologie ermöglichen. Hier wirken nun am peinlichsten gerade die der Studenten, im betonenswerten Gegensatz zu denen der jungen Kaufleute oder der jungen Mädchen mit ihrer durchweg sinnigen, poetisierenden Sentimentalität. Die älteren studentischen Stammbücher hatten in ihren Denksprüchen und Symbolsprüchen zumeist wohl auch vor allem zurückgescheut, was den Einzeichner ins Licht des Musterknaben setzen konnte. Aber sie sprechen doch persönlichkeitsbewußt, sie halten auf eine gewisse gravitätische Manier, wollen eine herzhafte Versicherung der treu festhaltenden Freundschaft geben. Die um 1800 und danach sind in ihrer Überzahl von erschreckender Ärmlichkeit und Würdelosigkeit. Ganz selten blickt ein Zeichen auf, daß dieser jungakademischen Generation es beschieden ist, die Zeitgenossin der größten Dichtung und der machtvollsten Philosophie der Ideen zu sein; selten auch nur zeigt sich ehrlich Herzliches, Gedankliches oder gar Entschlußhaftes; das Typische sind Bummelverse, von der Bier- und Tobakgemütlichkeit bis zur derben Verherrlichung des Liederlichen; das sind die Denksprüche, die ein Freund dem anderen zur Erinnerung für das Leben schreibt. Kein Sturm und Drang etwa eines Sichauflehnens gegen verbrauchte Konventionen gärt darin ans Licht, es gähnt nur die leere Respekt- und Inhaltslosigkeit, die nichts zu heiligen und zu umkämpfen hat; es sind die rechten Enkel des galanten Jahrhunderts, die die eindeutigste Auffassung von Mädchen und Liebe in öder Wiederholung zu bekennen wünschen. Und schamlos reicht man diese Bücher dann wieder den Professoren und den jungen Mädchen, daß auch sie sich dazwischen schreiben.

Durch die Freizügigkeit der Studenten verbreitet sich dieser Ton auch in das ehrbarere Südwestdeutschland und dauert hier noch fort um eine Zeit, da er in Norddeutschland schon nicht mehr so vorlaut klingt. Mit der wunderlichsten Empfindung blickt man in das Stammbuch von Karl von Schiller, der 1810 in Heidelberg studierte: welche Plattheiten dem Sohne des toten Schiller diese Verbindungsstudenten der Schwaben, Rheinländer, Vandalen und Kurländer eingetragen haben, deren einziges Gewürz die Zote oder die stereotype Mahnung, nur ja nicht die süßen Äpfel ungeschält zu lassen, ist. Hervorzuheben ist, daß die Studenten aus wirklich vornehmen Kreisen sich von einem besseren Anstandsgefühl geleitet zeigen, und ein Graf Reuß jüngere Linie hat einen schönen Spruch aus Schillers Votivtafeln dem Sohne in das Album eingetragen:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben ...
Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben.

Das von den Künstlern oder den Dichtern gesagte Wort gilt auf andere Art nicht minder von der Jugend. ‚Mit euch wird sie sich heben.‘ Drei Jahre nach diesen letztzitierten Stammbucheinträgen stürmt die norddeutsche Studentenschaft zu den Waffen; der ‚Tell‘, den man sich an den Wachtfeuern vorliest, gesellt sich zu den Arndtschen Liedern im Tornister. Und nach der Rückkehr aus dem



‚heiligen' Krieg durchwogt die Herzen die sieghafte Bewegung einer aufrichtigen akademischen Selbstreform nach dem Sinn der Schiller, Fichte, Arndt. Auf den Universitäten breitet sich die noch in ihren Denkfehlern hochsinnige Burschenschaft aus, die gemeinsame Stammutter einer ganzen Anzahl von ernsthaft gerichteten neueren Verbindungsgattungen.

Es wäre unhistorisch, in einer Hundertjahrserinnerung die Jugend von 1813 zu rühmen, ohne hinzuweisen, was sie vorher für eine, mehr als im Durchschnitt, gewesen war. Denn dadurch wird sie rühmenswerter. Das Schönste von ihr aus dieser großen Schicksalszeit ist nicht ihre helle Kampfbegeisterung, die schließlich jeden hinreißt, sondern das ist die Wandlung im ganzen, die in ihr — in der Masse der einzelnen, auch einem Theodor Körner — vorging, die ethische Selbstbesinnung, die rasch gekommen und dennoch eine lang andauernde geworden ist. Die Jugend sank mit dem alten Jahrhundert, und sie sank am tiefsten, in ihrer erloschenen Bemühung um wenigstens noch einiges Geistige, das eben schon in den Vätern zu unwahr und oberflächlich geworden war, um noch ferner vererbbar zu sein. Und trotzdem hat gerade sie die Fähigkeit bewährt, ein neues Jahrhundert zu seiner Erhebung zu führen.

Zu solchen elementaren Vorgängen in einem ganzen Volkskörper taugen aber die Jugend und die Massen. Weil nur das Unreife, der grüne Schößling derartig bildsam ist und sich leicht die Richtung geben läßt, in der er sich dann verfestet, sich stammhaft verholzt. Die Richtung selbst kommt nie aus ihnen, aber dasjenige, woran sich die Bildnerkraft der Besten einer Zeit betätigen muß, sind sie. Und deshalb ist es *ein so unsagbar gewissenloses Tun*, wenn man heute vorgibt, *mit dem unabänderlichen Mißgeschmack der Volksmasse rechnen zu müssen*, und die Schuld an den Freveln, die an ihr *die Erwerbsgier begeht*, auch noch *ihr* hinüberschiebt. Zur gleichen Zeit, während man in den Schulen die Schönheit und Großartigkeit, die in der echten Volkskunst und in der Dichtung der volklichen Frühzeiten enthalten sind, bewundern zu machen sich bemüht.

Wir erleben auch heute die Lebhaftigkeit, womit die akademische Jugend in eine neue Richtung einschwenkt, wenn man sich nur mit dem Wert des Überzeugenden Mühe um sie gibt und sie aus üblen Gewöhnungen reißt. Nur an das Nächstliegende sei erinnert: in wie kurzer Zeit sie über die prahlende Lust des Sichbetrinkens anders zu denken gelernt hat, und wie sie dafür nun allem, was ihr als Gesundheitssport gezeigt wird, sich mit einem Eifer, der schon wieder Schablone und Überschätzung wird, ergibt. Denn das gehört eben auch zu ihr, das Herdenhafte, Modehafte noch im guten Sinn; das Superlativische liegt in ihr selbst. Sobald sie zu handeln, zu denken meint, fehlen die objektiven Rechenschaften noch; wer sich gern mit Studenten unterhält, wird immer ihre Meinungen und Neigungen als einäugige finden. Das war auch 1815 und 1817 nicht anders, als sie von heute auf morgen das deutsche Stauferreich herstellen wollte, den Schurkenmord für ihr Vollzugsrecht in Anspruch nahm und nicht nur beim Oktoberfeuer des Wartburgfestes rechte Kindereien mit einem von keinerlei Augenmaß getrübten Siegesbewußtsein vollbrachte.

Jugend und Volk müssen und wollen Gefolgschaften sein, als welche sie sich dann Vollzieher dünken. Daß man auf ihre Führer, und wenn es Verführer sind, nur schilt, sie ihnen schlecht zu machen sucht und gar mit einer nur vexatorischen Polizei kommt, dadurch wird man ewig nur ihren Treusinn inniger noch mit jenen zusammenketten. Es gibt nur eines: sie noch überzeugender, begeisternder führen. Auch dahin läßt sich ein bekanntes Wort verändern, daß jede Zeit den Nachwuchs und das Volk hat, die sie verdient. Wenn man in unseren von Feuilletonbildung überfließenden Bourgeoisie-Zeitungen den Nervenkitzel in der Art der Wildeschen Salome oder die Bluffs eines in musische Kunstfertigkeiten stilisierten Blödsinns als die Delikatessen des verfeinertsten Geschmacks auspreist, wenn dieselben Zeitungen sich nicht genug tun können in der Ausführlichkeit, womit sie jegliche Mordereignisse, traurigen Unglücksfälle, gemeinen Sittlichkeitsaffären usw. zu der hochwichtigen Sensation machen, die sich vor ihren ernsthaften Inhalt drängt, so hat man kein Recht zum Tadel, daß auch das kleine Volk an das ihm sensationell Gemachte glaubt und den Erregungsgenüssen der Lichtbildtheater zuströmt, die ihm doch nicht aus seinen eigenen Kreisen aufgedrungen werden. Man ermögliche ihm, mit der gleichen billigen Bequemlichkeit Schönes und Gutes zu sehen, und es wird von dem Schauerdramatischen bald nichts mehr wissen wollen. Jede Herrschaft kann es ausprobieren, wie leicht sich derartiger Geschmack in Überdruß verwandeln läßt, wenn sie ihrer mit einem Stoß von Räuber- und Mordgeschichten anrückenden Köchin für den Sonntagabend als Lektüre Hauff, Scheffel, Dickens, Storm und ähnliche Bücher gibt. Selbst die Vorliebe der kleinen Leser und Leserinnen für solches Romanfutter, das in der ‚vornehmen Gesellschaft' spielt — wovon sie alle Sozialdemokratie nicht wegbekehren kann —, beruht auf der Grundtatsache, daß das Volk zu dem, was ihm ein ‚Höheres' zu sein oder doch zu dünken vermag, nach seinen Instinkten strebt.

Die Selbsterhebung der Jugend von 1813 geschah nicht dadurch, daß sie um jeden Preis nach Preußens Wiederherstellung verlangte. Der Befreiungskrieg hat vielmehr, weil in der mitkämpfenden Jugend ein so außerordentlicher Umschwung eingetreten war, das enthusiastisch-poetische Gepräge erhalten, das ihn von allen Kriegen, die sonst der Staat geführt hat, unterscheidet. Aber die Kräfte, aus denen die Jugend eine derartige wurde, liegen tiefer, liegen darin, daß in geistiger Form die Zeit besaß, was sie ihr zur Führung zu machen hatte. Ohne Jena wäre kein 1813 gewesen, aber die Freiwilligen von 1813 wären nicht gewesen ohne die Profetien aus der hohen klassischen Geisteszeit und ohne die Gefühlswerte, die durch die Romantik noch hinzutraten. Nur das Besondere, wovon sehr schwer zu sagen ist, ob es auch das Entscheidende war, ist die äußere Tatsache, daß die Eindrücklichkeit der Zeitereignisse die Massen des ganzen Volkes erschütterte und mit derselben gewaltsamen Beschleunigung auch die studentische Jugend aus ihrem gleichgültig-trivialen Sonderdasein emporriß. Ein neues Studententum steht fast plötzlich da, ohne daß wir mit den Belegen des Historikers ganz genau der Entwicklung nachzukommen wüßten. Auf sie gewirkt haben Zeitgestalten wie Ferdinand v. Schill, Deuter wie Jahn — mit all seinen Schrullen der lehrkräftigste Verbreiter der Gutsmuthschen Ideen einer germanisch wehrfähigen, der Reinheit ihres

gesunden, geübten Körpers stolzen Jugend —, Dichter wie Fouqué, Schenkendorf, Rückert, am meisten aber immer Ernst Moritz Arndt, auch eine Anzahl lebensvoller Professoren, die sich nicht länger scheuen, vom Katheder einmal das zu sagen, was die Besten in solchen Tagen durchbebt. Sodann aber ganz persönlich Fichte; zu Berlin, wie früher schon zu Jena, tritt er in unmittelbare Verbindung mit den Studenten, mit seinem ganzen Stolz und mit seiner ganzen hinreißenden Schönheit spricht er zu ihnen von den Ideenlosen als einer zu fliehenden Pest; aus der Erkenntnis einer falschen und niedrigen Freiheit, einer ‚bewußten Verwilderung' erregt er sie zum Bruch mit der akademischen Bisherigkeit, und er hat mit ihnen und mit anderen Erziehern über die schriftlichen Entwürfe eines studentisch-deutschen Jüngerbundes beraten und korrespondiert, wodurch der erste feste Grund zu der zwei Jahre nach seinem Tode verkündeten Burschenschaft gelegt worden ist. Diese Männer mögen die deutlichsten Vermittler erscheinen. Wer sich in geschichtliche Kommersbuchstudien vertieft, nimmt eindrucksvoll wahr, wie um das Jahr 1809 vor die überlieferten Liederbestände des Trinkens, des Knasters, der Liebe, des sorglosen Burschen eine Neuschicht von Gesängen der Freiheit, der Männlichkeit, des Vaterlands hinzutritt. Namen von Dichtern tauchen auf, über die keine Literaturgeschichte Nachrichten hat, obwohl sie bis heute in den allbekannten Liederbüchern stehen, und nicht kleiner ist die Zahl von Liedern aus jener Zeit, deren Urheber nie bekannt geworden sind. Aus der eigenen Mitte der Studentenschaft blühen diese schwurhaften neuen Lieder auf, die eine so völlig gewandelte Sprache reden. Das Rappier, der Schläger sind nun das ‚deutsche Schwert', das zu den vaterländischen Gesängen klingt, an die Stelle des hochmütigen Burschen, der nach nichts zu fragen braucht, ist in dieser neuen Ausdrucksweise der ‚deutsche Jüngling' getreten, der Hüter und Träger sei von echtem deutschen alten Brauch: Frömmigkeit, Keuschheit, Tapferkeit, Vaterlandstreue und Brudersinn. Das Überraschendste, Schönste aus allem ist es, wie nach der gewohnheitsmäßigen Spötterei nun *der religiöse Glaube sich zum Bekenntnis frei und neu erhebt*. Zwar in diesen Liedern begründet sich das nur durch die ‚deutsche' Frömmigkeit, aber nichtsdestoweniger steht es im innigsten, auch notwendigsten Zusammenhang mit dem Gelübdesinn, der durch die Jugend geht und der sie aus sich selbst nach einem Höheren verlangend macht, um ihre festeste Kraft und Zuversicht aus ihm ehrfürchtig zu entnehmen. Der ‚Gott der Väter' und das Vaterland gehören so eng zusammen, wie ‚des Deutschen frommer Sinn' und der alten Ahnen Tugend. Was literarisch verklungen, ja weggehöhnt erschien, wird nun zum wahren Begeisterungshort der Jugend. Die Hermannsgesänge aus Klopstocks Zeiten, die Sprache des Hainbundes, die Bardenphantasien wachen von neuem auf; in der von A. Methfessel geschaffenen neuen Singweise wird Matthias Claudius' Hochgesang vom Vaterland der Treue, vom freien, unbezwungnen Land für die um vierzig Jahre jüngere Generation ein die Herzen mit Ungestüm hinanreißendes Studentenlied. Aber nun, indem man von der deutschen Freiheit singt und Schillers brausendes Reiterlied in kräftig nachempfundenen Liedern der Kriegserwartung variiert, horcht man auch ganz anders auf: auf welche Weise kürzlich von den größten Geistern der Nation aus der inneren Freiheit des Mannes, aus

seiner sich selbst an den hohen Entschluß hingebenden Treue der Adel der Vaterlandsgesinnung begründet worden ist. Das soll nicht sagen, daß man so allgemeinhin fähig geworden sei, zu würdigen, was für die öffentliche Fortentwickelung die Lehren der idealistischen Staatsphilosophie bedeuteten. Aber man nimmt sie in der Schillerschen Vermittlung in sich auf, man hört sie durch die kraftvolle Arndtsche Auffassung von Pflicht und Frömmigkeit hindurch; man ist doch imstande, in den preußischen großen Reformen der Stein, Scharnhorst, Hardenberg die ideenhafte Kündung eines neuen Staats-Bürgertums zu verstehen, die Einsetzung des kategorischen Imperativs an Stelle der bloßen Staatsuntertanheit, eines unfreien Gehorsams. Die studierende Jugend, die vor kurzem noch höchstens an die künftige Staatskarriere nach den gewöhnlichen Rezepten der Gunstsuche und der Standesüberlieferungen gedacht, nimmt es für sich in Pflicht und Recht, das Vaterland, Deutschland, von seiner Schwäche und Schmach zu lösen und nicht mehr zu rasten, bis sie ihm ‚Einheit, Freiheit und Recht' nach dem Traumbild schönerer Vergangenheit zurückgebracht.

Es hieße unendlich oft Gesagtes wiederholen, auf die romantisch-lyrischen Fehlerquellen in diesem Zieldenken der Generation der Freiheitskriege noch wieder einzugehen. Die Nachweise, an denen hier gelegen ist, wollten auf den Umfang der eingetretenen Wandlung, auf die seelischen Qualitäten darin deuten, und auf die eigentlichen letzten Gründe. Die Selbsterkenntnis der napoleonischen Tage hat aufrüttelnd und erschütternd mitgewirkt, aber allein hätte sie es nicht machen können; ohne die Geistesereignisse seit den Klopstock und Lessing, die nunmehr zu der Jugend dringen, hätte für sie, so wie Anno 1806 das heilige römische Reich, auch noch Preußen und das übrige klanglos zugrunde gehen können.

‚Einfach und gläubig sei, kräftig und keusch und frei Hermanns Geschlecht!... Gott-Vater! dir zum Ruhm flammt deutsches Rittertum in uns aufs neu'; neu wird das alte Band, wachsend wie Feuersbrand, Gott, Freiheit, Vaterland, altdeutsche Treu'!' Das ist die Sprache, worin diese neue Jugend denkt, in ihrer steten geschichts-romantischen Beziehung, aus der sie sich am unmittelbarsten zu festigen und zu vertiefen sucht. *Wie Preußen für die Stein und Fichte, ja die Gneisenau und Blücher kein Selbstzweck, sondern das fähige Werkzeug zur Wiederaufrichtung Deutschlands ist, so denkt nicht anders und nur entschiedener noch der Sinn der vaterländisch durchglühten Jugend.* Und deshalb erschöpfte sich ihr Wille und Ziel auch nicht im Jubel der Begeisterung, womit in den erlösenden Märztagen von 1813 die Preußen die Waffen ergriffen, die Studenten auf die Sammelplätze zogen, die größeren Schüler — aus Berlin allein 370 Gymnasiasten — sich in die Regimenter oder unter die freiwilligen Jäger reihten, aus dem Königreich Westfalen, dem Großherzogtum Berg, den französischen Nordseegebieten die Studenten der vormals preußischen Landesteile zu den Fahnen Friedrich Wilhelms III. als Freiwillige marschierten, selbst aus den Rheinbundstaaten kampfbegeisterte junge Männer zu Preußen traten. Wir kennten diese letzteren mehr und hätten genauere Zahlen, hätte man damals überhaupt viel acht gegeben, wer verpflichtet, wer freiwillig kam. Sie waren

‚deutsche Jünglinge', und anders kennen sie auch die Nachrufe auf diese Freiwilligen nicht, die im heiligen Kampfe blieben, wie Friesen aus Magdeburg, Eckardt aus dem Mansfeldischen, Graf Christian Stolberg vom Harz, Körner aus Dresden. Das Fichtesche ‚Deutsch schlechtweg' war der Inhalt der Jugend, und so wollte sie nun bleiben und Träger, Begründer einer neuen Zukunft sein.

Unstreitig ist es so am meisten ihr Verdienst, daß die Herzensaufwallungen aus der großen Zeit wach und rege blieben, als man dann wieder alltäglich in der Bureaukratie dahinlebte oder die Fürstenräte und Hofmarschälle, von denen Uhland zürnend sprach, vom allgemeinen Bürgertum her kaum einen Widerstand fanden, wenn sie nun wieder alles abdämpften und sachte zudeckten, was im Frühjahr 1813 gejubelt und verheißen war. Das Temperament der Enttäuschung, das Herzklopfen der Entrüstung, die Unmöglichkeit, sich zufrieden zu geben, sammeln, stauen sich an bei der neuen Studentengeneration, nebst denen von den Älteren, die innerlich zu ihr gehören. Das Gefühl, daß bei ihnen die verwaiste Pflicht des Vaterlandes liegt, gibt diesen akademischen Burschen seit 1815 das Ernsthafte, Männliche, Getragene, das ihnen eigen ist. Gewiß, es gibt ihnen die Überschätzung ihrer Zuständigkeit, die Schnellfertigkeit ihrer idealistischen und zugleich romantischen Methodik. ‚Ideale und Irrtümer' hat einer dieser Burschenschafter das Buch seines späteren Rückblicks überschrieben, der Kirchenhistoriker Karl Hase. Die Irrtümer liegen vor allem auf dem Gebiet der Politik und zum Teil auch auf dem studentischen, indem man die leichtgebauten Konstruktionen des Wunschdenkens und des Prinzipiendenkens auch auf dieses übertrug. Bei alledem kann aus jenen Idealismen niemals ein objektiver Vorwurf des Falschen abgeleitet werden. Denn durch sie hindurch strebte nun doch den Wirklichkeiten zu, was aus der großen deutschen Dichtungszeit und aus den Stufenfolgen der Ideenphilosophie für ein neues Allgemeinheitsgedenken gewonnen und erreichbar geworden war. In der allseitigen Klarsichtigkeit der Realpolitik läge immer auch deren Kurzsichtigkeit bedingt. Die hinausführenden Ziele, die auch die höherführenden sind, sind immer nur von der Idee aufzurichten, die sie dann der Erkenntnismethode, der Realpolitik, zu erreichen als die Aufgabe stellt. Und insofern, als dies der Inhalt des weiteren Jahrhunderts geworden ist, wölbt sich alles in die große Folgerichtigkeit des Geschichtlichen zusammen. Aus dem Fond der Geheimratsgedanken hätte der große Heros des 19. Jahrhunderts nie den Deutschen ihr politisches und ihr volkliches Neuerstehen gebracht.

Es ist der am wenigsten stichhaltige Vorwurf, den man gegen die Jugend von 1813 und 1815 erhoben hat, daß sie auch weiterhin an Preußen hätte anknüpfen müssen, für welches sie im Befreiungskrieg gekämpft. In Wirklichkeit ist vielmehr das von höchster Wichtigkeit geworden, daß sie so unbekümmert bei ihrem ‚Nicht Preußen — Deutschland!' blieb. Nicht lächerliche Verkehrtheit und unglückliche Selbstbehinderung war es, daß sie sich in der größeren studentischen Bewegungsfreiheit nichtpreußischer Universitäten, Jena, Erlangen, Tübingen, Gießen, Heidelberg ihre Hauptquartiere schuf. Gerade auch auf diese Weise hat sie das Fichtesche Wort am besten erfüllt, daß ‚das alte Geschlecht bis auf den letzten

Mann verschwinden müsse'. Nichts hat so sehr, als sie, den triumphierenden Partikularismus, das alte und undeutsche Rheinbündlertum der Gesinnungen zurückgedrängt. Wenn in den folgenden Jahrzehnten aus dem württembergischen Schwaben so bedeutende geistige Führer zu deutschen Zielen im Anschluß an Preußen entstanden sind, wenn um 1840 herum die badischen Universitäten geradezu der geistige Nährboden der deutschen Bewegung genannt werden können, so ist das nicht zum wenigsten ein Verdienst der Studentenschaft, die auch darauf Einfluß übte, daß die literarische und germanistische Romantik in zunehmender Gesinnungsbewußtheit mit dem politisch-deutschen Gedanken in Fühlung und Gemeinschaft blieb. Denn abgesehen davon, daß nun aus den Burschenschaftern eine ungewöhnliche Zahl von Professoren, zumal Theologen, Philosophen, Historikern, Philologen, Staatswissenschaftlern, heranwuchsen, weiß es jeder Kundige, daß nicht bloß die Professoren die Studenten lehren, sondern auch der studentische Geist der Hochschulen auf die Temperamente und Idealismen der Professoren, die mit der Jugend jung zu bleiben wünschen, eine erhebliche Wirkung übt. Romantisch und poesievoll deutsch ist dieses neue idealistische Geschlecht, was auch in den weiteren Jahrzehnten seinen Ausdruck durch eine lebendige Fülle schöner Lieder sucht — in den vaterländischen und festlichen Abteilungen der studentischen Sangesbücher, unter deren Redaktoren wir nun G. Schwab und andere treffliche Dichter finden. Nicht strenger aber kann zwischen der neuen Zeit seit 1813 und der erst so nahe zurückliegenden akademischen Vergangenheit das Tischtuch zerschnitten werden, als durch die gelübdehafte Ehrbarkeit und Reinheit, die in den studentischen Anschauungen und Satzungen für die Achtung dessen, der ein Freund und Bruder sein darf, maßgebend werden. Ob auch das 19. Jahrhundert durch noch so viele Verworrenheit auf den Gesamtgebieten des politischen Denkens, infolge seiner einseitig idealistischen Herkunft, erst hindurchgemußt hat, so bleibt doch diesem Jahrhundert, welches aus der Generation der Jugend von 1813 aufgewachsen ist, für immer der Ruhm in aller künftigen Geschichte, eines der schönsten an männlicher Freudigkeit, Treue, Opferwilligkeit, geistiger Schwungkraft und edler, großsinniger Willensaufrichtigkeit gewesen zu sein."

* * *

In seiner Rede zur Eröffnung des Königsberger Provinziallandtags sagte der Kaiser unter anderem: „Aber die Ereignisse vor hundert Jahren mahnen uns eindringlich daran, daß nicht kriegerische Lorbeern, nicht Wohlstand, Macht und Ansehn am letzten Ende das Schicksal und die Zukunft eines Volkes sichern, sondern *allein die sittliche Kraft*, die ihm innewohnt. Ohne sie hätte unser Volk vor hundert Jahren die schwere Prüfung nicht bestehen können." Das ist im Kern das selbe, was Fichte mit anderen Worten ausdrückt: „Unsere ältesten Vorfahren und alle anderen in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffe, sondern *die Kraft des Gemüts* ist es, welche Siege erkämpft."

Die Kraft des Gemüts, — ja, die ist es! Wie aber stehen dann wir da? „Wir leben im Zeitalter des allgemeinen Proletentums", grollt Wilhelm Schwaner in seinem „Volkserzieher": „Oben sitzen die Proleten des Herzens, unten die des Hauses, überall solche des Geistes. Überall besonders Proleten des Gewissens. Oder ist's etwas anderes als eine Armut des Gewissens, aus der heraus die sogenannten Großmächte Europas in den letzten Januartagen dieses Jahres den Türken rieten, Adrianopel an die Bulgaren abzutreten? Konnte eine scheußlichere und verlogenere Begründung erdacht werden als die von der ferneren moralischen und finanziellen Unterstützung, wenn die Türkei ‚artig' sei? Kann es für uns Deutsche etwas Niederdrückenderes geben als die Mitbeteiligung unserer Regierung an solchem Handelsjudengeschäft? Werden auch wir demnächst Elsaß und Lothringen an die Franzosen abtreten und die Kolonien und Inseln zur Verfügung der Westmächte stellen, damit wir der ‚moralischen und finanziellen Hilfe' Europas sicher sind? Wahrlich: nach diesem ‚Meisterstück der Diplomatie' ... können wir noch auf allerlei Überraschungen gefaßt sein. Dafür stehen wir aber auch jetzt ‚ausgezeichnet' mit den Engländern, können außerdem ungestört die Jahrhundertfeier von 1813 und das Silberfest von 1888 begehen. Mit Trommel- und mit Paukenschlag.

Uns drückt und treibt das schlechte Gewissen, die Angst vor dem eigenen Volke, wenigstens vor dem, was man Volk nennt: ‚die da unten'. Und man ist zu hochmütig, zu bequem und zu dumm geworden, mit denen da unten menschlich umzugehen. Man würde sich zwar ihrer erinnern, wenn wieder mal ein 1806 und 1807 käme, wenn es gilt, die da oben herauszureißen aus der Patsche, in die sie sich durch ihre Abgeschlossenheit und ihren Luxus gebracht; aber wer weiß, ob diesmal nicht sogar der Bauer und der Handwerker versagte! Denn auch in diesen aus Tradition patriotisch gesinnten Kreisen ist man mißvergnügt und gleichgültig geworden." Selbst dort, wo demokratische Blätter nicht hinkommen, selbst dort, wo „staatserhaltende" beruhigend wirken, selbst dort schelte man kräftig über den Kapitalistenring, der unseren Hof umgebe, und über maßlose Verschwendung für weltpolitische oder dynastische Zwecke: „Und es wird nicht lange mehr dauern, daß der allgemeine Unwille sich in gemeinsamen Kundgebungen und Taten Luft macht. Der Bauer ist nicht mehr der getreue Diener seines Herrn Pfarrers, und der Lehrer hat nie besonderen Einfluß auf ihn ausgeübt, weshalb es auch albern ist, gerade ihm irgendwelche Schuld beizumessen für schlechte, regierungsfeindliche Wahlen. Die Lehrer sind außerdem nicht Regierungslehrer, sondern Volkslehrer! Und wenn die mittleren und oberen Beamten das endlich auch für sich begreifen wollten, daß sie um des Volkes willen da sind, nicht das Volk um der Beamten und Fürsten willen, dann wäre vielleicht heute noch ein Zurückebben der roten, der schwarzen und der grünen Flut möglich. Aber auf diesen Kurs: ‚Alles um des deutschen Volkes willen' sind unsere mehr wissenschaftlich als patriotisch geschulten Beamten nicht gestimmt. Sie kennen leider nur ‚Order parieren' nach oben, keine Rücksicht auf die Gesamtheit, obgleich sie doch im Solde eben dieser Gesamtheit stehen ...

Nicht um derer willen da oben, sondern um unseres Volkes willen bitte ich alle, die zu uns gehören, alle, alle: Hand anzulegen, daß diese verheerende Gleich-

gültigkeit in nationalen und volklichen Fragen ein Ende nehme. Wenn ich in den großen Tageszeitungen ganze Spalten finde über den ‚endlich erwischten' Raubmörder Sternickel, ganze Spalten über den Diplomatenrummel von London oder die Präsidentenwahl in Paris, Spalten über die Januarfeiern bei Hofe und die vielen tausend Ordensverleihungen — während drunten am Balkan wildernde Hunde an Menschenknochen nagen, bei uns . . . auf dem Lande der deutsche Bauer und der Handwerker systematisch zum Geldsackslaven erzogen wird; wenn ich immer deutlicher sehe, wie der Großkapitalismus Fürsten, Millionäre und Geheimräte zu Halbgöttern einer faulen Überkultur erhebt, während er das Volk, dieses wundervolle deutsche Volk, zu Arbeitstieren oder duckmäuserigen Sklaven herabwürdigt, wenn ich die geistige Armut bei Bauern, Handwerkern und Beamten aller Art überhandnehmen sehe — von der seelischen und religiösen gar nicht erst zu sprechen! — dann möchte ich aufschreien vor Schmerz und vor Angst! Und wenn ich mir dann noch die vielen falschen Propheten ansehe, diese Helden der intellektuellen Phrase und des selbst zugelegten Titels, diese Erlöser um des eigenen Namens willen, — dann möchte man wohl manchmal wünschen, daß ein heiliges Gottesdonnerwetter wieder mal kräftig die Völkerluft reinigte. Kommen wird es, so gewiß, wie der Dreißigjährige und der Siebenjährige Krieg, so gewiß, wie die napoleonische und die Achtundvierziger Zeit dezimierend und reinigend gewirkt hat. Und ich glaube, das Welten- und Völkergewitter ist näher, als wir alle ahnen . . .

Wollen wir Feste feiern oder sollen wir Burgen bauen, in die das Beste gerettet werden kann aus der schönen alten und der reichen neuen Zeit? . . .

Ich muß immer und immer wieder fragen: Sollten wir nicht etwas vorsichtiger und zurückhaltender mit unseren Festen sein? Haben wir vergessen, daß vor 1813 die schrecklichen Jahre 1806 und 1812 lagen, und daß denen 1793 und 1789 vorausgingen? Haben wir vergessen, daß nach der Volkserhebung von 1813 die Volksbedrückung der Jahre bis 1848 als eine Zeit schwerster Enttäuschung, gebrochener Eide und schwärzester Reaktion folgte? Und daß das Blut der deutschen Revolution eine Folge war der Verfehlungen, die man da oben beging? Genau wie 1789 und 1793 in Frankreich? Haben wir vergessen, daß in 1888, dem Anfangsjahr der letzten Jubelperiode, Wilhelm I. und Friedrich III. starben, zwei Hohenzollern, von denen uns der eine durch weise Zurückhaltung eigener Wünsche und kluge Auswahl tüchtiger Männer in entscheidenden Augenblicken wirklich als ein Großer erscheint; von denen der andere unserem Herzen besonders nahe stand durch die Leutseligkeit seines Wesens, durch das Imponierende seiner Göttergestalt und die Tragik seines entsetzlichen Unterganges? Und daß mit diesen beiden Heldenzeiten und Hoffnungen schönster Art zu Grabe getragen wurden? Daß wir seitdem wohl einen fünfundzwanzigjährigen Frieden im eigenen Lande genießen und einen wirtschaftlichen Aufschwung ohnegleichen; daß wir aber rundum von Feinden umgeben sind, die mit wahrer Wolfsgier auf den Augenblick und den Wink zum Losschlagen warten; daß wir nur zwei Freunde haben, von denen aber der eine uneins in sich selber ist, während der andere unausgesetzt an ‚Extratouren' mit unserem Gegner denkt? Haben wir das alles vergessen? Und haben wir also Ursache, rauschende Feste zu feiern? Nein, nein, und dreimal nein. Wir haben um

so weniger Veranlassung, weil auch wir uneins mit uns selber sind! Oder glaubt jemand, daß die preußischen Polen im Ernstfalle gegen ihre slawischen Brüder aus Rußland, die neuerdings französelnden katholischen Elsässer und Lothringer gegen Frankreich kämpfen würden? Wer sich da Illusionen hingab, dem werden sie gewiß nach den Hetz- und Brandreden des elsässischen Zentrumskosaken, des katholischen Priesters Wetterlé vergangen sein. Wir haben Verräter im eigenen Lande, und die Luftschiff-Fabrikanten, die ihren Halbstarren an England verkauften, die Pulvermacher, die ihre Ingenieure an Frankreich verliehen: sie sind genau solch hochverräterische Lumpen, wie der eidbrüchige Pfaffe, der den Franzosen zuruft: ‚Jetzt ist es Zeit, loszuschlagen!‘ ... Wir haben also nicht die geringste Veranlassung, Feste zu feiern und über die Zahlen 100 und 25 zu jubilieren. Bitte: was taten denn wir, um uns der Helden von 1813 und der Toten von 1888 würdig zu erweisen? Bitte: was taten wir für unser Vater-, Mutter- und Kinderland?! Was taten wir für unsere Jugend, um sie den Klauen des geistigen und wirtschaftlichen Internationalismus zu entreißen? Durch Erheben von den Sitzen, durch Erheben der gefüllten Bierhumpen, durch ‚gehobene‘ Festreden mit ‚Hoch‘ und ‚Hurra‘ am Ende holen wir weder die Erhebung von 1813 noch die Helden von 1871 zurück ...“

Welche Töne, meine Freunde! Ja, es sind bittere Worte, man wird sagen: zu bittere. Wie aber, wenn sie vielen, wenn sie — was wohl mehr bedeuten möchte — den Besten aus der Seele gesprochen sein sollten? Ohne daß darum jeder gleich jedes Wort unterschreiben müßte. Rücken wir den Dingen auf den Leib und sehen wir zu, wie wir uns mit ihnen abfinden. Oder sie mit uns?

* * *

Ist nicht schon unser Verhältnis zum Amerikanertum bezeichnend? Amerika! „Vor fünfzig Jahren“, wie Fred R. Minuth in der von ihm soeben begründeten Monatsschrift „Der Deutsche Kulturträger“ (Grand Haven, Michigan, Ver. St.) nachweist, „noch ein von geheimnisvollem Zauber umkleideter Laut, wunderbare Vorstellungen in uns auslösend, unter denen märchenhafte Goldschätze die erste Stelle einnahmen. Eine sprudelnde Quelle abenteuerlicher Legenden; daneben des Bruder Jonathan köstliche Gestalt als Thema der Unterhaltung in der Feierstunde. — Der ‚spleenige Engländer‘ geriet ins Hintertreffen; der ‚närrische Yankee‘ nahm seine Stelle ein. Aus dem ‚närrischen Yankee‘ wurde ein ‚verrückter Yankee‘, und neben ihm schritt Wild-West-Romantik.

Diese Zeiten sind jäh entschwunden. — Vor den staunenden Blicken der Alten Welt, die ihre Führerrolle in der Kulturmission der Menschheit für unerschütterlich hielt, steht ein junger, gewaltiger Riese, der lächelnden Antlitzes Kolosse bewegt, Traditionen auslöscht, Kulturen umwertet und Länder erobert, ohne einen Schuß zu tun. Diese Wandlung vollzog sich in aller Stille und mit solcher Plötzlichkeit, daß über die im bureaukratischen Schneckenschritt gewöhnten Völker Europas ein Gefühl banglicher Ahnungen kam, dem selbst die Presse sich nicht zu entziehen vermochte. Ganz Europa schwebte in Ängsten vor der ‚amerikanischen Gefahr‘.

Längst haben die Gemüter sich wieder beruhigt. Man hat erkannt, daß Wunder auch in Amerika nicht vollbracht werden können. Man hat erkannt, daß die phänomenale Entwickelung des Landes auf ganz natürlichen Wegen vor sich

ging, und erblickt heute in den wirtschaftlichen Erfolgen der Vereinigten Staaten keine Gefahr mehr für andere Völker, sondern nur noch einen zum friedlichen Wettkampf herausfordernden Kulturfaktor.

Nachdem man sich zu der Erkenntnis durchgerungen, erwachte in der Alten Welt der Wunsch, es den Amerikanern gleich zu tun. Man glaubte, durch Anwendung der gleichen Methoden die gleichen Resultate erzielen zu können, und die Periode der Reisestudenten begann. Der erhoffte Nutzen ist für Deutschland leider ausgeblieben. Einerseits war man im Studium amerikanischer Verhältnisse nicht gründlich genug, denn in wenigen Monaten flüchtigen Schauens vermag kein Mensch ein Land von der Ausdehnung der Vereinigten Staaten kennen zu lernen; andererseits gehört zur Erzielung von wirtschaftlichen Erfolgen, wie sie die Vereinigten Staaten in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen hatten, immerhin noch etwas mehr als nur die Kenntnis der Methoden. — Energie, Ausdauer, hoch entwickelte Technik und kühnes Wagen allein tun es nicht. Es muß auch die materielle Unterlage da sein. Ohne die vorhandenen ungeheuren Naturschätze wäre Amerika nie das Amerika von heute geworden. So war es nicht verwunderlich, daß die Reisestudenten drüben mehr Verwirrung als Aufklärung herbeiführten. Aber das ahnte man drüben nicht. Im Gegenteil, man schwelgte in Begeisterung.

Einer dieser Reisestudenten wurde sogar vom Kaiser zum Vortrag über seine Studienfahrt befohlen; denn durch das Hervortreten der Vereinigten Staaten nicht nur auf wirtschaftlichem, sondern auch auf politischem Gebiete war das Interesse des Kaisers für die junge, kühn emporstrebende Nation in hohem Grade erregt worden. Als leitender Gedanke bewegte den Kaiser dabei die Absicht, aus den Errungenschaften der Amerikaner Nutzen zu ziehen für das deutsche Volk. Es hätte in der Tat für Deutschland mancherlei Gutes hieraus hervorgehen können, wenn, statt der flüchtig schauenden Börsianer, Bureaukraten und Stubengelehrten, Männer des praktischen Lebens zu eingehendem Studium herübergekommen wären.

Leider war auch der zum Vortrag beim Kaiser befohlene Reisestudent kein Fachmann, nicht einmal ein Gelehrter, sondern ein erfolgreicher Börsianer. Und so geschah es denn, daß dem Kaiser ein gigantisches, der Wirklichkeit nicht entsprechendes Bild in glühenden Farben gemalt wurde von dem kühnen Wagen und den gewaltigen Werken des amerikanischen Volkes, von der Großmächtigkeit seiner Presse, von den unerschöpflichen Reichtümern und den ‚unbegrenzten Möglichkeiten‘ des Wunderlandes unter dem Sternenbanner. Und der Kaiser war hingerissen von der ‚lebenswahren‘ Schilderung. — Es erstanden die ‚Kommandierenden Generäle‘ am Redaktionstische, die ‚Industrie-Kapitäne‘ und manche mehr, ganz besonders aber eine unzutreffende Vorstellung von amerikanischen Zuständen im Geiste des Kaisers.

Wirken Irrtümer solcher Art schon bei dem einfachen Manne äußerst folgenschwer, wie wir das hier oft an den furchtbar Enttäuschten sehen können, die in Amerika ein Dorado zu finden wähnten und eine Hölle fanden, um wieviel schwerwiegender muß der schädliche Einfluß sein, wenn solche Irrtümer bei einem impulsiven Monarchen zur Geltung kommen!

Aus diesen Irrtümern ging in der Vorstellung des Kaisers die unzutreffende Annahme hervor, die amerikanischen Multimillionäre seien die Männer, die das Land zu jener hohen Blüte gebracht, welche die Blicke der Welt auf Amerika lenkte. Beeinflußt von dieser Voraussetzung begann der Kaiser jene Leute auszuzeichnen: er lud sie gelegentlich der Kieler Woche zu sich zu Gaste, ehrte sie durch einen Gegenbesuch und verlieh ihnen Orden. *In Wirklichkeit aber können diese Geldmenschen nicht den geringsten Anspruch auf ein Verdienst um die kulturelle Erschließung des Landes erheben.* Jede Förderung kulturellen Fortschritts ihrerseits ging aus dem Antrieb zur Ergatterung von Millionenprofiten hervor. Wo keine Millionenprofite winkten, da verhielten sie sich ablehnend. Als Beispiel sei hier nur die Landwirtschaft angeführt, die doch das Fundament eines jeden Staatswesens bildet und die in den Vereinigten Staaten *allein* von dem ‚kleinen Manne' aufgebaut worden ist. — Wie die Spinne im Netz auf Beute lauert, so lauerten diese Geldmenschen auf Gelegenheiten zur mühelosen Bereicherung an der Arbeit der anderen. Und wo solche Gelegenheiten sich nicht auf natürlichem Wege bieten wollten, da haben sie diese Gelegenheiten künstlich herbeigeführt. Durch Börsenmache, durch korrumpierende Beeinflussung der Gesetzgebung zur wucherischen Ausbeutung des Volkes, durch Besitzergreifung der Naturreichtümer des Landes unter Beihilfe bestochener Beamten sind sie zu ihren Milliardenvermögen gekommen. *Das wissen in Amerika die Schuljungen.*

Nicht gering war darum *das Staunen* diesseits des Ozeans über des Kaisers Vorliebe für amerikanische Multimillionäre. Eine vornehme deutsch-amerikanische Zeitung republikanischer Tendenz schrieb damals: ‚Es ist merkwürdig, daß *der deutsche Kaiser* sich für seinen Verkehr mit Amerikanern *gerade solche Leute* aussucht, die in ihrem *Heimatlande* so wenig *Achtung* genießen.'

Wir haben dafür nur eine und wahrscheinlich die richtige Erklärung: Angesichts der Tatsache, daß Tausende intelligenter Leute trotz genialer Leistungen es in der Regel nicht vermögen, über alltäglichen Wohlstand hinauszukommen, viele sogar aus Mangel am Nötigsten zugrunde gehen, hält man jene Wenigen, denen es gelang, Millionenvermögen zusammenzuraffen, für außerordentlich hervorragend begabte, geniale Menschen.

Das ist ein *Irrtum*. Die Anhäufung von Millionenvermögen erfordert *ganz* andere Eigenschaften und Vorbedingungen. Aber nur wenige wissen, ‚wie es gemacht wird'. Ganz besonders sind vornehme Charaktere hier dem Irrtume preisgegeben; denn zwischen Vornehmheit und amerikanischem Millionenerwerb gähnt eine Siriusweite. Der Zufall stellte einen gerissenen Burschen zur rechten Zeit auf den rechten Platz; *ein Gaunerstreich* verschaffte ihm vor Tausenden von intelligenten Leuten einen Vorsprung, der nie eingeholt werden konnte, und das übrige ergab sich dann, nach dem Gesetz der kapitalistischen Zentripetalkraft, von selbst.

Nicht die Multimillionäre haben aus dem vor wenig mehr als hundert Jahren noch unerschlossenen, in jeder Hinsicht von Europa abhängigen Lande das heutige

kulturell hochstehende Amerika geschaffen, sondern die Vertreter der geologischen und technischen Wissenschaften, im Verein mit den Männern der harten Faust, haben es getan. Und unter ihnen ein sehr großer Prozentsatz solcher deutscher Nationalität! Aus der Kulturarbeit dieser Männer — und wahrlich nicht zum wenigsten auf landwirtschaftlichem Gebiet! — sind die „Gelegenheiten“ hervorgegangen, die jene gerissenen Burschen mit echt amerikanischer smartness, hart an der Pforte des Zuchthauses vorbei, auszubeuten sich beeilten, bei denen sie Multimillionen einheimsten, während die eigentlichen Erschließer und Schöpfer jener Reichtümer leer ausgingen ...“

Bei uns aber erstirbt man in Ehrfurcht vor diesen „Kulturschöpfern, die der nüchterne Amerikaner (der es doch besser wissen muß) ganz einfach als Großgauner einschätzt.

* * *

Auch die Balkanslawen begannen uns bereits derart zu imponieren, daß wir darüber ganz der armen Türken vergaßen, denen wir doch jahrzehntelang — und war's nicht noch gestern abend? — ewige Treue zugeschworen hatten. Zur rechten Zeit besannen wir uns dann noch darauf, daß die Balkanbündler unsere „christlichen Glaubensgenossen“ seien, die Türken hingegen verruchte Heiden. Wer noch an dem Ernst ihrer christlichen Gesinnung gezweifelt haben sollte, wird jetzt eines Besseren belehrt worden sein, nachdem es wahrlich nicht Schuld jener unserer „geliebten Brüder in Christo“ ist, wenn das nichtswürdige, ungetaufte islamitische Gesindel noch nicht vom Erdboden vertilgt ist ...

„Es wird noch eine Abrechnung zwischen dem christlichen Europa, soweit es nicht die Grundlagen der christlichen Humanität verleugnet, und dem ruchlosen, aller Kultur und Menschlichkeit hohnsprechenden Treiben der mit den bulgarischen und serbischen Heeren marschierenden oder ihren Spuren folgenden Banden, den Komitadschis, kommen müssen, die schlimmer als die Hyänen überall da gehaust haben, wo Wehrlose das Unglück hatten, in ihre Hände zu fallen.“ So beginnt Professor Schiemann in der „Kreuzzeitung“ seine Rundschau über „Die äußere Politik der Woche“ vom 5. Februar. Er stellt dann fest, daß — Italien die Initiative ergriffen hat, um eine Untersuchung der Greuel zu verlangen, die von diesen Unmenschen auf albanischem, mazedonischem und thrakischem Boden verübt worden sind. Sir Edward Grey habe sich auf eine Anfrage des Unterhauses hinter ein „ignoramus“ zurückgezogen, obgleich es seine Pflicht gewesen wäre, zu wissen, und England ja sonst nicht zu schweigen pflegt, wenn es sich darum handelt, die Verletzung der Fundamente menschlicher Sittlichkeit zu geißeln.

„Dr. Ernst Jaeckh hat sich in seinem Buch: ‚Deutschland im Orient nach dem Balkankrieg‘ (Martin Mörickes Verlag, München 1913) das Verdienst erworben, an der Hand der Mitteilungen glaubwürdiger Zeugen die Tatsachen ans Licht zu ziehen, die sich zur Schande der Menschheit in diesem entsetzlichsten aller Kriege vollzogen. So widerwärtig es ist, können wir es nicht umgehen, einen, wenn auch nur knappen, Auszug der Aussagen deutscher Zeugen: Beamte, Pastoren, Frauen, über das wiederzugeben, was sie mit eigenen Augen gesehen haben,

und was, wie Dr. Jaeckh versichert, durch amtliche Dokumente und Photographien bestätigt wird.

,Was jetzt die Bulgaren treiben,' heißt es in einem dieser deutschen Briefe, ,übersteigt ums Zehnfache alle Türkengreuel, und man könnte glauben, die Tage der Hunnen seien wiedergekehrt, oder man lebte in den schlimmsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Es ist immer die gleiche Geschichte: was man von Männern in Dörfern und Städten findet, wird erbarmungslos totgeschlagen; Frauen und Mädchen werden geschändet, die Dörfer werden ausgeraubt und verbrannt, und was das Schwert und die Kugel noch verschont, rafft Hunger und Frost hinweg.'

Das wird dann an einer Reihe von Beispielen gezeigt:

,In dem Dorf Petropo wurden zwei junge Mädchen vor den Augen ihrer Mutter vergewaltigt; diese konnte es nicht anschauen, sie ergriff eine Flinte und schoß. Es war das Signal eines furchtbaren Blutbades. Man sammelte alle Frauen und Mädchen, schloß sie in das Café des Dorfes ein und zündete es an. Alle kamen unter herzzerreißendem Schreien in den Flammen um.'

Dieser Fall ist aber typisch. Er wird noch teuflischer, wo, wie es die Bande von Tono Nekolow und Dede Dontscho tat, an den unglücklichen Opfern vorher die christliche (!!) Taufe vollzogen wurde. In dem Dorfe Esehkeli bei Kilikisch hat man zehn junge Mädchen schließlich (!) lebendig begraben. Eine österreichische Dame schreibt ihrem Bruder aus Kawalla u. a.:

,Leute, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als Mohammedaner zu sein, und zwar die Vornehmsten der Stadt, wurden gefangengenommen und ohne Prozedur auf die grausamste Art hingerichtet. Um Mitternacht wurden die Gefangenen geweckt, bis auf Hemd und Unterhosen entkleidet, je drei und drei zusammengebunden, zuerst mit dem Bajonett in alle Weichteile ... gestochen, sodann die Gewehrkolben umgedreht und die armen Teufel niedergeschlagen wie die tollen Hunde. Da waren alle Alters- und Rangklassen vorhanden. Die erste Nacht wurden 39 hingerichtet, die zweite 15 usw. ... In Serres setzten sich die Türken zur Wehr und schossen zwei Soldaten nieder. Da zog deren Offizier die Uhr und sagte: ,Jetzt ist's vier Uhr, bis morgen um vier Uhr könnt ihr mit den Türken machen, was ihr wollt!' Diese Bestien ermordeten in den vierundzwanzig Stunden 1200, nach anderen gar 1900 Türken ...'

Unzweifelhaft hat der Kreuzzugsaufruf des Zaren Ferdinand mit schuld an diesen Scheußlichkeiten. Oberst Veit erzählt, daß die Komitadschis sämtliche mohammedanischen Niederlassungen zwischen Tschataldscha und Adrianopel niederbrannten.

,Es steht heute kein Haus, keine Hütte mehr, alles ging in Flammen auf, ein schauriges Bild scheußlichster Zerstörungswut, menschenleer und öde, das schöne Land auf ein Menschenalter hin verödet! Die einzigen Lebenden sind die Hunde, sie bellen aus den Trümmern des Elends den Menschen an, den Urheber dieses wahnsinnigen Werkes. Viele Tausende verarmter Familien wanderten aus, ihre kümmerliche Habe mit Weib und Kind und Büffelwagen durch den Kot bis vor die Tore Konstantinopels ziehend, wo jetzt der Hunger sie quält. Kein Laut der Verzweiflung, kein Schrei der Verwünschung, kein Betteln nach Brot, von Mais-

kolben sich kümmerlich ernährend, das Elend vor Augen, wenn ihnen nicht geholfen wird! In Büjük Kardistan traf ich selbst Dutzende von türkischen Verwundeten, die die fliehende Truppe nicht hatte mitnehmen können, von bulgarischen Patrouillen schwer verstümmelt — ein entsetzlicher Anblick! Wir Offiziere haben manchem Kriegskorrespondenten erzählt: in flammender Schrift sollten Sie diese Greuel über die Erde verkünden ...‘

Dagegen sind alle Berichte des Lobes der Türken voll, so die des Hauptmanns Rein und des Professors Dühring. Der letztere sagt, da er von den Türken spricht, ‚dieses brave, ehrliche, gute und tapfere Volk‘, und schließt mit den Worten: ‚Der europäischen Kultur sind sie nicht gewachsen, sie gehen neben ihr und an ihr zugrunde. Hoffen wir, daß es der Türkei in Kleinasien vergönnt sei, eine Wiedergeburt zu feiern, zu der im Volke alle Möglichkeiten und Gaben liegen: denn der Türke ist fromm, treu, ehrlich, einfach und tapfer.‘ Hauptmann Rein aber faßt sein Wort in das Bismarcksche Wort zusammen: ‚Der Türke ist der einzige Gentleman des Ostens.‘

Was an Tatsachen — von denen hier nur ein kleiner Teil wiedergegeben ist — mitgeteilt wird, ist in der Tat entsetzlich, und wir verstehen den Ruf, mit dem Dr. Jaeckh das Kapitel abschließt, das von diesen Dingen handelt: ‚Regt sich in ganz Europa immer noch keinerlei Wille — keine Hand der Humanität, keine Stimme der Zivilisation? Angesichts solcher documents humains — oder richtiger: inhumains! Angesichts der photographischen Beweise!‘

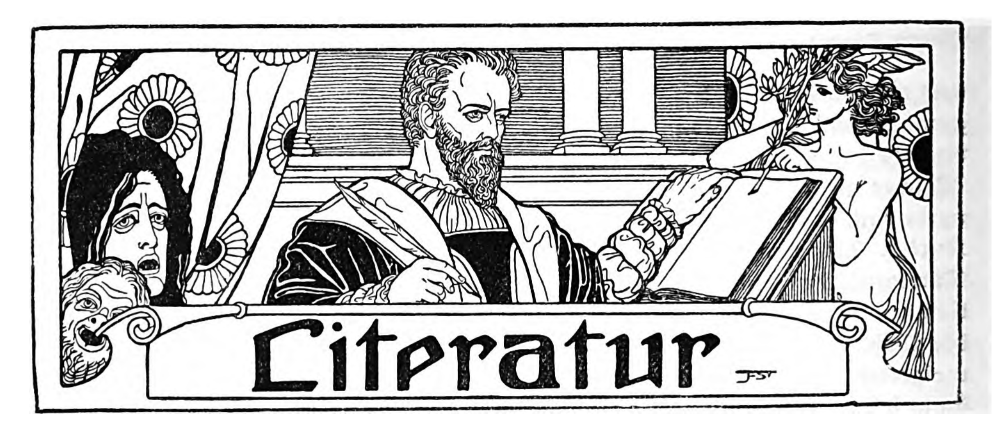
Nun, uns erscheint es unglaublich, daß es sich nicht regen sollte, und daß die italienische Initiative wirkungslos verklingen könnte, trotz des schützenden Mantels, mit dem Rußland bemüht ist, die Frevel seiner bulgarischen und serbischen Schützlinge zu decken, trotz des Schweigens der französischen Presse und trotz der eisigen Kälte, mit der Sir Edward Grey seinen Ohren verbietet zu hören und seinen Augen zu sehen. Vielleicht finden die Friedensgesellschaften hier ein fruchtbareres Feld ihrer Tätigkeit, als in den Bemühungen, das utopische Ziel eines Weltfriedens zu erreichen, für den alle Voraussetzungen fehlen. Was in den letzten Monaten sich auf der Balkanhalbinsel vollzogen hat, verlangt eine Sühne, und die Bulgaren, Serben und Griechen müssen durch die Kraft der öffentlichen Meinung der Welt genötigt werden, über sich selbst zu Gericht zu sitzen. Eben jetzt hat König Peter von Serbien jenen Obersten Popowitsch in der serbischen Armee reaktiviert, der als einer der Mörder des Königs Alexander und der Königin Draga auf Verlangen Englands Hof und Armee verlassen mußte; vielleicht steht er jetzt vor Adrianopel, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Raum für weitere Heldentaten zu finden sein wird ...“

„Vor dreißig oder vierzig Jahren“, liest man — wiederum von völlig zuverlässiger Seite — in der „Christlichen Welt“, „würde ein Sturm der Entrüstung durch ganz Europa gegangen sein. Jetzt scheint auch in dem christlichen England jedes Mitgefühl abgestumpft zu sein. In Dedeagatsch lagen 600 bis 700 Mann türkischer Soldaten. Da drangen 107 bulgarische Komitadschis in die Stadt. Sie wußten den Schein der Übermacht zu erwecken, und die türkischen Soldaten räumten das Feld. 200 Frauen und Kinder flüchteten in eine Moschee

und wurden *in die Luft gesprengt*. Alles was Türke war, wurde niedergemacht, und auf den Straßen zählte man nachher 400 Leichen. Noch Furchtbareres hat der Bezirk Avret Hissar erlebt. In dem Dorfe Tschinar wurde die Moschee mit mehreren hundert Personen, die man dort zusammengetrieben hatte, verbrannt. 60 Männer wurden massakriert. Dasselbe tat man in dem Dorfe Kurkut. Man verbrannte hier einen Teil der Bevölkerung, und nur fünfzig hübsche Türkenmädchen hielt man zurück. In Virlan massakrierte man nur 18 Personen, ließ dann Frauen und Mädchen auf dem Markt zusammenkommen und stellte ihnen die Wahl, durch Bomben zu sterben oder Christen zu werden. Verschiedene Dörfer weigerten sich, das Christentum anzunehmen. Da ließ man ihnen vier Tage Frist, dann sollten sie massakriert werden. Doch ist über ihr Schicksal noch nichts bekannt. In Woinitza, eine halbe Stunde von der Station Gumendje, sind am Bairamtage bulgarische Truppen und Komitadschis eingerückt. Wie so oft, mußten sich die Mohammedaner zuerst in der Moschee versammeln. Neunzehn von ihnen wurden zusammengebunden, nach dem Wardar geführt und teils erschossen, teils mit Messern grausam hingeschlachtet. Dann wurde das Dorf unter Mitwirkung der Soldaten ausgeraubt und den Einwohnern alles genommen, Getreide, Vieh, Hausgeräte. *Die Mädchen bis zu neun Jahren herunter wurden geschändet* und noch 26 Türken erschlagen, darunter allerdings fünf oder sechs, die sich früher ihrerseits durch Grausamkeit und Niedertracht gegen die Bulgaren hervorgetan hatten. Es ist, als sei man um Jahrhunderte zurückversetzt, wenn man von dem Treiben der bulgarischen Banden hört, und es scheint nichts zu sein, dessen sich das Volksgewissen schämt. Als man zwei bulgarischen Soldaten, die im Hospital lagen, von dem Treiben ihrer Landsleute erzählte, leuchteten ihre Augen freudig auf, und ein *bulgarischer Offizier* erwiderte, da man ihm sagte, *ihr rottet die Türken aus*: ‚Freilich tun wir's!'"

Ich verstehe nur nicht, warum immer nur England an seine Christen- und Menschenpflicht gemahnt werden soll. Was hat denn das Deutsche Reich getan, das sich doch so lange als allein echter und wahrer Freund und Beschützer des Islams aufgespielt hat? Ist nicht das „deutsche Gemüt" besonders berufen, der Stimme, sagen wir schlicht: einfacher Menschlichkeit Gehör zu verschaffen? Das „deutsche Gemüt", das doch gegen die — Erbschaftssteuer in so lauterem Feuer erglühen konnte! Das „deutsche Gemüt" und, bitt' schön, der „deutsche Familiensinn".





Hebbel und Ludwig

Ein Vergleich · Von Karl Strecker

Im Vorfrühling 1813 wurden die beiden bedeutendsten und vielseitigsten Dichter der großen „nachklassischen Periode" geboren, Friedrich Hebbel am 18. März, Otto Ludwig am 12. Februar. Und so nahe diese beiden Daten, so nahe stehen sich ihrer Entwicklung und ihrer Wirkung nach die beiden Dichter.

Beide haben sich auf allen Gebieten der Dichtkunst mit Eifer versucht, beide waren nebenher so bedeutende Kunstdenker wie wenige seit Lessing. Wollen wir aber in knappen Worten ihre Unterschiede kennzeichnen, so sei darauf aufmerksam gemacht, daß der 18. März dem Frühling erheblich näher gerückt ist als der 12. Februar ... Hebbel war der Größere von beiden — als Lyriker, als Dramatiker und auch als Kritiker; Ludwig war der Größere als Epiker. Hebbel hatte den höheren Wurf, den weiteren Blick, Ludwig war begabter im Darstellen der Einzelheiten, wärmer im natürlichen Gefühl; beide schadeten ihrem Schaffen durch Grübelei über das Schaffen, aber Ludwig mehr noch als Hebbel.

Man kann einen Teil ihrer Wesensunterschiede aus ihrer Abstammung, aus der Umwelt ihrer Jugendtage herleiten. Beide wuchsen in winzigen Städtchen auf, Eisleben hatte vor hundert Jahren 2500 Einwohner, Wesselburen gar nur 1400. Und doch war ein großer Unterschied in ihrer Umgebung und ihren ersten Eindrücken, so groß — wie der zwischen Dithmarschen und Thüringen ...

Das waldbekleidete Hügelland Thüringens mit seinen quellenreichen Tälern war von jeher ein Sitz für Sang und Sage; wie es selbst im Herzen Deutschlands liegt, schlägt auch in ihm das Herz deutschen Geisteslebens am wärmsten, und ein Hauch von Weimar weht über seine Höhen. Der Hörselberg, die Wartburg, weiterhin der Kyffhäuser lassen die alten Sagen nicht aussterben, sie leben fort in den lauschigen Dörfern, den einsamen Mühlen, sie spinnen in Glashütten und weben in den Wäldern, die von Förstern, Jägern, Waldhütern und Holzfällern belebt sind. Da gewöhnt sich das Auge, liebevoll auf Einzelzügen, die hier so charakteristisch sind, zu haften, mit jedem Ding eine andere Beziehung zu verknüpfen. Da ist Herr

Apollonius Nettemaier zu Hause, dessen Gärtchen zwischen dem Wohnhause und Schieferschuppen liegt, dort trällert die muntere Heiterretei durchs Quellental, aber auch des knorrigen Erbförsters starres Recht gräbt sich mit Eichenwurzeln in den Heimatboden. Dort wird auch viel gebastelt, geschnitzt und kleines Handwerk getrieben; ein Dichter, der seine Stoffe immer wieder vornimmt, umarbeitet, mehr als 50 Plan- und Skizzenhefte allein zur Agnes Bernauer anlegt, seine Arbeitskraft in tiftelnden Shakespearestudien zerfasert, kann nur hier zu Hause sein.

Wie ganz anders Hebbels Heimatland! In der Marsch, zwischen Meer und Haff, wohnt in flachem Land unter grauem Wolkenhimmel, gewöhnt an Nebel und Regen, an das stete Dräuen der dumpftosenden Flut ein kerniges, selbstbewußtes, widerstandsfähiges Geschlecht. Seine Welt liegt, nach Klaus Groths Wort, rundherum ausgebreitet wie ein Tisch, bis wo sie den Himmel berührt, und sein Himmel steigt tiefer herab als in den Bergen, er ist so groß, als die Ebene ihn tragen kann. Im Kampf mit Wogen und Menschen hat sich dieses Friesenvolk zu höchster Charakterstärke entwickelt. Ernst, schweigsam und trutzig werden hier die Männer; aus dem Rauschen der Wogen, aus dem Brausen des Windes tönt es ihnen immerfort mit eindringlicher Stimme ins Ohr: *Sei du!*

Mit diesem kategorischen Imperativ der Selbstbestimmung, des Sichdurchkämpfens, mit dem zähen Dammtrotz des Sichbehauptens wächst hier der Blick für alle Fernwirkungen. Des Friesen Auge ist weitsichtig. Ihm geht, so ungefähr beschreibt es Klaus Groth einmal, die Sonne auf, weit, weit weg, wo die Welt ihren Anfang nimmt, ihm geht die Sonne unter im blanken Haff mit meilenlanger Purpurschleppe. Wie einen großen Ball sieht er sie kommen und je nach dem Wechsel der Jahreszeiten von einem anderen der Höfe her, die aus dem endlosen Flachland hervorragen. Die schrägen Strahlen der auf- und untergehenden Sonne vergrößern den einsamen Pflüger, den Wagen auf der Landstraße, das weidende Vieh; sie glühen purpurn an fernen Segeln auf und vergolden die tropfenden Ruder. Wer je um die Stunde des Herbstabends auf der Marsch die Gestalt eines einsam ragenden Hirten gesehen hat, wie die aufsteigenden Nebel sie umhüllen und vergrößern, zu gespenstischem Umfang seine Umrißlinien erweitern und verwischen, der wundert sich nicht, wie so einsame Riesengestalten gleich dem Holofernes, gleich den Helden der Nibelungensage vor Hebbels Dichterblick aus dem Boden steigen konnten ...

Mancherlei merkwürdige Übereinstimmung in Abstammung und Kindheit der beiden Dichter reiht sich an die Merkwürdigkeit, daß sie fast gleichzeitig und je in einem winzigen Städtchen geboren wurden. Ihre Eltern haben sehr ähnliche Züge, obwohl sie dem Stande nach verschieden waren. Ludwigs Vater, der Stadtsyndikus, wird vom Dichter selbst als ein schroff ehrlicher, bis zum Eigensinn fester, innerlich aber zarter und weicher Mann geschildert, der sogar ein Bändchen lyrischer Gedichte herausgegeben hatte. Hebbels Vater, ein armer Maurer, war von Not und harter Arbeit verknöchert, das Lachen der Kinder erschien ihm als Frevel, Hang zum Spielen als Leichtsinn, aber doch war er im Grunde treu und wohlmeinend, man rühmte an ihm die Gabe, Märchen zu erzählen, und an langen Winterabenden sang er gern geistliche, auch wohl weltliche Lieder.

Auch darin ähnelten sich die beiden Väter, daß sie durch Unglück in Sorgen gerieten und daß sie früh starben, so daß die Söhne ihr Bestes und Kräftigstes der Liebe und Natur der Mutter verdankten. Ludwig schildert seine Mutter als eine Frau „voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute“. Die vielgeprüfte Frau konnte ihrem Sohn keine „Frohnatur“ mitgeben, aber sie erzählte ihm mit strahlenden Augen von „Sokrates, Leonidas und vom Doktor Luther“. Hebbels Mutter war wie jene arm an Glück und reich an Güte, freilich jähzornig. Obwohl sie, wie Hebbel selbst erzählt, ihn niemals ganz verstanden hat, weil ihre Geistes- und Erfahrungsstufe das nicht erlaubte, muß sie doch immer eine Ahnung seines innersten Wesens gehabt haben, denn sie nahm ihn immer gegen den Zorn und die Vorwürfe des Vaters in Schutz, der in dem vor grober Arbeit scheuenden Kinde ein unbrauchbares Geschöpf sah. Der Mutter allein verdankte Hebbel es, daß er nicht in den Dienst eines Bauern treten mußte, „was mich vielleicht“, gesteht der Dichter, „bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde“. Sie hielt darauf, daß er regelmäßig die Schule besuchen und sich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern sehen lassen konnte.

Freilich: mit den Schulkenntnissen haperte es bei beiden jungen Dichtern. Die nüchternen Pflichten und Aufgaben eines methodisch erzogenen Schülers sagten beiden nicht zu, obwohl Hebbel in der Volksschule sehr fleißig war, und so gleichen sie auch darin einander, daß sie im Grunde immer Autodidakten blieben, mit mancher Lücke in den elementaren Kenntnissen. Ihre reiche Phantasie suchte und ging früh eigene Wege.

Aber freilich: diese Wege führten bald zu sehr verschiedenen Zielen. Früh hatte Ludwig durch die Mutter sich mit Shakespeare beschäftigen gelernt, nebenher waren es Tiecks romantische und E. T. A. Hofmanns phantastische Erzählungen, die ihn vor allem zwischen musikalischen Studien, denen er sich mit Eifer hingab, anzogen. Auch hier begann der Theoretiker, der ihm immer im Blut steckte, zuerst das Feld zu bebauen; die schon etwas veralteten musik-wissenschaftlichen Bücher F. W. Marpurgs studierte er eifrig, komponierte daneben freilich schon einzelne Szenen aus geplanten Opern. Das Schöngeistige der Mutter hatte wohl zuerst dazu geführt, daß die Arbeiten und Liebhabereien Otto Ludwigs etwas buntscheckig ausfielen, aber auch seine nervöse Reizbarkeit und Launenhaftigkeit trieb ihn frühzeitig zur Zersplitterung seiner Pläne und Kräfte. Seine zarte Gesundheit — das darf hierbei nicht unberücksichtigt bleiben — ward durch schwere Kümmernisse seiner Eltern und den frühen Tod seines Vaters erschüttert. Zweimal unternahm er den Versuch, die Schule weiter zu besuchen: 1828 in Hildburghausen, 1832 in Saalfeld. Beidemal konnte er sich — ähnlich wie Hebbel in Hamburg — bei seiner vorgeschrittenen geistigen Reife nicht mehr in die Pedanterie der Schulpflichten wie der Grammatik, in die Gehversuche nach formalen Lehrvorschriften zurückfinden. Von seiner Saalfelder Zeit sagt er selber: „Körperliche Leiden und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend! Ich verliere den Glauben an meine Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu einer anderen Beschäftigung!“ Sein Oheim, der „Dicke“ genannt, ein Kaufmann Christian Otto, suchte

die bahn- und planlose Entwicklung des Neffen durch Einführung ins Philistertum des Kramladens in festee Bahnen zu lenken, eine Weile war Ludwig sein Lehrling, obwohl er nebenher immer musizierte und komponierte; erst als des Dichters Mutter starb, ließ der Oheim seinen musischen Neigungen freien Lauf. Nun lebte er im Sommer in dem schönen Garten, den er vom Vater ererbt hatte, mit seinem Freunde Schaller bis zu seinem 26. Lebensjahre ganz im Dienste der Musik. Er komponierte hauptsächlich Bruchstücke von Opern und Singspiele, die freilich Beifall fanden, auch zu einem kleinen Stipendium seines Landesherrn führten, Ludwig selbst aber nicht befriedigten. Wie mit der Schule ging es dem reizbaren Musensohn auch mit der Musik, er konnte schließlich ein ganzes Jahr lang keine Musik mehr hören.

Erst im Winter 1840 erstarkt seine Neigung zur Poesie. „Das Vage der Musik genügt mir nicht mehr," schrieb er, „ich muß Gestalten haben." An Plänen fehlte es ihm freilich nicht. Vor allem war es der Agnes-Bernauer-Stoff, der ihn schon aufs lebhafteste beschäftigte, daneben spann er an Novellen, Epen und Liedern. Obwohl er durchaus von musikalischen Stimmungen zu dichterischen Gestaltungen überging und musikalische Untertöne auch später seine Dichtung durchklingen, war er doch als Lyriker nicht von Bedeutung, man könnte aus seiner Zeit gut ein Dutzend deutscher Dichter nennen, die diesem großen Talent darin überlegen waren. Da es ihm auch mit dem Drama vorläufig nicht gelang — der „Erbförster" entstand erst 1849 —, sehen wir ihn noch ohne Erfolg um die Zeit, da sein Altersgenosse Hebbel schon seit einem Jahrzehnt fast durch seine „Judith" bekannt war (1840 gedruckt und aufgeführt!), schon seine „Genoveva" und „Maria Magdalena" geschrieben hatte.

Wie war ein solcher Unterschied möglich, zumal der arme Maurersohn von Wesselburen mit weit größeren äußeren Schwierigkeiten von frühster Jugend an zu kämpfen hatte? War es nur die stärkere dichterische Begabung? Wir werden diese Frage sehr bald verneinen müssen, obschon Hebbel sicherlich auch das größere Talent war. Verfolgen wir kurz seine frühste Entwicklung.

In schlimmerer Armut von der Wiege an, in gedrückterer Stimmung als Hebbel hat sich wohl niemals ein junger Dichter zum Leben entfaltet. Not, harte Arbeit, die Abneigung seines Vaters gegen sein scheues, zartes Wesen hemmten die Keime seines Dichtertalents so stark, daß, wie er selber berichtet, bis in sein vierzehntes Lebensjahr er keine Ahnung gehabt hat, daß er für die Poesie bestimmt sein könne. Deutlich erinnert er sich der Stunde, in der er zum erstenmal die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung ahnte: „Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuch den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhardt, worin der schöne Vers: ‚Die goldnen Sternlein prangen am blauen Himmelssaal' vorkommt. Dies Lied, vorzüglich aber dieser Vers ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit der Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlaf."

Es ist bewundernswert, wie sich der Genius Hebbels aus der bitteren Not und dem harten Zwang seiner Jugendverhältnisse entwickelt und ihn aus enger Umwelt, aus tiefer Bildungsnacht emporgeführt hat. Die wenigen Bücher, die er als Schreiber bei dem kaltherzigen Kirchspielvogt Mohr in die Hand bekam, waren vom Zufall, nicht von dem geregelten Zweck einer erzieherischen Methode bestimmt. Aber zum Glück fehlten Schiller, Lessing, Kleist nicht darunter, und so war trotz allen Bildungslücken die Anregung, die kräftigende geistige Nahrung vorhanden. Und mit rührendem Verlangen haschte der arme Maurersohn nach jedem geistigen Sonnenstrählchen, das in seine dumpfe Welt fiel.

Aber ganz im Gegensatz zu Ludwig geht der junge Hebbel gleich auf bestimmte Ziele zu und sucht immer zu erreichen, zu formen, was er vermag, so langsam aber sicher aufwärts steigend. Seit jenem Abend, da in dem Vierzehnjährigen „die Metalladern sprangen", seitdem er fühlte, wo seine Bestimmung lag, da regte es sich in ihm mit unhemmbaren Kräften. Die Jünglingsjahre, die Ludwig mit fruchtlosem Studium der Musik und mit Kompositionen verlor, nutzte der willensstarke, zielsichere Hebbel zu unermüdlichem Ausbau seiner Lyrik. Es ist keine Frage, daß, bevor ihm noch andere Bücher in die Hände kamen, das Gesangbuch der Eltern und nebenher die kleinen Sonntags-Gedichte in den Provinzblättchen, die meist von Pastoren verfaßt waren, die ersten Anregungen und Vorbilder gaben. Man merkt deutlich die Verwandtschaft dieser Lieder mit seinen frühsten lyrischen Versuchen — bis der große lyrische Befruchter für ihn kam: Uhland. Es ist seltsam, wie außerordentlich stark — neben Schiller — Uhland auf Hebbels Jugendlyrik gewirkt hat, vor allem war es die große Sachlichkeit des schwäbischen Sängers, dann aber auch seine Ursprünglichkeit und volkstümliche Schlichtheit, die ihn anzogen.

So reifte Hebbels Lyrik, im Gegensatz zu des jungen Ludwig schwankenden lyrischen Versuchen, unter Einwirkung klug benutzter Vorbilder schnell, mit erstaunlicher Sicherheit. Natürlich gab das größere Talent im ganzen den Ausschlag, gehören doch schon einige der Erstlingsgedichte („Die Jungfrau", „Das Kind") zu Hebbels schönsten. Aber es ist sehr interessant, zu verfolgen, wie der junge Hebbel mit seiner unvergleichlichen Zähigkeit sich selbst als Lyriker vervollkommnete. Bevor ihm Uhland in die Hände fiel, hatte er schon ungefähr 27 Gedichte (soweit wir sie kennen) verfaßt. Neben den genannten Einflüssen der geistlichen Sonntags- und der Gesangbuchpoesie macht sich sehr stark Schillers Einfluß, aber damit auch übermäßig rankende Reflexion, Schwärmerei und Überschwang bemerkbar. Bei Uhland hat sich Hebbel wiedergefunden, der, wie wir sahen, die Schlichtheit des Gerhardtschen „Die goldnen Sternlein prangen" als heimlichen Wesensklang seines Inneren empfand. Von nun an — die Gedichte „Romanze" und „Der Zauberer" lassen es zuerst deutlich erkennen — ist er sichtlich bemüht, in seiner Lyrik die Reflexion einzudämmen und seine Dichterkraft im Stofflichen zusammenzuschließen. Wie sicher bald die zerfließende Breite jener Hebbelschen Lyrik von dem Jüngling mit sicherer Hand eingedämmt, zu vollendetster Knappheit und Verdichtung gezwungen wird, lassen die Gedichte dieser Periode erkennen: „Fragment", „Mein Vorsatz", „Die Perle", „Der Ring", „Des Königs

Jagd", „Ritter Fortunat" usw. stehen unter Uhlandschem Einfluß. Der Lyriker Hebbel ist jetzt gereift, er braucht keine Vorlagen mehr, selbständig mit eigenen Füßen schreitet er auf diesem Gebiet der Dichtkunst, als es ihm endlich gelingt, aus dem engen Druck des Vaterstädtchens hinauszutreten.

Wir haben die Entwicklung des jungen Hebbel als Lyriker darum eingehend betrachtet, weil sie für unser Thema von höchster Bedeutung ist. Denn gerade sie zeigt, wie Friedrich Hebbel unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen — im Gegensatz zu dem musikalisch gebildeten Patriziersohn Ludwig im schönen Thüringen — sich mit unwiderstehlicher Zähigkeit durchringt. Es ist der Trotz und die Kraft des Dithmarschers, dem sein Meer alle Tage zuraunt, zudonnert: „Sei du!", die sichere Energie des Friesen, die das Steuerruder fest in der Hand hält, das weitsichtige, helle Auge unabwendbar auf das ferne Ziel richtet und sein Schifflein durch Wogengischt und Sturm dorthin zwingt, wohin sein Wille weist.

Und diese sicher schauende, sicher zupackende, energische Kraft entwickelt Hebbel, sobald er in der Lyrik, dem Urelement und sicherlich besten Beginn in der Poesie, auf festen Füßen steht — nun auch bald im Drama. Wie er nach den ersten tastenden dramatischen Versuchen in Wesselburen schon während seines zweiten Hamburger Aufenthalts in der „Judith" sofort mit starkem Griff diese ragende Gestalt des Alten Testaments zu einer tragischen und doch zugleich modernen Erscheinung umwandelt, ohne dabei ihre Größe zu verringern, das ist schlechthin genial. Er wußte dramatisch aufzubauen, der Maurersohn hatte vom Vater gelernt, wie ein sicheres Fundament und gute Mauern zweckmäßig gefügt werden müssen, um unter Dach zu gelangen. Und hier schon finden wir den fundamentalen Unterschied zwischen Ludwig und Hebbel in der kurzen Formel: Ludwig war im wesentlichen nur ein ungewöhnlich großes Talent, Hebbel war mehr Genie.

Judith, wie fast alle großen Frauengestalten Hebbels sind lange verkannt worden. Selbst ein so feiner Kopf wie Treitschke nennt bei ihr „die nackte tierische Sinnlichkeit das herrschende Motiv". Uns Heutigen, die wir unsere dramatisch-psychologischen Sinne an Ibsen und Strindberg geschärft haben, wird es ja wohl leichter, zu erkennen, daß Hebbel, während er in Judith und dem Übermenschen Holofernes das weibliche wie das menschliche Lebensgesetz in ihren Urtiefen symbolisch verkörpert, das Suchen seiner Zeit nach einem neuen Drama sogleich dadurch zum Finden hinleitet, daß seine Judith erst durch das Schwanken und Zweifeln nach ihrer Tat zur tragischen Heldin wird. Das ist nicht nur ein sehr feiner psychologischer Zug, es deckt sich auch mit der Stellung des bedeutendsten neuzeitlichen Denkers zu derartigen Fragen. Nietzsche, der Hebbel wenig gekannt und wenig geschätzt zu haben scheint, sagt von einem „bleichen Verbrecher": „Ein Bild machte diesen Menschen bleich. Gleichwüchsig war er seiner Tat, als er sie tat: aber ihr Bild ertrug er nicht, als sie getan war."

Suchen wir zum Vergleich mit Hebbels erstem bekannten und großzügigen Drama bei Ludwig nach einem ähnlichen Wurf, so finden wir nur den „Erbförster". Denn wir würden ihm unrecht tun, wollten wir seine früheren dramatischen Arbeiten, selbst „Hanns Frei" und das „Fräulein von Scuderi" an Hebbel messen. „Der Erbförster", der zehn Jahre nach der „Judith" entstand, weist manchen Hebbel

verwandten Zug auf, eine Kriegserklärung ist's gegen die Dramatik der Romantiker, wilde, starke Leidenschaften sind in einen engen Raum gebannt, der Held, hierin „Meister Anton" ähnlich, bewegt sich in einer engen Welt starrer Begriffe von Recht und Ehre, auch er sucht die Seinen mehr durch Furcht als durch Liebe an sich zu fesseln, und mit ihm „schreitet ein alttestamentarischer Geist durch das Stück". Aber es verdirbt dem Dichter den schönen und großen Plan, wenn die Starrköpfigkeit des Alten schließlich zur Verranntheit eines beschränkten Greises ausartet und wenn am Schluß die klare Linie des Dramas verwischt wird durch allerhand episodenhafte Mißverständnisse und Zufälle. Wie anders der Meister Anton bei Hebbel, wie anders seine dramatische Linienführung! Hebbel war der Meinung, daß der Erbförster vom Blut seines Meister Anton getrunken habe, und schalt die „Makkabäer" eine Nachahmung der „Judith". Beides läßt sich bezweifeln, aber keine Frage ist, daß Ludwig als Dramatiker ihn nicht von ferne erreichte. Ein Hauptgrund für das Versagen Ludwigs auf diesem Gebiet (wenn schon die genannten beiden Dramen immer ihre Werte behalten) trotz den Mängeln, liegt neben denen, die wir schon betrachtet haben, in seiner Abhängigkeit von Shakespeare. Von früh auf durch die Mutter mit ihm bekannt gemacht, zerfaserte er ihn kritisch grübelnd und geriet so auf Seitenwege und in Dickichte der ästhetischen Verstandesarbeit, die ihn immer weiter von der großen dichterischen Hauptstraße entfernten. Schon Goethe warnte: „Eine produktive Natur darf alle Jahre nur ein Stück von Shakespeare lesen, wenn er nicht an ihm zugrunde gehen will." Ludwig las in jedem Jahr wohl alle Stücke Shakespeares ... Noch ein anderer Ausspruch des weitschauenden Heros von Weimar scheint sich vorahnend auf Dichtererscheinungen wie Ludwig zu beziehen. Er spricht zu Biedenfeld einmal davon, daß viele Dichter das „Nonum prematur in annum" des Horaz mißverstehen. „Damit ist nicht gesagt, daß sich bei einer Arbeit die Phantasie und die Kritik jahrelang miteinander herumbalgen sollen; dabei ginge stets die beste verve des Dichters verloren."

Ludwig gesteht, daß ihn in den Stunden des Empfangens zuerst eine musikalische Stimmung überkam. Auch das schadet seinem Gestalten, er träumte und grübelte zuviel. Aber seine hieraus, wie aus seiner frühsten Umwelt hervorquellende Liebe zum Detail, zur Kleinmalerei stellt ihn als Epiker, wo es nicht so sehr auf die klare Linienführung ankommt, über Hebbel. Hebbel hatte hingegen den größeren Blick für die Totalität des Kunstwerks. „Er verachtet das Haschen nach Einzelschönheiten", auch handeln seine Charaktere folgerecht, aber das ersetzt die Kunst des Epikers nicht. Hebbel steht als Erzähler etwa so tief unter Ludwig wie Ludwig als Dramatiker unter ihm, etwa ebenso tief, wie jener als Lyriker unter Hebbel steht — so kann man es etwas verzwickt, aber doch wohl treffend ausdrücken.

Es würde zu weit führen, die Parallelen und Gegensätze beider Dichter nun in jeder Beziehung und im Vergleich aller ihrer Werke aufzuzeigen. Dazu mag diese kleine Studie anregen, sie auszuführen erlaubt der Raum nicht. Wir sahen die vielen Ähnlichkeiten der beiden Zeitgenossen im Talent und im Leben und die noch größeren Verschiedenheiten, teils in der Anlage, teils in Umwelt und Entwicklung begründet. Wegweiser für die deutsche Dichtung waren beide, Hebbel

freilich auch hier der Größere; es soll Ludwig nicht vergessen sein, daß seine Kunstlehre in einen gesunden Realismus hinausdeutete, wie ihm auch seine schlichte Natur, seine poetische Wärme, seine menschlichen Vorzüge nicht vergessen werden sollen. Beide neigten zur „Reflexion", beide zur Kritik. Aber während Ludwig sich in seine Gegnerschaft zu Schiller, in seine Verhimmelung Shakespeares verbiß, stand Hebbel auf einer höheren Warte, ihm gelang es wirklich, über das idealistisch-rhetorische Drama Schillers hinauszuschaffen, nicht nur darüber hinauszureden. Auch als Ästhetiker ist Ludwig einseitiger, pedantischer. Man wird die rechte Stellung zu beiden Dichtern finden, wenn man sie als gegenseitige Ergänzungen von ungewöhnlichem Wert nimmt.

Beide haben einander niemals nahe gestanden, und manches unfreundliche Wort findet sich über den Nebenbuhler in ihren Aufzeichnungen. Ludwig spottet über Hebbels „psychologische Präparate", und Hebbel nennt nicht minder grob die „Makkabäer" eine „Prechtleriade, am eigenen Bombast erstickend". Aber unter so harten Worten verbarg sich doch wohl viel innere Achtung. Rührend, wie am 26. Dezember 1863 der selber todkranke Otto Ludwig in seinen Kalender schreibt: „Heute endlich hat mir Emilie — von Heydrich dazu gedrängt — gesagt, daß Hebbel gestorben ist. Wunderbar, daß ich in den letzten Wochen immer an ihn denken mußte und mich es drängte, an ihn zu schreiben. Wieder einer und wohl der Beste unter den Wenigen dahin, denen es noch mit der Kunst ein heiliger Ernst; ich werde ihn nicht vergessen, mir ist, als wäre mir ein Bruder gestorben. Sit terra illi levis!"

An diesen Vorfrühlingstagen der Erinnerung aber stehen beide Dichter vor uns wie jene beiden großen Freunde in Weimar, einen gemeinsamen Kranz haltend — und wir teilen unsere Dankbarkeit so wenig zwischen ihnen wie diesen Kranz.



Wo sind die Meister?

(Berliner Theater-Rundschau)

Verachtet mir die Meister nicht!" Den Junker gemahnt Hans Sachs. Es haben die wackeren Männer der Zunft zu Nürenberg, der Stadt, die deutsche Dicht- und Sangeskunst bewahrt. Sie „im Drang der schlimmen Jahr' gehegt nach ihrer Art, nach ihrem Sinn". Die Meister des Gewerbs und der Innung ernannten in ihrem Kreise zum „Singer", wer ihre hundertfach verschiedenen „Weisen" mit den Stollen und Abgesängen, Reim- und Silbenregeln fehlfrei in Kopf und Kehle hatte; zum „Dichter", wer zu einer alten Weise neue Worte fand; zum Meistersinger, wer Gedicht und Lied ersann. Einer von diesen Meistersingern war sogar wirklich ein Dichter. Der eine, der einzige, der Sachs! Die vielen aber? Kunst kann von einer Gemeinde gepflegt, aber Kunst kann nicht wie Käse von einer Genossenschaft erzeugt werden. Weder dem leibhaftigen Hans Sachs noch seinem Wiederschöpfer Richard Wagner lag es im Sinne, mit dem Meistersingertitel die Dichterweihe allen braven Zunftgenossen zuzusprechen. Die beiden wußten gar wohl, daß der Künstler ein Einsamer ist und daß er, wenn das Werk sich von seinem Herzen löst, die heimlichen Wonnen und Schmerzen mit keinem Erdenkind teilt. Ein Hauch liebenswürdiger Ironie schwebt über Wagners

„Meistersingern“, die sich so redlich plagen, Dichter zu sein. Das Lächeln wandelt sich zum blutigen Hohn vor Beckmesser, dem Merker, der die Gesätze und Gesetze des Kunstgesanges mit giftiger Kritikerkreide schützt. Doch Scherz und Spott verstummen auf der Festwiese, im Jubelgesang zu der treuen Männer Ehr', die die Kunst guten Willens pflegen. Und Nürnbergs Schuster? Er war weise und dankbar. Er, der Alleinige, blieb ein Glied der Gilde, obzwar sie ihm das Dasein oft kleinlich versäuerte; er achtete mit seinem freien Dichtergeist den Zwang der Formen, mit dessen Hilfe den um die Kunst Bemühten manches tüchtige Handwerksstück gelang.

Und so ist es bis zum heutigen Tag geblieben, daß in der Meistersingerschaft zweierlei Meisterschaft angesprochen werden mag. Der Meister der Kunst ist von einem ganz anderen Geblüt als der Meister des Kunsthandwerks. Ein Gegensatz besteht, wie zwischen Erlebt und Ersonnen, Gewachsen und Gebildet, Wollen-müssen und Wollen ohne Müssen.

Die Handwerker in der Kunst — ich meine nicht die Windmacher, die Blender, die Händler, die mit ihren Erfolgen den Geschmack verschlechtern; ich meine die reinlichen Arbeiter, die guten Könner —, diese Handwerker können gar wohl meisterliche Werke zustande bringen; nur eben nicht das Große, so aus dem Unbewußten kommt. Den Unterschied fühlen wir, ihn theoretisch zu erklären, ist schwer. Man muß sich mit der Bildsprache behelfen und von Kunstseele und Kunstverstand sprechen. Der Kunstverstand mag alle Mittel des Künstlers beherrschen, doch er allein kann ein Kunstwerk nicht schaffen. Er dringt vielleicht in die Geheimnisse der Kunst, doch ist er nicht selbst die geheimnisvolle Schöpferkraft. Der Kunsthandwerker „macht“ ein Werk, der Künstler „empfängt“ es.

Ein Komödiant kann einen Pfarrer, ein Kunstkönner einen Künstler lehren. Ob sich Kunst erlernen läßt?

Wie mächtig wäre mancher Dichter, wenn er vom Handwerk mehr verstünde!

* * *

Ein feiner und lieber Künstler ist Thomas Mann, der Dichter des „Buddenbroks“-Romans. Nun schrieb er ein Bühnenwerk: „Fiorenza“. Das ist, ein halbes Jahrzehnt nach seinem Entstehen, im Deutschen Theater mit einem Respekterfolg abgefallen. Hätte Thomas Mann nicht mit anderen Schöpfungen gezeigt, daß er ein Gestalter ist, man wäre nach seinem Drama versucht, ihn einen beschaulichen Schöngeist, einen Ästheten zu schelten. (Nebenbei: Seid nicht so unvorsichtig, einen ganzen Menschen nach einem Bruchstück zu beurteilen!) Er hat in „Fiorenza“ den Widerprall zweier Weltanschauungen und alle Gegensätze der gewalttätigen und kunstsinnigen, der fiebrig überwachen und in Schönheit träumenden Renaissance zu — philosophischen Antithesen platonischer Gespräche verarbeitet. Die Gedanken und Gefühle zweier überragender, einander feindlicher Renaissance-Menschen, des strahlenden Heiden Lorenzo von Medici und des fanatischen Mönches Savonarola, hat er in — einen stillen Teppich hineingewoben. Ja, ausgebreitet wie ein Teppich ist die Gelehrtheit, zumal die kunsthistorische, in diesem zweifelhaften Drama, so daß man sich versucht fühlt, dem Dichter die Verse ins Stammbuch zu schreiben, die der Schauspieler Friedrich Kayßler in einem eben erschienenen Gedichtebuch („Kreise“, Verlag Erich Reiß, Berlin) den „kundigen Thebanern“ widmete:

> „Ihr wißt zu viel über Kunst.
> Seht euch den dort an:
> Der weiß von Kunst keinen Dunst —
> Weil er sie kann.“

Zwischen den Schöpfern und den Machern gibt es unter den Dramatikern noch eine Zwittergattung: die Literaten. Man täte Thomas Mann Unrecht, würde man ihn seiner literarischen „Fiorenza“ wegen zu den gedankenvollen Unfruchtbaren zählen. Gewiß ist, daß seine Liebhaberbeschäftigung mit dem goldenen und eisernen Zeitalter der Mediceer und



das Grübeln in der eigenen Brust ihn zu einem Stoff verführten, der gerade für ihn nicht taugte. Ein Anämischer und die Blutvollen von Florenz! Aber was wir selbst nicht sind, nicht haben, das reizt uns, dessen Gebärde suchen wir uns anzueignen. Im letzten Akt von „Fiorenza" begegnen sich endlich Lorenzo der Mediceer und Fra Girolamo, die Widersacher bis zum Tode. Und da enthüllt sich's, daß sie Brüder — feindliche Brüder, dennoch Brüder sind; daß jeder ein Stück von des anderen Seele besitzt. Savonarola haßte des Mediceers tugend- und sündenlose frohe Kunst der Sinne — und er selbst berauschte sich als wilder Bußprediger an der Macht des Künstlers über die Seelen; Lorenzo schwelgte in Lust und Schönheit und fühlte die Sehnsucht nach dem Reiche des Mönches. Die historischen Personen kannten diese Geteiltheit der Seele schwerlich. Aber Thomas Mann kennt sie. Sie erklärt es vielleicht, daß dieser allzu sinnige Deutsche ein italienisches Renaissancedrama zu schreiben unternahm.

Bildhafte Schönheiten in „Fiorenza" entschädigen nicht für den Mangel des dramatischen Nervs. Nicht einmal die große Szene zwischen Lorenzo und Savonarola, auf die uns bis knapp vor des Stückes Ende Dialoge, nicht Handlungen, vorbereiten, hat den rechten Atem. Und auch die schimmernde Gestalt, von der die Dichtung den Namen erhielt, bleibt ein Symbolum. Fiorenza — das ist die berückende Dirne von Babylon, die zeitlos über der Welt herrschende Aphrodite; ist (der Name sagt es schon!) das Florenz der Mediceer. Fiorenza ist das Schicksal sowohl des Lorenzo wie des Savonarola. In ihren weißen Armen hat der Herr der freien Künste seine schöne Welt gelebt. Von wilder Brunst wurde Savonarola zu dem Weibe getrieben — zu ihr, der keiner widersteht! — und, den Haß des Asketen im Herzen, floh er von ihr. Reiz ist Schönheit in Bewegung, definiert Lessing. Wer erklärt hiernach die Macht dieses starren Fiorenzabildes ohne Gnade?! In Mary Dietrichs unnatürlicher Stilisierung wurde die Gestalt vollends abschreckend. Verwechseln Thomas Manns „Dialoge in Kostümen" die Bühne mit den Säulenhallen, in denen die Philosophen Athens mit ihren Schülern wandelten, so erinnerte das junge Volk, so das Deutsche Theater auf die Beine brachte, an die unfertigen Schüler. Paul Wegeners reife Menschenkunst ragte einsam. Er gab den Lorenzo.

* * *

Kein hellerer Stern leuchtete der Aufführung von Eduard Stuckens Tragödie „Astrid". Es lag nicht bloß daran, daß wiederum das Deutsche Theater die Rücksicht auf Dichter und Dichtung hintanstellte und ein pädagogisches Experiment mit seinem jungen Nachwuchs machte; und daß man wiederum den verfrühten Star Mary Dietrich aus ihrer, wie es scheint, nur in bescheidenen Grenzen begabten Natur herauszerrte (diesmal mit einer von Liebehaß geschwollenen Überweibrolle). Das Drama hätten auch andere Schauspieler nicht gerettet. Man dankte mit lauem Beifall.

„Lanval", „Gawan", „Lanzelot" und „Merlins Geburt": diese dramatisierten Romanzen aus dem Artussagenkreis, die werden bleiben. Im blaugrünen Lichte der Mystik, in der dunkelschönen Balladensprache, da ist Eduard Stucken ein Dichter. Und es geht ihm wie manchem seiner sagenhaft schönen Schemen, die im Tageslicht verblassen und schwinden. Einmal schrieb er ein modernes Schauspiel: „Myrrha". Das war eine Mißgeburt. Jetzt wieder suchte er Menschen der harten Wirklichkeit auf — wenn auch vorsichtig in der weiten Distanz von neun Jahrhunderten. Selbst die Kurzsichtigsten täuschten sich nicht darüber, daß diese isländischen Recken und Reckinnen niemals und nirgends haben leben können. Mancher wurde irre an Stucken. Da seht, — riefen die Strengen — wie arm und nackt er steht ohne den mystischen Mantel, der die Gestaltung verhüllte! Wie abgegriffen sogar seine Verse sind, wenn ihnen einmal der hypnotische Rhythmus, den er sich zurechtgelegt, und der Flötenklang des End- und Binnenreims fehlt! — Aber was beweist denn das? Doch nur, daß der Fisch sein Wasser braucht, um zu atmen. Stucken ist Romantiker. Stucken ist Dichter. Trotz „Astrid".

Ein Meister ist er nicht. Schon in den dunkelglühenden Artus-Dramen war sein Können nicht groß, doch sein Müssen so stark, daß es die berauschten Hörer hinriß. In „Astrid" spüren wir das innere Müssen nicht. Das Drama, so übermenschlich es sich gebärdet, ist glattes Mittelmaß; sieht sich an, wie die Ausschwitzung eines begabten Primaners.

Verballhornt hat Stucken die Sigurdharkvidha der Edda. Mit den neuen Namen der Personen beging er verbotene Falschmeldung. Wozu überhaupt noch ein Nibelungendrama? Ibsen, Hebbel und Richard Wagner genügen. Die isländische Sage und das deutsche Nibelungenlied haben diesen Meistern alles gegeben, was in den epischen Tiefen an gewaltiger menschlicher Schönheit ruhte. Ibsen zumal hat in der „Nordischen Heerfahrt" das vollbracht, was Stucken, der weichlich-nervöse Romantiker, nicht begreift: er hat die Atmosphäre der Nordlandsinsel und der rauhen Vergangenheit in die Dichtung gebannt, er hat in den Riesendimensionen urmenschlicher Leidenschaften das Immerdare des Menschlichen gefunden. Stuckens „Astrid" dagegen ist eins jener Epigonenversdramen, die man, als der Naturalismus über die Bühnen brauste, für endgültig weggefegt hielt. So Übergrimmiges er seinen Figuren zumutet: sie sind Figuren — und beglaubigt nur, weil sie Haut und Bein der Schauspieler haben. Stuckens Brünhild-Hjördis — sie heißt jetzt Astrid — haßt den geliebten Kjartan-Siegfried, weil er die sanfte Hrefna-Kriemhild-Dagny zum Weib genommen; Astrid haßt, natürlich ohne Liebe, die andere Frau. Bei Stucken hat die Liebehasserin keinen vernünftigen Grund zur Rache. Denn sie selbst hat sich dem Pflegebruder des geliebten Kjartan zum Weib gegeben, bloß weil der Bräutigam sich auf einer Reise verspätet hatte... Jedennoch: sie brütet Verderben. Hetzt den Gatten und die Brüder, daß sie Kjartan meuchlings überfallen und töten. Dieser Gatte! Er geht durchs Stück wie Klärchens Brackenburg, ein wimmernd Entsagender. Er und Kjartan lieben sich als treueste Blutsfreunde. Sie küssen sich zum Abschied und wissen: der eine wird morden, der andere sich morden lassen. In Island! Im Reckenzeitalter! Doch in keinem Jahrhundert wurde ein so dummer Kerl geboren. Dem Helden Kjartan kündigt die holde Astrid an, daß sie ihn jetzt umbringen läßt, und er ist — ja, er ist einverstanden! Bevor Astrid die Totschläger ausschickt, küßt sie heiß, wie Penthesilea den Achill, das Opfer. (Doch Penthesilea denkt bei ihren Küssen noch keineswegs an den Mord, und dann, als die Rasende sich verschmäht und betrogen fühlt, tut sie selbst, was Astrid systematisch vorbereitet und durch andere vollziehen läßt...) Diese häßlichen Narreteien sind überdies in eine dicke Edelmutstunke getaucht. Der Gatte Astrids sucht nach geschehenem Mord den Sühnetod und läßt sich von den Rächern abschlachten. Astrid, die nie etwas für den Gemahl übrig hatte, stirbt an seiner Brust. Der Vater des Mörders will den Sohn ausliefern, der Vater des Gemordeten den Mörder schonen... Island! Reckenzeit!

* * *

Ein dichterischer Kern steckt in dem Drama „Feindliche Seelen" des Franzosen Paul Hyacinth Loyson, das die literarische „Versuchsbühne" (Neue Freie Volksbühne) einem geladenen Publikum vorführte. Wie in der älteren französischen Tendenzkomödie — und leider mit der gleichen Lust an Phraseologie und Räsonnement — wird ein Kampf der Lebensanschauungen geführt. Einen Unterschied macht, daß die gegnerischen Lebensanschauungen sich hier in der Höhe philosophischer Weltanschauungen halten. Ein berühmter Gelehrter und Darwinianer kehrt nach langer Forschungsreise zurück. Während seiner Abwesenheit hat die katholische Propaganda sein Haus erobert. Zwischen Mann und Frau öffnet sich ein Abgrund. Der Verfasser ist klug genug, zu wissen, daß der Kampf zwischen Wissenschaft und Glauben nicht im Rahmen eines Familiendramas entschieden werden kann. Für die Menschheitsfragen hat ein Sonderschicksal keinen Belang. Loyson bemüht sich auch, der kirchlichen Partei, auf deren Seite nicht sein Herz schlägt, ohne böse Satire zu begegnen. Ihre Repräsentanten sind zum Teil unsympathisch (besonders die fanatisch bigotte Großmutter), aber nicht verächtlich. Die tragische Schuld trägt zum größeren Teile der Pionier der Wissenschaft. Dieser

großzügige Mann hat einen Blutstropfen von Ibsens Pfarrer Brand, der die Forderung „Alles oder nichts“ erhebt und für seine innere Wahrheit das Teuerste opfert. Nur daß Professor Daniel Servan die Folgen seiner Handlungen nicht voraussieht, als er sein Töchterchen aus dem Weihrauchnebel reißt, ihm den Kinderglauben raubt und ein zärtliches Gemüt in den Kampf zwischen Vater und Mutter stellt. Das kranke Herz der kleinen Florence erträgt diese Qualen nicht. Daniel Servan erringt den vollen Sieg. Sein Kind, ihm im Gemüt und Charakter verwandt, bekennt sich frei zu ihm. Doch das Bekenntnis kommt von den Lippen einer Sterbenden, und der Vater, ein gebrochener Wahrheitsheld, ein Märtyrer, muß es erdulden, daß die furchtbare Angst vor dem ewigen Nichts die Sterbestunde der Tochter verdüstert.

Dieses Schauspiel, das ganz von Tendenzen gefüllt ist, kann ein Tendenzstück doch nicht genannt werden. Seine Lehre, wenn eine solche in der rein-menschlichen Katastrophe überhaupt entdeckt werden muß, hat etwa Wieland mit dem ziemlich banalen Worte ausgesprochen:

„Ein Wahn, der mich beglückt, Ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.“

Und überhaupt! Beliebte es Herrn Loyson nicht, der kleinen Florence einen Herzklappenfehler anzudichten, alles wäre doch vermutlich anders gekommen! Daß auf das körperliche Leiden des Mädchens nicht Rücksicht genommen wird, ist keine dramatische Notwendigkeit und eigentlich nur die Schuld eines höchst fahrlässigen Hausarztes. Nichtsdestoweniger sind die letzten beiden Akte, in denen Seelenleid, Krankheit und Tod des lieben Mädchens uns erschüttern, von tiefster Wirkung. Die wurde aus der Sphäre des Rührstücks emporgehoben zu reiner und großer Kunst von der jungen Schauspielerin, die die Florence gab: Annaliese Wagner, einem Geschöpf von zartester Kindlichkeit, begabt mit einer seltenen Kraft, die Erscheinungen der Umwelt bis zu den Einzelnheiten eines klinischen Bildes, bis zu den feinsten Zügen der Seele wiederzugeben.

* * *

Der Franzose Loyson war ein Mittelding von Dichter und Macher. Zur Zunft der Handwerker übergegangen ist Hermann Bahr mit seinem Lustspiel „Das Prinzip“, das zwar mit gewissen sozialkritischen Ideen des Literaten tändelt, aber keine satirische Richtlinie hat und zu jenen Erzeugnissen der Unterhaltungsdramatik gehört, die es auf psychologische und äußere Wahrscheinlichkeit nicht absehen und alles dem dankbaren Gelächter der Zuschauer opfern. Das große breite Lachen stellte sich im Lessingtheater ein, wo Else Lehmann, die Tragödin des Naturalismus, eine verliebte, dralle Köchin spielte. Bahrs Kassenstück wiegt um kein Geisteskörnchen schwerer als der Schwank „Der Retter in der Not“ von Franz von Schönthan und Rudolf Presber, der im Komödienhaus die Zuschauer erheiterte. Und auch die in die Kammerspiele verirrte Komödie „Schöne Frauen“ von Etienne Rey ist dieser Kategorie beizuzählen, mit der Einschränkung jedoch, daß hier die Fröhlichkeit streckenlang mit Langeweile bezahlt werden muß.

Ist es eine ideologische Forderung, daß unser Königliches Schauspielhaus wenigstens die Höhe dieser Schwankliteratur behaupten sollte? Sein Niveau ist viel tiefer gesunken. Ich spreche nicht von der neuesten Lauffiade, dem zu Kaisers Geburtstag aufgeführten Korfu-Festspiel („Kerkyra“). Denn mit dieser kostspieligen Ausstattungsglorie hat sich der kaiserliche Regisseur selbst überrascht... Aber des Herrn Leo Lenz sogenanntes Lustspiel „Wieselchen“ (ach, wie lieb!) geht aufs Konto der berufenen Instanzen. Und wird in der Berliner Theatergeschichte verewigt bleiben. Als Beispiel des Verfalls. Als ein Superlativ der — Naivität.

* * *

Naiv ist Hermann Sudermann nicht. Aber als Bühnenschriftsteller herabgekommen. Sein Schauspiel „Der gute Ruf“ (Deutsches Schauspielhaus) ist lehrreicher, als hundert theoretische Abhandlungen über den bedingten Kunstwert theatralischer Technik.

Hier haben wir die Handwerkerei, blank von jedem künstlerischen, jedem ethischen Willen. Ein Theater, das sich übertheatralisiert. Kein Zug von Lebensähnlichkeit, keine Situation, die die Vernunft für möglich halten könnte. Und ist doch alles — im Theater — möglich! Und hat bei gewissen Theaterfreunden lauten Beifall. Um was geht's? Um die vérité du monsieur de la Pallisse! Daß der gute und der üble Ruf von der Gesellschaft höchst ungerecht den heuchlerischen und den braven Frauen zugemessen wird. Für solch ein zweifelhaftes Gut erhitzt sich Sudermann. In der Ordnung findet er's, daß seine ideale Frau eine schäbige Erpressung benutzt, ihren beschädigten guten Ruf wieder herzustellen. Der böse Engel dagegen, die andere Dame, ist so böse, daß er gewissermaßen verrenkte Gliedmaßen hat. Eine verheiratete Frau stellt ihren Geliebten einer reizenden Freundin zur Verfügung, damit diese und nicht sie selbst in Verdacht komme. Sie gibt dann aus Eifersucht die blödsinnig opferwillige Freundin der Verleumdung preis. Wo lebt die Eifersüchtige, die nach solcher Konstruktion handelt? Wo lebt die Törin, die solches Freundschaftsopfer bringt? Aber Sudermann tut's einmal nicht wahrscheinlicher! Im übrigen ist eine Hausklingel die Hauptperson des Schauspiels. Die schrillt erschreckend in die Boudoirszenen. Es wird ertappt und ertappt. Des Nachts, wenn die Haustore geschlossen sind kommen immerzu Besuche, stehen Lauscher auf der dunklen Treppe... Na, servus!

* * *

Dichter, die im Handwerk fehlten. Handwerker, die neben den Dichtern oder gegen die Dichter schreiten. Wo sind die Meister?

Eine Buch-Dichtung hat man in Bühnenform einzupressen versucht, einen Koloß, der aller herkömmlichen Formen spottet: Ibsens „Brand". Es geschah nicht zum erstenmal. Und es wurde auch diesmal — im Theater der Königgrätzerstraße — nur ein unbestimmter Eindruck des Überlebensgroßen hervorgerufen. Keine Wärme. Keine tragische Freude. Vielleicht hätte ein anderer Schauspieler den Pfarrer Brand, den reinen Toren, den harten Opferer seiner selbst und der Menschen, den unbeugsamen idealen Forderer, unserem Gefühle näher bringen können. Hartau gab ihn mit heroischer Pose, während er als ein schlichter Knecht seines göttlichen Willens gedacht ist, — ungefähr wie ein Leo Tolstoi, übersetzt aus der milden Zone in die Eisregion. Die Augenblicke, in denen die Ehrfurcht vor Ibsens Titanidengeist süßeren Gefühlen wich, waren die des Mutterleids, die wehen Szenen der unglücklichen Frau Agnes. Irene Triesch hatte die Züge, die Stimme, die Seele einer Niobe.

Nicht gelöst, aber doch mit liebevollem Verständnis behandelt wurde das szenische Problem der „Brand"-Aufführung. An der Dichtung, die wie ein Granitblock auf dem Plan der neueren Literatur liegt, kann die Bühne auch künftig nicht vorübergehen. Denn „Brand" ist nicht nur eine historische Entwicklungsphase, — ist doch wohl auch ein dauernder Bestandteil des Kulturguts, das Henrik Ibsen heißt.

Hermann Kienzl

Zur deutschen Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen

Der Verlag von Reimar Hobbing zu Berlin hat mit der Herausgabe einer deutschen Fassung der Werke Friedrichs des Großen ein Unternehmen begonnen, dessen Förderung unseren Lesern aufs nachdrücklichste zu empfehlen uns eine willkommene Pflicht ist.

Ist es beschämend, ist es tragisch oder ist es nur einfach Verhängnis, daß uns die Werke Friedrichs des Großen geradezu verloren gegangen sind? Oder liegt am Ende die Erklärung

für diese Tatsache darin, daß wir sie nie besessen haben? In der Tat, wenn wir sie wirklich einmal unser genannt hätten, wir hätten sie nicht mehr verlieren können. Selbst Cäsar war kein wahrhaftigerer und klarerer Geschichtschreiber seines eigenen Tuns, als es Friedrich der Große gewesen ist. Da dieser Mann, wie kein anderer in gleich hervorragender Stellung, über sich selbst, seinen Beruf und über die Probleme, die seine Zeit bewegten, nachgedacht hat, so sind seine Werke auch eine Fundgrube von tiefen Gedanken, scharfen Erkenntnissen und wirklich erlebter Lebensweisheit.

Vielleicht wäre die Gleichgültigkeit gegen den Schriftsteller Friedrich nicht möglich gewesen, wenn wir nicht den großen König Fritz so sehr liebten. Aber je mehr wir den Sieger in vielen Schlachten, den genialen Staatsmann, den Mehrer deutscher Arbeitskraft und deutscher Wohlhabenheit, den großen Sorger ums Kleine, auch den einsamen Mann draußen in Sanssouci in unser Herz schlossen, um so weher tat uns der Gedanke, daß er seine geistigen Genossen unter den französischen Erbfeinden gesucht, daß er seine Schriften in französischer Sprache geschrieben, daß er für deutsche Sprache und Literatur kein Gefühl gehabt habe. Diese französisch geschriebenen Werke springen dem naiven, geschichtlich ungeschulten Sinne als eine Unbegreiflichkeit, dem geschichtlich Empfindenden als ein bitterer Ausdruck des Jammers unserer nationalen Kulturentwicklung ins Auge und ans Herz. Man möchte diese unliebsame Tatsache am liebsten vergessen und hat damit die Werke selber preisgegeben.

Heute wissen wir aus tausend und abertausend Erscheinungen unserer Literatur, daß die Anwendung der deutschen Sprache noch keineswegs deutschen Geist gewährleistet. Warum soll nicht auch einmal in französischer Sprache deutscher Geist verhüllt sein? Wir haben es ja schon einmal durchgemacht, daß eine glückliche Oberschicht des deutschen Volkes sich die Errungenschaften einer fremden Kultur viel rascher zu eigen gemacht hatte, als es dem Volk als Ganzes möglich gewesen. Und von der Höhe dieses zivilisierten Empfindens aus hatte man dann auch nach der Sprache jener gegriffen, die diese Kultur geschaffen hatten. Denn nichts zeigt so sehr die jeweilige Zivilisationsstufe an, wie die Sprache. Ich spreche von der Zeit der Ottonen, die zu einer eigenartigen lateinischen Renaissance in unserer Dichtung führte, der eine überraschende Fähigkeit des lateinischen Sprachgebrauchs in den höheren Gesellschaftskreisen, auch bei den Frauen, entsprach. Wenn man die gleichzeitigen romanischen Baudenkmäler, die wundervollen kunstgewerblichen Arbeiten des neunten und zehnten Jahrhunderts, die Freude an edlem Material, die kunstvolle Gewandung sieht — man denke etwa an die Schätze des Domes zu Aachen —, so kann man sich eigentlich sagen, daß die Sprache der Germanen sich nicht so rasch hatte entwickeln können, wie die Lebensführung der vornehmen Schichten. Es ist uns Deutschen dann durchs ganze Mittelalter ähnlich gegangen. Wir haben die Lebenskultur des Rittertums von außen empfangen, und so vermochte auch dieses Rittertum nicht rasch genug die heimische Sprache seiner Lebensführung anzupassen, und führte deshalb die Unmasse von Fremdwörtern ein.

Erst das deutsche Bürgertum, das langsam zur Lebenshöhe hinaufwuchs, hat den Zwiespalt überwunden, und so hat es innere Gründe, wenn die deutsche Prosa vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts ab sich so gewaltig entwickelte, wo doch scheinbar die poetische Kraft versagte. Selbst die lateinische Großtuerei der Humanisten und Juristen vermochte diese zur Lebensfülle herangereifte Kraft der Sprache nicht zu unterbinden. Erst der Dreißigjährige Krieg hat uns wieder zurückgeworfen. Und nun sahen sich jene Kreise, denen in der neuen Friedenszeit eine höhere Lebensführung wieder leicht möglich wurde, in einer noch schlimmeren Lage, als die ihnen entsprechenden Volksschichten achthundert Jahre zuvor.

Friedrichs des Großen Vorliebe für den Gebrauch der französischen Sprache, die allein seiner Scharfgeistigkeit, seiner klaren Sachlichkeit das entsprechende Sprachmaterial darbot, ist die letzte tragische Folge der geschilderten Entwicklung. Aber während wir durch das lateinische Sprachgewand hindurch den Weg zum deutschen Herzen der ottonischen Literatur gefunden

haben, während wir mit beseligter Freude aus den nach fremdem Muster zugeschnittenen, mit fremden Besatzstücken überreich verbrämten ritterlichen Epen alle Bekundungen deutschen Empfindens herausspürten, sind wir den Werken Friedrichs des Großen die gleiche Arbeit schuldig geblieben. Das bleibt, wo es sich um diesen Mann handelt, eine Undankbarkeit, die unbegreiflich wäre, wenn wir nicht gerade das neue Weltbürgerrecht unserer Sprache so schwer gegen die Fremdherrschaft hätten erkämpfen müssen. Es bedurfte der dieses Fremde verzehrenden Flamme der dichterischen Glut, um das neue Edelmetall deutschen Sprachempfindens und deutscher Sprachliebe zu schmieden.

Man braucht in der Tat nur einige Seiten des „Anti-Machiavell" der politischen Schriften oder der Geschichte seiner Zeit gelesen zu haben, um zu fühlen: Der dies schrieb, war im Denken und Empfinden wie in seinem Wollen und Tun ein Deutscher. Die jüngeren Zeitgenossen Friedrichs des Großen haben das gefühlt; man braucht nur auf den einen, Goethe, hinzuweisen. Und so ist die Tatsache, daß es anderthalb Jahrhunderte dauern konnte, bis nun dem deutschen Volke seines ersten großen nationalen Königs Werke in der Volkssprache geboten werden, ein sehr nachdenklich stimmendes Zeichen für unsere staatsbürgerliche Rückständigkeit. Denn es ist wohl anzunehmen, daß, wenn Friedrichs des Großen Fähigkeiten nach der dichterischen Seite hin gelegen hätten, wir seine Werke längst besäßen. Das gleichwertige, wenn nicht bedeutsamere Seitenstück aber, das seine Werke zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" darstellen, haben wir so lange zu entbehren vermocht. Sicher zu unserem großen Schaden; und so wäre es jedenfalls die erwünschteste Wirkung, die uns das Erinnerungsjahr 1813 bringen könnte, wenn es unser staatsbürgerliches Verantwortlichkeitsgefühl so zu steigern vermöchte, daß wir uns endlich die Gedankenwelt des ersten großen deutschen Staatsbürgers der Neuzeit zu eigen machten.

Was von Verlags wegen getan werden kann, um Friedrichs des Großen Werke zunächst in den Kreisen der Gebildeten einzubürgern, das ist in dieser Ausgabe des Verlages Reimar Hobbing geschehen. An der Übersetzung haben nur bewährte Schriftsteller mitgearbeitet, die verantwortliche Oberleitung liegt in den Händen des Historikers Volz. Musterhaft ist alles Äußerliche. Die im größten Oktavformat gehaltenen Bände sind in der Reichsdruckerei ganz prachtvoll gedruckt, die Einbände sind von gediegen vornehmer Arbeit. Als Hauptschmuck, mit dem diese Veröffentlichung Hunderten einen lang gehegten Wunsch erfüllt, bringt sie jene zweihundert Illustrationen Adolf von Menzels, die der Künstler in den Jahren 1843 bis 1849 im Auftrage König Friedrich Wilhelms IV. geschaffen hat. Diese Bilder waren bisher nur in der sogenannten Fürstenausgabe, der „Œuvres de Frédéric le Grand", enthalten, die nur an gekrönte Häupter und einige Freunde des Königs verschenkt wurde. 1886 wurde eine Sonderausgabe der Zeichnungen veranstaltet, aber ohne den Text, mit dem sie aufs innigste verwachsen sind. Das Urteil aller Kunstverständigen geht wohl einig dahin, daß noch niemals vom Zeichenstift eines Künstlers eine so dem Geiste des illustrierten Werkes verwandte Bilderfolge geschaffen worden ist, wie hier von Menzel. Außerdem aber sind in prächtigen Tafeln, von denen die beiden bisher erschienenen Bände (der zweite und siebente) achtzehn bzw. vierzehn enthalten, die Bildnisse aller wichtigen Persönlichkeiten der Zeit Friedrichs des Großen nach den besten Vorlagen, zum großen Teil nach den im Besitz der preußischen Krone befindlichen zeitgenössischen Gemälden, beigegeben.

Angesichts dieser Leistungen ist der Preis von 10 ℳ für den Band wirklich außerordentlich gering, und da die Bände in vierteljährlichem Abstand voneinander erscheinen, ist hier in der Tat die Möglichkeit geschaffen, daß dieses Werk, das in jedem Sinne die Bezeichnung eines Prachtwerkes verdient, Gemeingut der gebildeten Kreise unseres Volkes werden kann.

St.



Lese

Das Elend des deutschen Büchermarktes

Vor Jahren starb in Wien ein bekannter Börsenmillionär, ein Emporkömmling. Er galt als großer Freund und Förderer von Kunst und Wissenschaft, war in allen Konzerten und Kunstausstellungen zu treffen und fehlte in keiner Theaterpremiere. Als man die Hinterlassenschaft des Junggesellen aufnahm und nach seiner Bibliothek suchte, ergab sich, daß sie aus einem einzigen Büchlein bestand, aus dem Textbuch der damals sehr beliebten Operette „Fatinitza"!

Ein Berliner Industrieller mit einem Jahreseinkommen von etwa 10 000 M führt ein sehr gastfreundliches Haus. Seine Frau sucht sich schriftstellerisch zu betätigen, zwei erwachsene Töchter führen die Wirtschaft. Unlängst gab er eine kleine Gesellschaft mit deklamatorischen Vorträgen. Man kam auf Goethes „Tasso" zu sprechen, stritt über eine Stelle und erbat von der Hausfrau den betreffenden Band von Goethes Werken, um nachzuschlagen. Die Hausfrau geriet in Verlegenheit. Denn sie pflegte ihre literarische Kost aus der Tagespresse und einer Leihbibliothek zu beziehen. Auch Goethes und Schillers Werke besaß sie nicht. Mit einer kühnen Ausrede kam sie über ihre Verlegenheit hinweg. Auf ihrer letzten Sommerreise habe sie Goethes und Schillers Werke wie stets mitgenommen, sie ständen leider auf dem Boden und seien noch nicht ausgepackt!

Nur zu Weihnachten pflegt der Durchschnittsdeutsche Bücher zu kaufen, um sie zu verschenken. Und da erscheinen seit einigen Jahren die Großbazare und Warenhäuser mit billigen Angeboten. Was sie vertreiben, läßt sich in drei Gruppen einteilen: 1. Schlechte Neudrucke älterer Werke auf grobem Papier, eigens für sie aufs allerbilligste hergestellt; 2. allerlei Bücher, die der Verleger nicht absetzen konnte und im Ramsch billig losschlug, darunter sogar alte Zeitschriften mit neuem Titel, und 3. neuere Werke zu den gewöhnlichen Ladenpreisen. Hört dann der Durchschnittsdeutsche: Zwei schöne dicke Bände im Karton statt 10 M für 2½ M, so kauft er, ohne die Ramschware näher zu prüfen, ob sie überhaupt inneren Wert hat.

Gewiß gibt es noch viele Deutsche, die bei Ankauf eines Buches sorgfältig sind wie bei Ankauf eines Kleides. Aber die Masse läßt sich ausschließlich von der Billigkeit leiten. Auf dem Gebiet der Jugendschriften und der schönen Literatur wurde durch die Ramschbazare und Warenhäuser in den letzten Jahren billiger Schund in ungeheuren Massen an die Urteilslosigkeit und Beschränktheit abgesetzt, während gute Jugendschriften und wertvolle Bücher nur geringe Beachtung fanden. Selbst Hoffmanns wirksamen „Struwelpeter" suchten die Warenhäuser durch Massenangebot eines wertlosen Machwerks u. d. T. „Der neue Struwelpeter" in gleichem Format usw. zu verdrängen.

So erklärt sich der hohe Preis guter Bücher. Der „Deutsche und Österreichische Alpenverein" gibt seine Zeitschrift alljährlich als Jahrbuch zu Weihnachten heraus. Der neue Jahrgang ist ein stattlicher Band in Lexikonoktav, 342 Seiten stark, mit 24 schönen Vollbildern, 60 Textbildern und 2 vorzüglichen großen Kartenbeilagen. Im Buchhandel würde dieses Werk 10—15 M kosten. Der Verein läßt für seine Mitglieder 90 000 Stück drucken und zahlt bei dieser hohen Auflage nur 1,40 M für das Stück. Man mag danach berechnen, wie billig gute Bücher sein könnten, wenn sie viel gekauft würden, und welchen Schaden der Absatz guter Bücher und schließlich das deutsche Volk erleidet infolge des durch marktschreierische Reklame geförderten Massenabsatzes billiger Schund- und Ramschliteratur. D.

* * *

Der abgeschlachtete Schiller

In Eberhard Buchners vortrefflichem Sammelwerk „Das Neueste von Gestern“ (Verlag Albert Langen, München) findet sich eine Kritik über „Kabale und Liebe“ aus dem Jahre 1784, die man heute nicht ohne einige Heiterkeit lesen wird. Der gestrenge Herr Rezensent der „Vossischen Zeitung“ ist es, der den armen Schiller also abkanzelt: „In Wahrheit wieder mal ein Produkt, das unsern Zeiten Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann. Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes, affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen, pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Galimathias durchlesen kann und mag, der prüfe selbst. So schreiben heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase. — Kostet in der Vossischen Buchhandlung allhier 10 Gr.“

Einige Tage später macht der Kritiker seinem Herzen noch einmal Luft. Nachdem er einige Zitate aus dem Drama gegeben, fährt er fort: „Doch, ich bin einmal müde, mehr Unsinn abzuschreiben. Bloß der Unwille darüber, daß ein Mensch das Publikum durch falschen Schimmer blendet, ihm Staub in die Augen streuet und auf solche Weise den Beyfall zu erschleichen sucht, konnte zu dieser ekelhaften Beschäftigung anspornen. Nun sey es aber genug; ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen.“

* * *

Wortidiosynkrasie

Die im Individuellen wurzelnde Abneigung gegen bestimmte Worte und Wortzusammenhänge ist, wie Fritz Rose im „Lit. Echo“ ausführt, eine in der Literatur durchaus nicht seltene Erscheinung und tritt fast ebenso häufig auf, wie die Vorliebe einzelner Autoren für gewisse Ausdrücke und Wendungen. Bereits Nietzsche hat darauf hingewiesen, daß den Wörtern nicht nur subjektiv ein gewisser Geschmack oder Geruch anhaftet, auf den der Schreibende sympathisch oder antipathisch reagiert. Dazu kommt noch, daß einzelnen Wörtern eine Marke, wie vulgär, preziös, archaistisch angeheftet wird, und ihnen nebelhaft einhüllende Stimmungseindrücke überallhin folgen. Von Goethe weiß man, daß er in seinen letzten Lebensjahren das Wort „Tod“ geradezu verpönte und sich statt dessen aller möglichen euphemistischen Umschreibungen bediente. Ein so schöner Ausdruck wie „das Heimweh“ wird doch noch in der Periode der Klassiker von den meisten gemieden, weil man mit Dubos der Ansicht huldigte, daß dies eine Krankheit sei. Ebenso gut oder schlecht ist die Abneigung begründet, die der Direktor im Faustvorspiel vor dem Wort „Nachwelt“ empfindet, von dem er nichts hören mag.

Mauthner gesteht einmal: „Shakespeare erregte Stimmung durch Worte wie Venus und Mars; ich habe dabei die Empfindung, als kratze jemand auf Glas.“ Schopenhauer, der besonders unter Wortidiosynkrasie litt, greift längst farblos gewordene Wörter an, wie „Dunkelkammer“, „Felswand“, „Berufung“, „Tragweite“, gegen die sich nichts Triftiges einwenden läßt. Der Ästhetiker Meumann findet das Wort „Buchschmuck“ abscheulich und rät das gleichgebildete „Buchzier“ an. Der Generalpostmeister Stephan mochte das gute Wort „Prüfling“ nicht leiden, Gildemeister verabscheut gute Ausdrücke, wie „erziehlich“, „humorvoll“, Liliencron ist geradezu empört über das hübsche Wort „sinnig“, weil er dabei an Goldschnittlyrik denken muß . . .





Künstlerorganisation

Von Dr. Karl Storck

Fast gleichzeitig haben in den letzten Wochen in Berlin und München mehrfach Versammlungen und Beratungen stattgefunden, die auf eine Organisation der deutschen bildenden Künstler hinzielen. Die Forderungen, die an eine solche Organisation gestellt, die Hoffnungen, die auf sie gesetzt werden, sind sehr mannigfach und gehen vielfach stark auseinander. Dagegen hat sich kaum ein Zweifel hervorgewagt gegen die Notwendigkeit dieser Organisation selbst. Diese Tatsache ist sehr bemerkenswert; denn noch vor wenigen Jahren begegnete man, wie ich aus Erfahrung bezeugen kann, in der Künstlerschaft mit solchen Organisationsplänen in der Regel nur einer höchst akademischen Zustimmung, die an ein wirklich praktisches Vorgehen nicht glauben wollte.

Gewiß liegt der Wandel dieser Gesinnung zum Teil in der Gesamtstimmung unserer Zeit. Immer weitere Kreise des Volkes suchen sich durch ein oft sehr verwickeltes Versicherungssystem gegen die Not der Zeit und die Unsicherheit der Lebensverhältnisse zu schützen, und unser ganzes soziales Leben drängt auf den Zusammenschluß jener, die durch die Gleichartigkeit ihrer Arbeit auf die gleichen Kampfesbedingungen mit den anderen Lebensmächten angewiesen sind. So sind denn auch die beiden Haupttriebkräfte, die die Künstlerschaft zu einem Zusammenschlusse drängen, dieselben wie auf allen anderen sozialen Arbeitsgebieten: einerseits die Not, andererseits üble Mißstände, die zum Teil auf dieser Not beruhen, zum Teil auch durch das Eindringen Unberufener in die Künstlerschaft verursacht sind.

Die traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse des großen Teils der Künstlerschaft sind unleugbar. Sie lassen sich, allerdings nur bis zu einem gewissen Grade, sogar in Zahlen veranschaulichen. Nach der Berufszählung vom Jahre 1907 gab es im Deutschen Reiche 8700 Männer und Frauen, die im Hauptberufe bildende Künstler waren, wozu noch 577 nebenberuflich künstlerisch Beschäftigte hinzukommen. Das war über ein Drittel mehr als bei der vorangehenden Berufszählung vom Jahre 1895. Auf keinen Fall ist der Absatz an Kunstwerken in dieser

Zeit im gleichen Maße gestiegen. Wenn nun schon um 1895 (bei der ersten Zählung) die wirtschaftlichen Verhältnisse der Künstlerschaft nicht günstig waren, so sind sie durch den verminderten Absatz einerseits und die Steigerung sämtlicher Lebensverhältnisse andererseits inzwischen immer schlechter, zum Teil trostlos geworden.

Es ist natürlich auf diesem Gebiete schwer, mit Zahlen zu arbeiten. Dreys für einen ersten Versuch ausgezeichnetes Buch „Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst" konnte natürlich nur das amtlich zugängliche Material benutzen. Dieses freilich redet eine sehr trostlose Sprache. Während z. B. in den fünf Jahren 1899 bis 1903 bei den Ausstellungen im Münchner Glaspalast für 2 293 000 ℳ verkauft wurde, brachten die fünf Jahre von 1904 bis 1908 an derselben Stelle 310 000 ℳ weniger (1 983 000 ℳ). Dabei ist freilich zu berechnen, daß in der Zwischenzeit das Kunstgeschäft in außerordentlich gesteigertem Maße in die Hände der Kunsthändler übergegangen ist. Doch wird man mit Recht auch darin eine Verschlechterung der Lebensbedingungen der Künstler sehen.

An der schweren wirtschaftlichen Not der Künstlerschaft ist nicht zu zweifeln. Die Künstler selbst, obwohl sie durchweg zu einer rosigen Darstellung neigen und Gott sei Dank sich etwas von ihrem goldenen Leichtsinn noch immer bewahrt haben, geben heute die Notlage unumwunden zu. Bei dem Kampfe, den z. B. die Berliner Künstlerschaft gegen die Polizeiverordnungen um die Erlaubnis des Bewohnens der Atelierstockwerke führte, traten in einer erschreckenden Fülle so erbärmliche Lebensbedingungen zutage, daß die Presse wohl doch besser getan hätte, die Geschehnisse nicht so sehr von der feuilletonistischen Seite aus zu behandeln. Man kann sich aber auch so sagen, daß die Not wirklich bitter sein muß, wenn sich die Berliner Polizeibehörde zu einer Zurücknahme ihrer Verordnung verstand.

Auf der anderen Seite haben wir die üblen Mißstände im Kunstbetriebe. Der Dilettantismus macht sich in einer früher ungeahnten Weise breit und begnügt sich längst nicht mehr mit der Verkunstgegenstandelung der eigenen Wohnung, sondern überschwemmt mit seinen Erzeugnissen den Kunstmarkt selbst. Aber auch in den engsten Berufskreisen sind in der letzten Zeit, vor allem bei Wettbewerben, unglaubliche Fälle vorgekommen. Die breite Öffentlichkeit ist in der letzten Zeit mit dem Fall des Kaiserdenkmals in Küstrin beschäftigt worden; man braucht sich danach nicht mehr auf bloßes „Gerede" in Künstlerkreisen zu berufen.

Angesichts solcher Tatsachen ist es begreiflich, wenn von den zu gründenden „Künstlerkammern" vor allem eine Regelung des Wettbewerbwesens verlangt wird. Es sind in Berlin Delegierte einer großen Zahl bedeutender Künstlervereinigungen zusammengetreten, um Einheitsbestimmungen für künstlerische Konkurrenzen auszuarbeiten. Man hofft, daß nach Fertigstellung dieser Arbeit diese Bedingungen von den Behörden und privaten Ausschreibern allen Wettbewerben zugrunde gelegt werden. Doch ist das nur eine der vielen Arbeiten, die diesen Künstlerkammern zugedacht sind.

Künstlerkammer!

Mit dem Worte verbindet sich die Vorstellung einer Organisation, die Ähnlichkeiten hat mit den bereits bestehenden Kammern, also Handelskammer, Ärzte-

kammer, Anwaltskammer und dergleichen. Es handelt sich also im Grunde um eine staatliche Zwangsorganisation des Künstlerberufes. Da lehnt sich wohl in jedem Menschen instinktiv das Gefühl auf gegen die Verbindung der Begriffe Künstlerschaft und Zwangsorganisation. Auch dem historisch Geschulten hilft die Erinnerung an das Innungswesen der Vergangenheit nicht gegen dieses Empfinden, mag man sich hundertmal sagen, daß damals innerhalb dieses Innungszwanges auch große Künstlernaturen gediehen sind. Denn der Begriff der Freiheit der Kunst ist in jahrhundertelanger Entwicklung gewonnen worden und ist ein Gut, das wir nicht wieder verlieren dürfen.

Es ist eine unbedingte Tatsache, daß die Verhältnisse, wie sie heute sind, nach Abhilfe schreien, daß es so nicht weitergehen kann. Aber wenn eine segensreiche Gegenarbeit geleistet werden soll, so muß man sich in der Künstlerschaft und in der Öffentlichkeit vor allen Dingen ganz klar darüber werden, wo und wie weit diese Hilfe gehen darf.

Da muß jede Überlegung uns unbedingt dahin führen, daß die auf anderen Gebieten bestehenden Verhältnisse nicht einfach auf die Kunst übertragen werden können. Denn die Kunst steht anders im Leben, als alle anderen Berufe.

* * *

Diese Organisationsbestrebungen sind eine Erscheinung des Kampfes ums nackte Dasein. Auch der Künstler will leben, muß leben. Und er muß von der Arbeit leben, die er hervorbringt. In der Hinsicht steht er mit allen anderen Berufen gleich. Von diesen verschieden aber ist er dadurch, daß dieses Dasein die Kunst nicht braucht. Die Kunst ist keine Notwendigkeit, sondern ein Luxus des Lebens. Man mißverstehe mich nicht. Das Leben wäre mir nicht lebenswert ohne die Kunst. Es wäre ein Vegetieren, wenn es nur aus dem bestände, was zum nackten Dasein notwendig ist. Vom Standpunkt alles dessen, was Lebensschönheit ist, ist die Kunst vielleicht das Notwendigste. Aber man vergesse nicht, daß man ohne Schönheit leben kann. Auch der zum Kunstgenuß reich Veranlagte muß essen, er kann aber ohne Kunstgenuß auskommen.

Aber auch auf der Stufe eines höheren Kulturlebens ist die Leistung des Künstlers entbehrlicher, als die anderer Kulturberufe, entbehrlicher auch, als z. B. die Arbeit des Gelehrten. Denn diese Arbeit des Gelehrten dient in irgendeiner Form immer wieder der Erzeugung gesteigerter Fähigkeiten, um das Lebensunumgängliche zu erzielen, um uns für das Lebensnotwendige stärker zu machen; wogegen die Kunst immer und immer nur die Verschönerung in dieses Leben tragen kann.

Am meisten erschwert aber wird die Lebenslage der Kunst durch ihre höchste Eigenschaft, die wir als Ewigkeitsgehalt zu bezeichnen gewohnt sind. Einmal geschaffene Kunst bleibt ein Gut der Menschheit. Es ist für den Kunstgenuß an sich nicht notwendig, daß immer neue Kunst erzeugt wird. Man erkennt auch hier, daß die übrige geistige Arbeit vom Standpunkt der Bedürfnisfrage weit günstiger gestellt ist. Die Gelehrtenarbeit z. B. muß immer aufs neue geleistet werden; der Fortschritt der Zeit gebietet diese Erneuerung. Für die Kunst kann man die

Dauerhaftigkeit geradezu als Gradmesser anlegen, und es ist jedenfalls der feinste und letzte Unterschied zwischen Kunstgewerbe und freier Kunst, daß auch das erstere von den Bedürfnissen neu verlangt wird. Darum ist auch — das sei hier eingeschoben — eine Organisation der reproduzierenden Künstler so viel leichter. In der Musik z. B. ist eine Organisation der Orchesterspieler im wesentlichen einfach ein soziales Gegenstück zu anderen Berufsorganisationen. Diese Orchestermusiker werden gebraucht, neue Komponisten aber nicht, denn wir besitzen ja den ungeheuren Schatz an überlieferter Musik. (Es wird natürlich hier alles ganz schroff vom Standpunkte einer mehr äußeren Bedürfnisfrage beleuchtet. Daß für die Erlösung des inneren Verlangens jede Zeit ihre eigene Kunst nötig hat, braucht nicht erst gesagt zu werden.)

Aus alledem ergibt sich, daß der Künstler nicht mit anderen Werterzeugern gleichgestellt werden kann. Es ist bezeichnenderweise auch gar nicht möglich, ihn unter die sozialen Typen, die unserer Zeit geläufig sind, einzuordnen. Oskar A. H. Schmitz sagt darüber sehr zutreffend: „Er ist Unternehmer, denn er arbeitet auf eigenes Risiko und ohne Vorgesetzten, aber auch Arbeitnehmer, denn er erhält Aufträge, ja, man hat ihn sogar nicht mit Unrecht mit dem Heimarbeiter, diesem Paria unserer sozialen Schichtung, verglichen. Wenn er seine Werke einem großen Verlag übergibt, so gleicht er dem Kapitalisten, der Geld in ein Unternehmen steckt; wenn er aber mit seinen ohne Rücksicht auf den Markt hervorgebrachten Werken von Tür zu Tür geht, dann ist er dem Hausierer ähnlich, jenem untersten Typ des Geschäftsmannes. Dann aber gleicht er wieder keinem von allen diesen, wenn sein Schaffen lediglich einem inneren Bedürfnis folgt und nachträglich erst, so gut es eben gehen will, das Produkt auf den Markt gebracht wird."

Aus dem letzten Satze ergibt sich, daß auch die künstlerische Arbeitsleistung mit anderen Arbeitsleistungen nicht zu vergleichen ist. Der alte Böcklin erzählte oft lachend, wie ihm ein Baseler Nachbar, ein Schlächter, der eben ein aufgeschnittenes Kalb in seinen Laden trug, dröhnend zurief: „Ja, ja, das heißt anders g'schafft, als so e bitsli pinsele!" Aber auch die höchste Auffassung künstlerischer Arbeit setzt dieser zur Grundbedingung eine völlig andere Einstellung ihres Erzeugers, als die für andere Berufe gewohnte. Verbinden wir doch mit dem Begriffe des künstlerischen Schaffens, ja der künstlerischen Natur überhaupt, daß sie nicht in dem Streben nach Erwerb, ja eigentlich auch nicht nach Ruhm tätig sei. Eine höchste innere Not, ein geradezu überirdischer Zwang und eine unvergleichliche Lust des Gestaltens ist für uns vom tiefsten Wesen des Kunstschaffens unzertrennlich. Wie soll nun das Erzeugnis einer solchen eigenartigen Arbeitsleistung innerhalb des übrigen Lebensmarktes bewertet werden? Wohlverstanden, ich spreche von dem Erzeugnis des lebenden Künstlers, dessen Werke noch nicht durch andere, außerhalb seines Wesens liegende Umstände einen Marktwert bekommen haben.

Wer mit Künstlern verkehrt, lernt die verschiedensten Wege kennen, auf denen sich die Künstler, ohne wohl darüber besonders nachgedacht zu haben, in ihrer merkwürdigen Lebensstellung zu helfen suchen. Ich kenne einen jungen Maler,

bei dem die Unterscheidung zwischen „Werk“ und „Bild“ zum ganz naiven Sprachgebrauch geworden ist. Bilder macht er, um leben zu können. Seine Werke schafft er, weil er eben ein Künstler ist. Jene Bilder verkauft er, wie er sie verkaufen kann. Für seine Werke setzt er hohe Preise an; im tiefsten Innern möchte er (wie jeder Künstler) sie gar nicht verkaufen, sondern er sieht sie aufgestellt unter gewissen Vorbedingungen in Museen, Palästen, in Wohnräumen, unter Vorstellungen, wie sie jeder Künstler beim Schaffen seines Werkes haben muß. Es ist das, um dessentwillen er auf der Welt ist, das, wodurch er einen Dauerwert der Welt zu bedeuten überzeugt ist.

So haben wir fast bei allen Künstlern den merkwürdigen Fall, daß sie jene Werke, die eigentlich marktgängig sind, für die sich leicht Käufer finden, nicht hoch achten und eher billig abzugeben bereit sind; daß sie dagegen meistens ihre unverkäuflichen Werke besonders hoch einstellen. Es ist also hier genau das entgegengesetzte Verhältnis, wie bei jedem anderen Werterzeuger. Der Fabrikant erhöht den Preis für jene Ware, die viel verlangt wird, während er die als wertlos verschleudert, nach der keine Nachfrage besteht.

Wie viele Maler helfen sich durch eine Unterscheidung zwischen Illustration und Bild! Sie brauchen dabei die Illustrationsaufträge keineswegs unkünstlerisch auszuführen. Aber diese sind Arbeiten, die von außen an sie treten, und für diese Arbeiten ergibt sich auch verhältnismäßig leicht die Festlegung eines Marktwertes. Im Verlagsbuchhandel sind die Preise, die für Illustrationen, Buchschmuck, Umschläge und dergleichen bezahlt werden, ziemlich ebenso genau geregelt, wie das Zeilenhonorar für die Journalisten. Aber jeder Künstler empfindet eigentlich diese Tätigkeit, mag sie für ihn noch so einträglich sein, als üblen Zwang, als das Unkünstlerische seines Daseins. Und wir können auch überall beobachten, wie schwer es dem Künstler fällt, sein Künstlertum gegen diese vom Leben ihm aufgezwungene Arbeit rein zu erhalten. Kaum einer geht ohne Schaden durch diese Tätigkeit hindurch.

Der Künstler kann sich nicht wundern, wenn die übrige Menschheit mit ihm als Arbeiter nichts Rechtes anzufangen weiß, wenn sie ihn in der Hinsicht nicht für voll nimmt. Er setzt sich kühn über die Lebensbedingungen der übrigen Menschen hinweg; er ergreift eine Tätigkeit, die insofern kein Lebensberuf ist, als dieses Leben in seiner sozialen und geistigen Gesamtorganisation kein Bedürfnis für ihn hat. Denn je größer der Künstler, je neuer seine Kunst, um so weniger ist Bedürfnis nach ihm vorhanden. Er ist ja neu. Die Welt kann aber bloß nach etwas verlangen, was sie bereits kennt.

Der Künstler stellt sich aber auch sonst unter ganz besondere Lebensbedingungen. Jeder andere Beruf hat seine sichtbare, wenn man will auch kontrollierbare Arbeitszeit. Es sind ganz bestimmte Leistungen, die aufgebracht werden müssen. Diese Leistungen werden bezahlt. Der Künstler harrt der Stunde, die ihn zum Schaffen drängt. Jedes neue seiner Werke ist ein neues Problem, auch hinsichtlich der Arbeit. Von zwei äußerlich gleich erscheinenden Werken kann das eine das Erzeugnis von Jahren, das andere von Stunden sein. Darum hat sich das Volk auch die Vorstellung von dem ins gewöhnliche Leben nicht hineinpassenden Künst-

ler geschaffen. Sie sind ihm alle gleich lebensuntüchtig: der in der Dachkammer hungernde Poet, wie der mit Gold überhäufte, das Gold verschwendende gefeierte Liebling der Gesellschaft. Für diese Volksseele ist der Künstler unfähig, mit den irdischen Dingen umzugehen.

Diese Vorstellung deckt sich ja durchaus nicht immer mit der Wirklichkeit, aber sie hat ihre innere Berechtigung aus dem Wesen der Kunst. Kann aber der, der sich so außerhalb der sozialen Ordnung des gesamten übrigen Lebens stellt, erwarten, daß ihn diese soziale Ordnung schützt? Kann er für sein Ausnahmedasein die Hilfs- und Schutzmittel des übrigen Lebens verwenden?

* * *

Die Möglichkeit, organisatorisch in das soziale Leben der Kunst einzugreifen, gründet sich auf die Beziehungen der Kunst zum übrigen Leben. In diesen Beziehungen liegen aber auch die Grenzen für die Organisation. Immer muß man sich darüber klar bleiben, daß das rein Künstlerische sich aller sozialen Organisation entzieht, denn es ist ein Unpersönliches, durchaus Individuelles, das immer und überall seine Daseinsgesetze aus sich selbst empfängt, also auch jeder dogmatischen Fassung dieser Gesetze unzugänglich ist.

An diesen Tatsachen scheitert der Gedanke einer staatlichen Standesorganisation der Künstler; denn das würde ein untrügliches Kriterium des Künstlerseins voraussetzen. Wohl aber ist eine solche Organisation für den Kunstunterricht möglich, denn soweit der Künstler als Lehrer seiner Kunst auftritt, ist er nicht mehr schaffender Künstler. Eine solche staatliche Organisation des Kunstunterrichts ist ebenso dringend zu wünschen, wie die gleiche Regelung für den Musikunterricht. In beiden Fällen handelt es sich um das Geeignetsein zur Pädagogik. So gut sich diese Eignung auf allen geistigen Gebieten prüfen und überwachen läßt, ebensogut für die Kunst. Ganz selbstverständlich wird davon das Lehrverhältnis zwischen Schülern und Künstlern nicht berührt. Wenn ein im Grunde bereits fertiger Kunstjünger zu der Art eines Meisters sich besonders hingezogen fühlt und die Unterweisung desselben aufsucht, so fällt das ebensowenig unter die hier gemeinte Kunsterziehung, wie etwa der Umgang eines Studenten oder jungen Gelehrten mit einem alten Professor oder bedeutenden Schriftsteller, zu dem ihn das Verlangen nach unterweisender geistiger Aussprache zieht.

Das Gefühl entscheidet hier ganz deutlich, und es ist eitel Spiegelfechterei, wenn derartige Fälle gegen das Verlangen nach staatlicher Überwachung und Regelung des Kunstunterrichts ins Feld geführt werden. Es handelt sich hier nur darum, das vertrauende Laientum gegen ein betrügerisch ausbeutendes oder irreführendes Unternehmertum zu schützen. Wenn wir einer noch so großen Freiheit in der Ermöglichung, ein Kunstschaffen der Öffentlichkeit vorzuführen, zustimmen, so heißt das noch lange nicht billigen, daß jeder problematische, ersichtlich unfertige Experimentierer gleich als Lehrer auf die Menschheit losgelassen wird. Nur deshalb hat der Dilettantismus in der Malerei eine so grauenhafte Ausdehnung genommen, nur deshalb hat der für Liebhaber bestimmte Kunstunterricht so üble Folgen gehabt, weil all die Problematik, die unsere neuzeitliche Malerei hin und her gerissen hat, in diesen Unterricht hineingetragen worden ist, der doch vor allem

Dingen die Grundregeln, das alphabetische Können alles Kunstschaffens zu vermitteln hatte. Aber kaum hat ein Futurist oder Kubist oder sonst ein „-iste“ durch seine doch ehrlicherweise von ihm selbst als problematisch empfundenen Werke eine ausgiebigere Behandlung in der Presse hervorgerufen, so nutzt er die dadurch erregte Sensation aus, um eine Liebhaberschule zu eröffnen, und findet natürlich auch, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, Zulauf.

Das sind doch einfach lächerliche Zustände. Ihre Beseitigung hat mit der Freiheit der Kunst gar nichts zu tun. Das wäre nur ein Schutz gegen Freibeuterei. Es ist ganz sicher, daß, wenn heute trotz der außerordentlich gesteigerten Beschäftigung mit Kunst das wirklich fähige Liebhabertum zurückgegangen ist, diese völlige Verwilderung in der Heranbildung der Dilettanten am meisten Schuld daran trägt. Denn diese künstlerisch begabten Liebhaber sollten wie Kristallisationspunkte der Kunstliebe in der Gesamtheit stehen.

Was wir im übrigen brauchen, ist ein freier Zusammenschluß der gesamten Künstlerschaft. Ein solcher würde schon in etwa erreicht durch ein Kartell der bestehenden Künstlervereinigungen. Die Gegensätze, die zwischen diesen klaffen, sind im Grunde wenigstens ursprünglich rein künstlerischer Natur, sie können also kein Hindernis bilden für einen Zusammenschluß, wo es sich um die sozialen Verhältnisse des Künstlers handelt. Dieser Zusammenschluß aller Künstler würde z. B. die Gründung von Pensions-, Alters- und Unterstützungskassen auf breitester Grundlage ermöglichen. Solche Gründungen haben nur Aussicht auf Lebensfähigkeit, wenn sie auf möglichst breiter Grundlage geschaffen werden. Man muß bedenken, daß diese möglichst breite Grundlage im kapitalistischen Sinne immer noch schmal ist im Vergleich zu anderen Berufen; denn die Gesamtheit aller Künstler ist noch immer gering an Zahl im Vergleich zu den Arbeiterbünden, Beamtenorganisationen und dergleichen. Im sozialen Leben, im Kampf ums Dasein hat aber nur die Zahl Gewicht.

Wenn so die Gesamtheit der deutschen Künstler ohne Rücksicht auf Landesgrenzen und künstlerische Richtungen zu einem Verbande geschlossen wäre und sich eine Vertretung erwählte, so besäße diese Ansehen und Kraft gegenüber den Behörden, gegenüber dem Volke, gegenüber der Öffentlichkeit überhaupt, endlich auch gegenüber der Künstlerschaft und dem einzelnen Künstler. Sie wäre also die gegebene Instanz zur Entscheidung in allen Berufs- und Standesfragen. Sie hätte die Grundregeln aufzustellen für den Verkehr zwischen Künstler und Publikum. Das würde sich wohl verhältnismäßig einfach regeln lassen für Wettbewerbe. Unendlich schwieriger ist die Frage der Vermittlung von Kunstwerken an das Publikum, also der Kunsthandel.

Ich will hier nicht abschweifen und auf diese wichtige Frage lieber besonders zu sprechen kommen. Heute nur so viel: So, wie das Kunstgeschäft heute vollzogen wird, ist es im kaufmännischen Sinne entschieden die unanständigste Form des Handels, die es überhaupt gibt. Die Art der Preisfestsetzung, des gewohnheitsmäßigen Schachers um den Preis, der im Grunde betrügerischen Manipulation, wie Käufe zustande kommen und hintertrieben werden, wirken demoralisierend auf Publikum und Künstlerschaft. Jeder einzelne Künst-

ler gibt im Gespräch das Unwürdige und Ungesunde dieser ganzen Verhältnisse zu, er hält sie aber für unheilbar. Mit einer gewissen Einschränkung ist zuzugeben, daß der einzelne ohnmächtig ist. Eine Gesamtvertretung der Künstlerschaft würde in kürzester Zeit mit Erfolg die schlimmsten Schäden beseitigen können. Wenigstens soweit der öffentliche Kunsthandel in Betracht kommt. Aber auch gegen das rein private Treiben der einzelnen Künstler hätte eine solche Vertretung der Gesamtheit starke Machtmittel in der Hand, da diese Vertretung die natürliche Wahrerin der künstlerischen Standesehre wäre. Sie hätte die Mittel, aber auch die Kraft, gegen sozial unlautere Elemente der Künstlerschaft vorzugehen.

Eine solche Gesamtvertretung der Künstlerschaft wäre ferner berufen, die dringend notwendige Reform unseres Ausstellungswesens in die Hand zu nehmen und endlich jene klare Unterscheidung zwischen Kunstmarkt und aus rein künstlerischen Gesichtspunkten veranstalteter Ausstellung von Kunstwerken durchzuführen, die allein beiderlei Unternehmungen Erfolg verschaffen kann. Für die künstlerische Seite leuchtet das ohne weiteres ein, für die Marktseite liegt der Beweis, daß das bisherige Verfahren verfehlt ist, in der oben mitgeteilten Tatsache, daß die pekuniären Erfolge unserer Kunstausstellungen zurückgehen. Wenn sogar viele Museumsdirektoren Werke lebender Künstler heute beim Kunsthändler kaufen und nicht mehr sich unmittelbar mit dem Künstler in Verbindung setzen, wie soll dann das Laienpublikum den Weg zum Künstler oder zu den seinem Gewinn dienenden Veranstaltungen finden?! Man muß aber bedenken, daß jeder Kauf beim Kunsthändler der Künstlerschaft wenigstens die üblichen 20 % Provision entzieht, ganz abgesehen davon, daß die meisten Kunsthändler auf eigene Faust mit diesen Kunstwerken spekulieren. Doch, wie gesagt, über diese Kunsthandelsfrage möchte ich noch im besonderen verhandeln.

Eine solche Vertretung der gesamten Künstlerschaft wäre endlich berufen, für diese größere Rechte auszuwirken. Bei der Versammlung in München wurde besonders auf die Reproduktionsrechte hingewiesen. Das ist ein sehr schwieriger Punkt, und die Verhandlungen in München bestätigten, daß nur ganz vereinzelte Vertreter der Künstlerschaft sich über die hier in Betracht kommenden Verhältnisse und Einzelfragen klar sind. So allgemeine Beschlüsse, wie sie in München angeregt worden sind, könnten nur verhängnisvoll wirken. Nach unseren Gesetzen haftet das Recht zur Reproduktion nicht am Bilde, sondern bleibt Eigentum des Künstlers, d. h. der Künstler hat das Recht, über die Wiedergabe seiner Schöpfungen in den verschiedensten Techniken sowohl für den Kunsthandel, wie in Büchern und Zeitschriften zu verfügen. Der Laie mag einen Augenblick sich vorstellen, in wieviel hunderttausend Exemplaren etwa die Bilder Arnold Böcklins verbreitet sind, um sich auch einen Überschlag darüber machen zu können, welch riesige Kapitalwerte da umgesetzt werden. Es ist ganz klar, daß hier für die Künstlerschaft eines der Haupterwerbsmittel liegt, und es steht unbedingt fest, daß die Künstlerschaft bei diesem Geschäft in grauenhaftester Weise über das Ohr gehauen wird.

Ich habe im Laufe der Jahre mit hundert und mehr Künstlern in einer Form zu tun gehabt, die gerade die Verwendung der Reproduktionsrechte immer

in den Bereich der Unterhaltung zog. Ich habe unter dieser großen Künstlerzahl auch nicht einen einzigen kennen gelernt, dessen Verträge an Klarheit, Lauterkeit der Gesinnung und ehrlichem Vorteil für den Künstler mit dem Durchschnitt der Verträge, wie sie heute in der Schriftstellerei üblich sind, zu vergleichen gewesen wären. Im großen und ganzen kann man als Regel aufstellen, daß wirkliche Vorteile vom Vertrieb der Reproduktionen nach ihren Bildern eigentlich nur jene geschäftstüchtigen Modemaler haben, die mit wenig künstlerischen Mitteln sich die Beliebtheit oder die Sensation beim Publikum zu verschaffen verstehen. Natürlich gibt es auch vereinzelte Ausnahmen bei den anderen Künstlern.

Gewöhnlich aber wird durch den Schutz des Kunstwerkes für die Reproduktion nur der Kunstverlag, also ein Zweig des Kunsthandels, bereichert. Für den Künstler bringen die heute üblichen Verhältnisse meistens nicht nur ganz geringe pekuniäre Vorteile, sondern sehr oft auch noch durch die vielen Vertragshemmungen künstlerische Nachteile.

Damit komme ich auf die zweite Gruppe der Reproduktion von Kunstwerken, die, wie die bisherigen Verhandlungen der Künstlerschaft zeigen, vielfach von dieser nicht scharf genug von der oben gekennzeichneten (Vertrieb von Reproduktionen durch den Kunsthandel) geschieden wird: die Reproduktion nämlich von Kunstwerken in Zeitschriften. Man wird auch hier unterscheiden müssen. Jene Zeitschriften, die, wie die Mehrzahl der illustrierten Unterhaltungsblätter, Bilder lediglich im eigenen Interesse bringen, als Schmuck, gewissermaßen als feuilletonistisches Material, sind scharf zu unterscheiden von jenen Zeitschriften, die Bilder bringen, um mit ihnen Würdigungen einzelner Künstler, einzelner Kunstrichtungen zu geben oder auch kunstgeschichtliche Zusammenhänge und Entwicklungen zu veranschaulichen. So sehr diese Veröffentlichungen der betreffenden Zeitschrift zur Zierde gereichen können, so sehr die dabei gebrachten Bilder ein Schmuck der Zeitschrift sein werden, letzterdings dient mit derartigen Veröffentlichungen die betreffende Zeitschrift doch dem Künstler und der Kunst.

Ich kann hier um so unbefangener über diese Verhältnisse sprechen, als der „Türmer" von Anfang an in weit höherem Maße, als das bei den meisten Zeitschriften üblich ist, den Grundsatz durchgehalten hat, auch dem unbekannten Künstler, oder wenn möglich gerade diesem, für die Veröffentlichung seiner Bilder im Rahmen seiner Kräfte einen Ehrensold zu bezahlen. Gerade deshalb kann ich hier aber auch um so ruhiger sagen, daß es ein Verhängnis für die Künstlerschaft wäre, wenn sie den ernst für künstlerische Bestrebungen, für Kunst und Künstler arbeitenden Zeitschriften die Veröffentlichung ihrer Werke erschweren würde. Dann würden diese Zeitschriften eben notgedrungen zur Veröffentlichung jener Kunstwerke greifen, die bereits „frei" sind. Fast jede Redaktion wird bestätigen können, daß es viel leichter ist, die Leserschaft für diese ältere „freie" Kunst zu gewinnen, als für eine neue, zumal dann ja das an Honoraren frei werdende Kapital der Zahl der Wiedergaben zugute kommen könnte.

Nein, die Künstlerschaft sollte es sich zum Grundsatz machen, bei jedem Vertrag mit dem Kunsthandel überhaupt das Recht des sogenannten Buchdrucks sich vorzubehalten. Auch beim günstigsten Vertrage mit dem Kunstverleger müßte



sich der Künstler das Recht sichern, dauernd über Reproduktionen in Zeitschriften und Kunstbüchern von sich aus verfügen zu können. Ich kann es mit Beispielen belegen, daß mir von Kunstverlegern für die einmalige Reproduktion eines Bildes im „Türmer" fast ebensoviel, ja zuweilen noch mehr abverlangt worden ist, als der Künstler überhaupt von dem betreffenden Verlag erhalten hatte.

Weit wichtiger aber noch, weil auch kapitalistisch viel bedeutender, ist die Beteiligung des Künstlers und der Künstlerschaft an der Wertsteigerung der Kunstwerke. Doch das gehört mit ins Kapitel des Kunsthandels und soll gemeinsam damit im nächsten Hefte behandelt werden.

Das eine dürfte sich aus unseren Darlegungen für jeden ergeben, daß, so unverrückbare Grenzen dem Umfang der Künstlerorganisation gesetzt sind, auch innerhalb dieser Grenzen eine umfangreiche, vielseitige und segensreiche Tätigkeit zu entfalten wäre.



Frieda Gentes

Ein psychologisches Rätsel

Frieda Gentes, die in Berlin wohnt, ist wegen ihrer seltsamen Fähigkeiten schon Gegenstand der Forschung und des Studiums vieler Gelehrten gewesen, u. a. der Herren Sanitätsrat Dr. Moll, Dr. phil. Hennig, Dr. Baerwald. Diese Fähigkeiten sind verschiedener Art und bestehen zunächst in der Anfertigung ganz eigenartiger und künstlerisch wertvoller Malereien, die in einem von Ärzten anerkannten und beglaubigten, vollständig unbewußten Zustand entstehen. Daß es sich hier nicht etwa um einen Trick oder dgl. handelt, sondern um ein ernst zu nehmendes psychologisches Problem, ist, abgesehen von dem ärztlichen Attest des Herrn Geh. Sanitätsrats Dr. Konrad Küster, auch daraus zu ersehen, das Frieda Gentes schon des öfteren ihre seltsame Malkunst auf der „Freien Hochschule in Berlin" auf Veranlassung des Herrn Dr. Hennig gezeigt hat, und zwar bei Gelegenheit der von ihm veranstalteten Vortragskurse über die Nachtseiten des menschlichen Seelenlebens.

Die ersten Anfänge dieser merkwürdigen Erscheinung zeigten sich im Januar 1910, wo die Dame, zu Bett liegend, im Begriffe war, etwas aufzuschreiben, als plötzlich die Hand ohne ihren Willen einen Strich unter das Geschriebene machte und nun eine kleine Bleistiftzeichnung anfertigte. Frieda Gentes hatte hier das Gefühl, als wenn eine fremde Kraft ihre Hand zum Zeichnen benutzte, denn sie selbst hatte ja keineswegs die Absicht, diese Zeichnung anzufertigen, und sie verfolgte daher mit Erstaunen die Bewegungen ihrer eigenen Hand. Eine ähnliche Erscheinung wiederholte sich am nächsten Tage, wo ein gerade bereit liegender Blaustift benutzt wurde, und unter den gleichen Umständen wurden von ihr in den nächsten Tagen einige kleine Zeichnungen mit Buntstiften hergestellt; man hatte dieses Material inzwischen angeschafft und bereit gelegt für den Fall, daß die merkwürdige Erscheinung sich wiederholen würde. Während nun im Anfang diese Arbeiten zwar gleichsam automatisch, aber doch bei erhaltenem Bewußtsein angefertigt wurden, trat jetzt die interessante und wichtige Erscheinung ein, daß die Dame ihr Bewußtsein verlor, wenn die Kraft sich wieder ihrer Hand bemächtigte, und seitdem hat sie nun eine ganze Reihe Malereien auch in größerem Formate und mit Bronzen und farbigen Tinten hergestellt, die jetzt zu einer großen und sehenswerten Sammlung angewachsen sind. Diese wurde schon in vielen Städten öffentlich ausgestellt und erregte überall großes Erstaunen.



Der Zustand der Bewußtlosigkeit ist auch äußerlich leicht erkennbar an den fast geschlossenen Augen, dem starren und leblosen Gesichtsausdruck, dem Aufhören des Augenblinzelns, der auch von Ärzten festgestellten Gefühllosigkeit des Körpers und vor allem an der kataleptischen Starre des linken Armes. Dieser hebt sich nämlich bei Eintritt des Zustandes in die Höhe und bleibt in halber Höhe mit nach außen gekehrter Handfläche starr stehen, ohne nachher die geringste Ermüdung zu zeigen, selbst wenn diese keineswegs angenehme Stellung viele Stunden angedauert hat. Die Sache erscheint noch merkwürdiger, wenn man berücksichtigt, daß die Dame keine künstlerische Ausbildung erfahren hat und im Wachzustande auch nicht imstande ist, eine derartige Kunstleistung zu entfalten, ja überhaupt kein künstlerisches Interesse und Empfinden hat. Sie hat auch beim Beginn des Malens keine Absicht und keinen Wunsch, in dem unbewußten Zustand etwas Bestimmtes anzufertigen, und nach dem Wiedereintreten des Wachzustandes hat sie keine Ahnung, was inzwischen von ihrer eigenen Hand hergestellt worden ist.

Dieser wunderbare Zustand kann nicht durch irgendwelche äußere Manipulationen herbeigeführt werden, sondern die Dame setzt sich an den Arbeitstisch, wo das Material bereit liegt, und nun sucht sie ihre Gedanken möglichst auszuschalten und verhält sich ganz ruhig und abwartend, was dann erfahrungsgemäß bald das Eintreten des unbewußten Zustandes zur Folge hat, wenigstens wenn öffentliche Vorführungen in Aussicht genommen sind. Zu Hause ist es allerdings einige Male vorgekommen, daß trotz der getroffenen Vorbereitungen der Zustand nicht eintrat, und andererseits, daß dieser sich einstellte, ohne daß die Dame vorher den Wunsch oder den Willen hatte. Hieraus geht hervor, daß es sich hier um keinen eigentlich hypnotischen Zustand handelt, da ja kein Hypnotiseur anwesend zu sein braucht, und außerdem, weil das Charakteristikum der Hypnose, nämlich der hypnotische Rapport, fehlt; auch läßt sich das Gesetz der Autosuggestion nach dem oben Gesagten mit dem Eintreten des Zustandes nicht in Einklang bringen. Wenn Frieda Gentes zu Hause diese Malereien anfertigt, pflegen ihre Angehörigen sie ruhig arbeiten zu lassen, bis nach einiger Zeit, oft erst nach einigen Stunden, der Zustand von selbst aufhört und sie wieder in ihren Wachzustand zurückkehrt; bei öffentlichen Vorführungen ist dies natürlich nicht angängig, und es wird dann dadurch der normale Zustand wiederhergestellt und die Arbeit unterbrochen, daß man ihr das Arbeitsmaterial wegnimmt, worauf sie dann bald wieder wachbewußt wird. Ein gewaltsames Erwecken würde jedenfalls in gesundheitlicher Beziehung sehr nachteilig sein.

Wie haben wir uns nun solche geheimnisvollen Vorgänge zu erklären? Die psychologische Wissenschaft, die in neuerer Zeit diesen Erscheinungen erfreulicherweise ein größeres Interesse entgegenbringt und deren tatsächliches Vorhandensein durchaus anerkennt, steht hier auf dem Standpunkte, daß es sich um die Funktion des sogenannten Unterbewußtseins handelt, also des uns im allgemeinen unbewußten Teiles unseres Seelenlebens; sie behauptet, daß in dem Unterbewußtsein der Dame das Maltalent, wenn auch ihr selbst unbewußt, vorhanden sei, und daß dieses nun in den abnormen seelischen Zuständen in die Erscheinung träte. Für manche ähnliche Vorkommnisse, wie sie ja auch bei anderen Personen beobachtet worden sind, ist diese Erklärung zweifellos zutreffend, wie das auch hypnotische Experimente beweisen, und neuere Forschungen haben uns über das Unterbewußtsein, namentlich bezüglich des außerordentlich erweiterten Gedächtnisses, sehr bemerkenswerte Aufschlüsse gegeben. Ob aber für alle Fälle die Heranziehung des Unterbewußtseins zur Erklärung vollständig ausreicht, ist doch sehr fraglich; denn es taucht jetzt die Frage auf, ob denn unser Unterbewußtsein allwissend ist und Personen Botschaften bringen kann, deren nähere Verhältnisse den mit einer solchen Fähigkeit ausgestatteten Personen nachweisbar unbekannt waren. Auch geben die fremdartigen Malereien mit den dem Vorstellungsleben der unbewußten Künstlerin nicht entsprechenden Motiven zu denken, ebenso die eigenartige Armhaltung, von der die Dame übrigens überhaupt nichts wissen würde, wenn es ihr von ihren Angehörigen nicht gesagt worden wäre, da sie diese nicht

mit ihrem eigenen Willen herbeiführt. Ferner ist noch darauf hinzuweisen, daß die Malereien in der Regel mit einem fremden Namen, Conrad von Ramsavi, oder dessen Initialen C. v. R. und den Jahreszahlen 1806/1910 bzw. 1911 oder 1912 unterzeichnet werden, und zwar ebenfalls in diesem unbewußten sogenannten Tieftrance-Zustand. Dieser wäre demnach als der eigentliche Künstler anzusprechen, wenigstens wenn wir uns auf den Standpunkt der Dame selbst stellen, die unter dem Eindrucke steht, von diesem nicht mehr in Fleisch und Blut lebenden Maler beeinflußt zu werden. Dieser hat durch Schreiben und Sprechen mitgeteilt, daß er im Jahre 1806 in seinem 27. Lebensjahre in Italien gestorben wäre; er wäre französischer Abstammung und sei, seiner Lieblingsneigung folgend, gegen den Willen der Eltern nach Italien gereist, um sich dort in der Malerei weiter auszubilden, und dann bei einer Bootsfahrt verunglückt. Wir hätten uns die Sache dann so vorzustellen, daß eine fremde geistige Wesenheit die körperlichen Organe der Dame zu ihren Kundgebungen benutzt, während deren eigene Seele dann vorübergehend ausgeschaltet ist. Das würde dann zu der Erkenntnis führen, daß die menschliche Seele zwar normalerweise mit dem physischen Organismus eng verbunden ist und mit diesem sozusagen eine Einheit bildet, aber bei besonders dazu veranlagten Personen vorübergehend vom Körper trennbar ist, so daß diese kein Bewußtsein und Gefühl haben. Natürlich ist dies zunächst nur eine Hypothese, denn ein Beweis für die Richtigkeit einer solchen Annahme kann im Sinne einer exakten Wissenschaft einstweilen nicht erbracht werden, aber eben so wenig ist diese in der Lage, einen zwingenden Gegenbeweis zu erbringen, solange wir über das wahre Wesen der Seele noch so wenig Bestimmtes wissen.

Die von der Wissenschaft keineswegs absolut sicher gelöste Frage ist doch, ob unsere Seele mit der Gehirnfunktion vollständig identisch ist, oder ob sie etwas Selbständiges darstellt, und da glauben wir, daß wir der Lösung des Seelenproblems viel näher kommen, wenn wir der letzten Auffassung zuneigen. Jedenfalls ist diese Annahme nicht a priori von der Hand zu weisen, denn manche Beobachtungen, die man bei somnambulen Personen gemacht hat, ferner die auffallende Erscheinung, daß bisweilen Menschen, die bis zu ihrem Tode geistig vollständig klar waren, bei der Sezierung ein erkranktes Gehirn aufwiesen, lassen die Vermutung als gerechtfertigt erscheinen, daß Gehirnfunktion und Seelentätigkeit keineswegs absolut identisch sind. Außerdem wissen wir ja längst, daß unsere Sinne nicht alles in der Natur Vorhandene wahrzunehmen vermögen, und da ist der Gedanke sehr naheliegend, daß unsere Seele mit jenen unsichtbaren Strahlungen zusammenhängt, mit denen sich namentlich französische Forscher in den letzten Jahren eingehend beschäftigt haben. Ich nenne hier die Namen de Rochas, Durville, Blondlot, Baraduc usw., die in französischen Fachblättern, z. B. „Annales des Sciences Psychiques“ und „Journal du Magnétisme“, über ihre Experimente sehr interessante Berichte gebracht haben. Auch in deutschen Fachzeitschriften ist hierüber wiederholt eingehend berichtet worden, z. B. in den „Psychischen Studien“, in der „Übersinnlichen Welt“ und anderen, und die Leser sind ja durch den interessanten Aufsatz von Georg Korf im Oktoberheft 1911 des „Türmers“ hierüber unterrichtet.

Über die persönlichen Verhältnisse von Frieda Gentes sei noch bemerkt, daß sie einer bürgerlichen Familie entstammt und daß sich ihre Eltern und weiteren Vorfahren, soweit dieses nachweisbar ist, niemals irgendwie künstlerisch betätigt haben, so daß die naheliegende Vermutung einer Vererbung des Maltalentes nicht zutreffend ist; überhaupt kann man hier von einem Talent in Anbetracht der erwähnten Umstände eigentlich nicht sprechen. Persönlich ist Fräulein Gentes außergewöhnlich sensitiv und, wenn auch von schwacher Konstitution, so doch im übrigen durchaus normal und keineswegs hysterisch oder neurasthenisch. Auf diese gesteigerte Sensibilität ist es darum auch zurückzuführen, daß sie Krankheiten von Personen empfindet, wenn sie in deren Nähe kommt oder wenn diese ihr die Hand reichen; es ist sogar wiederholt vorgekommen, daß nur die Berührung eines Gegenstandes, den ein Kranker getragen hat, genügte, um die Krankheit richtig zu erkennen. Als sehr interessant ist hier noch zu

erwähnen, daß sich bei solchen Krankheitsdiagnosen zuweilen gleichzeitig das Hellhören einstellt, indem sie dann auf diesem Wege die Ursache und den Sitz der Krankheit vernimmt, wobei sie dann fachwissenschaftliche Ausdrücke hört, die ihr vollständig unbekannt sind, da sie sich niemals mit medizinischen Studien beschäftigt hat und über keine anatomischen, physiologischen und pathologischen Kenntnisse verfügt. Aus ihrem eigenen Bewußtsein können also die Botschaften nicht kommen; sollte nun vielleicht der genannte Maler, der, bevor er sich der Malkunst zuwandte, wie er mitgeteilt hat, Medizin studiert hat, der geistige Botschafter sein?

Mit dem erwähnten Empfinden von Krankheiten hängt die weitere Fähigkeit zusammen, daß Frieda Gentes bei Berührung von Gegenständen, die von ihr ganz unbekannten Personen stammen, z. B. Briefschaften, Schmuckgegenständen usw., diese nach ihrem Charakter, ihrem Temperament usw. genau beschreiben kann, zuweilen sogar noch andere auf die Person bezügliche Umstände und Verhältnisse zu schildern imstande ist. So gab z. B. Herr Dr. Hennig ihr eine mit einigen Worten beschriebene Adreßkarte, die die Dame unbesehen in die Hand nahm. Sie hatte darauf den Eindruck, sich in einer Studentenkneipe zu befinden, sie hörte lautes Gläserklirren und Singen von Studentenliedern. Herr Dr. Hennig sagte darauf, daß die Karte von einem Herrn stamme, von dem er sie vor neun Jahren erhalten habe und mit dem er früher als Student zusammen gekneipt habe. Ferner sagte Fräulein Gentes, daß sich der Herr jetzt in einer entfernten Stadt aufhalte, die kleine Häuser und enge und schmutzige Straßen habe. Auch das war zutreffend, denn der Herr wohnt jetzt in Konstantinopel. Fräulein Gentes wußte natürlich von alledem nichts.

Einige der erwähnten merkwürdigen Erscheinungen haben sich schon in früheren Jahren gezeigt, die meisten aber erst in den letzten zwei bis drei Jahren. Hierüber könnte ich noch vieles berichten, aber es dürfte schon aus den obigen Mitteilungen ersichtlich sein, daß hier die wissenschaftliche Forschung noch manches Rätsel zu lösen hat, und es wird wohl noch lange dauern, bis alle diese Erscheinungen restlos ihre Erklärung gefunden haben werden.

Friedrich Kämpfer



Unsere Bilder

Über Frieda Gentes als psychologisches Phänomen ist in einem besonderen Artikel gehandelt. Ich möchte hier noch einige Bemerkungen nachschicken über die Eindrücke, die ich von ihren Kunstleistungen gewonnen habe. Ich habe dem Entstehen eines Bildes beigewohnt und habe zunächst den äußeren Hergang zu bestätigen, wie er in dem oben erwähnten Aufsatze geschildert ist.

Die Arbeitsweise ist an sich so erstaunlich, daß ich bald an das „Spiritistische“ gar nicht mehr dachte. Das große weiße Blatt liegt auf dem Tisch. Die Hand hält einen Bleistift stark und fest gepackt. Einen Augenblick schwingt sie über dem Blatte hin und her, wie es auch sonst der Zeichner tut, bevor er einen wichtigen Strich ansetzt. Dann aber vollzieht sich die Arbeit mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit und Sicherheit. Ich habe sehr viele Künstler bei der Arbeit gesehen, aber niemals etwas ähnliches erlebt, wie in diesem Falle. Unser buntfarbiges Bild mit den Muschelmotiven und dem rotfiedrigen Pfau stellt den häufigeren Typus dar, bei dem eine geschlängelte Linie meist diagonal das Bild gliedert. Ich habe von dieser Linie, die fast überall wiederkehrt, geradezu den Eindruck einer Rückenmarkslinie gehabt, des Lebensstranges des betreffenden Bildes, von dem aus sich alles andere abzweigt. Diese große Linie (unsere Abbildungen sind etwa auf ein Sechstel der Originale verkleinert) wird in einem großen Schwung auf das Blatt gesetzt, die Parallellinie ohne jede Unsicherheit hinzugezogen. Danach werden noch einige der wichtigsten Querlinien hinzugefügt, wogegen in der Aus-

füllung des Raumes durch Einzelheiten bis zum Schlusse Überraschendes hervortritt, so daß man eher den Eindruck von Raumfüllung als von Bildkomposition erhält.

Sobald die wichtigsten Linien mit dem Bleistift gezogen sind, beginnt die Arbeit mit dem Farbenstift. Das ist entschieden die unbegreiflichste Art der Arbeit. Vor der in tiefer Trance befindlichen Frau liegt eine Fülle von Buntstiften, daneben farbige Tinten, Bronzen und dergleichen. Die Beleuchtung ist so schwach, daß selbst ein scharfes Auge die Farbschattierung der Stifte aus der Holzbekleidung nicht ohne weiteres abnehmen könnte. Die Hand der Bewußtlosen zittert über die Stifte hin und her, dann tastet sie sich den richtigen heraus. Mit höchster Schnelligkeit folgt nun die farbige Ausführung der Bleistiftstriche. Auch da gibt es kein Ausweichen der Hand, kein Fehlgehen. Die Arbeitsleistung als solche ist so mühselig und verzehrend, daß man sie im normalen Zustande wohl kaum ausführen könnte. Denn, wie ein Blick auf die Bilder ergibt, bestehen sie aus zahllosen einzelnen Punkten, so daß das Ganze etwas von kunstvoller Stickerei oder Seidenweberei bekommt. Als ich zur Umgebung bemerkte, daß ich zu allererst für die Bilder aus den älteren Lyoner Seidendruckmustern Parallelen suchen würde, kamen aus dem Munde des Mediums die röchelnden Worte: „Du bist auch so einer, der in alle Dunkelheiten leuchten möchte." Als ich mich über den Glanz der Farben wunderte und fragte, ob dazu Lacke verwendet würden, kam es mit einer gewissen Schalkhaftigkeit röchelnd hervor: „Wir wollen ihm den Lack zeigen." Und damit ergriff die Hand ein auf dem Tisch liegendes Messer, mit dem sie über die Farben so lange rieb, bis diese glänzten.

Es ist nicht eben leicht, über solche Dinge zu erzählen. Jeder Betrug scheint mir deshalb ausgeschlossen, weil er zu dumm wäre. Denn ein Künstler, der mit vollem Bewußtsein das zu leisten vermöchte, was hier geleistet wird, wäre töricht, auf solche seltsamen Umwege für seine Mitteilung zu verfallen, zumal die geschäftliche Ausnutzung, wie ich hier ausdrücklich bemerken will, auf normalem Wege leichter wäre.

Der Prozeß des künstlerischen Schaffens ist in seinen wesentlichen Bestandteilen etwas so Wunderbares, daß er um keinen Deut besser wissenschaftlich erklärt werden kann, als die hier sich darbietende Erscheinung. Das Merkwürdige liegt hier nur in der Technik, in der Art, wie ein Körpergefüge von dem schaffenden Geiste benutzt wird. Daß auch der durchaus „normale" Künstler, wenn er des Geistes voll ist, zuweilen die Arbeit seiner Hände nicht begreift, ist uns aus manchen Künstlerbekenntnissen bekannt. Ich habe die große Zahl der Blätter von Frieda Gentes aufmerksam betrachtet und habe nicht auf einem derselben ein Gebilde gefunden, dessen Elemente nicht von dieser Welt wären. Es ist außerordentlich fesselnd, die Entwicklung in diesen Bildern zu verfolgen. Sie sind nicht nur in technischer Hinsicht immer vollkommener, sondern auch im Inhalt immer reicher geworden. Beim Worte „Inhalt" muß man immer alles Geistige ausschalten. Es fehlt jegliche Kontrolle durch die Wirklichkeit unserer Welt. Elemente aus Pflanzen, Muscheln, Würmern, Schmetterlingen, Libellen, Käfern und sonstigen Insekten bilden die Hauptsache, so daß der vorwiegende Eindruck, den wir bekommen, der der Erotik, aber nicht der der Übernatürlichkeit ist. Zumal als märchenlesendes Kind fände ich es ganz natürlich, wenn indische Paläste mit solchen Tapeten bespannt wären.

Seltener ist die motivische Verwendung von Gebrauchsgegenständen, wie etwa in unserem einen Bilde die lampenschirmartigen Teile des Mittelstücks, die wie Blumen angesetzt sind. Man vergleiche übrigens, wie geradezu raffiniert in diesem Mittelstück die Größe der drei Schirme gegeneinander abgewogen ist. Erst in der letzten Zeit sind auch häufiger Vogelmotive zur Verwendung gekommen. Ich bin überzeugt, daß nach der Richtung noch weitere Fortschritte gemacht werden. Eine merkwürdige Tatsache ist, daß, wenn eines der Bilder aus irgend einem Grunde unvollendet beiseite gelegt wird (bei öffentlichen Vorführungen wird natürlich gewöhnlich die Anlage eines neuen Bildes gewünscht), ohne weiteres auf dem neuen leeren Blatte ein ganz neuartiges Bild angefangen wird, daß dagegen, wenn eines

der alten Blätter, oft nach langer Zeit, vorgeholt und der Schlafenden unterbreitet wird, an dem Bilde weitergearbeitet wird, als ob gar keine Unterbrechung gewesen wäre.

Gewiß ist unsere Teilnahme für die Bilder zunächst durch die merkwürdigen Umstände, unter denen sie entstanden sind, erregt. Aber ich kann nicht leugnen, daß diese Blätter für mich den Reiz einer hohen Schönheit haben. Ich habe früher bei den Frauen mit großer Freude immer die farbenreichen türkischen Schals gesehen, wie sie sie in meiner Heimat an den hohen Feiertagen beim Kirchgang über das schwarzseidene Kleid trugen. Ich meine, Seidenschals, die mit derartigen Mustern bedruckt wären, müßten eine geradezu berückende Wirkung ausüben. Mir ist, ich hörte wieder die röchelnde Stimme, die mich zurechtweist, jetzt nicht, weil ich Dunkelheiten nachspüre, sondern auch aus dem Dunkelsten Helligkeiten für unser Leben zu gewinnen trachte. Aber mir sind alle diese Erscheinungen gleichartig. Als Michelangelo in der Mediceer-Kapelle als Bildnisse der Medicisöhne zwei wunderbare Menschen hinstellte und man ihm vorhielt, sie hätten doch keine Ähnlichkeit, antwortete er: „In hundert Jahren weiß kein Mensch mehr, wie sie ausgesehen haben." Der Wert dieser Bilder für uns liegt doch hauptsächlich in dem, was sie uns bedeuten können, wenn wir von ihrem vom Gewohnten abweichenden Entstehen nichts wissen. Ob es so sehr schwer wäre, von dieser Art einer Raumausfüllung Verbindungslinien zu ziehen zu manchen mittelalterlichen Miniaturen? Auch dort die mit dem Stifte über das Papier hinschwebende Hand, die in schwingenden Bewegungen wartet, bis der phantastische Geist das Hinsetzen einer Linie gebietet. Auch dort neben einer wunderbar geschlossen wirkenden Raumfüllung die freie Verbindung der verschiedenartigsten Elemente zu einem Ganzen. — —

Die Bildnisse Otto Ludwigs und Friedrich Hebbels wollen das durch die Wiederkehr des hundertsten Geburtstages der beiden Dichter stark belebte Erinnern an sie noch bildhaft unterstützen. Das Bildnis Otto Ludwigs ist nach der Heliogravüre angefertigt, die vor dem Lebensbildnis steht, das Adolf Stern der von ihm und Erich Schmidt besorgten Ausgabe der gesammelten Schriften des Dichters beigegeben hat (Leipzig, Friedr. Wilhelm Grunow, 1891). Friedrich Hebbels Bild ist nach einer Lithographie Kriehubers von Leo Kayser radiert. Von diesem trefflichen Künstler, über dessen Schaffen wir im Türmer vor längerer Zeit (November 1908) berichtet haben, stammen auch die beiden Bilder des alten Brunnens und des Heimatdörfchens Hebbels. Über beide mag man des Dichters autobiographische Darstellung seiner Kindheit nachlesen, vielleicht in der bei Oskar Kaiser in Eisenach 1908 erschienenen Sonderausgabe, der diese drei Radierungen als besonderer Schmuck beigegeben sind.

Auch zu den beiden Wiedergaben von Zeichnungen Otto Soltaus nur einige Geleitworte. Der Türmer brachte im Februar 1911 einen besonderen Aufsatz über diesen Künstler, und wir gedenken noch in diesem Jahre unseren Lesern in größerem Umfange diese nach unserem Gefühl Höchstes versprechende Künstlerpersönlichkeit vorzuführen. Mit den beiden vorliegenden Bildern soll hingewiesen werden auf die im Verlage Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, erschienenen zehn Faksimile-Lichtdrucke nach Federzeichnungen Otto Soltaus, die ihrerseits vom Künstler nach einer Reihe seiner großen Gemälde geschaffen worden sind.

Otto Soltau ist noch jung, hat andererseits eine lange, schwere und wohl zu einsame Entwicklung hinter sich. Daher mag es kommen, daß hie und da der Eigenwille sich so stark zeigt, daß die Eigenart durch diese Betonung eher leidet. Der entschieden in höchstem Maße vorhandene Sinn fürs Monumentale führt zu stilisierenden Eigenmächtigkeiten gegenüber der Natur, die der Beschauer nicht als notwendig empfindet, die ihm darum als Willkür erscheinen. Wenn wir unseren Lesern in der angekündigten Veröffentlichung einige Blätter aus den überfüllten Zeichenmappen des Künstlers zeigen werden, wird jeder Gedanke, daß diese Eigenmächtigkeiten, wie bei einem großen Teil unserer heutigen Kunst auf unzureichendem Zusehen oder mangelhaftem zeichnerischen Vermögen beruhen, verstummen.

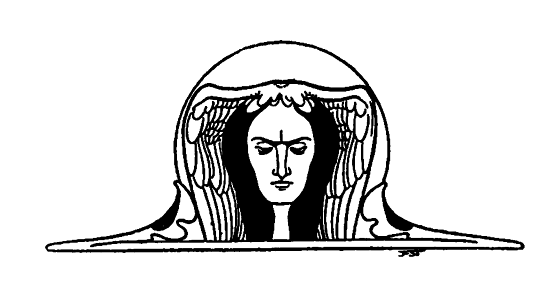
Nur ungern habe ich diese Bedenken hervorgehoben. Ich weiß, wie leicht sich der Liebhaber durch sie abschrecken läßt. Darum pflege ich auch die Kritik dort zu unterdrücken, wo ich die Liebe wecken will. Ich habe es hier nicht getan, weil nach meiner Überzeugung die der Liebe werten Kräfte in diesen Blättern so außerordentlich stark sind, daß sie über jedes Bedenken den Sieg davontragen müssen.

Manches Werk Soltaus wirkt vor allem in der großen farbigen Ausführung zunächst etwas fremdartig. Aber gerade diese schwarzweißen Wiedergaben müssen jeden überzeugen, wie urkräftig das Volkstum in diesem Manne waltet. Stücke wie das hier abgebildete „Zwei Sensen" und „Am Ende", das seinerzeit im Türmer gezeigt wurde, sind wie Volkslieder. Die „Strandwache", „Der Wächter", „Die Mutter" sind alte Balladen. Im „Wettersturm" lebt der Geist altnordischer Mythologie. Ein musikalischer Zweiklang sind die „Jungen Menschen". Gerade bei diesem wundervoll komponierten Bilde wird man bedauern können, daß der Künstler nicht versucht hat, bei höchster Naturrichtigkeit diese Schönheit der Gesamtlinienführung zu erzwingen. Das wäre nach meiner Überzeugung entschieden möglich gewesen. Eigenartige Stücke sind „Der Philosoph" und der von einer Art Blutrausch erfüllte „David".

Die Bilder sind für die Mappe wie für die Wand gleich empfehlenswert, und es ist sehr erfreulich, daß der Verlag von Fritz Heyder Preise angesetzt hat, die eine weite Verbreitung der Blätter ermöglichen. Eine Mappe mit allen zehn Bildern, die die Blattgröße von 45:60 cm haben, kostet 80 *M*, in der Vorzugsausgabe jedes Blatt 12 *M*, in der, wie ich ausdrücklich hervorheben möchte, sehr schönen gewöhnlichen Ausgabe das einzelne Blatt nur *M* 3.50.

Ludwig von Sengers leuchtendes Karfreitagsbild ist ein Vorklang des nahenden Osterfestes. Von dem Künstler selbst ist im 11. Heft des XIV. Jahrgangs des Türmers die Rede gewesen.

R. St.





Wieland der Schmied

Von Dr. Karl Storck

Das deutsche Opernhaus in Charlottenburg, über dessen Gesamtentwicklung man sich von Herzen freuen kann, hat das Jahr 1914, in dem uns elf echte Wagner vorgeführt werden können, nicht abzuwarten vermocht und uns schon jetzt, Anfang 1913, einen falschen Wagner beschieden. Denn das ist das Musikdrama in drei Aufzügen „Wieland der Schmied“ von Kurt Hösel trotz, nein wegen der Treue gegen Richard Wagner, die den Schöpfer beseelt. Es ist Kurwenaltreue, die hier waltet, nicht Brünhildentreue. Nur diese aber vermag schöpferisch zu sein, jene kann nur erhalten. Das alte Problem von Wagnernachahmung und Wagnernachfolge öffnet sich von neuem, und wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß alle Wagnernachahmung nur Totgeborenes zur Welt bringen kann, so wäre er hiermit erbracht.

Es fällt einem recht schwer, ein solches Urteil auszusprechen gegenüber einer so reinen Gesinnung und einem so edlen Wollen, wie es sich in diesem Werke kundtut. Aber es muß gesagt werden, denn derartiges Tun schädigt nicht nur die Tuenden, sondern birgt auch die schwerste Gefahr in sich gegen die fernere Wirkung des Kunstwerkes Richard Wagners. Wir werden in den nächsten Monaten Anlaß haben, in dieser Richard Wagner geweihten Gedenkzeit unser Verhältnis zu seiner Kunst einer ernsten Prüfung zu unterziehen. Niemand aber kann es entgehen, wie in den letzten Jahren immer mehr Maulwürfe an der Arbeit sind, die nicht in einer offenen, das Für und Wider sachlich abwägenden Art der Wirkung des Schaffens Richard Wagners die auch hier notwendigen Grenzen ziehen, sondern mit feilem Spott und aus Haß gegen alles Bejahende die festen Mauern des Gralstempels, als der Wagners Gesamtwerk im Herzen des deutschen Volkes steht, zu unterwühlen suchen. Da bilden Werke, in denen sich jene Seiten des Wagnerschen Kunstwerkes, die nicht aus dem Geiste unserer Zeit erlebt sind und nur durch die Persönlichkeit des Meisters Kräfte werden, in nackter Blöße offenbaren, schwere Ge-

fahr. Ein einfaches Kreuz auf dem Wams wies die Stelle, an der Siegfried verwundbar war, und diese kleine Stelle brachte dem Helden den Tod. Es ist immer gefährlich, den Neidlingen die verwundbare Stelle zu zeigen. Den wirklich Getreuen können sie den Helden nicht rauben; aber die meisten sind doch schwach in ihrer Liebe. —

Im dritten Bande der „Gesammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners" steht „Wieland der Schmied, als Drama entworfen". Der Entwurf ist ein Wurf, wie er eben dem Genie gelingt, gleich im ersten Anriß schier fertig gestaltet, an den Höhepunkten eigentlich schon in Worte ausgeprägt. Am 8. Oktober 1850 schrieb Richard Wagner dann an die Fürstin Wittgenstein (Briefwechsel Wagner-Liszt. Bd. I, S. 101): „Sie fragen mich nach meinem Wieland? — Ich bin reicher an Entwürfen als an Kraft, sie auszuführen. So bedarf ich der Helfer, ja mehr als der Helfer, ich bedarf des künstlerischen Busenfreundes, der ganz so — und hoffentlich besser noch wirkt, als ich wirken möchte. Ich ersuche Sie, Liszt zu vermögen, die musikalische Aufführung (soll Ausführung heißen) des Wieland für mich zu übernehmen. — Die Dichtung in ihrem jetzigen Zustande, und wie ich sie Ihnen hiermit übergebe, ist das Erzeugnis einer schmerzlichen und tieferregten Begeisterung, in der ich zu Erfindungen getrieben wurde, zu denen ich mir als Künstler glaube Glück wünschen zu können. Sie versetzt mich aber jetzt in eine Zeit zurück, in die ich — nicht mehr zurückversetzt sein mag. Ich kann jetzt das Gedicht nicht weiter ausführen, weder in Versen noch in Tönen: gewänne ich einst die Ruhe dazu, so müßte ich fürchten, auch kalt darüber geworden zu sein. So hatte ich mich in der letzten Zeit daran gewöhnt, die Dichtung gänzlich aufzugeben. — Ist dieser Wieland aber imstande, Liszt beim ersten Bekanntwerden damit so zu begeistern, wie er mich begeisterte, so bitte ich ihn, ihn als sein Eigentum zu betrachten."

Zwei Jahre später schreibt der Meister an Liszt (ebenda S. 188): „Du willst den Wieland nicht: ich halte dies Gedicht für schön, kann es aber für mich nicht mehr ausführen. Willst Du es Berlioz anbieten?"

Später hat Wagner seinen Dresdener Freunden Theodor Uhlig und August Roeckel und noch 1862 Wendolin Weißheimer das Buch angeboten; keiner hat zugegriffen. Es ist verständlich, daß Richard Wagner jenen Getreuen, die ein Textbuch brauchten, seinen Entwurf empfahl. Es ist auch lehrreich gegenüber jenen, die meinten, eine echte Nachfolge des Meisters bedinge die Eigendichtung.

Was die genannten Musiker davon abhielt, auf Wagners Vorschlag einzugehen, entzieht sich unserer Kenntnis. Liszt hat ja überhaupt keine Oper geschaffen. Wendolin Weißheimer, der doch sonst nicht eben zaghaft war und jedenfalls als Komponist Selbstvertrauen genug besaß, hatte bei Wagner den „Ring des Nibelungen" kennen gelernt und war vielleicht durch die Größe dieses Werkes abgeschreckt worden.

Wer, wie ich es tue, beim Genie so an eine höchste Notwendigkeit glaubt, daß er diese ebensosehr im Tun wie im Unterlassen sieht, für den liegt in dem oben mitgeteilten Satze: „Ich kann jetzt das Gedicht nicht weiter ausführen, weder in Versen noch in Tönen: gewänne ich einst die Ruhe dazu, so müßte ich fürchten,

auch kalt darüber geworden zu sein," die Tatsache mit eingeschlossen, daß entweder das Beste und Wesentlichste in diesem Drama Richard Wagners von ihm anderweitig verarbeitet sein muß, oder daß der Schöpfer des Entwurfs die innere Unlebensfähigkeit desselben fühlte. Fühlte, nicht erkannte, sonst hätte er ja den Entwurf nicht weiter empfohlen. Aber der Instinkt ist im Genie immer größer, als die Erkenntnis. Darauf beruht ja eben das Geniale, das jenseits alles Erkennens liegt.

Der Entwurf zu „Wieland der Schmied" ist für Richard Wagner in höchstem Maße persönlicher Lebensausdruck. In der bedeutsamsten Szene des Werkes (3. Akt, 2. Szene), als dem zum Krüppel geschändeten Schmied in seinem völligen Zusammenbruch der geniale Gedanke auftaucht, sich Flügel zu schmieden, so das Luftreich zu erobern, sein Elend zu besiegen und die Freiheit zu gewinnen, und er sich langsam emporreckt, jubelt ihm die bisherige Feindin verzückt zu: „Der Götter einer steht vor mir!" Wieland (mit bebender Brust): „Ein Mensch! Ein Mensch in höchster Not!" Hier offenbart sich, was Wagner an diesem Stoffe heilig war. Er, der die Not, die innere und äußere, bis ins Tiefste ausgekostet hatte, hatte auch die Macht der Kunst erfahren. Schöpferkraft macht göttlich. Wie könnte ein Gott geknechtet werden?!

Nun, dieses Drama hat Wagner g e l e b t. Sein ganzes Leben läßt sich auf diese Formel bringen. Immer wieder, bis in die letzten Bayreuther Tage, war er ein Mensch in höchster Not. Und immer war ihm die Schöpferkraft Erlöserin aus dieser Not. Weil er so beständig diese Erlösung an sich erfuhr, ist der Erlösungsgedanke das Grundproblem seines Gesamtschaffens.

Aber das ä u ß e r e Bild dieser Not wechselte. Das Verhältnis zur Umwelt wurde ein anderes, und wenn diese eine Form der Not durchgekämpft war, dann war das natürlich überstandenes Leben. Wenn es Richard Wagner gelungen war, für seinen Zustand dieser Not und seine Erlösung aus ihr den zutreffenden künstlerischen Ausdruck zu schaffen, so erfuhr er durch das Schaffen dieses Kunstwerkes die Befreiung von dem betreffenden Zustand. Denn alle Kunst ist in diesem Goethischen Sinne ein Freischaffen, also auch ein Überwinden des sie anregenden Lebens. So ist es denn begreiflich, daß Wagner in einer späteren Zeit es nicht mehr vermochte, die als Ausdruck einer früheren Not geschaffene Operndichtung wieder aufzunehmen. „Sie versetzt mich aber" — so heißt es in dem Briefe — „jetzt in eine Zeit zurück, in die ich nicht mehr zurückversetzt sein mag."

Ich glaube, an dieser Stelle eröffnet sich uns ein ganz seltener Ausblick auf

d i e G r e n z e n d e s M u s i k d r a m a s

im Vergleich zur reinen Instrumentalmusik und zum gesprochenen Drama. Ich nenne gleich die Vergleichspunkte: Beethoven und Goethes „Faust".

Auch Beethovens Leben läßt sich auf eine Formel bringen, der des Wagnerischen verwandt, nur daß Beethovens Art heroischer, rein männlicher, wir sagen vielleicht besser: männischer ist, so daß die Erlösung nicht durch Hingabe eines anderen, sondern nur durch eigene Tatkraft erfolgen kann. Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, durch Qual und Leid zur Freude, das ist Beethoven. Es



ist der Inhalt eigentlich seiner sämtlichen Werke, oder da Beethoven selbst von einem „Dichten in Tönen“ gesprochen hat, der dichterische Gehalt seines Gesamtschaffens. Und auch das äußere Leben hat Beethoven immer wieder vor diese gleiche Lage gestellt. Man kann seine Dienstbotennöte und die Geldnöte Richard Wagners nebeneinanderstellen. Es kommt ja gar nicht auf die objektive Gleichwertigkeit an, sondern auf die Art, wie sie von beiden empfunden wurde. „Das Tagtägliche erdrückte“ beide, und sie mußten sich jeweils wieder hindurchringen, um zum Künstlerischen zu kommen, wie auf der anderen Seite dieses Künstlerische ihre einzige Verteidigungswaffe gegen das Tagtägliche war. Es klaffen Riesenabgründe zwischen der Art, wie der junge Beethoven etwa in der D-Dur-Sonate des Op. 10 diesen Kampf ausspricht, und wie er im Schlußsatz der Neunten Sinfonie mit klarem Götterwillen vor die Welt hintritt: „Freunde, nicht solche Töne!“ und dann mit allmächtiger Hand den schönen Götterfunken der Freude entzündet.

Aber der Gedanke ist ganz undenkbar, daß für Beethoven die Möglichkeit hätte entstehen können, daß ihn ein solcher Entwurf seiner Jugend „in eine Zeit hätte versetzen können, in die er nicht mehr zurückversetzt sein mochte“. Was Wagner an seinem „Wieland der Schmied“ nicht mehr miterleben wollte, war nicht der innerste Gedanke, der ja dauernd für ihn Gegenwartsausdruck blieb, sondern seine Einkleidung. Nicht die „Idee“ des sich aus höchster Not befreienden Menschen war es, was Wagner bei seinem Wieland fürchten machte, „kalt darüber geworden zu sein, sondern das „Abbild dieser Idee“, das er seinerzeit in den Vorgängen der Wielandsage gefunden zu haben glaubte. Und hier erkennen wir, daß in der Fundamentierung der Ästhetik nicht Richard Wagner, sondern Schopenhauer recht hat, soweit das Verhältnis von Poesie und Musik in Betracht kommt. Die Dichtung (im Sinne von Gedicht) ist die Erlöserin der Musik doch nur für das verstandesmäßige Erfassen, nicht für das Erfühlen. Das musikdramatische Gedicht, wie es z. B. in diesem Wieland vorliegt, ist die in Worten (und Gebärden) mögliche Verdeutlichung einer musikdramatischen Idee. Es bleibt aber entschieden der einzigartige Vorzug der Musik über alle anderen Künste, daß sie diese Idee selbst zu gestalten vermag und des Abbildes nicht bedarf (Schopenhauer). Die Idee selbst ist auch für den Schöpfer derselben unveraltbar. Das Abbild, das er der Idee gibt, kann für ihn selbst ein durchaus überwundener Zustand werden. So gewiß für einen einzelnen Fall das Zusammengehen von Dichtung und Musik eine Verstärkung, weil Verdeutlichung, des Eindrucks herbeiführen kann, — die reinere, unmittelbarere und darum auch unverlierbarere, der Zeit weniger unterworfene Mitteilungsweise muß jene bleiben, die, auf diese Verdeutlichung verzichtend, in der Idee selbst beharrt.

Goethes „Faust“! Auch hier das Werk eines ganzen Lebens, das in seinen Schlußzeilen die Grundformel für den Inhalt dieses so unendlich reichen Lebens bietet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Die Faustidee ist der Leitstern Goethes vom Jünglingsalter bis zum letzten Atemzug. Aber es ist ganz selbstverständlich, daß diese Idee für den Jüngling einen anderen Sinn hat, als für den Greis. Und diesen Lebensstufen entsprechend sind die Abbilder, die Goethe für diese Idee in der Welt findet. Dennoch gelingt es ihm, die Bunt-

heit dieser Bilder zu einem Ganzen zusammenzuzwingen. Der greise Faust, dessen Bemühen der Entsumpfung eines Landstriches gehört, durch den er ihm unbekannte Menschen mit einer Heimat beglücken kann, ist unendlich weit getrennt von dem Faust, durch den Gretchen zur Verbrecherin wird, um mit ihm den Taumel süßer Liebe auskosten zu können. Dennoch ersteht für den Schöpfer dieser beiden Lebensstufen kein hemmender Zwang, jenen jungen Faust und diesen Greis im gleichen Werke zu sehen.

Gewiß, auch Richard Wagner vermochte den alten Wotan der „Götterdämmerung" im gleichen Riesenwerke neben den Wotan des „Rheingolds" zu stellen. Aber er mußte ihn zum Opfer der Idee werden lassen, nicht mehr zum Träger. Wollen wir aber so nicht die Idee des fluchbeladenen Ringes in die Mitte des Werkes rücken, so ist jeder der vier Teile eine Dichtung für sich, die mit den anderen Teilen nur durch die Verwandtschaft und durch die im Grunde damit zusammenhängende Verbindung mit den gleichen außerhalb der auftretenden Menschen liegenden Geschehnissen in Beziehung stehen.

Worauf beruht es, daß die Wortdichtung entschieden so viel reichere Fähigkeiten zur Darstellung und Verknüpfung von Abbildern der Idee besitzt, als das Musikdrama? Hier wird die Musik in einem gewissen Sinne zur Hemmung für die Dichtung, wie wir oben beim Vergleich mit Beethoven die Dichtung als Behemmerin der Musik kennen lernten. Denn die Musik beraubt den Künstler der Möglichkeit der Ausnutzung der verstandesmäßigen Kräfte der Sprache. Alles Theoretisieren hilft nichts gegen die Tatsache, daß jegliche Vertonung den gedanklichen Wert des Wortes und der Rede an sich vermindert. Sie kann sehr leicht den Gefühlsgehalt steigern, aber alles Gedankliche muß aufs Elementare zurückgeführt werden. Die Feinheiten des logischen Gewebes der psychologischen Zergliederung, die zwingende Kraft des gedanklichen Schlusses erliegen unter der sinnlichen Fülle der Musik, unter ihrem Gefühlsgehalt, ganz abgesehen davon, daß die Musik den Umfang der Aussprache stark beschneidet. So gewiß die Verbindung von Wort und Ton auch im Drama für rein psychische Vorgänge eine Steigerung bedeuten kann, so sicher schon durch die Möglichkeiten des Zusammenklanges ganz verschiedener musikalischer Entwicklungsreihen hier Möglichkeiten gegeben sind, an die das gesprochene Wort niemals denken kann (man denke an das Quartett in Verdis „Rigoletto"), ebenso sicher liegen in dieser Verbindung auch Minderungen der Kräfte eingeschlossen. Und zwar auch der psychischen, gerade nach der Richtung der künstlerischen Psychologie, d. h. der Möglichkeit, das Erleben eines anderen uns so erklärlich zu machen, daß wir es mitzuerleben vermögen.

Die kritischen Punkte für das Musikdrama treten also dort ein, wo das Empfinden (und infolgedessen auch das Handeln) der auftretenden Personen von der elementaren Einfachheit abweicht, wo Verwicklungen eintreten. Das hat niemand stärker bestätigt, als Richard Wagner selbst, indem er durch seinen künstlerischen Instinkt gezwungen wurde, jenes Element wieder in das Drama einzuführen, dessen Überwindung die Vorbedingung für eine wirklich hohe Entwicklung der dramatischen Dichtung gewesen war: d a s W u n d e r.

Das Wunder muß freiwillig geglaubt werden, es darf und kann nicht ver-

standen werden. Wir haben hier den tiefsten Gegensatz gegen alles das, was sonst Drama heißt. Der Dramatiker muß uns zwingen zum Glauben, dadurch, daß er uns das Unwahrscheinlichste verstehen hilft. Mit der großartigen Logik seines künstlerischen Handelns, die der seines Kunsttheoretisierens unendlich überlegen war, hat Wagner die weiteren Schritte getan. Heroen- und Göttermythus und die tiefe Wundersymbolik des christlichen Glaubens wurden das Gebiet seiner Dramatik. Das einzige Werk, das außerhalb dieser Welt steht, ist bezeichnenderweise auch kein Abbild der Erlösungsidee (die „Meistersinger").

Das Wunder aber ist transzendental, immateriell. Da das Drama aber die Materialisierung gebietet, weil es ja eben immer jeglicher Idee zum Abbild verhelfen muß, braucht Wagner die Symbole des Wunders, die fast notwendigerweise als Veräußerlichung des Wunders wirken müssen, d. h., das Wunder wird geknüpft an einen Wunder wirkenden Gegenstand. Ein solcher ist sogar der Gral. In viel schrofferem Maße ist es der Liebestrank, den Isolde und Tristan genießen; ist es der Vergessenheitstrank, den Gutrune an Siegfried reicht; ist es der fluchbeladene Ring des Nibelungen. Ohne solches Symbol vermochte Wagner auch in „Wieland der Schmied" nicht auszukommen.

Es ist hier die Stelle, wo ich den Inhalt des Werkes skizzieren muß, um so mehr, als diese Dichtung Wagners nur wenig bekannt ist, weshalb ich mich auch möglichst in den Ausdrücken des Entwurfes bewege.

Wieland lebt mit seinen Brüdern Eigel, dem Schützen, und Helferich, dem Arzt, als unabhängiger Held im Wikinger Land des Königs Rothar. Kunstvolles Geschmeide schafft er den Frauen seiner Brüder, für König Rothar aber hat er ein gewaltiges Schwert geschmiedet, daß er es im Kampfe schwinge gegen den König Neiding, der Nordlands freie Männer knechtet. Noch nennt Wieland selbst kein Weib sein eigen. Da gewahrt er mit seinen Brüdern hoch in den Lüften Schwanenmädchen, Walküren, die wohl heimwärts fliegen vom Schlachtfeld. Und während die Brüder nach ihren Häusern gehen, sieht er, wie eine der Fliegenden zurückbleibt, sichtlich ermattet und ins Meer stürzt. Da wirft sich der Held in die Fluten. „Frisch, Wieland! In der Meereswoge erjagst du dir wohl dein Wild!"

Er hat Schwanhilde gerettet und trägt die Ohnmächtige ans Land. Um ihrer Wunde nahezukommen, löst er ihr das Flugkleid ab und gewahrt ein herrliches Weib, zu dem sein Herz in Liebe entbrennt. Rasch vermag er der erwachenden Schwanhilde Besorgnis zu zerstreuen. Schnell faßt ihr Herz Teilnahme für den herrlichen Jüngling, dessen Träume so kühn sind, wie sein Tun. Sie will die Heimat vergessen und Wielands Weib werden. Noch löst sie einen Ring vom Finger und reicht ihn Wieland: vielleicht liege es nur am Zauber dieses Ringes, daß er sie liebt; denn „trägt ihn ein Weib, der Mann, der sich ihr naht, muß dann in Liebe für sie glühn". Nein, Wieland ist nicht durch den Ring bezaubert. So soll er doch den Ring sorgsam wahren, „denn für den Mann, der ihn trägt, enthält er den Siegerstein, der in jedem Kampfe ihm Sieg versichert". Auch von dieser Eigenschaft will Wieland keinen Nutzen ziehen; so hängt er an einem Bast den Ring an der Türe seines Hauses auf: „Hier hänge du, weder ich noch mein Weib bedürfen dein!" Nur höher schlägt die Flamme der Liebe empor. So soll er doch das Flug-

kleid verschließen, ihr die Lockung zu ersparen. Doch auch da vertraut Wieland, daß die Liebe für Schwanhilde eine stärkere Haftung sei als das verschlossene Kleid. Er geleitet die noch immer Schwache in seine Hütte, daß sie sich erhole, und eilt, den Brüdern von seinem Glücke Mitteilung zu machen.

Da naht Bathilde, König Neidings runenkundige Tochter. Die Runen haben ihr den Weg zu dem kunstreichen Schmied Wieland verraten, haben ihr auch gekündet, daß die verwundete Meermaid hierher geflohen. Gelänge es, Wieland den Schmied zu fangen und ihrem Vater zu bringen, so hätte der mit der Kunst dieses Schmiedes die Siegessicherheit gegen alle Feinde. Vermöchte sie sich selbst aber gar den Zauberring der Walküre zu erwerben, so wäre sie dadurch ja Herrin über alle. Ihre Zauber öffnen die Türe, so braucht sie den an ihr aufgehängten Ring nur zu nehmen. Nun schichten ihre Mannen um die Hütte den Brand. Inzwischen ist es Gram, dem Feldherrn Neidings, der auch sofort dem Zauber des an Bathildes Hand befindlichen Ringes erlegen ist, gelungen, Wieland zu fangen. Als der aber sein brennendes Haus gewahrt, sprengt er in übermäßiger Kraft die Fessel. Mit knapper Not nur entkommt Gram auf das Schiff. Da vermag der vor Schmerz über den Verlust Schwanhildes rasende Wieland ihnen nicht zu folgen. Er kennt nicht einmal seine Feinde, doch vermögen ihn seine Brüder nicht zurückzuhalten, er springt auf einen Baumstamm, stößt ihn ab und vertraut darauf, daß ihn seine Ahnin, das Meerweib Wachilde, dorthin tragen wird, wo er Rache nehmen kann für sein getötetes Weib.

Der zweite Akt führt uns an König Neidings Hof. Bathilde hat erkannt, daß der unbekannte Schmied, der eines Tages an ihren Hof gelangte, niemand anders ist, als Wieland. Auf Rache zog er aus, aber die Rache vergaß er, da ihn nun Liebe bindet. Seines Weibes vergaß er, das er tot wähnt, da er für Bathilde, die Besitzerin des Zauberringes, in Liebe entbrannte. So sind Gram und Wieland Nebenbuhler. König Neiding, dem Bathilde diese Zusammenhänge verrät, beschließt tückisch den Zufall zu nützen. Da Wielands Brüder im Auftrage König Rothars ihm den Krieg anzusagen kommen, verspricht er dem seine Tochter, der ihm den Sieg verschaffen würde. Wieland ist dadurch zum höchsten Dienste entflammt und schlägt in gieriger Eifersucht Gram zu Boden. Aber dieser Schwertstreich traf den Ring an der Hand Bathildes, die sie schützend vor Gram hielt. In diesem Augenblick gewinnt der Liebeszauber über Wieland wieder verdoppelte Kraft, und so ist es Neiding und seinen Mannen ein leichtes, den Helden in Bande zu schlagen. Nein, er tötet ihn nicht, aber die Sehnen der Füße läßt ihm Neiding zerschneiden. Zum Schmieden braucht er nur Arme und Hände; der verkrüppelte Wieland wird ihm der beste Knecht sein.

Dritter Akt. In Wielands Schmiede sehen wir den auf Krücken sich mühsam schleppenden geschändeten Helden. Furchtbar leidet er unter der Qual seiner Knechtschaft, und doch vermag er kein Ende zu finden, denn schwerer noch fesselt ihn die untilgbare Liebe zu der Königstochter, die ihn doch haßt. Er verzehrt sich in Sehnsucht nach diesem Weibe, das er doch nicht eigentlich liebt. In diesem Zwiespalt der Gefühle ist ihm die Arbeit der letzte Trost.

Es klopft an seiner Tür, eintritt Bathilde. Sie ist verstört; sie hat den ein-

samen Gang gewagt, um sich aus größter Not zu helfen. Bei jenem Schwertstreich ist der Ring so schwer beschädigt worden, daß der Stein aus der Fassung gegangen ist. Nur Wieland kann den Schaden heilen. Sie ist sich der Gefahr des Unterfangens wohl bewußt, und mit allen Listen legt sie es an, von Wieland die Versicherung zu erhalten, daß er sie wahrhaft liebt, daß er aller Rache entsagt. In höchster Gier reißt Wieland den Ring von ihrem Finger, um endlich sie sein eigen zu nennen. Da ist der Zauber gebrochen — aufwacht die Erinnerung. Entzückt und entsetzt ruft er aus: „Schwanhilde, mein Weib!“ Alles Vergangene tritt jetzt klar vor sein Auge, mit Entsetzen erkennt er in Bathilde die Verwüsterin all seines Glückes. „Um Steine und Ringe lähmst du freie Männer und mordest ihre Frauen! Nicht mich, mein Weib doch räche ich jetzt an dir! Stirb!“

Da schreit Bathilde ihm im äußersten Entsetzen zu: „Dein Weib lebt!“ Ihr Gewand hat sie gefunden und sich aus dem flammenden Hause emporgeschwungen zu ihrer Heimat zurück. „Mir jammervollem, lahmem Mann entschwand sie nun ewig! — Ach, was ward mir das bekannt! Nun geschah mir grausamer, als je zuvor! Wäre ich blind geblieben, als Knecht hätte ich geschmiedet und endlich wohl die Kette geküßt, die mich band. Nun weiß ich, wer ich war, welch seliger freier Mann! Nun weiß ich, daß das holdeste Weib mir lebt, und daß ich Elender nie sie erreichen, nie sie sehen werde! — Vergehe denn, du lahmer, hinkender Krüppel! Du Spott und Scheusal! Verlacht von Männern, verhöhnt von Weibern und Kindern! Vergehe! Dir blüht nur Spott, nie Rache, — nie Liebe!“ (Er stürzt in furchtbarem Schmerze zusammen.)

Bathilde steht wie versteinert da; das menschliche Elend erkennt sie in furchtbarster Wahrheit vor sich. Tiefer Jammer bemächtigt sich ihrer Seele. „Ihr ganzes Empfinden wandelt sich im Anblick dieses leidenden Mannes, der sich nun langsam erhebt. ‚Schwanhilde, Schwanhilde! O könnte ich mich von der Erde erheben, die mein Fuß nur mit Schmerzen in schmählicher Schwäche berührt! — Wie einst ich durch die Fluten schwamm, ach! könnt' ich durch die Lüfte fliegen! Stark sind meine Arme, um Schwingen zu rühren, und furchtbar ist meine Not! Deine Flügel! deine Flügel! Hätt' ich deine Flügel, rüstig durch die Lüfte flöge ein Held, der seinem Elend sich rächend entschwungen!‘

„In heftigster Erregung starrt er schweigend aufwärts. — Bathilde ruft ihn sanft an; er bedeutet sie durch eine heftig abwehrende Gebärde zum Schweigen. Sie blickt ihm ängstlich in das Antlitz: — sie sieht seine Lippen heftig zittern, seine Augen in immer lebhafterem Glanze leuchten. An den Krücken erhebt er sich in wachsender Begeisterung bis zur vollsten Höhe seiner Gestalt.

„Bathilde (entzückt und entsetzt): ‚Der Götter einer steht vor mir!‘

„Wieland (mit bebender Brust): ‚Ein Mensch! Ein Mensch in höchster Not!‘ (Dann in furchtbares Entzücken ausbrechend:) ‚Die Not! Die Not schwang ihre Flügel, sie wehte Begeisterung in mein Hirn! Ich fand's, was noch kein Mensch erdacht: — Schwanhilde! wonniges Weib, ich bin dir nah'! Zu dir schwing' ich mich auf!‘“

Völlig umgewandelt, will Bathilde alles tun, was er von ihr verlangt. Nicht als Gatten, — als Mensch muß sie ihn lieben. Wie soll sie ihre Schuld sühnen?

Wieland sendet sie Rothar entgegen, der kommt, die dunkle Macht Neidings zu zerstören; ihm soll sie liebende Gattin sein.

Dann macht er sich aufs neue ans Werk. Die Schwertklingen, die er für seinen grausamen Dienstherrn geschmiedet, will er sich zum Flügelkleide umschmieden. Durch Schienen sollen sie für die Arme verbunden werden, und im Nacken, wo sich die Schienen zueinander zu fügen haben, soll der Wunderstein aus Schwanhildes Ring den bindenden Schluß geben. Es ist, als locke seine Tätigkeit das ferne Weib herbei, denn aus der Höhe hört er Schwanhilde seinen Namen rufen. Da kommt Neiding mit seinen Genossen zur Schmiede. Listig schließt Wieland die Türe, dann peitscht er mit seinen Wunderflügeln den Rauch und die Flammen gegen seine Peiniger, und als die Hütte zusammenbricht, erhebt er sich auf seinem Flügelpaare zur Höhe. Dort eint er sich, befreit durch seiner Hände Kunstwerk, für immer mit dem geliebten Weibe. — — —

Viel schroffer, als es in der ausgeführten Dichtung oder gar in dem komponierten Drama der Fall wäre, erkennt man aus der Skizze, wie gewaltsam das Wunder in das innerste dramatische Gefüge hier eingreift. Jene beiden seelischen Umwandlungen, die die Angelpunkte des ganzen Dramas sind, werden uns nicht durch irgendein deutendes Wort näher gebracht, sondern als Glaubesnartikel befohlen. Natürlich ist der Ring letzterdings ein Symbol. Aber es ist doch nicht zu leugnen, daß dieses Symbol durch die materielle Gestaltung in den Ring in einem solchen Maße vergröbert wird, daß die Musik nachher nicht imstande sein kann, diese Materialisierung wieder zu vergeistigen. Sie kann sie nur sinnlich verschönen. Es ist nun sowohl Richard Wagner, wie nachher Kurt Hösel entgangen, daß der Ring im Entwurf noch eine Wirkung mehr ausübt, als ihm die Walküre nachgerühmt hat. Er erweckt nicht nur die Liebe für die Trägerin, er löscht auch die Erinnerung an jede andere Frau aus, ja an jegliches frühere Geschehen. Sicher ist es gut, daß, wenn schon ein Wunder geschehen soll, dieses derartig radikal wirkt, daß auf diese Weise nicht der außerordentlich fesselnde Konflikt geschildert werden mußte, wie Wieland mit der Erinnerung an sein totes Weib im Herzen der Liebe für Bathilde erlegen wäre.

Man hat nun oft gesagt, sowohl zur Verteidigung Wagners wie im Angriff gegen ihn, daß diese seelischen Wandlungsprozesse, an die wir bei ihm glauben müssen, so ungeheuerlich seien, daß sie eben nur durch Wunder vermittelt werden könnten. Das ist aber nicht wahr. Auch die Liebeswandlung in Wieland ist im Grunde nicht verwegener, als wenn Shakespeare in Richard III. es erreicht, daß Gloster (später Richard III.) die von Haß und Rachgier gegen ihn erfüllte Anna zwingt, an der Leiche ihres von ihm ermordeten Gatten sich seinen Verlobungsring anstecken zu lassen. Und die plötzliche Liebesmacht, die ein Weib über den Mann ausübt, kann überhaupt nicht stärker aufgenommen werden, als die Art, wie Romeo, für den noch eben die ganze Welt im Namen Rosalinde aufging, diese völlig vergißt und nur noch den einen Gedanken Julia kennt, sobald er Kapulets Tochter erblickt. Aber Shakespeare, vor dessen divinatorischer Herzenskunde auch der erfahrenste Psychologe sich beugt, ruft kein „Wunder“ zu Hilfe. Er besitzt im Wort, in der Möglichkeit, die Charaktere der Menschen in ihrer ganzen Kompliziertheit auseinanderzulegen, die Mittel, zu überzeugen.



Ich bin sicher, daß Wagner um dieses „Wunders“ willen den „Wieland“ preisgegeben hat. Nicht nur, weil er sich gegen „Nibelungen“ und „Tristan“ wiederholt hätte, sondern, weil das, was ihn an „Wieland“ fesselte, zu menschlich war. Der ganze Wieland ist ein echt und rein menschliches Problem; darum verträgt er das Wunder nicht.

Es ist recht bezeichnend, daß der Epigone Kurt Hösel gerade diesen schwachen Punkt herausgriff und noch verschlimmerte, um die Bedeutung des Ringes zu „vertiefen“. „Erst nach seiner Läuterung durch die furchtbarste Not“, lesen wir im Vorwort des Textbuches, „erkennt Wieland die wunderbare Eigenart des Ringes: des edlen Reifes Wunderart wirkt im Willen seines Herrn. Hält ihn ein Reiner, so entragt ihm nur Hohes; in verruchter Hand vollbringt er Verbrechen.“ Warum hat nur Schwanhilde diesen entscheidenden Punkt vergessen, als sie Wieland den Ring schenkte!

Aber auf Wagners Kunst kann man Hösels Deutung des Rings anwenden: in seiner Hand entragt ihr nur Hohes; in der schwächlichen seiner Nachahmer — die Musikgeschichte kennt kein traurigeres Kapitel.



Musikalisches Notizbuch

Fachkenntnisse verbeten. Das Verhalten der preußischen Regierung gegen alles, was den Musikunterricht angeht, ist recht merkwürdig. In den beiden Regierungsbezirken Düsseldorf und Merseburg besteht noch eine staatliche Aufsicht über die Musikschulen. Diese liegt aber in den Händen eines Kreisschulinspektors jeder Stadt. Nun ist es klar, daß diese Herren nur ganz ausnahmsweise eine musikfachmännische Ausbildung genossen haben. So verhältnismäßig leicht die Aufsicht an Privatschulen mit wissenschaftlichen oder rein technischen Disziplinen ist, weil hier alle Bedingungen zur Erteilung des Unterrichts vom Staate aufs genaueste festgelegt sind, um so schwieriger ist sie an den Musikschulen. Denn hier wird nur vom Konservatoriumsleiter ein Zeugnis verlangt, die anderen Lehrkräfte werden dagegen nach Gutdünken des Kreisschulinspektors eingestellt.

Was soll nun dabei herauskommen, wenn ein Dilettant über Dilettanten oder musikalische Handwerker sein Urteil abzugeben hat? Es läge doch nichts näher, als die Aufsicht über die Musikschulen einem gebildeten Fachmanne zu übergeben, einem vom Staate oder der Stadt angestellten Musiker, wie er sich ja überall findet, wenn man nicht vorzieht, für einen ganzen Regierungsbezirk einen derartigen Beamten anzustellen.

Der Musikpädagogische Verband hat mit Rücksicht auf die unglaublichen Übelstände, die sich auf dem ganzen Gebiete breitmachen, an das Kultusministerium die Eingabe gerichtet, „die Aufsicht aller Musikschulen nicht durch Kreisschulinspektoren, sondern durch Fachleute besorgen zu lassen“. Die Antwort des Ministerialbeamten lautete kurz und bündig: „Ich bin nicht in der Lage, dem Antrage auf Einführung einer Beaufsichtigung der Musikschulen durch musikalisch gebildete Fachleute weitere Folge zu geben.“

Die deutsche Sprache ist nicht eben leicht, und so wollen wir annehmen, daß das Ministerium diese Verbannung der Fachleute nicht ganz so grundsätzlich gemeint hat, wie sie hier

ausgesprochen wird. Denn eine amtlich bediente Korrespondenz verbreitet folgende Nachricht: „Im Zusammenhang mit der gesetzlichen Regelung des Theaterwesens ist beabsichtigt, für den Musikunterricht in jeder Form sowie für den dramatischen Unterricht, soweit sie als Gewerbe betrieben werden, die Anzeigepflicht bei der zuständigen Behörde einzuführen. Die Erteilung des Unterrichts soll versagt werden können, wenn Tatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Betreffenden in bezug auf den Unterricht dartun. Hierbei ist unter Unzuverlässigkeit nicht nur ein sittlicher Mangel zu verstehen, vielmehr gilt als solche auch die Unfähigkeit, d. h. ein Mangel an denjenigen Kenntnissen, deren Besitz zu einer erfolgreichen Erteilung von Unterricht unerläßlich ist. Es wird mithin von der Behörde in erster Linie ein Nachweis über die erhaltene Ausbildung in diesen Fächern gefordert werden können. Als gewerbsmäßig ist jede Unterrichtserteilung anzusehen, bei der die Absicht besteht, aus der Tätigkeit eine dauernde Einnahmequelle zu machen. Durch die in Aussicht genommenen Bestimmungen soll jedoch nicht die Verpflichtung eingeführt werden, vor Beginn der Unterrichtserteilung eine Konzession nachzusuchen; vielmehr soll zum Beginn des Gewerbebetriebes nur die Anzeige bei der Behörde desjenigen Ortes, in dem der Unterricht erteilt wird, erstattet werden. Wird die Erteilung des Unterrichts versagt, so gilt diese Entscheidung nicht nur für den betreffenden Ort, sondern allgemein für das ganze Reichsgebiet. Nach Verlauf eines Jahres seit der ausgesprochenen Versagung kann die Landeszentralbehörde die Wiederaufnahme des Unterrichts gestatten. Die von der Reichsregierung geplante Maßnahme soll sich als notwendig herausgestellt haben, weil in steigender Zahl Personen sich mit der Erteilung von Musik- und dramatischem Unterricht befassen, denen die erforderlichen Voraussetzungen dafür fehlen."

Da wäre also endlich jene Beaufsichtigung des musikalischen Unterrichtswesens, nach der alle jene, denen unsere musikalische Kultur am Herzen liegt, schon so lange dringend verlangen. Leider wage ich die Hoffnung nicht allzu hoch zu spannen, denn es steht überall das Wörtchen „können" dabei. Der Unterricht soll versagt werden k ö n n e n; der Nachweis über die Ausbildung gefordert werden k ö n n e n. Damit eröffnet diese Verordnung doch der Willkür Tür und Tor.

Noch peinlicher wird uns die Frage, welche Behörde über diese Fähigkeit des Anzeigenden entscheiden wird. Nach den Erfahrungen in dem oben beschriebenen Fall dürften das wieder Leute sein, die eigentlich nichts von der Sache verstehen, diesen genügt dann das Konservatoriumszeugnis irgend eines „Direktors" als vollgültiger Beweis der Befähigung. In den Akten des Musikpädagogischen Verbandes ruht ein Zeugnis, in welchem der Direktor eines Konservatoriums einem Herrn (abgehenden Studierenden) bestätigt, „daß er einer Kuhlauschen Sonatine mit Verständnis gegenüberstehe und bei der Schlußprüfung einen Satz aus einer Kuhlauschen Sonatine zur Zufriedenheit vorgetragen habe". Weiter wird bestätigt, „daß der Herr sich Kenntnisse in der Elementartheorie erworben habe". — — Und dieses Zeugnis verschaffte dem betreffenden Herrn die Konzession zur Eröffnung eines Konservatoriums!! — — Das ist ungefähr so, wie wenn einem Manne, dem von einem anderen unbekannten und ungeprüften Manne bestätigt wird, daß er einem Gedichte Uhlands mit Verständnis gegenüberstehe und eine Strophe eines solchen Gedichtes zur Zufriedenheit vortragen könne, die Leitung einer höheren Mädchenschule oder eines Gymnasiums übertragen würde.

Es ist schwer zu verstehen, weshalb die Regierung gerade in allen musikalischen Dingen sich so gegen den natürlichen Weg einer fachmännischen Beaufsichtigung sträubt. Sie hat doch jetzt auch bei den Vorbereitungen für das neue Theatergesetz dem Bühnenverein und der Bühnengenossenschaft schon lange vorher die Entwürfe zur Begutachtung vorgelegt.

Freilich, das Unwesen im Musikunterricht hat eine Stufe erreicht, daß man nicht mehr nach dem Ministerium, sondern einfach nach der Polizei rufen möchte. So erhielt ich auf der Straße folgenden Zettel zugesteckt:

Achtung! Achtung!

Noch nie dagewesen!

Eine hochfeine Geige mit Kasten und Bogen

!!! umsonst !!!

erhält jeder Schüler oder jede Schülerin, dessen Eltern ihr Kind einen Kursus in der neu eröffneten Musikschule Wilmersdorf, Augustastraße 1 I, durchmachen lassen. Eintrittsgeld 3 bis 5 M, jede Woche eine Stunde Unterricht, pro Stunde 1.50 M.

Kein Risiko! Das Instrument wird sofort beim Kursusabschluß mitgegeben und ist nach Beendigung desselben (nach 36 Stunden) Eigentum des Schülers geworden.

Instrument ist im Institut, Wilmersdorf, Augustastraße 1 I, zu besichtigen, auf Wunsch kommt Vertreter mit dem Instrument ins Haus.

Kein Vater oder keine Mutter sollte für ihr Kind diese selten günstige Gelegenheit versäumen :: :: Aufnahmen täglich.

Die Polizei kümmert sich um so vieles, warum läßt sie diese Art von Betrug an geistigem und leiblichem Gut durchgehen? Es handelt sich doch um Jugendunterricht! Gibt es da keine Schutzmittel gegen Betrüger und niedrige Spekulanten?

* * *

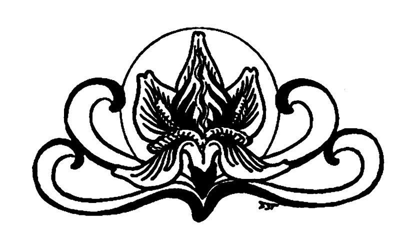
Der Ruin des Privatmusiklehrers. Daß die Regierung sich so selbstherrlich über die Kreise der Sachverständigen hinwegsetzt, hat auch verhängnisvolle Folgen für das soziale Leben des Musiklehrers gezeitigt. Das am 1. Januar 1913 in Kraft getretene Versicherungsgesetz für Angestellte enthält einige Bestimmungen, die die Daseinsmöglichkeiten der versicherungspflichtigen Musiklehrer in ungünstigstem Maße erschweren. Selbst wenn durch die Ausführungsbestimmungen der eine Übelstand beseitigt wird, daß die Versicherungskarte einer Lehrkraft allmonatlich durch die Hände ihrer sämtlichen Arbeitgeber wandern muß, daß also Eltern und erwachsene Schüler genaue Kenntnis der Personalien und Vermögensverhältnisse ihres Lehrers erhalten, dieser so in seiner freien Bewegung aufs schlimmste beschränkt wird, bleibt noch des Schlimmen genug übrig, das vermieden worden wäre, wenn man Kenner der Standesverhältnisse zu den Beratungen hinzugezogen hätte. Eine besondere Schwierigkeit liegt in dem Gesetze selbst, und zwar in dem Zwitterzustand, daß das Publikum nur teilweise zu Beiträgen herangezogen wird. Eine Eingabe des musikpädagogischen Verbandes an den Reichstag sagt darüber folgendes:

„Eltern, die ihren Kindern Privatunterricht erteilen lassen, sind zur Zahlung des gesetzlichen Beitrages verpflichtet. Diejenigen, die sie in Konservatorien und Musikschulen schicken, sind befreit von den Zahlungen wie den damit verbundenen Unbequemlichkeiten. Mit Recht darf der Schluß gezogen werden, daß das Publikum, zur Vermeidung der ihm auferlegten Lasten, diesen Unterricht bevorzugen und somit eine große Abwanderung in die Konservatorien und Musikschulen stattfinden wird. Eine weitere schwere Schädigung erwächst dem Privatmusiklehrstand durch eine große Gruppe Arbeitnehmer, die mit geringen Ausnahmen sämtlich Privatmusikunterricht erteilen, aber versicherungsfrei sind: Lehrer und Erzieher an öffentlichen Schulen oder Anstalten (§ 9), also Lehrer an Hochschulen, Volksschullehrer, pensionsberechtigte Orchestermitglieder usw. Eine gleich schlimme Konkurrenz erblüht dem Musiklehrstande noch von Personen, die, außerhalb des Musiklehrberufes stehend, trotzdem Unterricht erteilen. Wer in der Jugend einmal Musikunterricht gehabt, gleichviel ob er etwas dabei gelernt hat oder nicht, gibt Musikstunden. Diese Leute, zumeist Pfuscher, fordern geringe Preise und finden daher stets massenhaften Zuspruch. Aber auch Persönlichkeiten aus besseren Kreisen, ja sogar aus

solchen, die in guten Verhältnissen leben, scheuen sich nicht, zur Erlangung eines Nebenverdienstes dem Berufsmusiklehrer Konkurrenz zu machen. Ihre Stellung in der Gesellschaft verschafft ihnen mit Leichtigkeit die gewünschte Schülerzahl. Die beiden letzten sehr zahlreich vertretenen Kategorien von Unterrichterteilenden werden sich niemals dem Staate gegenüber als Musiklehrende bezeichnen, die gesamten Arbeitgeber und -nehmer der bezeichneten Art sind somit von jeglicher Beitragsleistung befreit. Diese Freibeuter brachten der Privatmusiklehrerschaft von jeher großen Schaden, der sich jetzt ins Ungemessene steigern wird."

Man kann sich die Folgen dieser Verordnung gar nicht schroff genug vorstellen, und so herrscht denn auch in den Kreisen der Privatmusiklehrer wahre Verzweiflung. So wie das Publikum nun einmal ist, darf man auf irgendwelchen sozialen Gerechtigkeitssinn nicht rechnen. Jene Tausende von Musiklehrern, die schon bisher durch das Invaliden-Versicherungsgesetz zur Beitragszahlung verpflichtet waren, können da ein beschämendes Lied über ihre Erfahrungen auch in den sogenannten guten Ständen singen.

Abgesehen von unserem Mitgefühl mit einem schwer ringenden tüchtigen Stande sind auch die künstlerischen Folgen, die eine massenhafte Abwanderung in die Musikschulen und Konservatorien haben würde, schwer zu beklagen. Der Privatmusikunterricht ist gerade für den künftigen Liebhaber niemals durch den Konservatoriumsunterricht zu ersetzen. Nun kommt hinzu, daß heute und wohl auch noch auf lange hinaus diese Musikschulen dank der „Freiheit", die sie genießen, vielfach unglaublich schlecht sind. Aber die Behörden thronen erhaben über all diesen Nöten und Sorgen gewöhnlicher Sterblicher. Sie haben keine Veranlassung, durch eingehende Beratung mit Sachkennern den Übelständen von vornherein zu begegnen oder die naheliegenden Wege zur Besserung einzuschlagen. Ja später! Später! Wenn erst möglichst viel zugrunde gerichtet ist, dann wird man geeignete Maßregeln ergreifen oder doch „in Erwägung ziehen". Was heute noch verhältnismäßig leicht zu erreichen wäre, wird dann nur mit großer Mühe zu erkämpfen sein, wenn es nicht dann überhaupt zu spät sein wird. Und doch steht hier das beste Volksgut deutscher Kunstkultur auf dem Spiele.





Der Geburtstag des Kaisers

Ein Fest ist immer etwas von einem künstlerischen Vorgang. In jedem Fest will eine Stimmung, eine Idee, ein starkes Gefühl zum Ausdruck kommen, und diese Stimmung, diese Idee, dieses starke Gefühl bilden die Seele des Festes. Wo die Seele fehlt, entsteht überhaupt kein Fest, sondern nur ein geräuschvoller öffentlicher Trubel. Wenn aber so die Feste eine Seele haben, sind sie der Kunst verwandt und der Ästhetik unterworfen. Der Schriftsteller befindet sich also in seinem Recht, wenn er ästhetische Anmerkungen zu „Kaisers Geburtstag" macht.

Es ist hoffentlich bereits aus diesen Zeilen ersichtlich, daß wir uns nicht an die Äußerlichkeiten des Festes zu halten gedenken. Was in den patriotischen Reden etwa gegen den Geist der Sprache gesündigt wurde; ob die Illuminationen der großen Kaufhäuser geschmackvoll waren; ob die Ausschmückung der öffentlichen Plätze im Guten oder Bösen etwas Bemerkenswertes bot — auch das mögen Sorgen sein; es mögen sogar Sorgen sein, die man durchaus nicht von oben herab behandeln soll. Nur daß es in diesem Fall nicht unsere Sorgen sind.

Hat das Fest selber eine Seele? Und wie sieht diese Seele aus? Das ist die Frage, die wir uns vorzulegen gedenken. Ob die künstlerischen Begleiterscheinungen des Festes seelenvoll oder seelenlos waren, interessiert uns nicht.

Warum wird der Geburtstag des Kaisers vom ganzen Volk begangen? Weil der Kaiser der öffentliche sichtbare Ausdruck des Vaterlandes ist. Auch wenn man seine menschlichen Vorzüge feiert, feiert man sie, insofern sie für das Wohl des Vaterlandes von Bedeutung waren. Wer in einer Rede etwa den Kaiser anschwärmen wollte, weil er ein guter Schütze ist, würde dem Vorwurf des Byzantinismus verfallen. Es gibt viele gute Schützen. Aus dem Grunde rüstet ein ganzes Volk sich nicht zum Fest.

Das Fest gilt dem Vertreter des Vaterlandes, und die vaterländische Gesinnung muß also die Seele des Festes sein. Wie bringt man nun am besten, am klarsten, am einwandfreisten seine vaterländische Gesinnung zum Ausdruck? Um Verzeihung, es ist ein rauhes Wort: indem man für das Vaterland opfert. Seit uralten Zeiten äußert sich die Liebe zum Vaterland in vaterländischen Opfern. Die vor einem Jahrhundert ihre goldnen Ringe opferten, um dafür eiserne einzutauschen, liebten ihr Vaterland. Und die ihr Blut opferten, liebten es noch mehr.

Ein Fest der Freude am Vaterland; ein Fest des frohen Opferns für das Vaterland. Das müßte die Seele von „Kaisers Geburtstag" sein. Wenn die Bürgerschaft feierte, müßte auch in die Wohnungen der Armen eine Erleichterung einziehen. Gemeinnützige Stiftungen müßten geschaffen, noble Unternehmungen unterstützt werden usw. Festliche Freude und gemeinnütziges Wirken. Wie sieht es mit dieser Seele aus?

Man hat das gemeinnützige Wirken totgeschlagen und hat damit zugleich der festlichen Freude die Seele genommen. Nur so ist die rohe Entfesselung des Suffs zu

erklären, die uns jeder „Kaisergeburtstag“ bringt. In einigen Gegenden werden sogar Personen, die auf der Säuferliste stehen, für diesen einen Tag dem Alkohol, also ihrem Unglück, zurückgegeben.

Sollte es wirklich nicht möglich sein, die vaterländische Gesinnung so zum Ausdruck zu bringen, daß am Tage nach dem Fest noch etwas anderes als nur ein nationaler Riesenkater zu verzeichnen wäre?

*

Deutsche und Polen

Ein polnischer Rittergutsbesitzer, der in Vermögensverfall geraten war, verkaufte sein Gut an einen Deutschen. Sogar an einen Deutschen in sozusagen „gehobener Lebensstellung“: den Großherzog von Sachsen nämlich. Darauf veröffentlichte der Senior der Familie in den Blättern eine Erklärung, in der er die Tat des Vetters ehrlos, schändlich und unwürdig nannte und zugleich bekanntgab, daß der so Gezeichnete für immer aus dem Familienverband ausgestoßen worden sei.

Was hier von einem Polen begangen wurde, ist schon recht häufig auch von Deutschen geübt worden. Deutsche Besitzer, darunter Träger historischer Namen, haben ihre Güter an Polen verschachert, und nicht immer hatten sie, wenn sie bei einem Wettbewerb zwischen der Ansiedlungskommission und einem Polen für diesen votierten, die Entschuldigung für sich, daß ihnen das Wasser an der Kehle stand. Aber daß sie von den Angehörigen ihrer Schicht und den Gliedern ihres Familienverbandes dann so exemplarisch gezüchtigt worden wären, ist mir nicht bekannt geworden. Vielleicht, wenn man wieder einmal über deutsche Verluste in der Ostmark klagt und sich nach Gewaltkuren heiser ruft, bedenkt man auch diesen Unterschied. Nicht bloß mit der Barmherzigkeit, scheint mir, soll man im eigenen Hause beginnen.

R. B.

*

Wetterlé

Nach den Darlegungen angesehener Juristen bietet das Reichsstrafgesetzbuch keine Handhabe, um den deutschen Reichstagsabgeordneten Wetterlé für seine gefährlichen Redereien in Frankreich zur Rechenschaft zu ziehen. Es bleibt somit nichts übrig, als Herrn Wetterlé die allgemeine Verachtung zu bekunden.

Für Leute seines Schlages ist es nun aber sehr gleichgültig, ob sie von der öffentlichen Meinung ihres Vaterlandes verurteilt werden. Voraussichtlich wird Herr Wetterlé ohne Scheu, sobald der Sturm der Entrüstung sich gelegt hat, wieder in den Reichstag zurückkehren und dort seinen Sitz einnehmen, als ob nichts vorgefallen wäre.

In die italienische oder französische oder spanische Volksvertretung würde ein Abgeordneter, der sich ähnliche vaterlandsverräterische Redereien im Auslande zuschulden kommen ließ wie der Abgeordnete Wetterlé, sich nicht zurückwagen, da er genau weiß, was ihm droht. Man würde ihn dort angreifen, anspucken und hinauswerfen — unter dem Schutze der Immunität. Und kein Staatsanwalt würde sich in Frankreich, Italien oder Spanien finden, der es wagte, gegen solche Selbsthilfe einzuschreiten.

D.

*

Die Marseillaise und Die Wacht am Rhein in Deutschland

Eines Tages stimmte in einem Gothaer Hause eine höhere Tochter die Marseillaise an. Erstaunt horchte der Vater auf und vernahm, daß in der höheren Töchterschule, die sein Kind besucht, die Verse des Revolutionsliedes gelernt und sogar gesungen werden mußten. Der Direktor dieser Schule, Professor Henkel, sah sich genötigt, öffentlich diese sonderbare Tatsache einzuräumen, und glaubte sie rechtfertigen zu können durch Hinweis auf den amtlichen Lehrplan mit der Aufgabe, bei dem französischen (und englischen) Sprachunterricht „das Verständnis für die geistige und materielle Kultur, für Leben und Sitte der beiden fremden Völker möglichst zu erschließen“.

Für höhere Töchterschulen eignen sich besonders folgende Verse der Marseillaise:

Ihr Banner blutgetränkten Randes
Hob wider euch die Tyrannei.

Despoten bebt, Verräter zittert,
Den Vatermord ereilt der Lohn,
Soldat ist alles, euch zu schlagen.

Kein Tiger, der empfindungslos
Der Mutter Brust zu spalten drohte.

Marsch, marsch, das falsche Blut
Saug euer Boden ein.

Nach der Angabe des Gothaer Töchterschuldirektors soll die Marseillaise in vielen höheren Knaben- und Mädchenschulen Deutschlands gelernt und gesungen werden. Das ist denn doch sehr zu bezweifeln. Sollte es wirklich noch in Deutschland Schulen geben, wo weltfremde und verknöcherte Pädagogen den französischen Sprachunterricht nicht ohne das Lernen und Singen der Marseillaise erteilen zu können glauben? Man mag das Lied erwähnen und lesen, aber zum Auswendiglernen und Nachsingen eignet es sich für deutsche Schulen nicht. Muß das erst gesagt werden? Wo in deutschen Schulen die Marseillaise auswendig gelernt und gesungen werden muß, da fehlt es den Lehrern und Leitern an nationalem Gefühl, ja selbst an gesundem Menschenverstand. Welch sonderbarer Geist mag in solchen Schulen herrschen!

Da sind die Sozialdemokraten ungleich zielbewußter. In der Stadt Hagen sollte ein Reform-Kino den Schulen die Rheinlandschaften vorführen, und es war vorgesehen, daß die Kinder dazu gemeinschaftlich „Die Wacht am Rhein" anstimmten. Sofort erhoben dagegen die sozialdemokratischen Eltern Widerspruch, fühlten sich in ihrem internationalen Empfinden durch das nationale Lied verletzt, verlangten ein anderes Lied und setzten in der Tat ihre Forderung bei dem Schulaufsichtsbeamten durch. Mitte Januar verlangte ein deutsches parteiloses Tageblatt gar eine Umdichtung des Textes der „Wacht am Rhein", um dem Liede die Spitze gegen Frankreich zu nehmen und die französische Empfindlichkeit zu schonen!

Hier zwingt man das heranwachsende Deutschland, die Marseillaise anzustimmen, dort darf es die Wacht am Rhein nicht singen — die alte deutsche Querköpfigkeit [Ich würde mich nicht so milde ausdrücken! D. T.] treibt seltsame Blüten, und das Ausland lacht dazu!

P. D.

*

Im Zuge des „Organisationsgedankens"

„Heraus aus den bürgerlichen Sportvereinen!" ruft die sozialdemokratische Zentralkommission für Sport und Körperpflege: „die sporttreibenden organisierten Arbeiter und Arbeiterinnen haben die Pflicht, die bürgerlichen Sportvereine zu meiden." Das heißt man ja wohl so den „Sieg des Organisationsgedankens". Keine Ruh' bei Tag und Nacht, bis jeder eingefangen und parteipolitisch abgestempelt ist und er nun allem, was nicht die selbe Prägung trägt, wie dem höllischen Feuer aus dem Wege geht. Der „Sieg des Organisationsgedankens" und zugleich die Selbstauflösung der Nation, die ohne starke Gemeinsamkeiten, ohne ein Kommen und Gehen, ein Nehmen und Empfangen nicht zu bestehen vermag. Schließlich beschränken diese Abschließungstendenzen sich ja nicht auf die Sozialdemokratie, wenn schon zugegeben sein soll, daß sie hier einstweilen kulminieren. Auch andere Parteien, Gruppen, Konfessionen schichten einen Wall um sich auf und lassen niemand herüber. Weshalb denn auch das schablonenmäßige Denken in deutschen Landen so an Ausbreitung gewinnt und statt des Individuums man immer häufiger dem Typus begegnet. Der „Sieg des Organisationsgedankens"! Wie armselig wird die Welt erst sein, wenn auch der letzte Mann und die letzte Frau an die Parteikette gelegt ward!

R. B.

*

Ein Rekord

Die Überlastung der Zivilgerichte ist genügend bekannt, und viele der Öffentlichkeit unverständliche Urteile mögen auf diesen Mißstand zurückzuführen sein. Wie soll ein Richter auch seinen Kopf klar halten, wenn die Verhandlungstermine in wilder Hatz aufeinander folgen! Im Amtsgericht Berlin-Mitte ist kürzlich ein Rekord erreicht worden: 61 Verhandlungstermine in 3 Stunden!! Von diesen 61 Terminen, die zur Verhandlung vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte, Abteilung 47, anstanden, waren 20 auf

9½ Uhr angesetzt. Für sie waren im ganzen 30 Minuten vorgesehen, also auf jede Verhandlung 1½ Minute. In der Zeit von 10 bis 10¾ Uhr standen sodann 37 Prozesse zur Verhandlung an, die also in 45 Minuten erledigt sein sollten. Es entfallen somit auf die einzelne Verhandlung nur 1⅓ Minute. Dann waren für die beiden folgenden je 15 Minuten und für eine weitere Verhandlung 30 Minuten festgesetzt, denen sich um 12½ Uhr die letzte Verhandlung anschloß. Es bleibe nicht unerwähnt, daß einzelne Verhandlungen durch Versäumnisurteil erledigt werden und daher einen nur geringen Zeitaufwand beanspruchen, immerhin ist selbst die im Mittel berechnete Zeit von 1⅓ bis 1½ Minute auch dafür sehr kurz.

Wer ist bei dieser Verhandlungsmethode am meisten zu beklagen: die Parteien, der Richter oder — die Justiz? L. H.

*

Strafen

Ich habe einen Vetter und eine Statistik. Mein Vetter ist Schutzmann in Berlin. Und meine Statistik weist aus, daß im Jahre 1907 530 720 Verurteilungen auf Grund der deutschen Reichsgesetze und 418 837 Verurteilungen wegen Vergehen und Verfehlungen bei deutschen Amtspersonen erfolgten.

Als ich meinem Vetter diese Statistik vorlas, sagte er stolz:

„Da treffen 187 Stück auf mich allein.“

„Was?“ sagte ich. „Du hast doch nicht —“

„Freilich,“ sagte er, „149 habe ich angezeigt wegen nicht brennender Fahrradlaterne und 38, weil sie links gefahren sind.“

F. M.

*

Auch Terror?

Ein Münchener Student der Nationalökonomie erzählte in einer Ansprache, die er vor versammeltem Auditorium an Lujo Brentano richtete: ihm und seinen Kommilitonen von der nämlichen Fakultät wären wirtschaftliche Nachteile in Aussicht gestellt worden, wenn sie nicht abließen, bei dem Verfemten zu hören. Zu Deutsch also: sie würden hinterher bei keinem Unternehmen und keiner Korporation, die von gewissen großindustriellen Schichten abhängig sind, unterkommen. Das ist reichlich hart, find' ich, und wer sentimental veranlagt ist, könnte mit einigem Recht sogar von Terrorismus sprechen. Noch größer aber als Härte und Neigung zum Terror ist — man verzeih mir die Wendung — doch wohl die Torheit, die hinter solcher Drohung steckt. Was, teure Freunde, wäre (in eurem Sinne) denn gewonnen, so die Studenten Kolleg und Übungen bei Lujo Brentano wirklich mieden? Schrieb er denn nicht auch Bücher? Viele dicke Bücher, die viel eindringlicher zu uns zu reden vermögen, als das schnell verhallende Wort im Hörsaal. Der närrischste ist der Vorlesungsboykott. Er ist nämlich, seit die Universitätsprofessoren in wachsendem Umfang von der Erfindung der Buchdruckerkunst Gebrauch machen, auch der allerunwirksamste. Weshalb es — wenigstens unter diesem Gesichtswinkel — auch eine ziemlich nutzlose Übung ist, Sozialdemokraten von der Habilitation auszuschließen. Wer Talent für die Sozialdemokratie hat, findet den Weg zu ihr allein durch das Schrifttum.

R. B.

*

Hof und Gesellschaft m. b. H.

Als konservativer Mensch, oder ich will sagen, als historisch fühlender Deutscher lese ich die Notizen, was bei Hofe vorgeht und sich um ihn gruppiert. Wenn zwar in der Stilisierung dieser Nachrichten aus „Hof und Gesellschaft“ der Kampf mit dem Drachen der Begriffsarmut stets etwas deutlich zu spüren war, so schob ich das auf ihre Herkunft aus den Schreibzimmern höfischer Subalternämter.

Nun stammen sie offenbar nicht mehr von dort. Es scheint, man hat sie in anderweitige Regie gegeben. Das sich mit Riesenschritten yankeesierende Deutschland erhält durch den Manager mitgeteilt, was es über seine höchsten Kreise wissen will. So verwaschzettelt alles, produktiv ist man da, wo es auch was einbringt. Vielleicht gibt es den Hofbericht des

guten alten Stils (oder Unstils), mit dem sich ein Adjutant bemüht, noch in Karlsruhe oder Detmold, ich weiß es nicht. In der Hohenzollernhauptstadt besorgt ihn der brauchbare junge Mann der Aktiengesellschaft.

Ihre Kaiserlichen Hoheiten das Kronprinzenpaar beehrten die 100. Vorstellung der Posse „Filmzauber“ mit ihrem Besuch. Die Herrschaften amüsierten sich augenscheinlich prächtig und gaben vielfach das Zeichen zum Applaus, usw. usw.

Der Herzog und die Herzogin Ernst Günther zu Schleswig-Holstein gaben gestern abend im Hotel Esplanade ein größeres Diner. Im Restaurant des Hotel Esplanade dinierten außerdem: Herzog und Herzogin von Arenberg — — und nun folgt eine längere Reihe von aristokratischen Namen bis zum Regierungspräsidenten von M. und der Frau von M. (Daß die letztgenannten Herrschaften öffentlich als verheiratet bezeichnet werden, ist nicht mehr vornehm. Bismarck wünschte seiner Frau die Reichskanzlerin zu ersparen, es gab nur den Reichskanzler und die Fürstin Bismarck. Was damals Vernunft war, wird jetzt auf alles, was ein bissel was ist, projiziert, und zwar als lächerlich grundloser Unsinn. „Der Leutnant und Frau Müller beehren sich, die Geburt eines gesunden Knaben anzuzeigen.“ Viel fehlt nicht dran.)

So gut wie täglich begegnen wir unter „Hof und Gesellschaft“ dem Geschäftsgedeihen des Hotels Esplanade. „Ein farbiges Gesellschaftsbild in prächtigem Rahmen (aha) entrollte sich gestern abend im Hotel Esplanade. Zahlreiche Teilnehmer an der Defiliercour trafen in den schönen Räumen des Hotels zu einer Nachfeier zusammen ... Die Damen im anmutigen Schmucke des Courschleiers, die Herren im großen Uniformprunk, man darf wohl sagen, daß noch kein Berliner Hotel (aha) eine so stattliche und glänzende Reunion gesehen hat.“ So geht es noch Zeilen lang im schmalzigen Inseratenstil weiter, und die „berühmten Namen“ der preußischen hohen Gesellschaft müssen sich zu diesem Zweck aufzählen lassen. O Publikum, ströme ins Hotel Esplanade, so du zum besseren gehören willst, du darfst ja im Restaurant dinieren.

Natürlich wollen die übrigen auf der Höhe der Jetztzeit befindlichen Gasthöfe nicht dahinter zurückbleiben und versenden gleichfalls ihre Communiqués für „Hof und Gesellschaft“. Nicht immer zwar wissen sie dabei den unfreiwilligen Humor zu vermeiden. „Kapitänleutnant v. X. aus K. und Baronin von Y. aus Sch. sind in Berlin eingetroffen und haben im Boardingpalast Wohnung genommen.“ Das klingt doch beinahe wie etwas Unerlaubtes. (Weshalb ich die Namen, die nicht dafür können, diskret verkürzte.) Läse man diesen Satz der stilistischen Unschuld statt dessen im Berliner Tageblatt, so dächte man doch ganz gewiß an eine pikante Enthüllung aus Junker- und Agrarierkreisen.

Rühmenswert ist das Hotel Adlon. Hier lebt noch der alte echte Hofstil. Auch das aus ihm so wohlbekannte „Sich-in-der-Begleitung-befinden“ des Gefolges. Der durch Häufigkeit verstimmende Hinweis auf die glänzenden Räume des Hotels wird hier vermieden. „Der englische Großbankier Edmund Davis, begleitet vom Vicomte de Wertheimer, ist aus London kommend heute morgen in Berlin eingetroffen und im Hotel Adlon abgestiegen.“

So gibt es zum Glück noch Stände, die die höfische Geziemlichkeit zu retten wissen. Der Souverän, begleitet vom Vicomte, dem vice-comes. Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit, und neues Leben blüht aus den Ruinen. Ed. H.

*

Der Zug zur Geilheit

Niemand kann verkennen, wie in unserm ganzen Leben das Sinnliche immer mehr einer ungesunden, unnatürlichen Erotik verfällt. Überall Lüsternheiten und Geilheiten, die durchaus keine Zeichen einer überschäumenden Sinnenfreudigkeit, sondern das Erzeugnis überreizter, müder Sinne sind. Wie oft erscheinen Betten in neueren Theaterstücken auf der Bühne, um eine schwüle Schlafzimmerstimmung geradezu handgreiflich einem aufzuzwingen. Auch die öffentlichen

Vergnügungen verfallen immer mehr dieser Geilheit. Schon werden die Schiebetänze, die vor den Bauchtänzen orientalischer Bordelle nur den Mangel jeglicher Kunstfertigkeit voraushaben, auch auf besseren Bällen, ja in sogenannten „besseren“ Gesellschaften getanzt.

Jetzt klagt auch der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“, der man gewiß keine Prüderie vorzuwerfen braucht, aus München: „Unser Fasching von heute ist animalischer, er ist ‚fleischiger‘ geworden. Es ist in die öffentlichen Veranstaltungen, auch wenn sie nicht ganz billig sind und also von den sogenannten ‚besseren‘ Kreisen besucht werden, ein Zug hineingekommen, der abwärts führt in jene Region, wo es sich nicht mehr um ‚prüde‘ oder ‚frei‘, sondern schlichtweg um anständig oder unanständig handelt. Die unbefangene Heiterkeit des Faschings beruht auf der Zwanglosigkeit des Verkehres zwischen Mann und Weib, die einmal im Jahre über die gesellschaftlichen Zwangsformen hinweg einander in Scherz und Freude am Leben begegnen wollen. Daß in den spontanen Äußerungen dieser Lebensfreude Gott Eros vernehmlich mitspricht, war von jeher so und soll auch gar nicht anders sein. Aber die Achtung vor dem fremden Ich muß auch aller erotischen Tollheit noch Maß und Ziel geben, gerade dann, wenn die Schranken der gesellschaftlichen Übereinkunft in diesen Dingen zeitweilig gefallen sind.“

Es ist merkwürdig, daß man die letzten Ursachen dieser Erscheinung nicht sehen will oder nicht zu nennen wagt. Wenn heute in den unteren Volksschichten sich tolle Auswüchse der Roheit und des raffinierten Verbrechertums zeigen, so weist man sofort auf die Schundliteratur und den „Kientopp“ hin. Nun, die Nährquelle der üblen Erotik in den besseren Bevölkerungsschichten entspringt auch unserer Literatur, dem Theater, der bildenden Kunst. Welch erschrecklichen Umfang hat die Erotik im Roman gewonnen? was wagt man in der bildenden Kunst zu zeigen?

Aber wehe dem, der hier von „Schund“ zu sprechen wagt! Weil die äußere Aufmachung etwas besser ist. Aber wie elend geschmacklos ist so manches von dem, was anspruchsvoll als Kunst auftritt, und wie gemein in der Gesinnung. Es wäre aber schlimm um die Wirkungskraft der Kunst bestellt, wenn sich der Geist, der in ihr waltet, nicht auch im gesellschaftlichen Leben bemerkbar machte. Das könnte ein Glück sein; heute ist es ein Fluch. R. St.

*

Die verhängnisvollen Schnäpse

Wer von einer Ecke seiner Stammkneipe aus das politische Leben Europas betrachtet, genießt dann und wann auch die reine Heiterkeit der Komödie. War da jüngst in Kopenhagen ein sozialdemokratischer Führer in einen politischen Konflikt hineingeraten, in dem es heiß herging. Wo man ihm einen wohlgemeinten soliden Hieb über den politischen Denkerschädel versetzen konnte, tat man es mit einer gewissen Inbrunst. Der streitbare Held aber ragte aufrecht aus dem wilden Männergewühl hervor wie der schimmernde Achilles selber.

Aber auch Achill kann sterben. In der Versammlung erhob sich ein Anhänger der abstinenten Bewegung, der einen tödlichen Pfeil im Köcher führte. Er stellte unter starken inneren Erschütterungen der Anwesenden fest, daß der befehdete sozialdemokratische Führer vor vier (!) Jahren auf einer Dampffähre zwei Schnäpse zu seinem Essen getrunken habe, obwohl er Abstinent sei. Selbst die stärksten Männer erbleichten, als dieses Geheimnis enthüllt wurde, und der sozialdemokratische Verbrecher wäre unfehlbar geliefert gewesen, wenn er nicht zu seinem Glück hätte nachweisen können, daß die verhängnisvollen Schnäpse vier Jahre zurücklägen, während seine abstinente Tugend erst drei keusche Lenze zähle. Es gelang ihm, durch diese Feststellung seinen Kopf zu retten.

Wir hätten den heiteren Vorgang nicht notiert, wenn er nicht für gewisse Tendenzen in unserer eigenen Abstinenzbewegung symptomatisch wäre. Es kann selbstverständlich einem abstinenten Menschen nicht nachgesehen werden, wenn er sein Gelübde durch zwei frivole Schnäpse bricht. Nur muß die Sache dann vor dem allein zuständigen Forum seiner abstinenten Organisation ver-

handelt werden. Zwei Schnäpse vier Jahre lang im rachedurstenden Gemüt zu tragen, um den Prozeß dann schließlich vor einer ganz fremden politischen Instanz anhängig zu machen und den Sünder in der vollen Öffentlichkeit mit dem Odium des Wortbruchs zu belasten! Das scheint uns doch von einem Fanatismus des ungebrannten Wassers zu zeugen, der nicht lobenswert ist.

Der Verfasser dieser Zeilen hat der abstinenten Bewegung in Deutschland eine Gasse brechen helfen, als sie den meisten noch eine humoristische Erscheinung war. Ich halte den Alkoholismus auch heute noch für eine schwere Gefahr und die radikale Abstinenz für das allein wirkungsvolle Heilmittel, nur müßten die Abstinenten in ihrem eigensten Interesse jeden unangebrachten Fanatismus ausmerzen. Als einen Übergriff des Fanatismus betrachten wir es beispielsweise, wenn viele Abstinente den Alkoholgenuß durch einen staatlichen Eingriff gewaltsam beseitigen wollen. Eine so alteingewurzelte Volkssitte, die zudem in Deutschland eine große Industrie trägt, kann nur vom Volk selber ausgerottet werden. Erst wenn die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes dem Alkohol entsagt hat, kann überhaupt von einem Verbot die Rede sein. Diese Volksstimmung aber erreichen die Abstinenten am ehesten, wenn sie ihrer alten sieggewohnten Taktik, dem Appell an den freiwilligen persönlichen Entschluß, treu bleiben.

E. Sch.

*

Ein Massenattentat auf die Sittlichkeit

Dieser Tage wurde der Berliner Norden mit einer Masse knallgelber Zettel überschwemmt, auf denen in unverhüllter Weise ein Apparat zur Verhütung der Empfängnis angepriesen war unter der Versicherung, daß der Apparat ein „garantiert sicheres Mittel“ und „gesetzlich erlaubt“ sei. Gebrauchsanweisung, Beschreibung und Gutachten lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Der Schmutzzettel ist Tausenden in die Hand gedrückt worden, und sein Gift wird wirken. Sollte es denn wirklich unmöglich sein, einem solchen öffentlichen Unfug das Handwerk zu legen? s.

*

Zeitungsfutter

In einer ganzen Reihe von deutschen Zeitungen fanden wir einen Bericht über eine Rattenausstellung, die in Chicago stattgefunden hatte. Man erfuhr dabei mit einem gewissen unheimlichen Schauder, daß es eine schreckliche Menge von Rattenarten gibt und freute sich, daß man selber im allgemeinen doch nur mit einer in Berührung zu kommen pflegt. Auch daß es Rattenschönheiten gibt, erfuhr der zahlende Abonnent mit Staunen und in Ehrfurcht.

Eine der kleinsten Ratten, die aus Liberien stammt, repräsentierte den Wert von 7000 Dollars. Der glückliche Besitzer dieses kostbaren Objekts erzählte, daß der Millionär Smith, der gleichfalls dem Verein angehört, bis zu 22000 Dollars für die Ratte geboten habe, aber dieses glänzende Angebot sei nicht angenommen worden. Ebenso verschieden wie die Größe war auch die Färbung der ausgestellten Ratten. Als besondere Prämie erhielt die schönste Ratte, eben diejenige, deren Wert auf 7000 Dollars geschätzt wurde, noch ein reich mit Edelsteinen besetztes goldenes Halsband!

Wir kennen den Millionär Smith nicht persönlich, aber wir glauben gern, daß er 22000 Dollars für eine besonders kleine Ratte zahlt. Es befremdet uns auch weiter gar nicht, daß man der besagten Ratte ein reich mit Edelsteinen besetztes goldnes Halsband schenkte. Ganz im Gegenteil: einer auch in Deutschland verbreiteten Rattenart, den sogenannten Balletratten, werden noch viel größere Geschenke gemacht. Wohl aber befremdet es uns, daß deutsche Zeitungen derartige Schüsseln aufzutragen vermögen, ohne beim Servieren auch nur mit einer Silbe den Ekel zu verraten, der sie doch notwendig ankommen muß. jer.

Disziplin ohne gesunden Menschenverstand

Gesetzt, daß die Organe unseres Staatswesens einmal ganz isoliert und sich selber überlassen wären: Was vermöchte ein „Hauptmann von Köpenick" da nicht alles anzustiften! Er könnte ganze Armeekorps mobilisieren und in Feindesland einrücken lassen, ohne daß ein Offizier oder ein Soldat zu sagen wüßte, warum und weshalb er sein Leben „für König und Vaterland" in die Schanze schlagen sollte. Und nur die Wirkungen sozialistischer antimilitaristischer Propaganda könnten die Gefahr verringern, daß gewaltige Blutbäder im eigenen Lande angerichtet würden, wenn falsche Befehle unsere Truppen gegen den „inneren Feind" losmarschieren hießen. Ein von medizinischen Fachleuten ersten Ranges für verrückt erklärter ehemaliger Zahlmeister hat aufs neue den Beweis für die Tatsache erbracht, die schon der Schuster Voigt durch seinen Streich festgestellt hatte: daß unser Militarismus eine Disziplin züchtet, die den gesunden Menschenverstand ausschaltet. Wieviel Hohn auf die Würde des Menschen als des einzigen denkenden Wesens liegt nicht darin, daß ein falsches Kaisertelegramm genügen konnte, um ganz Straßburg, einen der furchtbarsten Waffenplätze der Welt, in Aufruhr zu bringen, um dreißig Generäle und Hauptleute, einen Statthalter und Minister, einen kaiserlichen Prinzen und 60 000 Mann Truppen zu mobilisieren!

Wenn solche Disziplin ohne gesunden Menschenverstand bei uns auf den eigentlichen Militarismus beschränkt wäre, so ließe sie sich noch ertragen. Aber dieser Kadavergehorsam liegt schon fast der ganzen Bevölkerung im Blute. Wenigstens in den großen Städten. Irgendein Idiot braucht nur großspurig aufzutreten, sich geheimnisvoller Verbindungen mit mächtigen Personen zu rühmen, um, wie damals der Fall eines Patentschwindlers lehrte, der, ein simpler Bureauschreiber, in Berlin als „Dr. Martini" auftrat, geriebenen Geschäftsleuten mit plumpen Tricks hunderttausend Mark und mehr entlocken zu können. Irgend ein pfiffiges, ungebildetes Fräulein braucht nur elegante Kleider anzuziehen, in einer Equipage zu fahren und in der Unterhaltung beiläufig auf eine Freundin Gräfin Soundso anzuspielen, um in den vornehmsten Berliner Geschäften für Tausende von Mark Kredit zu genießen. Die Ursache ist immer dieselbe: blinder Respekt vor der Uniform, vernunftlose Disziplin. Man hört auf zu denken, wenn man es dem Scheine nach mit einer hochgestellten Persönlichkeit zu tun hat; man hat es in der Schule des Militarismus gelernt, zu gehorchen, nur weil befohlen wird, und wer es nicht selbst gelernt hat, dem steckt es als Atavismus im Blute.

Jüngst hörte ich einen unserer Staatssozialisten einen wirtschaftswissenschaftlichen Vortrag mit einer Verherrlichung des Militarismus als der Quintessenz ökonomischer Weisheit schließen. Hier sei, so erklärte er, das Problem gelöst, Volkskraft unmittelbar in Leistungen umzusetzen. Ohne Handel, ohne Markt, ohne unmittelbare Hilfe des Geldes, d. h. ohne Tauschmittel usw. usw. Man würde also die soziale Frage auf die einfachste Weise lösen, wenn man alles Wirtschaftsleben militarisierte. Die unheimlich rasch um sich greifende Verstaatlichung von Gütern und Menschen bereitet diesen Prozeß ja schon vor. Jeder Fortschritt zur Bureaukratisierung und Militarisierung des Volkslebens bedeutet eine gewaltige Ersparnis an geistiger Kraft. Immer weniger Menschen brauchen mehr zu denken, für immer größere Massen genügt es, zu gehorchen. „Entwicklung des Menschen zur Riesenameise", so lautet das Ideal dieses neuen Humanismus. Die Kulturmenschheit wandelt seit Jahrtausenden auf Irrwegen. Sie muß die Bahnen einschlagen, die ihr die ägyptischen Pharaonen vorzeichneten, die die Kräfte ungezählter Untertanen auf dem kürzesten Wege in Pyramiden umsetzten, die noch heute für ihre Eitelkeit zeugen.

O. C.

*

Opfer des Momentphotographen

Unter diesem Titel bringt die Nr. 7 des „Weltspiegels“, der illustrierten Halbwochenchronik des „Berliner Tageblatts“, unter anderem „Zwei gute Partien. J. P. Morgans Enkeltöchter, aufgenommen in ihrer vorteilhaftesten Pose.“ Das eine der beiden Mädchen verzieht das Gesicht zur widerwärtigen Fratze, das andere reckt ellenlang die Zunge heraus. Zwei Visagen, die man durch eine Ohrfeige in eine vernünftige Lage bringen sollte, wenn sie naiv gemacht wären, die aber hier vom Photographen bestellt, an alle Welt verschickt und von unsern kulturfördernden Blättern hunderttausendfach verbreitet werden. Denn natürlich sind nicht die beiden Morgans die eigentlichen „Opfer des Momentphotographen“, da die Bilder mit ihrer Einwilligung gemacht sind; das ganze Volk ist das Opfer, weil es sich solche Dinge zeigen lassen muß. — Nebenbei: Gibt es einen geschmackloseren Byzantinismus, als diese Anbetung des Geldsacks, die sich letzterdings in dem Fall offenbart? St.

*

Seelenvolle Karnevalsdamen

Die bekannte Form der Wohltätigkeit, die sich mit öffentlichen Vergnügungen verbindet, ist so oft und so blutig gegeißelt worden, daß es schon einiger Courage bedarf, um sich zu ihr zu bekennen. Es mag allerdings etwas Hartherziges an sich haben, im Gedanken an die Armut einen üppigen Ball zu arrangieren. Wer die Armen in ihren Wohnungen besucht oder wer auf einem stillen Gang zu seinem Geistlichen ihrer gedenkt, übt ohne Frage eine sehr viel wahrhaftigere Wohltätigkeit aus. Aber man darf sich beruhigen: es werden keine Bälle um der Armen, sondern immer nur um der Bälle selber willen abgehalten. Wenn aber schon ein Fest stattfindet, ist es kein unebener Gedanke, daß vom Überfluß den Armen etwas zugute kommt. Geht man nun gar von praktischen Voraussetzungen aus, liegen die Dinge vollends klar. Wenn an einem der bekannten „Blumentage“ die weibliche Jugend einer ganzen Stadt auf die Männer losgelassen wird, bin ich nicht menschenfeindlich und theoretisch genug, um ein schiefes Gesicht zu ziehen. Wenn ich am Abend mein geplündertes Portemonnaie betrachte, freue ich mich vielmehr über die weibliche Verführungskunst, meine eigene Dummheit und den schönen Batzen, der durch diese gesegneten Faktoren für wohltätige Zwecke zusammengekommen ist. Aber immerhin auch scharf betont: es kann Wohltätigkeitsfeste geben, die eine schneidende Taktlosigkeit bedeuten.

In einem Land, das ich absichtlich nicht nenne, weil die Geschichte in jedem europäischen Kulturstaat spielen könnte, wurde kürzlich in der vornehmen Welt ein glänzendes Karnevalsfest gefeiert. Mit allem, was zu einem solchen Fest gehört: mit Sekt und Übermut, mit lebensprühenden Kostümen, mit Tanz und Lachen, mit pikantem Flirt und heißer Lust. Und für wen war der Überschuß dieses Festes bestimmt? Wem wollten die vergnügten Karnevalsdamen etwas zukommen lassen? Den Müttern, die daheim ihre Kinder stillten —. Das mutet nicht nur wie Hohn an, das ist auch der schneidende Hohn in seiner beißendsten Form. Welche Umstände sind es denn, die in bourgeoisen und aristokratischen Kreisen das Stillen zugunsten der rassenschädlichen Milchflasche verdrängt haben? Seien wir doch ehrlich: Sorge um die Eleganz der Figur, Bequemlichkeit, Vergnügungssucht. Und alle diese Instinkte entfesselt man in ihrer tollsten Form auf einem Karnevalsball, um großmütig den stillenden Müttern einige Prämien zukommen zu lassen? Das ist ein Hohn, der beinahe wie eine zynische Frechheit anmutet, gerade weil es um etwas geht, das dem Weib ein Heiligtum sein müßte. In mehr humoristischer Form würden wir dasselbe erleben, wenn der vortreffliche Studiosus Biermörder zu einem Wohltätigkeitskommers einladen wollte, um endlich der Abstinenz einen wirkungsvollen Dienst zu erweisen. Auch ein Schlemmeressen von zehn Gängen zur Förderung spartanischer Lebensweise sei hiermit bestens empfohlen.

Sensation um jeden Preis

Die Tagespresse hat mit ihrer rohen und lärmenden Lust an Sensationen unsere Nerven so abgestumpft, daß wir so leicht nicht mehr erschrecken. Mitunter aber begegnet man auf diesem Gebiet doch einer moralischen Perversität, die im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit angehalten werden muß.

Als die grauenvollen Verbrechen des Mörders Sternickel jeden redlichen Menschen schaudern machten, brachte das Berliner Tageblatt in seinem Feuilleton (also in seinem Kunst- und Kulturteil) in hervorgehobenem Druck unter dem Titel „Sternickel" einen Artikel, der nicht gerne mit dem Tag dahinwelken sollte.

Zunächst greift der talentvolle Verfasser in die Saiten, um auf seine besondere Art den feigen Meuchelmörder anzusingen. Ein Name voll Saft und Kraft! Kein Schwachmatikus! Kein Schwindsuchtskandidat! Kein Dummkopf! Ein empfindsames Gemüt, das die unschuldigen Tauben liebt, ganz wie es bei einem echten Räuber der Räuberromantik sein soll. Daher ein erfolgreicher Held bei den Weibern. —

Was den Räubern der Räuberromane eine gewisse volkstümliche Romantik verschaffte, war der Umstand, daß eine mißhandelte und unterdrückte Bevölkerung sie als soziale Rächer empfand, die zudem im Kampf mit den obrigkeitlichen Gewalten im Stile Karl Moors ihr Leben heldenhaft aufs Spiel setzten. „Rinaldini, edler Räuber", heißt es in dem bekannten Lied. Wir brauchen vor unseren Lesern kaum zu erwähnen, daß von diesen Eigenschaften keine auf den feigen Hund paßt, der seine Opfer hinterrücks überfiel, wehrlose Weiber niederschlachtete und einen kräftigen Mann nur mit Hilfe von drei bis vier Spießgesellen zwang, trotzdem er ihn meuchelmörderisch anfiel. Die Räuberromantik (nicht Mörder- und am allerwenigsten Meuchelmörderromantik) ist in diesem Fall nur die gefälschte literarische Form, in der das Gift der Mörderverherrlichung dem deutschen Volk beigebracht werden soll. —

Nachdem der feuilletonistische Berliner-Tageblatt-Dichter zunächst mit einer gewissen Wucht in die Saiten stürmte, wird er schließlich elegisch und schreibt:

„Was hätte aus diesem kräftigen Menschen werden können, wenn ihn die Vorsehung nicht als Müllerknecht und Meuchelmörder in die Welt gesetzt hätte? Vielleicht wäre er ein guter Schauspieler geworden, die Anlagen dazu hat er gewiß; vielleicht ein Taubenzüchter und Tierhändler; vielleicht gar ein Hüter des Gesetzes, der Mörder gewissenhaft aufzuspüren verstand ... Und nun, Sternickel —?"

Ach ja, ach ja, welch hoher und edler Geist ward hier zerstört! Es hätte nur anderer Lebensumstände bedurft, dann hätte uns seine Mörderseele mit künstlerischen Offenbarungen beglückt! Was macht denn den Schauspieler eigentlich aus? Er weiß sich auf der Bühne zu verstellen. Das aber wußte der vortreffliche Sternickel der Polizei gegenüber auch. Quod erat demonstrandum.

Man weiß nicht recht, ob man weinen oder lachen soll, wenn einem ein derartiger ästhetischer Jargon begegnet. Es braucht vor meinem Publikum nicht erst ausgeführt zu werden, daß der Schauspieler selbstverständlich wie jeder andere Künstler seine wahre innere Natur nicht verbirgt, sondern im Gegenteil durch sein Spiel offenbart. Mit den gemeinen Verstellungskünsten der Verbrecher hat das schauspielerische Talent so wenig zu tun wie etwa der feuilletonistische Mitarbeiter des Berliner Tageblatts mit dem Empfinden des deutschen Volkes. —

Zum Schluß wird dann festgestellt, daß Herr Sternickel in diesem Fall mit Blut werde zahlen müssen, und dann heißt es:

„Ein Ruhm aber wird ihm bleiben, der Ruhm des letzten Räubers und — der Neid aller derer, die ihr Leben lang im Schatten der Moral vergebens um ein Hundertstel der Beachtung ringen, wie sie heute der Mordbrenner August Sternickel findet."

Merken wir uns das also: der entartete Jammerbursche hat immerhin einen „Ruhm" erstritten. Und während jeder gesunde Mensch vor dem Gedanken schaudert, daß iemals

einer aus seinem Blut eine derartige Beachtung fordern könnte, regt sich in der verfaulten Seele dieses Schriftstellers der Neid. Und Herr Sternickel wird zu einer Art von Übermensch, der im Licht seiner Morde immer noch in seiner besonderen Art über die triumphiert, die im „Schatten (!) der Moral" leben. Wir wollen offen aussprechen, daß uns gegenüber dieser raffinierten Vergiftung jeder gesunden seelischen Regung selbst die gemeinsten Kolportageromane relativ harmlos vorkommen wollen. —r.

*

Aus seinem Redaktions-Papierkorb

Wenn man etwas in den Papierkorb tut, geschieht es wohl durchweg in der Absicht, das Hineingeworfene dem Kehricht zu weihen. Der „Berliner Lokal-Anzeiger" scheint anders darüber zu denken. Er holt das, was er in der Aufwallung eines besseren Gefühls beiseite geschoben hat, alsbald wieder aus der Versenkung hervor, um die Abfälle seines Redaktionstisches den Lesern zur „Belustigung" darzubieten. Der „Lokal-Anzeiger" wird ja seine Leserschaft genügend kennen, und es ist seine Sache, wenn er ihr zumutet, sich über Zuschriften zu belustigen, die allerhand herzlich alberne Randbemerkungen in „Poesie" und Prosa enthalten. Aber überaus bezeichnend ist es, wenn das doch sonst so von Gesittung triefende Blatt mit offensichtlichem Schmunzeln Briefstellen zum besten gibt, die ein nettes Zeugnis von der moralischen Minderwertigkeit ihrer Verfasser ablegen. Da wendet sich z. B. eine „Mutter von drei erwachsenen Töchtern aus den besten, höheren, adligen Kreisen" vertrauensvoll an die Redaktion und bittet um Angabe von Badeorten, in denen sich „nachweisbar die meisten reichen, unverheirateten Amerikaner (nur auf solche wird reflektiert!) befinden". Ein Ungar ersucht, ihm gegen Nachnahme Ansichtskarten einer „süßen" Berliner Schauspielerin zuzusenden, deren Reize er in einem Budapester Theater entdeckt hat. Den Vogel schießt aber eine an die „liebe L.-A.-Redaktion" gerichtete Zuschrift ab, die so viel zartes Gemüt durchleuchten läßt, daß sie im Wortlaut Platz finden möge:

„Es ist das sehr betrübend, daß der Krieg unterbleiben soll, es wäre doch so interessant zu lesen gewesen. Ich bin deswegen in letzter Zeit schon morgens um 9 Uhr aufgestanden, ward aber jedesmal enttäuscht. Mein Mann sagt zwar auch, es ist besser, wenn der Krieg unterbleibt, aber das sind ja keine Männer, sondern Waschlappen. Kriege sind von Gott eingesetzt und von jeher geführt worden. Was soll auch mit den vielen gewöhnlichen Menschen geschehen, wo sollen die schließlich hin? Schon jetzt ist das Fleisch deswegen so teuer. Frau Dr. H."

*

Ein Fest der Schönheit

In Hamburg erlebten wir ein Schauspiel, das im Zirkus Busch auch dem Berliner Publikum in seiner ganzen hinreißenden Schönheit geboten worden ist. Der ausführende Künstler führt den Namen Mac Norton und muß in mehr als einer Beziehung als bahnbrechend bezeichnet werden. Ich bitte, dieses Wort in seinem vollen, wörtlichen Ernst zu nehmen: bahnbrechend. —

Wenn das erwartungsvolle Publikum beisammen ist, betritt der Künstler im Frack die Manege, zieht sich aus und steht nun in einem gefälligen Trikotkostüm vor den Zuschauern. Um das Fest der Schönheit anzudeuten, das geboten werden soll, befindet sich hinter ihm als Dekoration ein Palmenhain.

Er gießt nun hintereinander 50 Glas Wasser (um das alkoholische Bewußtsein des männlichen Publikums zu schonen, in einer dem Bier ähnlichen Färbung) in den Magen hinab. Um den Zuschauern die Leistung in all ihren Stationen genau einzuprägen, stellt er nach je 10 Glas vor dem Palmenhain ein Schild auf, das die Zahl der verschlungenen Gläser meldet. Bei dieser Gelegenheit muß er leider der Menge den Rücken kehren, so daß man sein geistreiches Gesicht

nicht beobachten kann. Hat man aber einen günstigen Seitenplatz erwischt, sieht man, wie er die soeben verschlungenen 10 Glas nach besten Kräften wieder in den Palmenhain speit. Von gewiegten Ästhetikern des Zirkus ist mir versichert worden, daß gerade hierin ein ganz eigentümlicher Reiz zu finden sei.

Um diesen eigenartigen Reiz auch dem ganzen Publikum zugänglich zu machen, wird darum der Vorgang des Speiens auf offener Bühne wiederholt. Der Impresario bemerkt mit schalkhaftem Humor, daß Mac Norton von den Wascheinrichtungen der Eisenbahn unabhängig sei, und damit hat der Mann die redlichste Behauptung von der ganzen Welt aufgestellt. Mac Norton speit nämlich das verschluckte Wasser über die Hände und wäscht sich auf diese Weise. Um seine Fertigkeit in dieser schönsten aller Künste zu zeigen, speit er außerdem auch in einen Eimer — bald hoch im Bogen, bald in einem mehr gemessenen Strahl. Er ist ein Künstler in seinem Fach.

Nachdem das ästhetische Empfinden des Publikums auf diese Weise angeregt ist, verschlingt er ein halbes Dutzend *Goldfische* und zum Dessert ein halbes Dutzend *Frösche*. Brauche ich erst zu sagen, daß ihm diese angenehmen Tiere wieder lebendig zum Mund herauskommen?

Wenn das Fest der Schönheit beendet ist, muß der Künstler freilich seinen angeschwollenen Bauch schleunigst hinter die Kulissen retten, um dort den Rest des verschluckten Wassers auszuspeien. Warum er nicht auch das vor den Augen des Publikums tut, weiß ich nicht. Aber so viel weiß ich: Wer mir in Zukunft abstreiten will, daß der Zirkus ein ästhetischer Kulturfaktor ist, dem sende ich eine schwere Pistolenforderung. — kj.

*

Von unseren Vornehmen

Zwei Inserate. Das erste vortrefflich aufgemacht, mit breitem, weißen Rahmen, der es von all dem kleinen Gemüse vorteilhaft trennt.

„Der **Direktor**
einer vornehm zusammengesetzten, prosperierenden Industrie-Aktiengesellschaft sucht behufs Durchführung einer **äußerst gewinnbringenden Transaktion** Anschluß an sozial bestgestellten **Privat-Kapitalisten**, der *M* 50 000 bis *M* 100 000, teils gleich, teils später, zur Verfügung stellt.

Glänzende Verzinsung gesichert — evt. **Aufsichtsratsstelle**, verbunden mit **gutem Einkommen** zu besetzen.

Selten günstige Gelegenheit für höhere Militärpersonen oder Beamte a. D., auch Rentiers oder vermögende Damen erster Gesellschaftskreise, Anschluß an **vornehmes** Unternehmen bei gutem Einkommen, **sicherem Gewinn und glänzenden Chancen** zu erlangen.

Ernste Reflektanten — mit Ausschluß jeder Vermittlung — belieben möglichst ausführlich gehaltene Anträge vor Jahresschluß einzusenden unter ‚Persönliche Verhandlung' an . . .“

Man müßte im Originaldruck der Anzeige sehen, wie groß der Direktor dieser vornehm zusammengesetzten Industriegesellschaft ist. Und wie ritterlich ist dieser Mann, bei welchem doch sicherlich die Geldmänner nur so antichambrieren, daß er sein Füllhorn der glänzenden Chancen, mit Ausschluß jeder Vermittlung, den Herren oder Damen der alten Gesellschaftskreise zuwenden will, wenn sie „behufs“ dessen bei ihm einen „Antrag“ stellen.

Das zweite:

„**Hausdame.**
Alleinstehender junger Mann von 30 Jahren sucht per sofort für seinen vornehmen Haushalt in Bremen eine evangelische, gebildete, unabhängige junge Dame im Alter bis zu 25 Jahren. Dieselbe muß den Haushalt selbständig leiten können und nimmt Vertrauensstellung ein. Bei Bewerbungen ist Bild beizufügen. Off. unt. . . . hauptpostlag. erbeten.“

Ganz recht. Wer sich in unserm Jahrhundert des Kindes schon per sofort einem vornehmen Junggesellen-Haushalt ergibt, der soll nicht auf dem kanonischen Alter der Pfarrersköchinnen bestehen. Wo bliebe vielleicht der Respekt, wenn die Dame nicht entsprechend in der Maienblüte und vollends, wenn „dieselbe" nicht unabhängig ist?

Wie vornehm ist die Sprache doch geworden! H.

*

Die „Intellektuellen"

Die Leser werden die Menschensorte schon kennen, die das Ansehen des menschlichen Verstandes mißbrauchen, indem sie ihn mit ihrer inneren Wesenheit in Verbindung bringen. Sie sind die Gescheiten; sie sind die Intelligenten, sie sind so unendlich klug, daß sie sich nur mit einem Namen bezeichnen können, der von der Intelligenz selber abgeleitet ist.

Wenn sie in die Welt blicken, sind sie von lauter Banausen umgeben. Wo ist der gewöhnliche Sterbliche, der ihnen ebenbürtig wäre? Wenn ein Mensch tatkräftig an der Politik seines Landes teilnimmt, ist er von vornherein ein Parteibanause. Wenn er sich zu einer bestimmten Philosophie bekennt, ist er ein Idiot. Wenn er gewisse moralische Anschauungen noch nicht verlernt hat, ist er ein Philister. Wenn er das gläubige Pathos Schillers liebt, gehört er unter die höheren Töchter. Er braucht nur irgendwie greifbare Gedanken zu denken, um sofort minderwertig zu sein. Die Intelligenz der Intellektuellen beruht eben darin, daß sie alle geistigen Werte wie Scheidewasser zersetzt. Nur die Auflösung, in der man die Würmer der Verwesung kriechen sieht, ist ihnen eine ehrwürdige Sache. Im übrigen ist alles nichts und das Nichts ist alles. —

Wer die Herrschaften persönlich kennt, wird ihnen schwerlich eine Zeile widmen mögen. So lächerlich sie aber persönlich auch sind, so sicher können sie als sozialer Typ eine gewisses Interesse beanspruchen. Wenn reiche Gesellschaftsschichten langsam verfaulen, entstehen die Intellektuellen als eine peinliche Begleiterscheinung. In der Fäulnis, in der sie heimisch sind, haben sie jeden Glauben verloren; nur die Fäulnis, nur die Auflösung selber scheint ihnen noch etwas Wesenhaftes zu sein.

Wer an die Zukunft glaubt, ist ein Narr. Wo sollte auch eine Zukunft herkommen, wo alles nach Fäulnis riecht? Wer von philosophischen oder moralischen Begriffen überzeugt ist, muß notwendig ein Schwachkopf sein. In ihrer Welt hat die Fäulnis alle Begriffe zersetzt, so daß eben die Fäulnis schließlich selber als einziger Begriff übrig geblieben ist. Was sie allein schätzen, ist die Skepsis, nicht etwa die notwendige Skepsis des erkennenden Denkers, der ihnen von vornherein eine komische Figur ist und sein muß. Was sie schätzen, ist die korrupte, übelriechende Skepsis, die wie ein Dunst aus fauligen Gründen aufsteigt. In den Wahnvorstellungen ihrer eigenen Eitelkeit sind sie „intellektuell". In Wirklichkeit sind sie die beschränkten Spießbürger einer engen, verfaulenden Welt. Sie gleichen den Menschen, die nur das riechende stehende Gewässer im innersten Winkel einer Bucht kennen. Den Glauben an das Meer haben sie verloren, weil sie zu feig und beschränkt waren, um jemals aus ihrer Bucht herauszukommen.

Die Zeitungen wissen zu melden, daß sie in Wien eine „Freie Bühne der Intellektuellen" gegründet haben, die (selbstverständlich!) mit Wedekind eröffnet werden soll. Wir normalen Menschen können nur wünschen, daß sie sich auch an anderen Orten organisieren möchten. Wenn die Früchte ihrer „Intelligenz" sichtbar werden, wird man bald erkennen, mit was für verächtlichen Schafsköpfen man es zu tun hat.

E. Sch.

*

Kritik der Kritik

Im Unterhaltungsteil der Deutschen Tageszeitung nimmt sich Wilhelm Poeck einen dieser jungen Männer vor, die dadurch das literarische Kritikeramt heutzutage üben, daß sie mit Hilfe von ein paar modern gewordenen Redensarten das Wenige, was noch in seinem

dichterischen Inhalt geistig und männlich ist, als „moralisch“ dem Achselzucken preiszugeben suchen. Der Fall ist nicht gleichgültig, da es einen so feinen und treuen Beurteiler unserer Bildung und öffentlichen Verhältnisse betrifft, wie den verstorbenen „Fritz Anders“, Pastor Allihn, von dem auch die ganz köstlichen zwei Bände „Skizzen aus dem heutigen Volksleben“ sind, die ursprünglich in den alten, noch Grunowschen Grenzboten erschienen. Gleichgültig ist nur der junge Herr, der einen solchen Mann modern überlegen abzutun gedachte, dem er nicht an die aufgekrempelten Beinkleider reicht.

Die treuen und guten Männer, zumal wenn sie herzensdeutsch, nicht bloß hurrahdeutsch sind, haben bei uns keine „Presse“. Der Freiwillige gilt nichts, man meint ihm nichts zu schulden; nur mit dem Geschäftssinn, und wenn er die verzerrtesten Formen annimmt, um aufzufallen, wird paktiert, zum mindesten wird er dem Publikum nicht totgeschwiegen. Mit um so hellerer Freude las ich jene gründliche Kopfwaschung, auch wenn es die eines hohlen war.

Vielleicht ist es ein Zeichen, ein Anfang. Daß auch die deutschen Schriftsteller der aufbauenden Richtung beginnen, eine selbstachtungsvollere Gemeinbürgschaft zu üben. Wenn dies Fortsetzung findet, wird es eines Tages auch wieder, ohne daß man sich lächerlich macht, erlaubt sein zu betonen, daß z. B. der so gründlich von den gewissen Jungen abgetane „moralische“ Em. Geibel ein sich turmhoch über sie erhebender Poet und Mann gewesen ist. Ed. H.

*

Sprachgeburten

Sonst las man in den Theaterkritiken wohl von Hamlet-Darstellern. Soeben stoße ich auf die schöne, aber zeitgemäße Neuerung: „Alexander Moissi, der bekannte Reinhardt-Darsteller“.

Hat nun diese neue Sprachschöpfung vielleicht gewisse Beziehungen zu der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte, so lassen es aber auch unsere Hochbeamteten nicht an neuer Sprachverhunzung fehlen. Es ist erreicht: nach vorausgegangenen Wehen, die man in den Zeitungen monatelang verspürte, ist nunmehr, wie einst Athene dem Haupte des Zeus, der „Veterinärrat“ dem Haupte des zuständigen Ministeriums entsprungen.

In einigen Behörden gibt man sich Mühe, die Fremdwörter und die Fremdtitel auf eine glimpfliche Weise allmählich einzuschränken. Ist es nicht zum Tollwerden, daß nun wieder eine hohe deutsche Behörde, weil ihr nichts Besseres einfällt, einen ganz neuen Fremdtitel, der sich dazu noch so häßlich ausspricht, erschaffen muß? —d —

*

Vom deutschen Nationalgefühl

Der Goethebund in Dresden veranstaltet eine Reihe von Volksvorstellungen. Zur Aufführung sollen gelangen: „Mutterliebe“ von Strindberg, „Hille Bobbe“ von Adolf Paul, „Die Stimme der Unmündigen“ von Sven Lange und „Agafias Verlobung“ von Gogol. Strindberg ist Schwede, Adolf Paul Finnländer, Sven Lange Däne, Gogol Russe. Und nun wundern sich einige querköpfige Zeitungen, daß ein Goethebund für Volksvorstellungen die deutschen Klassiker nicht kennt!

Wir müssen offen gestehen, daß uns selten eine mehr sonderbare Verwunderung vorgekommen ist. Die Herren vom Dresdener Goethebund werden einfach in den letzten sechs Jahren die Berliner Theaterberichte gelesen haben, und dabei ist ihnen das Bewußtsein einer deutschen Literatur dann auf ganz natürlichem Wege abhanden gekommen. Wir begreifen die Verwunderung der querköpfigen Zeitungen um so weniger, als der Dresdener Goethebund sich geradezu auf Schiller berufen kann. „Stolz lieb' ich den Spanier“, heißt es im Carlos. Vom Deutschen ist an dieser entscheidenden Stelle mit keiner Silbe die Rede. kj.

*

Parsifal in Monte Carlo

Unter dem Protektorat des Fürsten Albert hat die Spielhöllengesellschaft durch den Impresario Günzbourg in Monte Carlo am 1. Februar Wagners „Parsifal“ zur Aufführung gebracht, in der offensichtlichen Absicht, daraus wirksame Reklame zu schlagen und den Verkehr der Spielbank zu heben. Die Entscheidung lag bei dem Fürsten, der sich schließlich dem Verlangen der Spielbankgesellschaft fügte. Bezieht er doch von ihr für seine Person jährlich 2 Millionen Mark Gewinnanteil, ferner 4 Millionen Mark für die Verwaltung des Fürstentums. Außerdem erhielt er noch für die Verlängerung der Spielbankkonzession bis zum Jahre 1963 eine Abfindung von rund 20 Millionen Mark. Wer so viele Millionen ausgibt, will gebieten, und wer sie einnimmt, muß gehorchen. Das Ansehen des Fürsten kann ohnehin nicht tiefer sinken und wird nicht gehoben werden, auch wenn er alljährlich als gefeierter Gast in Berlin erscheinen sollte. P. D.

*

Hervorragend schöne Landschaften

Das Spandauer Schöffengericht hat zwei Kaufleute freigesprochen, die von Kreisausschuß und Amtsanwalt auf die Entfernung von Geschäftsschildern verklagt waren, die sie auf den Wiesen am Brieselang nahe der Berlin-Hamburger Bahn aufgestellt hatten. Die Klage hatte sich darauf gestützt, daß die Schilder das Landschaftsbild verunstalteten; der Verteidiger machte dagegen mit Erfolg geltend, daß in den Verordnungen, die Landschaften vor Verunstaltung schützen sollen, von „hervorragenden“ Landschaften die Rede sei. Eine landschaftlich hervorragende Gegend seien jedoch die Wiesenflächen, auf denen die Schilder stehen, nicht. Wirklich hervorragende Landschaftsschönheiten finde man in Deutschland höchstens am Rhein, im Harz oder im Riesengebirge. Dort wechseln Berg und Tal, Wälder und Seen in hervorragend schöner Weise ab. —

Das Schöffengericht ist sich wohl nicht klar darüber gewesen, welche Ungeheuerlichkeit in einem solchen Urteil über die Natur liegt. Das steht unter der übelsten Sternchenwirtschaft des Baedekers. Denn dieser bringt schließlich für jede Provinz unseres Vaterlandes bei einzelnen Gegenden die auszeichnenden Sternchen an, zeigt also damit die Erkenntnis, daß das „landschaftlich Hervorragende“ etwas Relatives ist.

Die Anschauung über das landschaftlich Schöne ist aber auch einem dauernden Wechsel unterworfen, wie ein Blick auf die Landschaftsmalerei zeigt, wo ein Zeitalter verabscheut, was das andere begeistert aufsucht.

Doch entscheidend ist, daß der Geist des Gesetzes wieder einmal zugunsten des Buchstabens vergewaltigt wird. Es soll doch nicht die Natur an sich, sondern der Naturgenuß für den Menschen geschützt werden. Was nutzt es dem gehetzten und gepeinigten Großstädter, daß „hervorragende“ Landschaften in den Alpen geschützt werden, wenn die Natur in seiner Nähe so verschandelt wird, daß der Genuß an ihr, die Erholung in ihr nicht mehr möglich ist. Was nutzt jener Schutz, wenn durch die Zerstörung aller Heimlichkeiten den Anwohnern die Freude an der Natur ihrer Heimat zerstört und damit das Heimatsgefühl untergraben wird, wovon die „Landflucht“ so bitter ernst Zeugnis gibt. In diesem höchsten Sinne gibt es überhaupt keine Natur, die nicht „hervorragend schön“ für große Menschengruppen ist und in diesem menschlichen Interesse geschützt werden müßte. Schlimm genug, wenn große technische Werke ohne solche Naturzerstörung nicht möglich sind — bei wirklich gutem Willen wäre es fast immer der Fall —. Daß die Natur aber dem kleinlichen Reklamegeschäftsgeist preisgegeben wird, ist eine Roheit, die bittere Folgen nach sich ziehen muß. K. St.

Verantwortlicher und Chefredakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck.
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Redaktion des Türmers, Berlin-Schöneberg, Bozener Str. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Nach der Lithographie J. Kriehubers radiert von Leo Kayser



Im somnambulen Zustand angefertigt

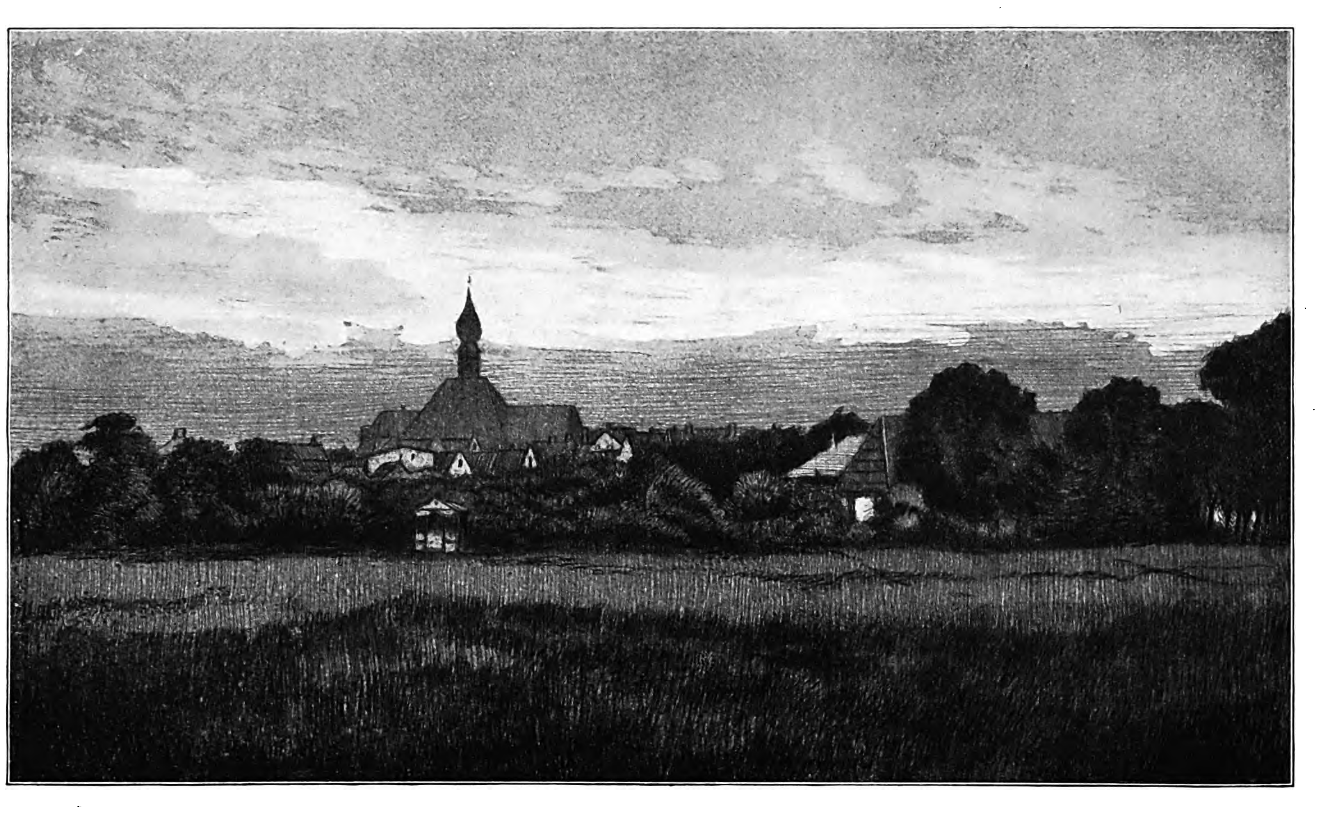


Frieda Gentes

Im somnambulen Zustand angefertigt



Frieda Gentes



Blick auf Wesselburen — Radierung von Leo Kayser

Zwei Sensen

Otto Soltau

(Mit Genehmigung des Verlags Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf)



XV. Jahrg. Oktober 1912. Heft 1

Vier Lieder
von
E. Jaques-Dalcroze

I
REGENLIED
O. J. Bierbaum

Andante tranquillo

GESANG

KLAVIER

pp

Re - genö - de,

Re - gen-ö - de, Him-mel, Land und See;

al-le Lust ist Last gewor - den, und das Herz tut


klingt, und ich hör', wie ih-re See - le mü - - - de
Sehn - sucht singt.
rit.
a tempo
pp
Re - genö - de, Re - genö - de,
Himmel, Land und See;
al le Lust ist Last gewor-den,
p
und das Herz tut weh.
pp

II
DAS LIED VON FERNE
O. J. Bierbaum




leer und rund umher Garbe an Garbe steht. Und im-mer
doch, und immer noch ein Lied wie herge - weht. Nun Herbst und kalt, und
Win - ter bald, und al - les ü - ber - schneet, und
doch, und doch, und im - mer noch ein Lied wie her - ge -
un poco rit.
a tempo
un poco rit.


f a tempo
dim.
weht. O reiches Feld, o rei - che Welt, durch die mein Leben
f a tempo
col Péd.
dim.
geht, als wie ein Hauch,
pp
mein Le-ben auch, ein Lied wie her - ge -
weht, wie her - geweht, wie her - ge - weht.
dim.
pp
pp dim.

III
GRUSS



Moderato molto

GESANG

KLAVIER

p *pp*

So viel Stern am Him-mel ste-hen, so viel Schäf-lein als da ge-hen in dem grü - - nen Feld, so viel Vö - gel als da fliegen, als da hin und wie - der flie-gen, so viel

pp


trübt.
Weiß nicht,
mf
p
ob auf die-ser Er-den, nach viel Trüb-sal und Beschwerden, ich dich
pp
cresc.
wie-der se-hen soll.
Was für
cresc.
mf
string.
f
Wel-len, was für Flam-men schlagen ü-ber mir zu-sam-men, ach, wie
animando


un poco rit.
groß ist mei-ne Not.
pp
Mit Ge-
un poco rit.
p
Tempo I
cresc.
duld will ich es tra-gen, al-le Mor-gen will ich sa-gen: o mein
pp
cresc.
f
string.
Schatz, wann kommst zu mir? Al-le A-bend will ich sprechen, wenn mir
f
string.
string.
f
rall.
mei-ne Äug-lein brechen: o mein Schatz, gedenk an mich! Ja, ich
string.
f
rall.


f
will dich nicht ver - ges - sen, wenn ich soll - te un-ter-des-sen auf dem
p
Tod - bett schlafen ein...
riten.
pp
Auf dem
dim.
riten.
pp
Ped.
*
Più lento
Kirch - hof will ich lie - gen wie das Kind - lein in der Wie-gen, das die
Lieb' tut wie - gen ein.
pp
dim.
ppp


und ich mag nicht wie - - - - - gen
um ein ein - zi - ges Ei...
Mei - ne Mut - ter hat ge -
sagt, ich soll die Mägdlein ver - ra - ten, sie wollt' mir auf den
p
cresc.


p
Mein Schätz - lein hat ge -
un poco rit.
a tempo
sagt, ich soll sein ge - den - ken,
un poco rit.
a tempo
er wöllt mir auf den



XV. Jahrg. November 1912 Heft 2

I

Herbstständchen

(AUBADE D'OCTOBRE)

M. J. Erb, Op. 67, No. 4

Andantino espress. ♩= 66

PIANO

mf *pp* *espress. e rit.* *accel.* *molto cresc.* *f* *longa* *sfz* *a tempo, più vivo* *mf* *con fantasia*

Mit freundlicher Bewilligung des Verlegers Johann André, Offenbach a/M.

Più lento, molto espress.

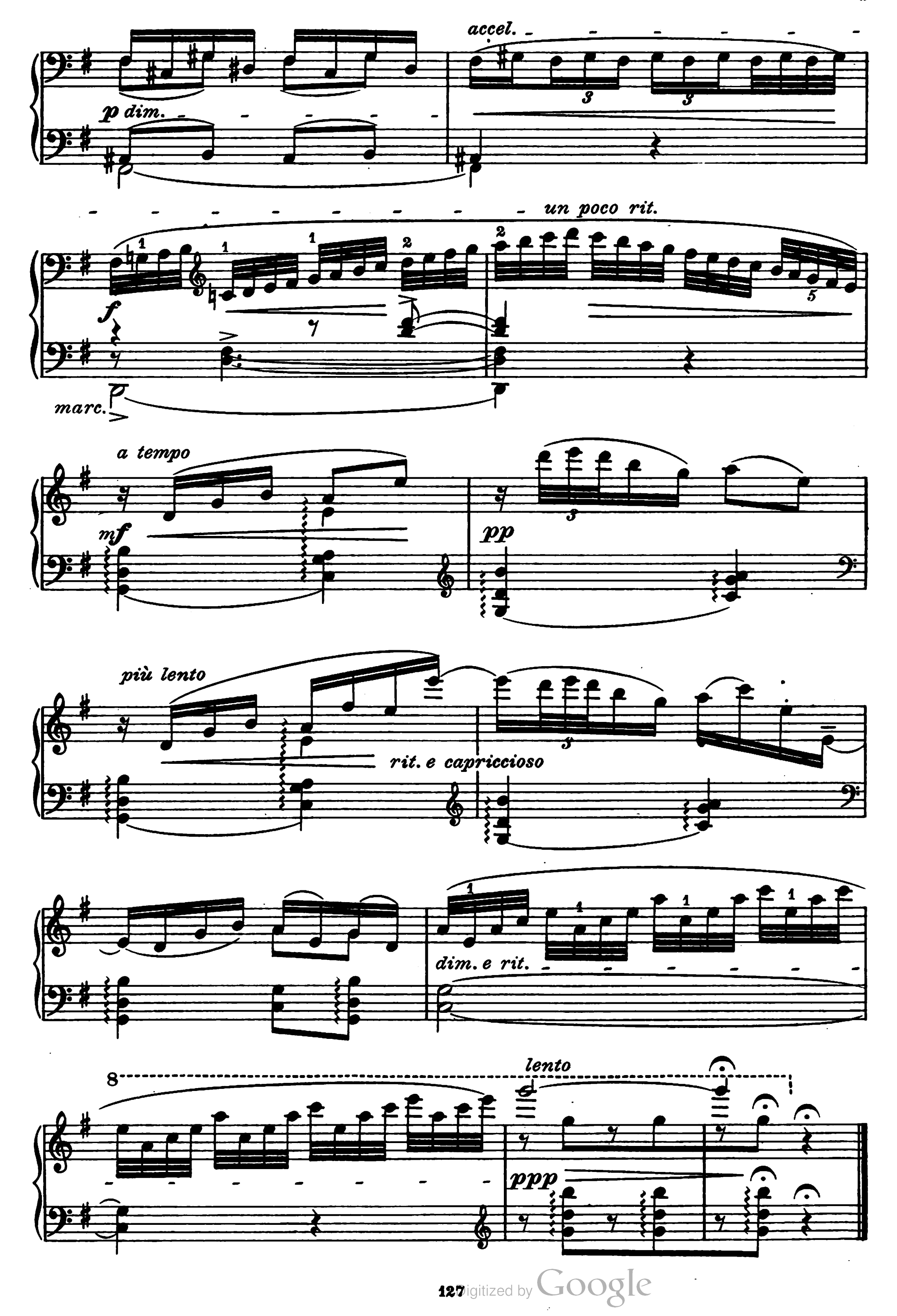
espress. *mp* *quasi recit.*

poco accel. *ben espress.* *dim.* *rit.* *longa* *sf*

a tempo espress. *pp*

quasi recit.

poco string. *mf ben espress.* *rall. dim.* *longa*



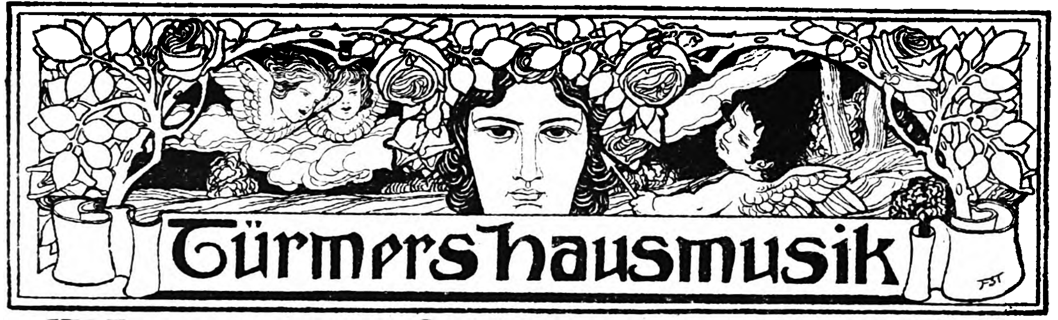
accel.
p dim.
un poco rit.
f
marc.
a tempo
mf
pp
più lento
rit. e capriccioso
dim. e rit.
lento
ppp

II
Glaube
(Friedrich Lienhard)

M. J. Erb, Op. 65, No. 3




rall.
dir, zu dir, der mich hier ein - ge-senkt.
dim.
sfz
sfz
espress.
più mosso
Dei - ne Stür - me fah-ren da -
her, da-hin, dei - ne Lenz - luft lockt,
cresc.
dei - ne Mond - nacht taut.–



XV. Jahrg. Dezember 1912. Heft 3

Drei Kinderlieder

von

Martin Frey

I
VOM GUTEN HÜNDCHEN*)

(Z. u. M. Frey)

Aus Op. 37
„Musikalisches Bilderbuch"

GESANG *mp*

1. Un - ser klei - ner schwarzer Strupp hat vier wei - ße Pfötchen,
2. Strupp ist ei - ne treu - e Seel', gibt auf Wunsch das Pfötchen,
3. Das bekommt Herrn Strupp nicht gut: Murr hat schar - fe Kral-len!

PIANO *mp*

1. Stirn und Schnurrbart sind schneeweiß, weiß das Che - mi - sett - chen.
2. bellt und niest auch auf Be - fehl, läßt sich gar nicht nöt' - gen.
3. Ach, die dämp - fen Struppchens Mut! Wem sollt's auch ge - fal - len!



*) Zum ersten Abdruck überlassen

II

HASENJAGD *)

Gust. Falke

Aus Op. 37
„Musikalisches Bilderbuch"

Leicht und lebhaft

GESANG

PIANO

Ri-sche, ra-sche, ru-sche, der Ha-se sitzt im

p stacc. legg.

Bu-sche; ri-sche, ra-sche, ru-sche, der Ha-se sitzt im

Etwas lebhafter

Busche. Woll'n wir mal das Le-ben wa-gen?

rallent.

mf

legato



*) Zum ersten Abdruck überlassen


rusche, der Hase sitzt im Bu-sche.
a tempo
Ru-sche, ra-sche, ri-sche, der Ha-se sitzt bei
a tempo
Ti-sche. Ru-sche, ra-sche, ri-sche, der Ha-se sitzt bei
rit.
Ti-sche. Siehst du dort im grü-nen Kohl ihn?
rit.


Flink, nun lauf mal hin und hol ihn!
Ru-sche, ra-sche,
sfz
ri-sche, der Ha-se sitzt bei Ti-sche.
rit.
p a tempo
Ri-sche, ru-sche,
8
pp
rit.
p a tempo
ra-sche, hast du ihn in der Ta-sche? Ri-sche, ru-sche,

III

SCHLUMMERLIEDCHEN

Adolf Holst



Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Steingräber in Leipzig entnommen aus „Fünf neue Kinderlieder von Martin Frey, Op. 29" (Edition Steingräber No. 1679)



XV Jahrg. Januar 1913 Heft 4

Präludium

Mit etwas Bewegung

Felix Lederer-Prina, Op. 19 No. 1

PIANO

p

p


poco accel.
wieder
breiter werdend
breit
p
mp




mp
accel.
ff
rit.


Tempo I
p
ruhiger
p

An den Herrn

(Richard Schaukal)

O. R. Hübner

Hoheitsvoll

PIANO

f *ff* *pf* *p* *sf* *f* *breit* *mf* *stark* *ausdrucksvoll* *mp* *f*

Du, in den wir mün - den, Du, aus dem wir er - wacht: —

Wer, wer darf Dich ver - kün - - den, der Du Dich selbst er - dacht!

Der Du ü - ber den Zei - ten thronst in Un - end - lich - keit,

ü - ber die Mee - re glei - ten Schat - ten von Dei - - nem Kleid.

Mit gütiger Erlaubnis des Komponisten entnommen dem 2. Heft seiner „Schlichten Lieder" (Leipzig, Verlag P. Pabst)



XV. Jahrg. Februar 1913 Heft 5

Verschneit

(J. E. von Grotthuß)

Eduard Baumert

Langsam und düster

GESANG

PIANO

sempre legato

p

Weiß däm-mert ein See, von Kie - fern um-

poco cresc.


cresc.
sehr ruhig
säumt. Schnee, tie-fer Schnee, und al-les
schwer
träumt.
poco a poco cresc.
Die Nacht noch so fern, der
weich
zurückhalten
Tag schon so grau, nicht Son-ne noch Stern, nicht Sonne noch Stern, die
weich
zurückhalten


Etwas bewegter
cresc.
f
ritard.
Nacht noch so fern, der Tag schon so grau, nicht Son - - ne noch
ritard.
Tempo I
p
Stern, und ich ste - he und schau,
p
p
p
noch langsamer
den Weg zu - rück, wie war er so weit! Und Ju - gend und
noch langsamer
Glück ver - schneit.
rit.

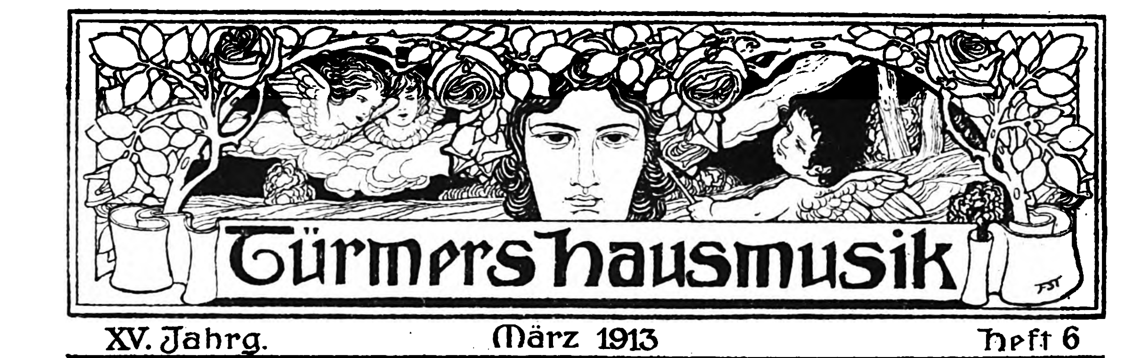


Herrn GUSTAV HINDERER gewidmet
Am Abend
(Martin Greif)
Nachdruck verboten
Aufführungsrecht vorbehalten
Th. Boss, Op. 12
Innig, mit tiefster Empfindung
GESANG
PIANO
p legato
p
1. A - bend - ne - bel ziehn und
2. Ach, auf im - mer - dar ver -
pp
con Pedale
1. wal - len um der stil - len
2. schwun - den ist der Ju - gend
1. Ber - ge Schnee; fer - ne
2. Lust und Glück, und kein


1. Glok - ken ü - berm See
2. Seh - nen bringt zu - rück
1. klin - gen sehn - lich und ver - hal - len,
2. je - ne won - ne - vol - len Stun - den,
dim. e rit.
I. Str. Belebter
II. Str. Lastend
1. klin - gen sehn - lich und ver - hal - len! Was ich floh, das
2. je - ne won - ne - vol - len Stun - den! Schwer be - drückt von
ppp
mf
1. faßt mich wie - der; ach! ich fühl mich so al - lein!
2. Schuld und Feh - le wird Er - in - ne - rung mir Pein:


1.Him - mel, gieß den gold - nen Schein
2.Him - mel, gieß den gold - nen Schein
flebile
1.dei - ner Ster - ne auf mich nie - der!
2.dei - nes Lichts mir in die See - le!
1.Him - mel, gieß den gold - nen Schein dei - ner Ster - ne
2.Him - mel, gieß den gold - nen Schein dei - nes Lichts mir
cresc.
sfz
dim.
1.auf mich nie - der!
2. in die See - le!
rit.
p
p
immer schwächer
pp


Fräulein LUISE SCHMID gewidmet.
Nebel
(Lenau)
Nachdruck verboten
Aufführungsrecht vorbehalten
Th. Boss, Op.17 Nr.2
Sostenuto
GESANG
PIANO
p
Du trü - ber Ne - bel
hül - lest mir das Tal mit sei-nem Fluß, den Berg mit sei-nem Waldre-vier und
je-den Sonntags-gruß! Nimm fort in dei-ne grau-e Nacht die Er - de weit und
pp
breit! Nimm fort, was mich so trau - rig macht, auch die Vergangen - heit.
ppp



XV. Jahrg. März 1913 Heft 6

Zwei Gedichte

von

Friedrich Hebbel

I

AUF EINE UNBEKANNTE

Peter Cornelius, Op. 5 Nr. 3

Langsam, dem Sänger folgend

GESANG

PIANO

p

Die Däm-me-rung war längst her-ein-ge-

bro-chen, ich hatt' dich nie ge-sehn, du tratst her-an, da hat dein

pp

Mund manch mil - des Wort ge - spro - chen in heil' - gem

Etwas verweilend.

Ernst, der dir mein Herz ge - wann. Still, wie du

p

nah - test, hast du dich er - ho - ben und sanft uns al - len gu - te

Nacht gesagt, dein Bild war tief von Finsternis um - wo - ben,

p *pp*

nach dei - nem Na - men hab' ich nicht ge - fragt.


Etwas bewegter
Nun wird mein Au - ge nim-mer dich er -
p
ken - nen, wenn du auch einst vor - ü - ber gehst an
mir, und hör' ich dich von frem - der Lip - pe
p
nen - nen, so sagt dein Na - me selbst mir nichts von
cresc.
dir, so sagt dein Na - me selbst mir nichts von


Noch belebter
dir. Und den-noch wirst du e-wig in mir
drängend
cresc.
le - ben, gleich wie ein Ton lebt in der stil-len
p
Luft, und kann ich Form dir und Ge-stalt nicht
cresc.
mf
ge - ben, so reißt auch kei-ne Form dich in die
cresc.
f
Gruft. Das Le-ben hat ge-heim-nis-vol-le
pp
pp


Stun - den, da tut selbst herr-schend die Na - tur sich kund; da
blu - ten wir und füh-len kei-ne Wun - den, da
mf
p
fp
bewegt
freun wir uns, und freun uns oh - ne Grund. Viel -
mf
sfz
leicht wird dann zu flüch - tig - stem Ver - ei - ne Ver -
p
cresc.
wand - tes dem Ver - wand - ten nah gerückt, viel-leicht, ich
cresc.


schau - dre, jauchze o - der wei - ne, ist's dein Emp - fin - den, welches mich durch-
mf
Ossia.
mf
Ruhiger
rit.
zückt, vielleicht, ich schau - dre, jauchze o - der wei - ne, ist's dein Emp-
rit.
cresc.
Ossia.
rit.
cresc.
fin - - den, welches mich durch-zückt.
pp
pp

II

ABENDGEFÜHL

Peter Cornelius
Nachgelassenes Werk




Herz? Freu - de, wie Kum - mer, fühl' ich, zer-
p
rann, a - ber den Schlum - mer führ-ten sie lei - se her-
pp
an. Und im Ent-schwe-ben, im-mer em -
3
pp
por, em - por, kommt mir das Le - ben ganz wie ein
3
Schlum - mer-lied vor.

